Enc. 253 b/5

Digitized by Google

<36605915790011

<36605915790011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Rheiniſches

Converſations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Geſellſchaft rheinländiſcher Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Fünfter Band.

F. – Gri.

Original-Ausgabe.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Cenſur-Behörde.

Köln und Bonn,

Comptoir für Kunſt und Literatur.

1825.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

F.

F, der ſechſte Buchſtabe im deutſchen A b c, welchen man, weil er durch ein Zuſammenſtoßen der Lippen und mit einem ziſchenden Ausſtoßen der Luft hervorgebracht wird, einen Blaſelaut zu nennen pflegt. — In der Muſik heißt F die vierte diatoniſche Klangſtufe unſeres Tonſyſtems. Auch wird der Buchſtabe f. und ff. in der muſikaliſchen Abbreviatur für Forte und Fortiſſimo geſetzt. — F drückt in den römiſchen Zahlen 40 aus; wenn es aber oben mit einem Striche oder Punkte verſehen iſt, 40.000. — Bei den Kaufleuten zeigt f. fein, ff. ſehr fein, fff. außerordentlich fein, F. folio an. F. r. (folio *recto*), *F. v.* (folio verso), jenes das erſte, dieſes das zweite oder danebenſtehende Blatt eines Buches. Auch bedeutet F. fatto, um in den Wechſeln anzuzeigen, daß nach dem eben laufenden Curſe gewechſelt worden ſey. — Fl. fl. oder ff. iſt die Abbreviatur für Gulden (Florins). — Auf den preußiſchen Münzen zeigt es an, daß ſie in Magdeburg, auf den franzöſiſchen, daß ſie in Angers, auf den öſterreichiſchen, daß ſie in Halle in Tyrol geprägt worden ſind. — Die Aerzte bedienen ſich deſſelben auf den Recepten, um dadurch fiat, d. h. es geſchehe oder werde, auszudrücken. — F. M. heißt fiat mixtum, es werde gemiſcht. F. a. l. (oder F. l. a.) bedeutet: fiat artis lege, ſo wie F. s. a. fiat secundum artem, d. h. es geſchehe oder werde nach der Apothekerkunſt gemacht oder präparirt. — Als chemiſches Zeichen bedeutet F. oder Fl. flores. — ff. iſt die Abbreviatur für Digesta oder Pandekten. — Fr. oder fr. heißt Frank. — fro. oder frco. heißt franco, poſtfrei.

Fa (Muſik) drückte nach der ältern von Guido v. Arezzo eingeführten Solmiſation denjenigen Ton aus, der auf der heutigen Tonleiter F heißt; zugleich zeigte es aber auch jeden an, der mit dem vorhergehenden nur einen halben Ton ausmachte.

Fabel, ſ. Apolog.

Faber (Tanaquil), franz. le Fèvre, einer der witzigſten und ſcharfſinnigſten Kritiker des 17ten Jahrhunderts, geb. 1615 zu Caen, ſtudirte mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit die Alterthumswiſſenſchaften, und wußte ſich die Gunſt des Cardinals Richelieu in einem ſolchen Grade zu erwerben, daß dieſer ihm eine anſehnliche Penſion verlieh, und als Corrector in der Buchdruckerei des Louvre anſtellte. Nach dem Tode ſeines Gönners ging er nach Langres, bekannte ſich zur reformirten Kirche, und wurde Profeſſor an der Hochſchule zu Saumur, wo er mit großem Ruhm und dem glänzendſten Beifalle lehrte. Indem er im Begriffe ſtand, einem Rufe des Churfürſten von der Pfalz nach Heidelberg zu folgen, ſtarb er 1672. Faber hat ſich um die Erklärung Anakreons, Longins, Phäders u. A. große Verdienſte erworben.

Digitized by Google

Fabianus, ein römiſcher Papſt, Nachfolger von Anterus 236, erlitt 250 unter Decius den Märtyrertod. Die ihm zugeſchriebenen Dekretalen ſind untergeſchoben.

Fabius, der Name vieler berühmter Staatsmänner und Feldherren des römiſchen Volkes, welche ihre Abkunft von Herkules herleiteten. Die waffenfähige Mannſchaft dieſes Heldengeſchlechtes (306 an der Zahl) ſtarb im Kampfe gegen die Vejeter (477 v. Chr.) einmüthig den Heldentod für's Vaterland. Die vorzüglichſten Sprößlinge dieſes hochberühmten Geſchlechtes ſind: 1) Quintus Fabius Maximus Verrucoſus, bekannter unter dem Beinamen Cunctator, der Zauderer, welchen er ſich im zweiten puniſchen Kriege durch ſein kluges Vermeiden der Treffen erwarb, war einer der größten Feldherren Roms, und rettete ſein Vaterland, als es nach der unheilbringenden Schlacht am See Traſimen dem Untergange nahe ſchien. Hannibal war eben im Begriffe, mit ſeinem ſiegreichen Heere auf Rom loszugehen, als der Senat einen Befehlshaber mit unumſchränkter Gewalt zu wählen beſchloß, welcher im Stande ſey, dem karthaginienſiſchen Feldherrn die Spitze zu bieten. Die Wahl fiel auf unſern Fabius Maximus, welcher eben ſo tapfer als vorſichtig war, und ſeinen Zug gegen Hannibal mit dem feſten Vorſatze antrat, jede offene Schlacht zu vermeiden, aber alle Bewegungen des Feindes zu beobachten, ſeine weitere Fortſchritte einzuſchränken, und durch Entziehung der Lebensmittel ihn ſo zu ſchwächen, daß er endlich von ſelbſt in einem von Karthago ſo entfernten Lande, wie Italien, zu Grunde gehen mußte. Deswegen folgte er ihm auf allen ſeinen Zügen, ſuchte immer die Anhöhen zu behaupten und den Feind in beſtändiger Beſorgniß zu erhalten. Hannibal, welcher die verderblichen Plane ſeines Gegners ſehr wohl einſah, verſuchte alles Mögliche, um ihn zu einer offenen Feldſchlacht anzureizen. So ließ er ihm einſt ſagen: „Iſt Fabius ein ſo großer Feldherr, wie er uns glauben machen will, ſo ſteige er in die Ebene herab, und nehme die Schlacht an, die ich ihm biete.“ Fabius aber antwortete ihm: „Iſt Hannibal ein ſo großer Feldherr, als er zu glauben ſcheint, ſo zwing' er mich, die dargebotene Schlacht anzunehmen.“ Kurz, Fabius brachte durch ſein unwandelbares Zögern den Hannibal dahin, daß er auf dem Rückzuge aus Kampanien, in dem engen Paſſe von den Römern eingeſchloſſen wurde, und er das Schickſal des Flaminius am See Traſimen würde getheilt haben, wenn ihn nicht jene bekannte Liſt mit den Ochſen gerettet hätte. Durch dieſen Vorfall zunächſt und durch die Unzufriedenheit ſeiner Krieger, welche die Urſache ſeines Zögerns nicht einſahen, wurde er, unter dem Vorwande, ein feierliches Opfer zu bringen, vom Senate zurückberufen, und dem Minutius Felix, einem unvorſichtigen und verwegenen Feldherrn, die Hälfte ſeiner Gewalt übertragen. Dieſer griff die Karthaginienſer an, ward aber vom Hannibal geſchlagen, und ſeine ganze Armee wäre zu Grunde gegangen, wenn nicht Fabius zu ſeinem Beiſtande herbeigeeilt wäre. Gerührt von dem edlen Benehmen des Fabius, berief Minutius nach der Schlacht ſeine Soldaten zuſammen, legte ſeine Gewalt nieder, und führte ſie nach einer rührenden Anrede wieder in das Lager des Diktators, ihres Beſchützers, zurück. Nach Beendigung des Feldzugs ſchlug ſein Nachfolger, Terentius Varro, jene unglückliche Schlacht bei Cannä, in welcher faſt das ganze römiſche Heer theils aufgerieben, theils gefangen genommen wurde. Als Fabius mit Hannibal über das Löſegeld der gefangenen Römer unterhandelt hatte, und der Senat ſeinen Vertrag nicht genehmigte, verſilberte er ſeine Güter, und löſte mit deſſen Ertrage ſein Wort. Sein fünftes und letztes Conſulat machte er durch die Belagerung und Einnahme von Tarent merkwürdig. Im J. Roms 552 endete er in hohem Alter ſein ruhmwürdiges Leben. — 2) Quintus Fabius

Digitized by Google

Rutilius oder Rullianus, war mehrmals Diktator und Conſul, ſchlug die Samniter, Hetrurier, Umbrier und andere Völker, und ſtarb ungefähr 300 J. v. Chr. — 3) Quintus Fabius Maximus Aemilianus, ein Sohn von Lucius Aemilius Paulus Macedonikus, Bruder des jüngern Afrikanus Scipio, wurde von dem Sohne des Cunktators adoptirt, ward im J. R. 608 Conſul, und ſiegte in Spanien gegen Viriathus. Sein Sohn Quintus Fabius Allobrogikus (weil er die Arverner und Allobrogen beſiegte) ward 631 Conſul, und im J. R. 644 Cenſor.

Fabius Pictor (Quintus), der erſte Römer, der eine Geſchichte ſeines Vaterlandes ſchrieb, lebte um 216 v. Chr. Seine Geſchichte iſt aber verloren gegangen. Livius gedenkt ſeiner mit großem Lobe. — 2) Fabius Doſſennus oder Dorneſus, verfertigte kleine luſtige Stücke oder Poſſen in oskiſcher Sprache, welche von der Stadt Atella im Lande der Osker atellaniſche Spiele heißen. Horaz, Seneca und Plinius reden von dieſem Dichter; doch iſt die Zeit, wann er gelebt, unbekannt. — 3) Serv. Fabius Pictor, ein geſchickter Juriſt und Geſchichtsſchreiber um 600 d. St., von dem ſich ebenfalls Nichts erhalten hat. — 4) Fabius Ruſticus, Geſchichtsſchreiber unter den Kaiſern Claudius und Nero, Freund Seneca's, deſſen Tacitus mehrmals rühmlichſt erwähnt.

Fabliers, ein Wort, welches in der altfranzöſiſchen Poeſie die Erzähler der Mährchen (Fabliaux) bezeichnet, welche, in einem meiſt komiſchen und muthwilligen Style abgefaßt, zur Erhöhung der Unterhaltung bei feſtlichen Angelegenheiten dienten. Vor den Kreuzzügen ſcheinen ſie ſchon im Oriente üblich geweſen zu ſeyn. Vergl. Le grand Fabliau ou contes du 12 et 13 siècle. Paris 1779; deutſch, Halle 1793.

Fabre d'Eglantine (Philippe François Nazaire), ein gefeierter franzöſiſcher Schriftſteller, geb. zu Carcaſſonne im J. 1755, begann ſeine Laufbahn auf der Bühne, von der er aber, da er wenig Beifall in einem Fache fand, für das er keine Talente beſaß, bald wieder abtrat. Seine ausgebreiteten Kenntniſſe in Wiſſenſchaften und Künſten jedoch machten ihn in der großen Geſellſchaft beliebt, und Gelehrte, wie Nichtgelehrte, ſuchten ſeinen Umgang. Der Preis der wilden Roſe (Eglantine), den er von der Akademie zu Touloſe bei den Blumenſpielen (ſ. d. Art.) für die Erſtlinge ſeiner literäriſchen Arbeiten erhielt, gab ihm ſeinen Beinamen: „Eglantine." — Seine literäriſchen Erzeugniſſe, welche zu Erwartungen berechtigten, wurden von ſeiner Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit ſehr getrübt. Sein unruhiger Geiſt war nicht zufrieden mit dem Lorbeer, welchen die friedlichen Muſen um ſeine Stirne wanden; ſondern er wagte ſich in die damals ſtürmevolle politiſche Laufbahn, und theilte, als Deputirter beim Nationalconvent, die excentriſchen Meinungen eines Danton, Camille Desmoulin, und anderer Häupter der Cordeliers. Zur Zeit der furchtbaren September-Scenen war er Sekretär des Juſtizminiſters Danton; und ſogar bezeichnet man ihn als den Anſtifter des gräßlichen Dekrets, welches verbot, weder Engländer noch Hannoveraner zu Gefangenen zu machen. Gewiß iſt, daß Fabre eine feige, ſchwache Seele beſaß, die ſtets bereit war, der ſiegenden Partei zu huldigen. Er war grauſam aus Leichtſinn, wüthend aus Stolz, und verſchmähte kein Mittel, welches ihn zu Reichthum und Macht hätte führen können. Robespierre zitterte vor ſeinem Unternehmungsgeiſt, und ſuchte und fand bald eine Gelegenheit, ihn zu ſtürzen. Man beſchuldigte ihn, mit den Gütern der indiſchen Compagnie Unterſchleiſe getrieben und falſche Dekrete zu ſeinem Privatvortheile verfertigt zu haben, und, obgleich er ſich ziemlich zu rechtfertigen wußte, ſo gab dieſe Anklage nichts deſto weniger dem Revolutionstribunale den Grund, am 5. April 1794 ſein Todesurtheil auszufertigen.

Digitized by Google

Mit der größten Niedergeſchlagenheit ging er den Weg des Todes, nachdem er noch vorher unter ſeine Mitgefangene einige ſeiner Manuſkripte ausgegeben hatte, die dadurch vom Untergange gerettet wurden. Er war der Verfaſſer des neuen Decimalcalenders. Nimmt nun gleich Fabre die Achtung der Mit- und Nachwelt als geſetzgebendes Glied nicht in Anſpruch, ſo darf ihm dieſelbe doch keineswegs als Dichter verſagt werden. Die Anlage ſeiner Stücke iſt einfach und durchdacht; ſeine Karaktere ſind kräftig, voll Feuer, und gut gehalten, und der Zweck ſeiner Drama's iſt moraliſch. Unter ſeinen Luſtſpielen zeichnen ſich aus: 1) Le Présomptueux, ou l'Heureux Imaginaire, 1790. 2) L'Intrigue épistolaire, in 5 Akt., wurde viel gegeben, und mit Vergnügen geſehen. 3) Le Philinte de Molière, ou la suite du Misantrope, 1790. 4) Le Collatéral, 1792. 5) Les Précepteurs, erſchien erſt nach des Verfaſſers Tode, ſowie ſeine ſämmtlichen Werke, welche in 2 Bdn. in 8. 1802 zu Paris unter dem Titel: Oeuvres mélées et posthumes de Fabre d'Eglantine, herauskamen.

Fabretti (Raphael), ein berühmter Alterthumsforſcher, geb. zu Urbino 1619, widmete ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaften auf der Schule zu Cagli, erhielt daſelbſt den Doktorhut, und begab ſich hierauf nach Rom, wo er die Bekanntſchaft mit den Denkmälern des Alterthums machte, zu denen ihn ſeine unüberwindliche Neigung hinzog. Nachdem er in Staatsangelegenheiten eine Geſchäftsreiſe nach Spanien gemacht hatte, ernannte ihn der Papſt Alexander VII. zum Schatzmeiſter des heil. Stuhles, und dann zum Rechtsanwalte der päpſtlichen Geſandtſchaft bei dem Hofe zu Madrid. Auf dieſem Poſten, den er 13 Jahre zur Zufriedenheit des römiſchen Stuhles behauptete, verwandte er ſeine Muſe auf das Studium der archäologiſchen Wiſſenſchaften, in welchen er es zu einem hohen Grade wiſſenſchaftlicher Vollendung brachte. Mit der Ernennung des Carlo Bonelli, damaligen Nuntius in Spanien, zum Kardinal, reiſte Fabretti mit dieſem nach Rom, bei welcher Gelegenheit ihm die aufbewahrten Denkmäler des Alterthums in Frankreich und Oberitalien, Stoff zu den ſcharfſinnigſten Unterſuchungen darboten. In der Hauptſtadt des Kirchenſtaates angelangt, wurde er mit der Würde eines Appellationsgerichtsrathes am Capitoliniſchen Gerichtshofe überraſcht, welche Dienſtfunktion ihm noch Zeit genug gönnte, ſeinen Lieblingsſtudien mit dem bisherigen Eifer obzuliegen. Nach mehreren Reiſen, die er mit dem Kardinal Caſi machte, fand er an dem Kardinal Gasparo Carpegna einen wohlwollenden Freund und Gönner, unter deſſen vielgeltender Aegide ihm alle Gelegenheit ward, ſich dem gründlichſten Studium der Archäologie hinzugeben. Seine erſten Schriften, welche er als Reſultat ſeiner Unterſuchungen über dieſen intereſſanten Theil des menſchlichen Wiſſens herausgab, erwarben ihm die Achtung des ſtimmberechtigten Publikums, bis auf die, des Holländers Gronovius, mit welchem er über die Interpretation einiger Stellen im Titus Livius in einen Federkrieg gerieth, der nicht ganz ohne Verletzung des Dekorums, von beiden Parteien, eine geraume Zeit geführt wurde. Eine tiefe Forſchungsgabe zeigte Fabretti bei Unterſuchung der, unter dem Namen Table iliaque bekannten, im Muſeo Capitolino befindlichen, auf die Belagerung von Troja ſich beziehenden Basreliefs; und bei der vom Kaiſer Claudius angelegten unterirdiſchen Kanäle, zum Abfluſſe der Gewäſſer des Sees Fucinus. Einen reichen Schatz archäologiſcher Kenntniſſe ſchloß er dem Gelehrten in Erklärung ſeiner zahlreichen, von ihm entdeckten Inſchriften alter Denkmäler auf, ſo wie er als Aufſeher der Catacomben (ſ. d. Art.) unter Rom Schätze der Vergeſſenheit entriß, die würdige Denkmäler ſeines Namens bleiben werden. In der Folgezeit wurde er Sekretär des Papſtes Alexander VIII. und unter Innocens XII., Aufſeher der Archive

Digitized by Google

in der Engelsburg. Er ſtarb zu Rom den 7. Jan. 1700, und ſchrieb: De aquis et aquaeductis veteris Romae. Rom 1680, 4; Syntagma de Columna Trajani, cum Alphonsi Ciaconii Historia utriusque belli Dacici a Trajano gesti, ebend. 1683. Fol.; Inscriptionum antiquarum explicatio, ebd. 1699, Fol.; Ejusdem inscriptiones antiquae et addimentum cum emendationibus Gruterianis aliquot ebd. 1702. Fol. m. Kupf. Eine vom Kardinal Rivieri verfaßte Biographie von ihm findet man in Crescimbeni's Vite degli Arcadi illustri, und eine gleiche vom Abbe Macotti bearbeitete in Fabroni's Vitae illustrium Italorum.

Fabricius (Cajus), mit dem Beinamen Luscinius, wegen der Kleinheit ſeiner Augen, ein durch ſeine Unerſchrockenheit und Sitteneinfalt gleich ausgezeichnetes Muſter alt=römiſcher Tugend, war 471 und 475 der St. R. Conſul, und zeichnete ſich in den Kriegen gegen die Bruttier, Lukaner und Samniter aus, nach deren glorreichen Beendigung er in das Lager des Pyrrhus, Königs v. Epirus, geſandt wurde, um mit ihm über die Auslöſung der römiſchen Gefangenen zu unterhandeln. Pyrrhus, welcher in den Abgeſandten nur Ueberbringer von Friedensvorſchlägen vermuthete, ſtellte den Fabricius, deſſen Armuth ihm bekannt war, durch Anerbietungen von reichlichen Geſchenken auf die Probe. Da aber dieſer mit unerſchütterlicher Treue ſeinem Vaterlande anhing, ſuchte er ſeinen Muth durch plötzliches Hervortreten eines Elephanten zu erſchüttern, den er im Saale hinter einem Vorhange verſteckt hatte, und der plötzlich ſeinen Rüſſel auf den Kopf des Römers legte. Allein der unerſchrockene Republikaner brach bei dieſem Vorfalle, mit ſichtbarer Hoheit in die Worte aus: „Denkt denn der große König, deſſen *lockende Anträge* mich nicht wankend machten, mir durch das Geſchrei eines Thieres Furcht einzujagen?" Pyrrhus, erſtaunt über eine ſolche Seelengröße, behielt ihn nicht nur zum Abendeſſen bei ſich, ſondern erlaubte auch den Gefangenen, nach Rom zu dem Feſte der Saturnalien zu gehen, unter dem Verſprechen, nach der Feier wieder in die Gefangenſchaft zurückzukehren, welches ſie auch auf's Pünktlichſte hielten. Eine andere Probe ſeines geradeſinnigen Karakters gab Fabricius dem Pyrrhus, als er als Conſul (im J. Roms 473; 278 v. Chr.) ſich mit ſeinem Heere ſchlagfertig gegen ihn über gelagert hatte, und ſich des Königs eigener Leibarzt erbot, ihn gegen eine reichliche Belohnung aus der Welt zu ſchaffen. Fabricius aber lehnte dieſes feile Anerbieten ab, und ſetzte den König von der Treuloſigkeit ſeines Dieners in Kenntniß, welcher dieſe Nachricht mit den Worten empfing: „Bewundernswürdiger Fabricius! es würde eben ſo ſchwer ſeyn, die Sonne in ihrem Laufe aufzuhalten, als dich von der Tugend abwendig zu machen." Um ſich an Großmuth nicht übertreffen zu laſſen, ſchickte er ſogleich alle Gefangenen ohne Löſegeld nach Rom. Im J. d. St. 478 ward Fabricius mit dem Aemilius Papus Cenſor, und ſtieß den Cornelius Rufus aus dem Senate, weil man zehn Pfund gearbeitetes Silber in ſeiner Behauſung gefunden hatte. Da er bei ſeinem Tode kein Vermögen hinterließ, ſo übernahm der römiſche Senat die Ausſtattung ſeiner Töchter.

Fabricius (Georg), hieß eigentlich Goldſchmied, Rektor der Fürſtenſchule zu Meißen, Dichter und Componiſt, geb. zu Chemnitz 1516, wurde vom Kaiſer Maximilian zum Dichter gekrönt, und ſtarb zu Meißen den 13. Juli 1571. Man hat von ihm, außer mehrmals gedruckten Ausgaben des Virgil, Horaz, der Scholiaſten Donatus u. Servius: Disticha etc., Argent. 1546, 8.; Itinera etc. carmine descr., Leipzig 1747, 4., Baſel 1587, 8.; Epithalamia, Leipzig 1549—51, 4.; Poematum sacr. lib. XV. Baſel 1560, 16.; lib. XXV., ebd. 1567, 8.; Rerum Misnicarum, lib. VII., ebd. 1569, 4; Originum ill. stirpis Sax., lib. VII., ebd. 1597, Fol.; Jena 1618, Fol.; Saxoniae

illustratae, lib. IX., Leipzig 1606, Fol.; Rerum Germaniae et Saxoniae memorab. lib. II., ebd. 1609, Fol. 2) Guido, Boderianus genannt, franz. le Fèvre de la Boderic, einer der gelehrteſten Männer des 16. Jahrh., geb. zu la Boderic in der Normandie 1541, legte ſich beſonders auf orientaliſche Sprachen, und hatte, nebſt ſeinem Bruder Niklas, den größten Antheil an der Polyglottenbibel von Antwerpen, welche Ehre man gewöhnlich dem Arias Montanus (vergl. d. Art.) allein zuſchreibt. Er war Sekretär des Herzogs von Alençon, Bruder Heinrichs III., ſchrieb Vieles in Proſa und Verſen, und ſtarb 1598. 3) Franz, franzöſiſch le Fèvre, geb. zu Düren im Herzogthum Jülich 1524, ſtarb als Rektor zu Düſſeldorf 1573, und hinterließ, außer einer Ausgabe des Paulus Oroſius, Cöln 1582, und Bemerkungen über Terenz und Cicero's tusc. Quaest. Marci Tullii Ciceronis Historia per Consules descripta, Cöln 1564. 4) Johann, Abt zu Königsluther und Profeſſor der Theologie in Helmſtädt, geb. zu Altorf den 11. Febr. 1644, ward zuerſt Profeſſor der Theologie daſelbſt, und kam 1697 nach Helmſtädt. Im Jahr 1704 wurde er jedoch durch ſeine Schrift: Consideratio variarum controversiarum, quae inter Evangelicos et Catholicos Reformatosque agitantur, Helmſtädt, 4., Ed. II. 1715, des Synkretismus verdächtig, hatte viele Anfechtungen deßhalb, wurde 1709 in Ruheſtand verſetzt, und ſtarb den 29. Jan. 1729. Unter ſeinen übrigen Schriften iſt noch zu bemerken: Historia Bibliothecae Fabricianae, Partes IV., Wolfenbüttel 1714, 4. 5) Johann Albert, ein berühmter Polyhiſtor, geb. zu Leipzig den 11. Nov. 1668. Nach vollendeten Studien begab er ſich nach Hamburg, erhielt 1699 eine Anſtellung, und ſtarb den 30. April 1736. Außer der Ausgabe des Sextus Empirikus u. Anmerkungen über Dio Caſſius zeigte er ſich als ſcharfer Kritiker und kenntnißreicher Gelehrter, vorzüglich in folgenden Schriften: Bibliotheca graeca, Hamb. 1705 — 38, XIV. Vol. 4. Ed. IV. variorum curis ementatior atque auctior curante G. Ch. Harles, ebd. 1790 u. f. 4.; Bibliotheca latina, ebd. 1697, 8., Ed. V. auct. emend., ebd. 1721, 3 Bde. 8.; nunc melius delecta rectius digesta et aucta diligentia J. A. Ernesti, Leipzig 1773, 3 Bde. 8.; Bibl. lat. mediae et infimae aetatis, Hamb. 1734, 5 Bde. 8.; Vol. VI. addidit Chr. Schoettgenius, ebd. 1746, 8., vermehrt von J. D. Manſi, Padua 1754, 6 Bde.; Bibliographia antiquaria, Hamburg 1713, 4.; herausg. mit Zuſätzen v. Schafshauſen 1760, 4.; Codex apogryphus N. T. Ed. II., Hamb. 1719, 3 Bde. 8.; Bibliotheca ecclesiastica, ebd. 1718, Fol. 6) Johann Andreas, Rektor in Nordhauſen, geb. zu Dodendorf bei Magdeburg den 18. Jun. 1696, ſtudirte zu Helmſtädt, Leipzig und Jena, ward Docent in beiden letzten Orten, legte 1729 den Grund zu der Jena'ſchen deutſchen Geſellſchaft, ward 1740 Rektor in Braunſchweig, ging 1747 wieder nach Jena, 1753 nach Nordhauſen, wo er den 28. Febr. 1769 ſtarb. Er hinterließ mehrere philoſophiſche und theologiſche Lehrbücher und Schriften, und Abriß einer allgemeinen Hiſtorie der Gelehrſamkeit, 3 Bde. 7) Philipp Conrad, Hofrath und Profeſſor der Anatomie, Phyſiologie und Pharmacie in Helmſtädt, geb. zu Butzbach in Heſſen den 2. Okt. 1714, kam 1748 nach Helmſtädt, und ſtarb daſelbſt den 19. Jul. 1774. Er ſchrieb außer akademiſchen Schriften: Primitiae florae Butisbacensis, seu sex decades plantarum variarum prope Butisbacum sponte nascentium, 1743, Fol.; Enumeratio methodica plantarum horti medici Helmstadensis, 1759, 1763 und 1776, Fol.; Commentatio de animalibus Wetteraviae indigenis, Helmſt. 1749, 18.; Sylloge observ. anatom., 1759, 4.; Sammlung einiger medicin. Responsorum und Sektionsberichte, 2 Samml., n. Aufl. 1772, 8.

Digitized by Google

Fabricius (Johann Chriſtian), ein berühmter Entomolog, Schüler **Linné's**, geb. zu Tundern im Herzogthum Schleswig, unternahm Reiſen in verſchiedene Länder Europens, und befand ſich in Paris, als England an Dänemark den Krieg erklärte (1807). Aller Bitten ſeiner Freunde ungeachtet begab er ſich nach Kopenhagen, und ſtarb daſelbſt kurz nach ſeiner Ankunft 1807. Er hinterließ mehr, als 30 Werke voll tiefer Bemerkungen über ſeine Wiſſenſchaft; die vorzüglichſten ſind: Systema entomologiae, Flensburg 1775, 8.; Philosophia entomologica, Hamburg 1778, 8.; Entomologia systematica, Kopenhagen 1792—96, 7 Bde. 8.; Supplementum entomologiae systematica, ebd. 1778, 8.; Reiſe nach Norwegen, Hamburg 1779, 8.; Briefe über London, Leipzig 1784, 8.; Bemerkungen über Dänmark. Seine Autobiographie findet man in den Kiel. Blät. 1., 1. 185.

Fabrik, die Werkſtätte jeder Kunſtarbeit, welche Feuer und Hammer, oder venigſtens den Hammer und ſchneidende oder hauende Werkzeuge erfodert; im Gegenſatz von Manufakturen, wo meiſtentheils rohe Produkte zum Verbrauch vorbereitet werden, und vorzüglich Menſchenhände wirkſam ſind. Man muß alſo eigentlich ſagen: Eiſenfabrik, Tuchmanufaktur ꝛc. Oft aber werden beide Ausdrücke mit einander verwechſelt. Außerdem unterſcheidet man im gemeinen Leben die Fabriken und Manufakturen auch dadurch von den Handwerken, daß man unter jenen große Anſtalten verſteht, wo in einem großen Gebäude oder an einem gemeinſchaftlichen Ort mehrere Arbeiter zuſammen auf Koſten eines Unternehmers arbeiten; in weiterer Bedeutung aber auch alle einzeln wohnenden Arbeiter, die ein Unternehmer beſchäftigt und bezahlt. Die Fabrikarbeiten ſollten eigentlich beſſer, *geſchmack*voller und wohlfeiler ſeyn, wie dies auch namentlich bei den engliſchen der Fall iſt. Eines der beſten Mittel zur Aufnahme der Fabriken und Manufakturen ſind die Schauanſtalten. Ueber das Fabrik- und Manufakturweſen, die beſondern Privilegien und Gerechtſame deſſelben, ſind eigene Schriften vorhanden. — **Fabrikat**, das Erzeugniß der Fabrik. Die Malerei bezeichnet mit dieſem Ausdruck alle im Gemälde dargeſtellten Gebäude, wenn ſie nicht der Hauptgegenſtand des Gemäldes ſind.

Fabroni (Angelo), ein berühmter italieniſcher Biograph, geb. zu Marradi den 7. Septemb. 1732, ſtudirte zu Rom philoſophiſche und mathematiſche Wiſſenſchaften, worauf er von dem Prälaten **Bottari** zum Stellvertreter ſeiner Canonikatsgeſchäfte zu St. Maria in Transtevere ernannt wurde. Seine literäriſche Laufbahn begann er mit: Vitae Italorum eruditione insignium, qui seculis XVII et XVIII floruerunt, 18 Bde., nach welchem er ſein Giornali de lett. de Pisa 102 Bde. herausgab. 1773 vom Großherzog **Leopold** zu Florenz zum Erzieher ſeiner Prinzen ernannt, füllte das Studium der Biographieen ſeine Mußeſtunden aus. Nach mehreren Reiſen ins Ausland, ſtarb er als Proveditore an der Univerſität zu Piſa 1803. Außer ſeinem früher genannten Hauptwerke: das Leben der vorzüglichſten italieniſchen Gelehrten, worin er ſeine Autobiographie niederlegte, ſchrieb er noch: Laurentii Medicis magnifici vita, Piſa 1784. 2 Bde.; Magni Cosmi Medici vita, ebend. 1789, 2 Bde.; Leonis X., pontificis maximi vita, ebend. 1797; Francisci Petrarchae vita, Parma 1799; Elogi di Dante Alighieri etc., ebend. 1806.

Fabrot, Fabroti, Fabrettus (Charles Annibal), ein berühmter Rechtsgelehrter, geb. zu Aix in der Provence 1530, lehrte mit großem Beifall in ſeiner Vaterſtadt über geiſtliches und bürgerliches Recht, und ſtarb zu Paris den 16. Jan. 1659. Durch Bearbeitung der lib. Basilicoon (lat. vertit et gr. ed. Paris 1647, 7 Bde. Fol.), ſo wie durch die Anmerkungen über **Juſtinians** Inſtitutionen und Herausgabe der Werke von

Digitized by Google

Cedrenus, Chalkondylas Cujacii Opp., Par. 1658, 10 Bde. Fol., mit gelehrten Anmerkungen u. a. m., erwarb er ſich große Verdienſte.

Façade, die Außenſeite oder die äußere Anſicht eines Gebäudes, oder überhaupt die dem Auge des Zu- oder Beſchauers ſich darbietende Vorſtellung eines Gebäudes. Als ein Produkt der ſchönen Baukunſt, deſſen einzelne Theile ein ſyſtematiſches Ganze bilden ſollen, ſind die Façaden Zeichen des Geſchmacks in der Baukunſt eines Volkes.

Facit (ſoviel als Summe), diejenige Zahl, welche durch die Addition gefunden wird; gewöhnlich pflegt man das Reſultat einer jeden Rechnung mit dem Worte Facit zu belegen. — 2) Der Ausgang einer Sache.

Facciolato (Giacomo), ein ausgezeichneter italieniſcher Philolog, Profeſſor der Philoſophie in Padua, geb. 1682 zu Torreglia unweit Padua, ſtudirte, vom Cardinal Barbarigo unterſtützt, zu Trieſt und Padua und zeichnete ſich durch Geſchmack und Kenntniß der alten Literatur und als fleißiger philoſophiſcher Schriftſteller aus. Er war es, der eine neue Ausgabe des Calepiniſchen (nach ſeinem erſten Verfaſſer Ambroſius von Calepio ſo genannt) Wörterbuchs in ſieben Sprachen unternahm, wobei ihm ſein eben ſo thätiger, als gelehrter Schüler Forcellini kräftigen Beiſtand leiſtete, daß das Werk binnen 4 Jahren aus den Händen ſeiner Bearbeiter in die des Publikums (1719) übergehen konnte. Nach dieſem entwarf er den Plan zur Herausgabe eines großen lateiniſchen Wörterbuchs, welches, nach dem Vorbilde des italieniſchen Wörterbuchs della Crusca, alle Worte dieſer Sprache in ihren verſchiedenen Abweichungen, mit Stellen aus klaſſiſchen Autoren belegt, umfaſſen ſollte. Obgleich dieſes Unternehmen eine 40jährige Arbeit in Anſpruch nahm, ſo führte es dennoch Forcellini unter der Leitung Facciolato's aus. Auch beſorgte er mit demſelben Gehülfen eine neue Ausgabe des Lexikons von Schrevelius und dem Lexicon Ciceronianum von Nizoli, ſo wie er ſich durch Fortſetzung der Geſchichte der Univerſität Padua, welche Pappadopoli angefangen, und bis zum J. 1740 fortgeführt hatte, ſehr verdient machte. Er ſtarb 1769 mit Hinterlaſſung folgender Schriften, in welchen man einen körnigten und präziſen Styl lobt. Orationes X. de optimis studiis, Padua 1733. Orat. XVI., ebendaſ. 1767; Epist. lat. CXXXI. ebend. 1765 8. u. m. a.

Fachingen, ein Dorf im Herzogthum Naſſau, eine halbe Stunde von Dietz entfernt, iſt durch ſein Mineralwaſſer berühmt, das hier auf einer Wieſe, dicht am linken Ufer der Lahn hervorquillt, und als ein kühlendes, verdünnendes und erquickendes Getränk allgemein bekannt iſt. Die Zeit, wann dieſe Mineralquelle entdeckt wurde, iſt unbekannt; doch haben ſich deſſen die Einwohner des Orts und der Umgegend, ſchon ſehr frühe als eines herrlichen durſtlöſchenden Waſſers bedient. Den erſten Anlaß zur näheren Prüfung der Heilkräfte dieſes Waſſers ſoll vor ungefähr 80 Jahren ein Lahnſchiffer gegeben haben, welcher es trank, und dadurch von einer hartnäckigen Leibesverſtopfung befreit wurde. Schaarenweiſe drängten ſich nun die Bewohner zu dieſer Wunderquelle, und viele wurden durch ſie, ohne andere ärztliche Hülfe, von Uebeln mancherlei Art geheilt. Die Quelle ward nun aufgeräumt, und auf Veranlaſſung der damaligen Oranien-Naſſauiſchen Regierung ſorgfältig gefaßt. Von jener Zeit an ward das Fachinger-Waſſer in nahe und entfernte Gegenden, anfangs auf herrſchaftliche Rechnung, dann von Handelsleuten in Dietz, welchen der Brunnen in Pacht gegeben (jährlich 500.000 Krüge), verſendet. Badeanſtalten ſind nicht hier. Das Waſſer quillt zu jeder Jahreszeit, bei trockener und feuchter Witterung, mit Macht und in unerſchöpflicher Menge hervor. Es iſt hell, durchſichtig, ſtößt ſowohl, wenn man es aus der Quelle ſchöpft, als auch, wenn man es aus einer Flaſche in ein Glas gießt, unzählig viele kleine perlende

Digitized by Google

Luftbläschen aus, welches von der großen Menge Kohlenſäure, die dieſes Waſſer enthält, herrührt. Der Geſchmack des Waſſers iſt ſehr angenehm ſäuerlich, geiſtig, etwas ſalzig und erfriſchend. Dieſes Mineralwaſſer gehört zu den alkaliſch=ſaliniſchen Stahlwaſſern, und obgleich daſſelbe an feſten Beſtandtheilen ſehr reich iſt, ſo geht es doch durch die Harnwege ſehr leicht wieder ab, und beläſtigt den Magen und die Eingeweide weniger, als die meiſten Mineralwaſſer dieſer Art. Ueber ſeine Heilkräfte fällt Hufeland folgendes Urtheil: „Ein herrliches, wohlthätiges und höchſt wirkſames Mineralwaſſer, in manchen Fällen einzig in ſeiner Art. Sein Auszeichnendes beſteht in dem Reichthum von kohlenſaurem Gas, in Mineral=Alkali und deſſen Zuſammenſeyn mit einem nicht geringen Eiſengehalte. Es iſt daher ein auflöſendes Mittel, was nicht zuſammenzieht und verſtopft; von ganz vorzüglichem Werthe iſt es bei Hypochondriſten, welche an Verdauungsſchwäche und Säure leiden. Selbſt bei wirklichen Verhärtungen der Unterleibseingeweide, und der dem Magen nahe liegenden, mit der äußerſten Empfindlichkeit derſelben und des Magens, habe ſich dieſes Waſſer ganz allein vertragen und trefflich bekommen ſehen. Bei der langwierigen Verſäuerung des Magens, einem auch bei Hypochondriſten ſo gewöhnlichen, und in ſeinen Folgen ſo nachtheiligen Uebel, iſt es eines der größten Heilmittel. Bei Gicht und Nervenkrankheiten verdient es auch großes Lob." Von dieſem Waſſer wurden 1822, 463.767 Krüge abgeſetzt.

Fackeln der Sonne nennt man gewiſſe Theile der Sonnenfläche, die, durch ein Fernrohr geſehen, weit heller als der Sonnenkörper ſelbſt erſcheinen. Das Daſeyn derſelben hat ſich durch neuere ſehr genaue Beobachtungen eben ſo ſehr beſtätiget, als das Daſeyn der Sonnenflecken, dunkelſchwarzer, irregulärer veränderlicher Flecken, mit einem graulichen Rande. Die Beobachtung dieſer Flecken iſt wichtig, weil ſie auf einen Schluß von der Rotation der Sonne um ihre Axe leitet, die innerhalb 27 Tagen 9—10 Stunden, von Morgen gegen Abend, vollendet wird. Alles übrigens, was man über die Erklärung der Sonnenfackeln und Flecken, ſo wie überhaupt über die Natur des Sonnenskörpers, geſagt hat, beruht noch auf ſehr ungewiſſen Hypotheſen.

Fackeltanz, eine Nachfeier des Hochzeitfeſtes bei den Alten, wo bei der Flamme der Hochzeitfackel die muthwilligſten Geſänge zur Ehre des Gottes Hymen abgeſungen wurden (ſ. d. Art. Brautpaar). Da dieſe Sitte von Griechenland aus, auf römiſchen Boden verpflanzt wurde, ſo erſcheint derſelbige Gebrauch unter einigen Abweichungen bei den Römern unter dem Namen Fescennien (ſ. Brautpaar). Als Conſtantin der Große ſeine Reſidenz nach Byzanz verlegte, führte er den Fackeltanz bei Hofe ein, und ſelbſt die chriſtlichen Kaiſer des 4ten Jahrhunderts kennen dieſes Feſt unter dem Namen eines Hof= und Ceremonientanzes. Auch in die Turniere bürgerte ſich dieſes Feſt ein, und diente dazu, das Hochzeitgelage der Kaiſer und Könige zu verherrlichen. So tanzte auf dem Turniere, welches auf Veranlaſſung Heinrichs des Voglers angeſtellt wurde, der mit dem Siege bekrönte Ritter mit der Dame, die ihm den Dank geſpendet, ganz allein bei dem Scheine der Fackeln, welche ihm vor und nachgetragen wurden. Mit dem Verſchwinden der Turniere blieb dieſes Feſtes Sitte als ein würdiges Denkmal der ehrfurchtgebietenden Ritterzeit nur noch an fürſtlichen Höfen heimiſch, und pflegt noch in dem Zeitpunkte mit aller ergötzlichen Pracht und Feierlichkeit getanzt zu werden, wenn das hohe Paar nach dem Brautgemache geführt wird.

Facſimile nennt man die, einer Urſchrift in ihren feinſten Zügen und abweichenden Eigenthümlichkeit getreu nachgebildete und vollkommen ähnliche Copie. Gewöhnlich beſtimmt man nach den, in Kupfer gelieferten

Digitized by Google

Handſchriften berühmter Männer, nach Art und Weiſe der Schriftzüge das Alter einer Schrift, oder man ſucht nach Lavaters aufgeſtellter, und von Andern weiter ausgeführter Meinung, etwas Karakteriſtiſches daraus zu finden.

Factor, 1) Commiſſionär, zum Ein- und Verkauf, Waarenempfang und Verſendung; einige dienen nur Fürſten und Herren, Hoffactors, Hofagenten; andere ganzen Handlungscompagnieen; noch andere ſind über gewiſſe Manufakturen und Fabriken geſetzt, oder ſie ſind bei Bergwerken als Aufſeher angeſtellt, Stockfactors, Stollenfactors, oder bei Eiſenhütten, Farbenwerken, beim Foſſilienverkauf, Foſſilienfactors ꝛc. der an fremden Orten für die Geſchäfte einzelner Kaufleute, oder endlich als Handlungsdiener in großen Kauf- oder Buchhandlungen und Buchdruckereien, als Stellvertreter des Principals nach deſſen Tode oder in deſſen Abweſenheit; dieſe werden auch Disponenten genannt. Dazu ſind nicht nur beſondere Eigenſchaften des Karakters, ſondern auch mancherlei Kenntniſſe erfoderlich, namentlich im Rechnungsweſen. Denn der Factor hat mit ſeinem Principal eine doppelte Rechnung zu führen: a) eine Currentrechnung (Conto corrente) und b) eine Zeitrechnung (Conto di Tempo) für das, was noch einige Zeit hinaus zu laufen hat. Ferner muß der Factor auch Münz- und Wechſelkenntniß beſitzen; 2) im Aſſecuranzfach, diejenigen, welche von Schiffseigenthümern, Güterverladern ꝛc. allgemeine oder beſondere Ordre zur Verſicherung derſelben erhalten haben. — Factor, in der Arithmetik ſoviel als Efficient; in der Rechenkunſt die Zahlen, welche man mit einander multiplicirt; diejenige Zahl, welche daraus hervorgeht oder erwächſet, heißt factum oder Produkt. — Factorei, Factoreihandlung, a) Commiſſionshandlung, Ein- und Verkauf von Waaren für Andere; b) Niederlage von Waaren an fremden Orten.

Factur, Rechnung für Waaren, die für eines Andern Conto eingekauft worden ſind, oder ein Verzeichniß der Waaren, die ein Factor ſeinem Principal, ein Commiſſionär ſeinen Committenten, ein Compagnon oder Kaufmann dem andern überſchickt. Sie muß mit den überſandten Waaren in allen Nummern, Stücken, Maaßen und Gewichten genau übereinkommen. Gemeiniglich werden die Facturen entweder zu Ende der Avisbriefe, oder auf beſondere Blätter geſchrieben und in die Briefe mit eingeſchloſſen. Die Facturen müſſen enthalten: das Datum oder den Tag der Verſendung, den Namen des Verſenders und deſſen, dem ſie gehören, die Zeit der Bezahlung, den Namen des Fuhrmanns, die Zeichen und Nummern der Packete, Kiſten und Fäſſer, die Gattungen, Qualität und Quantität der Waaren, wie ſie eingepackt ſind, ihre Nummern, Gewichte und Maaße, ihren Preis, die Unkoſten, Zölle, Commiſſions- und Mäklergebühren, Vorſchüſſe ꝛc., wovon am Schluß der Hauptbetrag ausgeworfen werden muß. Daher ſagt man, daß man ſeine Waaren auf den Fuß der Factur verkaufe, anſtatt nach den eigenen Koſten. Die Schnur, woran die Facturen, Avis- und ähnliche Briefe angereiht werden, heißt Facturband. Man hält auch wohl ein eigenes Facturbuch oder Waarenrechnungsbuch, worin im Anfang jeder Seite die Jahrzahl, am Rand das Datum und den Monat des Einkaufs und der Contoüberſendung, an die Seite linker Hand das Zeichen der Factur und der Waaren ſelbſt, enthalten iſt. Was auf Zeit gekauft iſt, ſteht in Credit, was aber contant gekauft iſt, in Debet. Die Facturen ſelbſt ſind entweder die von den für fremde Rechnung eingekauften und verſendeten Waaren, oder für ſolche, die man in Commiſſion verkauft, oder wohin verſchickt, um für unſere Rechnung verkauft zu werden, oder von ſolchen, die in einer Geſellſchaftshandlung begriffen ſind, kurz alle Rechnungen, die man nicht ſogleich ab-

Digitized by Google

ſchließt, und doch auch nicht in das Hauptbuch eintragen will. Formulare hiervon findet man unter andern in Berghaus Handbuch für Kaufleute.

Factum, 1) in hiſtoriſcher Bedeutung, Thatſache, d. i. Begebenheit, deren Wahrheit auf glaubwürdigen Zeugniſſen beruhet. 2) Im philoſophiſchen Sinne a) überhaupt, was unmittelbar erkannt, nicht aus andern Datis geſchloſſen wird, eine wirkliche Erfahrung, z. B. daß der Magnet Eiſen an ſich zieht, iſt ein Factum, nicht aber, daß eine feine Materie davon der Grund iſt; b) inſonderheit, nach einer erweiterten Bedeutung, die Kant dem Begriffe gab, Factum der Vernunft, das Bewußtſeyn einer Vernunfthandlung. α) Der empiriſchen Vernunft, iſt ein ſynthetiſcher Satz a priori, deſſen wir uns durch Beziehung auf Anſchauungen, alſo mittelbar, als eines Vernunftgeſetzes, bewußt werden, z. B. das Geſetz der Cauſſalität. β) Der reinen Vernunft, ein ſynthetiſcher Satz a priori, deſſen wir uns ohne Beziehung auf eine reine oder empiriſche Anſchauung, und ohne Zergliederung eines andern Vernunftdatums, unmittelbar bewußt werden. Die theoretiſche Vernunft hat ſolche Facta nicht. Denn die Theoreme der Mathematik beziehen ſich alle auf reine Anſchauung. Nur die reine praktiſche Vernunft ſtellt die Idee der Freiheit als die einzige reine Thatſache der Vernunft auf, die an ſich keiner Darſtellung in der Anſchauung, und folglich auch keines theoretiſchen Beweiſes fähig iſt, weil ſie die Erfahrungskenntniſſe überſteigt; aber doch ihre Realität durch die praktiſchen Geſetze der reinen Vernunft, und dieſen gemäß, in wirklichen Handlungen, d. i. in der Erfahrung, bewährt.

Facultät, Vermögen, Kraft, Gewalt; 2) die zu einer der vier Hauptwiſſenſchaften gehörigen geſammten Profeſſoren und Lehrer auf einer Univerſität; ingleichen eine Verſammlung einer Auswahl derſelben und der Ort, wo ſie ſich verſammeln; — Facultiſt. — Nuntien mit Facultäten nennt man diejenigen päpſtlichen Geſandten, welche oberbiſchöfliche Gewalt und Gerichtsbarkeit haben.

Faden, 1) ein aus Wolle, Seide, Flachs u. a. gedrehetes Geſpinnſt; es giebt einen feinen und groben, lockern und feſten, rechts und links geſponnenen Faden; jeder Faden ſoll gleich, eben, gerade und nicht knotig, verhältnißmäßig ſtark und rein von Unrath ſeyn; Faden heißt auch das Geſpinnſt des Seilers, das er aus ſeinem vor ſich in der Schürze haltenden Hanf oder Flachs ſpinnt; der Faden, aus welchem Bindfaden gemacht werden ſoll, muß feiner geſponnen werden, als ein Faden, woraus Seile gemacht werden ſollen; Faden bedeutet auch oft ſo viel als Klafter. 2) ein Längen- und Holzmaaß; ein Pariſer Faden = 8 Fuß lang, 4 Fuß hoch, die Scheide ſind 42 Zoll lang; das Ganze = 112 Kubik-Fuß; als Maaß auf Schiffen hält es 5 Fuß (Buiſenfaden); oder 5½ Fuß (Koopwardersfaden); oder 6 rheinländiſche Fuße — auf Kriegsſchiffen.

Faes (Peter van der), genannt Peter Lely, geboren zu Soeſt in Weſtphalen 1618, wird, wegen ſeines langen Aufenthalts in England, von Einigen zu den brittiſchen Malern gezählt. Er war zu ſtolz und zu ehrgeizig, ſich nach Andern zu bilden, wollte originell erſcheinen, und erfand eine Manier, die zwar mit lautem Beifall aufgenommen wurde, aber nichts weniger als tadelfrei iſt. Er verſchmähete nämlich die individuelle Nachbildung der Natur, und ſtellte die Frauenzimmer, die er malte, gleich viel, ob ſie ſchön oder häßlich waren, als reizende, ſchalkhafte Nymphen, von leichten phantaſtiſchen Gewändern umfloſſen, dar. Er ſchmeichelte ihnen, ſo viel er konnte, und beſtrebte ſich, ihre Schönheiten in dem vollkommenſten Lichte erſcheinen zu laſſen. Darſtellung männlicher Bilder war ſeine Sache nicht; doch hat er den König und die königliche Familie gemalt,

Digitized by Google

und erwarb ſich dadurch ſo viel Anſehen, daß er zum königlichen Hofmaler ernannt wurde. Er ſtarb um's Jahr 1680.

Faeſch, eine gelehrte Familie zu Baſel, von denen ſich auszeichneten: 1) Sebaſtian, Profeſſor der Jurisprudenz zu Baſel, wo er 1647 geboren wurde, erwarb ſich bei mehrern Reiſen durch England, Frankreich, Holland und Italien bedeutende antiquariſche Kenntniſſe, und ſchrieb, außer einer Abhandlung über Münzen: De insignibus eorumque jure; de nummis graecis imperatorum Rom.; Manipulum quaestionum juris illustrium u. a. m. 2) Remigius, Rechtsgelehrter und Antiquar, geboren 1595, ſtarb 1667, und hinterließ ein bedeutendes Münz- und Alterthümerkabinet, das noch jetzt zu Baſel vorhanden iſt. 3) Johann Rudolph, ein geſchickter Ingenieur, aus Baſel gebürtig, trat in polniſche und ſächſiſche Dienſte, ſtieg bis zum Obriſten, und ſtarb zu Dresden 1742. Schriften: Abhandlung über das Schiffbarmachen der Flüſſe, Dresden 1728, 8.; Wörterbuch der Ingenieurs, 1735, 8. 4) Georg Rudolph, General-Major und Chef der ſächſiſchen Ingenieurs, ſtarb den 1. Mai 1787 im 77ſten Jahre, und hinterließ: Regeln und Grundſätze der Kriegskunſt, Leipzig 1771, 4 Bde. 8.; Geſchichte des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs von 1740—48, Dresden 1787, 7 Bde. 8.

Fage (Raymond la), ein berühmter franzöſiſcher Zeichner, geboren zu Isle d'Albigerois 1656, geſtorben 1684; doch wird ſein Geburts- und Sterbejahr verſchiedentlich angegeben. Er bildete ſich, ohne irgend einen Meiſter zu haben, nach den vorhandenen Kupferſtichen des Primaticcio, und zeichnete und componirte mit der Feder verſchiedene hiſtoriſche Gegenſtände; vervollkommnete ſich nachher bis zur Bewunderung in Toulouſe. Er reiſte unter andern nach Paris und Rom, wo man ſeine Talente und Zeichnungen mit Preiſen krönte. In Paris hatte man die höchſte Meinung von ſeinen Zeichnungen. Von da ging er 1682 nach Toulouſe, wo er nur wenige Monate blieb, hierauf nach Lyon, wo er in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb. Er führte ein unordentliches Leben, und lag, wegen ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zum Weine, faſt immer in den Gaſthäuſern, wo er einſt, als er dem Wirth ſeine Zeche nicht bezahlen konnte, auf die umgekehrte Seite der Rechnung einige herrliche Figuren zeichnete, welche der Wirth verkaufte, und dadurch zum Ueberfluß befriedigt wurde. Faſt alle ſeine Zeichnungen ſind mit der Feder entworfen, aber mit ſo treffenden hervorſpringenden Zügen, und mit einer ſo glücklichen Anwendung der Verkürzung und einer ſo genauen Kenntniß der Anatomie ausgeführt, daß ſie jeden Kenner bezaubern müſſen. Man zählt über 70 Blätter, die nach ſeinen Zeichnungen in Kupfer geſtochen ſind. Vorzüglich erkennt man in ſeinen Blättern, Figuren, die von den Bildern des Raphael, Giulio Romano, Michel Angelo, Primaticcio, der Carracci u. A., entlehnt ſind. Zu ſeinen beſten Arbeiten gehören: der Fall der abtrünnigen Engel, die Sündfluth, der Durchgang durch's rothe Meer, die Peſt der Philiſter, das Wunder mit der Schlange, und Joſua, der die Sonne in ihrer Bahn aufhält.

Fagel, der Name einer berühmten Familie in Holland, welche 125 Jahre hindurch (von 1670—1795) die wichtigſten Aemter bekleidete. 1) Caspar, geboren zu Harlem 1629, ward 1663 Rathspenſionär, und 7 Jahr nachher Greffier der Generalſtaaten. Als Ludwig XIV. Holland 1672 überfiel, zeichnete ſich Fagel auf edelmüthige Weiſe durch Entſchloſſenheit des Karakters aus, übernahm die Stelle eines Rathspenſionär an des ermordeten Witts Statt, und hatte großen Theil mit dem Ritter Temple am Nimweger Frieden 1678. Nachdem er das 5jährige Amt eines Rathspenſionär im Jahre 1677 niedergelegt hatte, bekleidete er daſſelbe von Neuem von 1682—87. Der Graf d'Avaux, franz. Geſandter, verſprach ihm um-

ſonſt eine Summe von 2 Millionen, wenn er den Vortheil Ludwigs XIV. beförderte. Fagel wies auf eine edle Weiſe dieſe verführeriſchen Anerbietungen von ſich. Im Augenblick der Erhebung Wilhelms III. zum engliſchen Thron verfaßte er das Manifeſt Wilhelms, und war im Begriff, nach England abzureiſen, als ihn der Tod den 15. Dez. 1688 ſeinem Vaterlande entriß. Er war nie verheirathet, und ſtarb arm. 2) Franz, Neffe des Vorigen, 64 Jahre lang Greffier der Generalſtaaten, geboren im Haag 1659, ſtarb daſelbſt 1749, und hinterließ den Ruhm eines großen Staatsmannes. Onno-Zwier van Harlem beſchrieb ſein Leben; allein das Werk, wovon daſſelbe einen Theil ausmachte, wurde 1777 im Brande des Schloſſes Wolwega ein Raub der Flammen. 3) Franz, geboren 1740, war Greffier-Adjunktus, und ließ vieles von ſich erwarten, als ihn der Tod den 28. April 1773 zu früh der Welt entriß. 4) Heinrich, geboren im Haag 1706, wurde 1744 Greffier der Generalſtaaten, trug ſehr viel zur Erhebung des Statthalters Wilhelms IV. bei, und ſtarb 1790, 84 Jahr alt. Er überſetzte die Briefe der Lady Montague ins Franz. (Amſterd. 1764, 2 Bde. 8.) Sein Sohn, der General Fagel, war 1814 Abgeſandter des Königs der Niederlande zu Paris. 5) Franz Nikolaus, Neffe Caspars und Sohn von Nikolaus Fagel, Raths zu Nimwegen, nahm 1672 Kriegsdienſte, wurde holländiſcher General der Infanterie und Feldmarſchall Lieutenant in öſterreichiſchen Dienſten, zeichnete ſich 1690 in der Schlacht von Fleurus, in der Vertheidigung von Mons 1691, bei der Wegnahme von Bonn 1703, in den Schlachten von Ramillies und Malplaquet und bei mehrern andern Gelegenheiten ſehr vortheilhaft aus. Nach dem Friedensſchluſſe von Utrecht zog er ſich nach Flandern zurück, und ſtarb daſelbſt 1713.

Faggi, oder de Faggiis (Angelo), Benediktiner der Congregation von Monte Caſſino, geboren um 1500 im Schloſſe Sangro im Neapolitaniſchen, weswegen er auch öfters Sangrino heißt, ward 1519 Mönch, und wurde bald ein Muſter für alle Ordensglieder. Er wandte alle Zeit, die er erübrigen konnte, auf die Wiſſenſchaften, ſtudirte mit Nutzen die heilige Schrift und die Kirchenväter, und wußte ſich eben ſo zierlich in Proſa, als in Verſen auszudrücken. Zu ſeinen Talenten fügte er noch andere löbliche Eigenſchaften; beſonders zeigte er viele Klugheit als Abt von Monte Caſſino. Bei Pius IV. ſtand er in großem Anſehen, und wurde Inquiſitor. Bei herannahendem Alter legte er jedoch alle Würden nieder, und ſtarb in Monte Caſſino den 17. März 1593. Von ſeinen vielen Schriften ſind die vorzüglichſten: In Psalterium Davidis regis et prophetae clarissimi paraphrasis vario metri genere exculta, Venedig 1575, 4.; Poesis christiana in quatuor libros distincta, Padua 1565, 4.

Fagott (Baſſon), ein aus Holz verfertigtes, mit Klappen und Tonlöchern verſehenes Blasinſtrument. Man bedient ſich deſſen nicht allein im Orcheſter zur Verſtärkung des Baſſes, ſondern es eignet ſich vorzüglich zum Vortrage von Soloſtellen, welche einen ſanften Karakter mit ſich führen. Es beſteht aus einer achtfüßigen ausgebohrten Röhre von Ahornholz, welche, damit man ſie bequemer halten, vorzüglich aber, damit beide Hände die Tonlöcher mit mehr Bequemlichkeit erfaſſen können, zweifach zuſammen gezapft iſt, ſo daß das Inſtrument aus zwei nebeneinander fortlaufenden Röhren beſtehet, die unten zuſammen treffen, und die wieder aus vier Stücken zuſammen geſetzt ſind. An einem dieſer Stücke, die Flügelröhre genannt, wird eine andere dünne Röhre von Meſſing befeſtigt, die abwärts gebogen, und wie ein großes lateiniſches S geformt iſt, und daher das Es genannt wird. An dieſes Es wird das aus Schilfrohr verfertigte Röhr geſteckt, womit das Inſtrument inſomirt wird. Der Umfang der Töne des Fagotts erſtreckt ſich von dem Contra-B durch diatoniſch-chromá-

Digitized by Google

tiſchen Tonleiter bis zum eingeſtrichenen b—d, (Contra H ausgenommen). Sobald die Stimme hoch in die Höhe ſteigt, bedient man ſich ſtatt des Baßſchlüſſels des Tenorſchlüſſels, um der vielen Nebenlinien überhoben zu ſeyn. Auch wird zuweilen außer dieſem gewöhnlichen Fagotte bei Orcheſtern, oder Militärmuſik-Chören der Contrafagott gebraucht, welcher um eine Oktave tiefer, als der oben beſchriebene, und mit dem Contraviolon in einem Verhältniß ſteht. Große Verdienſte um die Vervollkommnung dieſes Blaſeinſtruments, welches Avianus v. Pavia († um 1560) erfunden, hat ſich der bekannte Virtuoſe auf dem Fagotte, C. Almenräder, erworben.

Faggot (Jakob), Oberdirektor des Landmeſſercollegiums in Schweden, geboren 1699 in Upland, kam 1721 ins Bergcollegium, hielt ſchon im 22ſten Jahre Vorleſungen über Experimentalphyſik, und wurde von dieſer Zeit zu den wichtigſten Geſchäften gebraucht. Durch genaue Beſtimmungen der Längen- und Raummaaße, der Gewichte, durch Verbeſſerung mehrerer Theile der Landesökonomie, und durch ſeine Schriften erwarb er ſich bleibendes Verdienſt. Lange Zeit verwaltete er das Alaunwerk auf der Inſel Oeland und Colmar, verfertigte Charten von den Provinzen Schwedens, und war auch in anderer Beziehung thätig. Er ſtarb zu Stockholm 1777 als Sekretär der Akademie der Wiſſenſchaften.

Faginoli (Giovanni Battiſta), einer der beſten komiſchen Dichter der Italiener, geboren zu Florenz 1660 von armen Eltern, machte verſchiedene Reiſen, erduldete viel Ungemach, und ſtarb 1742. Er hinterließ: Rime piacevoli, 6 Bde. 4.; Comedie, Florenz 1734—36, 7 Bde. 8. und Prose, 8. Seine Luſtſpiele gehören zu den beſten vor Goldoni.

Fagnani (Prosper), ein berühmter Lehrer des geiſtlichen Rechts, der lange Zeit in Rom als Orakel in der Jurisprudenz angeſehen wurde, ſtarb daſelbſt 1678 in einem Alter von 80 Jahren. Er unternahm auf Befehl Papſt Alexanders VII. einen Commentar in latein. Sprache über die Dekretalen (Rom 1661, 3 Bde, Fol.; Venedig 1697), der für ein Meiſterwerk gilt.

Fahne, Zeichen, die auf eine Stange, oder ſonſt etwas aufgeſteckt waren, und zu verſchiedenen Abſichten gebraucht wurden, hatte man ſchon in den älteſten Zeiten. Bei den Hebräern waren ſie ſchon zu Moſis Zeiten bekannt (4. B. Moſ. 2. 2. 3.), und dieſe hatten ſie von den Aegyptiern angenommen. Moſis, da er die Israeliten in 4 Heere getheilt hatte, gab jedem ſein eignes Panier, oder Fahne. So hatte das Lager des Ephraim einen Ochſen; Benjamin einen Wolf ꝛc. zum Sinnbilde. Aehnliche Sinnbilder von Eulen, Sphynxen, Bären, Löwen, Pferden, Adlern u. dgl. die anfangs geſchnitzt, nachher aus Metall gegoſſen, und an Stangen getragen wurden, hatten auch die Griechen und Römer. Der römiſche Feldherr Cajus Marius ſchaffte im erſten Jahrh. v. Chr. alle Bilder ab, und behielt bloß den Adler, der auch nachher unter den Reichsinſignien geblieben iſt. Die Römer nannten dieſe Bilder signa, Zeichen. Die wirklichen Fahnen kamen erſt unter den Kaiſern auf. Dieſe behielten den Adler, als einen dem Jupiter geheiligten Vogel, bei, und außerdem hatten die Fahnen Drachen und ſilberne Kugeln zum Zeichen. Die eigentlichen Fahnen nannten die Römer Vexillum, welches Wort von Velum, ein Segel, entſtanden ſeyn ſoll. Späterhin ließen die Kaiſer ihre Bildniſſe in die Fahnen ſetzen. Die römiſche Cavallerie hatte Fahnen, die aus einem viereckigen, purpurfarbenen, mit Gold geziertem Tuch beſtanden, worauf man in der Folge noch das Bild eines Drachen anbrachte. Um jede Art der Infanterie durch die Fahne zu bezeichnen, hatten die Römer ſpäterhin auch verſchiedene Sinnbilder, einen Wolf, einen Ochſen ꝛc. Die ganze Legion hatte noch eine Hauptfahne mit einem vergoldeten, oder ganz ſilbernen Adler. — Noch zu

Digitized by Google

den Zeiten des großen Churfürſten von Brandenburg waren die Fahnen mit Sinnbildern und Umſchriften, die ſich auf kriegeriſche Begebenheiten bezogen, verſehen. Die Deutſchen knüpften ein Band an eine Lanze, welches der Herzog vor dem Heere hertrug. Von dieſem Bande will man das Wort Fahne herleiten, indem aus Band erſt Ban, und aus dieſem nachher Fan, oder Fahne entſtanden ſey.

Fahnen-Eid, der Eid der Treue, den die Soldaten leiſten. — Fahnen-Futter, das Futteral, das über die Fahne gezogen wird, wenn man ſie nicht fliegen läßt. — Fahnen-Lehn, ein Lehn der weltlichen unmittelbaren Stände im römiſchen Reiche, das in ältern Zeiten mit einer Fahne gereicht wurde, was in neuern Zeiten mit einem Schwert geſchah, deſſen Knopf der auf dem Throne ſitzende Kaiſer den Vaſallen, nach abgelegtem Lehnseide, küſſen ließ. — Fahnen-Marſch, eine beſondere kriegeriſche Muſik, die nur dann gemacht wird, wenn die Fahne an den ihr beſtimmten Ort gebracht und von demſelben geholt wird. — Fahnen-Schmidt, der Hufſchmidt bei einer Fahne oder Escadron Reiterei. — Fahnen-Schuh, eine Scheide, das unterſte Ende der Fahne bei dem Tragen hinein zu ſtecken. — Fahnen-Schwingen, die feierliche Bewegung der Fahne, wenn ein Steckenknecht oder ein unehrlich gewordener Soldat ehrlich gemacht wurde; 2) die mancherlei Künſte, welche einer, der bei den feierlichen Aufzügen einiger Handwerker oder andern Gelegenheiten vorn weg tanzt, mit der Fahne macht. Gewöhnlich wird dies Fahnen-Spiel genannt; daher Fahnen-Spieler, Fahnen-Schwenker. — Fahnen-Stock, ein ausgeholter Stock, in welchen die Fahne vor der Hauptwache geſtellt wird. — Fahnen-Wache, die Wache vor der Fronte der erſten Linie in einem Lager, durch welche die Kette ausgeſtellter Poſten von einem Bataillon zum andern gezogen wird. Sie beſteht aus einem niedrigen Offizier, 2 Unteroffizieren, 1 Tambour und 30 bis 40 Mann. — Fahnen-Junker, ein Unteroffizier, der den Rang vor den übrigen hat, und auf dem Marſche die Fahne trägt. Bei der öſtr. Armee heißt er Führer, bei der Reiterei Standarten-Junker.

Fahr-Bahn, derjenige Strich, wo Kähne und Schiffe auf Flüſſen am beſten fahren können. — Fahr-Bogen, der wöchentliche ſchriftliche Bericht eines Geſchworenen, welche Gebäude er befahren und wie er ſie befunden hat. — Fahr-Büchſe, eine Büchſe, in die der Münzwardein auf dem Kreisprobationstage das probirte Geld wirft. — Fahr-Geld, was die Bergbeamten für das Befahren der Grube erhalten; 2) an einigen Orten eine Abgabe von liegenden Gründen. — Fahr-Recht heißt ſoviel als Standrecht; 2) bedeutet es auch das ſtatt deſſelben eingeführte Bergegeld. — Fahr-Schacht, ein Schacht, der bloß zum Ein- und Ausfahren beſtimmt iſt. — Fahr-Waſſer, die Spur, die ein Schiff in dem Waſſer zurückläßt; 2) die Stelle, wo es ſicher und ohne Gefahr fahren kann. — Fahr-Zins, ein Zins, der, wenn er nicht zu der beſtimmten Zeit abgetragen wird, beſtändig ſteigt; 2) ſoviel als Brückengeld.

Fahren heißt in Berg- oder Salzwerken, ſich in die Tiefe hinab oder heraus, auch in derſelben von einem Orte zum andern begeben; 2) bei den Haſen, ſchnell laufen; 3) die Tuchbereiterpreſſe, ſobald das Tuch eingeſetzt iſt, vermittelſt ihrer Schraubenſpindel an dem Haſpel umdrehen.

Fahrende Habe, Fahrniß, dasjenige, was einer außer den liegenden Gründen beſitzt: Mobiliarvermögen.

Fahrenheit (Gabriel Daniel), ein geſchickter Naturforſcher und Künſtler, geboren zu Danzig zu Ende des 17ten Jahrh., war anfangs zur Handlung beſtimmt, allein ſeine Neigung zog ihn zur Phyſik, und er legte ſich mit großem Fleiß auf Verfertigung von Barometern, Aerometern und Thermo-

Digitized by Google

metern. Statt des Weingeiſtes bediente er ſich des Queckſilbers. Neun Grade des Fahrenheitiſchen Thermometers kommen gleich 4 Graden des Reaumurſchen. Er unternahm mehrere Reiſen, und ſtarb in England gegen 1740. Man ſchreibt ihm eine Abhandlung über die Thermometer zu. (S. d. Art. Thermometer.)

Fajum, Provinz in Mittelägypten, ein fruchtbares Land, wiewohl es von dem Nilthale durch die libyſchen Gebirge abgeſondert iſt, und nur durch eine einzige Oeffnung in dieſem Gebirge mit dem genannten Thale zuſammenhängt. Durch dieſe Oeffnung geht ein Kanal, welchen die Sage noch für ein Werk des alten Patriarchen Joſeph ausgiebt, daher er auch Juſſufskanal heißt, welcher durch Schleuſen und kleine Kanäle ſein Waſſer der ganzen Ebene mittheilt, und es in den See Möris, oder Birket Karum, wieder ſammelt. Die Provinz iſt reich an Flachs, Wein und Obſt, der Oelbaum wächſt wild, und ganze Felder ſind mit Roſenſträuchern und Feigenbäumen beſetzt. Die Hauptſtadt der Provinz, gleiches Namens mit ihr, liegt drei Tagereiſen von Kahiro, und verfertigt grobe wollene und linnene Zeuge, Leder und lederne Schläuche, das Waſſer darin aufzubewahren; das Roſenwaſſer, welches ſie deſtillirt, und ihre Fußteppiche und Shawls ſind im ganzen Morgenlande berühmt. Die hieſigen Leinweber ſind meiſtentheils Kopten. Man findet übrigens in dieſer ſehr unbekannten Provinz noch manche Ueberbleibſel älterer Zeiten; vorzüglich merkwürdig iſt ein aufrechtſtehender Obelisk und Pyramiden, die kein Fußgeſtell haben. Der erſtere ſoll ein Ueberbleibſel des alten Labyrinths ſeyn.

Fairfax (Thomas, Lord), geboren 1611 im Kirchſpiel Otlay in Yorkſhire, General der Parlamentstruppen, ſpielte in dem bürgerlichen Kriege unter Carl I. eine bedeutende Rolle. Nachdem er in Cambridge ſtudirt, hatte er als Freiwilliger in Holland unter Horazio Lord Vere gedient, und wurde 1645 vom Parlamente zum Nachfolger des Grafen von Eſſex ernannt, Cromwell aber mit dem Titel eines Generallieutenants ihm beigeſellt. Dieſer letztere wußte ſeinen Einfluß auf ihn bald ſo zu benutzen, daß nur ſein Wille unter Fairfax Namen ausgeführt wurde. Als die Schotten am 30. Januar 1646 den König, der ſich zu ihnen geflüchtet hatte, auslieferten, behandelte Fairfax denſelben mit der größten Achtung, und hätte ihn gern gerettet, wenn es ihm möglich geweſen wäre. Später wirkte er thätig zur Wiedereinſetzung Carls II. mit, lebte nach der Rückkehr deſſelben den Wiſſenſchaften in ländlicher Ruhe, und ſtarb den 22. Febr. 1671. Er ſchrieb auch Mehreres, unter andern die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens. 2) Thomas, Lord, von derſelben Familie, geboren 1691, ſtudirte zu Oxford, ging hierauf nach Amerika, und ließ ſich in Virginien nieder, wo er bald einer ſo allgemeinen Achtung genoß, daß ſeine Beſitzungen im Kriege von Engländern und Amerikanern verſchont blieben. Ihm verdankt Virginien vorzüglich ſeinen Wohlſtand und eine der Grafſchaften ihren Namen.

Fakir, auch Senaſſei genannt, iſt in Oſtindien eine Art von heidniſchen Bettelmönchen, welche ſich von der Welt abſondern, und ganz der Betrachtung weihen. Sie beſtreben ſich zum Theil durch grauſame und lächerliche Kaſteiungen ihren Unterhalt und Ehrfurcht von dem großen Haufen zu verſchaffen. In ihrer Einſamkeit laſſen ſie ſich Haare und Nägel wachſen, einige gehen nackend, andere ſind mit vielfärbigen Lappen bekleidet; viele ſchleifen eiſerne Ketten nach, und wallfahrten ſo meilenweit zu den Gräbern ihrer Heiligen; ſie haben keine eigenen Wohnungen, und leben in äußerſter Unreinlichkeit. Auf ihren Wallfahrten, welche ſie in großen Haufen unternehmen, ſetzen ſie Alles in Contribution. Ihrem Vorgeben nach haben ſie einen Geiſt der Weiſſagung. Sie haben in Surate ein beſtändiges Ober-

Digitized by Google

haupt, welches ſie in einzelne Truppen, oft von 6000 Mann, auf allen Wegen durch ganz Indien ausſchickt, um Contributionen einzubringen. Du Perron hat auf ſeiner Reiſe durch Indien ſich von Allem, was dieſe Fakirs betrifft, ſelbſt überzeugt, und beſtätiget, was man ſonſt oft für Erdichtung gehalten hätte.

Falconet (Etienne Maurice), einer der berühmteſten Bildhauer ſeiner Zeit, geboren zu Paris 1716 von Eltern, die von den Gränzen Piemonts herſtammten, kam zu einem gemeinen Holzſchnitzer, der Perückenſtöcke verfertigte, in die Lehre, bis er endlich, nachdem er ſeine Mußeſtunden dem Zeichnen- und Modelliren gewidmet, unter Lemoine's Schüler aufgenommen wurde. Seine reißenden Fortſchritte in der Kunſt bewährte er durch die Vollendung einer Statue, den Milo von Crotona vorſtellend, wodurch er in die Zahl der Mitglieder der Akademie (1745) aufgenommen wurde. Sein Pygmalion, eine Badende, ein drohender Amor und ein ſterbender Chriſtus für die Kirche zu St. Roch, ſind würdige Denkmäler ſeiner Künſtlerhand aus jener Zeit. Der ausgebreitete Ruf, den ſeine Arbeiten ihm erwarben, bewirkten ihm im Jahr 1766 einen Ruf zur Kaiſerin Catharina II., um in Petersburg die Statue Peters des Großen zu Pferde zu verfertigen. Nachdem er dieſe bewundernswerthe Rieſenarbeit, welche ihn 12 Jahre hindurch beſchäftigt hatte, zur Zufriedenheit der Kaiſerin vollendet, kehrte er 1778 nach Paris zurück, wo er ſich als geſuchter Künſtler ſtets ehrenvoll beſchäftigt ſah, bis er 1791 als königlicher Bildhauer, Profeſſor der Akademie, und Ehrenmitglied der Akademie zu Petersburg ſtarb. Falconet erhob ſich in ſeinen Werken über den herrſchenden Geſchmack des Zeitalters, und vermied die Schnörkelei, die ſonſt überall angebracht wurde. Ein Alexander, Pygmalion und die Statue der Freundſchaft, werden vorzüglich geſchätzt, ſo wie faſt unzählige Gruppen von ihm in Marmor und Bronze, die Kirchen und Grabmäler in und um Paris zieren. Eins ſeiner ausgezeichnetſten Werke bleibt aber immer die Statue Peters des Großen, welche dieſen erhabenen Fürſten nebſt ſeinem Pferde aus Metall gegoſſen, auf einem Felſen darſtellt, die Schlange des Neides unter ſeine Füße tretend. Er ſchrieb auch vieles über die Kunſt, welches unter dem Titel: Oeuvr. div. concernant les arts T. III. 1787, 8. erſchien.

Faletti (Hieronymus), Graf von Trignano, ein italieniſcher Dichter des 16ten Jahrh., gebürtig aus Savona, wurde von den Herzogen von Ferrara zu verſchiedenen wichtigen Geſchäften gebraucht, und ſchrieb ein Gedicht in ital. Sprache über den Krieg in Flandern; 12 Bücher lat. Gedichte, Venedig 1557; Urſachen des Krieges in Deutſchland unter Carl V. (in ital. Sprache), Venedig 1552, 8. u. a. m.

Falieri (Marino), Doge von Venedig, war der Nachfolger des berühmten Andreas Dandolo um 1334, erfocht als Befehlshaber des republikaniſchen Heeres bei der Belagerung von Zara in Dalmatien einen glänzenden Sieg über den König von Ungarn, war Geſandter der Republik in Genua und Rom, und entwarf den Plan, für immer die Herrſchaft über ſein Vaterland an ſich zu reißen. Er zettelte daher zur Ermordung der Senatoren eine Verſchwörung an, die aber durch einen Theilnehmer verrathen wurde. Der Senat ließ hierauf den Falieri nebſt 16 Verſchwornen arretiren, und ihn hinrichten. Hiſtoriſch treu finden wir den Karakter des Falieri in Byrons Trauerſpiel: Falieri, London 1821, gezeichnet. Vergl. Daru's Hist. de Venise.

Falk, gehörte zu den Schlangengeſchützen des 16ten Jahrh., und war von dreierlei Art. Der gewöhnliche Falk ſchoß 2 bis 3 Pfund Eiſen mit kugelſchwerer Ordnung in der höchſten Elevation auf 3318 Schritt; er war 35 Kaliber lang und 13 Centner ſchwer. Als Baſtart-Schlange war

Digitized by Google

dieſes Geſchütz nur 30 Kaliber lang, und ſchoß mit der höchſten Elevation auf 2963 Schritt. Als extraordinäre Schlange hatte der Falk 43 Kaliber Länge.

Falk (Johann Peter), ſchwediſcher Arzt, geboren 1727 in der Provinz Weſtgothland, widmete ſich der Medicin zu Upſala, war ein Schüler Linné's, der ihn nach vollendeten Studien nach Petersburg empfahl, wo er Profeſſor der Botanik und Aufſeher über das Naturalienkabinet wurde. In einem Anfall von Melancholie nahm er ſich das Leben 1774. Die Bemerkungen auf ſeinen vielen Reiſen in Rußland erſchienen nach ſeinem Tode unter dem Titel: Topographiſche Nachrichten über Rußland.

Falken, eine Gattung Raubvögel, die man zu den Habichten rechnet, die ſich aber durch einen kürzern Hals, einen kurzen Schnabel von der Wurzel an, und andere Kennzeichen von den Adlern (ſ. d. Art.) und Geiern unterſcheiden. Nach ſichern Zeugniſſen erreichen ſie, gleich den Adlern, ein Alter von 100 bis 200 Jahren. Die Flaumfedern am Halſe und an der Bruſt des Falken ſind faſt ſo ſchön und koſtbar, wie Eiderdunen. Unter den verſchiedenen Arten derſelben läßt ſich der Edelfalk, deren es vielerlei Spielarten giebt, und der meiſt in den gebirgigten Gegenden der nördlichen Erde lebt, zur Jagd (Beize) abrichten, in welcher Abſicht man ihn mit den Füßen an eine Art von Schaukel befeſtigt, und ihn am Schlafe hindert, ſo daß er um die Beſinnung kommt, und Alles mit ſich machen läßt. Von dieſer Sitte, Falken oder andere Raubvögel zur Jagd abzurichten, Falkenbeize, Falknerei, auch Falknerkunſt (Fauconnerie) genannt, haben die Griechen die erſte Nachricht aus Indien und Thrazien gehabt; ſie ſelbſt aber ſcheinen ſie nicht früh angenommen zu haben. Gemeiner muß ſie in Italien geworden ſeyn. Am meiſten ſcheint die Falknerei im 12ten Jahrh. in die Höhe gekommen, und an de.. vornehmſten Höfen beliebt geworden zu ſeyn; daher Einige ihre Erfindung einem gewiſſen Daucus, Andere dem Kaiſer Friedrich I., und noch Andere Heinrich VI. zuſchreiben. In Frankreich fand ſie eine beſondere Pflege. Selbſt den Frauen, welche auf der Jagd mit Hunden, nur auf breiten Wegen über Waldblößen reiten, um die Hunde vorüber laufen, oder die Hunde jagen zu ſehen, durften, ohne den Wohlſtand zu verletzen, den Sperber auf der Hand tragen, und die Bezeugungen der Aufmerkſamkeit annehmen, mit welchen die galanten Ritter es ſich angelegen ſeyn ließen, den Frauen durch Sorgfalt für ihre Falken zu gefallen. Es gereichte dem zu einer vorzüglichen Ehre, wer den Falken zur gelegenen Zeit los laſſen, ihm ſchnell folgen konnte, ihn nicht aus dem Geſichte verlor, die erhaſchte Beute ſchnell ſeinen Klauen entwinden, ihn ſtreicheln, die Haube ihm aufſetzen, und ihn dann mit Anſtand auf die Hand ſeiner Geliebten ſetzen konnte. In Deutſchland kam die Falknerei unter Kaiſer Friedrich II., der ſich ſelbſt im Kriege dieſer Beluſtigung nicht entzog, in höchſten Flor. Aus ſeiner hinterlaſſenen Schrift über die Falknerkunſt (Reliqua librorum Friedr. II. de arte venandi cum avibus etc. herausgegeben von J. G. Schneider, Leipzig 1788, 2 Bde. 4.) können wir entnehmen, welch ein leidenſchaftlicher Falkenjäger er war. Selbſt das Lehnweſen liefert Belege, in welchem Anſehen dieſe Beluſtigung ſtand, indem der Vaſall für ein Ritterlehen jährlich einen wohlabgerichteten Habicht ſtellen mußte. Die höchſte Stufe des Glanzes erreichte die Falknerei unter Franz I. in Frankreich, wo ein Oberfalkmeiſter mit 4000 Livres Gehalt, über 15 Edelleute, 50 Falkenmeiſter unter ſich hatte, dem oft 300 Beizvögel zu Gebote ſtanden, und der das Recht hatte, im ganzen Königreiche zu jagen. Der Gebrauch des Schießpulvers ſcheint dieſe Jagd am meiſten in Abnahme gebracht zu haben. England hat in neueren Zeiten die Falkenbeize wieder unter die Zahl ſeiner Jagdvergnügungen aufgenommen. Unter den Völ-

Digitized by Google

kern des Morgenlandes ſind die Perſer Meiſter dieſer Kunſt. Der isländiſche oder weiße Falk wird als eine der ſchönſten und geſchickteſten zur Beize angeprieſen. Uebrigens bedient man ſich auch des Geierfalks, des Baumfalks, des Taubenfalks, des kleinen, oder Edelfalks, und anderer Arten, mit Vortheil. Ihre Abrichtung geſchieht auf folgende Art. Noch ganz jung werden die Falken ihrem Neſte entzogen, und eine geraume Zeit mit friſchem Fleiſch von Tauben oder Waldvögeln gefüttert, ehe man ſie zum Sitzen auf der Hand gewöhnt, wozu man ſie durch Sitzen auf Stangen, Aeſten u. dgl. vorbereitet. Durch langwieriges Wachen und Hungern werden ſie zahm gemacht, und zum Haubentragen, und nachher auf Waidwerk gewöhnt. Nach völliger Zähmung nimmt man ihn ins Freie, zieht ihm bei vorkommender Beute die Haube ab, und läßt ihn ſo in die Höhe ſteigen, bis er ſeinen Raub ergriffen hat, und er auf des Jägers Lockung zurückkehrt. Zu den älteſten Schriftſtellern über die Falknerei gehört Demetrius, welcher Arzt des Kaiſers Michael Paläologus ums Jahr 1270 geweſen ſeyn ſoll.

Falkenſtein (Johann Heinrich von), geboren zu Erfurt den 6. Okt. 1682, wurde 1714 Prodirektor an der erneuerten Ritterakademie zu Erlangen, trat dann, zur katholiſchen Kirche übergegangen, 1718 in die Dienſte des Biſchofs Johann Anton von Aichſtädt, ging darauf nach deſſen Tode in die Dienſte des Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich von Ansbach, und ſtarb zu Schwabach 1760, viele hiſtoriſche Werke hinterlaſſend. Seine hiſtoriſchen Schriften betreffen vorzüglich die fränkiſche Geſchichte, und ſind: Antiquitates Nordgavienses, oder Nordgauiſche Alterthümer, Frankfurt und Leipzig 1733, 2 Th., den dritten Theil macht der Codex diplom. Antiq. Nordgav. aus, ib. eod. Fol. Analecta Thuringo-Nordgaviensia, Schwab. 1734, 2 Bde. 8.; Antiquitates et Memorabilia Nordgaviae veteris, oder Nordg. Alterth. 3 Th. Schwab. 1734—43, der 4. Theil unter dem Titel: Antiquitatum Nordgav. codex diplomat. Neuſtadt an der Aiſch 1788, Fol. Thüringiſche Chronika, Erfurt 1737; 4.; Civitatis Erfurtensis hist. crit. et diplomat., ib. 1739, 2 Th. 4.; Chronicon Suabacense, Ulm 1740, Antiquitates et Memorab. Marchiae Brandenburgicae, Bayr. und Hof 1751, 3 Th. 4.; Vollſtändige Geſchichte des großen Herzogthums und ehemal. Königreichs Baiern. München 1763, 3 Bde. Fol.

Falkiren, ein Kunſtausdruck der Reitſchule, heißt ein Pferd urplötzlich ſo anhalten, daß es ſeine Füße ſenken muß. Die Stellung ſelbſt, in der ſich das Pferd befindet, wenn es mit dem Hindertheile auf der Erde zu ſitzen ſcheint, nennt man Falkade.

Falkner (Thomas), geboren zu Mancheſter, legte ſich auf Chirurgie, und unternahm ſpäter eine Reiſe nach Guinea, und nach glücklicher Beendigung derſelben eine zweite nach Braſilien. Zu Buenos-Ayres in eine gefährliche Krankheit fallend, nahmen ſich ſeiner die Jeſuiten mit großer Liebe an, was ihn nach hergeſtellter Geſundheit bewog, in ihren Orden zu treten. Als Miſſionär von ihnen nach Paraguay geſchickt, erwarb er ſich durch ſeine Kunſt und Predigten die Zuneigung der Bewohner in einem ſo hohen Grade, daß eine große Menge durch ihn zum Chriſtenthum bekehrt wurde. Nach Aufhebung des Ordens kehrte er, nachdem er 40 Jahr unter den Wilden verlebt, nach ſeinem Vaterland zurück, und ſtarb daſelbſt 1780. Er ſchrieb in engl. Sprache eine Beſchreibung von Patagonien und der benachbarten Länder im ſüdlichen Amerika, Herford und London 1774, 4. (deutſch im Auszuge, Gotha 1775). Er widerlegt in dieſer Reiſebeſchreibung die früher geglaubte Rieſengeſtalt der Patagonier, ob er gleich verſichert, daß viele eine Höhe von 7 Fuß und drüber hätten.

Digitized by Google

Fall der Körper. Durch die Anziehung und durch die Schwere ſind alle irdiſche Körper in einer unauflöslichen Verbindung mit der Erde; keiner kann ſich von ihr entfernen, keiner von ihr wegfliegen; wie hoch er ſich auch erhebe, immer muß er wieder einmal zu ihr zurückkehren. Nicht ein Waſſertröpfchen, nicht ein Sonnenſtäubchen geht ihr verloren, und Alles, was ſeit ihrem Urſprung Körperliches auf ihr vorhanden war, iſt auch jetzt und immer noch vorhanden, obgleich es Geſtalt und Beſtandtheile fort und fort verändert hat, und auf die mannichfachſte Weiſe ſtets verändern kann. Daher das Beſtreben der Körper nach dem Innern der Erde zu fallen, wenn ſie nicht gehalten oder unterſtützt ſind, und daher der Druck, den ſie auf die Unterlage ausüben, auf der ſie ruhen. Die Urſache dieſes Beſtrebens, deren eigentliches Weſen nicht weiter erörtert werden kann, wird die Schwerkraft, mit unter wohl ſelbſt wieder die Schwere genannt. Wenn man ſagt, daß das Beſtreben nach dem Innern der Erde zu fallen, allein irdiſchen Körpern zukomme, ſo geht man dabei von der Vorausſetzung aus, daß die Luft, welche leichte Körperchen, wie feine Federchen, feinen Staub, einen papiernen Drachen, einen Luftballon, dampfförmige Körper und noch viele andere, zu tragen und gegen den Fall mehr oder minder zu ſchützen vermag, keinen Widerſtand leiſte, oder man nimmt an, daß der Körper in einem Raume falle, der völlig luftleer ſey. Man nennt dieſes den freien Fall der Körper. Die Fallkraft iſt nichts anders, als das Anziehungsvermögen unſeres Erdkörpers, wodurch alle Dinge, die man frei herabfallen läßt, ſich mit einförmig beſchleunigter Bewegung ihm nähern, ohne Rückſicht auf ihre Größe und Dichtigkeit; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß im luftleeren Raume die ſchwereſten und leichteſten Körper mit einerlei Geſchwindigkeit herabfallen. Geſchieht die Bewegung hingegen in widerſtehendem Mittelraume, wird ſie nach Verhältniß der Größe und Dichtigkeit des Körpers durch den Widerſtand der Luft bald mehr, bald weniger verzögert, weil ein kleiner Körper, der bei einem geringeren Volumen mehr Maſſe in ſich faßt, den Widerſtand der Luft beſſer überwindet, als ein andrer minder dichter. Uebrigens fallen die Körper zu allen Zeiten mit einerlei Geſchwindigkeit, die jedoch aus leicht begreiflichen Urſachen abnimmt, je weiter man ſich von der Erde entfernt. Newton, Riccioli, Dechales und Andere haben die Theorie des freien Falles durch Verſuche geprüft, welche für den Fall in der erſten Sekunde 15.0956 Pariſer Fuß oder 15.6241 rheinl. Fuß gaben. Dies ſtimmt auch mit den neueren, von dem Dr. Benzenberg auf dem Michaelisthurme in Hamburg angeſtellten Erfahrungen überein, wo ſechzig Beobachtungen bei 10 Fuß Höhe einmal 48.89 Tertien und ein andermal 48.83 Tertien für die Fallzeit gaben. Da die Fallkraft jeden Körper abwärts treibt, muß ſie nothwendig ſeiner Bewegung entgegen wirken, wenn er in ſenkrechter oder nur wenig davon abweichender Richtung aufwärts getrieben wird. Alle Geſetze des freien Falles finden daher auch hier umgekehrt Statt: ſo wie nämlich die Geſchwindigkeit des fallenden Körpers mit jedem Momente zunimmt, wird ſie bei dem ſenkrecht aufſteigenden Körper in der umgekehrten Progreſſion verringert, bis ſie endlich nach Verlauf einer beſtimmten Zeit gänzlich aufhört, wo der Körper wieder den Geſetzen der Fallkraft zu folgen anfängt.

Fallgut, Falllehen, ein, in Schwaben und anderen nahegelegenen Provinzen übliche Verpachtungsweiſe, in Folge deren ein Pächter, beim Antritt eines Gutes, eine ſogenannte Abfindungsſumme zahlte, worauf er daſſelbe, ohne jedoch das Gut in Afterpacht zu geben, daſſelbe veräußern, verpfänden oder weiter vererben zu dürfen, auf ſeine oder ſeiner Gattin Lebenszeit überkam, und dabei noch außerdem die öffentlichen Laſten zu über-

Digitized by Google

nehmen und eine alljährliche Abgabe an den Gutsherrn zu entrichten hatte. Alle Pachtgüter dieſer Art nannte die Landesſprache leibfällige Güter oder Herrengunſt; die Schriftſprache aber Schupf= oder Fall=Lehen. Gemäß einem, unterm 18. Nov. 1817 im Würtenbergiſchen erſchienenen königlichen Befehl, wurde jedes bisher leibfällige Gut, für ein erbliches der männlichen und weiblichen Nachkommenſchaft des bisherigen Pächters erklärt.

Falliment tritt mit der erwieſenen Zahlungsunfähigkeit eines Schuldners ein, und erhält den Namen Banquerott, wenn Nachläſſigkeit oder Fahrläſſigkeit, oder Betrug es herbeiführen. S. Concurs.

Falloppio, gewöhnlich Fallopius (Gabriel), ein berühmter Anatomiker und Arzt, geboren zu Modena 1523, bereiſte Frankreich und Griechenland, lehrte zu Ferrara, Piſa und Padua, und ſtarb in letzterer Stadt 1563. Er machte ſich um die Unterſuchung der Eingeweide, Gefäße und Nerven des Gehörorgans und der Knochen des Foetus ſehr berühmt, und bearbeitete, nach dem Beiſpiel ſeines großen Lehrers Veſalius, auch die Myologie. Unter ſeinen zahlreichen Schriften, von welchen eine Sammlung, Venedig 1606, 3 Bde. Fol. erſchienen, zeichnen ſich aus: Observationes anatomicae, Venedig 1561, 8.; Helmſtädt 1588; De corporis humani anatome compendium, Venedig 1571, 8.; Lectionis de particulis similaribus humani corporis; Libelli duo alter de ulceribus, alter de tumoribus praeter naturam, Padua 1563, 4.; De simplicibus medicamentis purgantibus tractatus, ib. 1565, 4.; De compositione medicamentorum, Venedig 1570, 4.

Falſch, Falſchheit. Falſch iſt überhaupt dem Wahren entgegengeſetzt, das, was in keiner Eigenſchaft das iſt, was es ſeyn ſoll, und wofür es ausgegeben wird, falches Gold, falſches Document. Unecht heißt das, was die Eigenſchaften nicht hat, die ihm ſeinen Werth geben ſollen, unechte Vergoldung. Unrecht, was ſeinem Zwecke und Grunde nicht gemäß iſt. Ein unrechter Weg, der nicht zum Ziele führt; ein unrechter Schlüſſel, der nicht ſchließt; eine unrechte Handlung, die dem Geſetze widerſpricht; man macht einen unrechten Gebrauch von einer Sache, wenn man ſie nicht dazu anwendet, wozu ſie beſtimmt iſt. Der Schüler einer Kunſt macht etwas nicht recht, wenn er wider die Regel der Kunſt handelt. Unrichtig iſt, was in einzelnen Theilen oder Merkmalen das nicht iſt, was es ſeyn ſoll: eine unrichtige Rechnung, Vorſtellung, Erzählung. Falſch iſt, was in allen Theilen und Merkmalen unrichtig befunden wird. Die Rechnung iſt ganz falſch; ein durchaus falſcher Grundſatz. Unrecht und unrichtig können bloße Folgen eines Irrthums ſeyn, woran der Wille keinen Theil hat. Falſch hingegen und Falſchheit, Verfälſchung, d. i. betrügliche Verminderung des Werthes einer Sache, haben mehrentheils den Nebenbegriff der abſichtlichen Betrügerei. In dieſem moraliſchen Sinn iſt daher Falſchheit das Beſtreben, unſern Worten u. Handlungen, überhaupt unſerm äußern Betragen gegen Andere, einen ſolchen Schein zu geben, der uns zum Mittel der Ausführung irgend einer böſen Abſicht dienen kann. Falſchheit iſt allemal eine laſterhafte Geſinnung, und unterſcheidet ſich daher von der Verſtellung, die ebenfalls in einer unſern wahren Geſinnungen nicht entſprechenden Art zu reden und zu handeln beſteht, wobei aber keine böſe, ſondern vielmehr gute Abſichten zum Grunde liegen. In einer ganz rein moraliſchen Geſellſchaft müßte auch nicht einmal Verſtellung, die immer Unwahrheit iſt, einen Platz finden, den ihr in unſern gewöhnlichen Geſellſchaften die Klugheit einräumt, weil es in demſelben oft ein nothwendiges Uebel iſt, das Höflichkeit und gute Lebensart fodern. Sehr richtig bemerkt Eberhard, das man von einer Kunſt ſich zu verſtellen, nicht aber von einer Kunſt falſch zu ſeyn, rede. Denn es gehört freilich für einen grundehrlichen Mann viel Ueberwindung dazu, einen Menſchen, den er im Herzen verachtet, ſeinen Hochgeehrteſten

Digitized by Google

Herrn zu nennen, wenn gleich Jedermann weiß, daß dergleichen Complimente nur falſche Münzen ſind, die Niemand für voll annimmt. — In der Muſik bezeichnet dieſer Ausdruck: 1) einen unreinen Ton; 2) die fehlerhafte Fortſchreitung der Intervallen; 3) die um einen halben Ton, als die reine, kleinere Quinte. — Falſches Licht, in der Malerei, wenn das auf ein Gemälde fallende Tageslicht dem vom Maler angenommenen Licht zuwider iſt; z. B. wenn es von der rechten Seite einfällt, und der Maler das Licht als von der linken Seite einfallend angenommen hat, in welchem Falle das Gemälde verliert, weil die dunkeln Stellen heller, die hellen aber dunkler erſcheinen.

Fallſchirm (Parachute), ein von Blanchard im J. 1785 erfundener Schirm, vermittelſt welchem ſich ein Luftſchiffer aus dem Aeroſtaten ohne Gefahr von der Höhe herablaſſen kann. Er hat ungefähr die Geſtalt eines halb geöffneten Paraplü's, nur daß er weit größer iſt. Andere ſchreiben dieſe Erfindung dem Etienne Montgolfier zu; nach noch Andern ſoll der berühmte Phyſiker Lenormand, Profeſſor zu Tarn daſſelbe im J. 1783 erfunden haben. Garnerin erfand noch eine ganz beſondere Art dieſer Fallſchirme.

Falſet, ſ. Fiſtel.

Falsiloquium ſetzt man dem mendacio entgegen. Man hat in der deutſchen Sprache keinen Ausdruck, den Unterſchied falsiloquium und mendacium merkbar zu bezeichnen, da Unwahrheit das gemeinſame Merkmal iſt, das beiden zukommt. Falsiloquium ſoll eine vorſätzliche Unwahrheit ſeyn, die gleichwohl nicht unter die gehäſſige Kategorie der Lügen gebracht werden könne, eine Unwahrheit, welche zu ſagen, entweder die Noth entſchuldige, oder ſelbſt die Pflicht gebiete. Es fragt ſich, ob es ſolche Unwahrheiten geben könne; ob je Unwahrheit, als Mangel, als Negation, eine Realität werden könne, welches ſie werden müßte, wenn ſich ein Fall denken ließe, wo ſie Pflicht ſeyn würde? Die Antwort iſt: in einer rein moraliſchen Welt, worin jeder Menſch ſich ſelbſt, und jeden Andern als ein der Wahrheit fähiges Weſen betrachten muß, kann das nie der Fall ſeyn. In der gegenwärtigen unvollkommenen Welt iſt es öfter, wie die Eidſchwüre, ein nothwendiges Uebel, welches vorausſetzt, daß diejenigen, die durch eine vorſätzliche Unwahrheit getäuſcht werden ſollen, in dem Augenblick als des freien Vernunftgebrauchs beraubt, und alſo nicht als Perſonen zu betrachten ſind, die von meiner wahren Ausſage einen vernünftigen Gebrauch zu machen im Stande wären, z. B. Wahnſinnige, im Affekt wüthende Menſchen, da denn das kleinere Uebel (denn das bleibt die Nothlüge auch bei der beſten Abſicht, wenigſtens für den, der lügt) dazu dienen muß, ein größeres Uebel zu verhüten. S. Lüge.

Faltenwurf, ſ. Draperie.

Falter, ein Inſekt mit bunten Flügeln, das dieſelben auf mancherlei Art zuſammen faltet. Im gemeinen Leben braucht man dafür Schmetterling, Sommervogel. S. Schmetterlinge.

Falun, die berühmteſte Bergſtadt Schwedens, liegt in der Provinz Dalekarlien, mit 1650 hölzernen Häuſern, 4300 Einwohnern und den reichſten Kupferbergwerken des Reichs. Die 180 Klafter tiefe Grube bildet einen weiten offenen Schlund, in dem die Arbeiter bei Tageslicht arbeiten. Um ſie liegen an 70 Schmelzöfen. Man gewinnt jährlich an 4500 Schiffpfund des beſten europäiſchen Kupfers, an 300 Dukaten Gold, an 500 Mark Silber, 150 Schiffpfund Blei, 800 Tonnen Vitriol, 1000 Tonnen Okker, und an 30 Schiffpfund Schwefel. — Auch hat ſie Manufakturen und Fabriken in Wolle, Baumwolle, Seide, Tabak, Papiertapeten ꝛc., und treibt anſehnlichen Handel. Ueber Falun aufwärts liegt das Dorf Elfdalen an der Darlelf, mit vortrefflichen Porphyrbrüchen und einer Fabrik, wo Vaſen, Leuchter, Tiſchplatten ꝛc. in großer Menge verfertigt werden.

Digitized by Google

Fama war die Göttin des Gerüchts oder der Sage. **Sophokles** nannte ſie ein Kind der Hoffnung, und **Aeſchines** erwähnt ſie als eine große Göttin. **Virgil** nennt ſie die jüngſte Tochter der Erde. Sie war, ſagt der Erſte, ganz voll Federn und unter jeder führte ſie ein Auge und eben ſo viel Ohren, Zungen und Mäuler. Sie ſchläft nie. Der Zweite leiht ihr einen Pallaſt von klingendem Erz und von tauſend Reſonanzen, und zählt eine weitläuftige Nachkommenſchaft von ihr auf.

Fanal, Fanal-Laternen, Laternen, wie ſie auf den Schiffen gebraucht werden, beſonders aber diejenigen, die auf das Höchſte des Hintertheils, die Maſtkörbe, oder die Wände befeſtigt werden, damit ein Schiff das andere ſehen kann, und welche zugleich den Rang des Befehlshabers anzeigen. Ein Admiral führt 3 auf der Gallerie, und 1 auf der Mars-Stange, der Vice-Admiral 2 auf der Gallerie, und 1 auf der Stange, der Contre-Admiral nur 1, und 1 auf der Stange; andre Schiffe überhaupt nur 1. — 2) Soviel als Leuchtthurm oder **Pharus**. — 3) Bei der Artillerie eine Lärm-Stange.

Fanatismus iſt religiöſe Schwärmerei, d. i. der Wahn, religiöſe Ueberzeugungen durch vermeinte überſinnliche Anſchauungen und Gefühle erhalten zu können, oder wirklich erhalten zu haben. Bei dem Myſtiker, Fanatiker und Schwärmer vertritt ein ſinnliches Phantom der Einbildungskraft die Stelle der Gottheit, das gewiſſe ihm angemeſſene Gefühle erregt, die aber nicht moraliſcher, ſondern bloß ſinnlicher Natur ſind, und weil die Gottheit ſelbſt, als Vernunftidee, kein Gegenſtand der producirenden Einbildungskraft iſt, und ſeyn kann: ſo erhob man früh im Alterthum, wo die Vernunft noch in ihrer Kindheit war, dagegen die Sinnlichkeit deſto lebhafter wirkte, die Gegenſtände derſelben zu Göttern, denen denn die rohe Phantaſie Geſtalten nach Belieben gab. **Schiller**, in den Göttern Griechenlands, hat ganz recht, daß ſich die rohe ſinnliche Menſchheit in dieſen Träumen ihrer Phantaſie ſehr wohl befunden haben könne. Wenn es aber ſein Ernſt war, den Verluſt dieſer Zeiten der Kindheit zu bedauern: ſo war er in dieſem Augenblick ein arger Fanatiker. So wie der Fanatismus der Heiden die tauſendfachen Geſtalten ihrer Götter ſchuf: ſo ſchuf er auch in Chaldäa ganze Regimenter von Engeln und Teufeln; eine Idee, welche die Juden mit Freuden aufnahmen, weil es ihnen verboten war, ſich vom Jehovah irgend ein Bild zu machen, und weil ſie doch gern etwas hatten, womit ihre Phantaſie nach Belieben ſpielen konnte. Mit der Vernunft mag überhaupt der Fanatiker nicht gern etwas zu thun haben. Je lebhafter die Bilder ſind, welche die Phantaſie eines Fanatikers ſich erträumt; und je mehr ſie mit ſeinen anderweitigen ſinnlichen Neigungen, ſie zu verſtärken, oder zu begünſtigen, harmoniren, um deſto lieber ſucht er ſie auch zu realiſiren, weil es ihm unangenehm iſt, dieſe ihm ſo ſüßen Bilder als bloße Träume zu betrachten, die ihm keinen anderweiten Genuß zu gewähren im Stande ſeyn. Daher denn ſo manche auffallende Erſcheinung unſerer Tage, wobei die kalte Vernunft ausruft: wie iſt das möglich! Wie der Aberglaube: ſo iſt der Fanatismus ein Proteus, der ſich unter allen Geſtalten, bald gröber, als Produkt der Unwiſſenheit und Trägheit, bald verfeinert und mit anderweitigen Kenntniſſen amalgamirt, als Heuchelei, oder geiſtlicher Stolz, der ſich über die Niedrigkeit der Sinnenvorſtellungen erhaben zu ſeyn glaubt, erſcheint. In jeder Geſtalt hebt er allen Vernunftgebrauch in Abſicht auf das Thun und Laſſen auf, und giebt die ganze Lebenseinrichtung den Einflüſſen der auf die Phantaſie einwirkenden Leidenſchaften preis. Er iſt das aqua toffana gegen alle Sittlichkeit. S. **Myſticismus**.

Fandango iſt ein in den ſüdlichen Gegenden Europa's gewöhnlicher Tanz von ſehr zärtlichem Karakter. Die Melodie deſſelben wird in den 3/4

Digitized by Google

Takt geſetzt, und in einer mäßigen Bewegung gewöhnlich auf der Zither geſpielt, von den Tänzern ſelbſt aber mit Caſtagnetten begleitet. In Spanien iſt dieſer Tanz gemeiniglich auch noch mit Geſang verbunden. Die Figur des Tanzes beſteht aus einer ſehr einförmigen Bewegung, und die Muſik dazu iſt immer in einen Mollton geſetzt, um einen höheren Grad der Zärtlichkeit auszudrücken.

Fanfare iſt urſprünglich ein aus Frankreich herrührendes kleines Tonſtück von glänzendem Karakter für Trompeten und Pauken, zu militäriſchem Gebrauche beſtimmt. Auch verſteht man darunter gewiſſe bei der Jagd übliche kurze Tonſtücke, gewöhnlich im $^6/_8$ Takt geſetzt.

Fannius (Cajus), mit dem Beinamen Strabo, römiſcher Conſul mit Valerius Meſſala (161 v. Chr.), iſt Urheber der Lex Fannia, wodurch der Aufwand der Römer bei Gaſtmählern beſchränkt und beſtimmt wurde nämlich 10 As für ein gewöhnliches und 100 für das größte Gaſtmahl. 2 Cajus, Neffe des Vorigen, war 139 v. Chr. Quäſtor und 10 Jahre darauf Prätor, diente in Afrika unter dem jüngern Scipio Afrikanus, und in Spanien unter Fabius Maximus Servilianus, und ſchrieb Annalen, deren Cicero rühmlichſt gedenkt. 3) Quadratus, lat. Dichter, Zeitgenoſſe des Horaz, der ſeiner nur ſcherzweiſe gedenkt. 4) Cajus, lat. Schriftſteller unter Trajan, beſchrieb in einer Geſchichte von 3 Büchern unter dem Titel: Exitus occisorum aut relegatorum a Nerone, die Grauſamkeiten Nero's und die letzten Stunden derer, die durch jenes Ungeheuer zum Tode verurtheilt worden waren. Wir beſitzen bloß noch Fragmente, die Auſonius Popma ſammelte, und der Ausgabe des Salluſt, Amſterdam 1661, beifügte.

Fang, ein Stich, der einem Thiere mit dem Fangeiſen, Hirſchfänger oder Genickfänger beigebracht wird; 2) der Biß eines Hundes; 3) ein von Holz gemachtes Gebäude, worin ſich gewiſſe wilde Thiere ſelbſt fangen; 4) der mit Hamen und Netzen umſtellte Platz in einem Fiſchwaſſer. 5) die auf der Sohle ſchwimmende Fettigkeit, wenn der Salzſieder etwas davon abſchöpft, um zu verſuchen, ob ſie ihre Gare erhalten habe.

Farao, auch Faro oder Pharao, ein Hazardſpiel, bei welchem einer Bank hält, und die übrigen (Pointeurs) auf ſelbſtgewählte Kartenblätter, die ſie vor ſich hinlegen, Geld ſetzen. Der Banquier hat überwiegende Vortheile, welche auf die Länge den Verluſt der Pointeurs allemal herbeiführen müſſen.

Fare (Charles Auguſte, Marquis de la), geb. im Schloſſe Valgorge in Vivarais 1644, war anfangs Soldat, legte ſich aber ſpäter auf die Dichtkunſt, und ſtarb 1712. Seine Gedichte beſtehen in Liedern, Epigrammen u. a. m., und ſind gewöhnlich mit den Werken Chaulieu's zuſammengedruckt; doch auch einzeln, London 1781, 12. Sehr freimüthig ſind ſeine Reflexions sur les principaux évenemens du règue de Louis XIV. Amſterdam 1734, 12. geſchrieben.

Färbekunſt iſt die Kunſt, allerlei Geſpinnſten, Geweben oder Zeugen eine beliebige Farbe zu geben. Der Färber theilt den Körpern, welche ihre natürliche Farbe nicht behalten ſollen, eine fremde Farbe mit, und zwar ſo, daß der Farbeſtoff den zu färbenden Körper ganz durchdringt, wodurch er ſich von dem Maler und Drucker unterſcheidet, welche den Farbeſtoff bloß auf die Oberfläche der Körper auftragen. Er färbt nicht nur fertige Zeuge, ſondern auch Garn und die Materien, woraus dieſes geſponnen wird. Dieſe Profeſſioniſten pflegen ſich in Schönfärber und in Schlecht- oder Schwarzfärber einzutheilen, von welchen ſich an einigen Orten auch noch die Seidenfärber trennen. Die Schönfärber verſtehen die Kunſt, echte und ſchön gemiſchte Farben in die Zeuge zu bringen; die Schwarzfärber aber färben meiſtens unecht, und nur mit

ganz einfachen Farben, beſonders Schwarz, Blau und Braun. Doch giebt es jetzt nur noch wenig eigentliche Schwarzfärber, die nicht echt färben können. Echt nennt man nämlich die Farben, welche von Luft und Sonnenſchein, von Waſſer, Seifenwaſſer und Säuren nicht zum Verſchießen gebracht werden; im Gegentheil heißen ſie unecht. — Weil ein und eben dieſelbe Farbe nicht immer auf den Zeugen von verſchiedenen Materien haften; ſo muß der Färber eine genaue Kenntniß ſo wohl von den Farbematerialien, als auch von der Beſchaffenheit des Stoffes der Zeuge haben. Die meiſten Zeuge erfodern auch vor dem Färben eine beſondere Zubereitung, z. B. das Waſchen, Bleichen, Auskochen mit Seife ꝛc., wodurch ſie gereinigt und geſchickt gemacht werden, die Farben beſſer anzunehmen. Auch beizt man ſie mit verſchiedenen Salzen, z. B. mit Alaun und Vitriol, wodurch die Farben dauerhaft werden, ſo daß ſie der Wirkung der Säuren und der Seife widerſtehen. Die Hauptfarben der Färbekunſt ſind: Blau, Roth, Braun und Schwarz; die übrigen Farben entſtehen durch Miſchung dieſer Hauptfarben und ihrer Schattirungen. Die färbenden Theile werden aus den Farbeſtoffen entweder durch Kochen, oder durch eine Gährung ausgezogen. Man färbt entweder mit kalter oder mit warmer Farbenbrühe. Erſtere giebt gemeiniglich eine ſanftere, letztere eine dauerhaftere Farbe. Das Blaufärben erfodert viel Kunſt, und die meiſte Aufmerkſamkeit des Färbers. Man nimmt dazu vornehmlich zwei Farbeſtoffe, Indigo und Waid, entweder jeden allein, oder beide zuſammen. Die Hauptſache beruhet auf der Bereitung der Küpe. (So heißt ſowohl die Farbenbrühe, als auch das Gefäß, worin ſie bereitet wird.) Die *Bereitung der Indigoküpe* beſteht darin, daß man den Indigo in einem *eingemauerten* Keſſel von der Geſtalt eines abgekürzten Kegels durch Potaſche, Urin, Seifenſiederlauge, oder Eſſig zergehen läßt, oder durch Vitriolſäure auflöſet, die man hernach mit Waſſer verdünnt. Die Waidküpe wird in einem hölzernen Gefäße bereitet. Man läßt darin den Waid in heißem Waſſer zergehen, ſchüttet Kleye und von Zeit zu Zeit etwas Kalk hinzu, bis ein blauer Schaum den erfoderlichen Grad der Gährung anzeigt, oder, nach der Sprache der Färber, bis die Küpe blühet. Nachher ſetzt man noch etwas aufgelöſten Indigo, auch wohl Krapp hinzu. — Die rothe Farbe, beſonders der Cochenille, zu erhöhen, bedient man ſich des in Königswaſſer aufgelöſten Zinns, welche Auflöſung Compoſition heißt. Dieſe erhält man, wenn man reine Zinnſpäne in Salpeterſäure, Salmiak und reinem Waſſer auflöſet. Man braucht dieſe Compoſition zu der glänzenden Scharlachfarbe. Bloßes Scheidewaſſer ſoll faſt eben die Dienſte thun. — Die Baumwolle, welche überhaupt am ſchwerſten zu färben iſt, echt roth zu färben, verſtanden die Türken lange allein; daher man dieſe Farbe türkiſch Roth, und das rothe baumwollene Garn türkiſch Garn nennt. Durch viele Verſuche iſt man in unſern Zeiten der Kunſt der Türken ſehr nahe gekommen, und Manche verſichern, ſie wirklich erreicht zu haben; jedoch iſt ſie immer noch nicht hinlänglich bekannt.

Farben ſind die Vorſtellungen von der verſchiedenen Art, wie unſre Geſichtsnerven durch die Lichtſtrahlen, nach ihrer verſchiedenen Theilung und Brechung, afficirt werden. Nach Newtons Theorie iſt nämlich jeder Lichtſtrahl aus ſieben andern zuſammengeſetzt, darein er getheilt werden kann, und die jeder ſich auf verſchiedene Art brechen. Jeder dieſer einfachen Lichtſtrahlen macht eine beſondere Wirkung aufs Auge, je nachdem er unvermiſcht oder in unzähligen Vermiſchungen und Abſtufungen in das Auge fällt. Nach den ſieben Farben des Regenbogens nimmt man ſieben Hauptfarben an: Roth, Orange, Hellgelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau und

Digitized by Google

Violett, die ſich durch Kunſt, z. B. durch ein Prisma, nicht weiter zertheilen laſſen. Die Vereinigung aller dieſer einfachen gefärbten Strahlen in einen Hauptſtrahl giebt die weiße Farbe. Der Mangel alles Lichts macht ſchwarz. Die Farben ſind alſo nichts den Körpern weſentlich Inhärirendes, wie ſchon Epikur lehrte, ſondern nur die Eigenſchaft, welche ſie durch die Lichtſtrahlen bekommen, die von ihnen zurückgeworfen, in unſer Auge fallen. Euler behauptete, das Licht ſey in Anſehung des Aethers (einer feinen Materie, welche die Zwiſchenräume der Himmelskörper erfülle) eben das, was der Schall in Anſehung der Luft ſey. Die leuchtenden Körper ſetzten den Aether in eben ſolche Erſchütterung und Schwingung als die ſchallenden die Luft, und ſo wie die Verſchiedenheit der Töne durch die verſchiedenen Arten der Schwingungen ſchallender Körper, und ihrer Geſchwindigkeit entſtänden: ſo entſtänden die Farben durch die Verſchiedenheit der Schwingungen des Aethers durch den Impuls des Lichts.

Farbengebung. Dies vom Herrn von Hagedorn zuerſt gebrauchte Wort iſt ſchicklich, um denjenigen Theil der Kunſt auszudrücken, der von den Farben abhängt. Die Farbengebung würde demnach folgende Theile der Kunſt unter ſich begreifen: 1) Licht und Schatten, 2) das Helle und Dunkele der Farben, 3) die eigenthümlichen und Lokalfarben, 4) die Harmonie, 5) den Ton, 6) die Behandlung der Farben. (S. Colorit.) Leonardo da Vinci, Lomazzo und Gerhard Laireſſe, Mengs und Göthe haben über dieſe Kunſt geſchrieben.

Farbenlehre, die Lehre von dem Urſprunge, der Miſchung und den Wirkungen der Farben, als Eigenſchaften des Lichtes. Eine der lieblichſten, zugleich aber auch der räthſelhafteſten Erſcheinungen, welche mit der Brechung des Lichts in Verbindung ſtehet, iſt die Trennung des weißen Sonnenlichts in verſchiedene Farben. Dieſe auffallende Erſcheinung, welche man die Farbenzerſtreuung nennt, beſtehet eigentlich darin, daß ein Lichtſtrahl nach ſeiner Brechung in eine kleine fächerförmige Fläche von verſchiedenen Farben ſich ausbreitet. Newtons großer Geiſt, der durch die ganze Naturlehre wehet, hat auch hier wieder die Bahn gebrochen, welche zu den Geſetzen dieſer merkwürdigen Erſcheinung hinleitet, und denen folgender Verſuch zu Grunde liegt. Wenn man Sonnenſtrahlen durch eine enge Oeffnung von etwa drei bis vier Linien im Durchmeſſer in ein finſteres Zimmer fallen läßt, ſo entſtehet auf einer Wand, welche der Oeffnung gegenüber liegt, bei dem ungebrochenen Durchgang der Strahlen, ein kreisrunder, ſtark ſchimmernder weißer Fleck. Läßt man aber einen Sonnenſtrahl, ehe er die Wand erreicht, erſt durch ein dreiſeitiges Prisma hindurchgehen, ſo kann der Sonnenſtrahl nicht mehr in der vorigen Richtung gehen, ſondern muß, wie man nach den Brechungsgeſetzen leicht finden kann, nach einer andern Richtung zu fallen. Hiermit iſt aber die ſehr merkwürdige Erſcheinung verbunden, daß der Strahl, welcher aus dem Prisma wieder heraus in die Luft tritt, in ſieben Strahlen, von ſieben verſchiedenen Farben zertheilt worden iſt. Dieſe Farben, die ſich an der gegenüberſtehenden Wand darſtellen, folgen in einer gewiſſen Ordnung aufeinander, die von der Lage des Winkels abhängt, d. h. des Winkels, der von den beiden brechenden Flächen des Prisma eingeſchloſſen wird, und den man den brechenden Winkel nennt. Iſt dieſer Winkel nach unten gerichtet, ſo liegen die ſieben Farben, die man das Farbenbild oder Spectrum nennt, in folgender Ordnung von oben nach unten, violett, dunkelblau (indigo), hellblau, grün, hellgelb, dunkelgelb (orange), roth. Iſt aber dieſer Winkel nach oben gerichtet, ſo zeigen ſich die Farben in umgekehrter Ordnung, ſo daß von oben nach unten die rothe Farbe den Anfang macht, und die violette die unterſte Stelle einnimmt. Mit dieſem Verſuche iſt zugleich auch

Digitized by Google

noch der merkwürdige Umſtand verbunden, daß der Raum, den das Farbenbild auf der Wand einnimmt, nicht in ſieben gleiche Theile abgetheilt erſcheint, ſo daß jede Farbe einen gleich großen Raum erfülle, ſondern ſo, daß die violette $\frac{2}{9}$, die indigo $\frac{1}{9}$, die hellblaue $\frac{1}{6}$, die grüne $\frac{1}{6}$, die hellgelbe $\frac{2}{15}$, die orange $\frac{3}{40}$ und die rothe $\frac{1}{8}$ des ganzen Farbenbilds ausfüllt. Theilt man demnach das ganze Farbenbild in 360 gleiche Theile, ſo kommen 80 dieſer Theile auf das Violette; auf Indigo 40; Hellblaue 60; Grüne 60; Hellgelbe 48; Orange 27; Rothe 45. Die Farben gehen indeß in ſo feine Abſtufungen in einander über, daß die verhältnißmäßige Beſtimmung des Raums, den eine jede Farbe einnimmt, nicht in aller Schärfe richtig iſt, und daß vielmehr vom Violetten bis zum Rothen ein mannichfaltiges Farbenſpiel Statt findet, von welchem ſich die ſieben angegebenen Farben nur am deutlichſten auszeichnen. Auch iſt das Rothe im Bilde kein eigentliches Purpur- oder Roſenroth, ſondern etwas ins Gelbe ſpielend. Am deutlichſten ſieht man das ganze Farbenbild, wenn das Prisma in der gehörigen Entfernung von der Wand abſtehet, und dieſe beträgt für die Wahrnehmung des Raumverhältniſſes nach der obigen Angabe etwa 12 bis 14 Fuß, wenn das Prisma aus gewöhnlichem Spiegelglaſe beſtehet. Je näher das Prisma der Wand rückt, deſto enger wird darauf der Raum, den das Farbenbild einnimmt, die einzelnen Farben können ſich dann nicht gehörig ausbreiten, fallen aufeinander, und es bleibt nur ein weißer Fleck ſichtbar, der von der einen Seite eine violette, von der andern eine gelbrothe Begränzung hat. Wächſt die Entfernung noch mehr, ſo hebt das Farbenbild ſich auch ſtärker heraus, aber das Raumverhältniß der einzelnen Farben ändert ſich ebenfalls ab. Violett, Grün und Roth nehmen an Ausbreitung zu, Blau und Gelb dagegen ab. Läßt man das Farbenbild, ehe es die Wand trifft, erſt noch durch eine Converlinſe gehen, ſo zeigt ſich auf der Wand, wenn ſie im Brennpunkte der Linſe ſtehet, wieder das weiße Sonnenlicht, das ſich aber wieder im Farbenbild darſtellt, wenn die Wand von dem Brennpunkte entfernt wird. Weil aber die Strahlen im Brennpunkte der Linſe ſich durchkreuzen, ſo zeigt ſich auch das Farbenbild in umgekehrter Ordnung. Läßt man aber das Farbenbild, ſtatt durch eine Converlinſe, durch ein zweites Prisma gehen, das aus demſelben Glaſe beſtehet, und denſelben brechenden Winkel hat, das aber ſo aufgeſtellt wird, daß der brechende Winkel deſſelben gegen den des erſten Prisma eine verkehrte Lage erhält, ſo ſiehet man leicht ein, daß nunmehr jeder gefärbte Lichtſtrahl durch das zweite Prisma eben ſo ſtark aufwärts gebrochen wird, als er im erſten abwärts gebrochen worden iſt, und daß er folglich wieder in ſeine urſprüngliche Lage, die er vor der erſten Brechung gehabt hat, zurückkehren muß. Hierdurch wird aber die ganze Farbenzerſtreuung wieder aufgehoben, und das Farbenbild wieder auf einen weißen Fleck zurückgeführt. Aus dieſen Verſuchen leitete Newton den Schluß ab, daß das weiße Sonnenlicht aus ſieben *einfachen* oder *Grundfarben* beſtehe, und daß umgekehrt dnrch die Vermiſchung aller prismatiſchen Farben, das weiße Licht entſtehe. Um jeden einzelnen farbigen Strahl des Farbenbildes für ſich allein zu unterſuchen, fand Newton Mittel, ihn dadurch zu iſoliren, daß er ihn durch eine ſehr kleine Oeffnung, die in der Wand angebracht war, hindurch gehen ließ, die andern aber aufgehalten wurden. Fing er dieſen Strahl mit einem zweiten Prisma auf, ſo wurde er zwar abermals gebrochen, behielt aber ſeine eigenthümliche Farbe bei. Hierdurch konnte Newton die Brechbarkeit einer jeden Farbe, die, wie die Geſtalt des Farbenbilds ſchon zeigte, für jeden farbigen Strahl anders ſeyn mußte, näher unterſuchen, und feſter beſtimmen, und ſo fand er, daß der violette am ſtärkſten, der rothe am wenigſten gebrochen wurde, und daß überhaupt jeder farbige Strahl ſeine eigene Brechbarkeit habe. Daß

Digitized by Google

die weiße Farbe in der That aus den ſieben Grundfarben zuſammengeſetzt ſey, läßt ſich auch noch dadurch beſtätigen, daß man eine kreisrunde Scheibe von Holz oder Pappdeckel durch Halbmeſſer in ſieben Ausſchnitte theilt, deren Größe nach dem angegebenen Verhältniß des Raums, den eine jede Farbe im Farbenbild einnimmt, beſtimmt wird, ſo daß der eine Bogen $^2/_9$, der andere $^1/_9$ u. ſ. w. der ganzen Peripherie enthält. In jeden Ausſchnitt trägt man die dazu gehörige Farbe auf, und ſorgt dafür, daß die Scheibe nach Art eines Kreiſels um einen ſenkrechten durchgeſteckten Stift ſehr ſchnell umgedreht werden kann. Eine ſolche Scheibe nennt man eine Farbenſpindel. Wird ſie wirklich ſehr ſchnell umgedreht, und ſind alle Farbentöne gleich ſtark aufgetragen, ſo fließen die Farben durch die ſchnelle Umdrehung ſo in einander, daß die ganze Spindel weiß erſcheint. Da indeſſen eine Farbenſpindel auch dann bei ſchneller Umdrehung weiß erſcheint, wenn ſie bloß drei Abſchnitte, roth, gelb und blau, oder roth, grün, und violett enthält, ſo ſind Einige der Meinung, daß nur jene oder dieſe drei Farben eigentliche Grundfarben ſeyen, aus welchen die andern nach gewiſſen Verhältniſſen zuſammengeſetzt wären. Dieſelbe Erſcheinungen, welche ein gläſernes Prisma zeigt, kommen auch bei einem weißen gläſernen Kegel zum Vorſchein, wenn deſſen Spitze nach den einfallenden Strahlen gerichtet iſt, nur daß hier das Farbenbild aus in einander liegenden Ringen beſtehet. Auch bei Gläſern, welche nach einer andern Form geſchliffen, und deren brechende Flächen nicht parallel ſind, zeigt ſich eine Farbenzerſtreuung, z. B. in den geſchliffenen Gläſern der Kronleuchter, in den Glaslinſen u. ſ. w. Aber nicht nur gläſerne Körper, auch durchſichtige Körper aus anderer Materie zertheilen das weiße Licht, welches durch ſie hindurch geht, und gebrochen wird, in Farben, wie man unter andern an dem Diamanten und andern geſchliffenen Steinen, an Seifenblaſen, an Thautropfen u. ſ. w. wahrnehmen kann. Auf dieſe Weiſe entſtehet auch die bekannte Erſcheinung des Regenbogens, die, wenn ſie ſich Morgens zuträgt, in Weſten, Abends aber in Oſten wahrgenommen werden muß, und für uns nie in Süden ſich zeigen kann. Dieſe Erſcheinung kann ſich nämlich nur dann zutragen, wenn die Sonne einer dunkeln Regenwolke gegenüberſtehet. Regnet es nun aus dieſer Wolke, ſo werden die Sonnenſtrahlen, welche auf die Regentropfen fallen, darin gebrochen, von der dunkeln Regenwand zurückgeworfen, beim Austritt aus dem Tropfen abermals gebrochen, und in Farben zerſtreut. Eine ähnliche Erſcheinung hat man bei einem Waſſerfall und Springbrunnen, wenn man die fallenden Tropfen vor ſich, die Sonne hinter ſich hat. Außer der Sonne zeigen auch viele andere leuchtende Körper ein farbiges Licht. So brennt z. B. Weingeiſt mit Kupferſalz gemiſcht mit grünlicher, mit Strontionſalz gemiſcht mit röthlicher Flamme. Miſcht man ihn mit Küchenſalz oder Kampfer, ſo giebt er, wenn er brennt, den Geſichtern der Anweſenden eine todtenbleiche Farbe. Das Licht, welches aus ſolchen Körpern ſich entbindet, wird alſo ſchon in der Entſtehung in Farben zerlegt, wobei nur die Farben ſichtbar bleiben, die von dem Körper nicht verſchluckt werden. Von den dunkeln undurchſichtigen Körpern erſcheinen manche im Sonnenlichte weiß, und werfen demnach alles Licht, was auf ſie fällt, unverändert zurück, andere hingegen erſcheinen farbig, und werfen daher nur dieſe oder jene Farbe zurück, verſchlucken dagegen die andern. Einige Körper ſchillern (changiren), d. h. ſie werfen bald dieſe, bald jene Farbe zurück, je nachdem man ſie in dieſer oder jener Richtung betrachtet, wie z. B. die Perlenmutter. Wird aber alles Licht, was auf einen Körper fällt, von dem Körper auch verſchluckt, und gar nicht zurückgeworfen, ſo nennt man ihn ſchwarz. Ein ſolcher Körper iſt daher nur durch ſeine weißen und farbigen Umgebungen ſichtbar. Indeſſen iſt wohl kein Körper ganz vollkommen

Digitized by Google

ſchwarz. Manche durchſichtige Körper erſcheinen ſchwarz, wenn ſie auf andern undurchſichtigen Körpern liegen, und daher das Licht reflektiren, während ſie dieſe oder jene Farbe zeigen, wenn ſie gegen das Licht gehalten werden, dieſes alſo refraktiren, z. B. farbige Gläſer. Alle Gegenſtände aber, welche durch ein gläſernes Prisma betrachtet werden, erſcheinen nicht nur an einem andern Orte, als ſie wirklich ſind, ſondern auch durchgehends mit farbigen Säumen und Rändern umgeben. Alle dieſe mannichfaltigen Erſcheinungen als Gegenſtand der Farbenlehre zu erklären, hat ungemeine Schwierigkeiten. Newton, der eine große Menge von Verſuchen und Beobachtungen über dieſen intereſſanten Gegenſtand anſtellte, folgerte daraus, daß das weiße Licht, welches an und für ſich aus verſchiedenen Farben, von verſchiedener Brechbarkeit beſtehe, eine verſchiedene Verwandtſchaft zu den Körpern habe, auf welche es auffällt, und durch welche es zum Auge gelangt. Hat ein Körper zu allen Lichtfarben Verwandtſchaft, ſo ſaugt er ſie alle ein, und erſcheint ſchwarz, hat er dagegen zu gar keiner Farbe Verwandtſchaft, ſo wirft er ſie alle zurück, und erſcheint weiß. Hat er zu allen einfachen Strahlen Verwandtſchaft, nur zu einem nicht, ſo verſchluckt er ſie alle, bis auf dieſen einen, in deſſen Farbe er ſich dann zeigt, und ſo erſcheint er auch mehrfarbig, wenn er zu einigen von den einfachen Strahlen keine Verwandtſchaft hat. Aendert ſich die Oberfläche eines Körpers, ſo ändert ſich auch deſſen Farbe, weil er mit dieſer Aenderung Farben verſchluckt, die er vorher zurückgeworfen, und Farben zurückwirft, die er vorher verſchluckt hat. Aendert ſich die materielle Beſchaffenheit eines Körpers, ſo ändert ſich hierdurch auch ſeine Verwandtſchaft zum Licht ab, und der Körper nimmt dann eine andere Farbe an. Daher kann man durch Miſchungen allerlei Farben hervorbringen. Auch fand Newton, daß jeder durchſichtige Körper, ſelbſt die atmoſphäriſche Luft, in dünnen Schichten eine Farbenzerſtreuung bewirke, und daß eine beſtimmte Ordnung von Farben, von der Dünne dieſer Schichten abhänge. So erſcheint Glas und jeder andere durchſichtige weiße Körper, wenn er fein gepülvert wird, weiß, weil in den kleinen feinen Theilchen Licht von allen Farben abgeſondert wird, und dieſe dann in der Vermiſchung weiß erſcheinen. Daß ſehr viele ausgezeichnete Naturforſcher gegen dieſe Erklärungen mancherlei zu erinnern hatten, und auf allerlei Weiſe zu berichtigen ſuchten, liegt in der Natur der verwickelten Unterſuchung ſelbſt. Um ſo mehr iſt es zu verwundern, daß Göthe, der in ſeiner Farbenlehre, in welcher ſich mancher ſchöne Verſuch findet, als Newton's Gegner auftritt, nicht mit ruhigerer Haltung und größerer Beſtimmtheit der Begriffe, durch welche allein ſeine neue Theorie vor dem gründlichen Phyſiker beſtehen könnte, zu Werke gegangen iſt.

Färberröthe, eine Pflanze, gewöhnlich Krapp genannt, welche bei ſorgfältiger Pflege ſowohl friſch als getrocknet gebraucht wird. Die mehrjährige Wurzel dieſes ſehr nützlichen Gewächſes treibt jeden Sommer vier bis ſechs Fuß hohe Stengel mit vielen Zweigen. In den Ecken ſitzen kleine Stacheln und die kleinen eirunden Blätter ſtehen zu 3 bis 6 ſternförmig um den Stengel. Im Junius und Julius kommen in Büſcheln die kleinen gelben Blüthen an den Spitzen der Zweige zum Vorſchein. Die Frucht iſt eine anfangs grüne, dann rothe und zuletzt ſchwarze Beere. Die färbenden Theile liegen in der Wurzel, welche ſehr lang, ſo dick wie ein Federkiel und gelbröthlich iſt. Im ſüdlichen Deutſchland, in Frankreich, Italien ꝛc. wächſt ſie wild, wird aber auch in dieſen und andern europäiſchen Ländern im Großen gebauet. Die ausgegrabenen Wurzeln werden gereinigt, getrocknet, zu Pulver gemahlen, und ſo als Farbeſtoff verkauft. Die natürliche Farbe, welche ſie giebt, iſt hochroth; durch Zuſätze erhält man aber auch andere Farben. Im mittlern Zeitalter hieß die Pflanze Varancia, woraus die Franzoſen garance gemacht haben, und vielleicht iſt daraus zu-

Digitized by Google

letzt das holländiſche und deutſche Grapp, Krapp, geworden. Im J. 1736 ward durch einen Zufall die Eigenſchaft dieſer Röthe bekannt, daß nach ihrem Genuſſe die Knochen der Thiere roth gefärbt werden, welches der engliſche Wundarzt Belchier, als er bei einem Kattundrucker ſpeiſete, an dem aufgeſetzten Schweinefleiſche bemerkte. Man hatte nämlich die Schweine mit Kleyen-Waſſer gefüttert, worin die gedruckten Kattune abgeſotten worden, welches von dem gebrauchten Krapp roth wird. Die Färbung des Harns und Auswurfs nach dem Genuſſe der Wurzeln, haben ſchon die alten Aerzte, welche ſie in Krankheiten oft gaben, bemerkt. Der älteſte Schriftſteller, welcher der gefärbten Knochen erwähnt hat, iſt Lävinus Lemmius, ein Arzt, der 1505 zu Zirickzen in Seeland geboren worden, und daſelbſt 1568 geſtorben iſt.

Färbeſtoffe, ſ. Färbekunſt.

Farçe, franzöſ., 1) in der Kochkunſt eine Gemiſch von gehacktem Fleiſch und andern Ingredienzien, womit man das Geflügel füllt: Gefüllſel; 2) ein Luſtſpiel, das ohne höheren Zweck bloß Lachen erregen ſoll, und mit dem deutſchen Wort Poſſe übereinkommt. Die Benennung kömmt aus dem Italieniſchen, und dort ſtammt ſie aus dem lateiniſchen Worte Farsum (geſtopft), und bezeichnet eine angehäufte Miſchung von Allerlei. Adelung behauptet in ſeiner Sprachlehre, daß in den mittleren Zeiten Farsa eine Art Geſänge geweſen, welche zwiſchen Gebeten geſungen worden ſeyen. Dem zufolge könnte füglich die urſprüngliche Bedeutung dieſes Worts, auf die Comödie angewandt, ſoviel als Zwiſchenſpiel, Intermezzo, ſeyn. Viele Nationen haben eigene ſtehende Karaktere für das in den Farçen glänzende Niedrig-komiſche, z. B. die Spanier ihren Gratioſo, die Italiener den Arlechino, und die Deutſchen ihren Hanswurſt und neuerdings entſtandenen Käsperle.

Faria (Antonio de), ein berüchtigter portugieſiſcher Abenteurer, geb. zu Liſſabon um 1505, ging 1530 nach Oſtindien, auf einem von ihm ausgerüſteten Schiffe, wurde aber unterwegs von einem mauriſchen Korſaren angegriffen, und rettete ſich nur mit 4 ſeiner Gefährten durch Schwimmen an die Küſte. Um ſich zu rächen, rüſtete er ein neues Schiff aus, und wurde nun ſelbſt Korſar. Reich und furchtbar geworden allen indiſchen Seeräubern, ließ er ſich zu Liampo nieder, wo damals die Portugieſen eine Niederlaſſung hatten, die nachher nach Macao verlegt wurde. Nach 6 Monaten war er ſchon der Ruhe überdrüſſig, und da er hörte, daß auf der Inſel Calempbuy die Grabmäler von 17 Beherrſchern China's mit großen Schätzen ſich befänden, rüſtete er ein Schiff aus, um die Inſel aufzuſuchen. Er fand ſie glücklich, und da ſie nur von 300 Bonzen bewohnt war, ſo zweifelte er nicht am glücklichen Ausgange ſeiner Unternehmung. Da er ſich aber beim Landen zu lange aufgehalten hatte, riefen die Prieſter Hülfe herbei und nöthigten ihn, das Weite zu ſuchen. Bei einem kurz darauf entſtandenen Sturme ging ſein Schiff mit ihm und der Mannſchaft an einem Felſen zu Grunde, 1550. — 2) Thomas de, geb. zu Liſſabon, ſtarb den 23. Okt. 1628, und überſetzte die Luſiade ins Lateiniſche (Liſſabon 1622, 8.; auch abgedruckt im Corpus Illustrium poetarum Lusitanorum).

Faria y Suſa (Manoel), ein berühmter kaſtilianiſcher Geſchichtſchreiber und Dichter, geb. zu Suto in Portugal 1588, ſtudirte zu Braga, trat dann 14 Jahre alt, in die Dienſte des Biſchofs von Oporto, und bildete ſich unter ſeiner Aufſicht in den Wiſſenſchaften weiter aus. Aus Liebe wurde er Dichter, und er beſang die Geliebte unter dem Namen Albania. Mit ihr 1618 vermählt, begab er ſich nach Madrid, kehrte aber, da er dort ſein Glück nicht finden konnte, nach Portugal zurück; hielt ſich auch in Rom auf, und ſtarb endlich zu Madrid 1647. Schriften: Discursos morales y po-

Digitized by Google

liticos, Madrid 1623 u. 1626, 2 Bde.; Commentarios sobre la Luſiada, ib. 1639, 2 Bde. Fol.; Epitome de las Historias Portugueſas, el Asia, el Europa, el Africa, el America Portuguesa, und eine Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel: Fuente de Aganipe, rimas varias, 1644, 46.

Farin, ein grober Zucker in Geſtalt eines Mehls, welcher entſteht, wenn die Moscavade, oder der bis zur Trockenheit eingeſottene Zuckerſaft, noch einmal aufgelößt und mit Lauge und Rindsblut eingeſotten wird. Dieſes Verfahren giebt den gelben Farin; löſet man dieſen nochmals auf, und ſiedet ihn auf die angegebene Art, ſo bekömmt man den weißen Farin oder die Caſſonade.

Farinelli (Carlo Broſchi, genannt), einer der größten Tonkünſtler des letzten Jahrhunderts, wurde 1705 zu Neapel geboren. Seine hervorſtechende Talente erhielten die erſte kunſtgemäße Richtung von ſeinem Vater, und darauf von Porpora, deſſen Reiſegefährte er auf mehreren Wanderungen ins Ausland war. Er beſaß die herrlichſte Stimme, die ſchönſte, die vielleicht je einem Menſchen zu Theil geworden war, und bezauberte ſchon frühe damit auf dem italieniſchen Theater, wo er mit einem berühmten Virtuoſen auf der Trompete einen Wettſtreit beſtand, und durch den Umfang, durch die Kraft, Anmuth und ſcharf abgemeſſene Präziſion ſeiner Töne den Preis gewann. Seine nachherige Reiſe nach Bologna hatte zum Zweck, ihn in die Nähe des Bernachi, eines der gefeierteſten italiſchen Sänger damaliger Zeit, zu führen, den er zu hören brannte. 1728 empfing ihn Kaiſer Carl VI. bei ſeiner Ankunft in Wien mit Auszeichnung, und gab ihm *die redendſten Beweiſe ſeines* fürſtlichen Wohlwollens. Durch die Winke dieſes Kaiſers, welcher, als er ihn einſt gehört hatte, zu ihm ſagte, daß er zwar durch den majeſtätiſchen Zauber ſeines Geſanges Erſtaunen errege, er aber auch, wenn er den Foderungen eines natürlichen Geſanges Gehör gebe, rühren könne, entzückte und feſſelte ſeit dieſer Zeit Farinelli die Hörer durch ſeinen Geſang. 1734 wurde er von Porpora, welcher eine Theatergeſellſchaft nach London führte, in deſſen Gefolge aufgenommen, und Farinelli zog durch den Zauber ſeines melodiereichen Geſanges die Augen des Publikums dergeſtalt auf ſich, daß Händel, welcher Direktor einer andern Geſellſchaft war, vergeblich alle Mittel aufwandte, die Auflöſung derſelben zu verhindern. 1737 ging er nach Paris, und von da folgte er der Einladung des Königs von Spanien nach Madrid. Philipp V. verfiel nach einiger Zeit in eine finſtere Melancholie, woraus nur die ſanft das Gemüth anſprechenden Töne des Farinelli ihn zerſtreuen konnten. Der König und Eliſabeth, ſeine Gemahlin, beehrten ihn ſo ſehr mit ihrer Gunſt, daß er gleichſam ihr erſter Miniſter ward. Unter Ferdinand VI. ſtieg ſein Anſehen wo möglich noch höher, denn während des Krieges in den 1740er Jahren gingen ſogar die Unterhandlungen der Geſandten durch ſeine Hände. — Allein trotz ſeines Glanzes, ſeiner Würden und ſeines Reichthumes, fühlte er ſich nicht glücklich, er wünſchte lebhaft die Tage zurück, wo er in fröhlicher Ungebundenheit als Tonkünſtler herumreiſte. Er entfernte ſich auch wirklich vom Hofe, ging nach Bologna, und ſtarb daſelbſt 1782, nachdem er ein glückliches und geehrtes Alter dort verlebt hatte. Ein menſchenfreundliches Herz erwarb ihm Freunde in allen Ständen.

Farnaby (Thom.), lat. Farnabius, berühmter Kritiker, geb. zu London 1575, der Sohn eines Zimmermanns, ſtudirte zu Oxford und dann in einer Jeſuitenſchule in Spanien, begleitete Franz Drake und John Havkins auf ihren Seereiſen, wurde dann Soldat in den Niederlanden, deſertirte, und kehrte in ſein Vaterland zurück. In der Grafſchaft Sommerſet und dann zu London eine lat. Schule eröffnend, erlangte er bald einen großen

Ruf und zog viele geſchickte Schüler; ſeine Anhänglichkeit an die königl. Familie zog ihm jedoch große Verfolgungen zu, und er ſtarb 1647 im Gefängniß. Er gab den Juvenal und Perſius 1612, den Tragiker Seneca 1613, Martial 1615, Lucan 1618, Virgil, Terenz, Ovid 1634 u. a. m. mit vortrefflichen Bemerkungen heraus, und ſchrieb: Index rhetoricus scholis accommodatus 1625; Systema grammaticum 1641; Phraseologia anglolatina; Tabula linguae graecae.

Farneſe, ein berühmtes Haus in Italien, welches in der Mitte des 16ten Jahrh. durch Papſt Paul III. die Oberherrſchaft über Parma und Piacenza erhielt, und deſſen Stamm ſich bis in die Mitte des 13ten Jahrh. verliert. Die vorzüglichſten Männer aus dieſem Geſchlechte ſind: 1) Pietro, florentiniſcher Feldherr im 14ten Jahrh., führte den Oberbefehl über die florentiniſchen Truppen (1363) im Kriege gegen Piſa, und rechtfertigte dieſe Wahl durch einen Sieg über die Piſaner (am 11. Mai), ſtarb aber ſchon am 19. Juni darauf an der Peſt. — 2) Pietro Luigi, Herzog von Parma, natürlicher Sohn von Alexander Farneſe, nachherigen Papſt Paul III., wurde anfangs von dieſem zum Herrn von Neppi und Frescati, dann zum Herzog von Caſtro und Grafen von Ronciglione (1528), und endlich zum Herzog von Parma und Piacenza (den 12. Aug. 1545) gemacht, obwohl er von Carl V. nicht die Beſtätigung erhalten konnte. Dennoch erhielt er ſich durch ſeinen Vater, den Papſt. Seine ſchlechten Sitten und empörenden Ausſchweifungen gaben jedoch Veranlaſſung zu einer Verſchwörung, wozu Kaiſer Carl V. ſelbſt die Hand unter der Bedingung bot, daß des Herzogs Leben geſchont würde. Das Unternehmen gelang; der Herzog wurde von 2 Verſchwornen ermordet, und vom Balkon auf den Marktplatz herabgeſtürzt den 10. Sept. 1547. Pietro Luigi hinterließ mit Hieronyma Orſini drei Söhne, Alexander, Octavio und Ranuzio, eine Tochter, Namens Victoria, nachmalige Herzogin von Urbino, und einen natürlichen Sohn, Horazio Farneſe, der ſich ſpäter mit Diana von Angouleme, natürliche Tochter König Heinrichs II., vermählte, und in der Belagerung von Hesdin von den Kaiſerlichen den 18. Juli 1553 getödtet wurde. — 3) Alexander, Sohn des Vorigen, Cardinal, ausgezeichnet durch Tugenden und Kenntniſſe, geb. 1520, erhielt vom Papſt Clemens VII. den Cardinalshut und das Erzbisthum Parma den 8. Dez. 1534, wurde von Paul III. zu wichtigen Sendungen in Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden gebraucht, vermochte jedoch nicht, einen Frieden zwiſchen Carl V. und Franz I. zu vermitteln. Er lebte ſpäter in Rom den Wiſſenſchaften, und ſtarb 1589. — 4) Ranuzio, Bruder des Vorigen, und ebenfalls Cardinal, geb. den 11. Auguſt 1530, trat in den Malteſerorden, wurde Prior von Venedig, dann Comthur von Bologna; Paul III. ertheilte ihm 1544 das Erzbisthum von Neapel, welches er gegen das von Ravenna vertauſchte, und 1544 die Cardinalswürde, obwohl er erſt 15 Jahr alt war. Zwei Jahre ſpäter wurde er Legat zu Piſa, Großpönitenziarius und darauf Patriarch von Conſtantinopel. Julius III. verwies 1561 ſowohl ihn, als ſeinen Bruder, den Cardinal Alexander, aus Rom; beide wurden jedoch, auf Verwenden König Heinrichs II., wieder in ihre Güter eingeſetzt. Seine Tugenden und Rechtſchaffenheit verdienten die Lobſprüche Papſt Pius IV., der ihn ſeinem Conſiſtorium als Muſter der Nachahmung aufſtellte. — 5) Octavio, Herzog von Parma und Piacenza, Bruder der Vorigen, geb. 1524, wurde von Paul III. zum Herzog von Camerino ernannt, als er ſich mit Margarethe von Oeſterreich, natürlicher Tochter Kaiſer Carls V. und Wittwe Herzog Alexanders Medicis von Florenz 1538 vermählte. Octavio hatte viel Mühe, die Nachfolge in Parma zu erhalten, während Ferrant von Gonzaga, kaiſerl.

Statthalter in der Lombardei, Piacenza im Namen des Kaiſers, beſaß, zumal, da Paul III., um zu verhindern, daß der Kaiſer ſich nicht auch Parma's bemächtigte, damit umging, ihn auf anderweitige Weiſe im Kirchenſtaate zu entſchädigen. Um dies zu verhindern, entwich Octavio aus Rom, und verſuchte, Parma zu überfallen; allein der Anſchlag mißglückte an der Treue des päpſtlichen Statthalters. Octavio, hierüber aufgebracht, wandte ſich an den Kaiſer, und verſprach, gegen kaiſerliche Belehnung jede Verbindung mit dem Papſte Paul III., ſeinem Großvater, aufzuheben. Paul III. ſtarb bei der Nachricht dieſes Schrittes, und Julius III. beſtieg den römiſchen Stuhl. Von dieſem erhielt endlich Octavio 1550 die Belehnung über Parma, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo er es am wenigſten gehofft hatte. Dennoch drohte die Furcht vor Carls V. Macht, von Seiten des Papſtes ihm den Beſitz dieſes Herzogthums ſtreitig zu machen, hätte nicht ein mit Heinrich II. von Frankreich durch ſeinen Stiefbruder Horazio geſchloſſener Vergleich ihn von dieſer Gefahr befreit; denn, obwohl der entrüſtete Papſt alle Glieder des Hauſes Farneſe aus Rom verbannte, ihrer Güter ſie beraubte, und einen Vertrag mit dem Kaiſer ſchloß, ſo ſetzten doch die anrückenden Franzoſen und die Drohungen des Königs ihn ſo in Furcht, daß er dem Hauſe Farneſe alle Beſitzungen zurückgab, und Octavio als Herzog von Parma anerkannte. Auch der Kaiſer wurde kurze Zeit darauf gezwungen, dieſem Vergleiche beizutreten, und König Philipp II. von Spanien gab ihm ſogar ſpäter, um ihn von der franzöſiſchen Partei abzuziehen, Piacenza zurück (1584). Octavio ſtarb den 18. Sept. 1585, von Margarethe von Oeſterreich den berühmten Alexander von Parma und außerdem noch drei natürliche Töchter hinterlaſſend. Octavio galt zu ſeiner Zeit für einen geſchickten Feldherrn, und bewies es in Deutſchland und im Kriege gegen Ferrara an der Spitze der ſpaniſchen Truppen. — 6) Alexander oder Aleſſandro, Herzog von Parma, Sohn des Vorigen, geb. 1546, begleitete ſeine Mutter als Kind nach Flandern, wo er ſchon im 10ten Jahre ſich mit Maria, einer Nichte Johanns von Portugal, vermählte. Schon in ſeiner Jugend zeigte er, was er ſpäter werden würde. Die in der Schlacht von Lepanto und bei der Belagerung von Antwerpen (ſ. d. Art.) bewieſene Tapferkeit erwarb ihm den größten Ruhm. 1578 folgte er dem berühmten Don Juan von Oeſterreich in der Statthalterwürde über die Niederlande, und ſchnell hob er die geſunkenen Angelegenheiten Spaniens; dennoch vermochte weder ſein Muth, noch ſeine Rathſchläge, dem Könige von Spanien die ſieben proteſtantiſchen Provinzen wieder zu verſchaffen. Von den Niederlanden aus ſchickte ihn Philipp II. dem empörten Paris gegen Heinrich IV. zu Hülfe; Heinrich IV. aber nöthigte ihn, ſich bald nach Flandern zurück zu begeben. Ungeachtet er beim Tode ſeines Vaters Willens war, die Statthalterwürde der Niederlande nieder zu legen, erhielt er dazu doch nicht Philipps Erlaubniß; denn es mußte dieſem Könige daran liegen, einen ſo tapfern und umſichtigen Feldherrn an der Spitze ſeiner Truppen zu wiſſen. Dies führte eben den ſchnellen Tod des Herzogs herbei; denn, als er zum zweitenmal, während Heinrich IV. Rouen belagerte, in Frankreich eindrang, wurde er nach glücklich vollbrachter Unternehmung vor Caudebec am Arme verwundet, und ſtarb darauf zu Arras den 2. Dez. 1592. — 7) Ranuzio I., älteſter Sohn von Aleſſandro Farneſe und Mariens von Portugal, geb. 1596, nahm ſogleich nach ſeines Vaters Tode Beſitz von den Staaten deſſelben, und erhielt die päpſtliche Belehnung. Weniger glücklich war er geweſen hinſichtlich der Anſprüche, die er nach dem Tode ſeines Großonkels, des Königs Heinrich von Portugal, auf den portugieſiſchen Thron machte; denn dort trugen die Streitkräfte Spaniens den Sieg über ſeine Rechte davon. Papſt Clemens VII. verlieh ihm für ſich und ſeine Nachkommen die Würde ei-

nes Gonfaloniere der Kirche, 1600. Von den Tugenden ſeines Vaters beſaß er keine einzige; denn er war finſter, ſtreng, habſüchtig und mißtrauiſch. Um die angeſehenſten Familien zu vernichten, erdichtete er eine Verſchwörung, und ließ 1612 eine große Anzahl Unſchuldiger hinrichten. Dies unerhörte Verfahren entrüſtete die italieniſchen Fürſten, und ſicher würde ein Krieg ausgebrochen ſeyn, wenn nicht der Tod des Herzogs Vincenz Gonzaga von Mailand ihn verhindert hätte. Auf gleiche Weiſe ließ er auch ſeinen natürlichen Sohn Octavio oder Ottario, der die Liebe des Volks beſaß, in einem Kerker verſchmachten. Ungeachtet dieſer Grauſamkeiten, beſaß er doch Liebe zur Kunſt; mehrere herrliche Gebäude in Parma verdanken ihm ihr Daſeyn. Er ſtarb im März 1622, und Odoardo folgte ihm in der Regierung. — 8) Odoardo, des Vorigen Sohn und Nachfolger im Herzogthum Parma und Piacenza, ein ſehr ſtolzer und eigenſinniger Fürſt, regierte von 1622 — 1646, und unternahm einige vergebliche Verſuche, Cremona und andere Städte zu erobern, ſo wie er auch Streitigkeiten mit Papſt Urban VIII. hatte. Er ſtarb, 40 Jahre alt, den 12ten Sept. 1646. — 9) Ranuzio II., geb. 1630, Sohn und Nachfolger des Vorigen und der Margarethe von Medicis, hatte mit dem Papſte Jnnocenz X., hinſichtlich des Herzogthums Caſtro, große Streitigkeiten, welche mit Zerſtörung der Stadt dieſes Namens endigten. Er ließ ſich größtentheils von ſeinen Miniſtern, die er aus den niedern Ständen wählte, beherrſchen, und ſtarb den 11. Dez. 1694, von 3 Gemahlinnen 2 Söhne, Franz und Anton, und 1 Tochter, Eliſabeth, hinterlaſſend, welche die Gemahlin des Königs Philipp V. von Spanien wurde, und ihm die Herzogthümer Parma und Piacenza zubrachte. — 10) Franz, ſiebenter Herzog von Parma und Piacenza, Sohn des Vorigen, trat die Regierung 1694 an, verſuchte während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges die Neutralität ſeiner Staaten zu behaupten, obwohl dieſelbe einige Mal von den Kaiſerlichen verletzt wurde. Mit der Gemahlin ſeines älteren Bruders Odoardo (der ſchon vor dem Vater geſtorben war), Dorothea v. Neuburg, vermählt, erhielt er keine Kinder, und die großen Mächte Europens beſtimmten daher ſchon im Voraus 1720 die Nachfolge in Parma und Piacenza zu Gunſten eines Sohnes Philipps V. von Spanien und der Eliſabeth Farneſe. Franz ſtarb den 26. Febr. 1727, 49 Jahre alt, und geachtet wegen ſeiner Gerechtigkeitsliebe und Klugheit. — 11) Antonio, achter und letzter Herzog von Parma aus dem Hauſe Farneſe, geb. 1679, folgte ſeinem Bruder Franz 1727, und vermählte ſich im folgenden Jahre mit Henriette v. Eſte; da er aber mit ihr keine Kinder erhielt, ſo fielen ſeine Staaten nach ſeinem Tode, 1731, an den Sohn Philipps V., Don Carlos von Bourbon, der dieſelben aber bei Gelangung auf den ſicilianiſchen Thron an den Jnfanten Don Philipp, ſeinen leiblichen Bruder, 1748, abtrat.

Farneſiſch. Dieſen Beinamen giebt man verſchiedenen berühmten Antiken, von dem Orte, wo ſie ſich befinden, dem farneſiſchen Pallaſte in Rom, welcher ehedem dem Hauſe Farneſe gehörte, und nach dem Ausſterben deſſelben an den König von Neapel kam. Die vorzüglichſten Kunſtſachen dieſer Sammlung ſind nach Neapel geſchafft worden.

Farnsworth oder Farnewert (Richard), einer der erſten Schüler Penns, Stifter der Quäker, fügte zu den wunderlichen Träumereien ſeines Lehrers noch die pünktlich von den Quäkern beobachtete Vorſchrift, alle Menſchen, und ſelbſt die Könige mit Du anzureden, und bewies dies in einem Buche, indem er behauptete, daß der entgegengeſetzte Gebrauch eine für Kinder des Lichts (ſo nennen ſich die Quäker) unwürdige Schmeichelei ſey. Fox billigte dieſe Meinung, und führte ſie bei den Quäkern vollends ein.

Digitized by Google

Farquhar (Georg), engliſcher dramatiſcher Dichter, geb. 1678 zu Londonderry in Irland, ſtudirte zu Dublin, ging aus Liebe zur Schauſpielerkunſt auf die Bühne, erhielt aber keinen Beifall, und trat deßhalb als Lieutenant in engliſche Kriegsdienſte. Im Jahr 1698 gab er ſein erſtes Luſtſpiel: Love and a Bottle, heraus, welches gefiel, worauf dann die folgenden Luſtſpiele: die ſtandhaften Liebenden; Sir Harry Wildair; der Unbeſtändige; der Offizier auf Werbung, erſchienen. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen zu London 1772, 2 Bde. 12. Er ſtarb 1707.

Fas, Recht, Billigkeit, davon per fas et nefas, mit Recht und Unrecht; durch rechtmäßige und unrechtmäßige Mittel; 2) eine Gottheit der Römer, die mit der Themis der Griechen übereinkömmt.

Faſanerie nennt man die Anlage zur Hegung der Faſanen. Man unterſcheidet zahme und wilde Faſanerien. In erſtern befinden ſich die Vögel innerhalb eines eingehegten Stück Landes eingeſchloſſen, und es gehören dazu verſchiedene Gebäude und andere Anſtalten, welche anſehnlichen Aufwand erfodern. Bei Anlegung einer ſolchen Faſanerie giebt man jedem Hahn 9 bis 10 Hühner. Sie müſſen mit Weizen, Gerſte und Hanf reichlich verſorgt, und überhaupt gut gewartet werden, wenn ſie ſich ſtark vermehren ſollen. Der Wärter ſammelt täglich die Eier, und legt 12 bis 15 derſelben einer jeden Henne unter, die brüten will. Statt der Faſannenhennen kann man auch Haus- und Truthennen die Ausbrütung beſorgen laſſen. Sie erfodert ein eigenes Gebäude, das Brütehaus. Die Jungen werden in den erſten Tagen mit zerhackten geſottenen Eiern, mit gleichfalls zerhackter Peterſilie, Neſſeln und andern Kräutern und Semmelkrumen gefüttert. — Eine wilde Faſanerie erfodert dergleichen koſtbare Anſtalten nicht, ſondern nur ein kleines Gebüſch, in welchem verſchiedene Kirrungen und Stände angebracht werden, wohin man die Faſanen zuſammen legt. Bei dieſer Einrichtung ſtreifen dieſe Vögel frei im Gebüſch und auf benachbarten Wieſen und Feldern umher, brauchen nur im Winter gefüttert zu werden, und vermehren ſich ohne weitere Mühe recht gut. Nur dürfen in der Nachbarſchaft keine Raubthiere geduldet werden. Das Fleiſch der Faſanen wird für das delikateſte unter allem Geflügel gehalten. In den meiſten Ländern Europa's kömmt es allein dem Landesherrn zu, Faſanerien anzulegen. Die prächtigſten von allen Faſanenarten ſind der in China einheimiſche Goldfaſan und Silberfaſan, welche beide Gattungen in vielen Faſanerien und Menagerien in Europa gehalten werden, und auch in unſerm nördlichen Clima recht gut fortkommen.

Fasces, ein Ehrenzeichen, beſtehend aus einem Bündel glatter Stäbe, aus deren Mitte, zum Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Beil hervorragte, welches den römiſchen Magiſtratsperſonen nach Verhältniß ihres Ranges, der die Zahl des Fasces beſtimmte, von den **Liktoren** auf den Schultern vorgetragen wurde. Vor dem verſammelten Volke wurden, um die Oberherrſchaft deſſelben anzuerkennen, die Fasces geſenkt.

Faſch (Carl Friedrich Chriſtian), Stifter der Singakademie in Berlin und königlicher Kammermuſikus daſelbſt, geboren 1736 zu Zerbſt, ſtarb den 3. Auguſt 1800 in Berlin. Seinen erſten Unterricht erhielt der talentvolle Knabe von ſeinem Vater, welcher ſelbſt Tonkünſtler war, der aber, da ihm bei ſeinen gehäuften Amtsgeſchäften wenig Muße blieb, um mit der erfoderlichen Sorgfalt auf die muſikaliſche Bildung ſeines Sohnes denken zu können, es geſchehen laſſen mußte, daß ſich ſpäterhin der Conzertmeiſter **Höckh** ſeiner annahm, und ihm auf der Violine Unterricht ertheilte. 1750 im Violinſpielen ſchon merklich fortgerückt, übergab ihn ſein Vater der Leitung des geſchickten Conzertmeiſters **Hertel**, bei welchem er ſich außer ſeinen Lehrſtunden am liebſten mit der Harmonie und dem Orgelſpielen beſchäftigte. Er arbeitete in dieſer Zeit viele Fugen, und ſelten verſäumte er-

Digitized by Google

eine Kirche, um darin wo möglich den Organiſten auf ſeiner Stelle zuweilen ablöſen zu können. Hierdurch erwarb er ſich eine beſondere Fertigkeit in Begleitung des Klaviers beim Geſange oder ſonſtigen Inſtrumentalſtücken. Sein Talent empfahl ihn dem Conzertmeiſter Franz Benda in dem Augenblicke, als er in Strelitz bei Hofe ſeine Violinſolo's produzirte, wobei der junge Faſch der einzige in Strelitz war, welcher dieſen Meiſter zur Zufriedenheit mit ſeinem Inſtrumente begleiten konnte. Nach einem Jahre nahm ihn ſein Vater wieder nach Zerbſt zurück, um ihn in die Schule nach Kloſter-Bergen zu ſchicken, von wo er 1753 wieder zurück kam. Er hatte es damals ſchon durch fleißiges Componiren ſo weit gebracht, daß er des Techniſchen in jeder Compoſitionsgattung völlig Meiſter war, und er in ſeinem 19ten Jahre ein tüchtiger Tonkünſtler genannt werden konnte. Aber bei ſeinem ſo überaus beſcheidenen Karakter fiel ihm bei allen ſeinen Verdienſten nicht ein, ſich anmaßend hervorzudrängen, bis ſich Franz Benda ſeiner wieder erinnerte, und ihn 1756 Friedrich II. an die Stelle eines zweiten Klavieriſten empfahl. Nach mehreren religiöſen Bedenklichkeiten des Vaters — der ein ſehr eifriger Katholik war — über den Hofglauben, trat der junge Faſch 1756 ſeinen Dienſt in Potsdam mit 300 Thlr. Gehalt an. Hier nun beſtanden ſeine Berufspflichten darin, bei der täglichen Kammermuſik des Königs den Flügel zu ſpielen. Durch den 7jährigen Krieg ſah er ſich in eine ſehr ungünſtige Lage und in die Nothwendigkeit verſetzt, ſeinen Abſchied zu begehren, ſtatt aber ſeinem Geſuch zu willfahren, gab ihm der König eine Zulage von 100 Thlr. Die erſte Veranlaſſung zu ſeiner ſpäter glänzendern Epoche war eine Meſſe für 4 Chöre und 16 Realſtimmen von O. Benevoli, welche der Kapellmeiſter Fr. Reichardt aus Italien mitbrachte. Bei dieſem Kunſtwerke, welches ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr anregte, daß er ſich die Partitur eigenhändig abſchrieb, faßte er augenblicklich den Entſchluß, ebenfalls eine Meſſe für 4 Chöre und 16 obligate Stimmen zu ſetzen, welche auch in wenig Wochen vollendet war. Nun entſtand aber die ſchwierige Frage, wo die vielen und geübten Sänger und Sängerinnen herzunehmen ſeyen, als zur Ausführung dieſes Kunſtwerks erfoderlich waren. Er machte daher nach mehreren mißlungenen Verſuchen eine Probe mit den Berliner Sing-Chören in der Nikolai-Kirche. Da aber auch dort der Verſuch mißlang, gab er alle Hoffnung auf, jemals dieſe Meſſe, ſeinen hochgeſteigerten Erwartungen gemäß, hören zu können. Nun wandte er allen Fleiß auf die Theorie ſeiner Kunſt. Um das J. 1780, wo er im Hauſe des verſtorbenen Geheimen-Rathes Milow Unterricht ertheilte, bildete ſich bald ein kleines Vokalkonzert. Faſch begleitete nun nicht nur dieſe Geſellſchaft auf dem Flügel, ſondern ſetzte auch 4, 5 und 6ſtimmige Pſalmen ꝛc. für ſie. Da ſich nun immer mehr Lehrnbegierige zu dieſem kleinen Chor einfanden, ſo beſtimmte man endlich nicht nur einen beſtimmten Tag jeder Woche zu den Uebungen, ſondern ſah ſich auch genöthigt, einen größern, früher ſchon angebotenen Saal anzunehmen, welcher die ſchon bis auf 20 Mitglieder geſtiegene Geſellſchaft faſſen konnte. Für dieſe Geſellſchaft komponirte nun Faſch immer neue Stücke, unter mehreren das berühmte 8ſtimmige Miserere, daß nun auch, wie die Zahl der Mitglieder größer wurde, ſeine 16ſtimmige Meſſe einſtudirt wurde, iſt leicht zu erachten. Ein eigentlicher Dirigent war in dieſem Inſtitute nicht, ſondern Faſch dirigirte und begleitete zugleich am Flügel. Dieſe Begleitung beſtand aber natürlicher Weiſe nur im Anſchlagen der Hauptakkorde, um die Sänger immer im Ton zu erhalten. Ums Jahr 1793 erhielt dieſes Inſtitut, durch die Verwendung des Etatsminiſter Herr von Heiniz, den ovalen Saal der Kunſtakademie unter den Linden zu ihren Proben und Aufführungen. Die Koſten der Beleuchtung und Heitzung trugen die Mitglieder ſelbſt. Faſch, welchem die

Digitized by Google

Beſtimmung der aufzuführenden Stücke anheim geſtellt war, ließ keine andere Stimme, als nur von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, auflegen. Das Inſtitut blieb nun ſeinem Plane immer gleich, d. h. eine Privatanſtalt für Liebhaber des Geſanges, wo nichts als Kirchenmuſik, Chöre, Choräle ꝛc. aufgeführt wurden. Nachdem nun dieſe an Vollkommenheit einzige Anſtalt ihrer Art, an Zahl der Glieder (1797) ſich bis auf 84 vermehrt hatte, überließ Faſch die Direktion ſein Schüler und Gehülfen Zelter ganz, und beſchränkte ſich bloß darauf, bei leidlichen Geſundheits-Umſtänden, ihn bei ſeinen Uebungen zu beſuchen. Nun waren bereits 9 Jahre verfloſſen, ſeitdem Faſch mit ſo reinem Eifer für die Kunſt, bloß mit Zelters Beihülfe dieſe Anſtalt gebildet, und mit jedem Jahre der Vollkommenheit näher gebracht hatte; als am 2. Dezemb. 1798 ſein 63ſter Geburtstag von der Geſellſchaft auf eine ausgezeichnete Art gefeiert wurde. Nachdem nämlich die ſämmtlichen Mitglieder im engliſchen Hauſe zu einem Mittagmahle verſammelt waren, führten ſie, unter Anführung des Kapellmeiſters Reichardt, ein von ihm auf die Feier dieſes Tages, nach Tieks Poeſie, in Muſik geſetztes Chor auf, deſſen letzte Strophe ſich endete:

Glücklich, daß wir Dich gewonnen,
Darfſt Du noch nicht von uns geh'n;
Du nur haſt das Werk begonnen
Du mußt es vollendet ſeh'n.

Hierauf hielt der Vorſteher Herr Hartung eine Rede über den wohlthätigen Einfluß der ſchönen Künſte und den hohen Werth ſolcher echten Kunſtanſtalten. Noch wurde an dieſem Tage Faſch durch eine Zulage von 100 Thlr. von Friedrich Wilhelm III. zu ſeiner bisherigen Penſion von 400 Thlr. erfreut. — Am 3. Juni 1800 war es das letzte Mal, wo er die Akademie beſuchte, aber ſchon ſo ſchwach, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Er erklärte den folgenden Tag, daß dies wohl der letzte Tag geweſen ſey, wo er die Akademie beſucht, ließ darauf ſeine Schränke durchſuchen, und alle Compoſitionen, welche er vor der 4chörigen Meſſe geſchrieben, verbrennen, vertheilte ſeine übrigen Sachen, wobei er ſeine Compoſitionen und Inſtrumente ſeinem Nachfolger und jetzigem Direktor der Akademie, dem Profeſſor Zelter, überließ, wurde darauf viel heiterer, und ſtarb am 3. Auguſt 1800 ruhig in ſeinem Lehnſtuhle. Seine Büſte in weißem Marmor wurde durch Herrn Schadow verfertigt, und im darauf folgenden Jahre im Verſammlungsſaale unter Abſingung der früher genannten großen Meſſe feierlich aufgeſtellt. In Faſch Kunſtwerken leuchtet eine tiefe Kenntniß der Theorie der Tonkunſt, verbunden mit einem verſtändlichen Sinne und innigem Ausdrucke, hervor; und wenn er im vielſtimmigen Satze eine, vor ihm noch nicht erreichte Vollkommenheit an den Tag legte, ſo bewundern wir noch jetzt darin den künſtlichen Contrapunkt, welche mit der größten Einfachheit und mit der ausdruckvollſten Melodie in allen Stimmen geſetzt iſt. Sein ſechszehnſtimmiges Kyrie und Gloria iſt nicht ſowohl von Hiller, als auch allen Kunſtkennern, als ein Meiſterſtück erſter Gattung anerkannt worden.

Fäſch, ſ. Feſch.

Faſchinen, bei den Alten Würſte genannt, ſind Gebünde von Reiſig, welche beim Bau der Batterien zur äußern Bekleidung derſelben angewendet werden, um ihnen mehr Haltbarkeit zu geben, daß ſie dem Dröhnen des eigenen und der Wirkung des feindlichen Geſchützes Widerſtand leiſten können. Ein ganzes, aus ſolchen Bündeln beſtehendes, Werk heißt ein Faſchinenwerk. Die Waſſerfaſchinen werden wie die gewöhnlichen Faſchinen verfertigt, nur von weit ſtärkerm Reiſig; in der Mitte werden Feld- und Kieſelſteine mit eingebunden. Sie dienen, den Waſſergraben

einer Feſtung, wenn der Uebergang derſelben bewerkſtelligt werden ſoll, zu füllen; ſo wie auch zu Dämmen und Uebergängen über moraſtige Stellen. Ueber das Ausbeſſern der Faſchinirung, ſ. d. Art.

Faſching, ſ. Faſtnacht und Carneval.

Faſſmann (David), geb. zu Wieſenthal im Erzgebirge 1683, ſtudirte kurze Zeit zu Altorf, ward dann an verſchiedenen Orten Schreiber, dann Quartiermeiſter in Polen, reiſte darauf mit einem Engländer, hielt ſich zuletzt in Leipzig auf, und ſtarb 1744 auf einer Reiſe nach Carlsbad zu Lichtenſtadt an der böhmiſchen Gränze. Er ſchrieb: Geſpräche im Reiche der Todten; das Leben König Auguſts II. v. Polen; Friedrich Wilhelms III. von Preußen, König Friedrichs von Schweden; Bonnevals; Schach-Nadirs u. a. m.

Faſti (calendares sc., dies), ein Name des römiſchen Calenders, beſtehend aus marmornen Tafeln, in welche die Conſulate, Kriege, Siege ꝛc. eingegraben waren. Man theilte ſie in Fasti minores oder majores ein. In den erſteren fand man eine Darſtellung des Jahres nach ſeinen Monaten, in welchem die glücklichen und unglücklichen Tage, die Comitial- und Feiertage ꝛc. angezeichnet waren. Bis zum J. 550 d. Stadt Rom hielten die Pontifices dieſe Faſti ſehr geheim, und machten dem Volke nur das, was es wiſſen ſollte, durch Herolde bekannt. Als aber der Pontifex Maximus Appius Claudius blind geworden war, ließ er den Calender durch Cn. Flavius abſchreiben, und ohne Einſchränkung bekannt machen, worauf die Faſti in marmorne Tafeln gehauen, und zu Jedermanns Kunde öffentlich im Capitolium aufgeſtellt wurden. Es war die größte Ehre, wenn Jemandes Name in den Faſti's angeſchrieben wurde, ſo wie es die größte Schande war, wenn ein ſolcher Name in den Faſti's wieder ausgelöſcht wurde. Von den römiſchen Faſti's haben auch Ovids Bücher, worin er die Urſachen der römiſchen Feſte durchs ganze Jahr beſchreibt, den Namen Faſti.

Faſtnacht, Faſtnachtſpiele. Der entfernte Urſprung der ſogenannten allgemeinen Faſtnachts-Tollereien findet ſich in den heidniſchen Zeiten bei den Bakchusfeſten, und aller noch ſo ſtrengen Verbote der Kirche ungeachtet, konnten ſie nie ausgerottet werden. Eigentlich ſollen ſie ſich nur auf die Nacht, welche dem Anfange der Faſtenzeit vorhergeht, beſchränken; allein ſie werden nicht allein gewöhnlich auf die drei letzt vorhergehenden Tage, ſondern öfters auf mehrere Wochen, unter dem Namen Carneval, ausgedehnt. — Im Ganzen iſt der Carneval eine Fortſetzung der neuen Saturnalien. Weil in den letzten Tagen des Carnevals, urſprünglich in Italien, und beſonders in Rom die Faſtnacht durch muthwillige Mummereien ſich auszeichnete, ſo waren damit alle Arten von Poſſen verbunden. Merkwürdig iſt es, daß in Deutſchland die dramatiſche Poeſie dadurch einigermaßen entwikkelt wurde. Im 13ten Jahrhundert zeigten ſich davon die erſten Spuren. Die Mummereien des Carnevals führten von ſelbſt auf den Gedanken, eine angenommene Rolle durchzuführen. Um dem Haufen zu gefallen, copierte man die Sitten des gemeinen Lebens mit Carrikatur; was anfangs nur ein Faſtnachtseinfall geweſen, erhielt nach und nach eine Ausbildung. (S. Flögels Geſchichte der komiſchen Literatur, 4r Bd. pag. 292 ff.) In Nürnberg bildeten ſich aus der Brüderſchaft der Meiſterſänger die erſten Faſtnachtsſpiele derb und luſtig, wie ſie dem gemeinen Haufen anpaßten. Roſenblüth, genannt Schnepperer, lieferte die erſte Sammlung ſeiner Faſtnachtsſpiele. (S. Deutſche Bühne.) Weit ehrbarer trat nach ihm Hans Sachs auf. — Alle dieſe Faſtnachtsſpiele ſind mit den Masks der Engländer und den Farcen der Franzoſen verwandt. Aus den alten Calendern hat die Faſtnacht verſchiedene Benennungen gehabt; die ſogenannte Herrn-Faſt-

Digitized by Google

nacht war der Sonntag vor dem Aſchermittwoch, der Montag hieß der geile Montag, Freßmontag, und der Dienstag hieß die Narren-Kirchweihe.

Fatalismus iſt überhaupt der Glaube an ein Fatum, d. i. an eine unbedingte Nothwendigkeit aller Zeitereigniſſe, und alſo auch der menſchlichen Handlungen. 1) Ohne alle vollſtändig beſtimmende Gründe, weder in, noch außer den Naturkräften, blinder Fatalismus, blindes Ungefähr. 2) Thieriſcher, d. i. der Wahn der Nothwendigkeit aller menſchlichen Handlungen aus thieriſchem Inſtinkt. 3) Sinnlicher Fatalismus iſt der Glaube, daß die menſchlichen Handlungen nur durch Gründe der ſinnlich angewandten Vernunft, d. i. nur durch ſinnliche, obwohl vernünftig gedachte Zwecke, nicht durch moraliſche Freiheit, d. i. durch Gründe der reinen Vernunft, beſtimmt und genöthigt werden. Dieſer Fatalismus würde dem Moralſyſtem der Eudämoniſten zum Grunde liegen. 4) Der unſittliche Fatalismus iſt die Behauptung eines an ſich böſen, und unwiderſtehlichen Willens. Da man indeß einſah, daß eine ſolche Behauptung alle Sittlichkeit zerſtören würde: ſo ſetzte man demſelben 5) einen ſchwärmeriſchen myſtiſchen Fatalismus entgegen, der in der Behauptung beſteht, daß der an ſich böſe Wille, nicht durch eigne Selbſtthätigkeit, ſondern durch die übernatürliche Einwirkung eines höhern Weſens, mit oder ohne Zwang, auf das Gute gerichtet werde. Auch dieſe Behauptung iſt der Freiheit des Willens, d. i. der Beſtimmbarkeit deſſelben durch ein unbedingtes Geſetz der eignen, von aller fremden Einwirkung unabhängigen, Vernunft, entgegen. 6) Fatalismus der Zweckmäßigkeit iſt das Syſtem, welches die Zweckverbindung in der Welt als unabſichtlich annimmt, und dieſelbe zwar von einem Urweſen, aber nicht von deſſen Verſtande, ſondern aus der Nothwendigkeit ſeiner Natur, und der davon abſtammenden Welteinheit ableitet. Das Spinoziſtiſche Syſtem, nach welchem die Welt und die Gottheit Eins, und Alles, was in der Welt zweckmäßig, d. i. als Wirkung eines Verſtandes, erſcheint, nur Folge einer nothwendigen innern Beſtimmung (Organiſation) dieſes Ganzen ſey. Der Fatalismus hebt alle Freiheit auf, und dieſe würde auch nicht zu retten ſeyn, wenn man die Schöpfung, als Hervorbringung der Subſtanzen, nicht bloß von den Dingen an ſich, ſondern auch von den Dingen als Erſcheinung, verſtehen wollte. Denn iſt Gott Schöpfer der Subſtanz: ſo haben alle Handlungen des Menſchen in demſelben, und ſeiner Cauſſalität ihren alleinigen und nothwendigen Grund. Und wo bleibt da die Freiheit? Wenn hingegen die Exiſtenz in der Zeit eine bloße ſinnliche Vorſtellung der denkenden Weſen in der Welt iſt, die den Dingen an ſich nichts angeht: ſo kann auch die Schöpfung keine Beziehung auf Erſcheinungen haben, wozu das Daſeyn in der Zeit gehört; die Schöpfung hingegen die intelligible, nicht ſenſible, Exiſtenz betrifft; ſo kann damit die Lehre von der Freiheit menſchlicher Handlungen gar wohl beſtehen.

Fata Morgana (Kimmung, Luftſpiegelung) nennt man die auf der Küſte der Meerenge von Meſſina bei heiterem, warmem und ſtillem Wetter über dem Meere aufſteigenden Lufterſcheinungen, die ſich oft zu ſeltſamen Bildern geſtalten, und aus den von der Sonne emporgezogenen Dünſten des Meeres entſtehen. Der Pater Angelucci iſt der Erſte, welcher dieſes merkwürdige Phänomen mit Genauigkeit beſchrieben hat. „Den 15. Auguſt 1643 ward ich, — ſo erzählt er — da ich am Fenſter ſtand, mit einer bewundernswürdigen und angenehmen Erſcheinung überraſcht. Die See, welche die Ufer Siciliens beſpület, ſchwellete auf, und ſchien in einer Länge von 10 Meilen eine Kette finſterer Gebirge zu ſeyn; da hingegen die Gewäſſer Kalabriens ganz ſtill und eben waren, und in dem Augenblicke einen reinen

Digitized by Google

gut polirten Spiegel gleich zu ſeyn ſchienen, der ſich herabwärts gegen die obenerwähnte Reihe Hügel neigte. In dieſem Spiegel ſtellte ſich eine Reihe von mehreren tauſend Pfeilern dar, die alle von gleicher Höhe waren, in gleicher Entfernung ſtanden, und bei denen Licht und Schatten auf gleiche Weiſe vertheilt waren. In einem Nu verloren ſie die Hälfte ihrer Höhe, und beugten ſich gleich Schwibbögen, den römiſchen Aquädukten ähnlich. Hierauf bildete ſich oben auf der Spitze ein langer Kranz, und darüber erhoben ſich unzählige Schlöſſer, die alle einander vollkommen gleich waren. Dieſe löſeten ſich bald wieder in die Geſtalt von Thürmen auf, die gleich darauf in Säulengänge, dann in Fenſter, und endlich in Tannen, Cypreſſen und andere Bäume, die gleich hoch und ſich ähnlich waren, umwandelten. Dieſes iſt die Fata Morgana, die ich 26 Jahr lang für ein bloßes Mährchen gehalten habe." So weit Angelucci. — Der berühmte Reiſende Heinr. Swinburne ſagt: „Dieſe angenehme Täuſchung hervorzubringen, müſſen ſich mehrere Umſtände vereinigen, von denen man nicht weiß, daß ſie noch in irgend einer andern Lage möglich ſind. Der Zuſchauer muß mit dem Rücken nach Oſten gerichtet ſtehen, und zwar auf einem etwas erhabenen Platze hinter der Stadt Reggio, ſo daß er den ganzen Meerbuſen überſehen kann, an deſſen gegenüber ſtehender Seite die Gebirge von Meſſina ſich gleich einer Mauer erheben, und den Hintergrund des Gemäldes verdunkeln. Es muß eine Windſtille herrſchen, die Oberfläche des Waſſers muß vollkommen ruhig ſeyn. Die Fluth in ihrer größten Höhe, und die Gewäſſer müſſen durch die Strömungen in der Mitte des Canals zu einer anſehnlichen Höhe herauf getrieben werden. Wenn alle dieſe Umſtände zuſammentreffen, ſobald die Sonne über die öſtlichen Hügel hinter Reggio hervorkommt, und nun hoch genug geſtiegen iſt, um mit dem Waſſer vor der Stadt einen Winkel von 45° zu machen: ſo ſtellt ſich in dieſem künſtlichen Seeſpiegel jeder Gegenſtand, der ſich bei Reggio befindet oder beweget, tauſendfältig dar, welche wegen der zitternden Bewegung alle eckigt erſcheinen. Jedes Bild folgt plötzlich eins auf das andere, ſo wie es höher am Tage kömmt, und ſowie der Strom die Welle, in der es ſich abbildet, mit ſich fortführet, ſo verſchwinden die Theile dieſes beweglichen Gemäldes in Einem Augenblick. Bisweilen iſt zu dieſer Zeit die Luft mit Dünſten geſchwängert, und wird ſo wenig vom Winde beunruhigt, daß die Gegenſtände gleich einem luftigen Gemälde zurückgeworfen werden, welches ſich etwa 30 Fuß über die Ebene der See erhebet. Bei wolkigtem und trübem Wetter zeichnen ſie ſich auf der Oberfläche des Waſſers ab, und ſind mit den ſchönſten prismatiſchen Farben begränzt."

Fatum, Zufall, Ungefähr. Fatum iſt nicht völlig einerlei mit Zufall und Ungefähr. Zufall nennen wir eine Begebenheit, deren Urſache nicht in dem Syſtem der Cauſſalität gegenwärtiger Handlungen gegründet iſt. Z. B. es zieht Jemand die Uhr aus der Taſche, und läßt ſie fallen: ſo iſt das letzte ein Zufall, weil er weder in dem Herausziehen der Uhr, noch in dem Zwecke des Herausziehens, um die Zeit zu erfahren, ſondern in einer andern gegründet war, an deren Möglichkeit er in dem Augenblick nicht dachte. Der Zufall ſchließt nicht alle Urſachen, ſondern nur die bekannten aus. Das Fatum hingegen oder der blinde Zufall, das blinde Ungefähr, alle. Ungefähr könnte man die Summe der unbekannten Urſachen nennen, die den Zufall herbeiführen. Ich ſtieß von ungefähr an einen Stein, kann heißen: ich dachte daran nicht, daß in der Art meines Gehens eine Urſache enthalten ſeyn konnte, deren Wirkung der Zufall war, daß ich an einen Stein ſtieß.

Faujas de Saint-Fond (Barth.), ein berühmter franz. Geolog, geb. zu Montelimart 1750, hat ſich vorzüglich durch Unterſuchung vulkaniſcher Er-

zeugniſſe bekannt gemacht. Er entdeckte 1775 in dem Gebirge Chenavari in Velay eine reiche Ader Puzzolanerde, ließ ſie auf ſeine Koſten öffnen, und ſtellte ſo glückliche Verſuche damit an, daß die Regierung befahl, dieſelbe bei dem Bau des Hafens von Toulon und andern öffentlichen Bauten anzuwenden. Zur Belohnung erhielt er die Oberaufſicht über das Muſeum der Naturgeſchichte zu Paris, bereicherte dieſes mit vielen Seltenheiten, und ſtarb daſelbſt im Juli 1819. Er hinterließ eine Menge äußerſt ſchätzbarer Schriften, welche ſeine tiefen Einſichten und gründliche Forſchung im Gebiet der Natur hinlänglich beurkundrn.

Faulbaum, Schießbeere, deutſche Rhabarbar, Rhamnus Frangula, iſt ein Strauch mit ovalen, grasgrünen Blättern, kleinen Aeſten, paarweiſe oder in Büſcheln kommenden Blumen, auf welche im Herbſte anfangs grüne, dann ſchwarze Beeren folgen, die einen ſüßlichten Saft und zwei Samenkörner haben. Die Rinde iſt aſchfarb, ſchwarz, mit kleinen weißen Punkten, die innere Rinde iſt gelb, das Holz beim Kern röthlich weiß, bei alten Stämmen hellroth. Die Kohlen dieſes Holzes nimmt man am liebſten zum Schießpulver. Ohne Salz und Lauge färbt die Rinde gelb, mit Lauge braun; die Beeren färben wollene Zeuge grün, wenn man dieſe vorher mit Birkenlaub grüngelb zubereitete. Das Innere der Wurzel iſt ein heftiges Purgiermittel, welches man vorher bei Waſſerſuchten brauchte. Die Samenkörner geben ein Oel zum Brennen. Die Maulwürfe fliehen den Ort, wo der Faulbaum wächſt, und ſelbſt das Gartenbeet verlaſſen ſie, in welches man Zweige dieſes Bäumchens ſteckt. Der Landmann erkennt den Faulbaum durch dieſes, daß er nämlich im Herbſte keine wahren Augen hat, wenn er *auch das Laub fallen läßt*, und daß er auf demſelben im Sommer immer Blüthen, reife und unreife Früchte findet.

Faulhaber (Johann), ein gelehrter Mathematiker, geb. zu Ulm 1580, von armen Eltern, lehrte mathematiſche Wiſſenſchaften in ſeiner Vaterſtadt, und war als Kriegsbaumeiſter daſelbſt angeſtellt. Mit Descartes ſtand er in freundſchaftlicher Verbindung. Er ſtarb zu Ulm 1635, vervollkommnete mehrere mathematiſche Inſtrumente, und hinterließ viele Schriften, unter denen die vorzüglichſten ſind: Mathematici tractatus duo, Frankfurt 1610, 4. m. K. Miracula arithmetica, Augsburg 1622, 4.; Ingenieurſchule, Frankfurt 1610, Nürnberg 1634, 1637, 4 Th. 4.

Faulheit, Trägheit. Faulheit iſt Hang zu aller Unthätigkeit, ſowohl des Geiſtes als des Körpers, Hang zur Ruhe, ohne vorhergehende Arbeit, und iſt immer moraliſch, welches bei der Trägheit der Fall nicht iſt; denn dieſe kann auch bloß phyſiſch ſeyn, und ihren Grund in einer kränklichen Beſchaffenheit des Körpers haben. — Faule Vernunft iſt überhaupt die Zufriedenheit mit jeder vermeinten Urſache, woraus man glaubt, eine Erſcheinung erklären zu können, um jeder anderweiten Unterſuchung überhoben zu ſeyn. So nennt die faule Vernunft die Geſpinnſte, worin ſich die Ameiſenlarven verpuppen, Ameiſeneier, und die Geſpinnſte der Schlupfwespenlarven, womit man öfters die Raupen, welche ſie beherbergt hatten, bedeckt ſieht, Raupeneier. Beſonders zeigt ſich die faule Vernunft darin, daß ſie bei jeder Erſcheinung, deren Erklärung ſich nicht ſogleich ergiebt, auf eine intelligible Urſache, Gott, Engel, Teufel, Geſpenſter u. dgl. überſpringt. Gott iſt allmächtig, rufen die Türken in Konſtantinopel, wenn ihre Häuſer brennen, und über dieſen Troſtgrund denken ſie nicht an die Urſachen, welche die Feuersbrünſte bei ihnen ſo häufig und ſo furchtbar machen. Die faule Vernunft iſt die erſte Quelle alles, ſowohl phyſiſchen als religiöſen, Aberglaubens.

Fäulniß iſt der Zuſtand, worin die feſten und flüſſigen Theile organiſcher Körper, wenn ſie durch eine Art von Gährung (Verweſung) in ihre

Theile, erdigte, ſalzige, öligte, aufgelöſet werden. Die Bedingungen der Fäulniß ſind Feuchtigkeit, Wärme, Luft und Ruhe. Harze, fette Oele, die reinen Pflanzenſäuren, Zucker, Weingeiſt, Kampfer, Kohlen und andere faulen nicht.

Faun, Faunus, alte Landesgottheit der Lateiner, und da deren Beſchäftigung vorzüglich im Hirtenleben beſtand, auch ein Hirtengott. Wie aber alle Götter wilder Völker weiſſagende Götter ſind, ſo war es auch hier. Faunus hatte eines der wichtigſten Orakel im Haine der Albunea. Nämlich unweit Tibur und dieſer Stadt gegen Abend war ein Hain, in dem der Bach Albulea, jetzt Aqua zolfa oder Solfatara di Tivoli genannt, eine Art von Geſundheitsbrunnen, floß. Einer der Quellen deſſelben führte den Namen Albunea. Der Nymphe dieſes Brunnens war der Hain geheiligt, in welchem Faunus ſeine Orakel gab. Man erhielt die Orakelſprüche, indem man ſich im Tempel ſchlafen legte, im Traume. Eben dieſem Faunus wurde auch eine Gemahlin, die Fauna oder Fatua, zugeſchrieben. Als die griechiſchen Mythen nach Italien übergingen, wurde Pan mit dem Faunus verwechſelt, und dieſem Alles zugeſchrieben, was von jenem galt. Bei den folgenden Römern wurde Faunus als ein Wald- und Feldgott betrachtet. Man weihte ihm die Fichte, den Oelbaum, opferte ihm Böcke und Lämmer, und beging ihm zu Ehren die Faunalia am 5. Dec. auf dem Lande. Auch in Rom ſelbſt hatte er auf der Tiberinſel einen ſchönen Tempel. Von dem alten Glauben an die Weiſſagungen des Faunus war dies noch übrig geblieben, daß man ihm es zuſchrieb, wenn man ungewöhnliche Stimmen zu hören oder Geſichter zu ſehen glaubte. Faun wurde, wie der Pan der Griechen, in einer von Menſchen abweichenden Thiersgeſtalt und mit Ziegenfüßen abgebildet. Doch mit der Zeit fing man auch an, den Faunus zu einem der älteſten Könige der Lateiner zu machen, und ihm eine ordentliche Zeitreihe anzuweiſen. In dieſem Betrachte ward er der Sohn des Mars, oder der Sohn des Königs Pikus und ſeiner Gemahlin Kaneus genannt.

Fauna, der Inbegriff der in einem Lande oder Erdtheile einheimiſchen Thierklaſſen, auch ein Verzeichniß derſelben.

Faunen, eine Art Waldgötter, oder vielmehr der vervielfältigte Faunus. Sie ſind beſonders der Kunſtwerke halber merkwürdig, wo man häufig die Faunen von den Satyren der Griechen hat unterſcheiden wollen. Nach dem aber, was Heyne hierüber ausgemacht hat (ſ. Antiquar. Aufſätze Th. II. S. 53), verhält ſich die Sache ſo. Die Satyren der Griechen ſind eines doppelten Weſens. Einmal verſtand man darunter Waldgötter. So kommt ein ſolcher Satyr bei der Danaïde Amymone vor; von einem noch frühern wird geſagt, daß ihn Argus Panoptes erlegte; ſelbſt Jupiter verführte die Antiope unter der Verkleidung eines Satyrs. Zweitens waren die Satyren der Griechen Masken oder pantomimiſche Vorſtellungen der ehemaligen Wildheit der Menſchen in den Bakchiſchen Aufzügen. Die ehemalige Tracht der Menſchen, die bloß mit einem über den Kopf gezogenen Ziegenfelle ſich bedeckten, gab dazu die beſte Gelegenheit. Das Karakteriſtiſche in der Geſtalt dieſer Weſen war bloß, daß ſie einen Geißſchwanz, ſpizzige Ohren und eine etwas gepläſchte Naſe führten. Da auch in der Geſchichte des Bakchus ein Silenus als Erzieher vorkommt, ſo ward dieſem dieſelbe Geſtalt gegeben, nur mit dem Unterſchiede, daß er ältlich gebildet ward. Mit der Zeit nannte man die alten unter den Satyren Silenen. Doch blieb immer ein gewiſſer erſter Silen, der auf einem Eſel reitet, und an ſeiner kurzen ſtämmigten Figur zu unterſcheiden iſt. Dieſer war der Anführer der übrigen. Im Homer kommt von alle dem nichts vor. Im Heſiodus (in einem Fragmente beim Strabo) werden die Satyren als Waldgottheiten unter den Nymphen aufgeführt. Die Künſtler bildeten nun dieſe Satyren und Silenen

Digitized by Google

ſehr häufig, weil ſie ihnen Gelegenheit gaben, die bäuriſche Natur in verſchiedenen Situationen zu ſchildern. So ward ein Satyr des Praxiteles unter dem Namen Periboetus der Geprieſene für eines ſeiner größten Meiſterſtücke gehalten. Rom bewahrt noch eine lange Reihe Copien deſſelben. Ein anderer berühmter Satyr war das Gemälde des Protegenes Anapavomenos genannt, und ſo unzählige andere; von denen zum Theil noch alle Antiken-Cabinetter einen reichen Vorrath beſitzen. Eben ſo oft bildete man auch alte Satyren oder Silenen, und unter dieſen inſonderheit den eigentlichen Silen mit dem kleinen Bakchus auf den Armen. Ganz einer verſchiedenen Natur waren die Panes der Alten. Pan (ſ. d. Artikel,) hatte mit den Bakchiſchen Aufzügen nichts gemein. Doch als man den Sinn dieſer Religionen vergeſſen hatte, führte man der Abwechſelung halber auch Pans-Geſtalten, alſo Panes in die Bakchiſchen Aufzüge und dramatiſchen Chöre ein. Noch aber wurde die Geſtalt mit oder ohne Ziegenfüße ſelbſt durch den Namen unterſchieden. Satyriſci hieß man junge Satyren ohne Ziegenfüße, Paniſci junge Panen mit Ziegenfüßen, und Satyri und Panes. Mit der Zeit aber verſchwand dieſe Unterſcheidung. Es gab Satyren mit und ohne Ziegenfüße. Dieſe Verwirrung fundirte ſich beſonders, da der Bakchiſche Dienſt nach Italien überging. Hier kannte man auch den Faunus, eine weiſſagende Hirtengottheit. Dieſe ward mit dem Pan verwechſelt, und ebenfalls in die Bakchiſchen Aufzüge vervielfältigt verflochten. In neuern Zeiten nun gewöhnte man ſich, Faunen die Satyrgeſtalten ohne Ziegenfüße, und Satyren die eigentlichen Pane mit Ziegenfüßen zu nennen. Voß (mythol. Br. II. p. 252) äußert: Der gewöhnliche Gang *der Kunſtbildung, wie wir ihn* kennen, iſt allmählige Entedlung der Men*ſchengeſtalt zur thieriſchen.* — Ein Satyr bei Kalliſtratos (19), dem Dio*nyſus tanzend,* erhob rückwärts die Ferſe des rechten Fußes, natürlich des menſchlichen, und war übrigens rauh von Geſtalt, als Bergdämon, und mit Epheu gekränzt; neben ihm ſtand Pan, die Eiche umarmend. So fand in Gemälden Philoſtrat (Icon. 1, 22.) die Satyren rauh und blutreich, großöhrig, hohl an den Hüften, üppig und mit Roßſchweifen; von Geißfüßen redet er ſo wenig, als Lucian. Spätere Künſtler, die dem Sonderbaren die Schönheit aufopferten, erfanden ein Mittelding von Satyr und Pan; indem ſie den Satyren die vorragenden Knollen am Haupte zu eigentlichen Hörnern von beliebiger Größe, und die Füße zu Geißbeinen umſchufen. — Heraklit deutet Pane und Satyre mit Bockshaar und Füßen vom Bock. Bekannt ſind die bockfüßigen Satyre bei Horatius und Lucretius. — Da der Römer ſeinen Faunus für den lycäiſchen Pan anſah, ſo dürfen wir unter Faunen wohl nichts anders, als Pane verſtehen. Der altitaliſche Faunus ward ſpäter zum arkadiſchen Pan umgedeutet, und die mit der Fauna erzeugten Faunen zu Panen, worunter der neuere Grieche krummnaſige Waldgötter mit Hörnern, Schwänzen und Füßen eines Geißbocks verſtand. — Nach Visconti ſtammen die römiſchen Faunen von den arkadiſchen ſelbſt dem Namen nach ab. Nach Lanzi (Vasi. p. 104) ſoll in der Kunſtſymbolik Faun und Satyr in der menſchlichen Form gleich ſeyn. Dagegen ſoll der erſtere mehr von einem Bock, der letztere mehr von einem Pferde haben. Die Miene des Satyrs ſoll mannichfaltiger und unbeſtimmter ſeyn; die des Faun einförmiger mit jener heiteren Einfalt, wie man ſie an jungen Bauern ſieht. Dazu kommen oft noch beſtimmte Karakterzeichen: jene zweiknotigen Auswüchſe, wie man ſie im Ziegengeſchlecht findet, und jene Symbole der Landleute, das Ziegenfell, das Pedum (der Hirtenſtab), die Schalmei, und dazu der Fichtenkranz, oft auch noch eine Anzahl von Früchten im Ziegenfell zuſammengefaßt. Dahinge-

Digitized by Google

gen der Satyr gewöhnlich den Thyrſus, die Flöte und den Epheukranz hat. Siehe mehr noch unter dem Artikel Satyren.

Faußebrave, ſ. Barbacanne.

Fauſt (Johann), ein berüchtigter Schwarzkünſtler, zu Anfange des 16ten Jahrh., war entweder aus Knittlingen im Oberamt Maulbronn in Schwaben, oder aus Kundlingen im Fürſtenthum Anhalt, oder der Mark Brandenburg. Seine Eltern, welche Bauern waren, ſchickten ihn nach Wittenberg, und hatten ihn zum Studiren beſtimmt. 16 Jahre alt, begab er ſich nach Ingolſtadt, ſtudirte daſelbſt Theologie, und erhielt, als er ausſtudirt, die philoſophiſche Doktorwürde. Dieſer Wiſſenſchaft jedoch überdrüſſig, legte er ſich auf Medicin, Aſtrologie und Magie. Nach Philipp Camerarius ſtudirte er die Magie zu Krakau, wo zu jener Zeit öffentlich Unterricht darin ertheilt wurde. Während dieſer Zeit ſtarb ſein mütterlicher Oheim zu Wittenberg, und hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, welches er jedoch bald verſchwendete. Als er damit zu Ende gekommen, legte er ſich auf Zaubereien und Teufelsbeſchwörungen, worin ihn ſein Famulus Johann Wagner, eines Predigers Sohn zu Waſſerburg, unterſtützte. Der Teufel bewies ſich gegen ihn ſo gefällig, daß er ein Bündniß mit ihm auf 24 Jahre machte, und ihm einen Geiſt, Mephiſtopheles mit Namen, hinterließ. An dem Hofe des Kaiſers Maximilian ſoll er erſtaunliche Dinge verrichtet haben. Er lebte luſtig und guter Dinge, bis endlich in dem Dorfe Rimlich, Nachts zwiſchen 12 und 1 Uhr, der Teufel ihm den Hals umdrehte, wie ſolches von Georg Rudolph Wiedemann in der wahrhaftigen Hiſtorie von denen greulichen Sünden Dr. Johann Fauſtens 1599 (Hamburg), und in dem beliebten Volksbuche des durch die ganze Welt verrufenen Erz-Schwarzkünſtlers und Zauberers Dr. Fauſt mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und ſchreckliches Ende (gedruckt zu Köln und Nürnberg) weiter zu leſen iſt. Wahrſcheinlich war er ein ſehr geſchickter Taſchenſpieler; denn Melanchthon gedenkt ſeiner als einer Perſon, die er ſelbſt geſprochen. Der ihm beigelegte Rabe oder Fauſts Höllenzwang hat einen andern Verfaſſer. Das Gemiſch von alten Sagen und Dichtungen, mit welchem die Lebensgeſchichte dieſes genialen Geiſtes, welcher ſich durch Kenntniſſe der Magie und Phyſik ſeine Charlatanerien glänzend zu machen wußte, durchwirkt iſt, diente lange den Farcen- und Marionetten-Theatern zum einträglichen Stoffe, bis ihn der geniale Leſſing zu zwei Trauerſpielen benutzte, die aber leider nur als Bruchſtücke einer geübten Meiſterhand auf uns gekommen ſind. Klinger und Göthe, Letzterer in ſeinem unübertrefflichen Meiſterſtücke, führten dieſe einmal erfaßte Idee nur mit den Unterſchiede weiter aus, daß nicht der Teufel, ſondern die unerſättliche Wißbegierde des Fauſt ihn in die Stricke des Teufels führt. Göthe's Drama, ein Fragment, das nur durch einen zweiten Archonten der deutſchen Dichtkunſt wird vollendet werden können, iſt ein tief durchdachtes, und mit philoſophiſchem Scharfſinne durchgeführtes Gemälde, das uns in zartem Gewande die feinſten Falten des menſchlichen Herzens auseinanderlegt, ſo Klinger's düſtres Schauergemälde, worin die Sagen von dieſem und dem folgenden Fauſte in Eins verſchmolzen ſind, von einem wahrhaft poetiſchen Geiſte beſeelt iſt. Als ein hypergeniales Weſen, iſt Fauſt in der Tragödie von Klinger der Diener eines unvermeidlichen Schickſals; in der neueſten Ausgabe von Göthe's Drama aber ſcheint er dem unvermeidlichen Fatum zu entgehen, und gerettet zu werden. Maler Müller bearbeitete nach dieſen die Legende auf eine naturkräftige und geniale Weiſe; ihm folgten Schink und Schreiber.

Fauſt oder Fuſt (Johann), Geldarbeiter und Bürger zu Mainz, verband ſich um 1440 mit Guttenberg, dem es bei Betreibung der Buchdruk-

Digitized by Google

kerkunſt, die er in Strasburg erfunden hatte, an Vermögen fehlte, und der deßhalb nach Mainz gekommen war, und erfand, oder vielmehr nicht er, ſondern ſein Lehrling Peter Schoiffer, bewegliche Buchſtaben und die zum Drucke nöthige Schwärze. Fauſt war über dieſe Erfindung ſo erfreut, daß er Schoiffern ſeine Tochter zur Frau gab. Zuerſt wurde eine lateiniſche Bibel gedruckt; allein, kaum waren einige Bogen fertig, ſo veruneinigten ſich Fauſt und Guttenberg. Es kam zwiſchen Beiden zum Prozeß; Guttenberg verlor, und Fauſt behielt ſtatt der Unkoſten die Druckerei, die er nun in Verbindung mit Schoiffern gemeinſchaftlich betrieb. Vor 1457 möchte nicht leicht ein gedrucktes Buch vorhanden ſeyn. Fauſt ſtarb 1466. Er iſt oft mit Vorhergehendem verwechſelt worden, und man giebt als Urſache an, daß Mönche, aus Haß, durch ihn einen Theil ihrer Nahrung verloren zu haben, abſichtlich ſeine Lebensumſtände mit denen des Vorigen ausgeſchmückt hätten, obwohl ſchon die Zeit, worin ſie gelebt, ſehr verſchieden iſt.

Fauſta (Floria Maximiana), Tochter des Kaiſers Maximianus Herkuleus, wurde die Gemahlin Conſtantin des Großen, den ſie verleitete, den Sohn aus erſter Ehe, Criſpus mit Namen, hinrichten zu laſſen. Da Conſtantin ſpäter die Unſchuld deſſelben erkannte, ließ er ſeine Gemahlin Fauſta im Jahr 327 in einem warmen Bade erſticken.

Fauſtina (Annia Galeria), römiſche Kaiſerin, geb. 104 n. Chr., eine Tochter des Präfekten Annius Verus, vermählte ſich mit Antonin lange Zeit vorher, ehe er zur Regierung kam. Ihre ſchändliche Aufführung führte einen frühen Tod herbei, der 141 erfolgte. — 2) Annia, auch wohl die Jüngere genannt, Tochter Antonins des Frommen und der Vorigen, wurde die Gemahlin Kaiſer Mark Aurels, zeichnete ſich aber auf gleiche Weiſe, wie ihre Mutter, durch ein zügelloſes Leben aus. Mark Aurel ſtellte ſich, als kenne er ihre Ausſchweifungen nicht, und, als ihm einer ſeiner Diener rieth, ſie zu verſtoßen, antwortete er, ſo müßte ich ihr auch das Heirathsgut, die Herrſchaft über das römiſche Reich, wiedergeben. Wie dem auch ſey, Fauſtina wurde wie eine Göttin verehrt, und ihr zu Ehren ordnete man die fauſtiniſchen Feſte an, ſo wie ſie auch eigne Prieſter erhielt. Sie ſtarb 175 im Flecken Halala am Fuße des Taurus. — 3) Annia, die Tochter von Claudius Severus und der Vibia Aurella, dritter Tochter Mark Aurels und der Fauſtina, wurde zuerſt mit Pomponius Baſſes, Conſul zur Zeit des Kaiſers Septimius Severus, und Statthalter über Möſien unter Caracalla, vermählt, und von Heliogabel, nachdem er ihren Gemahl hatte tödten laſſen, auf den römiſchen Thron erhoben. Doch dauerte ihr Glück nicht lange; denn von dieſem Wüſtling verſtoßen, verbrachte ſie ihre übrigen Tage in großer Dürftigkeit.

Fauſtrecht. Die Willkühr der Selbſthülfe, welche ſeit Ludwigs des Deutſchen Regierung die Beſitzer der feſten Burgen, ſowohl gegen ſich ſelbſt untereinander, als auch gegen das platte Land und deren Bewohner ausübten, beſtimmten das Fauſtrecht in Deutſchland. Bei der anwachſenden Macht dieſer mächtigen Vaſallen, welche in ihren Felſenburgen jedem richterlichen Ausſpruch, und ſelbſt oft dem kaiſerlichen Anſehen Trotz boten, war bald die Gewalt und das Schwert der einzige Richter. Der damals ſo kriegeriſche deutſche Nationalgeiſt wirkte mächtig ein, und die wilden Ritter kannten nichts, als Fehden, Raub und Wegelagerungen; kaum, daß es der Geiſtlichkeit gelang, ſelbſt durch ſo manche religiöſe Dichtungen den Gottesfrieden einzuführen, und die geſammte Ritterſchaft dem Geſetze nur inſofern zu unterwerfen, daß ſie an beſtimmten hohen Feſttagen, Sonntagen und nach der Einläutung und vor der Ausläutung des Gottesfriedens keine Händel unternehmen durften. — So wüthete das große

Digitized by Google

Unweſen verheerend durch Deutſchland vom 11ten bis beinahe zum Ende des 15ten Jahrhunderts, wo endlich 1495 durch den ewigen Landfrieden Recht und Gerechtigkeit wieder gerichtlich hergeſtellt, und dem Fauſtrecht ein Ende gemacht wurde, zu deſſen gänzlicher Ausrottung Carls V. Verordnungen, die ſtreng vollzogenen Strafurtheile der Uebertreter von 1563—67, und endlich die Erfindung des Schießpulvers wohlthätig gewirkt haben.

Favart (Charles Simon), ein vorzüglicher Dichter für das komiſche Operntheater der Franzoſen, geboren 1710 zu Paris, war von niedriger Herkunft. Auf dem von Ludwig XIV. geſtifteten Collegium erhielt er einen Theil ſeiner Bildung, widmete ſich aber der Dichtkunſt, und lieferte zuerſt: La France délivrée par la Pucelle d'Orleans, wodurch er ſich den Preis der jeux floraux erwarb. Da er die Munterkeit und den Witz der Vaudeville's auf der franzöſiſchen Bühne wieder aufleben machte, und er in ſeinen komiſchen Opern eine edle Natürlichkeit und reizende Verkettung an den Tag legte, errang er ſich einen hohen Grad von Dichterruhm. Die komiſche Oper, in welcher er das Publikum auch mit dramatiſchen Parodien ergötzte, ging im J. 1745 ein, und Favart ſah ſich gezwungen, ſich an die Spitze einer wandernden Truppe zu ſtellen, welche den Marſchall von Sachſen auf ſeinen Feldzügen begleitete. Hier bediente er ſich ſeiner reichbegabten Talente, um vor dem Tage der Schlacht Couplets und Chanſons zu entwerfen, um den Muth der franzöſiſchen Krieger dadurch anzufeuern. Bei ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt widmete er ſich ganz der dramatiſchen Muſe, und an den meiſten ſeiner Arbeiten nahm ſeine geiſt- und talentvolle Frau den thätigſten Antheil. Seine unterhaltenden Theaterſtücke füllen in einer Sammlung zehn Oktavbände, und mehrere derſelben z. B. Les trois Sultanes, Ninette à la cour (Weiße [ſ. d. Art.] ſchrieb hiernach ſein Lottchen am Hofe), Iſabelle und Gertrude (welches Voltaire nachbildete), la Chercheuse d'Esprit u. a. haben ſich auf der franzöſiſchen Bühne erhalten, und ſind in mehrere ausländiſche Sprachen übertragen worden. Von dem italieniſchen Theater zog er in ſeinen letzten Jahren eine Penſion von 800 Franken. 1792 ſtarb er in einem Alter von 80 Jahren. Die drei Sultaninnen iſt eins der beſten ſeiner größern Stücke; es vereinigt die Annehmlichkeiten der Dichtkunſt, der Muſik und des Tanzes in ſich; vorzüglich reizend wußte er ländliche Scenen anzubringen und darzuſtellen, indem er durch ſein Zartgefühl geleitet, Alles, was irgend anſtößig war, wegzulaſſen, und die ländliche Einfalt veredelt anzubringen wußte. Eine reine und angenehme Diktion erhöhten die Schönheiten ſeiner ländlichen Zeichnungen. Die Franzoſen nannten ihn den Lafontaine des Vaudeville's. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien 1763 (der 1772 2 Supplementbände nachgeliefert wurden), und 1809 eine Sammlung der vorzüglichſten Operetten, in 3 Bänden. Seines Sohnes Charles Nicolas Favart (geb. 1749, † 1806) dramatiſche Stücke wurden gleichfalls nicht ohne Beifall aufgenommen.

Favart (Marie Juſtine Benvite, Cabaret du Ronceraboi), Gattin des vorherigen und franzöſiſche Schauſpielerin, war 1727 zu Avignon geboren. Ihre früheſte Kindheit ſchon gab große Hoffnungen für die Bühne, und ihr erſtes Auftreten zu Paris (1749) verſchaffte ihr den rauſchendſten Beifall. Ländliche Natürlichkeit wußte ſie mit einem Reiz darzuſtellen, der bisher noch unbekannt geweſen, und da ſie mit gleicher Vollkommenheit ſang und tanzte, ſo erhielt ſie ſich unausgeſetzt und fortwährend in der Gunſt des Publikums. Der fünfte Band der Werke ihres Gatten iſt unter ihrem Namen erſchienen, weil ſie Theil an deſſen Verfertigung genommen. 1771 wurde ſie von einer ſchmerzhaften Krankheit befallen, die 1772 ihrem Leben ein Ende machte. Sie ſchrieb ſelbſt ihre Grabſchrift, und ſetzte ſie in Muſik,

Digitized by Google

um ihren Gatten und ihre Freunde über ihren Tod zu tröſten. Ihr lobenswürdiger, ſanfter, großmüthiger Karakter, verleugnete ſich auch in ihrer langen Krankheit nicht. Sie war die Erſte, welche die Soubretten und Landmädchen, in dem ihnen angemeſſenen Coſtüme zu ſpielen anfing.

Favier, ein berühmter Publiciſt und Diplomat, geb. zu Toulouſe zu Anfange des 18ten Jahrh., folgte ſeinem Vater als Syndikus der Stände von Languedoc, verkaufte aber dieſe Stelle, um damit ſeine Schulden zu bezahlen. Er legte ſich jetzt auf Geſchichte und Politik, und erwarb ſich dadurch eine Anſtellung als Sekretär beim franz. Geſandten am Turiner Hofe, de la Chetardie, wurde dann vom Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, d'Argenſon, gebraucht, einige bedeutende Denkſchriften auszuarbeiten, unter welchen die berühmteſte iſt: Reflexions contre le traité de 1756, verlor aber beim Fall des Miniſters ſeine Stelle. Der Herzog von Choiſeul bediente ſich jedoch ſeiner zu geheimen Sendungen nach Spanien und Rußland; er ſtand aber mit dem geheimen Miniſterium des Grafen Broglio in Verbindung, zog ſich dadurch den Haß der Miniſter zu, mußte aus Frankreich fliehen, und wurde, weil er dem Prinzen Heinrich von Preußen wichtige Dinge verrathen hatte, unter dem Vorwande einer Verſchwörung zu Hamburg ergriffen, und nach Paris gebracht, wo er mehrere Jahre in der Baſtille zubrachte. Durch Broglio erhielt er ſeine Freiheit wieder, aber keine Anſtellung. Er nährte ſich deßhalb durch Abfaſſung einiger Denkſchriften über die Angelegenheiten der Zeit, und ſtarb zu Paris den 2. April 1784, nachdem er bei Ludwigs XVI. Thronbeſteigung eine bedeutende Penſion erhalten hatte. Der Graf von Segur ſammelte einige ſeiner Schriften unter dem Titel: Politique de tous les cabinets de l'Europe pendant les règnes de Louis XV. et de Louis XVI. 1793, 2 Bde. 1802, 3 Bde. 8.

Favorite iſt der Name verſchiedener Luſtſchlöſſer mehrerer Großen, weil ſie dieſe vor andern zu ihrem Lieblingsaufenthalte erwählt haben. — **Favorit-Sultane**, diejenige unter den Weibern des türkiſchen Kaiſers, welcher er vor allen übrigen den Vorzug giebt, und die ſich dadurch über jene erhebt. Zuweilen wird es auch, wiewohl unrichtig, für Sultane Aſſaky gebraucht.

Favre (Pierre), Jeſuit, einer der erſten Gefährten von Ignatius Loyola, geb. 1506 im Dorfe Villaret bei Genf, hütete in ſeiner Jugend die Heerden, gab aber ſolche Beweiſe von durchdringendem Verſtande, daß dadurch ſeine Eltern bewogen wurden, ihn ſtudiren zu laſſen. Im Jahr 1527 kam er nach Paris, wurde kurz darauf Repetent des Ignatius Loyola, und erlangte bei dieſer Gelegenheit ſeine Freundſchaft, wozu ſich bald auch Franz Xaver geſellte. Ignaz theilte Beiden ſein Vorhaben mit, einen neuen Orden zu ſtiften. Favre ergriff dieſen Plan mit jugendlichem Enthuſiasmus, und ſchwor ihm ewige Treue. In der That wurde P. Favre zu verſchiedenen Sendungen nach Deutſchland gebraucht, und gründete die Schulen ſeines Ordens zu Köln 1541, zu Coimbra und Valladolid 1546. Er lehrte auch die Theologie zu Rom, und Papſt Paul III. ernannte ihn in der Folge, um als ſein erſter Theolog der Tridentiner Verſammlung beizuwohnen. Er ſtarb in den Armen Loyola's den 1. Auguſt 1546.

Faxardo (Diego de Saavedra), ein gewandter Staatsmann und geiſtreicher ſpaniſcher Proſaiſt des 16ten Jahrh., ſtammte aus einem alten und angeſehenen Hauſe in der Provinz Murcia, ſtudirte zu Salamanca, und erhielt daſelbſt die Würde eines Doktors. Nach mehreren Reiſen ging er als Sekretär für die neapolitaniſchen Geſchäfte, mit dem ſpaniſchen Geſandten Borgia nach der Hauptſtadt des Kirchenſtaates, bekleidete hierauf die Würde eines ſpaniſchen Agenten am römiſchen Hofe, reiſte 1636 nach Re-

Digitized by Google

genſburg, daſelbſt bei der Wahl Ferdinands zum römiſchen König gegenwärtig zu ſeyn, wohnte, in Auftrag Philipps IV. (1643) dem Friedenskongreſſe zu Münſter bei, und ſtarb als Mitglied des hohen Rathes von Indien, 1648 zu Madrid. Seine Werke erſchienen 1685, 4. zu Antwerpen.

Fayance, eine Art irdenes Geſchirr, die zwiſchem dem Porzellan und dem gewöhnlichen Töpfergeſchirr mitten inne ſteht. Es wird aus gewöhnlichem feinen Töpferthone verfertigt, und nähert ſich dem Porzellan bloß durch die Feinheit der Glaſur, Eleganz der Form und Schönheit der Malerei. Dieſe Erfindung iſt ſehr alt. Die Glaſur kannte ſchon Jeſus Sirach 39, 34, und unter den ägyptiſchen Alterthümern kommen Stücke vor, die gute Fayence, ja ſogar gutes Porzellan genannt zu werden verdienen, dennoch verſteht man jetzt in Aegypten nicht mehr, thönerne Gefäße zu glaſiren, oder waſſerdicht zu machen. Es iſt ein Irrthum, daß die erſte Fayence zu Faenza gemacht ſey, ungeachtet der Name allerdings daher entſtanden iſt, weil man daſelbſt im Anfange des 16ten Jahrh. vorzüglich gute Töpferwaaren dieſer Art, ſo wie auch zu Peſaro, Gubbio, Urbino, und in andern Städten Italiens verfertigte, die weit verfahren wurden. Sie hatten ihren Ruhm vorzüglich der großen Geſchicklichkeit zu danken, womit Raphael, Giulio Romano, Tizian u. a. geſchickte Künſtler, ſie bemalten, wiewohl Andere mit mehr Wahrſcheinlichkeit behaupten, die Malerei ſey nur nach den, von Raphael gezeichneten Kupferſtichen des bologneſiſchen Kupferſtechers Marc Antonio oder Baymondi gemacht worden. Dieſe Waare behielt ihren Werth nicht lange, weil um dieſe Zeit das chineſiſche Porzellan häufiger nach Europa kam, welches zwar in Abſicht des Materials viel beſſer, aber in Betracht der Farben viel ſchlechter war. Im Jahre 1580 bewunderte Montaigne die Töpferwaare, welche damals bei Siena gemacht war, die eben ſo weiß, und ſchöner und wohlfeiler, als dasjenige war, welche damals in Frankreich Porzellan hieß. Zu Salzdalum bei Wolfenbüttel, und hernach in der Kunſt- und Naturalien-Sammlung zu Braunſchweig wurden gegen tauſend bemalte Stücke dieſer Art verwahrt, unter denen die älteſten die Jahrzahl 1537, die jüngſten 1576 hatten. Auch der König von Würtemberg beſitzt eine äußerſt ſchätzbare Sammlung ſolcher Kunſtwerke. Gegen das Ende des 17ten Jahrh. zeichnete ſich Delft in den Niederlanden durch die Fabrikation der Fayance aus, welches gewöhnlich Delftiſches Porzellan genannt wurde. Von der Fayance iſt wohl zu unterſcheiden das engliſche Steingut (ſ. Steingut). Das meiſte Fayance kommt von Magdeburg, Braunſchweig, Potsdam, Berlin, Dresden, Proskau und Glinitz in Schleſien, Hanau, Mosbach in der Pfalz und aus Porzellanfabriken des Thüringer Gebirges; Vaſen und Bilder von Figuren kommen vorzüglich ſchön von Kopenhagen.

Fayette, ſ. Lafayette.

Febronius, ſ. Hontheim.

Februar hat ſeinen Namen von der Februa, einem römiſchen Feſt- und Sühnopfer, das man zum Andenken der Verſtorbenen feierte, und iſt der zweite Monat im Jahre, den Numa Pompilius dem vom Romulus entworfenen Kalender beifügte. Die deutſche Benennung Hornung leitet man von Hor (Koth) ab, weil dieſer Monat durch ſein gewöhnliches Thauwetter viel Koth in ſeinem Gefolge hat. Der Schalttag wird dieſem Monate nicht angehängt, ſondern nach dem 23. Februar eingeſchoben.

Fevre, ſ. Lefebvre.

Fecialen waren bei den Römern Prieſter, welcher ſie ſich als Herolde bedienten, den Krieg anzukündigen, den Frieden kund zu machen, Bündniſſe zu ſchließen u. ſ. w. Vornehmlich mußten ſie auch bei vorfallenden

Digitized by Google

Gelegenheiten über die Befugniſſe zum Kriege entſcheiden und verhüten, daß der Staat nicht in unrechtmäßige Kriege verwickelt würde. Der Oberſte unter ihnen, der pater patratus hieß, mußte ein Mann ſeyn, der noch ſeinen Vater, aber auch bereits ſelbſt Kinder hatte.

Fechtkunſt, die Kunſt, das Schwert ſowohl angriffs- als vertheidigungsweiſe zu gebrauchen. In ſofern die Fechtkunſt als eine Vorübung zum Kriege angeſehen wird, muß ſie von hohem Alter ſeyn. Ueber ihren Urſprung, zumal in Hinſicht der jetzigen Art des Fechtens, läßt ſich indeſſen nichts mit Gewißheit ſagen. Bei den Lacedämoniern hat es niemals Fechtmeiſter gegeben, und bei den Athenienſern wurde dieſe Kunſt nicht eher, als im achten Jahre des peloponneſiſchen Krieges eingeführt. Die Gladiatoren der Römer und die Ludi gladiatorii bei denſelben ſind bekannt. Bei ihren Uebungen fochten dieſelben mit hölzernen Schwertern, eben ſo, wie man bei uns das Fechten mit Rappieren anfängt. In neuern Zeiten iſt die Fechtkunſt an die Stelle der ritterlichen Uebungen des Mittelalters getreten, und wurde bald wiſſenſchaftlich bearbeitet. Die Franzoſen waren zuerſt Meiſter darin; ihnen folgten die Italiener und Spanier. Die Deutſchen fanden weniger Geſchmack daran, wie denn auch die Fechtkunſt in Deutſchland ein ausſchließendes Vorrecht der Studenten, der Offiziere und des Adels geblieben iſt, und ſich bei denſelben bis auf unſere Zeiten erhalten hat. Von der Entſtehung der heutigen Art zu fechten, hat man folgende Vermuthung: Alte Ritter, die den geiſtlichen Stand ergriffen, übten ſich auch noch als Mönche im Fechten, und legten dadurch den Grund zu den heutigen Fechtregeln, ſowohl auf den Stoß, als auf den Hieb. Sie demonſtrirten Stoß und Hieb aus dem Durchmeſſer des Cirkels. Die Art der Fechtkunſt, die man das Caminiren nennt, hat Girard Thibauld erfunden, und dieſe Kunſt 1628 bekannt gemacht. A. Fr. Kahn (geb. 1713, geſt. als Oberfechtmeiſter zu Helmſtädt 1797) hat die Fechtkunſt verbeſſert, und ein eigenes Syſtem dafür gebildet. Wird die Fechtkunſt nicht als ein wirklich ernſtlicher Kampf, ſondern als ein ſchönes Spiel menſchlicher Kräfte zur Bewirkung eines äſthetiſchen Wohlgefallens, mithin als eine ſchöne Kunſt betrachtet, ſo muß ſie 1) alle Arten des Kampfes, welche den Körper in eine allzu angeſtrengte Thätigkeit ſetzen, und mißfällige Stellungen oder Bewegungen hervorbringen, vermeiden; 2) alle Arten des Kampfes, welche ſich als gewaltſam und lebensgefährlich ankündigen, ohne in ſich ſelbſt Schutz gegen Gewalt und Gefahr zu gewähren. Den Kampf mit Waffen auf Hieb und Stich hingegen kann die Kunſt geſtatten, weil die Kämpfenden ſich theils durch ihre Geſchicklichkeit, theils durch die Bedeckungen ihres Körpers (Helm, Schild und Bruſtharniſch ꝛc.), theils endlich durch Kampfgeſetze und Kampfrichter gegen Gewalt und Gefahr hinlänglich ſchützen können. Die römiſchen Fechterſpiele und die ſpaniſchen Stiergefechte, ſowie die engliſchen Fauſtkämpfe (das Boxen) können gar nicht als äſthetiſche Spiele der Fechtkunſt angeſehen werden. Alle dieſe Kämpfe haben insgeſammt etwas Brutales an ſich.

Fedele (Caſſandra), eine gelehrte Frau, geb. zu Venedig 1465, war ſowohl in den alten Sprachen, als in der Geſchichte, Philoſophie und Theologie erfahren, und fügte zu dieſen Kenntniſſen auch noch beſondere Talente in den ſchönen Künſten, ſo daß Ludwig XII. und Franz I. von Frankreich, die Päpſte Julius II., Leo X. und Ferdinand der Katholiſche, ihr Beweiſe hoher Achtung gaben. Die Gelehrten bewunderten ſie ebenfalls, und viele kamen nur um ihretwillen nach Venedig. Sie verheirathete ſich mit einem Arzt aus Vicenza, Namens Giovanni Marie Mapelli, den ſie auf ihren Reiſen hatte kennen lernen, ging aber nach ſeinem Tode, als ſie 56 Jahr alt war, in's Kloſter, und ſtarb 1567, 102 Jahr alt. Phi-

Digitized by Google

lipp Tomaſini gab die Sammlung ihrer Briefe und Geſpräche, Padua 1636, 8., heraus.

Federſen (Jakob Friedrich), geb. zu Schleswig den 31. Juni 1736, ward 1765 Prediger zu Ballenſtädt, 1769 zu Magdeburg, 1777 zu Braunſchweig, und ſtarb den 31. December 1788 als Conſiſtorialrath und Probſt zu Altona, durch mehrere Jugendſchriften nicht unbekannt. Zu dieſen gehören: das Leben Jeſu; bibliſche Erzählungen für Kinder; Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen; chriſtliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann u. a. m.

Federbuſch war ſchon in den älteſten Zeiten die Zierde des Helms, oder der Sturmhaube, und nach Plinius (7, 56) eine Erfindung der Carier. Anfangs behielten ihn auch die deutſchen Ritter bei. Nach Abſchaffung der Sturmhauben kam auch der Federbuſch ab, und Heinrich IV., König von Frankreich, ſoll der Letzte geweſen ſeyn, der einen trug. In der Folge ſind die Federbüſche auf den Hüten an manchen Orten ein Vorrecht des Adels geworden, und jetzt noch die Zierde der Kopfbedeckung des Militärs.

Federharz, Gummi elaſticum, ein merkwürdiges Naturprodukt, von einem Baume gewonnen, der in Guiana, Quito und Cayenne 60 Fuß hoch wächſt, und von Gmelin unter dem Namen Caoutchova elastica im Syſtem aufgeführt wird. Dieſes Harz quillt aus den Einſchnitten, die man in die Rinde des Baumes macht, als ein milchichter Saft hervor, und verhärtet ſich, nachdem man ihm die beliebige Geſtalt gegeben hat. Es wird in Nuß-, Terpentin-, u. a. Oelen aufgelöſt. Magellan hat zuerſt die Bemerkung gemacht, daß man die mit Bleiſtift geſchriebene Schrift mit dieſem Harze auslöſchen könne.

Federici (Camillo), hieß eigentlich Ogeri, führt aber jenen Namen als Luſtſpieldichter. Er war aus Ober-Montferrat gebürtig, ſtudirte zu Turin die Rechte, wurde 1784 Richter zu Govon, einem Flecken der Provinz Aſti, ſpäter königlicher Richter zu Moncalieri bei Turin, gab aber dieſe Stelle auf, aus Liebe zur Dichtkunſt, und ſchrieb unter dem angenommenen Namen einige 20 Luſtſpiele, die zu den beſten bei den Italienern gehören. Die Karaktere darin ſind treffend, und mit Wahrheit gezeichnet; der Dialog iſt rein und fließend, und die feinen Scherze darin ſind anſtändig und ergötzlich. Unter denen, welche für die deutſche Bühne bearbeitet wurden, hat ſich das Luſtſpiel: La bugia vive poco, von Vogel, unter dem Titel: „Gleiches mit Gleichem" noch auf dem Repertoire gehalten. Er ſtarb zu Turin 1803.

Federkraft, ſ. Elaſticität.

Federmoſaik ward beſonders im zehnten Jahrhundert in den ſächſiſchen Nonnenklöſtern getrieben. Man ſetzte nämlich aus ſchönen oder ſeltenen Federn mancherlei Zierrathen auf Kleider, Altartücher u. dergl. zuſammen, oder bildete damit dieſelben Vögel ab, von denen ſie genommen waren. Ein bewundernswürdiges Kunſtwerk dieſer Art ſahe der Fürſt Ludwig zu Anhalt-Köthen (vor 1598) in der Capelle des Papſtes. Die alten Mexikaner hatten es in dieſer Art Malerei ſehr weit gebracht. Acoſta, Gomara und jetzt Clavigero machen uns davon folgenden Begriff. Die ſchönſten Vogelfedern von allen Farben, und daher ganz vorzüglich die Federn der Colibris (ſ. d. Art.), wurden den todten Thieren mit ſehr feinen Zangen ausgezogen, und nach ihren Nüancen zuſammengelegt. Mehrere Künſtler vereinigten ſich bei einer größeren Arbeit dieſer Art, und jeder wählte dann einen Theil der zu verfertigenden Federmoſaik. Nach dem vorgelegten Originale, ſey es eine natürliche Blume, oder Thier, oder ein Gemälde, wählten ſie nun die Federn, klebten ſie einzeln neben einander vermittelſt eines dünnen Leims auf Stücke von feinen Zeugen, und ſetzten dieſe dann ſo genau

auf einer hölzernen oder kupfernen Platte zuſammen, daß es dem Auge unbemerkt war, und ein treffliches Ganze bildete. Hierzu gehörte ein unermüdlicher Fleiß. Oft koſtete es den Aufwand vieler Stunden, um gerade eine einzige genau paſſende Nüance der Farbe unter den Federn aufzufinden. Dieſe Moſaik erſchien, dem erſten Anblick nach, völlig wie die ſchönſte Malerei, und zwar von den blendendſten, unveränderlichen, durch Goldglanz verſchönerten Farben. Dem Papſt Sixtus V. ward eine ſolche Federmoſaik vorgelegt, welche das Bild des heil. Franziskus vorſtellte; nur dann erſt, als er ſich durch das Gefühl vom Gegentheile überzeugt hatte, hielt er das ſchöne Bild nicht länger für ein wirkliches Gemälde. In der Provinz Mechoacan, beſonders in dem Flecken Paſcaro in Mexiko, treibt man dieſe Kunſt aufs Höchſte. Man kopirt aufs Getreueſte die ſchönſten Gemälde, und verfertigt dergleichen bis zu der Größe und Feinheit der Miniaturgemälde, die man in die Breviere legt.

Federn. An dieſem, zur Bedeckung und zum Flug der Vögel unentbehrlichen Stücke, unterſcheidet man folgende Theile. Die Spule oder das unterſte Ende derſelben, welches in der Haut des Vogels feſt ſteckt, iſt rund, röhrenförmig, und hat unten eine Oeffnung, durch welche der Nahrungsſaft zugeführt wird; von der untern Oeffnung bis an den Obertheil iſt ſie mit durchſichtigem Mark angefüllt. Am Obertheil verändert die Spule ihre Form, und heißt nun der Schaft. Er iſt von oben rundlich, von unten mit einigen erhabenen Streifen verſehen, an den Seiten plattrund, und inwendig mit einem leichten weißen Mark angefüllt. — Die Fahne iſt der an beiden Seiten des Schaftes befindliche ſchwächere, dünnere Theil, welcher die Luft beim Fluge fängt, und alſo das nöthigſte Stück. Sie beſteht nicht aus einem Stücke, ſondern aus dünnen, elaſtiſchen Fäden oder Faſern, deren jede wieder aus einem kleinen Schaft mit Seitenfaſern beſteht. Dieſe kleinen Fahnen oder Häutchen haken ſich ſo dicht in einander, daß die Fahne gleichſam aus einem Stück zu beſtehen ſcheint, und nur durch größere Gewalt von einander getrennt werden kann, als die Gewalt des Windes iſt; daher ſolche beim Fluge der Luft genugſamen Widerſtand leiſten können. An denjenigen Federn, welche nur zur Bedeckung des Vogels dienen, ſind die Fahnen nicht ſo elaſtiſch, und beſtehen nur aus weichern trennbaren Blättchen oder Pflaumen. Die Federn ſind zwar in ihrer jetzt beſchriebenen Haupteinrichtung einander gleich, allein nach Verſchiedenheit ihres Endzweckes und ihrer Verrichtung weichen ſie doch auch in der Form und Größe ab. Die, welche ſich am Kopfe des Vogels befinden, ſind meiſtens die kürzeſten, und liegen immer eine auf der andern, wie die Dachziegeln, wodurch dann das Durchſchneiden der Luft erleichtert und verhindert wird, daß ſie ſich nicht aufſträuben können. Die Flügel beſtehen aus verſchiedenen Federn. Diejenigen, welche die Flügel bilden und das einzige Mittel ſind, daß ſich der Vogel in die Luft erheben kann, ſind die allerſtärkſten und meiſtens auch die längſten. Man nennt ſie die Schwung- oder Schwingfedern. Die kleinern, welche die Spuhlen derſelben bedecken, heißen Deckfedern. Der Schwanz beſteht aus den Ruder- oder Steuerfedern, welcher Name ihnen auch ſehr gut zukommt, indem der Schwanz dem Vogel die nämlichen Dienſte leiſtet, welche das Steuerruder dem Schiffe thut, doch hauptſächlich nur, wenn der Flug in die Höhe oder Tiefe gerichtet werden ſoll. Im erſten Falle wird er in die Höhe gehoben im andern aber ſenkt ihn der Vogel mit der Spitze herab. Bei waagerechten Fluge bleibt der Schwanz in eben derſelben Richtung, und trägt zum Schweben ſehr vieles bei, indem die Vögel, welche entweder den Schwanz verloren haben, oder wo er von Natur kurz iſt, nicht lange in der Luft ſchweben können. In Anſehung des Gebrauches, den die Menſchen von den Federn machen, werden ſie in Schreibefedern und Bettfedern eingetheilt. Die Schreibe-

Digitized by Google

federn (Poſten, Spuhlen) werden aus den Flügeln der Gänſe genommen. Die Bettfedern gehören zu den nöthigſten Stücken einer Haushaltung, und ihre Gewinnung iſt der vorzüglichſte Nutzen mit von der Gänſe- und Entenzucht. Man unterſcheidet die Deckfedern, Federn, die mit Ausſchluß der Flügel die äußere Bedeckung des Vogels ſind; und die Flaumfedern, Flaum, Staubfedern, die unter jenen dicht am Körper liegen; ſie haben kaum merkliche Kiele, ſtatt der Fahnen nur feine wollige Faſern, und ſtehen im Werth noch einmal ſo hoch, als erſtere. — Es macht übrigens in der Güte und Beſchaffenheit der Federn keinen Unterſchied, ob ſie von geſchlachteten und geſchoſſenen oder lebendigen Vögeln genommen worden ſind, dagegen iſt es aber deſto wichtiger, bei dem Einkauf der Federn auf Verfälſchung derſelben mit Kalk oder Thon, oder mit alten Federn Rückſicht zu nehmen. Ueber die Kunſt, aus Federn ein Gemälde zu bilden, (ſ. d. Art. Federmoſaik.)

Feen ſind eine Art erdichteter untergeordneter Gottheiten, welche die Dichter in ſcherz- und ernſthafte Gedichte einführten, um das Wunderbare deſto leichter zu erhalten und anſchaulich zu machen. Eigentlich ſind ſie weiblicher Natur, und ſtets Geſchöpfe der dichteriſchen Einbildungskraft; nach der Fabel begleiten ſie die Menſchen, und erſcheinen in wohlthätigen oder ſchädlichen Abſichten in den wichtigſten Begebenheiten der Sterblichen. Neben einer Art von Allwiſſenheit wird ihnen eine hohe Macht ertheilt, und ihr Stab that Wunder, gleich einem Zauberſtabe. Doch ſind ihr Wiſſen und ihre Macht nicht unbeſchränkt, und man nahm höhere und geringere Feen an. In dieſem poetiſchen Weſen, welches ſich bis in die Ammen- oder Feenmährchen ausbreitete, lag unbezweifelt ein Verſuch, das ewige Räthſel der oft bis zum Wunderbaren verſchlungenen Begebenheiten des Lebens zu löſen, und die unſichtbaren Beweger der Natur kennen zu lernen. Das Vaterland der Feen und Feenmährchen iſt Arabien, von wo die Troubadours ſie zu uns brachten. Der europäiſche Name Fee kömmt von Fatum, Schickſal, und bei den Italienern heißt jetzt noch Fee Fata. In Frankreich war der Feengeſchmack unter Philipp von Flandern 1191 am herrſchendſten; ja man räumte ihrer Exiſtenz ganze Inſeln ein; man dichtete Königinnen der Feen, und bald verabſäumte man auch nicht, ſie in Dramen auf die Bühne zu bringen, wo ſie dann bis auf die neuern Zeiten, beſonders in den Opern, die herrlichſten Dienſte leiſteten. Die eigentlichen Feenmährchen kamen zu Ende des 17ten Jahrhunderts in ihren vollen Schwung. Das berühmteſte Feenmährchen iſt Tauſend und Eine Nacht, welches 1704 aus dem Arabiſchen überſetzt, zuerſt erſchien. — 1786 erſchien zu Paris und Genf ein Cabinet des Fées, und das Schönſte und Richtigſte, was man über den Gehalt der Feenmährchen in Einwirkung auf die Poeſie ſagen kann, ſagt Herder: „Die Blume der Arabeske ſteht in ihnen da, und keine Dichtung vermag dem menſchlichen Herzen ſo feine Dinge ſo fein zu ſagen, als das Feenmährchen.“ — Auch unſere deutſchen ſo bekannten Feenmährchen haben viel Schönes, nur muß man ſie nicht bloß mit oberflächlicher Aufmerkſamkeit zur Tödtung der Langenweile, ſondern mit einer prüfenden Rückſicht leſen. Dahin gehören die Volksmährchen der Deutſchen von Wieland, Muſäus, Tieck, Mahlmann, Eberhard u. A.

Fegfeuer. Die katholiſche Kirche nimmt nach dem Leibestod des Menſchen für die Seele deſſelben, nebſt dem Zuſtande der ewigen Beſeligung in Gott und der ewigen Verwerfung, noch einen dritten Zuſtand, nämlich den der Läuterung, an, der für diejenigen Seelen eintritt, die weder ſo verrucht aus dem irdiſchen Prüfungszuſtande geſchieden ſind, daß ſie der ewigen Ausſchließung von Gottes Gnade und Verzeihung werth wären, noch auch ſo in der Fertigkeit des Guten und in der Liebe zu Gottes Geſetz vorangeſchritten wären, daß ſie wohl eine gänzliche Verzeihung ihrer Schuld verdienten, als

Digitized by Google

auch ein gänzlich ungetrübtes Bewußtſeyn ſich erworben hätten. Obgleich nun die Lehre der katholiſchen Kirche ſich über die Art und Weiſe dieſer Läuterung zu Reue und Vollkommenheit nicht ausdrückt, ſo ſpricht dieſes doch die Natur der Sache dieſes Mittelſtandes zur Genüge ſelbſt aus, und auch die Benennung purgatorium (Reinigungsanſtalt) und Fegfeuer (Läuterung der Seele durch das reuige Schmerzensfeuer des Böſen und das Liebesfeuer zum Guten) paſſen vollkommen dazu. Die Gründe, welche die katholiſche Kirche für dieſen Glaubenslehrſatz angiebt, ſind aus der Schrift und der Ueberlieferung entnommen. Schon die jüdiſche Kirche betete für die Verſtorbenen, wie aus Makk. II. 12. erhellet. Chriſtus widerſprach nicht bloß dieſer Lehre, ſondern er beſtätigte ſie Matth. XII. 31, 32. In den älteſten chriſtlichen Dokumenten, welche bis an die Zeiten der Apoſtel hinanreichen, finden wir das Gebet für die Abgeſtorbenen als etwas Unbezweifeltes und allgemein Angenommenes, wie Tertullian, Origines und das dritte karthaginienſiſche Concilium beweiſet. Aus dem florentiniſchen Concilium geht hervor, daß die griechiſche Kirche ebenfalls einen ſolchen Mittelzuſtand der Seelen nach dem Leibestode annimmt. Zuletzt wurde dieſer Glaubenspunkt in der allgemeinen tridentiniſchen Kirchenverſammlung auf das Ausführlichſte erörtert; auch ließ ſich dieſes Concilium laut und ſtrenge über die in Bezug auf das Fegfeuer obwaltenden Mißbräuche vernehmen. In der 25ſten Sitzung ſagt dieſes Concilium: „Bei dem ungebildeten Volke aber ſollen die Fragen, ſo etwa ſchwer und ſpitzfindig, und die nichts zur Erbauung vermögen, und daraus gemeiniglich der Gottſeligkeit keine Mehrung erfolgt, von den gewöhnlichen Predigten ausgeſchloſſen werden. Dergleichen ſollen ſie (die Biſchöfe) auch nicht zulaſſen, daß man ungewiſſe Dinge, und die einen Schein der Falſchheit mit ſich bringen, ausbreiten und vortragen wolle. Diejenigen Dinge aber, die zum Vorwitze und zum Aberglauben geneigt ſind, oder nach ſchändlichem Gewinn ſchmecken, ſollen ſie als Aergerniſſe und anſtößig den Gläubigen verbieten.

Fehde, ſ. Befehdung.

Fehmgericht, ſ. Vehmgericht.

Fehrbellin, Stadt im preußiſchen Regierungs-Bezirk Potsdam mit 1200 Einw. am Fluſſe Rhin. 6500 Mann Brandenburger Reiterei unter Churfürſt Friedrich Wilhelm ſchlugen hier am 18ten Juni 1675. 16.000 Schweden unter Wrangel. Von Spandau nordweſtlich gegen Fehrbellin zieht ſich zwiſchen den Lichſtrecken, einer mooriſchen Gegend, wie eine Halbinſel ein höherer trockener Raum, worauf ſüdweſtlich bei Linum ein Berg iſt, an und auf welchem ſich die Schweden gelagert hatten, die Nähe der Brandenburger nicht ahnend. Der Churfürſt ſandte ein Regiment zum Rekognoszieren vor, dieſes griff wider ſeinen Befehl die Schweden an, die nun eilig ausrückten, aber ehe ſie ſich gehörig aufgeſtellt hatten, von allen Seiten angegriffen, und mit einem Verluſt von 4000 T. V. G. geſchlagen wurden. Das Denkmal dieſes Sieges ſteht auf einer Anhöhe bei Fehrbellin.

Feigen, die angenehmen Früchte des Feigenbaumes, eines Gewächſes, welches auf den Inſeln des griechiſchen Archipels und des mittelländiſchen Meeres, ſo wie in den dies Meer begränzenden Ländern vorzüglich gedeiht, und die ſowohl zur Speiſe, als zu einem erweichenden Mittel in den Apotheken gebraucht werden. Man hat ihrer unendlich viele Arten; es giebt weiße, viollette, und gelbe Feigen, unter welchen man die erſtern vorzieht. Die Feigen müſſen recht trocken, fleiſchig, neu und außen nicht weiß beſchlagen ſeyn. — Feigenkäſe iſt eine Zuſammenſetzung aus den beſten Feigen, mit Haſelnüſſen, Pinien, Piſtacien, und allerlei Gewürzen, auch geſchälten Mandeln, in Form eines Käſes zuſammengepreßt, eine Art von Konfekt, kommt von Spanien und Portugal. Das Holz des Feigenbaumes

Digitized by Google

dient zur Verfertigung vieler zierlichen und dauerhaften Sachen, als: Schnupftabaksdoſen, Gewehrhefte ꝛc.

Feinheit wird vom Ausdruck und dem Pinſel geſagt. Feinheit des Ausdrucks iſt Wahrheit desſelben in Hinſicht auf den Karakter der Perſonen, und auf den Umſtand der Handlung. Feinheit des Pinſels beſteht in kühnen, ſichern und bedeutenden Drücken, welche die Figuren und andere Sachen karakteriſiren, um ihnen ein Leben zu geben.

Fekenham (John von), letzter Abt von Weſtminſter, geb. zu Fekenham in Worceſterſhire, widerſetzte ſich der Reformation in England, und wurde deßhalb in den Tower geſetzt, aber bei der Thronbeſteigung der Maria daraus befreit, und zum Abt von Weſtminſter erhoben. Da er der Königin ganzes Vertrauen genoß, ſo gelang es ihm leicht, die ſchon zum Tode beſtimmte Eliſabeth durch ſeine Bitten zu retten, von der die Königin überzeugt war, daß ſie nach ihrem Tode der katholiſchen Religion den Untergang in England bereiten würde. Als daher Eliſabeth nach ihrer Schweſter Tode den engliſchen Thron beſtieg, war ſie entſchloſſen, Fekenham zum Erzbiſchof von Canterbury zu machen. Da er ſich aber im Parlamente als heftiger Gegner zeigte, ließ ſie ihn 1592 in den Tower gefangen ſetzen. Er ſtarb auf der Inſel Ely 1585, und hinterließ eine Erzählung ſeiner Zuſammenkunft mit Johanna Gray, London 1554, 8. und 1626, 4.

Felbiger (Johann Ignaz von), ein um die Verbeſſerung des Schulweſens in den öſterreichiſchen Staaten hochverdienter Mann, geboren zu Großglogau 1724, ſtudirte auf der Hochſchule zu Breslau, widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und that im fürſtlichen Stifte der reg. Chorherren U. L. F. zu Sagan Profeß, wo er 1746 Regularkanonich, und 1758 Prälat wurde. Da er das Schulweſen, vorzüglich in kleinen Städten und auf dem Land, in einem äußerſt ſchlechten Zuſtande fand, ſo ſorgte er für die Verbeſſerung desſelben mit dem muſterhafteſten Eifer. Er errichtete in Böhmen die Normalſchulen, die bald in den meiſten katholiſchen Staaten Deutſchlands nachgeahmt wurden; ſtiftete in Sagan ein Schullehrer-Seminar, dem ſpäter mehrere folgten; belehrte den Landmann von der Unſchädlichkeit der Gewitterableiter, und arbeitete verſchiedenen Mißbräuchen durch beſſere Lehrbücher entgegen. Die Folgen dieſer edlen raſtloſen Bemühungen Felbigers wurden bald ſichtbar; Maria Thereſia, ſeine Monarchin, und Friedrich der Große zollten ihm ihre Hochſchätzung. Um die Verbeſſerung der Katechetik erwarb er ſich beſondere Verdienſte durch ſeinen trefflichen Katechismus, vorzüglich aber durch ſeine Vorleſungen über die Kunſt zu katechiſiren (Wien 1774). 1774 wurde er als Generaldirektor des Schulweſens nach Wien berufen, lebte aber ſeit 1782 als Propſt des Collegiatſtifts zu Prag, wo er 1788 ſtarb.

Feldärzte. Bei Achilles Tatius, welcher im 3ten Jahrhundert gelebt zu haben ſcheint, findet ſich, daß ein Exercitus medicus zu einem Kranken gerufen wird, und es ſcheint hier faſt ein beim Heere angeſtellter Arzt gemeint zu ſeyn, zumal da Salmaſius bei dieſer Stelle ſagt: jede Cohors habe gemeiniglich einen Arzt gehabt u. ſ. w. Beckmann will dieſem zwar nicht widerſprechen, beklagt doch aber, daß er ſich von ſolchen Feldärzten nicht mehr Beiſpiele angemerkt habe. In den Schriften des Mittelalters findet man bei den erſten chriſtlichen Heeren in Europa der Feldärzte nicht gedacht. Die Feldärzte, welche zu Anfang des 15ten Jahrhunderts in Begleitung der Armeen vorkommen, waren mehr zur Bedienung der Heerführer, und der vornehmſten Kriegsbediente, als zur Beſorgung des Lazareths beſtimmt. Wahrſcheinlich ſind ſie auch zum Fechten angeſtellt worden. Als König Heinrich V. von England 1415 mit Frankreich Krieg führte, nahm er den Nikolaus Colnet als Feldarzt auf

ein Jahr in Dienſte, und dieſer ſollte 3 Bogenſchützen zu Pferde mitbringen, und den König überall begleiten. Der oberſte Feldwundarzt Morſtedt, war mit 15 Mann angenommen. Drei von dieſen ſollten Bogenſchützen und die übrigen 12 Wundärzte ſeyn. Sowohl Colnet als Morſtedt, konnten Gefangene und Beute machen. — König Guſtav Adolph ſoll zuerſt edem Regimente 4 Wundärzte angeordnet haben.

Feldbatterien, eine Anzahl Feldgeſchütz, in der gewöhnlichen Entfernung von einander aufgefahren, um von ihm, nach Erfoderniß der Umſtände, Gebrauch zu machen. Es iſt vortheilhaft, wenn man es 2 bis 3 Fuß tief eingräbt, um ſich dadurch gegen einen großen Theil des feindlichen Geſchützes zu decken. Selbſt bei der offenſive, muß man jede Erhöhung oder Veriefung des Bodens, in ſoferne ſie der Wirkung des Geſchützes nicht entgegen ſt, zur Bedeckung benutzen.

Feldgeſchrei der Kriegsheere bei Belagerungen war ſchon zu Joſua zeiten üblich. (Joſ. 6, 5.) Daß es aber auch bei Angriffen in Schlachten gmacht wurde, beweiſt die Geſchichte von Gideon. (Buch der Richt. 7, 1.) Bei den Türken iſt es noch üblich. Bei uns bezeichnet es das Loſungswrt, an welchem ſich die zu einer Partei Gehörigen erkennen.

Feldgeſchütz beſteht bei den europäiſchen Heeren aus zwölf-, acht-, ſechs-, vier- und dreipfündigen Kanonen, und vier bis ſechszehnpfündigen Haubitzn. Die ſechszehnpfündige Kanone, deren ſich die Franzoſen als Poſitionsgeſcüt bedienten, wird mit Recht zu den Belagerungsgeſchützen verwieſen. Zwifpfünder und ſchwere vier- oder dreipfünder ſind hinreichend, um im Feld mitgeführt zu werden. Nach Verhältniß der Stärke der Armee pflegt man 3 oder 12 fünfzehn- oder zwanzigpfündige Haubitzen mit ſich zu führen, die mn auch in offener Feldſchlacht als Poſitionsgeſchütz anwenden kann. Leicht Mörſer von kleinem Kaliber als Feldgeſchütz anzuwenden, iſt nach dem Vorſclage des General Tempelhoff zuerſt von den Preußen geſchehen.

Feldlazarethe. Davon kommen vielleicht die erſten Spuren im Oriente vr. Kaiſer Mauricius im vierten Jahrhundert hatte wenigſtens bei ſein Heeren die Deputatos, und beſchreibt ihre Pflichten ſo, wie Kaiſer Leo VI. im neunten Jahrhundert. Dieſe Deputati waren in den Heeren zwihen der Reiterei vertheilt, und mußten die Verwundeten aus dem Treffen egbringen. Sie mußten auch eine Flaſche mit Waſſer bei ſich führen, umenen beiſtehen zu können, welche ohnmächtig wurden. Außer den Offiziere: welche jedes Regiment haben mußte, werden auch ausdrückliche Aerzte un Krankenwärter genannt. In den Schriften des Mittelalters findet man b den erſten chriſtlichen Heeren in Europa weder Feldlazarethe noch Feldundärzte genannt.

Feldmrſchall, Generalfeldmarſchall, der oberſte Befehlshaber eines Heeres, in Ermangelung eines Generaliſſimus. Feldzeichen, Erknungszeichen, welches Offiziere und Soldaten bei einem nächtlichen Unterhmen tragen. Feldzeugmeiſter, der Oberbefehlshaber der Artillerie von dem Alles, was zu dem Geſchütz gehöret, abhängt, war zu allen Zeite eine der oberſten Kriegsbedienungen. Nach Kaiſer Maximilian II. iegsordnung hatte er außer einer ſtarken Beſoldung und 6 Reitpferden nh einen Küchen- und einen Kammerwagen, ſechs Trabanten, einen Kaplan, inen Dollmetſcher, einen Knecht, einen Tambour, einen Ober- und eine Unter-Zeugſchreiber, die für ihn bezahlt wurden. Zugleich gehörte ihm All in einer eroberten Feſtung gefundene Geſchütz, Gewehr, alle Rüſtungen, nd alle Munition, und mußte ihm von dem Fürſten mit ⅓ des Werthes zahlt werden. Späterhin bekam er öfters ſelbſt ſtarke Abth. des Heeres zu komandiren, welches auch der Grund iſt, warum in öſterr.

Digitized by Google

Dienſten die Generale der Infanterie allgemein mit dem Namen Feldzeugmeiſter beleget werden. In einigen Ländern wird die Stelle eines Oberbefehlshabers der Artillerie, unter dem nicht allein das Geſchütz und die zu Bedienung deſſelben beſtimmten Mannſchaften, ſondern auch die Zeughäuſer in den Feſtungen, die Stückgießereien, die Salpeterhütten, die Pulvermühlen und Pulvermagazine ſtehen, mit zu den erſten Landeschargen gerechnet. Der Feldzeugmeiſter heißt dann gewöhnlich Ober- und Landzeugmeiſter.

Feldmeſſen heißt die Größe eines ganzen Flures oder auch nur einzelnen Stück Landes, nach dem landüblichen Feldmaaß beſtimmen und ausmeſſen. Die Wiſſenſchaft, welche ſolches lehret, heißt die Feldmeßkunſt, und iſt ein Theil der ausübenden Geometrie. Die Größe oder der Flächeninhalt der Grundſtücke iſt faſt an jedem Orte anders; ſie mag aber ſeyn, welche ſie wolle, ſo verbindet man doch immer damit die Vorſtellung einer gewiſſen Fläche, in welche ein uns bekanntes, und an dieſem Orte übliches, Flächenmaaß, z. B. die Quadratruthe, mehreremale enthalten iſt, und enthalten ſeyn muß. Das üblichſte Längenmaaß zur Ausmeſſung der Flächen iſt die Ruthe, die aber nicht an allen Orten gleich groß iſt, ſondern 12, 14, 16 Fuß Länge enthält. Das Maaß, wornach man den Inhalt einer Fläche berechnet, heißt das Quadratmaaß, und iſt eine Fläche von vier gleichen Seiten, wovon jede eine Ruthe lang iſt, heißt eine Quadratruthe; iſt jede Seite nur einen Fuß lang, ein Quadratfuß, und wenn ſie nur einen Zoll lang iſt, ein Quadratzoll, und von einer Linie, eine Quadratlinie. Die Größe der Grundſtücke beſtimmt man in einigen Gegenden nach Hufen, in andern nach Morgen, Ackern, Juchart, Tagewerk u. ſ. w. Dieſe enthalten ſämmtlich eine gewiſſe beſtimmte Größe im Flächenmaaß, die in jeder Gegend bekannt iſt. Im preußiſchen Lande rechnet man gewöhnlich nach Magdeburger Morgen, deren einer 180 Quadratruthen in ſich hält. Im Königreich Sachſen rechnet man nach Ackern zu 300 Quadratruthen. In Thüringen nach Ackern zu 140 und 160 Quadratruthen. Zur Ausmeſſung eines Feldes ſind außer der Schreibetafel zum Aufzeichnen der gemeſſenen Linien, noch folgende Werkzeuge erforderlich; 1) Eine Meßkette von 4 oder 5 Ruthen Länge, von ſtarkem eiſernen Draht. Zur Bequemlichkeit des Ueberzählens bezeichnet man jede Ruthe an derſelben mit einem meſſingenen Ringe, und jeden Fuß mit einem kleinern Ringe von Eiſen. 2) Zwei ſogenannte Kettenſtäbe von vier Fuß Länge, und 1½ Zoll Stärke, mit eiſernen Spitzen, die oben eine dergleichen Scheibe haben. An dieſe Stäbe wird bei dem Meſſen die Kette gehangen, und damit ſteif angezogen, weßhalb ſolche an ihren Enden mit hinlänglich großen Ringen verſehen ſeyn müſſen. 3) Eine Meßſtange, von der Länge einer halben Ruthe, die in fünf Fuß, und einer der Endfüße in 10 Zoll eingetheilt iſt. Sie wird aus einer 1½ Zoll breiten, und einen Zoll ſtarken Latte verfertigt. 4) Einige ſechs Fuß lange, und einen Zoll ſtarke, gerade und glatte Stangen, die unten mit eiſernen Spitzen, oben aber mit einem weiß und rothen Fähnchen verſehen ſind, zum Abſtecken und Bezeichnen der zu meſſenden Linien; daher ſie Abſteckeſtäbe genannt werden. 4) Vier oder fünf, einen Fuß lange, einen Zoll ſtarke, und unten mit eiſernen Spitzen verſehene Pfählchen, zum Bezeichnen und Abzählen der Kettenzüge, die daher Zähler genannt werden. Iſt die Kette 4 Ruthen lang, ſo braucht man fünf, iſt ſie fünf Ruthen lang, vier ſolche Zähler. Dies dient zum bequemen Zählen. Denn wenn man alle Pfähle ausgeſteckt hat, ſo weiß man, daß 20 Ruthen gemeſſen worden ſind. 6) Ein Winkelmaaß oder recht winkliches Dreieck von geraden und glatt gehobelten Lattenſtücken, deſſen beide Seiten, welche den rechten Winkel bilden, 2—3 Fuß lang ſind. Man bedient ſich deſſelben, um auf einer geraden

Digitized by Google

Linie eine ſenkrechte Linie zu errichten. Vergl. Hogrer'e's praktiſche Anweiſung zur top. Vermeſſung eines ganzen Landes. Hannov. 1773; Benzenbergs Geodäſie, 1811; Lehmanns Anweiſung zur richtigen Erkennung und genauen Abbildung der Erdoberfläche. Dresden 1812 u. a.

Feldmühlen, oder Wagenmühlen. Solche bewegliche, oder tragbare Getreidemühlen, welche vornehmlich im Kriege, bei dem Mangel der Waſſer- und Windmühlen, gebraucht werden, ſollen von dem Italiener Pompeo Targone, einem Ingenieur des Marq. Spinola, am Ende des 16ten Jahrhunderts erfunden worden ſeyn. Einige ſchreiben die Erfindung den Deutſchen zu, und ſetzen ſie ins Jahr 1633.

Feldprediger. Schon auf der erſten Kirchenverſammlung zu Regensburg, im Jahr 742, wurde verordnet, daß jeder Heerführer ein Paar Biſchöfe mit Prieſtern und Kaplänen, und jeder Oberſter einen Beichtvater bei ſich haben ſollte. Der Gebrauch der Feldprediger iſt aber wahrſcheinlich noch viel älter.

Feldſchmiede beſteht aus einem Heerd von ſtarkem Sturzblech, und einem dahinter angebrachten Blaſebalg in einem Kaſten. Beides ruhet, wie in gewöhnlichen Munitionswagen, auf zwei Schwungbäumen und vier Rädern; doch iſt die eigentliche Zuſammenſetzung des Gerüſtes in Abſicht der Anzahl und Stellung der Riegel bei den Artillerien verſchieden. Der Ambos, welcher auf ſeinen Stock befeſtiget iſt, wird bei dem Gebrauch von dem Wagen herunter genommen, und neben die Feldſchmiede auf die Erde geſtellet. Das zu der Feldſchmiede gehörige Schmiedewerkzeug befindet ſich in einem beſondern Kaſten, der bei der franzöſiſchen Artillerie 36 Zoll lang, 20 Zoll breit und 13 Zoll hoch iſt. Das vorräthige Eiſen hingegen nebſt den erfoderlichen Kohlen wird auf einem beſondern Wagen, dem Kohlenwagen, nachgeführet; doch befindet ſich zuweilen auch auf der Feldſchmiede ein Kaſten, der bei der franzöſiſchen Artillerie 28 Zoll lang, 12 Zoll breit, 8 Zoll hoch, und mit 55 Pfund Stein-Kohlen für den augenblicklichen Gebrauch angefüllt iſt.

Feldſtücke wurden zuerſt von Carl dem Achten, König von Frankreich, eingeführet. Früher hatten zwar die Deutſchen ſchon anſehnliche Züge ſchweren Geſchützes bei ihren Heeren; allein es waren halbe Karthaunen, und dergl., die wegen ihrer Unbeholfenheit unmöglich zu den Feldſtücken zu rechnen waren. Dieſe beſtanden im 16ten Jahrhunderte aus ſechszehn- ſieben- fünf- und zweipfündigen Kanonen. Man führte ihrer nur ſehr wenig mit, und Uffano rechnet auf eine Armee von 40.000 Mann nicht mehr als 24 Batterieſtücke und 6 Feldſtücke. Späterhin ſah man jedoch den Nutzen einer größern Anzahl Geſchützes ein, und ſuchte daher die Kanonen beweglicher zu machen, um ſie als Feldſtücke anwenden zu können. Schon Ludwig Collado und Rivius behaupteten in ihren Werken, daß die übermäßige Länge der Kanonen nachtheilig ſey; und ein Graf Lynar ſtellte im Jahr 1572 Verſuche deßhalb an, welche die Behauptungen jener beiden gelehrten Artilleriſten beſtätigten. Guſtav Adolph, dem die verbeſſerte Kriegskunſt ſo viel zu danken hat, wiederholte dieſe Verſuche, und führte hierauf leichtere Feldſtücke bei ſeinem Heere ein: eine Erfindung, die bald allgemeine Nachahmung fand; ja man ging in Frankreich noch weiter, und ließ außerordentlich kurze acht- und vierpfündige Kanonen mit kugelförmigen Kammern gießen, um durch die vergrößerte Kraft der Ladung die bis auf 13 Kaliber verringerte Länge des Rohres zu erſetzen. Die Ungewißheit ihrer Schüſſe ſowohl, als ihre heftige Erſchütterung der Laffette, wodurch dieſe gewöhnlich bald unbrauchbar ward, waren jedoch Urſache, daß man ſie 1732 wieder abſchaffte und längere Feldſtücke goß, die man aber nachher zum zweiten Male erleichterte und verkürzte.

Digitized by Google

Feldwacht, eine Wache vor der Linie eines Lagers, durch deren ausgeſtellte Poſten daſſelbe von vorn, gleich wie mit einer Kette, eingeſchloſſen wird, ſo daß nichts unbemerkt durch kann. Vor ſich hat ſie die Doppelpoſten u. Vedetten, und hinter ſich einen ſogenannten Soutien; im Lager befindet ſich das Piket, welches dazu dient, ſie bei einem feindlichen Angriffe zu unterſtützen. Der Zweck der Feldwacht iſt, den Feind zur rechten Zeit zu erkennen und aufzuhalten. Ein fortwährendes Patrouilliren bleibt aber immer bei allen dieſen Vorſichtsmaßregeln nöthig.

Feleki (Abul Nizam Muhamed), mit dem Beinamen König der Gelehrten und Sonne der Dichter, geb. zu Schamakhy am kaspiſchen Meere zu Anfange des 6ten Jahrh. d. H., erwarb ſich ſchon in ſeiner Jugend einen großen Ruf in den mathematiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften, legte ſich aber ſpäter faſt allein auf die Dichtkunſt, und erhielt ſo ungetheilten Beifall, daß er in ſeinem 30ſten Jahre die größten Dichter ſeiner Zeit verdunkelte. Eine unglückliche Liebe wandelte ihn jedoch zum ſchwermüthigen Kopfhänger um, und Gram führte vor der Zeit ſeinen Tod herbei, im J. 577 d. H. (1181 n. Chr.) Er gilt für einen der beſten Dichter Perſiens.

Felicitas, die Glückſeligkeit, eine vergötterte Tugend der Römer, welcher der große Lukullus im J. R. 680 einen Tempel bauete; er ſtand in der fünften Region, und M. Aemilius Lepidus bauete ihn aus. Unter dem Kaiſer Claudius brannte der Tempel ab. Man bildete dieſe Göttin als ein angeſehenes Frauenzimmer ab, das in der Rechten einen Merkuriusſtab hielt, mit der Linken auf einem Füllhorne ruhte. So erſcheint ſie auf Münzen. Doch hält ſie auch bisweilen einen Oelzweig oder eine Hasta pura, eine Lanze ohne Eiſen, und ruht auf einer Säule. Auf den Kaiſermünzen erſcheint ſie gewöhnlich als Symbol des Glücks, das im Staate durch den Herrſcher verbreitet werden ſollte. In Hinſicht auf die vielfachen Beziehungen der Beförderung des Bürgerglücks führte ſie auch vielfache Symbole. Allegoriſche Vorſtellungen, zwei mit den Spitzen über einander gelegte Füllhörner, und zwiſchen denſelben eine Kornähre; oder drei in einem Scheffel ſtehenden Kornähren, ingleichen ein Schiff ſollten ſich ebenfalls auf ſie beziehen.

Felix (Antonius), Prokonſul und Statthalter von Judäa um 53 nach Chr., war Sklave beim Kaiſer Claudius, und von ihm freigegeben worden, herrſchte daſelbſt als Tyrann, und wurde endlich vom Nero zurückberufen. Paulus, von Lyſias den Juden entriſſen, vertheidigte ſich zu Cäſarea vor ihm.

Felix I. (der Heilige), römiſcher Biſchof, folgte 270 auf Dionyſius, und ſtarb als Märtyrer den 30. Dec. 275. Er hinterließ einen Brief an den Biſchof Maximus von Alexandrien, gegen Sabellius und Paul von Somoſata gerichtet, wovon ſich jedoch nur noch ein Bruchſtück erhalten hat. Drei andere Briefe, die ihm ebenfalls beigelegt werden, ſind untergeſchoben. — 2) Felix II. war Archidiakonus zu Rom, und wurde durch die arianiſche Partei 355 auf den römiſchen Stuhl geſetzt, und vom Kaiſer Conſtantin beſtätigt, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der verbannte Papſt Liberius und Felix zugleich die römiſche Kirche regieren ſollten. Das römiſche Volk aber widerſetzte ſich dieſer Maßregel, und nöthigte Felix, ſich zu entfernen, der darauf 365 auf einem ihm gehörigen Landgute ſtarb. Eben deßhalb wird er aber auch von Vielen nicht als Papſt angeſehen, ſondern nur als biſchöflicher Vikarius des Papſtes Liberius. — 3) Felix II. oder III., aus Rom gebürtig, Gregor des Großen Urgroßvater, folgte auf Papſt Simplicius, den 8. März 483, verwarf, wie ſein Vorgänger, das Henotikon des griechiſchen Kaiſers Zeno, und that Alle, die es annehmen würden, in den Bann. Er ſtarb den 25. Februar 492, und hatte zum Nachfolger Papſt Gelaſius. — 4) Fe-

Digitized by Google

lix III. oder IV., aus Benevent gebürtig, folgte auf Johann I. den 24. Juni 526, durch König Theodorich zum römiſchen Biſchof ernannt, und ſtarb den 12. Okt. 529, Bonifacius III. zum Nachfolger habend. — 5) Felix V. (als Herzog von Savoyen: Amadeus VIII.), gewählt 1440 am 29. Juni von der Basler Kirchenverſammlung an die Stelle des von ihr abgeſetzten Eugen IV. Er war der Sohn Amadeus VII., Grafen von Savoyen, folgte dieſem 1391 in der Regierung, und ließ 1416 Savoyen zu einem Herzogthum erheben. Er ſtand in großem Anſehen bei allen damaligen Fürſten, und erhielt, wegen ſeinen ſchönen Karakterzügen als Regent, den Beinamen: der Friedfertige. 1434 übergab er die Regierung ſeinem Sohne, und zog ſich zu Rigaglia am Genferſee als Eremit in die Einſamkeit zurück. Der hohe Ruf ſeiner Frömmigkeit und ſeines friedliebenden Karakters bewog die Basler Synode, ihn auf den päpſtlichen Thron zu erheben; er wurde aber nicht allgemein anerkannt, legte daher 1449 ſeine Würde freiwillig nieder, zog ſich wieder in ſeine einſame Klauſe zurück, und ſtarb zu Genf 1451 im 69ſten Jahre ſeines Lebens.

Feller (Franz von), ein vielſeitig gebildeter franzöſiſcher Schriftſteller, geboren zu Brüſſel 1735, wo ſein Vater Verwaltungsſekretär der öſterreichiſchen Niederlande war, wurde in Luxemburg bei ſeinem Oheim erzogen, und ſtudirte im dortigen Jeſuitenkollegium, wo er ſich durch ſeine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, ſo wie durch ſeinen ſittlichen Lebenswandel allgemeine Achtung und Liebe erwarb. 1752 ſtudirte er zu Rheims die höhern Wiſſenſchaften, trat dann 1754 zu Tournay in den Jeſuitenorden, und lehrte zu Luxemburg und dann zu Lüttich Poeſie und Rhetorik mit vielem Beifall. Von der Natur mit einem leichtfaßlichen und treuen Gedächtniſſe begabt, war es ihm ein Leichtes, den Horaz, Virgil u. a. Claſſiker auswendig zu erklären, ſo wie die Bibel Wort für Wort ganz herzuſagen, wenn man ihm nur den Anfang der Capitel angab. Bei Aufhebung des Ordens 1773 war Feller Oberprediger im Collegium zu Lüttich. Beim Ausbruch der niederländiſchen Unruhen verließ er dieſe Stadt, und kam nach Paderborn, wo ihn der Fürſtbiſchof freundlich aufnahm. 1797 war er in Regensburg, wo er ſich vom daſigen Biſchofe gleicher Huld bis zu ſeinem 1802 erfolgten Tode zu erfreuen hatte. Unter den vielen Schriften dieſes durch Lebhaftigkeit des Geiſtes, gediegene Gelehrſamkeit, Scharfſinn und raſtloſe Thätigkeit ausgezeichneten Schriftſtellers ſind die vorzüglichſten: Philoſophiſcher Katechismus (Liège 1767, 8.); Kritiſche Prüfung von Buffons Naturgeſchichte (Luxemb. 1773, 8.); Unparteiiſches Examen über Buffons Epochen der Natur (4te Aufl. Mastr. 1794); Hiſtoriſches Diktionär (6 Bde. Liège 1781, ſeitdem noch in 5 Auflagen).

Felonie (von fallere, betrügen?, von dem deutſchen fehlen?, oder nach dem franzöſiſchen felons, Untreue? — gebildet) heißt 1) Verletzung der Lehnspflicht, z. B. der Lehnstreue; 2) jedes Verbrechen, wodurch Jemand das Leben verwirkt, und 3) jede Arg- und Hinterliſt. S. Lehnsweſen.

Fenelon (François de Salignac de la Motte), einer der ehrwürdigſten Prälaten und ein ausgezeichneter franzöſiſcher Schriftſteller, ſtammte aus einem um Kirche und Staat hochverdienten altadlichen Hauſe, und wurde auf dem Schloſſe Fenelon in Frankreich 1651 geboren. Ein ſanfter Karakter, verbunden mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit des Geiſtes, waren die Verkündiger ſeiner nachherigen Tugenden und ſeiner Talente. Nach der Eltern frühem Ableben übernahm ſein Oheim, ein gebildeter und tapferer General, deſſen Wandel zugleich durch Tugend ſich auszeichnete, ſeine Erziehung. Der junge Fenelon machte in ſeinen Studien reißende Fortſchritte, und die

Digitized by Google

ſchwerſte Aufgabe war für ihn nur Spiel. Schon im 19ten Jahre predigte er, und erhielt den gränzenloſeſten Beifall, welches ſeinen Oheim veranlaßte, da er fürchtete, der reichlich ihm geſtreute Weihrauch möchte ſeine reine Seele vergiften, ihn zu beſtimmen, im Umgange mit den Wiſſenſchaften und Entfernung von der Welt, einige Zeit zu verleben. Fenelon ging daher in die Abtei St. Sulpice nach Paris, bildete ſich daſelbſt unter der Leitung des Abbé Traçon völlig aus, und war 24 Jahre alt, als er die beſchwerlichen Geſchäfte eines Seelſorgers in dem Kirchſpiel St. Sulpice übernahm, und dieſelbe mit bewundernswerther Treue verrichtete. Drei Jahre nachher erweiterte ſich ſein Wirkungskreis durch die ihm übertragene Direktion über die zur katholiſchen Kirche zu Paris übergegangenen Proteſtanten, bei welcher vorzüglich jene Ueberredungsgabe, jenes Talent, ſanft und eindringlich zu unterrichten, ſichtbar ward, das ihm auf ausgezeichnete Weiſe eigen war. Sein hoher Ruf drang bis zu Ludwig XIV., der ihn zuerſt zum Vorſteher einer Miſſion ernannte, in welcher Stelle Fenelon viel Gutes wirkte, und unzählige Menſchen dem Glauben zuführte, und im Jahre 1689 demſelben die Erziehung ſeiner Enkel anvertraute, welche Wahl den allgemeinſten Beifall fand. Bei aller Einfachheit ſeines Herzens wußte er ſich in die Sitten des Hofes dennoch zu ſchicken, und gewann die Zuneigung des älteſten ſeiner Zöglinge, des Herzogs v. Bourgogne, deſſen Gemüth für ſeine Lehren beſonders empfänglich war, in hohem Grade. 1695 erhielt er das Erzbisthum Cambrai, blieb aber Erzieher der Prinzen, und gab freiwillig ſeine anderweitigen Priorate ab, um Andern damit aufzuhelfen. Allein in Mitten des hohen Glückes, welches er genoß, thürmte ſich ein Unwetter über ſeinem Haupte zuſammen. Seine mit der begeiſtertſten Liebe zu Gott ganz überfüllte Seele verband ſich mit den Grundſätzen der Madame Guyon, in der er ein Muſter gottergebener Liebe verehrte. Ihre Anſichten fanden aber Widerſacher unter den übrigen Geiſtlichen, und der Erzbiſchof von Cambrai wurde aufgefodert, Madame Guyon ebenfalls zu verdammen. Um ſeine Grundſätze und zugleich ſeine Freundin zu vertheidigen, ſchrieb Fenelon 1697 eine Rechtfertigungsſchrift, gegen welche ſich der berühmte Boſſuet mit Heftigkeit erhob. Trotz mehrern Schriften, die Fenelon im Gefolge dieſes theologiſchen Streites herausgab, wurde er im Monat Auguſt des Jahres 1697 in ſeinen Kirchſprengel verwieſen, und erlebte daſelbſt den Schmerz, daß ſeine Lehrſätze vom Papſt Innocens XII. verdammt wurden. Hier bewährte ſich aber ſein gottergebener Sinn; ohne zu murren, unterwarf er ſich den Verfügungen ſeiner Obern, und machte ſogar ſelbſt ſeine Verdammung von der Kanzel bekannt. Ein großer Verluſt, den er überdies noch in demſelben Jahre erlitt, indem ſein Pallaſt zu Cambrai, mit allen ſeinen Meublen, Büchern und Papieren, ein Raub der Flammen ward, konnte eben ſo wenig ſein Vertrauen auf die Vorſicht erſchüttern, und er ſtellte durch ſeinen Gleichmuth das erhabene Beiſpiel eines Menſchen dar, der Alles, Gutes wie Schlimmes, mit kindlichem Danke aus der Hand ſeines Schöpfers hinnimmt. Nach dieſen Unfällen, die ihm, durch ſein rein demüthiges Benehmen dabei, immer mehr Verehrer erwarben, lebte der Erzbiſchof als ein Weiſer, in ſeinem geiſtlichen Bezirk ſich nur den Wiſſenſchaften und einer chriſtlichen Philoſophie befleißigend. Er war der Vater ſeiner Pfarrkinder, und das würdige Vorbild ſeiner untergebenen Geiſtlichkeit. Die Sanftheit ſeiner Sitten, die ſich bis in ſeine Schriften ſelbſt verbreitete, verſchafften ihm ſogar unter den Feinden Frankreichs Beſchützer und Verehrer. Der Herzog von Marlborough gab im damaligen Kriege beſtimmten Befehl, alle Güter dieſes vorzüglichen Mannes zu ſchonen. Die Freundſchaft des Herzogs von Bourgogne verlor er nie, und wäre dieſer Prinz zur Regierung gekommen, ſo hätte dem Lehrer deſſelben eine Miniſterſtelle nicht gefehlt.

Digitized by Google

Fenelon ſtarb 1715, die verſchiedenen philoſophiſchen, theologiſchen und anderweitigen Schriften aber, die ſeiner Feder entſtrömten, ſichern ſeinem Namen Unſterblichkeit. Man erkennt darin einen Mann, deſſen Geiſt durch das Köſtlichſte, was alte und neue Literatur aufzuweiſen hat, ausgebildet iſt, und der von einer lebhaften Einbildungskraft, die zugleich ſanft und fröhlich iſt, überdies beſeelt war. Ein reiner fließender Styl, eine, ſelbſt in der Proſa, geſangreiche Sprache zeichnen ſeine Werke aus. Seine beſten Schriften ſind: Les avantures de Télémaque, welches wohl zu allen Zeiten als ein Meiſterwerk anerkannt werden wird. Der Ruf deſſelben verbreitete ſich ſchon am Hofe während des Druckes, und Ludwig XIV., der eine Satyre auf ſeinen Hof und ſeine Regierung darin fand, und äußerſt aufgebracht über den Verfaſſer wurde, ließ den fernern Druck unterſagen, und erſt nach ſeinem Tode kam der vollſtändige Telemach ins Publikum. Die Feinde Fenelons behaupteten, Ludwig XIV. ſey durch Seſoſtris dargeſtellt; ſeine damalige Geliebte, Frau von Montespan, durch Calypſo; der Miniſter Louvois im Proteſilaus ꝛc. — Die Sachkenner ſtießen ſich nicht an Vermuthungen, die Neid und Müßiggang ausgrübelten; ſie würdigten dieſen moraliſchen Roman nach ſeiner ganzen Vollkommenheit, und bewunderten darin den hohen Flug des Homers und die Anmuth des Virgils. 1717 erſchien die beſte Ausgabe dieſes Buchs, durch Fenelons Verwandte veranſtaltet, die ſchönſte aber iſt die zu Amſterdam 1754 herausgekommene, welche mit herrlichen Kupfern geziert, und in Fol. iſt. Die erſte Entſtehung des Telemachs leitet ſich wohl von dem Unterrichte des Herzogs von Bourgogne her, dem Fenelon, um ihn von verſchiedenen Fehlern zu heilen, ein nachahmenswerthes Bild vor Augen zu ſtellen wünſchte. In faſt allen Sprachen finden ſich Ueberſetzungen davon. — Seine Direction pour la conscience d'un roi, zum Gebrauche des Prinzen von Bourgogne, enthält vortreffliche Regeln, und wurde bei der Erziehung mehrerer auswärtigen Prinzen zum Grunde gelegt. Es erlangte ausgebreitete Berühmtheit, und erſchien zuerſt im Publikum 1747 in 12. Oeuvres philosophiques etc. die beſte Ausgabe Paris 1726. Seine Sermons, (1744, in 12.), ſchreiben ſich meiſtentheils aus des Verfaſſers Jugendzeit her. Ludwig XVI. ehrte das Andenken des berühmten Mannes durch eine Statue in Marmor, die er 1777 zu Paris verfertigen ließ. Eine ſämmtliche Ausgabe ſeiner Werke erſchien (1787, 1792, 9 Bde. 4.) zu Paris. Eine umſtändliche Biographie Fenelons gab der jüngſt verſtorbene Cardinal Bauſſet (Paris 1809 3 Voll.) heraus.

Fenelon (J. B. A. Salignac de), von derſelben Familie, geb. zu St. Jean-d'Eſſiſtac in Perigord 1714, trat ſehr jung in den geiſtlichen Stand, und ahmte durch Wohlthätigkeit und Frömmigkeit ſeinem Großonkel, dem Erzbiſchof von Cambrai, nach. Da er zu Ende ſeines Lebens ſich bemühte, die Unwiſſenheit und Fehler der in Paris unter dem Namen der kleinen Savoyarden bekannten Knaben dieſer Nation zu verbeſſern, erhielt er allgemein den Titel: Biſchof der Savoyarden. Wohin er ſich auch begab, immer ſah man ihn von einer Menge Kinder umringt, die mit Ehrfurcht und Bewunderung ſeinen Ermahnungen zuhörten. Da dieſe Savoyarden ſich bis dahin nur mit Caminfegen beſchäftigt hatten, was ihnen nur wenig Stunden des Tages koſtete, und er aus Erfahrung wußte, daß Unthätigkeit die Mutter aller Laſter iſt, lehrte er ſie auch noch andere Geſchäfte treiben, und kaufte ihnen das nöthige Handwerkszeug. Dennoch wurde er beim Ausbruch der Revolution verdächtig, und, aller Bitten der Savoyarden ungeachtet, die ihren Vater zurück verlangten, den 8. Juni 1794 hingerichtet.

Fenton (Eduard), ein engliſcher Seefahrer, geb. in Nottinghamſhire, diente einige Zeit in Irland, und begleitete 1577 Mart. Frobiſher auf

ſeiner zweiten Reiſe, um eine nordweſtliche Durchfahrt zu ſuchen. Er unternahm darauf 1582 eine dritte Entdeckungsreiſe, welche aber nach der magellaniſchen Meerenge beſtimmt war. Bei dieſer Meerenge wurde er von einer ſtarken ſpaniſchen Flotte angegriffen, zog ſich aber rühmlichſt aus dieſem Gefechte zurück, und langte 1583 unverrichteter Sache wieder in England an. Nachdem er gleiche Tapferkeit 1588 gegen die ſpaniſche Armada bewieſen hatte, ſtarb er 1603 zu Deptford. — 2) Eliſa, engliſcher Dichter, geb. zu Shelton in Staffordſhire, ſtudirte Theologie zu Cambridge, da er aber dem Könige Wilhelm nicht den Eid der Treue leiſten wollte, erhielt er keine Pfarrſtelle, und errichtete, um ſich zu erhal en, eine Schule in Surreyſhire, und 1710 zu Sevenoaks in Kentſhire. Später wurde er beim Grafen Orrery Sekretär, und Lehrer ſeines Sohnes. Sein Tod erfolgte 1730. Er nahm Antheil an Pope's Ueberſetzung der Odyſſee (namentlich iſt das 1ſte, 4te, 9te und 12te Buch von ihm) und hinterließ Gedichte (London 1717) und das Trauerſpiel Marianne (London 1723).

Feodoſia, ſ. Caffa.

Ferber (Johann Jakob), ein berühmter Mineralog, geb. zu Karlskrona den 9. September 1743, ſtudirte zu Upſala, war 1763 beim Bergweſen zu Stockholm angeſtellt, unternahm zur Bereicherung ſeiner Kenntniſſe von 1765 an Reiſen durch verſchiedene Länder Europens, lehrte dann von 1774 bis 1781 Naturgeſchichte und Phyſik am Gymnaſium zu Mietau, war 1783 nach einer Reiſe durch Polen Profeſſor der Naturwiſſenſchaft zu St. Petersburg, trat aber 1786 in preußiſche Dienſte als Oberbergrath, und ſtarb den 17. April 1790 zu Bern, wohin er von der preußiſchen Regierung geſandt war, um die Salz- und Eiſenwerke zu unterſuchen. Schriften: Briefe aus Wälſchland, Prag 1773, 8.; Beiträge zu der Mineralgeſchichte von Böhmen, Berlin 1774, 8.; Phyſikaliſch-metallurgiſche Abhandlungen über die Gebirge in Ungarn, ebd. 1780, 8.; Abhandlung von der Verwandlung der mineralogiſchen Körper in einander, ebd. 1788, 8.

Ferdinand I., römiſcher Kaiſer, zweiter Sohn des Erzherzogs Philipp und Bruder Carls V., geb. zu Alcala in Spanien den 10. März 1503, vermählte ſich mit der Prinzeſſin Anna, Tochter des Königs Ladislaus VI. von Ungarn und Böhmen, und Schweſter Ludwigs des Jüngern, der in der Schlacht von Mohatſch 1526 getödtet wurde, und ließ ſich, da er ohne Erben ſtarb, als König von Ungarn und Böhmen krönen. Da er 1531 von den deutſchen Reichsſtänden zum römiſchen Könige erwählt worden war, folgte er nach Carls V. Entſagung 1558 demſelben als Kaiſer von Deutſchland. Zwar verweigerte Paul V. die Anerkennung, weil die Abdankung Carls V. nicht mit Bewilligung des päpſtlichen Stuhls geſchehen ſey; aber Pius VI., ſein Nachfolger, ließ ſich billiger finden, und ging ſogar ſo weit, daß er auf Anſuchen Kaiſer Ferdinands, deſſen Unterthanen in Oeſterreich das Abendmahl in beiderlei Geſtalt zu halten erlaubte. Seine Toleranz würde gewiß für Deutſchland die wohlthätigſten Folgen gehabt haben, wenn nicht ſein Tod (zu Wien den 25. Juli 1564) es gehindert hätte. Auf die tridentiniſche Kirchenverſammlung, die 1562 eröffnet wurde, wirkte er vortheilhaft ein. Mit den Türken ſchloß er einen 8jährigen Waffenſtillſtand, verſöhnte mehrere feindlich geſinnte Fürſten, und war Vermittler bei den Streitigkeiten der Könige von Dänemark und Schweden. Durch ſein 1543 niedergeſchriebenes Teſtament, wodurch ſeine Töchter nach Abſterben des Mannsſtammes in Böhmen und Ungarn erbfähig wurden, gab er zum Theil mit Veranlaſſung zu dem Kriege von 1740, indem das baieriſche Haus ſeine Anſprüche auf dieſe Königreiche darauf gründete, daß die Erzherzogin Anna, Ferdinands I. Tochter, mit Albrecht V.,

Digitized by Google

Herzog von Baiern, vermählt geweſen war. Außer dieſer Prinzeſſin hinterließ Ferdinand von Anna, Prinzeſſin von Ungarn und Böhmen, 3 Söhne und 9 Töchter: Maximilian, ſein Nachfolger, Ferdinand, mit dem Beinamen der Kluge, Graf von Tyrol, und Carl, Erzherzog von Grätz. Einige Briefe Ferdinands an Pius IV. ſind, Paris 1563, 8., gedruckt worden.

Ferdinand II., Erzherzog von Oeſterreich, Sohn des Erzherzogs Carl von Steyermark, und Enkel Ferdinands I., geb. 1578, wurde König von Böhmen 1617, König von Ungarn 1618, und Kaiſer 1619. Böhmen, was ſich empört, und in der Perſon des Pfalzgrafen Friedrich V. einen neuen König erwählt hatte, wurde durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag 1620 wieder unterjocht; allein der daraus entſpringende 30jährige Krieg (ſ. Deutſchland, Geſchichte von) verheerte nicht nur Deutſchland, ſondern gab auch Veranlaſſung, daß benachbarte Mächte ſich in die innern Angelegenheiten Deutſchlands zu miſchen anfingen; denn die erregte Eiferſucht der proteſtantiſchen Fürſten wurde durch mehrere Maaßregeln Ferdinands, vorzüglich aber durch ſein Reſtitutionsedikt von 1629, auf alle Weiſe genährt, und bewog ſie, ſich mit Schweden und Frankreich in Bündniſſe einzulaſſen. Die Siege Tilly's und Wallenſteins halfen ihm nichts, denn die Schlacht bei Leipzig und Lützen entriß den kaiſerlichen Truppen alle gewonnene Vortheile, und ſelbſt der Tod König Guſtav Adolphs verbeſſerte keinesweges das Glück der kaiſerlichen Partei. Durch den Sieg bei Nördlingen über Bernhard von Weimar 1635 wurden zwar die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, ſowie mehrere andere Fürſten Deutſchlands, bewogen, Frieden zu machen; allein die Niedermetzelungen der franzöſiſchen Truppen in den trieriſchen Städten, und die Wegführung des Churfürſten von Trier, weil er franzöſiſchen Schutz geſucht, vernichteten die Vortheile, welche der Prager Frieden für Deutſchland hätte haben können; denn Frankreich nahm nun thätigern Antheil, und der Krieg wüthete ärger, als zuvor. Ferdinand ſtarb zu Wien den 3. Februar 1637. Aus der erſten Ehe mit Marianne von Baiern überlebten ihn ſeine Söhne Ferdinand III. und Leopold Wilhelm, Biſchof von Straßburg, und 2 Töchter, wovon die älteſte, Marianne, Gemahlin des Churfürſten Maximilian von Baiern, und die jüngere, Cäcilia Renata, Gemahlin König Uladislaus von Polen wurde. Aus der zweiten Ehe mit Eleonora von Mantua hinterließ er keine Kinder. Ungeachtet der vielen Verleumdungen proteſtantiſcher Schriftſteller, die in Ferdinand II. den Feind ihrer Religion haßten, läßt ſich nicht leugnen, daß er Seelengröße, Feſtigkeit des Karakters und viele andere Tugenden beſaß.

Ferdinand III., Sohn und Nachfolger des Vorigen, geb. 1603, wurde König von Ungarn 1625, von Böhmen 1627, römiſcher König 1636, und Kaiſer 1637. Der Tod ſeines Vaters änderte nichts in den Angelegenheiten Deutſchlands, und der Krieg wüthete auf gleiche Weiſe unter dem Sohne fort, wenn ſich auch anfangs das Glück der Waffen für ihn erklärte, ſo veränderten doch die Siege Bernhards von Weimar, Banners und anderer ſchwediſchen Generale, die Geſtalt der Angelegenheiten gar ſehr zu Gunſten der Feinde, was auch ſelbſt nach dem Tode Bernhards fortdauerte. Denn der Marſchall von Guebriant und der Herzog von Enghien (ſpäter der große Condé genannt) entriſſen den Kaiſerlichen die Früchte mehrjähriger Anſtrengungen, während Torſtenſon von einer andern Seite die kaiſerlichen Staaten verheerte. So viel Unglücksfälle bewogen endlich den Kaiſer, 1648 den Weſtphäliſchen

Digitized by Google

Frieden zu ſchließen, wodurch Schweden Beſitzungen in Deutſchland erhielt, ſo wie Frankreich das Elſaß. Ferdinand III. ſtarb den 23. März 1657, nachdem den 21. Mai 1653 ſein älteſter Sohn Leopold zum römiſchen König gewählt worden, der ihm auch nach ſeinem Tode als Kaiſer folgte. Er war drei Mal vermählt, allein von ſeinen Kindern überlebte ihn nur Leopold I.

Ferdinand (Don), Infant von Spanien, geb. den 21. Jan. 1751, Herzog von Parma, Piacenza und Guaſtalla, den 23. Juli 1765, vermählte ſich den 27. Juni 1769 mit Marie Amalie Antoinette von Lothringen, Erzherzogin von Oeſterreich, Schweſter Josephs II., war ſehr religiös, und unternahm mehrmals Wallfahrten nach Loretto und andern heiligen Orten. Zur Zeit des franzöſiſchen Freiheitskrieges erkaufte er den Frieden von Buonaparte durch große Summen, und ſtarb 1802.

Ferdinand (Friedrich Chriſtian Ludwig), Prinz von Preußen, gewöhnlich Louis Ferdinand, oder Prinz Louis genannt, war Sohn des Prinzen Auguſt Ferdinand von Preußen, geb. den 13. Nov. 1772, blieb im Gefecht bei Saalfeld am 10. Okt. 1806, nachdem er in dem Rheinkriege mehrere Proben von Tapferkeit gegeben, und große Hoffnungen für die Zukunft erweckt hatte. Er hinterließ zwei natürliche Kinder, Louis und Blanche, die 1810 unter dem Namen von Wildenburg in den Adelſtand erhoben wurden.

Ferdinand I., König von Caſtilien und Leon, der Große genannt, zweiter Sohn Königs Sancho III. von Navarra, fing 1035 an zu regieren, beſiegte den König Bermudo von Leon 1038, und ließ ſich daſelbſt, vermöge der Erbrechte ſeiner Gemahlin, Schweſter vom König Bermudo, zum König krönen, wandte dann, nachdem auch die Aſturier ihn als Herr anerkannt, ſeine Waffen gegen die Mauren, und entriß ihnen viele Städte. Nach 30jähriger Regierung in Caſtilien, und 28jähriger in Leon ſtarb er 1065. Mehr noch, als ſeine Thaten, verherrlichte ihn der Ruhm des Don Rodrigo Diaz de Vivar, gewöhnlich der Cid (ſ. d. Art) genannt. — 2) Ferdinand II., älteſter Sohn Alfons VIII. von Leon und Caſtilien, folgte ſeinem Vater im J. 1157. Er errang große Vortheile über die Portugieſen, nahm ihren König Alfons Henriquez gefangen, und bewies bei dieſem Siege große Mäßigung. Er ſtarb 1187 im 52ſten Lebensjahre, und hinterließ den Ruhm eines gerechten, weiſen und edelmüthigen Fürſten. — 3) Ferdinand III., der Heilige, Sohn Alfons IX., geb. 1200, erhielt die Krone Caſtiliens nach der Abdankung ſeiner Mutter Berengaria 1217, und die von Leon, nach dem Tode ſeines Vaters 1220, entriß den Mauren Cordova, Murcia, Sevilla, Xeres, Cadix, St. Lucar, und ſtarb 1252, da er gerade im Begriff war, das Königreich Marokko zu erobern. Durch weiſe Geſetze verbeſſerte er die Verfaſſung ſeines Reichs, drückte das Fauſtrecht nieder, errichtete den hohen Rath von Caſtilien, ſammelte die Geſetze ſeine Vorgänger, und gab Spanien eine neue Geſtalt. Papſt Clemens X. verſetzte ihn 1617 unter die Zahl der Heiligen. — 4) Ferdinand IV., König von Caſtilien und Leon, geb. zu Sevilla den 6. Dez. 1285, mit dem Beinamen der Geladene, weil er bei einer Trunkenheit zwei Höflinge unſchuldiger Weiſe von der Höhe eines Thurmes herabſtürzen ließ, die ihn im Gefühl ihrer Unſchuld binnen 30 Tagen vor Gottes Richterſtuhl luden. Auch ſtarb er wirklich vor Ende dieſer Zeit 1312, nachdem er den Thron von Caſtilien erſt 1295 beſtiegen hatte. Er erfocht übrigens mehrere Siege über den König von Granada, und entriß demſelben Gibraltar. — 5) Ferdinand V., der Katholiſche, Sohn Johanns II. von Aragonien, geb. zu Soz an den Gränzen von Navarra den 10. März 1452, vermählte ſich 1469 mit Iſabelle von Caſtilien, Schwe-

Digitized by Google

ſter und Erbin Heinrich's IV., und erhielt durch dieſelbe Caſtilien, obwohl beide Reiche abgeſondert von einander von Ferdinand und Iſabelle regiert wurden, weßhalb auch in der ſpan. Geſchichte Ferdinand und Iſabelle den Namen der Könige führen. Ferdinand führte zuerſt Krieg mit dem Könige Alfons von Portugal, ſchlug ihn bei Toro 1476, und nöthigte ihn zu einem ſchimpflichen Frieden. Durch die Eroberung von Granada, 1492, nach 8jährigem Kriege, wurden die Mauren endlich aus Spanien verdrängt, nachdem ihre Herrſchaft faſt 800 J. daſelbſt gedauert hatte. Kurz darauf bemächtigte er ſich auch des Königreichs Navarra, Columbus entdeckte Amerika, und ſein Feldherr Gonſalvo de Cordova bemächtigte ſich des Königreichs Neapel, obgleich die Mittel, deren er ſich bediente, nur durch die Politik gerechtfertigt werden können. Mit Iſabelle erzeugte er nur eine Tochter, Johanna, welche an den Erzherzog Philipp, des Kaiſers Maximilian I. Sohn, verheirathet war, und aus einer zweiten Ehe mit Germaine de Foix erhielt er keine Kinder. Er ſtarb 1516 im Dorfe Madrigalejo an der Waſſerſucht, und ſein Enkel Carl I. (Kaiſer Carl V.) war ſein Nachfolger. „Man darf behaupten, ſagt Roscoe, daß Ferdinands Regierung den Grund zu Spaniens Größe gelegt hat, und ihn, wo nicht als den größten, doch gewiß als den glücklichſten Regenten betrachtet, der je gelebt hat. Das ungewöhnliche Gelingen ſeiner Unternehmungen, verbunden mit dem hohen Rufe, den ſich Ferdinand durch ſeine Mäßigung und Frömmigkeit erworben hatte, verſchaffte ihm großen Einfluß auf die gekrönten Häupter v. Europa. Indeß jene Eigenſchaften, die man als Weisheit und Klugheit an ihm rühmte, hätte man richtiger Liſt, Geiz, Betrug, Verrätherei nennen können.“ Auch iſt er der Einführer des Inquiſitionsgerichts in Spanien. — 6) Ferdinand VI., der Weiſe, geb. zu Madrid den 10. April 1712, Sohn und Nachfolger Philipps V. und Mariens von Savoyen, regierte von 1746—59, und ſuchte Spaniens Wunden vorzüglich durch einen langen Frieden zu heilen, der nur durch einen kurzen Krieg, den der Aachener Friede 1748 beendigte, unterbrochen wurde. Durch Aufhelfung des Ackerbaues, Belebung des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften, durch Anlegung von Kanälen und andern guten Anſtalten, fing unter ſeiner Regierung der Wohlſtand Spaniens an, wieder aufzublühen. Er ſtarb, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen, zu Madrid den 10. Auguſt 1759, und hinterließ den ſpaniſchen Thron ſeinem Bruder Carl III.

Ferdinand, König von Portugal, geb. zu Coimbra 1340, folgte 1367 auf ſeinen Vater Pedro I., den Strengen, und regierte bis 1383. Er führte den Titel: El Gentil, d. i. der Artige; allein für ſein Reich ſelbſt that er wenig. Er war der Letzte vom echten burgundiſchen Mannsſtamme, und nach ſeinem Tode kam, da er kinderlos war, mit Joan I., natürlichem Sohn Pedro's, die unechte burgundiſche Linie an die Regierung.

Ferdinand I., König von Neapel, natürlicher Sohn König Alfons V. von Aragon, nahm Beſitz von Neapel 1458, und erhielt vom Papſt Pius II. die Belehnung. Zu Anfange ſeiner Regierung ſahe er ſich genöthigt, die Waffen gegen die Großen ſeines Reichs mehrmals zu ergreifen wurde aber vom berühmten Scanderbeg unterſtützt, und befeſtigte dadurch den wankenden Thron. Kaum zur Ruhe gelangt, fing er Streit mit Papſt Innocenz VIII. an, wurde aber eben deßhalb in den Bann gethan, und mußte ſich zur Abbitte bequemen. Gegen das Ende ſeines Lebens machte König Carl von Frankreich Anſprüche auf Neapel; Ferdinand wollte das drohende Ungewitter durch Friedensvorſchläge zertheilen; da aber alle Verſuche mißlangen, bewirkte die fehlgeſchlagene Hoffnung ſeinen Tod, und ſein älteſter Sohn Alfons folgte ihm. — 2) Ferdinand II., König von

Digitized by Google

Neapel, Sohn und Nachfolger von König Alfons, kam zur Regierung 1495, mußte aber kurz darauf, bei Carls VIII. von Frankreich Annäherung, Neapel verlaſſen, und auf der Inſel Iſchia Zuflucht ſuchen. Durch die Unterſtützung der Venetianer und Spanier entriß er zwar 1496 Neapel den Franzoſen wieder, ſtarb aber kurz darauf 1499, und hinterließ ſeinem Oheim Friedrich ein Reich, welches die Spanier größtentheils ſchon beſaßen. — 3) Ferdinand III., ſ. Ferdinand V., der Katholiſche, von Aragon. — 4) Ferdinand IV., Infant von Spanien, König beider Sicilien, dritter Sohn Carls III. von Spanien und der Prinzeſſin Amalia von Sachſen, geb. den 12. Januar 1751, war noch ſehr jung, als ſein Vater bei Beſteigung des ſpaniſchen Throns (1759) ihm Neapel überließ, und übernahm den 12. Januar 1767 die Regierung, vermählte ſich im folgenden Jahre mit Maria Carolina, Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia (ſtarb zu Hetzendorf bei Wien den 8. Sept. 1814), welche bei ſeiner Sorgloſigkeit ihn und Neapel regierte. Da Neapel der Coalition gegen Frankreich 1793 u. 1798 beitrat, erkaufte es zwar das erſte Mal den Frieden durch Abtretung des Stato degli Presidi und der Inſel Elba; allein das zweite Mal mußte der König und ſein Hof ſich nach Palermo flüchten, von wo der König erſt im Jahre 1800 durch Ruffo's Siege zurückkehren konnte. Wegen Theilnahme am öſterreichiſchen Kriege im J. 1805 beſetzten die Franzoſen Neapel von Neuem; der Hof flüchtete ſich nach Sicilien, wo er während der Regierung Joachims blieb, bis die Oeſterreicher ſich in Beſitz von Neapel ſetzten, worauf Ferdinand und die königl. Familie den 17. Juni 1815 ihren Einzug hielt. Am 8. März 1816 vereinte Ferdinand ſeine ſämmtlichen Staaten dies- und jenſeits der Meerenge in Ein Reich unter dem Namen Königreich beider Sicilien, und nannte ſich ſeitdem Ferdinand I. Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin vermählte er ſich den 27. Nov. 1814 mit der verwittweten Prinzeſſin von Partana, die 1815 von ihm zur Herzogin von Florida erhoben wurde. Er ſtarb am 4ten Januar 1825, und hinterließ aus erſter Ehe den jetzt auf den Thron geſtiegenen Franz, Herzog von Calabrien, geb. 1777, und Leopold, Fürſt von Salerno, geb. 1790. Ferdinands Karakter ſchildern alle Schriftſteller Italiens als vortrefflich; das Wohl ſeines Volkes lag ihm wahrhaftig am Herzen, und es iſt mehr als zu wahrſcheinlich, daß die Ueberzeugung, ſeines Volkes Glück zu begründen, ihn zu den Schritten verleitete, welche den Revolutionären der neueſten Zeit gehäſſig erſcheinen (ſ. Murat, Neapel und Sicilien).

Ferdinand (Carl Anton Joſeph), Erzherzog von Oeſterreich, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Bruder Kaiſer Leopolds II., geb. 1754, wurde Generalgouverneur in der Lombardei, und vermählte ſich 1771 mit Marie Beatrix von Eſte, der Erbin von Modena. Durch den Frieden von 1802 erhielt ſein Schwiegervater für Modena den Breisgau und die Ortenau unter dem Titel eines Herzogthums, welches derſelbe an ihn abtrat. Der Preßburger Frieden jedoch entriß ihm den Beſitz dieſes Herzogthums, und der Tod raffte ihn den 24. Dez. 1806 von dieſer Welt. Sein Sohn Franz IV. erhielt durch den Wiener Congreß das Herzogthum Modena wieder, und ſeine Tochter, Ludovice Beatrix von Eſte, vermählte ſich 1808 mit Kaiſer Franz I., und ſtarb zu Verona 1816. Sein zweiter Sohn iſt der bekannte Ferdinand Carl Joſeph von Eſte (geb. den 15. April 1781), der ſich 1805 durch kühne Entſchloſſenheit mit weniger Reiterei von der in Ulm, nach blutiger Schlacht, eingeſchloſſenen Armee trennte, mit 1500 Mann nach Böhmen entkam, und den Baiern nachher jeden Schritt ſtreitig machte, bis der Preßburger Frieden ſeinem Wirken ein Ziel ſetzte.

Ferdinand, Infant, Sohn Jakobs II. von Aragon, geb. 1228 zu Valenzia, ſollte, nach dem Willen ſeines Vaters, Rouſſilon, die Cer-

Digitized by Google

bagne, Conſtans und Montpellier erhalten, zerfiel aber eben deßhalb mit ſeinem Bruder Pedro, der, da alle Ausſöhnungsverſuche vergebens waren, und ſelbſt Mordverſuche verunglückten, mit einer ſtarken Armee in Catalonien einbrach, ihn gefangen nahm, und in Cinga 1275 erſäufen ließ.

Ferdinand von Cordova, gelehrter Spanier des 15ten Jahrh., der in Sprachen und Wiſſenſchaften als Theolog, Philoſoph, Juriſt und Arzt außerordentliche Kenntniſſe beſaß, ſo wie er auch als Soldat, Sänger, Tänzer und Virtuos glänzte. Was Wunder, wenn ihn ſeine Zeitgenoſſen für einen Zauberer hielten, wenigſtens mußten ſie in dem Glauben beſtärkt werden, als er Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, ſeinen Tod vorausſagte. Im Jahr 1445 hielt er ſich zu Paris auf, ſtarb aber unter Papſt Sixtus IV. als Subdiakon zu Rom. Unter ſeinen vielen Schriften zeichnen ſich aus: De artificio omnis scibilis; De Pontificii pallii mysterio; de jure beneficiorum vacancium u. a. m.

Ferduſi (Iſhak Ben Sheriffſhah), einer der berühmteſten epiſchen Dichter der Perſer, welcher um das J. Chr. 1020 blühte, war zu Thus von armen Landleuten geboren. Frühe mit der Geſchichte Perſiens vertraut, entflammte die Lektüre der Lebensgeſchichte ausgezeichneter perſiſchen Helden ſeinen Hang zur Dichtkunſt. Zu Gasne, am Hofe des Sultan Mahmud, ein Sammelplatz vieler Dichter und Gelehrten, traf er den Lieblingspoeten ſeines Monarchen, Anſari, in einer Laube, welcher eben mit zweien ſeiner Schüler im Verſemachen aus dem Stegreife begriffen war. Ferduſi nahm Platz an der Seite dieſer Muſenzöglinge, und ſetzte den Anſari durch ſeiner Rede Zauberfluß, welcher mit ſeinen Bauernkleidern merklich kontraſtirte, in nicht geringes Staunen. Durch den Hofpoeten ward er dem Sultan bekannt, und nach einer mehrtägigen Prüfung ertheilte ihm dieſer den ehrenvollen Auftrag, die Thaten der alten Perſerkönige in ſeinen Geſängen zu verherrlichen, wofür ihm dieſer für jeden Vers ein Goldſtück zur Belohnung bot. Nach mehreren Jahren lieferte Ferduſi ein großes hiſtoriſches, aus 60.000 Verſen beſtehendes, Gedicht, Shahnameh (Buch der Könige) betitelt, in welchem er die Geſchichte Perſiens von Nuſhirvan bis auf Jezdejerd in einer Reihe von hiſtoriſchen Epopöen beſang, unter welchen die Thaten des Helden Ruſtan, als eine Epiſode von dem erſten Range glänzt. Durch Verläumdungen mehrerer Höflinge gegen den Dichter eingenommen, ließ ihm Mahmud, ſtatt des verſprochenen Goldſtücks, für jeden Vers eine Silbermünze auszahlen, worüber Ferduſi ſo unwillig wurde, daß er auf der Stelle den verkürzten Lohn ſeiner mehrjährigen Arbeit nicht nur verſchenkte, ſondern auch alle zum Lobe Mahmuds gedichtete Stellen aus ſeinem Gedichte ſtrich, und ſich dabei noch durch eine bittere Satyre (zu finden in Jones Commentarien de poesi asiatica) auf die Perſon ſeines Fürſten empfindlich rächte. Er ergriff hierauf die Flucht, und lebte eine geraume Zeit zu Thus in ſtiller Abgeſchiedenheit. Als Mahmud's Zorn beſänftigt war, und er erfuhr, daß Ferduſi in großer Dürftigkeit ſchmachte, ließ er, zur Begütigung ſeiner frühern Ungerechtigkeit, zwölf Kameele mit reichen Geſchenken für ihn belaſten, welche aber an den Thoren von Thus der Leiche des abgeſchiedenen Dichters begegneten. — Das Shahnameh hat unter den Dichterwerken Aſiens den höchſten Grad von Claſſicität erlangt, und iſt eine reiche, wiewohl noch wenig benutzte Fundgrube für die perſiſche Geſchichte. Von Atkinſon erſchien ein Bruchſtück, Sohreh betitelt, nebſt einer engl. Ueberſ. (1814. 8.) zu Calcutta im Publikum. Die von Champion 1790 unternommene engl. Ueberſ. blieb unvollendet; Prof. Lumsden begann 1811 eine Uebertragung des Ganzen, und Görres theilte uns einen Auszug aus dem ganzen Werke (1820, 2 Bde.) mit. Vergl. Schlegels Europa, Wilkens perſ. Chreſtomathie, und Hammer's Geſ. d. ſch. Redek. Perſiens.

5*

Fere Champenoiſe, ſ. Paris (Einnahme von, 1814).

Ferguſon (Jakob), Mechanikus, Philoſoph und Aſtronom, geb. 1710 zu Keith, einem Dorfe in Bamffſhire in Schottland, hütete in ſeiner Jugend die Schaafe, und erlangte bei dieſer Gelegenheit außerordentliche Kenntniſſe über den Lauf der Geſtirne, die er in heitern Nächten fleißig beobachtet hatte, ſo daß ſein Herr, ein ſchottiſcher Edelmann, darüber erſtaunte, ihn zu ſich nahm, und für ſein ferneres Fortkommen ſorgte. Im Jahre 1744 kam er nach London, wo er ſeine aſtronomiſchen Tafeln u. a. m. herausgab; 1763 wurde er Mitglied der Londoner Akademie, und ſtarb 1776. Sein vorzüglichſtes Werk iſt: die Aſtronomie nach Newtons Grundſätzen (überſetzt von Kirchhof, Berlin 1793, 8.). — 2) Adam, ein ausgezeichneter engliſcher Philoſoph und Geſchichtſchreiber, geb. 1724 zu Logierait im Kirchſpiele Dunkeld bei Perth in Schottland, wurde 1759 Profeſſor der Naturphiloſophie zu Edinburg, und ſtarb nach 1800. Vorzügliche Schriften: Verſuch über die bürgerliche Geſellſchaft, Lond. 1767, 4. (deutſch von Jünger, 1768); Geſchichte des Wachsthums und des Falls der römiſchen Republik, ebd. 1783, 3 Bde. 4. (deutſch von Beck, 1784, 3 Bde. 8.); Anfangsgründe der Moralphiloſophie (deutſch von Garve, 1772).

Ferien, Feriae, Feiertage, nannten die Römer ſolche Tage, an welchen keine öffentliche Geſchäfte verrichtet wurden. In unſerer Sprache bedeutet dieſes Wort bei Schulen, auch zuweilen bei Gerichtshöfen, die außergewöhnlichen, zu gewiſſen Jahreszeiten eintretenden Ruhe- oder Feiertage.

Fermat (Pierre de), einer der größten Geometer Frankreichs, Parlamentsrath zu Toulouſe, geb. 1590, war Nebenbuhler von Carteſius, und Vorläufer Newtons und Leibnitzens, und leiſtete faſt eben ſo viel in der Jurisprudenz und Dichtkunſt. Er ſtarb 1664, und hinterließ nebſt andern ſchätzbaren Schriften: Anmerkungen über den Diophantus von Alexandria; Theon von Smyrna ꝛc. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen 1670 zu Toulouſe in 2 Bdn. Fol.

Fermate, ein Ruhepunkt in dem Verfolge eines Tonſtücks, (𝄐) bei welchem die Bewegung des Taktes dadurch auf eine kurze Dauer unterbrochen wird, daß man den Ton einer Note länger aushält, oder bei einer Pauſe länger verweilt, als es die Dauer derſelben erfodert. Veranlaßt werden ſolche Ruhepunkte z. B. durch einen Ausdruck der Verwunderung oder des Erſtaunens, eine Empfindung, wobei die Bewegungen des Geiſtes ſelbſt einen kurzen Stillſtand zu machen ſcheinen, oder an ſolchen Stellen, wo die vorhandene Empfindung ſich durch ihre völlige Ergießung erſchöpft zu haben ſcheint. Oft auch wird in einer Bravour-Arie oder einem Inſtrumental-Conzertſtück vom Componiſten eine Fermate geſetzt, um dem Virtuoſen noch mehr Gelegenheit zu verſchaffen, ſeine Bravour in Ausübung ſchwieriger Rouladen oder Paſſaden zu zeigen. (S. d. Art Cadenz.)

Fermor (Wilhelm, Graf von), ein berühmter ruſſiſcher General, geb. zu Pleskow den 28. Sept. 1704, ſtarb 1771 auf ſeinem Gute Rietau. Sein Vater war von Geburt ein Schotte, und ſtarb als Generalmajor in Peters I. Dienſten. Auch der Sohn trat 1720 in ruſſiſche Dienſte, zeichnete ſich vorzüglich gegen die Türken und Schweden 1736 ruhmvoll aus, ward 1743 Commandant von Witmanſtrand, erhielt 1746, wegen ſeiner großen architektoniſchen Kenntniſſe, die Aufſicht über das Bauweſen, und leitete den Bau des kaiſerlichen Pallaſtes zu Petersburg. Im J. 1756 bemächtigte er ſich Preußens, und wenn er auch ſpäter die Schlacht bei Zorndorf verlor, ſo wurde doch vorzüglich durch ihn die Schlacht bei Cunnersdorf gewonnen. Peter III. rief ihn von der Armee zurück; Catharina II. ernannte ihn zum Statthalter von Smolensk und Mitglied des Senats. Verewigt hat er ſich durch den Bau der Städte Tweer und Torſchock.

Digitized by Google

Fernandez Navarette (Juan), mit dem Beinamen der Stumme, ein berühmter ſpaniſcher Maler, geb. zu Logrono 1526, verlor ſchon im zweiten Jahre die Sprache, zeigte aber frühzeitig viel Talent zur Malerkunſt, und wurde deßhalb auf den Rath ſeines Lehrers von ſeinem Vater nach Italien zu Tizian geſchickt, der ihn zum vollendeten Maler bildete. Philipp II. ernannte ihn bei ſeiner Rückkehr nach Spanien, bloß auf das Gerücht ſeines Rufs, zu ſeinem Hofmaler. Er arbeitete nun für das Kloſter und die Kirche im Eskurial. Man nennt ihn gewöhnlich nur den ſpaniſchen Tizian. Als Taubſtummer wußte er ſich doch durch Zeichen ſehr verſtändlich zu machen. Er ſtarb zu Segovia. Lope de Vega hat ſein Lob beſungen.

Ferne, ſ. Perſpektive.

Ferney, ein franzöſiſches Dorf an der ſchweizeriſchen Gränze, zwei franzöſiſche Poſtmeilen von Genf entfernt, berühmt durch den Aufenthalt Voltaire's, wurde in Folge des Lyoner Traktats im J. 1601 nebſt mehrern Dorfſchaften durch den Herzog v. Savoyen an Heinrich IV., gegen das Marquiſat von Salucco vertauſcht. Die Einwohner wurden, da ſie zum Theil Proteſtanten waren, unter Ludwig XIII. ſehr verfolgt, und wanderten im Jahre 1685 größtentheils aus. Voltaire erſtand es im Jahre 1762, und es gelang ihm durch richtig vertheilte Wohlthaten und Vorſchüſſe dieſen Ort in einen blühenden Zuſtand zu verſetzen, wozu die Menge der Fremden viel beitrug. Nach einem 15jährigen Aufenthalt daſelbſt, war es Voltairen gelungen, die Zahl der Einwohner bis auf 1200 zu ſteigern; nach ſeinem Tode jedoch nahm dieſe wieder bedeutend ab, und kann jetzt nur noch wohl zur Hälfte angenommen werden. Das von ihm bewohnte Schloß iſt noch ziemlich in demſelben Zuſtande, wie früher, und ſelten wird ein Reiſender verſäumen, es der Merkwürdigkeit wegen zu beſuchen. Mehrere Uhren-Fabriken, von Voltaire gegründet, beſtehen noch.

Fernow (Carl Ludwig), einer der gründlichſten und geſchmackvollſten deutſchen Kunſtkenner und Kritiker, geb. im Jahr 1763 zu Blumenhagen bei Paſewalk in der Uckermark, von ſehr armen Eltern, zog durch ſeine glücklichen Anlagen die Blicke der Gerichtsherrſchaft auf ſich, und beſtimmte ſie, ihm eine beſſere Erziehung geben zu laſſen. Da er der Schule entwachſen war, kam er bei einem Apotheker in die Lehre, hatte aber das Unglück, im Scherz einen Jägerburſchen zu erſchießen, wurde jedoch durch ſeines Lehrherrn Entſchloſſenheit und Vorgeben, daß das Gewehr von ſelbſt losgegangen ſey, glücklich jeder peinlichen Unterſuchung entzogen. Um den Werbern zu entgehen, begab er ſich nach glücklich überſtandenen Lehrjahren nach Lübeck, lernte dort Carſtens kennen, und übte ſich im Zeichnen und der Dichtkunſt. Dies entfremdete ihn jedoch bald der Apothekerkunſt, und er lebte vom Porträtiren und Zeichnenunterricht nach und nach an mehrern Orten. Mit Baggeſen, den er in Jena kennen lernte, reiſte er nach Italien, und obwohl er bald von ihm verlaſſen wurde, fand er 1794 Andere, die ſich im fremden Lande ſeiner annahmen, und ſo gelang es ihm, an der Quelle die Kunſt zu ſtudiren, und ſeine Kenntniſſe vielfach zu erweitern. Mit einer Römerin verheirathet, kehrte er 1803 nach Deutſchland zurück, ward Profeſſor in Jena, und 1804 Bibliothekar bei der Herzogin Amalia in Weimar. Zu früh für die Wiſſenſchaften ſtarb er an einem unheilbaren Pulsadergeſchwulſt am 4. Dec. 1808. Seine römiſchen Studien; ſeine Gemälde von Rom; die Ausgabe der Werke Winkelmanns und ſeine italieniſche Grammatik, (1804, 2 Bde. 8.) werden ſeinen Namen in Deutſchland erhalten. „Fernow, ſagt Böttiger, iſt zwar ſchon mitten in der Vorbereitung zu dem, was ihm hohen Ruhm bringen ſollte, abgemäht worden, und es läßt ſich nun kein ſtehendes Hauptwerk von ihm

aufführen. Die ſtrenge Göttin mit dem clavo traball, die Heb- und Säugamme ſo vieler Schnellgeburten, übte auch an ihm ihr Machtgebot. Denn Manches erſchien jetzt ſchon als Ganzes, was in ſeinem Plane nur ein ſehr kleiner Theil eines Ganzen war. Dennoch ſind auch die Erſtlingsgaben ſeiner grammatiſchen und äſthetiſchen Forſchungen ſo vollendet und gereift, daß ihnen in jeder Bücherſammlung jedes Freundes der redenden und bildenden Künſte, der kein Götzendiener iſt, der Ehrenplatz nie verweigert werden wird. Alle ſeine Schriften zeichnen ſich durch lichtvolle Anordnung und eine bewundernswürdige Klarheit des Ausdrucks aus, die einen, durch die ſchönſten Muſter guter Schreibart gebildeten, Geſchmack, und eine, durch das Studium der kritiſchen Philoſophie geſchärfte, Urtheilskraft beweiſen. Er verſtand ſich ſelbſt vollkommen, und wird daher auch Andern ſtets verſtändlich ſeyn: die ſicherſte Gewähr, daß er auch ſpäter noch geleſen werden wird, welches vielen jetzt bewunderten Meteoren im Fache der neueſten Aeſthetik und Kunſtkritik ſchwerlich zu verbürgen ſeyn dürfte." Johanne Schoppenhauer hat ſein Leben beſchrieben.

Fernrohr, welches bekanntlich dazu dienet, entfernte Gegenſtände unter hinlänglich großem Sehewinkel und deutlicher als mit bloßem Auge wahrnehmen zu können, iſt entweder aus Gläſern allein zuſammengeſetzt, in welchem Falle das Fernrohr ein dioptriſches oder ein Tubus genannt wird, oder es beſtehet aus Gläſern und Spiegeln. Ein Fernrohr der Art wird ein katoptriſches, ein Reflector, ein Spiegelteleſcop genannt. Der Raum, den man durch ein Fernrohr überſehen kann, wird das Geſichtsfeld genannt. Das Glas oder der Spiegel, der das Licht unmittelbar von dem Gegenſtand empfängt, wird das Objectivglas, der Objectivſpiegel, genannt. Die übrigen Gläſer heißen Augengläſer (Ocularglaſer). Von dioptriſchen Fernröhren giebt es dreierlei Arten. 1) Das holländiſche oder Galileiſche. Dieſes beſtehet aus zwei Glaslinſen. Das Ocularglas iſt concav, das Objectivglas convex. Die Entfernung des Zerſtreuungspunkts vom Ocularglaſe muß in dieſem Rohr viel kleiner ſeyn, als die Brennweite des Objectivglaſes, und je mehr dieſes Statt hat, deſto ſtärker fällt die Vergrößerung aus. So viel Mal nämlich die Zerſtreuungsweite des Oculars in der Brennweite des Objectivs enthalten iſt, ſo viel Mal vergrößert erſcheint der Durchmeſſer der Gegenſtände. Beide Gläſer ſtehen im Rohr ungefähr um den Unterſchied ihrer Brennweiten von einander ab. Dieſes Rohr zeigt zwar die Gegenſtände in ihren natürlichen Stellungen, wird aber doch, ſeines kleinen Geſichtsfelds wegen, gegenwärtig nur noch zu Taſchenperſpectiven gebraucht. Ein holländiſcher Brillenmacher, Janſen, ſoll am Ende des 16. Jahrhunderts es erfunden haben. Der berühmte Galilei, der davon hörte, aber das Rohr nicht kannte, erfand es durch Nachdenken zum zweiten Mal. 2) Das Kepler'ſche oder aſtronomiſche. Dieſes, von Kepler angegebene Fernrohr, hat ebenfalls nur zwei Gläſer, allein beide, das Ocular, ſowohl wie das Objectiv, ſind convex, nur iſt die Brennweite von dieſem größer, als ſie von jenem iſt. So viel Mal die größere Brennweite in der kleineren enthalten iſt, ſo viel beträgt die Vergrößerung. Beide Gläſer ſtehen im Rohr ſo weit aus einander, als die Summe ihrer Brennweiten beträgt. Dieſes Rohr, welches, ſeiner ſtarken Vergrößerung wegen, bei aſtronomiſchen Beobachtungen gute Dienſte leiſtet, iſt aber, weil es die Gegenſtände verkehrt abbildet, zu Beobachtungen auf der Erde unbequem. 3) Das Erdrohr. Dieſes beſtehet aus vier convexen Gläſern, wodurch bewirkt wird, das die Gegenſtände in ihrer natürlichen Stellung und Lage erſcheinen. Ein Jeſuit, Rheita, hat es in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zu erſt angegeben. Wegen der vielen Gläſer verlieren aber die Bilder an Lebhaftigkeit. Da die Linſen, deren brechende Flächen

Digitized by Google

nicht parallel ſind, immer auch, wie ein Prisma, das durchgehende Licht in farbige Strahlen zerſpalten, ſo wird dadurch das Bild eines Gegenſtandes, welches durch ein Fernrohr in das Auge gelangt, nicht in ſeinen natürlichen Farben erſcheinen, ſondern allemal mit einem Regenbogenrande umgeben ſeyn, wodurch dann eine bedeutende Undeutlichkeit in der Abbildung, die man die Abweichung wegen der Farbenzerſtreuung nennt, entſtehet. Da übrigens die Linſen ſphäriſch ſind, und ſphäriſche Gläſer keinen eigentl. Brennpunkt, ſondern einen Brennraum haben, ſo liegt hierin eine zweite Quelle von Undeutlichkeit, welche man die Abweichung wegen der Geſtalt des Glaſes nennt. Letztere ſucht man dadurch zu heben, daß man den Rand der Gläſer ſchwarz belegt, welches man eine Blendung nennt. Hieraus entſteht aber wieder ein anderer Nachtheil, indem die Blendungen das Geſichtsfeld verkleinern. Uebrigens heben die Blendungen die Abweichung wegen der Farbenzerſtreuung, welche eine weit größere Quelle der Undeutlichkeit iſt, als die Abweichung wegen der Geſtalt des Glaſes, gar nicht auf. Newton hatte bereits der Abhülfe des Uebels ſein Nachdenken gewidmet; allein er glaubte ſich zuletzt überzeugt, daß hierzu kein Mittel vorhanden ſey. Ein halbes Jahrhundert ſpäter glaubte der ſehr berühmte Mathematiker Leonhard Euler, aus Betrachtungen über den Bau des menſchlichen Auges, Mittel auffinden zu können, wodurch man allerdings dieſem Uebel abhelfen könne. Aus weitläufigen Berechnungen, die er deßhalb anſtellte, glaubte er gefunden zu haben, das es ein Geſetz gebe, vermittelſt welches man aus Glas und Waſſer ein Objectivglas zuſammenſetzen könne, welches ein farbenloſes Bild geben müße. Vergebens gaben ſich aber die geſchickteſten Künſtler alle Mühe, Objectivgläſer nach dieſem Geſetz zu ſchleifen. Endlich wurde ein vortrefflicher engl. Künſtler, Dollond (ſ. d. A.), dadurch, daß Klingenſtjerna, ein ausgezeichneter ſchwed. Mathematiker, in Newtons Geſetzen über die Farbenzerſtreuung Widerſprüche entdeckte, veranlaßt, auf dem Wege der Erfahrung dergleichen Mittel aufzuſuchen, und 1757 gelang es ihm, Objectivgläſer aus Flint- und Kronglas zuſammenzuſetzen, welche gar keine Farbenzerſtreuung mehr gaben. Dieſe Fernröhre, die ihrer Vorzüge wegen bald allgemein in Gebrauch kamen, und in der Folge noch mehr vervollkommnet wurden, nennt man achromatiſche oder farbenloſe, auch Dollondſche (vergl. d. A. Achromatiſch). Newton, in der Meinung, daß die dioptriſchen Fernröhre von dem Fehler der Farbenzerſtreuung nicht befreiet werden können, ſuchte dem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er ſie ganz aufgab, und dagegen das Spiegeltelescop erfand. Auch von dieſem giebt es dreierlei Arten. 1) Das Newtonſche. Der weſentliche Theil dieſes Telescops iſt ein metallner Hohlſpiegel als Objectivſpiegel. Dieſer wirft die Lichtſtrahlen auf einen ebenen Spiegel, der mitten in der Achſe des Seherohrs an einem dünnen Arm befeſtigt iſt, und mit dieſer Achſe einen Winkel von 45 Graden macht. An der Stelle des Rohrs, wohin der ebene Spiegel das aufgefangne Bild reflectirt, iſt das Rohr durchbrochen, und hier wird das Bild durch eine microſcopiſche Linſe betrachtet Da bei der Zurückſtrahlung von Metallſpiegeln keine Farbenzerſtreuung Statt findet, auch die Abweichung wegen der Kugelgeſtalt nur gering iſt, ſo hat ein ſolches Telescop bedeutende Vorzüge gegen ein gewöhnliches Fernrohr, beſonders gegen ein nicht achromatiſches. Weil man aber in dieſes Telescop zur Seite hineinſieht, ſo ſucht man zuerſt den Gegenſtand, den man betrachten will, durch ein Fernrohr, das außerhalb am Telescop angebracht und mit deſſen Achſe parallel iſt, auf. Ein ſolches Fernrohr nennt man einen Sucher oder Finder. 2) Das Caſſegrainſche. Caſſegrain wollte den Sucher vermeiden, und der Abweichung wegen der Kugelgeſtalt begegnen. In letzterer Beziehung nahm er ſtatt des Planſpiegels einen Convexſpiegel. Den Hohlſpiegel durchbohrte er, um das Ocularglas wie bei

einem gewöhnlichen Fernrohr anbringen zu können. Hierdurch kann nun der Sucher wohl erſpart werden, dagegen gehen aber viele Strahlen verloren. Daher dieſes Teleſcop nicht ſehr beliebt wurde. 3) Das Gregoryſche. Gregory vertauſchte den Planſpiegel mit einem zweiten kleinen Hohlſpiegel, der mit dem großen parallel im Rohr ſtehet, und dem er ſeine polirte Fläche zukehrt. Von dieſem kleinen Hohlſpiegel werden die Strahlen, welche von dem größern darauf fallen, durch eine runde Oeffnung, die in dem großen Spiegel gebohrt iſt, auf zwei Converlinſen geworfen, die ſie in das Auge bringen. Auch hier iſt zwar kein Sucher erfoderlich, dagegen gehen aber auch, wie bei dem Caſſegrainſchen viele Strahlen verloren. Das Gregoryſche Teleſcop wurde indeſſen ſehr beliebt, bis endlich in neuerer Zeit der kürzlich verſtorbne berühmte Aſtronom Herſchel wieder zu der Newtonſchen Einrichtung zurückkehrte, jedoch mit der Abänderung, daß das Bild im Hohlſpiegel unmittelbar durch ein converes Ocular betrachtet wird. Herſchels großes Spiegelteleſcop iſt 40 Fuß lang, der Spiegel hat einen Durchmeſſer von 5 Fuß, und wiegt einige tauſend Pfund, läßt ſich aber dennoch ſehr leicht nach allen Richtungen mittelſt künſtlicher Vorrichtungen drehen. Mit dieſem Inſtrument, welches einen Gegenſtand dreitauſendfach zu vergrößern vermag, und ein möglichſt ſtarkes Licht giebt, hat Herſchel jene aſtronomiſche Entdeckungen gemacht, durch die er ſeinen Namen in der Geſchichte der Aſtronomie verherrlichte.

Feronia, eine Göttin der Lateiner, die bald für eine Nymphe, bald für die Gemahlin des Jupiter Anxur gehalten wird. In einem Haine, unweit der Stadt Anxur, hatte ſie einen Tempel, worin die Sklaven in den älteſten Zeiten ihre Freiheit erhielten.

Ferrand de la Cauſſade (Jean Henri Becays), Diviſionsgeneral, geboren den 16. Dec. 1726 zu Montflanquin in Agenois, zeichnete ſich in den Feldzügen 1746 und 1748, ſo wie auch im ſiebenjährigen Kriege aus, und wurde 1792 Maréchal de Camp. In der Schlacht von Jemmapes befehligte er einen Theil des linken Flügels unter Dumouriez; da aber dieſer unzufrieden mit ihm war, wurde er von der Armee zurückgeſchickt, und einige Zeit darauf zum Befehlshaber von Mons ernannt. Ungeachtet er 1793 Valenciennes 87 Tage lang aufs Muthigſte vertheidigte, wurde er doch auf Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes ins Gefängniß geſetzt. Befreit daraus, erhielt er den Oberbefehl über das Lager von Maubeuge, wurde von Neuem angeklagt, als habe er die Treue der Soldaten beſtechen wollen, eingekerkert, und erhielt erſt am 9. Thermidor die Freiheit wieder. Nachher befehligte er unter dem Direktorium in Belgien, wurde nach dem 18. Brumaire (den 19. Nov. 1799) Präfekt im Departement der Niedermaas, zog ſich 1804 nach la Planchette bei Paris zurück, und ſtarb daſelbſt den 28. Nov. 1805. Kurz vor ſeinem Tode gab er ein Précis de la défense de Valenciennes, Paris 1805, heraus.

Ferrara, ehemaliges Herzogthum in Oberitalien, gränzte im N. an das Venetianiſche, im W. an die Herzogthümer Mantua und Mirandola, im S. an das Bologneſiſche und Romagna, und im O. an den venet. Meerbuſen, hatte eine ungeſunde Lage, und zählte über 235.000 Einw. Das Haus Eſte (ſ. d. Art.) hatte ſeit dem 9. Jahrh. über dieſes Land das Vikariat. Als mit Alfons II. 1597 der Mannsſtamm der Hauptlinie dieſes Hauſes erloſch, folgte ihm ſein Vetter Cäſar aus der Nebenlinie; aber Papſt Clemens VII. entriß ihm 1598 Ferrara, und vereinigte es als eröffnetes Lehn mit dem Kirchenſtaate. Die Herzoge von Modena haben ihre Anſprüche darauf nicht wieder geltend machen können. Von 1797—1814 war es vom Kirchenſtaate getrennt, und bildete einen Theil des Königreichs Italien, iſt aber ſeitdem bis auf einen kleinen im Norden des Po liegenden Theile, der an Oeſterreich kam, wieder unter der Herrſchaft des

Digitized by Google

Papſtes, und jetzt eine Delegation. Die Hauptſtadt Ferrara liegt zwiſchen dem Hauptarm des Po und dem Po di Volano, der im Grunde ein Arm des Reno iſt, in einer wenig angebauten, ſumpfigen und ungeſunden Ebene. Dieſe große berühmte Stadt, wo einſt der glänzende Hof des Hauſes Eſte und die größten Dichter und Künſtler Italiens lebten, iſt ſeitdem tief herabgeſunken. Mit dem Glanze des Hofes iſt nicht allein der Wohlſtand und die Bevölkerung der Stadt verſchwunden, ſondern auch die früher üppig angebaute Gegend in Sumpf und Moraſt verwandelt worden. Noch ſtehen ihre 5000 Häuſer, ihre Palläſte, ihre 100 Kirchen, aber die Bevölkerung iſt von 100.000 auf 23.000 herabgeſunken, und Alles verkündigt hier Armuth und Verfall. Der ehemalige Pallaſt der Fürſten von Eſte iſt ein ſtattliches Gebäude, aber ſehr verödet und zum Theil verfallen; die Hauptkirche iſt ſchön, und ſo wie viele andere mit trefflichen Gemälden, beſonders von Benvenuto Tiſi, genannt Garafalo, geſchmückt. Eine 3000 Schritt lange, gerade Straße, strada S. Benedetto, durchſchneidet die Stadt von N. nach S. Man zeigt noch das kleine, beſcheidene Haus, welches Arioſt bewohnte, mit mancherlei von ſeinem Hausgeräthe, welches auf öffentliche Koſten unterhalten wird; auch hat man einen ſchönen Platz nach ihm benannt. Sein Grabmal, ſonſt in der Kirche der Benediktiner, iſt jetzt in einem Saale der öffentlichen Bibliothek aufgeſtellt. Höchſt erſchütternd iſt der Anblick des kleinen, halb unterirdiſchen, mit einem einzigen vergitterten Fenſter verſehenen Gemachs, in einem Hofe des St. Annen-Spitals, worin der undankbare Alfons, der letzte Herzog von Ferrara, den gemüthskranken, edlen Taſſo (ſ. d. Art.) 7 Jahre lang ſchmachten ließ. Auf Bitten vieler Fürſten endlich 1586 entlaſſen, ſtarb er 1595 zu Rom. Die 1391 geſtiftete Univerſität iſt in neueren Zeiten eingegangen, doch enthält die Bibliothek noch merkwürdige Handſchriften, unter andern auch des Arioſt, des Taſſo und des hier gebornen Guarini. Merkwürdig iſt noch das Muſeum, die Akademie, das Theater, mehrere Seidenfabriken ꝛc. Am ſüdweſtlichen Ende der Stadt liegt die ſtarke Citadelle, welche jetzt vertragsmäßig von öſterreichiſchen Truppen beſetzt iſt. — In der Geſchichte der Malerei iſt Ferrara vorzüglich berühmt, durch die vielen und großen Meiſter, welche hier die Kunſt mit den herrlichſten Schöpfungen bereicherten. Einer der älteſten ferraraiſchen Künſtler, von dem man einige Nachricht findet, iſt ein Mönch, Namens Giovanni Alighieri, der um 1180 gelebt haben ſoll. Unter einem Codex des Virgil, der bei den Carmelitern in Ferrara aufbewahrt wurde, findet man außer der Jahrzahl 1198 angemerkt, daß dieſer Alighieri die Miniaturbilder von den vornehmſten Begebenheiten der Aeneide, womit die Handſchrift verziert iſt, verfertigt habe. Um's Jahr 1240 findet man Erwähnung von einem andern Mönch, dem Ciſterzienſer Mattia Seratti, der ebenfalls in Miniatur malte. Coſimo Tura, genannt Cosmé, geboren zu Ferrara 1406, geſt. 1469, hatte eine umgemein fleißige Manier, und vollendete Alles mit der größten Ausführlichkeit, wobei er in der Faltenlegung mit Albrecht Dürer Aehnlichkeit hat. Er arbeitete ſowohl im Großen, als im Kleinen, leiſtete auch viel in der Miniaturmalerei. Giuſeppo Mazzoli, Baſtaruolo genannt, aus Ferrara gebürtig, war ein trefflicher Künſtler, der aber gleichſam von einem unglücklichen Geſtirne verfolgt, beſtändig mit Verdrüßlichkeiten, Krankheiten und Elend zu kämpfen hatte, und 1589 ein tragiſches Ende nahm. Sein Styl ſchwebt zwiſchen dem des Tizian und Correggio. Er hatte eine großartige Zeichnung, und eine vortreffliche Vertreibung der Farben, wobei er an den äußerſten Theilen, zunächſt an den Umriſſen, röthliche Dinten ſo gut zu gebrauchen verſtand, daß das Blut wirklich darin umzulaufen ſchien. Zu den Draperien

Digitized by Google

bediente er ſich reizender Farben, und gab ſeinen ſchillernden Zeugen einen ſolchen Glanz, daß ſie wie mit Gold beſprengt ſcheinen, wie man es bei keinem andern Maler bemerkt. Sein Zögling war Carlo Bononi, ein trefflicher Künſtler, geb. daſelbſt 1569. Nach dem Tode ſeines Meiſters ging er nach Rom, und von da nach Bologna. Hier wurde er ganz von der Manier der Carracci eingenommen, und ſtudirte daher auch, nach ihrem Beiſpiele, in Parma und Venedig die Werke des Correggio und Tizian. Er nimmt unter den ferraraiſchen Malern eine ſehr ausgezeichnete Stelle ein. Die von ihm befolgte Methode, das Beſte von den berühmteſten Meiſtern auszuwählen, und daraus eine Miſchung zu bilden, wobei er das Verfahren der Carracci nachahmte, gedieh bei ihm zu einem unvergleichlich ſchönen Style, worin jedoch der Geſchmack des Correggio vorwaltend iſt. Er war ein gründlicher Zeichner, und verſtand ſich auch auf Architektur und Perſpektive. Bononi ſtarb 1632.

Ferrara (Hippolyt von Eſte, bekannt unter dem Namen des Cardinal von), Sohn Herzogs Alfons und der Lukretia Borgia (ſ. d. Art.), geboren den 23. Auguſt 1509, wurde von ſeinem Vater in der Regierungskunſt unterrichtet, brachte ſeine Jugend am franz. Hofe zu, und genoß das Vertrauen König Franz I., der ihm Sitz und Stimme in ſeinem Staatsrath gab, ihm mehrere Erzbiethümer verlieh, und bewirkte, daß Papſt Paul III. ihn 1538 zum Cardinal ernannte. Heinrich II. ernannte ihn 1552 zum Gouverneur von Siena, welche Stelle er mit großer Weisheit bis 1554 verwaltete. Im Jahr 1561 wohnte er als Legatus a latere dem berühmten Colloquium von Poiſſy bei, und ſtarb zu Rom den 2. Decemb. 1512, betrauert von den Gelehrten, deren Mäcen er war. Mehrere Gebäude in Frankreich, und die reizenden Gärten von Monte Cavallo und Tivoli bezeugen ſeinen Geſchmack. — 2) Anna von, Tochter Herkules II., Herzogs von Ferrara, und von Renata von Frankreich, geboren den 16. Nov. 1531, vermählte ſich 1549 mit Herzog Franz von Guiſe, und theilte ſeine Gefahren in allen Gefechten. Nach Ermordung ihres erſten Sohnes verfolgte ſie deſſen Mörder, Poltrot de Méré, und bewirkte ſeine Hinrichtung. In den bürgerlichen Kriegen, die damals Frankreich zerrütteten, brachte ſie einige Zeit im Kerker der Schlöſſer von Blois und Amboiſe zu. Als ſie im Schloſſe Blois ankam, und dort die Bildſäule Ludwigs XII., ihres mütterlichen Großvaters ſah, rief ſie aus: „O mein Vater, du haſt nicht dieſes Schloß erbauen laſſen, damit die Kinder deiner Tochter darin ihr Leben verſeufzen und umkommen.“

Ferreira (Antonio), von den Literatoren der portugieſiſche Horaz genannt, wurde im Jahr 1528 zu Liſſabon geboren. Seine Eltern, die zu dem angeſehenen Adel gehörten, beſtimmten ihn zum Staats- und Geſchäftsmanne. Auf der Univerſität zu Coimbra, wo er die Rechte ſtudirte, erhielt er die Doktorwürde. Aber mehr, als ſeine juriſtiſchen Studien intereſſirten ihn die Vorträge eines damals berühmten Profeſſors der alten Literatur, der Diego de Teive hieß. Für dieſen Lehrer behielt Ferreira, auch nachdem er die Univerſität verlaſſen, noch immer eine vorzügliche Liebe und Achtung. Aber ſchon auf der Univerſität wirkte das Studium des Horaz und andrer Dichter des Alterthums ganz anders auf ihn, als auf die übrigen Studirenden, die ſich mit der alten Literatur beſchäftigten. Unter dieſen war es Ton, lateiniſche Verſe zu machen, und auf ihre Mutterſprache herabzuſehen. Ferreira wurde ſchon als Jüngling Enthuſiaſt für ſeine Mutterſprache. Er nahm ſich vor, nicht Einen Vers in einer fremden Sprache, nicht einmal in der ſpaniſchen, zu machen; und er blieb ſeinem Entſchluſſe treu. Seine Poeſie ſollte, wie er ſelbſt in der ſchönen Einleitungs- oder Zueignungs-Stanze den Leſern nach ſeinem

Digitized by Google

Herzen ſagt, dieſen Leſern angehören, „in deren reinen Buſen er ſie niederlege. Er ſelbſt ſey zufrieden mit dem einzigen Ruhm, daß man von ihm ſage: Er liebte ſein Vaterland und ſein Volk.“ Aber eben dieſer Patriotismus vereinigte ſich in der Seele Ferreira's auf eine damals ganz ungewöhnliche Art mit einem ähnlichen Enthuſiasmus für die antike, beſonders für die horaziſche Poeſie. Das Beiſpiel, das Saa de Miranda gegeben hatte, wirkte zugleich auf ihn. Er ſtudirte nun auch die italieniſchen Dichter, und lernte von ihnen, claſſiſche Correktheit der Gedanken und der Sprache, nach dem Muſter der Alten, mit einer natürlichen und dem Zeitalter angemeſſenen Poeſie zu verbinden. Die Schönheit der italieniſchen Sylbenmaaße feſſelte ihn ſo, daß er keine andere für tauglich hielt, die Poeſie in ſeiner Mutterſprache mit Würde auftreten zu laſſen. Er machte alſo keine Redondilien, und überhaupt keine Verſe im alten Nationalſtyl. Sein ganzes Streben ging dahin, als claſſiſcher Dichter der portugieſiſchen Poeſie eine neue und nach ſeinem Gefühl edlere Richtung zu geben. Begeiſtert für dieſen Beruf, war er ſo thätig, daß er ſchon auf der Univerſität Verfaſſer des größten Theils der hundert und dreizehn Sonette wurde, die ſich in der Sammlung ſeiner Gedichte erhalten haben. Ob die Dame ſeiner Gedanken, die in dieſen Sonetten die Stelle der Laura Petrarch's vertritt, wirklich exiſtirt hat, laſſen die Literatoren dahin geſtellt ſeyn. Aber nach der fünften ſeiner Elegien leidet es keinen Zweifel, daß ihm eine geliebte Marilia durch den Tod entriſſen wurde. Als Ferreira die erſte Sammlung ſeiner poetiſchen Werke herausgab, war er neun und zwanzig Jahr alt. Indeſſen hielt er auch akademiſche, vermuthlich juriſtiſche Vorleſungen auf der Univerſität zu Coimbra. An ihn ſchloſſen ſich mehrere junge Männer von ähnlichen Talenten, beſonders Andrade Caminha, Jeronymo Cortereal und Diego Bernardes. Alle dieſe und noch andere Dichter jener Zeit bildeten einen ſeltenen Kreis von Schülern und Verehrern um Saa de Miranda. Aber des Univerſitätslebens wurde Ferreira müde. Er ging an den Hof, wurde dort ſehr ausgezeichnet, erhielt das angeſehene Amt eines königlichen Raths in Gnadenſachen bei der Regierung (desembargador da camara de supplicaçaõ) und zugleich die Stelle eines Kammerherrn (fidalgo da casa real). Für die jungen Dichter in Portugal wurde er das Orakel der Kritik. Er ſah noch eine glänzende Laufbahn vor ſich, als er im J. 1569 an der Peſt ſtarb. In der Kirche, wo er begraben liegt, hat man ihm ein Denkmal geſetzt; aber der Stein iſt halb zertrümmert. Seine Poemas lusitanos erſchienen in einer ſchönen Ausgabe zu Liſſabon 1772, 2 Bände 8. Ferreira iſt kein Dichter vom erſten Range, aber ein ſo claſſiſcher Dichter, wie es außer ihm in der portugieſiſchen Literatur keinen, und in der ſpaniſchen nur ein Paar, giebt. Seine Phantaſie war beſchränkt; und auf Originalität ſcheint er ſelbſt keinen Anſpruch gemacht zu haben. Aber eine ſolche Solidität des Geſchmacks, wie Ferreira vom erſten Anfange ſeiner poetiſchen Bildung an zeigte, war damals in Portugal etwas ganz Neues. Ferreira war keinesweges blinder, noch weniger pedantiſcher Nachahmer der Alten und der Italiener. Er war begeiſtert durch das Muſterhafte in der Schönheit der ausländiſchen Dichter, die ſeine Vorbilder wurden; ſein männlicher Verſtand gefiel ſich vorzüglich in der Idee einer Reform der Nationalpoeſie nach ſolchen Vorbildern; und ſein patriotiſches Herz vollendete, was die äſthetiſche Begeiſterung und der Verſtand angefangen hatten. Correktheit der Gedanken ſowohl, als der Sprache, wurde in ſeinen Augen die erſte Bedingung aller poetiſchen Schönheit. Was ſich der Poeſie ſeines Vaterlandes von Orientalismen angehängt hatte, wollte er verdrängen. Das Excentriſche vermied er, wie das Gemeine. An edeln Gedanken war ihm mehr, als an außerordentlichen, gelegen. Vorzüglich aber cultivirte er die

Digitized by Google

poetiſche Kraft, Präciſion und maleriſche Fülle des Ausdrucks, oder was man Poeſie der Sprache nennt, mit einem Talent und einem Verſtande, die ſeiner Diktion die Vollendung der horaziſchen gegeben haben würden, wenn zu der horaziſchen Diktion nicht auch ein philoſophiſcher Lakonismus gehörte, bis zu welchem es überall kein neuerer Dichter, außer dem einzigen Deutſchen Klopſtock, gebracht hat. Ferreira nahm ſich zuerſt unter allen portugieſiſchen Dichtern der poetiſchen Würde ſeiner Mutterſprache an. Er bewies zuerſt durch die That, daß die Weichheit des Klanges und die naive Popularität dieſer Sprache weder dem männlichen Ausdrucke des didaktiſch-poetiſchen Styls, noch dem ſonoren Rhythmus der höheren Poeſie widerſtreiten. In dieſer Hinſicht trennte er ſich ganz von Saa de Miranda. Freilich verlor nun ſeine Poeſie den nationalen Anſtrich, durch die ſich die Poeſie des Miranda vorzüglich auszeichnet. Ferreira's Werke gehören in der portugieſiſchen Poeſie zu denen, die der Ausländer am leichteſten verſteht, wenn er des Lateiniſchen kundig iſt. Die Latinität des Ausdrucks erſtreckt ſich in ihnen bis auf die metriſche Scanſion, in der ſich Ferreira neue Freiheiten nahm. Und ſelbſt der Titel, unter dem er ſeine Werke herausgab, und der ihnen geblieben iſt, klang lateiniſch. Dafür iſt denn Ferreira auch nie ein Lieblingsdichter des großen Publikums in ſeinem Vaterlande geworden; ja es kam, aber erſt im folgenden Jahrhundert, eine Zeit, da man ihn ſogar als einen gelehrten Pedanten auch in der eleganten Welt verſchmähte. Aber die ſpätere Nachwelt hat ihm wieder Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Gerade ſolcher Dichter, wie Ferreira war, bedurfte die Nation, um Geſchmack am männlichen Verſtande in der Poeſie zu bekommen, den ſie nur zu bald wieder verlor, und den ſie ſich erſt in den neuſten Zeiten langſam wieder zu erwerben angefangen hat. Zu den Sonetten blickt das Studium der petrarchiſchen, aber ohne Peinlichkeit und Künſtelei hervor; ſeine dreizehn Oden (Odas) verrathen, daß dem Verfaſſer Horaz als Muſter vorſchwebte; unter ſeinen Elegien iſt die an den Mai ein claſſiſches Meiſterwerk; die Eklogen haben wenig poetiſches Verdienſt; den Epiſteln gebührt der erſte Rang, unter des Dichters Werken; in den Epigrammen ſchimmert der antike, einem Auſonius nachgebildete Styl durch, und die Erzählung verräth, daß dieſes nicht das Element unſers Dichters war. Auch in die dramatiſche Poeſie der Portugieſen wollte er einen claſſiſchen Styl einführen, der ſich dem antiken nähern ſollte. Seine Ines de Caſtro, ein Trauerſpiel, und zwei im Geiſte des Saa de Miranda gearbeitete Luſtſpiele, Briſto (Comedia do Bristo) und der Eiferſüchtige (Comedia do Closo), zeugen davon.

Ferreras (Juan de), ein klaſſiſcher Geſchichtforſcher Spaniens, geb. 1652 zu Labaueza, ſtudirte anfangs im Jeſuitenkollegium Montfort de Lemos, dann bei den Dominikanern die höhern Wiſſenſchaften, und bezog 1671 die Univerſität Salamanca, wo er ſeine Studien vollendete, und Prieſter wurde. Als Pfarrer zu Alvares zeichnete er ſich als Kanzelredner und durch fortdauernde Liebe zu den Wiſſenſchaften vorzüglich aus, daher er ſich die Freundſchaft des Marquis de Mendoza erwarb, in deſſen Umgang er nicht allein an Kenntniſſen gewann, ſondern auch die tiefgehende Forſchungsgabe des Geſchichtſchreibers in vorzüglichem Grade ausbildete. Durch ſeinen 1696 erſchienenen Curſus der Theologie erntete er den ungetheilteſten Beifall. Ferreras ſtieg nun von einer Ehrenſtelle zur andern, erhielt 1710 die Würde eines Beiſitzers des Inquiſitionstribunals, 1713 die eines Mitglieds der Madrider Akademie, und wurde 1715 zum königlichen Bibliothekar ernannt. Als ſolcher arbeitete er aufs Thätigſte an ſeiner Geſchichte Spaniens, bis ihn 1735 der Tod überraſchte. Die Zahl ſeiner hinterlaſſenen Werke beläuft ſich an 40, und unter dieſen iſt das be-

Digitized by Google

rühmteſte ſeine: Synopsis historica cronologica da Espanna (Madrid 1700—27, 16 Bde.), welche vom erſten Urſprung der ſpaniſchen Völkerſchaften beginnt, bis zum Ende der Regierung Philipps II. (1598) reicht, und in der deutſchen Ueberſetzung bis 1648 fortgeſetzt wurde. Ferreras hat ſich in dieſem Werke ein herrliches Denkmal ſeines Namens geſetzt; es iſt aus authentiſchen Quellen geſchöpft, und mit unbefangener Wahrheitsliebe in einem reinen, körnigten, wenn auch nicht immer lebhaft und eleganten, Style geſchrieben.

Ferri (Ciro), Maler und Bildhauer, geb. zu Rom 1634, ſtarb daſelbſt 1689, war ein Schüler des P. Berettini, und malte die von dieſem angefangenen Gemälde in der Peterskirche aus. In Dresden befindet ſich von ihm der Tod der Dido. — 2) Girolamo, Profeſſor der Beredſamkeit und Alterthümer zu Ferrara, ſeiner Geburtsſtadt, ſtarb daſelbſt den 27ſten Juli 1736, 73 Jahre alt, und hinterließ eine große Anzahl lateiniſcher und italieniſcher Gedichte.

Ferro, die weſtlichſte und kleinſte der kanariſchen Inſeln, mit 4200 Einw., gutem Wein, Honig und Wachs zur Ausfuhr ꝛc. Aus den vielen hier getrockneten Feigen macht man einen ziemlich guten Branntwein. Durch dieſe Inſel zog man ſeit 1634 den erſten Mittagszirkel. Der Meridian des Obſervatoriums zu Paris iſt 20° oſtwärts von dem durch Ferro. Die Engländer rechnen von ihrer Sternwarte zu Greenwich 13° 40′ öſtlich von Ferro; die Spanier von Teneriffa 1° öſtlicher.

Ferrol in der Provinz Galizien in Spanien auf einer Landſpitze an der Oſtſeite eines kleinen tief eingehenden Buſens, einer der vorzüglichſten Seeplätze Europa's, und einer der größten, beſten und feſteſten Kriegshäfen der pyrenäiſchen Halbinſel. Die ganze Stadt iſt mit regelmäßigen geſchloſſenen Werken umgeben, und außerhalb derſelben gegen die Landſeite noch durch die beiden Forts San Felipe und della Palma geſichert, welche jede Annäherung längs der Küſte von la Corunna her verwehren. An der Mündung des Hafens und auf den Hafendämmen ſind mehrere Batterien von ſchwerem Geſchütz. Der felſige Boden um die Feſtung macht jede regelmäßige Belagerung ſehr ſchwierig. Am Hafen ſind weitläufige Gebäude, Schiffbauplätze und große Vorräthe zum Bau und zur Ausrüſtung von Kriegs- und Handels-Schiffen. Die Stadt hat ein Hoſpital für Seeleute, Seekadetten-Akademie, mathematiſche, nautiſche und Piloten-Schule, mehrere Fabriken und Manufakturen, ſehr ausgebreiteter Handel, und über 20.000 Einwohner.

Ferrucci (Francesco), genannt Del Tadda, Bildhauer, aus Fieſole gebürtig, ſtarb zu Florenz 1585, arbeitete nur in Porphyr, ſoll das Geheimniß, dem Stahl durch Löſchen eine ſolche Härte zu geben, daß man damit ſelbſt die härteſten Dinge durchbohren kann, erfunden haben. Florenz beſitzt mehrere Kunſtwerke von ihm, z. B. das Baſſin des Springbrunnens vor dem Pallaſte Pitti, die Statue des Großherzogs Cosmo u. a. m.

Ferſen (Axel, Graf von), Feldmarſchall und Senator, ſtammte von einer alten Familie Lieflands, die ſich unter der Regierung der Königin Chriſtine, Carls X. und XI. ausgezeichnet hatte. Er diente anfangs im franz. Heere, wurde daſelbſt Maréchal de Camp, und zeichnete ſich auf gleiche Weiſe nachher im ſchwediſchen Dienſte vortheilhaft aus. Er kommandirte in Pommern, und wurde dreimal Reichsmarſchall. Bei einer 1756 zu Gunſten des Hofs entdeckten Verſchwörung führte er in der niedergeſetzten Commiſſion, welche den Grafen Brahe, den Baron Horn und den Hauptmann Puke zum Tode verdammte, das Wort, legte aber ſeine Stelle nieder, als er ſahe, daß ſeine Verſuche, die Partei des Volks und des Königs zu bekämpfen, unnütz waren. Zwar verſuchte er noch ſpäter in

Digitized by Google

den Reichsverſammlungen von 1778, 86 und 89 eine Oppoſitionspartei zu bilden, wurde aber eben deßhalb während der letzten verhaftet, und erhielt, als Guſtav III. dadurch mehrere Vorrechte erlangt hatte, ſeine Freiheit wieder, um Zeuge des Triumphs dieſes Königs zu ſeyn. Er verdankte ſeinen Einfluß vorzüglich ſeinen Rednertalenten, und ſtarb zu Ende des 18. Jahrhunderts. — 2) Axel von, Sohn des Vorigen, geboren zu Stockholm 1750, trat in franz. Kriegsdienſte, und wohnte als Obriſter dem amerikaniſchen Kriege bei, durchreiſte dann England und Italien, und war während der Revolution ein treuer Anhänger der königl. Familie, die er ſelbſt auf ihrer Flucht begleitete. Nach Schweden zurückkehrend, ernannte ihn der König zum Großmeiſter ſeines Hauſes und Kanzler der Univerſität Upſala. Er fiel als ein Opfer der Gährung, welche zu Stockholm nach dem Tode des Kronprinzen Carl Auguſt von Auguſtenburg ausbrach, an der Spitze des Leichenzugs, weil man ihn in Verdacht hatte, als ſey er Urſach des plötzlichen Todes dieſes Prinzen.

Feryd=Eddyn=Atthar, ein berühmter perſiſcher Dichter, geb. zu Khoraſan 1226 (613 d. H.), verlebte den größten Theil ſeines Lebens in Abgeſchiedenheit, und verlor daſſelbe beim Einfall der Mongolen. Seine ſämmtlichen Gedichte betragen über 40.000 Verſe; die vorzüglichſten ſind: Pend-Nameh (eine moraliſche Abhandlung, von Sylveſter de Sacy im 2. Bd. der Mines de l'Orient überſetzt); Asrar-Nameh (das Buch von den Geheimniſſen); Bulbul-Nameh (Buch von der Nachtigall); Tesker el Elavlya (Leben der Heiligen).

Fes wird die fünfte diatoniſch=chromatiſche Saite, die gewöhnlich mit c bezeichnet wird, in dem Falle genannt, wenn der Ton f durch das Erniedrigungszeichen b um einen halben Ton tiefer genommen wird.

Fescenniniſche Verſe, eine Art Verſe, die von der Stadt Fescennia in Etrurien, wo ſie zuerſt gebräuchlich waren, ihren Namen, und kein ordentliches Sylbenmaaß, ſondern einen bloßen Rhythmus hat. Urſprünglich wurden ſie bei den Feſten der Ceres und des Bakchus in den poetiſchen Wettſtreiten gebraucht, und weil in dieſen ſowohl ſatyriſche als equivoque, oder ſchmutzige Einfälle ſehr gewöhnlich waren, nannte man ſpäterhin alle Verſe ſolchen Inhalts fescenniniſche, beſonders diejenigen, welche auf ein neu verehelichtes Paar gemacht wurden. Vergl. Brautpaar.

Feſch (Johann Rudolph), ein geſchickter Ingenieur, aus Baſel gebürtig, ſtieg in königl. polniſchen und churfürſtlich ſächſ. Dienſten bis zum Oberſten, und ſtarb zu Dresden 1751, einige Werke über Kriegsbaukunſt hinterlaſſend, und eine Geſchichte des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs von 1740—48, Dresden 1787, 7 Bde. 8. — 2) Remigius, Juriſt und Alterthumsforſcher, geb. zu Baſel 1595, lehrte die Rechtswiſſenſchaft daſelbſt, und legte die noch jetzt ſeinen Namen führende Bibliothek, das Münz= und Kunſtkabinet daſelbſt an. Er ſtarb den 1. März 1667. — 3) Sebaſtian, des Vorigen Bruderſohn, Juriſt und Alterthumsforſcher, geb. zu Baſel 1647, durchreiſte, aus Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten, Frankreich, England, Holland und Italien, lehrte nach ſeiner Rückkehr die Rechte zu Baſel, bekleidete dann mehrere Staatsämter, und ſtarb den 27. Mai 1712. Er hinterließ mehrere ſchätzbare Werke, unter denen folgende die wichtigſten ſind: de Insignibus eorumque jure; de Nummis Graecis Imperatorum Romanorum; Manipulum quaestionum juris illustrium; Memoria posthuma etc. Brandmulleri Icti Basil.

Feß, ſ. Fez.

Feſele, oder Fezele (Martin), ein Schüler von Albrecht Dürer, blühte um 1530, und hinterließ unter andern 2 Gemälde, die in die Gallerie zu Schleißheim gekommen ſind. Das letztere, was die todte Cle=

Digitized by Google

lia vorſtellt, wurde ſpäter der Gallerie zu München einverleibt. Dieſer Künſtler hielt ſich längere Zeit am Hofe des Herzogs von Baiern, Wilhelm IV., auf. Die baierischen Gallerien beſitzen von ihm 2 Belagerungsſtücke alter Art, auf Holz gemalt. Das erſte Gemälde ſtellt die Belagerung der Stadt Alexia, und das zweite die Belagerung der Stadt Rom unter Porſenna, dem Könige der Etrurier, vor. Ferner befindet ſich daſelbſt ein Gemälde von dieſem Meiſter auf Holz, wie die aus dem Lager des Porſenna ſich gerettete Clelia mit ihrem Gefolge vor dem römiſchen Conſul erſcheint.

Feſte, A) bewegliche, ſind ſolche, welche, von aſtronomiſchen Berechnungen abhängig, nicht in jedem Jahre auf dieſelben Tage fallen. Das vornehmſte derſelben iſt Oſtern, welches die übrigen, wie den Palmſonntag, das Himmelfahrtsfeſt, Pfingſten u. a. beſtimmt. — B) Unbewegliche, ſolche, welche jedesmal an demſelben Tage gefeiert werden. Die wichtigſten ſind: Weihnachten, das Feſt der Beſchneidung, Epiphanias, Lichtmeß oder Mariä Reinigung, Mariä Verkündigung, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, und die ſogenannten Apoſteltage.

Feſtigkeit des Karakters iſt Beharrlichkeit bei den angenommenen Grundſätzen. Man ſagt ſowohl von guten als böſen Karakteren, daß ſie feſt ſind, wenn ſie unter allen Umſtänden ihren angenommenen Principien treu bleiben, z. B. von Verbrechern, die weder durch Strafen, noch durch verheißene Belohnungen dahin gebracht werden konnten, ein freies Geſtändniß ihrer Bosheiten abzulegen, oder ihre Mitſchuldigen anzugeben.

Feſton heißen in der Malerei, Baukunſt und Bildhauerei, Verzierungen von Laubwerk, Blumen und Früchten, auch wohl allegoriſchen oder ſinnbildlichen Dingen, welche in Form der Kränze oder halben Kränze gewunden und aufgehangen erſcheinen. Man nennt es auch Blumen-Schnur, Frucht-Kranz, Frucht-Schnur, Laubſchnur.

Feſtſpiele, Volksfeſte. — Soll der einzelne Menſch nicht in der Alltäglichkeit des Geſchäftslebens untergehen, ſo muß er Feſttage haben, die ihn über das Gewöhnliche erheben und ihn für eine höhere, freiere Lebensanſicht empfänglich machen. Darum läßt ſich das häusliche Leben ſo ungern die frohen Tage nehmen, die es unter verſchiedenen Namen, als Wiegen-, Namens-, Hochzeit-, Kindtaufsfeſte ꝛc. feiert, und die, den gewohnten Gang des Alltagtreibens unterbrechend, ſich wie Blumen in den dürren Kranz des Lebens flechten. Aber nicht bloß der Einzelne, auch ganze Gemeinheiten fodern ihre Feſt- und Freudentage. Dörfer, Flecken und Städte haben ihre Kirchweihen, Jahrmärkte, Königsſchießen ꝛc., damit im Klange gemeinſamer Freude der Einzelne ſeiner Einzelnheit vergeſſe, und ſich als Glied ſeiner Gemeinde erkenne und achte. Auch ein ganzes Volk kann nur alsdann gedeihen, wenn es ſich als Ganzes begreifen und lieben lernt. Darum haben die weiſeſten Geſetzgeber Volksfeſte und Volksſpiele angeordnet, nicht bloß, um, wie Seneca ſagt, „die Menſchen zur Freude zu zwingen, und an die Stelle der Laſten eines arbeitvollen Lebens von Zeit zu Zeit eine nothwendige Erholung treten zu laſſen,“ ſondern um in ihnen den volksthümlichen Sinn zu erwecken und zu nähren, und um ſie durch gemeinſame Freude auch zu gemeinſamen Streben für alles Gute, Schöne und Große anzuregen. Solche Volksfeſte, vorzüglich wenn ſie in das Leben des Volks ſelbſt eingreifen, und auf daſſelbe ſich gründen durch Hinweiſung auf die Thaten der Altvordern, veredeln das Leben, erhöhen den Volksſinn, und geben Gelegenheit, Staat und Kirche zu gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit für das allgemeine Beſte in Thätigkeit zu ſetzen. Die Volksfeſte der Alten waren religiös; die unſrigen müſſen es auch ſeyn. Der dreifache Zweck, den die Alten bei ihren Feſtſpielen hatten: Verehrung der Götter, Belebung des volksthümlichen Sinnes,

Digitized by Google

Kräftigung des Körpers und Gemüths, muß auch die Anordnung der unſrigen leiten. — Die frohen, lebensluſtigen Griechen hatten viele ſolcher Volksfeſte und Volksſpiele. Am bekannteſten ſind unter den letzteren die olympiſchen, welche bei Olympia in der Landſchaft Elis alle 4 Jahre dem Jupiter zu Ehren gefeiert wurden, und deren Urſprung in die ältern Zeiten zurück fällt. Sie veranlaßten um das Jahr 776 v. Chr. die Zeitrechnung nach Olympiaden. Die pythiſchen wurden ebenfalls im 5ten Jahre zu Ehren des pythiſchen Apollo bei Delphi gefeiert; die iſthmiſchen auf dem Iſthmus oder der Landenge von Korinth dem Neptun zu Ehren, und die nemeiſchen bei Nemea in Argolis, beide jedes Mal im 3ten Jahre. Ringen, Wettrennen, Fauſtkampf, Diskuswerfen und Springen machten den fünffachen Kampf, das Pentathlon (quinquertium), in dieſen Spielen aus, die nicht bloß als Veranlaſſung zu mannichfachen körperlichen Uebungen, ſondern vor allem als Einigungsmittel für die getrennten griechiſchen Völkerſchaften von der größten Wichtigkeit waren. — Unter den Römern, denen es auch an feierlichen, zum Theil ſehr glänzenden und koſtbaren Spielen nicht fehlte, wurden dieſelben bald zu verderblichen Mitteln in den Händen herrſchſüchtiger Imperatoren. — Beherzigungswerthe Vorſchläge zur Anordnung allgemeiner deutſcher Volksfeſte finden ſich in Fr. Ludw. Jahns deutſchem Volksthum.

Feſtung, ein verſchanzter Ort, wo ſich eine geringe Mannſchaft gegen eine überlegene Zahl von Feinden vertheidigen kann. Um dies zu bewerkſtelligen ſchützt ſich die Beſatzung durch Wall und Graben gegen die Schuß- und Stoßwaffen der Belagerer. Der Wall bildet eine Bruſtwehr, um Stadt und Beſatzung gegen das feindliche Geſchütz ſoviel wie möglich ſicher zu ſtellen, und durch den Wall ſoll die Annäherung des Feindes verhindert werden. Der Wall beträgt gewöhnlich nicht unter 12 und nicht über 24 Fuß Höhe, und 50 bis 80 Fuß Dicke. Der Graben beſchränkt ſich auf 12 bis 24 Fuß Tiefe, und 60 bis 120 Fuß Breite, und iſt entweder trocken oder mit Waſſer gefüllt. Wall und Graben, welche bald einwärts und bald auswärts gebrochen werden, umziehen die ganze Feſtung. Den Vorſprüngen, welche, wenn ſie nochmals rückwärts gebrochen ſind, und welche von dieſem Umriſſe gebildet ſind, ertheilt man den Namen Baſtionen, und die Feſtung ſelbſt heißt eine Baſtionirte. Derjenige Theil der Baſtionen welcher dem Feinde zugekehrt iſt, nennt man Facen, die der Feſtung näher gelegenen, Flanken. Das in der Mitte von zwei Baſtionen liegende Stück Wall heißt die Courtine oder der Mittelwall. Die Entfernung der Spitzen der Baſtionen von einander beträgt gewöhnlich 90 Ruthen; die Facen pflegen 30°, die Flanken 10—14° lang gemacht zu werden. Bei regelmäßig aufgeführten Feſtungen ſtößt man zwiſchen zwei Baſtionen auf einen Ravelin (halben Mond), welcher aus einem flaſchenförmigen Werke beſteht, und einen Graben vor ſich hat. Gleich der Contregarde rechnet man das Ravelin zu den Außenwerken, welche durch ein 24 — 30° breiten Gang umſchloſſen werden, der durch das Glacis, eine allmählig ſich ins Feld verlaufende Bruſtwehr, gegen das feindliche Geſchütz gedeckt iſt. Vor dem Glacis bemerkt man erſt noch andere Außenwerke. Sie hängen durch ein rückwärts gehendes Stück Wall, der Flügel des Werks genannt, wenigſtens mit dem bedeckten Wege des Platzes zuſammen. Die ſogenannten detachirten Werke ſind eine andere Gattung davon und liegen iſolirt, auf irgend einem wichtigen Punkte, oft in geraumer Entfernung vom Glacis. Ihre Beſtandtheile ſind aus Redouten, Fleſchen, Sternſchanzen und ähnlichen Werken zuſammengeſetzt. Man bedient ſich ihrer, um beſonders wichtige Punkte in der Gewalt der Feſtung zu erhalten. Um nun zu verhüten, daß die einſchlagenden Bomben die Beſatzung nicht in kurzer Zeit tödten oder vertreiben, hat man bombenfeſte Bedeckungen er-

Digitized by Google

funden, unter denen die Montalembertiſchen Thürme die vorzüglichſten ſind. Zu gleicher Zeit kam der Plan in Anregung, um mehreren nicht unbedeutenden Fehlern der baſtionirten Form abzuhelfen, den Umriß der Plätze nicht mehr aus Baſtionen und Courtinen, ſondern aus lauter aus- und eingehenden Winkeln beſtehen zu laſſen, ſo daß letztere immer rechte Winkel, und erſtere nicht ſpitzigere, als 60° bilden ſollten. Dieſe Einrichtung, tenaillirtes Syſtem genannt, hat große Vorzüge. Außer baſtionirten und tenaillirten Plätzen unterſcheidet man auch noch natürliche und künſtliche Feſtungen. Die der erſtern Gattung ſind ſolche, welche ſchon durch die Lage des Ortes ſelbſt, unwegſamen Boden, ſteile Felſen, von der Natur geſichert ſind, die der letztern müſſen aber an allen Punkten durch künſtliche Vorrichtungen in Vertheidigungszuſtand geſetzt werden. Die Eintheilung der Feſtungen in reguläre und irreguläre, beſteht darin, daß bei den erſteren alle gleichnamigen Winkel und Seiten, ohne Rückſicht auf die Lokalverhältniſſe, gleich groß ſind; bei den letzteren aber die Lage der Werke den Umſtänden angepaßt wird. Die erfoderliche Beſatzung einer Feſtung wird nach den nöthigen Angriffspunkten beſtimmt. Kleine Feſtungen, die nur einen Angriffspunkt zu beſetzen haben, bedürfen nur 5 bis 6000 Mann zur Beſatzung. Iſt hingegen ein doppelter Angriff möglich, ſo kann man die Beſatzung einer Feſtung von 10.000 Mann bis 20.000 erhöhen, beſonders wenn der befeſtigte Platz viel detaſchirte Werke hat. Die Quantität der Lebensmittel und die Größe der Artillerie richtet ſich nach dem Verhältniß der Beſatzung. Man bedient ſich der Feſtungen zur Aufbewahrung von Vorräthen, Archiven und Schätzen, zur Deckung von Stromübergängen und der Schifffahrt, zur Deckung der Gebirgspäſſe, zum Anlehnungspunkte feſter Stellungen, zum Sammelplatze geſchlagener Heere, zur Grundlage kriegeriſcher Unternehmungen, vorzüglich aber zu Strebepfeilern, an welchen ſich die Kräfte des andringenden feindlichen Heeres brechen ſollen, während dem die diesſeitigen Truppen hinter dieſer Schutzmauer die Vorbereitungen zur Fortſetzung des Krieges machen. Der Nutzen der Feſtungen iſt in neuern Zeiten ſehr in Zweifel gezogen worden. Aber der ſchnelle Fall der Feſtungen 1806, durch Ueberlegenheit des Angriffs, Feigheit der Commandanten, oder allzugeringe Anzahl der Vertheidiger herbeigeführt, beweiſt nichts gegen den hohen Werth der Feſtungen, welche durch die Geſchichte der Belagerung der italieniſchen, ſpaniſchen u. a. feſten Plätze ganz außer Zweifel geſetzt wurde. (Vergl. die Art. Ausrüſtung des Belagerungs-Trains zum Angriff einer Feſtung, und: Bewaffnung einer Feſtung.) — In den älteſten Zeiten bauete man anfänglich bei verſchiedenen Völkern die Städte wo möglich auf Anhöhen, Felſen, oder hohen Bergen, um den Belagerern den Zugang zu erſchweren. Bei Feſtungen, die ſchon in einer Ebene angebauet waren, ſuchte man das Anrücken des Feindes an die Mauern dadurch abzuhalten, daß man erſt dieſelbe von außen her, mit einem tiefen Graben umzog; ferner mit der Mauer, die oben eine Bruſtwehr mit Einſchnitten, oder einen Kranz hatte, hinter dem die Soldaten bis an die Bruſt bedeckt ſtanden, die Wachtthürme verband, welche ſonſt ſchon einzeln ſtatt der Feſtungen gedient hatten. Auch bauete man die Mauern nicht immer gerade, ſondern zuweilen in Krümmungen oder Zickzacks, welcher Kunſtgriff für eine Erfindung der Römer gehalten wird. Auf ſolche Art war die dritte Mauer zu Jeruſalem gebauet. — Proetus, der 1379 Jahr v. Chr. Geb. lebte, befeſtigte Tyrinthus mit Mauern. Cekrops, der 1582 vor Chr. Geb. in Attica landete, bauete auf einer Anhöhe eine Feſtung, wo man nachmals den Tempel der Minerva aufführte. Roms erſte Mauer beſtand aus Holz und Erde. Priskus Tarquinius (3379) ließ erſt ſteinerne aufführen. Servius Tullius führte (3407) auch Graben um die Mauer von Rom (ſ. Zwinger). In

Digitized by Google

Deutſchland entſtanden die erſten Feſtungen durch die Römer. Druſus, ein Stiefſohn des Kaiſers Auguſtus, legte deren mehr als 50 an den Ufern des Rheins an, in den innern Theilen Deutſchlands wurden aber die Städte erſt unter K. Heinrich dem Vogler, zwiſchen 928 — 934 befeſtigt, wozu die öftern Einfälle der Hunnen Gelegenheit gaben. — Gibraltar wurde zuerſt 1160 von dem mowabidiſchen König Abdulmumin befeſtigt. Die Italiener haben ſich beſonders im Feſtungsbau hervorgethan. Der Kriegsbaumeiſter Hieronymus Marino von Bologna befeſtigte das Schloß Emmery; Giromella legte 1555 die Werke von Spandau an, und der Ritter Paccioto und Urbino legte 1567 die Citadelle von Antwerpen an. Die Werke von Antwerpen hat ein gewiſſer Meiſter Franz im J. 1540 angelegt, und Meiſter Johann befeſtigte Jülich und Düſſeldorf. — Der erſte Deutſche der vom Feſtungsbau ſchrieb, war Albrecht Dürer; er gab ſein Buch 1521 in Fol. heraus; dies Buch (de struendis urbibus), wurde 1535 lat. zu Paris gedruckt, als Frankreich noch keinen eignen Schriftſteller von der Befeſtigungskunſt hatte. Der zweite Deutſche, der ihm hierin nachfolgte, war Rivius, ums Jahr 1582, und der dritte, Daniel Spekle, oder Speklin (geb. zu Straßburg 1536, geſt. 1589). Der franzöſiſche Marſchall Sebaſtian le Prute, Chevalier de Vauban, machte ſeit dem Ende des 17ten Jahrhunderts durch ſeine neue Befeſtigungsmanieren viel Aufſehen; aber Spekle hatte von Allem, wodurch Vauban Aufmerkſamkeit erregte, ſchon geſchrieben, ob er gleich 100 Jahre vor Vauban gelebt hat. Von Carl V. bis zu Ausgang des 16ten Jahrh. war die italieniſche Befeſtigungsart im Gebrauch, die von der niederländiſchen verdrängt wurde. Als die Schwäche dieſer Befeſtigungsart durch die Erfahrung bewieſen ward, und der Graf Pagan 1645 ſchon beſſere Vorſchriften gegeben hatte, ſo trat Vauban 1672 auf, und lehrte die Deutſchen eines Deutſchen Erfindung unter franz. Namen kennen. — Runde Feſtungen ſind zwar bis jetzt noch nirgends ausgeführt worden, ſcheinen aber, beſonders wie ſie von Montalembert vorgeſchlagen ſind, mancherlei Vortheile zu haben, da der Kreis den größten Raum einſchließt und zugleich das meiſte Feuer gegen einen Punkt vereinigt. Denn hierdurch iſt es allein möglich die feindlichen Breſchebatterien zu zerſtören, und da der Belagerte nur die Wahl hat, dieſe zu vernichten oder die Feſtung zu übergeben, ſo muß die Ueberlegenheit gegen das feindliche Feuer der Hauptgrundſatz einer Befeſtigungsmanier ſeyn. Nach Montalemberts Vorſchlag hat der Kreis des Umriſſes einen Halbmeſſer von 49 Ruthen, und iſt mit einem ſägeförmigen Mantel von 68 Ruthen Halbmeſſer umgeben. Beide Umriſſe beſtehen nun aus ein = und ausgehenden Winkeln und Gewölben, welche mehrere Stockwerke von Kaſematten über einander haben, ſo daß eine einzige feindliche Breſchbatterie, welche hier höchſtens 21 Kanonen aufnehmen kann, von mehr als 200 Kanonen beſchoſſen wird, da die Schießſcharten eine Seitenrichtung der Geſchütze von 60 bis 75 Grad zulaſſen, und doch ſind ſchon 60 — bis 80 Kanonen völlig hinreichend, die Breſchbatterie von Grund aus zu zerſtören. Schon vor Montalembert waren von verſchiedenen Ingenieuren Befeſtigungsmanieren mit kreisförmigen Umriſſen vorgeſchlagen worden.

Feſtus (Porcius), Prokonſul und Statthalter von Judäa um 61 n. Chr., verhörte zu Cäſarea den Apoſtel Paulus, und ſtarb kurz darauf. — 2) Sextus Pompejus, ein berühmter Grammatiker um 350, lieferte einen Auszug aus des M. Verrius Flaccus Werke de verborum significatione, woraus Paulus Diakonus abermals einen Auszug verfertigte, der faſt allein bekannt war, bis endlich der wahre Auszug des Feſtus in Illyrien entdeckt, und zu Mailand 1471, Fol., zuerſt herausgegeben wurde, und ſpäter von Dacier (Paris 1681 u. Amſterd. 1699, 4.).

Digitized by Google

Fetſa, ſ. Mufti.

Fetiſchismus, Fetiſchdienſt. Fetiſch (vom portug. Fatisso, Zauberklotz, oder von Faticeira, Zauberin) iſt jeder irdiſche lebloſe, oder belebte Gegenſtand, dem der ungebildete Menſch göttliche Verehrung erzeigt; eine Verehrung, die ſich bei dem rohen Sohne der Natur weniger auf einen Begriff von der Gottheit, als auf die jedem ganz unerfahrnen und kindiſchen Menſchen eigenthümliche Neigung gründet, allen Gegenſtänden außer ſich, ſie mögen leblos oder lebendig ſeyn, Leben und Thätigkeit beizulegen. Da der Naturmenſch jede Aeußerung einer Kraft auf ſich bezieht: ſo glaubt er auch, daß jene angenommene Thätigkeit der Geſchöpfe Einfluß auf ſeine Schickſale habe; und er fängt an, denjenigen Gegenſtänden, deren Einfluß ihm am ſtärkſten ſcheint, Verehrung zu erweiſen. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn man den rohen Amerikaner, Mohren oder Aſiaten, Neger und andere Nationen, Steine, Pfeile, künſtliche Figuren und Werkzeuge, Oel, Glieder von Thieren, ſterbende Thiere und andere Dinge dieſer Art anbeten ſieht. Nur dann erſt, wenn ſich die Idee eines Schöpfers aller dieſer Fetiſche, ſo wie aller erſchaffenen Dinge entwickelt, und vom Fetiſchdienſt abſondert, entſteht reinere Gottesverehrung, die jedoch, wegen der Schwierigkeiten des Begriffs von der Einheit Gottes, allemal eher in den Glauben an viele Götter, als an ein einziges Urweſen übergeht.

Fett iſt ein thieriſches Oel, das aber eine ſehr verſchiedene Konſiſtenz hat, ſo iſt z. B. das Fett der Fiſche, das man Thran nennt, ganz flüſſig, das Fett der Vögel ſehr weich und ſchmierig, ſchon feſter iſt das Fett der meiſten Säugthiere, und einiges kömmt in einer ſehr feſten Beſchaffenheit vor, welches man gewöhnlich Talg nennt. In den lebenden thieriſchen Körpern iſt das Fett immer ſehr weich, und dem flüſſigen Zuſtande genähert. Das Fett iſt in kleinen Säcken, die durch das Zellgewebe gebildet werden, enthalten, und nimmt in dieſen die Geſtalt der innern Seitenwände an. Es hat einen faden, ſüßlichen Geruch und Geſchmack, und ein etwas geringeres ſpecifiſches Gewicht, als das Waſſer; die Farbe deſſelben iſt meiſtentheils weiß, doch aber auch bei einigen Thiergattungen mehr oder weniger graulichweiß, gelblich, oder röthlichgelb. Am häufigſten trifft man das Fett unmittelbar unter der Haut an, wo es eine bald mehr, bald weniger dicke Schicht bildet. Es findet ſich auf der Oberfläche der Muskeln, in den Zwiſchenräumen, welche bei denſelben vorkommen, ſo wie zwiſchen den Fleiſchbündeln. Beſonders aber ſammelt es ſich in der Nierengegend an. Uebrigens häuft es ſich bei den verſchiedenen Individuen bald mehr, bald weniger an; wir können uns aber hier nicht darauf einlaſſen, die Umſtände zu detailliren, welche die Bildung des Fettes begünſtigen. Die chemiſche Natur des Fettes iſt erſt in den neuern Zeiten genauer unterſucht worden, die ältern Chemiker hielten das Fett für ein durch eine Säure verdicktes Oel, und ſchon Rhades wollte aus dem Fett eine eigenthümliche Säure erhalten haben, die in der Folge von mehrern Chemikern aufgeſucht wurde. So wie das Fett aus dem thieriſchen Körper erhalten wird, iſt es mit Zellgewebe, lymphatiſchen Gefäßen, Blut und gallertartigem Schleime vermengt, von welchem es bald abgeſondert werden muß, wenn es nicht verderben ſoll. Deſtillirt man das Fett für ſich bei allmählich vermehrtem Feuer, ſo ſteigt leicht ein Theil deſſelben halb zerſetzt über, bildet Oel, Waſſerſtoffgas und eine Säure, und durch wiederholte Deſtillationen kann es gänzlich zerlegt werden. Das Alter verändert das Fett, und zwar um deſto früher und bemerklicher, je mehr zugleich die freie Luft auf daſſelbe wirkt, und je wärmer die Atmoſphäre iſt. Es wird mehr oder weniger gelb, nimmt einen beſondern Geruch und Geſchmack an, den man ranzigt nennt, und zeigt jetzt offenbare Spuren einer Säure; denn wenn man es mit kochendem Waſſer auswäſcht,

Digitized by Google

ſo röthet dieſes die Lackmustinktur, und brauſt mit kohlenſtoffſauren Alkalien auf. Die ätzenden Alkalien löſen die Fette leicht auf, und geben damit wahre chemiſche Verbindungen, die man Seifen nennt, von denen im gemeinen Leben einen ſehr nützlichen Gebrauch gemacht wird.

Fettleibigkeit iſt der Zuſtand des Körpers, in welchem er beträchtlich an Umfang gewonnen hat, und zwar durch ungewöhnliche Anhäufung von Fett im Zellgewebe. Dieſe Urſache unterſcheidet den Zuſtand von der ſogenannten Leibesdicke, bei der der Körper durch die Fülle der Muskeln, die Stärke der Knochen florirt, und eben ſo auch von der Wohlbeleibtheit, die nur einen höchſt geſunden Zuſtand, und zwar jenen bezeichnet, den die Franzoſen ſo glücklich Embonpoint (ſ. d. Art.) nennen. Ueber die Urſachen, die die Fettleibigkeit veranlaſſen, ſind die Aerzte nicht einig. Einige ſchreiben ſie einer zu großen Thätigkeit des Magens zu, der in einigen Stunden eine große Menge Nahrung verdaut, Andre meinen, es ſey ein Uebergewicht im Körper in den Verrichtungen der Leber vorhanden; wieder Andre nehmen anhaltende Ruhe, tiefe Geiſtesapathie u. ſ. w. als Urſache der Fettleibigkeit an. Wenn reichliche Aderläſſe oft wiederholt werden, ſo hat man auch danach den Körper ſehr fett werden geſehen. Der Verluſt irgend eines Gliedes, ganz vorzüglich aber die Caſtration, prädisponiren ſehr merklich zur Fettleibigkeit. Dieſe Erfahrung war ja von ſo wichtigem Einfluß in der Gaſtronomie; denn es iſt bekannt, daß Hühner, Schweine und andere Thiere, durch die Caſtration fett gemacht werden. Ja man hat die Veredlung der Leckmäulerei ſogar bis auf die Caſtration von — Fiſchen ausgedehnt! Samuel Tull, ein engliſcher Fiſcher, verſchnitt zuerſt im Jahre 1642, in Gegenwart von Sachverſtändigen, einige Fiſche, und man hat förmlich gelehrt, wie dieſe wichtige Operation kunſtgemäß zu unternehmen ſey! — Eigentlich bringen wir eine gewiſſe Anlage zur Fettleibigkeit Alle mit zur Welt, und es bedarf nur gewiſſer günſtiger Umſtände, um dieſe Anlage zu entwickeln. Dahin gehören: eine ſehr kräftige Nahrung, reichlicher Genuß von hitzigen, von warmen und ſüßen Getränken, mäßiges Reiten und eine große Seelenruhe. Gewiſſe Handwerke prädisponiren beſonders zur Fettleibigkeit, wie z. B. Brauer, Schlächter, und man hat die Bemerkung gemacht, daß oft Anatomen ſehr dick werden. Der Einfluß des Klima iſt auch in dieſer Hinſicht höchſt wichtig. In heißen, feuchten Ländern neigen die Menſchen ſehr zur Fettleibigkeit, und Prosper Alpinus erzählt, daß das Klima, die häufigen warmen Bäder, der Mißbrauch des Geſchlechtsgenuſſes die Aegyptier ſo fett mache, daß man häufig Männer ſieht, die Brüſte wie Weiberbrüſte haben. Ein ruhiges, eingezogenes, ſorgenfreies Leben macht ſehr leicht fett. Jeder hat einmal übermäßig fette Menſchen geſehen, die von Zeit zu Zeit umher reiſen, und ihre nicht beneidenswerthe Körperbeſchaffenheit Neugierigen zur Schau ſtellen. Eduard Bright wog zu zehn Jahren 144 Pfund, zu zwanzig 365, und ein Jahr vor ſeinem Tode 584 Pfund; dabei war er fünf Fuß neun Zoll groß, und der Umfang ſeines Bauches betrug fünf Fuß elf Zoll, der Arm hatte zwei Fuß zwei Zoll, und das Bein zwei Fuß acht Zoll im Umfange. Marie Clay, eine ſehr arme Frau, die ſechs Kinder geboren hatte, war gleichfalls von ungeheurer Fettleibigkeit. Friederike Ahrens, die ſich vor einigen Jahren noch ſehen ließ, wiegt (20 Jahre alt) 450 Pfund; ſie wog ſchon dreizehn Pfund bei ihrer Geburt, zwei und vierzig im Alter von ſechs Monaten, und 104 Pfund, als ſie 4 Jahre zählte. Ihre Arme haben 1 ½ Fuß im Umfange.

Feudalrecht, Feudalſyſtem, ſ. Lehnrecht und Lehnſyſtem.

Feuer, Flamme. Feuer iſt die Verbindung der Lichtmaterie mit dem freien Wärmeſtoff, und wenn Beides durch das Verbrennen ſichtbar wird:

Digitized by Google

ſo iſts die **Flamme**. Das reinſte Feuer iſt das Sonnenfeuer. Das **Küchenfeuer**, welches durch das Verbrennen entſteht, verbindet ſich mit allerlei andern zugleich bei dem Verbrennen entwickelten Stoffen. Je dichter der Wärmeſtoff zuſammengepreßt wird, wie in den Schmelzöfen, um deſto ſtärker iſt die Glut. Das Verhältniß der Verbindung des Wärmeſtoffs mit dem Lichtſtoffe iſt nicht gleich. Ein Theil des entwickelten Wärmeſtoffs iſt ohne Licht. Am innigſten und ſtärkſten ſind beide im Sonnenfeuer verbunden. Eine ſtarke Entwickelung des Lichtſtoffs in geringer Verbindung mit dem Wärmeſtoff giebt die Phosphoreſſenz, oder das Leuchten ohne Wärme. Die Elektricität ſcheint beſonders fähig zu ſeyn, den Lichtſtoff zu entwickeln.

Feuer (Griechiſches) iſt vom Baumeiſter **Kallinikus** aus Heliopolis, der von dem Kalifen zu den Byzantinern überging, erfunden, und bei der Belagerung Conſtantinopels durch die Araber im Jahr 668 zuerſt angewendet worden. Es war gewiß flüſſig, und ward auf mancherlei Weiſe gebraucht. Bald ward dieſes Feuer angezündet, auf beſonderen Schiffen, die man Brander nennen könnte, zwiſchen die feindliche Flotte gebracht; bald ward es in Töpfen und andern Gefäßen, mit Wurfmaſchinen dem Feinde zugeworfen, bald verſprützten es die Soldaten mit metallenen Handſprützen. Dieſes Feuer, aus einer Miſchung höchſt entzündlicher Materien, worunter Naphtha, Harz, Schwefel, Salpeter ꝛc. waren, beſtehend, brannte auf dem Waſſer fort, und konnte nur mit Urin und Sand gedämpft werden. Es zerplatzte wie unſre Bomben, mit entſetzlicher Gewalt und ſtarkem Knall und Dampf, und ſetzte Alles in Furcht und Schrecken. — Weil dieſe Erfindung ſehr geheim gehalten wurde, fehlt es uns jetzt an beſtimmten Nachrichten über dies griechiſche Feuer. Indeß waren ſchon im 10. Jahrh. die Griechen nicht mehr die einzigen Beſitzer der Kunſt, dieſes Feuer, das Vorbild unſeres Schießpulvers, zu verfertigen. Der Kaiſer **Leo**, der um dieſe Zeit ſein Werk von der Kriegskunſt ſchrieb, verlangte, daß auf den Vordertheilen der Schiffe ſolche Sprützen mit metallenen Bedeckungen angebracht werden ſollten. Der Gebrauch dieſes Feuers hat im Orient wenigſtens bis zum Jahr 1291 gedauert. Neulich ſoll der Freiherr v. **Aretin** in der Münchner Central-Bibliothek eine Abhandlung über das griechiſche Feuer gefunden haben, welche das verloren geglaubte Rezept deſſelben enthält.

Feuerdienſt, Feuerverehrung, ein veredelter Fetiſchismus (ſ. d. Art.), welcher ſich bei den Sabäern in Verehrung des Feuers ausſpricht. S. **Gebern**.

Feuererzeugung (Neue Art von). Herr **Döbereiner** zu Jena hat 1823 die höchſtwichtige Entdeckung gemacht, daß, wenn man Waſſerſtoffgas auf ſtaubförmigen **Platin**, durch eine ſchickliche Vorrichtung ausſtrömen läßt, ſo daß der Strom deſſelben ſich vor der Berührung des Platins, mit atmoſphäriſcher Luft vermiſcht, welches geſchieht, wenn das Ende der Gasleitungsröhre 1 — 2 Zoll hoch von dem Platin entfernt ſteht, ſo wird der Platin faſt augenblicklich **roth- und weißglühend**, und bleibt dies, ſo lange als Waſſerſtoffgas ausſtrömt. Iſt der Gasſtrom ſtark, ſo **entflammt** das Waſſerſtoffgas, beſonders, wenn dies ſchon im Reſervoir mit etwas atmoſphäriſcher Luft vermiſcht worden iſt. So wird durch bloße Einwirkung zweier Körper, wovon der eine der **leichteſte**, und der andere der **ſchwerſte** unter allen bekannten Körpern iſt, **Feuer** erzeugt. Herr **Döbereiner** hat dieſe Entdeckung bereits zur Darſtellung eines neuen Feuerzeugs und einer neuen Lampe benutzt, und ſie wird noch zu weit wichtigern Zwecken benutzt werden.

Feuerkugeln, in der Naturlehre runde und brennbar-ſcheinende Körper, die in der Atmoſphäre erſcheinen, ſchnell entſtehen, eine Zeitlang

leuchten, und dann wieder verſchwinden. Ihre Materie häuft ſich wahrſcheinlich weit über der Erdkugel an, und wird, wenn ſie ſich den Gränzen unſerer Atmoſphäre nähert, durch die Elektricität derſelben entzündet. — Schon Seneca thut eines ſolchen Meteors Erwähnung, das an ſcheinbarer Größe der des Mondes gleich kam. Gaſſendi (geb. 1592, geſt. 1654) gedenkt einer Feuerkugel, die im Durchmeſſer doppelt ſo groß, als der Durchmeſſer des Mondes war. Im Jahr 1686 nahm Kirch eine zu Leipzig wahr, deren Durchmeſſer dem Monddurchmeſſer glich. Im Jahr 1729 wurde eine von Balbi zu Bologna beobachtet, die ſo groß, als der Vollmond ſchien. Beide verbreiteten einen ſo ſtarken Glanz, als die aufgehende Sonne. Aus den zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten angeſtellten Beobachtungen hat man ihre Höhe von der Erdenfläche zwiſchen 16.000 und 20.000 Schritt, und ihren wahren Durchmeſſer 3560 Fuß befunden. Aehnliche Erſcheinungen hat Le Roy zu Paris, Ritterhuſen in Amerika, Chladni in England, u. A. beobachtet. Die Urſache von der Entſtehung der Feuerkugeln hat man bisher noch nicht befriedigend darthun können. Beccaria war 1758 der Erſte, der dieſe Erſcheinung für elektriſchen Urſprungs hielt. Vaſalli und Mehrere ſind ihm beigetreten. Reimarus hat dieſem 1778 widerſprochen. Muſchenbrök nahm ſchweflichte und entzündbare, theils aus Vulkanen, theils aus unterirdiſchen Höhlen beim Erdbeben aufgeſtiegene, und vom Winde zuſammengetriebene Dünſte zu ihrer Entſtehung an. Van Herbert (1779) und Toaldo (1789) halten ſie für Entzündungen von brennbarer Luft, und Hartſoeker hielt ſie gar im Anfange des 19ten Jahrhunderts für Kometen. — In der Geſchützkunſt nennt man Feuerkugel jede Kugel, welche angezündet werden und brennen kann.

Feuerland (Tierra del Fuego), die ſüdlichſte Inſelgruppe Amerika's, welche die beiden Straßen Le Maire und Magellan bildet, liegt 52° 30′ — 56° S. Br., 65° — 70° W. L. von Greenwich, und beſteht aus einer Haupt-, 10 größern und über 20 kleinern Inſeln. Seinen Namen erhielt es von den Feuern, welche die Eingebornen angezündet hatten, und die der erſte Entdecker Magellan (1520) darauf erblickte. Die öſtlichen Inſeln ſind klein, und voller Moräſte; ſie bilden mit der gegen überliegenden Staateninſel die Straße Le Maire. Der äußerſte Punkt derſelben iſt das Caphorn, welches die Südſeefahrer jetzt lieber umſchiffen, als daß ſie durch die Straßen Magellans und Le Maire ihren Weg nehmen. Im Norden ſind hohe unwirthliche Gebirge, im Süden ein rauchender Vulkan, an den Küſten fürchterliche Klippen, und das Klima iſt äußerſt rauh und kalt. Löffelkraut, wilder Sellerei, Hunde, Wallfiſche, Seekälber, Seelöwen, Seehunde (in großer Menge), Land- und Waſſervögel (worunter eine auf dem Waſſer laufende Ente, ſehr ſchmackhafte wilde Gänſe, das Port Egmontshuhn beſonders merkwürdig), Schaal- und Muſchelthiere, ſind die bekannteſten Produkte. Froſtig, dürftig und traurig, wie die übrige Natur, ſind auch hier die Menſchen: eine kleine, häßliche, bartloſe Race, von olivenbrauner, kupferartig glänzender Farbe, mit ſchwarzen thranbeſchmierten Haaren, deren Kleidung aus einem Seehundsfelle beſteht, das ſie mit einer Schnur am Halſe befeſtigen. Doch haben dieſe elenden Erdenſöhne einigen Sinn für Schmuck und Zierrathen; denn ſie bemalen ſich den Leib mit rothen und weißen Streifen; um die Augen zeichnen ſie ſich weiße Ringe, und die Weiber tragen Arm- und Halsbänder von Muſcheln und eine Mütze von Gänſefedern. Ihre Nahrung iſt rohes oder halbverweſtes Seehundfleiſch, am meiſten aber Schaalthiere, und überhaupt alles nur Genießbare; ihr einziges Getränk iſt Waſſer. Man hört das Wort Peſcheräh am häufigſten von ihnen, doch weiß man nicht, was es bedeutet; man nennt ſie daher jetzt ſelbſt ſo. Ihre Waffen, in Bögen und Pfeil beſtehend, ſind der einzige Beweis ihrer Ge-

Digitized by Google

ſcheidheit und Induſtrie. Erſterer, von einem dem Berberitzen ähnlichen Holze, hält gegen 3 Fuß, iſt ſehr nett gemacht, und an dem letztern das Holz trefflich poliert. Die Pfeile ſind beſiedert, die Spitzen aber, welche aus Kryſtall oder geſchliffenem Schiefer beſtehen, werden aus dem Beutel, worin man ſie beſonders trägt, nur zum wirklichen Gebrauch herausgenommen, und auf eine ſehr geſchickte Weiſe eingeſetzt. Bogen und Pfeil ſind indeß eben ſo ſchwach, als der Arm, der ſie gebraucht. Die Peſcherähs ſcheinen zwar von einem Lande oder Inſel zum andern zu wandern; denn man trifft ſie bald an den Küſten von Magellanslande (nicht aber im Innern von Patagonien), bald in der Oſt-, bald an der Weſtſeite des Feuerlandes an. Ihre Hütten ſind von der allerroheſten Bauart. Ein Paar aufgerichtete, gegen einander gebeugte Stangen, etwa von der Geſtalt eines Bienenkorbes, werden an der Wetterſeite mit Gras, Zweigen, Seehunds- und Guananenfelle bedeckt, die Leeſeite hingegen bleibt mit einem Ausſchnitt von etwa dem achten Theil eines Zirkels als Thür offen; hier iſt auch der Platz für das Heerdfeuer, um welches die vor Kälte zitternde Familie mitten im Sommer umher ſitzt.

Feuerlein (Jakob Wilhelm), Conſiſtorialrath und Generalſuperintendent zu Göttingen, geboren zu Nürnberg den 24. März 1669, lehrte zu Leipzg und Altorf, kam 1737 nach Göttingen, und ſtarb daſelbſt den 10. Mai 1766. Vorzügliche Schriften: Cursus philosophiae ecclesiasticae, Nürnberg 1727, Fol. m. K. De variis modis logicam tradendi speciatim de logica symbolica, Jena 1712, 4.; Compendium theologiae symbolicae, 1745; Bibliotheca symbolica evang. luth., Nürnb. 1768, 8.

Feuerprobe, ſ. Ordalien.

Feuerſchwamm wird von einem zum Geſchlechte der Löcherſchwämme gehörenden Schwamme bereitet, der in den deutſchen Waldungen an dem untern Theile der Bäume wächſt, halbzirkelrund geſtaltet, und von weißgrauer ins Röthliche fallender Farbe iſt. Um ihn als Zunder zuzubereiten, beizt man ihn in einer Lauge von Urin und Aſche, klopft ihn ſtark, damit er weich und lederartig werde, weicht ihn in einer Lauge von Aſche und Salpeter ein, nach welchem man ihn trocknet.

Feuerſpeiende Berge, ſ. Vulkane.

Feuerſtein, ein mit allen Farben, gewöhnlich gelblich und aſchgrau, meiſtens derb, ſelten kryſtalliſirt, vorkommendes Mineral, welches ſich am häufigſten in Geſtalt anſehnlicher Kugeln in Kalkſteinflötzen und Kreidegebirgen findet, beim Zerſchlagen in muſchelförmige Stücke zerſpringt, und mit Stahl durch einen heftigen Schlag in Berührung kommend, Funken giebt. Sein Gebrauch im gemeinen Leben, und inſonderheit zu Flintenſteinen iſt bekannt. Dieſe letztern werden mit eiſernen Inſtrumenten, durch Arbeiter, welche darin eine beſondere Fertigkeit erlangt haben, von den Feuerſteinblöcken abgeſchlagen. Dies Verfahren, lange ein Geheimniß, hat Dolomieu (ſ. d. Art.) bekannt gemacht. Die franzöſiſchen Feuerſteine ſind die beſten; ſie kommen meiſt aus Berry, von St. Agneau und Meusne.

Feuervergoldung, ſ. Vergoldung.

Feuerverſicherung, ſ. Aſſekuranz.

Feuerwerkerkunſt, die Wiſſenſchaft oder Kunſt, aus Schießpulver und andern zündbaren Stoffen künſtlich brennende Figuren zu verfertigen. Sie erhält den Namen Pyrotechnie, und wird in Land- und Waſſer-Feuerwerkerkunſt eingetheilt. Zu der erſteren Gattung rechnet man alle Arten Raketen, Landpatronen, brennende Sonnen ꝛc., zu der letztern gehören die Feuer-Kugeln, Waſſerteufel ꝛc. Der Luſt-Feuerwerkerei ſetzt man die Ernſt-Feuerwerkerei entgegen, welche ſich mit der Bildung von Geſchützpatronen, Petarden u. ſ. w. befaßt. Schon im Jahr 1379 wurde zu Vicenza wegen des geſchloſſenen

Digitized by Google

Friedens, und 1519 zu Augsburg von Jakob Fugger, als Carl V. römiſcher Kaiſer wurde, ein Luſtfeuerwerk abgebrannt. — Die Feuerwerker mußten in frühern Zeiten die Ladung und Richtung der Mörſer ſo wie die Kunſtfeuer beſorgen, wofür ſie bei dem deutſchen Heere unter Carl V. vierfachen Sold erhielten. Späterhin wurden ſie der Artillerie einverleibt, wo ſie ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß, als Unteroffiziere angeſtellt wurden.

Feuerzeugung, eine Vorrichtung zur örtlichen Erzeugung des Feuers, oder zur Erregung des Verbrennungsprozeſſes. Stahl und Feuerſtein ſind die gewöhnlichen Werkzeuge, deſſen ſich der Menſch zur Erzeugung jenes in ſeinen Folgen oft ſo ſchrecklichen Elementes bedient. Der Gebrauch des Stahls und Feuerſteins, als Mittel zur Entdeckung eines andern Stoffes, beruht auf dem Erfahrungsgrundſatze, daß zwei Körper durch ſchnelles und heftiges Reiben dermaßen erhitzt werden können, daß ſie ſich entzünden. Die Wärmeerregung durch Reibung ſucht man dadurch ziemlich befriedigend zu erklären, daß die damit verbundene Zuſammenpreſſung des freien Wärmeſtoffes in einem engern Raume nothwendig eine Erhöhung der Temperatur zur Folge haben müſſe. Unkultivirte Völker bedürfen des unſrigen Feuerzeugs nicht. Da eine weichere Holzart, die an einer härtern ſchnell gerieben wird, ſich zuletzt entzündet, ſo bedienen ſich wilde Völkerſchaften dieſes Mittels, um dadurch Feuer zu erhalten. Unter die Menge von Beiſpielen, die man über die Erregung der Wärme durch das Reiben anführt, gehört auch das Feueranſchlagen mit Stahl und Stein. Die Funken, die dadurch entſtehen, kommen nicht aus dem Steine, ſondern von dem Stahle her. Von dieſem werden durch das Anſchlagen kleine Theile getrennt, die durch die ſchnelle Reibung glühend geworden ſind. Fängt man die Funken mit einem Papier auf, und betrachtet ſie dann durch ein gutes Mikroskop, ſo ſieht man deutlich, daß es abgetrennte Stückchen ſind. Der Stahl nutzt ſich aber dadurch nach und nach ab, die Feuerſteine ſchlagen ſich leicht ſtumpf, und da der Zunder zuweilen nicht gut fängt, ſo dachte der menſchliche Geiſt auf die Einrichtung eines Geſchwindfeuerzeugs, von dem man bis jetzt folgende Arten kennt: 1) das ſogenannte mechaniſche Feuerzeug, in der Geſtalt eines Flinten= oder Piſtolenſchloſſes, deſſen aufgezogener, mit einem Flintenſtein verſehener Hahn die Pfanne aufſchlägt, und den darin befindlichen Lumpenzunder entglimmt. 2) Das pneumatiſche Feuerzeug, das in ſeiner Einrichtung einer Compreſſionspumpe gleicht, wo durch heftiges Zuſammenpreſſen der Luft ein Stück Zunder entzündet wird. Die Koſten, welche dieſes Geſchwindfeuerzeug gewährt, ſtehen mit deſſen Bequemlichkeiten in großem Mißverhältniſſe. 3) Das elektriſche Feuerzeug (Brennluftlampen, Lufzünder, Tachypyrien, Zündmaſchinen). Die Haupteinrichtung deſſelben beſteht aus einem auf dem Boden der Maſchine angebrachten elektriſirten Elektrophor, mit dem dazu gehörigen Deckel und einem mit Waſſerſtoffgas gefüllten Gefäße. Durch die Drehung eines Hahns wird dieſer Deckel in die Höhe gezogen, und giebt nun einer daſelbſt angebrachten Kugel einen Funken ab, der dann das aus der engen Oeffnung des Hahns herausfahrende Waſſerſtoffgas entzündet, und wodurch ein vorgehaltenes Licht angeſteckt werden kann. Dies unter dem Namen Fürſtenbergiſche Lampe bekannte Werkzeug iſt von Fürſtenberger in Baſel erfunden, und zuerſt 1780 von Fr. Ludwig Ehrmann in Straßburg beſchrieben. Aber noch früher, nämlich 1773, beſchrieb Brander zu Augsburg ſeine elektriſchen Lampen, die von den Fürſtenbergiſchen verſchieden waren. Ingenhouß hat dieſe Maſchine bedeutend verbeſſert. Die von dem Mechanikus Hoffmann zu Leipzig angegebene Einrichtung wird für die beſte gehalten. In neuern Zeiten hat man den Mechanismus dieſer Maſchinen

noch hin und wieder verändert, aber nicht weſentlich verbeſſert. 4) Das Phosphorfeuerzeug. Man bedienet ſich des Phosphors wegen ſeiner leichten Entzündlichkeit zu Bereitung eines ſchnellen Feuerzeuges, das am beſten auf folgende Art bereitet wird: man nimmt ein etwas ſtarkes gläſernes Fläſchchen, erwärmt es im warmen Sande, und bringt dann ein Stückchen Phosphor hinein, den man mit einem heißen Drahte entzündet, und bläßt mit einem Löthrohre Luft hinein, wodurch der Phosphor größtentheils in ein gelbrothes Oxyd verwandelt wird. So wie die Entzündung des Phosphors aufhört, bringt man einen neuen Antheil Phosphor hinein, und verfährt auf die angegebene Art. Dann erhitzt man das Fläſchchen noch einige Zeit und ſchüttet etwas friſchgebrannte Talkerde hinein, um das erzeugte Phosphoroxyd damit zu bedecken, und verſtopft das Fläſchchen. Will man Feuer anmachen, ſo ſteckt man ein gewöhnliches Schwefelhölzchen in das Fläſchchen, fährt damit an dem Oxyde hin und her, und zieht es dann ſchnell heraus, worauf es ſich entzündet. So lange noch ein Atom Phosphoroxyd in dem Fläſchchen iſt, ſo lange wird ſich das Schwefelhölzchen noch entzünden, weil die gebrannte Talkerde immer alle entſtehende Feuchtigkeit und Säure, die das Entzünden erſchweren, abſorbirt. 5) Das galvaniſche Feuerzeug Wollaſtons. Man befeſtigt in einem, an beiden Enden offenen, etwas plattgedrückten, ſilbernen Schneiderfingerhut ein iſolirtes Zinkplättchen; läßt Drähte von Zink und von Silber ſich erheben, welche durch ein kurzes, ſehr dünnes Stückchen Platindraht mit einander Gemeinſchaft haben, taucht nun den Fingerhut in verdünnte Salpeterſäure, und der Platindraht wird in einem ſolchen Grade glühend, daß man Zunderſchwamm daran anzünden kann. Auch rechnet man unter die Arten der Geſchwindfeuerzeuge die Zündfidibus. Sie beſtehen aus 4 bis 5 Zoll langen und etwa 1 Zoll breiten Papierſtreifen, deren jedes Ende mit einer Schwefelmaſſe überzogen iſt, mit welcher ein über das Papierende hervorſtehendes Streifchen eines leicht entzündlichen Feuerſchwamms feſt vereinigt iſt. Den Schwamm ſchlägt man auf der Kante eines Feuerſteins an; der glimmende Schwamm entzündet die Schwefelmaſſe, und dieſe entflammt das Papier, um daran wieder einen andern Gegenſtand, Luft ꝛc. anzuzünden. Vergl. d. Art. Feuererzeugung (Neue Art von).

Feyerabend, eine in der Kunſt- und Literaturgeſchichte des 16. Jahrhunderts berühmte Familie zu Frankfurt a. M. 1) Johann, Holzſchneider, bezeichnete ſeine Werke mit den beiden Anfangsbuchſtaben ſeines Namens, und verzierte ein neues Teſtament in lat. Sprache mit Holzſchnitten. 2) Hieronymus, 3) Johann, Beide ausgezeichnete Buchdrucker. 4) Chriſtoph, Verfaſſer einer Verdeutſchung der Commentarien von Julius Cäſar. (Frankf. 1565, 1588, 1620 Fol.) 5) Sigismund, geboren 1527, genoß einen ſehr gelehrten Unterricht, und bildete ſich zu einem geſchickten Zeichner, Holzſchneider und Buchdrucker. Durch ſeine raſtlos thätigen Bemühungen wurde ſeine Druckerei eine der erſten in Deutſchland, aus der viele treffliche Ausgaben alter Schriftſteller (z. B. Livius mit Kupfern, 1568 Fol.) hervorgingen. Nebſtdem war er einer der größten Buchhändler ſeiner Zeit. Seine zahlreiche Anverwandtſchaft leiſtete ihm bei ſeinen Unternehmungen die thätigſte Hülfe, und er ſetzte ſich zugleich mit den beliebteſten Künſtlern in Verbindung, welche ihm Zeichnungen und Holzſtücke für ſeinen Verlag lieferten. Er ſelbſt hat, nach Papillon, in der bei ihm 1569 in 4. erſchienenen Bibel, mehrere mit S. F. bezeichnete Blätter verfertigt. W. Solis, Joſt Aman, Borberger, Ch. und T. Stimmer, Ch. Maurer u. A. ſtanden in ſeinen Dienſten. Herausgegeben hat Sigismund folgende Werke: Annales seu Historiae

rerum belgicarum a diversis auctoribus ad haec usque nostra tempora conscriptae et deductae, Frankfurt 1580, 2 Bde. Fol.; Monumenta illustrium eruditione et doctrina virorum figuris artificiosissimis expressa, ib. 1585, Fol. — 6) Carl Sigismund, Sohn des Vorigen, gab mehrere Kupferſtichſammlungen heraus.

Fez oder Feß, die vorzüglichſte Stadt in der ganzen Berberei, die Hauptſtadt im Reiche Fez, das zu Marokko (ſ. d. Art.) gehört, mit 30.000 (nach Andern 70.000, ja gar 300.000) Einwohnern, in einem von Hügeln umgebenen Thale. Ein kleiner Fluß theilt die Stadt in Alt- und Neufez. Trotz ihrer hohen Mauern und Thürme mag ſie doch wenig feſt ſeyn. Da ſie mit Kanälen durchſchnitten iſt, ſo ſind die ſchmalen Straßen, welche oft kaum für zwei Menſchen Platz haben, doch ziemlich rein. Sie hat viele Moſcheen, unter welchen die Elkarein die vornehmſte, und mit Springbrunnen, Marmorpfeilern und Glaslampen verſehen iſt; eine mahomedaniſche hohe Schule, mit einer ſtarken Bibliothek, und 200 Karavanſerais oder Herbergen, welche Zahl auch wohl morgenländiſch angegeben iſt. Man trifft die meiſten europäiſchen Handwerke, und verfertigt vorzüglich die im Morgenlande ſo beliebten wollenen Mützen, Flore, ſeidene Stoffe, und mit Gold und Seide durchwirkten Gürtel. Die meiſten Handwerker wohnen in Quartieren beiſammen, ſelbſt ſogar die Wäſcher für wollenes und leinenes Zeug. Die Kramladen ſtehen auf einem Platze beiſammen, und ſind ſchlechte Buden. Der Handel iſt ſehr bedeutend, daher auch eine Art Börſe (Fondak) für die Kaufleute ſich findet. Starke Karavanen gehen von hier nach Oberguinea, auch nach Mekka und Medinah. In Altfez darf kein Chriſt oder Jude ohne beſondere Erlaubniß hinein, denn es ſind hier viele Heilige begraben, welche durch den Eintritt derſelben beſchimpft würden. Die Gegend umher iſt fruchtbar an Getreide, Früchten und Waldungen; der kleine Fluß giebt Fiſche und Perlen; Salz findet ſich, kaum 6 Meilen weit entfernt, in großer Menge in Gruben.

Fibel, das Buch, aus welchem die Kinder die erſten Anfangsgründe des Leſens erlernen; A B C Buch.

Fibern, die feinen Faſern, aus welchen die feſten Theile der thieriſchen Körper und der Pflanzen zuſammengeſetzt ſind.

Fichte (Johann Gottlieb), einer der ſcharfſinnigſten Denker der neuern Zeit, und Urheber eines neuen philoſophiſchen Syſtems (des ſogenannten Idealismus), geb. zu Rammenau in der Oberlauſitz am 19. Mai 1762, verdankte der Unterſtützung eines Herrn von Miltiz ſeine erſte literäriſche Bildung. Zu Schulforte entwickelte ſich ſein herrliches Talent im Studium der klaſſiſchen Schriftſteller des Alterthums. Dann ſetzte er ſeine Studien auf den Hochſchulen zu Jena, Leipzig und Wittenberg fort, lebte einige Jahre in der Schweiz, und ging nach Königsberg in Preußen, wo er Kants Freundſchaft und Umgang genoß. Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn eröffnete er mit ſeinem „Verſuch einer Kritik aller Offenbarung“ (Königsb. 1792, 8.), eine Schriftprobe, welche man, wegen der Anonymität des Verfaſſers, anfänglich für ein Kantiſches Werk hielt, — wodurch er die Aufmerkſamkeit des philoſophiſchen Publikums in einem ſehr hohen Grade auf ſich lenkte, und 1793 als Profeſſor der Philoſophie nach Jena berufen wurde, welche Stelle er bis 1800 mit dem ausgezeichnetſten Beifalle bekleidete, und nicht wenig den Glanz der daſigen Hochſchule durch ſeine Gegenwart verherrlichte. Hier machte er unter dem Namen Wiſſenſchaftslehre ein neues philoſophiſches Syſtem bekannt, welches zwar auf das Kantiſche gebaut, ſich aber weit darin von ihm entfernte, daß Fichte nicht von einer Analytik des Erkenntnißvermögens der praktiſchen Vernunft und der Urtheilskraft, ſondern von einer urſprünglichen Thathandlung des Sub-

Digitized by Google

jekts, wodurch das Bewußtſeyn ſelbſt conſtruirt wird, ausging. Ein Aufſatz „über den Grund unſres Glaubens an eine göttl. Weltregierung,“ den er in das von ihm redigirte philoſophiſche Journal (B. 8. P. 1.) aufnahm, machte ihn der Irreligioſität verdächtig, und es zog ſich durch einen der Art faſt nie erhörten Federkrieg ein mächtiger Sturm über ſeinem Haupte zuſammen, welcher aber unter der milden weimariſchen Regierung für ihn keine weitere Folge hatte, als daß er, mehr auf Veranlaſſung ſeines Trotzes, ſeine Entlaſſung erhielt. Er fand ein freundliches Aſyl in den preußiſchen Staaten, privatiſirte einige Zeit in Berlin, wurde dann 1805 Profeſſor der Philoſophie auf der Hochſchule zu Erlangen, wobei ihm aber die Freiheit geſtattet wurde, im Winter in Berlin leben zu dürfen. Während des franzöſiſch-preußiſchen Kriegs ging er nach Königsberg, wo er einige Zeit über Philoſophie las, aber nach dem Abſchluß des Tilſiter Frieden wieder nach Berlin zurückkehrte, wo er 1809 an der neu errichteten Hochſchule die Würde eines Profeſſors der Philoſophie erhielt, welcher er bis zu ſeinem 1814 erfolgten Tode ſeine männlichen Kräfte mit dem thätigſten Erfolge gewidmet hat. Die Grundzüge ſeiner idealiſtiſchen Philoſophie folgen hier meiſt mit den eigenen Worten ihres, an herrlichen und originalen Gedanken, als auch in paradoxen Behauptungen reichen, Schöpfers. Nach Fichte exiſtirte nichts Wirkliches, als das Ich oder der Geiſt. Die Welt iſt ihm ein durchaus nichtiges, ganz und gar vernunftloſes, ungöttliches Scheinweſen, bloß Hemmung und Schranke des ſich ins Unendliche fortentwickelnden Geiſtes. Aber wir können ſie nicht hinwegdenken; ſo fern wir an unſern Geiſt glauben, müſſen wir auch an die Welt glauben. Wiſſen können wir nur von unſerm Wiſſen. Das Ich (die Vernunft) ſetzt ſich ſelbſt, und dieſes Setzen an und für ſich iſt der Grundkarakter des Ichs. Die Welt iſt dem Ich ſchlechthin entgegengeſetzt, als ein Nicht-Ich. Dieſer Gegenſatz aber verſchwindet in dem abſoluten Ich, das über dem gemeinen in der Erſcheinung gegebenen Ich ſteht, und zu welchem ſich Letzteres wie ein, in der Erfahrung gegebener Punkt zu dem mathematiſchen Punkte verhält. In dem abſoluten Ich fallen Subjektives und Objektives in Eins zuſammen, indem dieſelben nichts ſind, als Formen des Seyns, unter denen das ſchlechthin Eine erſcheint. Dieſes Letztere iſt, wie der mathematiſche Punkt, nur im Gedanken vorhanden, aber nöthig zur Erklärung des Ichs der Erſcheinung. Der Menſch trägt die Idee des ſchlechthin Einen (Abſoluten) in ſich, und ſie begeiſtert ihn zur reinen Tugend, ja jede Begeiſterung des Lebens iſt ein Werk derſelben. — Da nach dieſer Lehre die Welt nur als vom Ich geſetzt, nicht als erſchaffen gedacht wird, ſo kann in ihr von einem Gott-Weltſchöpfer nicht die Rede ſeyn. Gott iſt die moraliſche Weltordnung. Das Göttliche kann nur geglaubt, nicht erkannt werden; dieſer Glaube iſt ein bloß moraliſcher, und wird zur Abgötterei, wenn er mehr enthält, als aus dem bloßen Moralbegriffe gefolgert werden kann. Der wahre Atheismus aber beſteht darin, daß man über die Folgen ſeines Handelns klügelt, der Stimme ſeines Gewiſſens nicht eher gehorchen will, bis man den guten Erfolg vorherzuſehen glaubt, ſo ſeinen eignen Rath über den Rath Gottes erhebt, und ſich ſelbſt zum Gotte macht. — Nicht ganz übereinſtimmend mit dieſer älteren Lehre Fichte's iſt ſeine neuere Anſicht, die er in mehreren ſpätern Schriften, beſonders in der „Anweiſung zum ſeligen Leben“ dargelegt hat, und die auf folgende Grundſätze hinausläuft. Alles Seyn iſt lebendig, und es giebt kein anderes Seyn, als das Leben. Außer Gott iſt kein Seyn. Alles Philoſophiren muß beginnen mit der göttlichen Idee. Daß ein Gott iſt, leuchtet dem nur ein wenig ernſthaften Nachdenken über die Sinnenwelt ohne Schwierigkeit ein. Die Liebe und die in Gott ſich ſelbſt vernichtende Reflexion ſind das Höchſte. Auf die Moral läßt ſich nichts Reelles bauen. Nur nachdem

Digitized by Google

das klare und lebendige Denken aus der Welt verſchwunden, hat man die Bedingung des ſeligen Lebens in die Tugend gelegt, und ſo auf wildes Holz edle Früchte geſetzt. Vergl. Fichte's Wiſſenſchaftslehre. Tübing. 1802; Syſtem der Sittenlehre, Jena 1798; Grundlage des Naturrechts 1796; Anweiſung zum ſeligen Leben, Berl. 1806. Außer dieſen und andern Schriften ſind noch vorzüglich berühmt, ſeine im Jahr 1808 in Berlin gehaltenen Reden an die deutſche Nation, Berl. 1808, 8.; Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten, Jena 1794, 8. Ueber die Beſtimmung des Menſchen, Berlin 1800, 8.

Fichte, ein in Deutſchland einheimiſcher Waldbaum aus dem Geſchlecht des Nadelholzes mit Tangeln ſtatt des Laubes, deſſen Holz zu hölzernen Spielſachen, zum Heizen, zum Bauen und zu Brettern brauchbar iſt; junge ſchwache Bäume dienen zu Hopfenſtangen und Latten, etwas größere zu Leiter- und Heubäumen; die Rinde dient beim Rothgerber zum Garmachen, das verfaulte Holz wird zu Venedig in das ſogenannte Cypperpulver verwandelt, welches ſtatt des Puders dient; aus den jungen Zweigen und Sproſſen deſtillirt man ein weſentliches Oel; der ausſchwitzende Saft (Fichtenharz) iſt zur Pech- und Kienölbereitung, zu Pflaſtern, Kitten und zur Reinigung der Wäſche brauchbar.

Fichtelgebirge, eine 6 Meilen lange, und 4 Meilen breite Bergreihe, welche ſich über das Baireuthiſche und die Oberpfalz erſtreckt. Ihr Hauptzug zieht ſich ganz um die obere Eger bis unterhalb Hohenberg, und bildet ein großes Thal, den obern Egerkeſſel, in welchem rechts der Eger auch die Rösla fließt. Von dieſem kreisförmigen Hauptzuge liegt ſüdlich gegen Baireuth und Neuſtadt am Kulm noch ein großer Theil der höchſten Gebirgsmaſſe. Der Abfall des Gebirges iſt gegen Südoſten, Süden und Südweſten ſteil, nach allen andern Seiten hin allmählig. Es iſt bis auf die Gipfel der höchſten Berge ſtark mit Nadelholz, beſonders mit Fichten bewachſen, daher der Name; aber zwiſchen den Wäldern iſt es faſt bis auf die höchſten Punkte angebaut und bewohnt, nach allen Seiten wegſam und zugänglich. Bisweilen zeigen ſich Granitblöcke, Felſen und Steinmaſſen, eben ſo Moräſte und Sümpfe, beſonders auf der ſogenannten Seelohe, einer flachen breiten Senkung zwiſchen Ochſenkopf, Schneeberg und Farnleiten. Der hier befindliche Fichtelſee iſt jetzt nur noch ein Moraſt. Der weſtliche Theil des Gebirges iſt der höchſte, und von hier aus fließen bedeutende Nebenflüſſe nach den vier Hauptgegenden (Main, Saale, Eger, Naab). Die Gebirgsberge ſind alle rund mit flachen Kuppen, allmählig anſteigend. — Drei Gebirge: das Erzgebirge, der Böhmer und Thüringer Wald, gehen von dem Fichtelgebirge aus, ſchließen ſich aber nicht unmittelbar an daſſelbe an, ſondern ſind mit ihm verbunden durch Zwiſchenzüge, welche bedeutend niedriger ſind, als die Gebirge ſelbſt, ſo daß ſich das Fichtelgebirge von allen Seiten zuſehends erhebt. — Es iſt reich an Mineralien, z. B. Eiſen, Vitriol, Schwefel, Kupfer, Blei, Marmor. Die höchſten Spitzen ſind: der Köſſein, ſüdlich von Wunſiedel, 3204; der Farnleiten, weſtlich von Wunſiedel, 2900; der Ochſenkopf, 3308; der Schneeberg 3366; der große Waldſtein, nördlich vom Schneeberge, 3045; der Epprechtsſtein, weiter nordöſtlich, 2837, der große Kornberg, weiter öſtlich, 2866 Fuß. — Der kleine Fichtelberg, im Erzgebirge bei Wieſenthal, iſt 3731 Pariſer Fuß hoch; aus ihm entſpringen die Zſchopau, Sehme, Mitweyda, Kaffbach ꝛc., die daſelbſt mehrere Waſſerfälle bilden.

Fidalgo, ſ. Hidalgo.

Fideicommiß, diejenige Verfügung eines Teſtators, durch welche er dem Erben aufgiebt, die hinterlaſſenen Güter entweder ganz oder zum Theil wieder auszuantworten, wenn eine beſtimmte Zeit verfloſſen, oder ein beſtimmter Fall eingetreten ſeyn wird; 2) die Güter ſelbſt; 3) ein Gut, das bei

Digitized by Google

einer Familie bleiben muß, und nicht veräußert werden darf, und ſo von Kindern zu Kindeskindern ꝛc. vererbt wird (Familienfideicommiß). Dem ein Fideicommiß zur Verwahrung anvertraut, oder zum Nießbrauche übergeben worden iſt, nennt man Fideicommiſſarius. Fiduciarius (heres), derjenige, dem eine Erbſchaft (fiduciaria hereditas), mit der Bedingung hinterlaſſen worden iſt, daß er ſie einem Andern wieder ausantworten ſoll. Sehr häufig enthalten die Fideicommiſſe eine Subſtitution, indem der Erbe des Erben letzterm vorgeſchrieben iſt.

Fides, Treue, Glauben, bei den Lateinern und Römern eine perſonificirte Gottheit, die als ein Frauenzimmer vorgeſtellt wurde, welche Aehren und einen Korb mit Früchten hielt, auch bisweilen einen brennenden Altar vor ſich ſtehen hatte; oder als eine Matrone, die 2 neben ihr ſtehende Legionszeichen hält. Eine allegoriſche Abbildung ſind zwei in einander geſchlungene Hände, zwiſchen welchen ſich bisweilen Aehren, Mohnhäupter oder Merkuriusſtäbe befanden.

Fieber (Febris). Obgleich nach Gotter $1/3$, und nach Sydenham ſogar $2/3$ aller Krankheitsformen unter dieſe Rubrik fallen, ſo geht es doch mit dem Begriff des Fiebers wie mit ſo vielen andern, die wir vollkommen inne zu haben glauben, und dennoch nicht definiren können. Dieſes Geſtändniß hat den Anſchein von Unwiſſenheit; allein wenn von Naturerſcheinungen die Rede iſt, ſo wächſt die Schwierigkeit der Definition gewöhnlich mit dem Wachsthum der Einſichten; denn von je mehreren Seiten wir einen Gegenſtand kennen lernen, deſto ſchwieriger iſt es, ihn in abstracto darzuſtellen. Zwei Dinge ſind es hauptſächlich, was die richtige Definition des Fiebers ſehr erſchwert: 1) daß daſſelbe in ſeinen Zufällen ſo ſehr unbeſtändig, und 2) daß ſolches mit mehreren andern Krankheitsformen des Nervenſyſtems ſo nahe verwandt iſt. Ohne uns daher hier in dieſe weitere Expoſition und kritiſche Unterſuchung der mancherlei Definitionen der Schriftſteller, dieſen Gegenſtand betreffend, einzulaſſen, glauben wir, daß es beſſer ſey, den Unterſchied der Dinge einzuſehen, als um Worte zu ſtreiten, und gehen daher zur Darſtellung der Symptome des Fiebers ſelbſt über. Dieſe gehen nun demſelben entweder vorher, und zeigen den bevorſtehenden Ausbruch deſſelben an (prodroma), oder ſind mit demſelben verbunden, und zeugen von ſeinem wirklichen Daſeyn (Symptomata constitutiva). Jene ſind gewöhnlich folgende: Niedergeſchlagenheit des Geiſtes, Verdroſſenheit, Trägheit, Vergeßlichkeit, Empfindlichkeit, Betäubung der Sinne, Unſtätigkeit, Angſt, mit einem Gefühl von Schwere und Ermüdung in den Gliedern und im übrigen Körper, ſtumpfer Schmerz, geſchwinde Ermüdung, Dehnen der Glieder, Gähnen, Widerwille gegen Speiſen, Schleimigkeit und Trockenheit des Mundes, Durſt; ein Drücken in der Herzgrube, Aufſtoßen, Eckel, Würgen, Trockenheit der Haut und Zuſammenziehen derſelben; ein leichter, aus dem Rückgrath entſpringender, quer durch die Bruſt ziehender Schauder, mit flüchtiger, dazwiſchen laufender Hitze; Austrockung und Mißfarbe der allenfalls Statt findenden Geſchwüre, Bläſſe des Angeſichts, ungewöhnliche Röthe und große Veränderlichkeit deſſelben, Schwere und ſtumpfer Schmerz im Kopfe, veränderter oder vermehrter Glanz der Augen; aufgeſchreckter, unterbrochener, unruhiger Schlaf, oder gänzlicher Mangel deſſelben; ein fortdauernder, tiefer, nicht erquickender Schlaf. Die natürlichen, gewohnten Ausleerungen mangeln entweder, oder ſie ſind vermehrt oder geſtört. Zu den mit dem wirklichen Daſeyn des Fiebers verbundenen Symptomen, gehören: a) Fortdauer und Vermehrung der ſo eben angegebenen Vorläufer (prodroma); vorzüglich iſt die Ermattung und das Gefühl der Unbehaglichkeit größer. Zwar ſieht man zuweilen wäh-

Digitized by Google

rend der Delirien, die Kräfte des Kranken erhöht, doch bemerkt man dabei ein Zittern und eine Unſtätigkeit in den Aktionen, und eine offenbare Verletzung der Funktionen des Organismus. b) Kälte, Schauer, Erſtarrung, während welcher die Haut erblaßt, ſich zuſammenzieht, trocken wird; es entſteht eine ſogenannte Gänſehaut, die Nägel werden weiß, mißfarbig, das Gefühl vermindert ſich, und geht oft verloren; das Gedächtniß erlöſcht, die Muskeln zittern; die Gefäße an der Oberfläche der Haut fallen zuſammen, die aushauchenden Mündungen ſchließen ſich; die Reſpiration kömmt in Unordnung; es entſteht Ekel, Würgen, die Zunge und das Innere des Mundes werden trocken, und der Kranke wird vom Durſt ſehr gequält. Der Urin fließt reichlich, iſt aber von roher wäſſerichter Beſchaffenheit. Der Puls iſt zuſammengezogen, klein, geſchwind, oder auch langſamer, als im geſunden Zuſtande, und ſehr ungleich. Die Temperatur des Körpers iſt entweder wirklich vermehrt, wie das Thermometer beweißt, oder ſie ſcheint es bloß dem Gefühle des Kranken zu ſeyn, indeß der Körper ſeinen natürlichen Wärmegrad hat, oder derſelbe noch gar den im geſunden Zuſtande übertrifft ꝛc. c) Die Hitze, welche auf die Kälte folgt, ihr vorhergeht, oder dazwiſchen läuft, oder auch ohne dieſe ausbricht, wenigſtens nicht von derſelben abhängt, oder davon beſtimmt wird, iſt bald wirklich, bald nur dem Gefühle des Kranken bemerkbar, und iſt entweder allgemein, oder nur auf einzelne Theile des Körpers beſchränkt, innerlich, äußerlich, fehlt zuweilen ganz, und überſteigt ſelten den natürlichen Wärmegrad um 16° Fahrh.; iſt anfangs gelinde, unterbrochen, wird aber bald heftig, trocken, dann feucht, oft beißend, und unter den Fingern, bei der Berührung des Kranken, brennend. Während derſelben wird der Puls beſchleunigt, gleicher, freier, zuweilen aber unterſcheidet er ſich kaum vom natürlichen; zuweilen mit ſichtbarern, heftigeren Schlägen an gewiſſen Theilen des Körpers, dem Halſe, den Schläfen, den entzündeten Stellen. Der Kopf brennt, ſchmerzt, das Gedächtniß kehrt zurück, die innern Sinne werden geſchärft, oft aber auch geſtört. Die Wangen glänzen von Röthe, die Augen funkeln, der Durſt vermehrt ſich, oder wird auch, ſo wie der Froſt abnimmt, vermindert; die Reſpiration wird beſchleunigt, iſt aber, wenn die Bruſt nicht an einem Lokalübel leidet, ungehindert. Der Urin iſt flammend röthlich, braun, dick, trüb und gelblicht (Urina jumentosa), je nach den Umſtänden. Der Ekel und das Würgen halten an, vermehren ſich, oder hören auch oft mit dem Froſt auf ꝛc. — Was die Eintheilung der Fieber betrifft, ſo iſt dieſe bei den Schriftſtellern verſchieden. Einige theilen dieſelben ein, nach der Dauer und Heftigkeit der Krankheit, in ſchleichende, und hitzige, oder nach der Kunſtſprache, in Fibres lentas und acutas, dieſe letztern wieder in acutas simplices, peracutas und acutissimas. Andere nehmen den Eintheilungsgrund von ihren Verbindungen mit andern Krankheitsformen, oder dem Ort ihres Entſtehens, daher die Eintheilung in epidemiſche, ſporadiſche, endemiſche, ſtehende und dazwiſchen laufende Fieber. Wieder Andere theilen ſie nach der Zeit ihrer Erſcheinung, in Frühlings-, Herbſt-, Sommer- und Winterfieber; oder nach der Gefahr, in gutartige und bösartige Fieber, oder nach der Natur ihrer entfernten Urſache, in idiopathiſche und ſympathiſche Fieber, ein. Die jetzt vergeſſene Brown'ſche Schule kannte nur ſtheniſche und aſtheniſche Fieber. Die für die Praxis fruchtbarſte Eintheilung beruht auf dem Typus, oder dem Gange der Fieberkrankheiten, zufolge deſſen es intermittirende, remittirende und anhaltende Fieber giebt. Zu den erſtern gehören die alltäglichen, dreitägigen, viertägigen und mehrtägigen Wechſelfieber;

Digitized by Google

zu den remittirenden oder nachlaſſenden Fiebern, die bald nach einem längern, bald kürzern, merklichen Nachlaß, wieder exacerbiren, rechnet man z. B. das Katarrhalfieber, das Nervenfieber, das Faulfieber, das gaſtriſche Fieber ꝛc. Anhaltende Fieber nennt man endlich ſolche, wo die Nachläſſe unmerklich ſind, daher ſind die meiſten Fieber dieſer Art ſehr hitzig, und endigen ſich in 24 Stunden, höchſtens in 7 Tagen; dauern ſie länger, ſo gehen ſie in nachlaſſende über. Da dieſe Fieber mit den remittirenden alle Symptome und Urſachen gemeinſchaftlich haben, ſo giebt es demzufolge auch anhaltende Katarrhal-, Nerven-, Faul- und Gallenfieber, ſogar die Peſt wurde in einigen Fällen anhaltend beobachtet.

Fieber-Kuchen, eine gewiſſe Härte unter den Rippen, die ſich zuweilen in und nach einem Wechſelfieber zeigt; 2) in den heißern Climaten, beſonders in Guinea und Batavia, ein ſcirrhöſes Geſchwür der Leber, oder, wiewohl ſeltener, der Milz, das ſehr langſam entſteht und jährlich zunimmt, eine gewaltige Anſchwellung des Unterleibes verurſacht, und mit einer ſtarken Abmagerung aller übrigen Theile des Körpers verbunden iſt. Nur Europäer werden von dieſem Uebel befallen, welches ſich, wenn es noch nicht zu weit eingegriffen iſt, nach der Rückkehr nach Europa wieder verliert; auch zuweilen dadurch geheilt wurde, daß man dem Pazienten die Seite aufſchnitt, und das Geſchwür herausnahm.

Fielding (Henry), ein geiſtreicher Romandichter Englands, war am 22. April 1707 zu Sharpham-Park in der Grafſchaft Sommerſet geboren. Sein Vater, General in engliſchen Dienſten, konnte ihm die Erziehung geben laſſen, die den Mann von Stande bildet. Fielding wurde auf der Schule zu Eton mit der alten Literatur bekannt, bezog dann, um die Rechte zu ſtudiren, die Univerſität zu Leyden; kehrte aber in ſeinem 20. Jahre nach England zurück, und brachte ſchon ein Luſtſpiel mit, das er in Leyden zu entwerfen, Muße gefunden hatte. Für das komiſche Theater zu arbeiten, fühlte er ſich durch entſchiedene Neigung berufen. Aber jugendlicher Leichtſinn warf ihn in der Strudel den großen Welt. Er verſchwendete mehr, als ihm ſein Vater geben konnte; und das ungebundene Leben, dem er ſich ergab, zerſtörte ſeine Geſundheit. Die Luſtſpiele, komiſchen Opern, und Farcen, die er in dieſer Periode ſeines Lebens ſchrieb, wurden gut aufgenommen, ob ſie gleich im Ganzen wenig werth ſind. Man verzieh ihnen die Vernachläſſigung des Plans und ihre übrigen Mängel wegen der pikanten Natürlichkeit, mit der ſie mehrere komiſche Karaktere darſtellen. Indeſſen verheirathete er ſich, und wurde, wie ſeine Biographen verſichern, ein zärtlicher Gatte und Vater, nur nicht zugleich auch ein beſſerer Wirth. Seinen Vermögensumſtänden aufzuhelfen, zog er ſeine Jurisprudenz wieder hervor, arbeitete fleißig, und wurde bald zu den vorzüglichen praktiſchen Juriſten in London gezählt. Nebenher ſchrieb er auch einige moraliſche Abhandlungen, die ſich erhalten haben. Zu einer neuen Art von Autorſchaft weckten ihn die Romane von Richardſon. Fielding, der allen Pedantismus haßte, in welcher Form er ſich auch zeigte, konnte leicht in Richardſon's Tugendhelden und Heldinnen moraliſche Pedanten zu erblicken glauben. Ihm, der beſonders die komiſchen Seite des menſchlichen Lebens beobachtete, und ſich eines vorzüglichen Talents bewußt war, ſie nach der Natur darzuſtellen, konnte auch der gehaltene Ernſt in Richardſon's Romanen nicht gefallen. Er verſuchte alſo, mit Richardſon zu wetteifern. Vorher hatte er ſchon in ſeinem komiſchen Romane Jonathan Wild die Lebensgeſchichte eines berüchtigten Gauners ſeiner Zeit frei zu bearbeiten für gut befunden. Ein komiſches Seitenſtück zu Richardſon's Pamela ſollte nun die Geſchichte des Joſeph Andrews ſeyn, der erſte Roman, durch den Fielding einen

vorübergehenden Schatten auf Richardſon warf. Dieſer Roman von Fielding machte aber doch bei weitem kein ſolches Glück, als ſein Tom Jones, der im Jahre 1750 erſchien, und von einem großen Theile des engliſchen Publikums, auch von mehreren Kritikern, hoch über Richardſon's Clariſſe geſtellt wurde. Fielding's Geſundheit, die durch eine ausſchweifende Jugend zerrüttet war, wurde immer ſchwächer. Auch ſein Geiſt fing früh an, zu altern. Selbſt ſeine Bewunderer geſtanden, daß ſein dritter Roman, die Amelia, den er bald nach dem Tom Jones herausgab, überall Spuren der Erſchöpfung zeige. Dennoch blieb Fielding's Geiſt in Thätigkeit. Er fing an, eine Wochenſchrift herauszugeben. Aber ſeine Geſundheit unterlag dieſen Anſtrengungen völlig. Um ſie durch den Einfluß eines milderen Clima wieder herzuſtellen, ſchiffte er ſich nach Portugal ein, ſtarb aber wenige Monate nach ſeiner Ankunft zu Liſſabon, im Jahre 1754, dem 48ſten ſeines Alters. Er hinterließ keine beſondere Bewunderung ſeines moraliſchen Karakters bei ſeinen Zeitgenoſſen; aber ſeine Freunde, die ſein Andenken gegen die Angriffe der Schmähſucht ſicherten, konnten leicht beweiſen, daß ihm mit Recht kein anderer Fehler, als Leichtſinn, vorgeworfen werden könne, und daß ihn die innige Gutmüthigkeit und das feine Gefühl für natürliche Rechtlichkeit, die aus ſeinen Schriften ſprechen, auch durch den größten Theil ſeines Lebens begleitet habe. In der Geſchichte der Romanenliteratur der Britten muß er nach Richardſon hervorgehoben werden, weil er zu dem ernſthaften Familienromane, den dieſer erfunden, den komiſchen Familienroman hinzugefügt hat, der vor ihm unbekannt war. Sein Jonathan Wild, der zu einer viel älteren Gattung, den komiſchen Gaunergeſchichten, gehört, muß nur als Vorübung ſeiner Talente in dieſer Art von Darſtellungskunſt angeſehen werden. Die Erfindung des komiſchen Familienromans iſt ein Verdienſt, das dieſem geiſtreichen Manne bleiben würde, auch wenn ihm die Ausführung ſeiner Ideen weniger gelungen wäre. Daß er durch Richardſon's ernſthafte Romane zu ſeiner Erfindung veranlaßt wurde, iſt keine Einwendung gegen die Selbſtſtändigkeit ſeines Genies. Denn er hat nicht etwa Richardſon's Manier parodirt, oder ſich in einem andern Sinne nach ihm gebildet. Mit eben dem moraliſchen Beobachtungsgeiſte, wie Richardſon, hat er einen Schatz von Menſchenkenntniß im wirklichen Leben geſammelt und in ſeinen Romanen niedergelegt. Da er aber das Leben am liebſten von der komiſchen Seite anſah, und auch in ſeiner perſönlichen Sinnesart durchaus verſchieden von Richardſon war, ſo konnte er mit dieſem Romanendichter in nichts weiter übereinſtimmen, als in der Natürlichkeit ſeiner Sittengemälde und in ihrer moraliſchen Tendenz überhaupt. Ein leichtſinniger Sittenlehrer ſcheint mit ſich ſelbſt im Widerſpruche zu ſtehen; und daß Fielding dem Leichtſinne ſchmeichelt, iſt nicht zu leugnen. Das Ideale der Gefühle ſowohl, als der Grundſätze, war ihm im Leben, wie in der Kunſt, einerlei mit dem Unnatürlichen. Um durchaus natürlich zu ſeyn, glaubte er, die menſchliche Natur mit allen ihren Schwächen, ſo wie ſie iſt, in Schutz nehmen, und alle weiter ſtrebenden Anſprüche auf ſittliche Würde verſpotten, dafür aber auch das natürliche Gefühl uneigennütziger Herzensgüte als das Schönſte in der menſchlichen Natur mit den Reizen der Kunſt ausſchmücken, und dadurch ſeinen Sittengemälden ein höheres Intereſſe geben zu müſſen, daß den komiſchen Romanen bis dahin fremd war. Genügen kann Fielding deswegen Niemanden, wer das Ideale im Menſchen für mehr als Unnatur hält. Aber ihn darum zu den ſubalternen Geiſtern herabwürdigen, können auch nur einſeitige, oder beſchränkte Kritiker, die nicht fähig ſind, jeder Gattung vorzüglicher Geiſteswerke Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Aus Trotz gegen das Ideale, hält ſich Fielding, wie mehrere witzige Köpfe, recht mit Liebe bei dem Niedrigen

Digitized by Google

auf; aber die Würde der menſchlichen Natur da, wo er ſie erkannte, über die Anmaſſungen der Tugendpedanterei triumphiren zu laſſen, lag ihm deſto mehr am Herzen; und das menſchliche Leben im Ganzen hat er mit weit freierem Blicke überſchauet, als Richardſon. In der Erfindung und Ausführung ſeiner Romane hat er ſo viel Geiſt, Phantaſie und Darſtellungstalent gezeigt, daß er zwar nicht über, aber füglich, als Meiſter in einer andern Gattung, neben Richardſon geſtellt werden darf. Den Tom Jones von Fielding muß man vor Augen haben, wenn man die Vorzüge und Fehler dieſes Romanendichters in ihrem wahren Verhältniſſe zu einander erblicken will. Sein Joſeph Andrews hat treffliche Stellen, aber keine beſtimmte Idee; und durch die ſpottenden Anſpielungen auf Richardſon's Pamela hat Fielding in dem Joſeph Andrews ſeine eigene Phantaſie beſchränkt. Seine Amelia wird langweilig durch die umſtändliche Auszeichnung von Karakteren, für die man ſich nicht ſonderlich intereſſiren kann, und noch mehr durch die Geſchwätzigkeit der didaktiſchen Partieen. Alltäglich iſt auch der allgemeine Gedanke, der dieſem Romane zum Grunde liegt, daß ſich in den ſonderbaren Ereigniſſen des menſchlichen Lebens das Meiſte von dem, was man dem Glücke zuſchreibt, aus der bekannten Ordnung der Dinge nach den Naturgeſetzen des menſchlichen Herzens recht gut erklären laſſe. Aber im Tom Jones hat die herrſchende Idee eben ſo viel Intereſſe, als Beſtimmtheit. In keinem andern Roman iſt ſo meiſterhaft anſchaulich gemacht, wie natürliche Herzensgüte und hoher Edelmuth ohne ſyſtematiſche Moral, nach vielen Verirrungen vom rechten Wege, dem Ziel der menſchlichen Beſtimmung ſich nähert, und auf der einen Seite gegen natürliche Bösartigkeit, auf der andern gegen ſyſtematiſche Tugend gemeinet Seelen, auf das Rühmlichſte abſticht. Bei der ungezwungenen Ausführung dieſer Idee hat Fielding eine ſolche Menge von Karakteren in den mannichfaltigſten Situationen auf das Treffendſte zuſammengruppirt, daß man den Reichthum ſeiner Phantaſie, die aber immer dem gemeinen Leben getreu bleibt, eben ſo ſehr, als ſein Talent, durch treffende, leichte und witzige Darſtellung zu intereſſiren, bewundern muß. Aber an gemeinen Stellen fehlt es auch dem Tom Jones nicht. Ein Hauptfehler dieſes Romans, wie der übrigen von Fielding, iſt die Weitſchweifigkeit, mit der er ſo gern, mehr tändelnd, als witzig, über die menſchliche Natur räſonnirt, ohne etwas weiter aufzuklären, als, was jeder ſchon weiß, wer nicht in den Anfangsgründen der Menſchenkenntniß ein Neuling iſt. Fielding's Leben iſt beſchrieben von dem Schauſpieldichter und auch ſonſt als verdienſtvoller Schriftſteller bekannten Arthur Murphy, vor der von ihm beſorgten Ausgabe der Works of Fielding, London 1762 in 4 Quartbänden, und zugleich in 8 Oktavbänden.

Fiesco (Giovanni Luigi de), eigentlich Fieschi, Graf von Lavagna, entſproſſen 1524 aus einem der edelſten und berühmteſten Geſchlechter Genua's, erhielt eine treffliche Erziehung, und gelangte durch den frühen Tod ſeines Vaters zu einem großen Vermögen. Man nannte ihn den genueſiſchen Alkibiades, ſo ſehr glich er an Schönheit des Körpers, an Anmuth der Sitten, an Lebhaftigkeit und Gewandtheit des Geiſtes, und an feurigem Ehrgeiz jenem berühmten Athener. Schon als Knabe erglühte ſeine ſtarke Seele von dem Verlangen nach Freiheit, Größe und unſterblichem Ruhme, und bald konnte er dies Toben und Pochen ſeiner Bruſt nicht mehr ſtillen. Sein Ehrgeiz ward bald nicht mehr die einzige Triebfeder, die ihn zu großen Unternehmungen anreizte; ihr geſellte ſich auch Eiferſucht auf das große Anſehen der Familie Doria (ſ. d. Art.), und ein durch erlittene Beleidigungen in ihm aufgeregter Haß gegen den jungen Gianettino Doria bei. Dieſen einſt über ſich und über alle Häupter in Genua herrſchen zu ſehen — ihn,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

dem er ſelbſt ſich in ſo vieler Hinſicht ſo unendlich überlegen fühlte, dieſer Gedanke ließ ihn nicht ſchlummern. Aber deſto bewundernswürdiger war die Selbſtbeherrſchung, mit der er alle Empfindungen über dieſen Punkt ſo lange in ſeiner Bruſt verſchloß, bis er zur Ausführung eines beſtimmten Planes alle Mittel aufs Genaueſte berechnet, und auf das Prompteſte herbeigeſchafft hatte. Und dieſer Plan war kein anderer, als Ermordung der beiden Doria, Eroberung des Hafens und der Stadt, und völliger Umſturz der bisherigen Verfaſſung. Welch ein Entwurf für den Kopf eines 22jährigen Jünglings! Sein großes Vermögen ſetzte ihn allerdings in den Stand, Schiffe zu kaufen, und Mannſchaft anzuwerben, aber ganz reichte es doch nicht hin. Er hatte den Muth, den Papſt ſelbſt in das Geheimniß zu ziehen, und dieſer (es war Paul III.) ſammt ſeinem Sohne, und dem Herzoge von Parma, welche Beide gleich begierig waren, Carls V. Macht in Italien zu ſchwächen, verſprachen ihm kräftigen Beiſtand. Auch der franzöſiſche Geſandte, den er in Rom traf, unterſtützte ſein Vorhaben auf das Eifrigſte. Fröhlich kehrte der junge Graf zurück, und während ſeine Bundesgenoſſen für auswärtige Hülfe ſorgten, war er darauf bedacht, in Genua ſelbſt ſich Freunde zu verſchaffen, und ſeine Feinde durch die ſchlaueſte Verſtellung möglichſt ſicher zu machen. Das Letztere gelang ihm in ſo hohem Grade, daß wohl nie eine Verſchwörung von ſo großem Umfange ſo lange geheim geblieben iſt. Seine eigne Gemahlin fing nicht eher an, etwas davon zu ahnen, als in der Stunde der Ausführung. Spaniſche Kundſchafter aus Rom brachten dem alten Doria ſelbſt beſtimmte Anzeigen, aber in dem Augenblick trat der immer heitere Fiesco zur Thür herein, und ſcherzte ſo unbefangen und kindiſch zutraulich mit dem Greiſe, daß dieſer heimlich den Geſandten ins Ohr flüſterte: „Urtheilen Sie jetzt ſelbſt, ob Ihre Nachricht die geringſte Wahrſcheinlichkeit habe.“ Der Abgott des Volks war der ſchöne, prächtige und leutſelige Graf längſt geweſen, aber jetzt legte ers recht darauf an, alle Herzen zu erſtürmen. Sein Pallaſt ſtand jedem Armen offen, und für die zahlreichen Seidenweberfamilien, die damals ſehr heruntergekommen waren, ſorgte er ſo weiſe und gütig, wie es ſonſt nur reiche Regierungen vermögen. Er kaufte ihnen Arbeitsgeräth, bezahlte die Miethe für ſie, und ließ ihnen Getreide und Geld an beſtimmten Tagen reichen. Aus denen, die ſich ihm bei dieſer Gelegenheit genauer kenntlich machten, forſchte er nun die ſicherſten aus, und indem er vorgab, daß er von dem Herzog von Parma, an deſſen Beſitzungen ſeine Güter gränzten, nichts Gutes erwarte, erhielt er von mehreren Hunderten das Verſprechen, ihm im Nothfalle mit Leib und Leben zu Dienſte zu ſtehen. Mit drei treuen Freunden, Calcagno, Verrina und Sacco, ward nun das Nähere überlegt. Fiesco wollte am 4. Jan. 1547 ein großes Gaſtmahl geben, und auf dieſem ſollten die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Gianettino, weil er gerade an dem Tage Geſchäfte halber außerhalb der Stadt ſeyn mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die That ſchon in der Nacht vom zweiten zum dritten Januar geſchehen, und die Doria in ihrem Pallaſte überfallen werden ſollten. Vor allen Dingen wollte man ſich dann des Hafens und der darin liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches nicht ſchwer war, da ſie alle abgetakelt, und faſt gar nicht bemannt waren. Fiesco hatte unterdeſſen ſelbſt vier Galeeren gekauft, wovon er eine in den Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand Verdacht ſchöpfen ſollte, brachte er ſelber dem Gianettino Doria die erſte Nachricht davon, indem er vorgab, er wolle auch einmal gegen die Türken kreuzen. Er äußerte zuletzt die Beſorgniß, ob auch der alte Doria das wohl erlauben werde, und als ihn Gianettino darüber zufrieden geſtellt hatte, bat er nur noch, den

Digitized by Google

Lärmen nicht übel zu nehmen, den das Einſchiffen ſo vieler Menſchen in der Nacht verurſachen werde. Er blieb noch eine Weile dort, war ungewöhnlich luſtig, ſpielte mit den Kindern, und überzeugte ſich beim Weggehen völlig, daß von ſeinem Vorhaben noch nicht das Geringſte ruchtbar ſey. Den ganzen Tag über wanderten nun die fremden Knechte aus dem Parmeſaniſchen ein; und da man ſie in allerlei Kleidungen geſteckt hatte, und zu verſchiedenen Thoren einließ, ſo fiel ihre Menge nicht ſo ſehr auf. Die Lage und die Weitläufigkeit des fiesciſchen Pallaſtes kam den Verſchwornen gleichfalls ſehr zu Statten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmauſe und Schauſpiele in Fiesco's Schloß geladen, wo ſie ſich zu Hunderten einſtellten. Jeder ward herein, Niemand hinausgelaſſen. Die ſtarken Wachen verhinderten alles Geräuſch. Als die nöthige Anzahl beiſammen war, trat Fiesco unter ſie, und machte ſie in einer echt republikaniſchen Rede mit ſeiner Abſicht bekannt, vertheilte dann die Rollen, und erwartete die Mitternacht. Während unter die Verſchwornen Speiſe und Wein ausgetheilt ward, ging er zu ſeiner ſchönen Gemahlin, die erſt jetzt von ſeinem Vorhaben Kunde erhielt, geſellte ihr einen treuen Diener zu, und entriß ſich ihren Thränen, mit den Worten: „Liebes Weib, es iſt nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder Du ſiehſt Alles, was in Genua iſt, zu Deinen Füßen.“ Es war eine ſchöne mondhelle Nacht. Alles ſchlief, und Todtenſtille war in den Häuſern, als auf einmal ein Kanonenſchuß auf Fiesco's Galeere das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt entlud ſich mit ſchrecklichem Gebrauſe der fiesciſche Pallaſt der ungeheuren Menſchenmenge. Ein Theil beſetzte das Thor, ein anderer überrumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze und Palläſte der Stadt. Gianettino Doria, obgleich noch immer der Meinung, daß er die wahre Urſach des Lärms wiſſe, hielt doch, da das Getümmel zu allgemein ſchien, ſeine Gegenwart für nothwendig, etwanigen Unordnungen vorzubeugen. In ſeinen Mantel gehüllt, und den Degen in der Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten gefolgt, eilte er durch die wogenden Straßen an das Hafenthor, und befahl es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn mit unzähligen Stichen niederzuſtoßen. Der alte kranke Andreas wollte, wie Anchiſes, den Streich des Mörders in ſeinem Zimmer erwarten, ließ ſich aber endlich doch bewegen, die Flucht zu verſuchen, und entkam glücklich durch das Thor, weil der Auftrag, ihn zu tödten, in ſchlechte Hände gerathen war. „Fiesco und Freiheit!“ hallte es nun in den Straßen wieder, und die Revolution war ſchon glücklich beendigt, als man gegen Morgen — den Anführer vermißte. Niemand war jetzt, der den rohen Haufen zuſammenhielt, keiner wußte, was er thun ſollte, noch warum er das, was geſchehen war, gethan habe. Die Verwirrung wuchs mit jedem Augenblick, vergebens wartete man auf Fiesco's Erſcheinung, und als der Tag anbrach, verlief ſich der ganze Menſchentroß, und die vorige Ordnung kehrte von ſelbſt zurück. Einige Tage nachher fand man Fiesco's Leichnam im Hafen. Der Unglückliche hatte über ein Brett nach einer Galeere gehen wollen, das Brett war umgeſchlagen, und die ſchwere Rüſtung und der tiefe Schlamm hatten es ihm unmöglich gemacht, ſich durch Schwimmen zu retten. Auch hatte ihn Niemand, als angeſchmiedete Galeerenſklaven hinabſtürzen ſehen. Der zurückgerufene Doria rächte die That mit furchtbarer Strenge an den Hinterbliebenen. Alle Fiescer wurden aus der Stadt verbannt, ihre reichen Güter und prächtigen Schlöſſer eingezogen, die Hauptverſchwornen hingerichtet. Der aus dem Schlamm gezogene Körper des Ertrunkenen ward, ſtatt aller Beſtattung, ins Meer geworfen. So ſpurlos verſank ein großer Heldengeiſt, und ſo gemein endete eine That, die ohne

Digitized by Google

jenen verhängnißvollen Zufall zu den glänzendſten in der Geſchichte gerechnet werden würde. — Schiller knüpft das Mißlingen der Verſchwörung des Fiesco in ſeinem bekannten Trauerſpiele an einen andern Umſtand, als das Umſchlagen des Bretts an. Dabei dürfen wir aber nicht vergeſſen, daß der Tragiker die Cataſtrophe nicht an eine Begebenheit anknüpfen durfte, die nicht zu gleicher Zeit ein Akt des menſchlichen Willens war.

Fieſole, nach ſeinem Familiennamen Santi Toſini genannt, einer der berühmteſten Wiederherſteller des guten Geſchmacks in der Malerkunſt in Italien, geboren 1387, trat im J. 1407 in den Orden der Dominikaner, wo man ihm den Namen Bruder Johannes (Fra Giovanni) zulegte; ſeit dieſer Zeit pflegte man ihn Fra Giovanni de Fiesole, oder mit ſeinem Beinamen Angelico oder il beato (der Selige) wegen ſeines muſterhaften ſittlich-religiöſen Lebenswandels, zu nennen. Geſangbücher und andere zu religiöſem Gebrauche beſtimmten Bücher, waren das Erſte, welche er mit ſeinen bildlichen Zeichnungen ausſchmückte. Da die Vorgeſetzten ſeines Ordens Künſte und Wiſſenſchaften beförderten, ſo befaßte ſich Johann faſt ausſchließlich mit religiöſen, auf Erbauung abzweckenden Darſtellungen. Nach dieſen ſchmückte er ſein Kloſter mit großen Frescobildern, ſeinem eigenen Pinſel entfloſſen, aus. Seine Talente blieben nicht unbemerkt; Cosmus von Medicis übertrug ihm die Verzierung des Kloſters St. Marco und der Kirche St. Annunziata, und ſchenkte dem frommen Künſtler ſeine perſönliche Zuneigung und Freundſchaft. Durch ſeine Zeichnungen in dem Kloſter St. Marco beſonders, wo noch jetzt an den Wänden eine ſchöne Verkündigung prangt, zog er die Aufmerkſamkeit Nikolaus V. auf ſich, daß ihn dieſer nach Rom zu ſich rief, und von ihm ſeine Privatcapelle im Vatikan, die Capelle des heiligen Laurentius, mit den erheblichſten Szenen aus dieſes Heiligen Leben ausſchmücken ließ. (Vergl. hierüber Hirt's Italien und Deutſchland 1 St. und die 1810 zu Rom erſchienenen Umriſſe von dieſen Bildern von Franc. Giangiacomo Romano.) Seine Kunſt betrachtete unſer fromme, durch mackelloſes Leben ausgezeichnete, Künſtler, nur als eine heilige Eingebung, und um deſſen Willen auch nur zu heiligem Gebrauche beſtimmt. Da er als ein ſtrenger Kloſterbruder ſich in einer einſamen Zelle nur mit der Betrachtung des Göttlichen und der Darſtellung heiliger Geſchichten ergötzte, ſo wies er die, ihm vom Papſte dargebotene, Würde eines Erzbiſchofs von Florenz demuthsvoll ab; denn je weniger Bedürfniſſe er hatte, deſto reicher ſchätzte er ſich. Nachdem er noch die Capelle des h. Sakraments im Vatikan gemalt hatte, ſtarb er 1455 in Rom, wurde in der Minervenkirche begraben, und von ſeiner Kirche ſelig geſprochen. Lanzi nannte den Angelico, den Guido ſeines Zeitalters. In der Gallerie von Florenz findet man noch mehrere Staffeleibilder von ihm, deren Farbenglanz ſich faſt unverändert erhalten hat. Eins ſeiner bewundernswürdigſten Gemälde iſt aber das, worauf Jeſus die Maria mitten unter Engeln und Heiligen krönt, und das im untern Rahmen die Geſchichte der heiligen Maria und die Wunder des heil. Dominikus dem Beſchauer zeigt. Aus der Dominikanerkirche zu Fieſole, wo es ſich früher befand, ging es in die Gallerie des Louvre zu Paris über, und wurde uns durch die Zeichnung des Ternite (15 Blätter, Paris 1817 Fol.) jüngſthin näher bekannt. A. W. v. Schlegel, welcher dieſe Blätter ſeiner Anſicht würdigte, fällt über den Künſtler folgendes Urtheil: Johann von Fieſole theilt im Ganzen die Tugenden und Mängel ſeiner Zeitgenoſſen. Im Verſtändniß der maleriſchen Wirkung und in mannichfaltigen wiſſenſchaftlichen Theilen iſt er, vielleicht aus Anhänglichkeit an die ihm ehrwürdige alte Weiſe, einigermaßen zurück geblieben. Seine eigenthümlichen Vorzüge ſind Feſtigkeit, Zartheit und Anmuth. Seine Einbildungskraft nimmt nicht eben einen kühnen Schwung in das Gebiet des Außerordentlichen und Wun-

Digitized by Google

derbaren, wie z. B. die des Orgagna, aber nirgends wird man Dürftigkeit oder Ohnmacht gewahr. Seine Kunſt iſt eine ergiebige Quelle, die gleichmäßig, ohne Ungeſtüm und ohne Zwang, einem liebevollen, durch Andacht und Beſchaulichkeit geläuterten Gemüthe entfließt.“ Seines unbeſtrittenen Schülers Benozzo Gozzoli zahlreiche und wohlerhaltene Gemälde befinden ſich im Campo santo in Piſa. Nach A. W. v. Schlegels Anſicht ſteht er in der Anmuth und zarten Gemüthlichkeit ſeinem Lehrer nach, obwohl er ihm in der Farbenpracht, der Mannichfaltigkeit in den Hintergründen und in der Wahrheit in den Geberden der Handelnden gleich kommt.

Figur, 1) im mathematiſchen Sinn, die Vorſtellung eines völlig begränzten Raumes. Dieſe Vorſtellung entſteht a priori durch die innere Anſchauung, und wird zur äußern Anſchauung durch Conſtruktion (Zeichnung) gebracht. Denkt man ſich die Gränzen des Raumes nach den Verhältniſſen der verſchiedenen Linien allein: ſo entſteht der Begriff der Figur. Denkt man ſich den eingeſchloſſenen Raum zugleich mit ſeinen Gränzen nach zwei Dimenſionen, der Länge und der Breite nach, als ausgefüllt: ſo entſteht der Begriff der Fläche; nach allen Dimenſionen der Begriff eines geometriſchen Körpers, oder einer von allen Seiten begränzten ſtetigen Größe. 2) Figuren, grammatiſche, betreffen theils die Orthographie, wenn ſie Wörter um eine Sylbe, oder einen Buchſtaben, verkürzen oder verlängern, zwei Vokale in einen zuſammenziehen u. ſ. w., theils die Etymologie, wenn Haupt- und Beiwörter, numeri, casus etc. mit einander verwechſelt, und das eine für das andere geſetzt werden, theils ſind es ſyntaktiſche Figuren, Auslaſſungen, Ueberfluß, Verbindungen der Wörter, nicht nach der Regel, ſondern nach dem Sinne: Verbindung zweier Wörter zu einem; Latinismen, Gallicismen ꝛc. Es verſteht ſich, daß jede Sprache ihre eigene grammatiſche Figuren habe. Die ſyntaktiſchen fließen oft mit denredneriſchen zuſammen, und haben mit denſelben gleichen Urſprung und Zweck, Kürze, Lebhaftigkeit, Nachdruck des Ausdrucks. In Rückſicht auf die lateiniſche Sprache, ſind alle dieſe Figuren mit ihren Kunſtnamen zuſammengeſtellt und mit trefflichen Beiſpielen erläutert, in der vollſtändigen Grammatica marchica, einer wirklich gelehrten Grammatik, die nicht ſo vergeſſen ſeyn ſollte, als ſie zu ſeyn ſcheint. 3) Figuren, rhetoriſche, ſind ſolche Wendungen und Ausdrücke, durch welche eine Vorſtellung oder eine ganze Reihe derſelben unter einem andern, als dem urſprünglichen und eigentlichen Verhältniß dargeſtellt wird. Hervorgegangen aus einem mehr als gewöhnlich bewegten Gemüthe, veranlaſſen ſie auch in dem Hörer oder Leſer eine höhere Thätigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft, und geben dem Ausdruck Leben und Schönheit. Sie gehören eben deßhalb, ſofern ſie nicht durch bloßen Wortſchimmer blenden, zu den weſentlichſten Beförderungsmitteln einer vollendeten Darſtellung, und die Rhetorik macht es ſich zu einem ihrer Hauptgeſchäfte, über das Weſen und den Gebrauch derſelben Belehrung zu ertheilen. Frühere Rhetoriker theilten ſie in Wort- und Sachfiguren; eine Eintheilung, auf deren Unbequemlichkeit nur aufmerkſam gemacht zu werden braucht. Paſſender ordnete ſie Adelung und mit ihm Andere nach ihrem Verhältniſſe zu den verſchiedenen Gemüthskräften, welche durch ihren Gebrauch zunächſt beſchäftigt werden. Sie zerfallen dem gemäß in Figuren: 1) für die Aufmerkſamkeit und das Gedächtniß, 2) für die Einbildungskraft, 3) für die Gemüthsbewegungen, 4) für Witz und Scharfſinn. Allein auch dieſe Eintheilung, ſo bequem ſie für die Ueberſicht iſt, hat noch manches Schwankende, und es fehlt immer noch an einer völlig genügenden Klaſſenbeſtimmung dieſer in Leben und Schrift ſo häufigen Formen. Wir laſſen hier die wichtigſten derſelben in alphabetiſcher Ordnung folgen: 1) Allegorie (ſ. d. Art.); 2) Antitheſe (ſ.

Digitized by Google

d. Art.); 3) Apoſtrophe (ſ. d. Art.); 4) Ausruf (Ekphoneſis), eine der gewöhnlichſten Formen des Ausdrucks heftiger Gemüthsbewegungen; 5) Ellipſe (ſ. d. Art.); 6) Epanorthoſis (Verbeſſerung), wenn der Sprechende das Geſagte gleich darauf zurück nimmt und berichtiget; 7) Frage (Eroteſis), ſtatt der geraden Behauptung, um der Darſtellung Leben und Handlung mitzutheilen, affirmativ ausgedrückt, wenn ſie verneinen, negativ, wenn ſie bejahen ſoll; 8) Gleichniß, oder die Veranſchaulichung eines eigentlichen Begriffs durch einen ihm an die Seite geſtellten ähnlichen Fall. Das Merkmal, in welchem zwei verglichene Gegenſtände übereinkommen, heißt das Dritte der Vergleichung (tertium comparationis). Von dem Gleichniſſe ſind zu unterſcheiden: die Parallele, welche die Aehnlichkeit theilweiſe durchführt, und die Anſpielung (Alluſion), welche auf den ähnlichen Fall nur hindeutet. 9) Hyperbel (ſ. d. Art.); 10) Inverſion, vermöge deren die gewöhnliche Wortſtellung verändert wird, um den Hauptbegriff hervorzuheben; 11) Ironie (ſ. d. Art.); 12) Paralepſis (Präteritio), wenn von einer noch unvollendeten Vorſtellung unerwartet zu einer andern übergegangen wird; verwandt damit die Apoſiopeſis, wenn ein Satz unvollendet gelaſſen wird, als ob ein unvorhergeſehener Eindruck die Gedankenfolge unterbräche. 13) Polyſyndeton, wo die Bindewörter gehäuft werden, um die Aufmerkſamkeit länger bei einzelnen Vorſtellungen feſt zu halten; ihm entgegengeſetzt das Aſyndeton, eine Art der Ellipſe, vermöge deren die Bindewörter hinweggelaſſen werden, um ein raſcheres Fortſchreiten von einer Vorſtellung zur andern zu bewirken. 14) Proſopopöie oder Perſonifikation (Perſonendichtung), wenn lebloſen Dingen oder unſinnlichen Begriffen Eigenſchaften beigelegt werden, die nur dem lebenden Weſen zukommen; 15) Steigerung (Gradation, Klimax), wenn man die Begriffe nach ihrer Wichtigkeit ordnet, und von dem ſchwächeren zum ſtärkeren ſtufenweiſe fortſchreitet. Wird die umgekehrte Ordnung beobachtet, ſo entſteht ein Antiklimax. 16) Tropen (ſ. d. Art.); 17) Viſion (Geſicht), die erdichtete Erſcheinung überirdiſcher Weſen als gegenwärtig und theilnehmend an den Handlungen der Erde; 18) Wiederholung (Anaphora), mehrmaliger Gebrauch eines und deſſelben Wortes zu Anfange einzelner auf einander folgender Sätze. Geſchieht dieſe Wiederholung am Ende der Sätze, ſo heißt ſie Epiphora; Epizeuxis aber, wenn dieſelben Worte unmittelbar hinter einander wiederholt werden.

4) Figuren bezeichnen in der Muſik eine Folge von etlichen, geſchwind hinter einander folgenden, in der Höhe abwechſelnden Tönen, die zu derſelben Harmonie gehören, und an deren Stelle man, wenn man einfacher hätte ſeyn wollen, nur einen einzigen davon würde genommen haben. Den Namen haben ſolche Töne vermuthlich daher, weil die Noten, ſowie ſie auf einander folgen, da ſie insgemein durch Striche zuſammen gezogen werden, verſchiedene Figuren bilden. Dieſe Figuren beſtehen immer aus der Hauptnote, oder der, die eigentlich zur Harmonie nothwendig erfodert wird, und aus andern zur Harmonie gehörigen Noten. Dieſe Figuren haben die Veranlaſſung gegeben, daß man die gewöhnliche Muſik, bei welcher man ſich in verſchiedenen Stimmen ſolcher Figuren bedient, Figuralmuſik nennt, und ſie dadurch von der Choralmuſik unterſcheidet, wobei die melodiſchen Hauptnoten ohne dieſe Verzierungen vorgetragen werden. Figuranten, beim Ballettanz, die Tänzer welche truppweiſe tanzen und den Solotänzern zum Hintergrunde dienen; im Schauſpiel, Perſonen, welche um den Raum auszufüllen, zur Vervollſtändigung der Handlung dienen. Man nennt ſie auch Statiſten, ſtumme Perſonen.

Digitized by Google

Filangieri (Gaetano), Staatsmann und Juriſt, geb. den 18. Auguſt 1752 zu Neapel, ſtammte aus einem der älteſten adeligen Geſchlechter Italiens, nahm in ſeinem 14ten Jahre Kriegsdienſte, entſchlug ſich derſelben jedoch bald, und legte ſich mit ſolchem Eifer auf das Studium der Wiſſenſchaften, daß er ſich im 24ſten Jahre eine vollkommene Fertigkeit in den Sprachen des Alterthums, in der Kenntniß der Geſchichte, des Naturrechts und anderen Zweigen des menſchlichen Wiſſens einen hohen Grad von Bildung erworben hatte. Da das Fach der Geſetzgebung in vorzüglichem Grade ſeine Neigung feſſelte, trat er, nach dem Wunſche ſeiner Familie, als Sachwalter auf. Hier ſicherte ihm ſeine geiſt- und kenntnißreiche Beredſamkeit ein großes Gewicht, und als er die zeitgemäßen Reformen, welche der damalige erſte Miniſter in Neapel, Tanucci, im J. 1774 vornahm, gegen das Geſchrei der Anhänger des alten Syſtems ſiegreich vertheidigte, wurde Tanucci ſein Freund, und verſchaffte ihm mehrere bedeutende Stellen am Hofe, wodurch ſich Filangieri aber nicht abhalten ließ, ſeinen Lieblingsſtudien in Stunden der Muße mit dem nachdrücklichſten Eifer obzuliegen. Angefeuert durch Beccaria's früherhin zu Mailand erſchienenes Werk: „über Verbrechen und Strafen," faßte er den Plan zu einem Werke, welches die allgemeinſten und feſteſten Grundſätze der Geſetzgebung in allen ihren Zweigen und verſchiedenartigſten Beziehungen darſtellen ſollte. Sein großartiges Unternehmen trat in dem Werke La Scienza della Legislazione (Neapel 1780, 2 Bde.) in Wirklichkeit, und zog nicht nur die Aufmerkſamkeit Italiens, ſondern faſt von ganz Europa auf ſich. Trotz ſeiner Freimüthigkeit, mit welcher er in dieſem Werke die Gebrechen der vaterländiſchen Geſetzgebung enthüllte, ertheilte ihm ſein König doch eine Commanderie des Conſtantinordens. Hatten die zwei erſten Bücher ſeines gefeierten Werkes die allgemeinen Regeln der Geſetzgebung, und die politiſchen, ſowie die ökonomiſchen Geſetze zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung, ſo erſchienen im J. 1783 die folgenden 2 Bände, in welchen der Verfaſſer ſeine Anſichten über die Criminaljuſtiz ausſprach. Durch ſeine ſeltene Freimüthigkeit, die er auch hierin an den Tag legte, und wodurch er den für ſeine Feudalrechte beſorgten Adel und Clerus in Furcht ſetzte, ſah er ſich nicht nur von erkauften Federn (Joſeph Grippa) angefeindet und widerlegt, ſondern auch am 6. Dezember 1784 ſein Werk als aufrühreriſch und gottlos verdammt. Unbekümmert um dieſe Vorgänge, ließ er ein Jahr darauf den 5ten, 6ten und 7ten Band ſeines Werkes, worin er von der Erziehung, den Sitten und dem öffentlichen Unterrichte ſpricht, erſcheinen. 1783 mit Caroline von Frendel, Tochter eines ungariſchen Edelmanns, und Erzieherin der zweiten Tochter des Königs von Neapel, vermählt, zog er ſich, mit Genehmigung ſeines Fürſten, nach Cara in die geräuſchloſe Einſamkeit zurück, um hier der Bearbeitung des letzten Bandes ſeines unternommenen Werkes zu leben, welcher die Religion in Beziehung auf den Staat abhandeln ſollte. 1787 von Ferdinand IV. als Mitglied in den Finanzrath berufen, befiel ihn eine Krankheit, und machte ſeinem Leben am 21. Juli 1788 ein Ende, nachdem er kurz zuvor den 8ten Theil ſeines Werkes, welches die Religionen vor dem Chriſtenthume zur Sprache bringt, vollendet hatte. Das letzte, ſo zu ſagen, der Menſchheit angehöriges Werk erſchien in deutſchen (1784 zu Altdorf in der Schweiz, mit einer Vorrede von Siebenkees, 1784 von Guſtermann in Wien, und von Link) und franzöſiſchen (1789—1791 von Gallois) Ueberſetzungen. Schade, daß ihn ſein ſchneller Tod an der Vollendung von den begonnenen Werken, einer Nuova Scienza delle Scienze, worin er alle Wiſſenſchaften auf allgemeine Grundprinzipien zurückführen wollte, und einer Storia civile, universale perpetua, hinderte. — Unerwieſen hält man Acton (ſ. d. Art.) für den Urheber von Filangieri's ſchnellem Tod.

Digitized by Google

Filicaja (Vicenzo da), ein gefeierter Dichter Italiens, welcher, im Gegenſatze von der Geſchmackloſigkeit ſeiner Zeitgenoſſen, ſich aller Poeſie enthielt, die auch nur den Schein des Anſtößigen hatte, war 1642 zu Florenz geboren, wo er das Collegium der Jeſuiten und dann die Akademie zu Piſa beſuchte. Gelegenheitsgedichte, meiſt ſeiner Geliebten gewidmet, waren die erſten Proben ſeines Dichtertalentes. Mit dem Tode des beſungenen Gegenſtandes ſeiner Neigung, faßte er den Vorſatz, nur bloß heilige und heroiſche Gegenſtände mit ſeinen Lyratönen zu verherrlichen. Nach mehreren Reiſen wurde er bei ſeiner Rückkehr in ſeiner Vaterſtadt zum Mitgliede der Akademie della Crusca ernannt, worauf er ſich mit der Tochter des Senators Scipio Capponi verehlichte. Nach dem Tode ſeines Vaters zog er mit ſeiner Gattin aufs Land, und widmete hier ſeine Thätigkeit der Erziehung ſeiner Kinder und der Niederſchreibung ſeiner Gefühlspoeſie. Sein durchaus ernſthafter Karakter ſchränkte auch hier ſein Dichtertalent faſt ausſchließlich auf moraliſche und religiöſe Ideen ein. Dieſe Beſchränkung war nicht affektirt. Als Menſch ſtand kein italieniſcher Dichter dieſer Zeit in allgemeinerer Achtung, als er; die Armen und Hülfsbedürftigen ehrten ihn als ihren Schutzgeiſt. Mit ſeinen Verſen that er geheim. Aber zwei Gedichte von ihm (Florenz 1684), eine Trauerode auf die Belagerung von Wien, und eine Triumphode nach dem Entſatze dieſer Stadt, machten ihn ſo berühmt, daß er ſeit dieſer Zeit zu den erſten Dichtern der Nation gezählt wurde. Die Königin von Schweden ſchrieb in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken an ihn, ernannte ihn zum Mitgliede der von ihr in Rom errichteten Akademie, und ließ ſeine beiden Töchter auf ihre Koſten erziehen, dagegen beſang er ſie nun auch in einer Ode, in der er von ihr wie von einem übermenſchlichen Weſen ſpricht. In einer ſehr dürftigen Lage ſtarb Filicaja am 24. Sept. 1707 zu Florenz. Alle ſeine Gedichte haben eine gewiſſe klaſſiſche Würde. Das Studium der Alten und der Italiener des ſechszehnten Jahrhunderts hatte auf keinen ſeiner Zeitgenoſſen beſtimmter gewirkt, als auf ihn. Wie vertraut er mit der alten Literatur war, beweiſen beſonders ſeine lateiniſchen Gedichte, welche in der neuen Ausgabe ſeiner Werke (Opere di Filicaja, Venez. 1781; 2 Bd. 8.) ſtehen. Etwas Neues vermochte er nicht zu leiſten. Seine Oden und Sonette gehören indeſſen zu den beſten in der ernſthaften Art. Nur zuweilen wird ſeine Poeſie, wenn er von Gott und der Königin Chriſtine faſt mit gleichem Andachtsenthuſiasmus ſpricht, unleidlich.

Filigran-Arbeit, ein aus allerlei krauſen, gewundenen, geplätteten, durcheinander gezogenen Gold- und Silberfäden beſtehendes, oft ſehr feines, gefälliges und regelmäßiges Gewirre, was ehemals mehr als jetzt zur Zierde und zum Putz bei allerlei Waaren, z. B. zu Nadelbüchſen, Juwelenkäſtchen, kleinen Schächtelchen, Reliquienkäſtchen, zu Verherrlichung der heiligen Bilder, und andern Kirchengeräthen, angewendet wurde. — Dieſe Kunſt iſt ſehr alt, und ſcheint aus dem Orient zu uns gekommen zu ſeyn. Man will ſogar Ueberbleibſel davon im Schutte vom Herkulanum gefunden haben. Dergleichen ſind auch noch in Paris aus dem 7ten, und in Hannover aus dem 11ten oder 12ten Jahrh. vorhanden. Noch jetzt verfertigen die Türken, Armenier und Indier Meiſterſtücke von dieſer Art. Jetzt wird die Kunſt in Europa noch wenig geachtet, alſo auch wenig getrieben. Augsburg hat noch eine große Künſtlerin in dieſer Arbeit gehabt, Marie Euphroſine Reinhard, welche 1779 geſtorben iſt.

Filtriren, die Abſcheidung einer Flüſſigkeit von unauflöslichen, darin befindlichen, Theilen mittelſt einer Vorrichtung, welche jener den Durchgang geſtattet, dieſe zurückhält. Eine ſolche Vorrichtung heißt ein **Filter**. Er wird entweder von Löſchpapier in Geſtalt eines Trichters gemacht, in einen gläſernen Trichter geſetzt, und die Flüſſigkeit hineingegoſſen; oder im Großen

von Flanell, Tuch, Leinwand, Stroh, Werg u. ſ. w. Starke Säuern werden durch zerſtoßenes Glas gegoſſen, unreines Waſſer durch poröſe Steine, oder beſſer durch ausgeglühtes Kohlenpulver. Mittelſt deſſelben kann man faules und ſchmutziges Waſſer wieder trinkbar machen.

Filz, im Allgemeinen ein durch einander gewirktes und feſtes Gewebe oder zeugartige Maſſe, deren ſich die Hutmacher bedienen. Auch werden andere Kleidungsſtücke daraus bereitet. — Die Papiermacher nennen Filz ein Stück von wollenem Tuche, welches ſie über das eben geſchöpfte Papier ausbreiten.

Finale nennt man 1) den letzten Satz einer Sinfonie, eines Ballets, einer Sonate u. dgl., dem faſt durchgängig der Karakter der Freude und des Scherzes eigen iſt. Als Muſter ſolcher Finale's können die in den Haydn'ſchen Sinfonien vorkommenden angeführt werden. 2) Begreift man darunter in der Oper, vorzüglich in der komiſchen, die am Ende eines Aktes ununterbrochen nacheinander folgende Sätze von verſchiedenem Karakter, Ton, verſchiedener Taktart und Bewegung, bei welchen die Handlung fortrückt, und nicht, wie bei einzelnen Arien, durch den Ausdruck der in denſelben enthaltenen Empfindungen aufgehalten wird. Daher iſt faſt immer die Entwickelung des Knotens dem letzten Finale vorbehalten, wo denn der Tonſetzer zugleich Gelegenheit findet, ſeine reichhaltigen Ideen in mannichfaltigen Empfindungen ausdrücken zu können. Um eine völlige Ueberſicht der letztgenannten Finale's zu erhalten, braucht man nur das 1ſte Finale aus Figaro von Mozart, ferner das 1ſte und 2te Finale aus Don Juan von demſelben durchzuſehen.

Finanzſyſtem, der Inbegriff der Grundſätze, nach welchen die Staatseinkünfte erhoben und angewendet werden. Finanzkunde, die Kenntniß dieſer Grundſätze. Oft verſteht man darunter auch die Staatswirthſchaftskunde überhaupt; allein richtiger iſt jene nur ein Theil der letztern, wenn dieſe nämlich als gleichbedeutend mit Kameralwiſſenſchaft (ſ. d. A.) angeſehen wird. Die Franzoſen nennen ſie politiſche Oekonomie. Die Staatswirthſchaft zerfällt daher in National- und Finanzwirthſchaft. Die letztere entſtand, als ſeit der Entdeckung Amerika's die Verwaltung des Staatsvermögens aufhörte, Produktenwirthſchaft zu ſeyn, und Geldwirthſchaft wurde. Die Koſtbarkeit der ſtehenden Heere machte in derſelben die Maxime geltend, daß die unbeſchränkte Vermehrung des Staatsregierungs-Einkommens das Ziel aller Finanzwirthſchaft ſey. Dann folgte das Merkantilſyſtem, welches aus rohen Anſichten von Vermehrung der in Umlauf befindlichen Geldmaſſe hervorging, auf keinen haltbaren Grundſätzen beruhte, und zu Mißgriffen führte, wodurch die landwirthſchaftliche Cultur, der Gewerbfleiß und die National-Induſtrie gleich ſtark gelähmt werden mußten. — Hierauf lehrte die phyſiokratiſche Schule die Wichtigkeit des Landbaues, die freie Anwendung der Kräfte, überhaupt die Freiheit der Gewerbe und des Verkehrs; ſie bildete aber bloß eine Sekte von Theoretikern, keine Geſchäftsmänner. Endlich fand die Lehre der engliſchen Philoſophen Stewart und Adam Smith allgemeinen Beifall, beſonders die des Letztern, welcher überhaupt zu der gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Staatswirthſchaft am meiſten beitrug.

Findling, ein Kind, welches von ſeinen Eltern verlaſſen, an irgend einen Ort ausgeſetzt, und daſelbſt von andern Menſchen gefunden wird. Bei den Völkern des Alterthumes wurde die Tödtung der Frucht zwar nicht beſtraft, allein man wählte doch lieber, um ſich eines neugebornen Kindes zu entledigen, den milderen Weg, und ſetzte es an häufig beſuchten Orten aus, wo man immer noch die Rettung ſolcher Verwaiſ'ten hoffen konnte. Im 4ten Jahrh. erließen die Kaiſer Valentinian, Valerius und Gratian, gegen dieſe

Digitized by Google

Sitte, welche ſelbſt dem Naturgefühle des Tigers fremd iſt, Strafgeſetze, welche auch in unſere neuere Staatsverfaſſungen übergegangen ſind. Wenn man auch ſchon in der Vorzeit ſolche ausgeſetzten Kinder einem ſchmachvollen Tode zu entziehen ſuchte, ſo datirt ſich der Urſprung der Findelhäuſer doch nur aus neuerer Zeit. Doch ſcheint es, daß die Städte Athen und Rom früh öffentliche Kinderhäuſer oder Findelhäuſer, worin Kinder auf Koſten des Staats erzogen worden ſind, gehabt haben. Wenigſtens iſt gar kein Zweifel, daß in Rom im 6ten Jahrhunderte dergleichen geweſen ſind. Die älteſte Findelanſtalt in Deutſchland, welche ſich bis jetzt angeben läßt, iſt die zu Trier, im 8ten oder 7ten, oder wohl gar ſchon im 6ten Jahrh. Im 7ten Jahrh. waren ähnliche Einrichtungen in Frankreich zu Anjou, oder Angers. Im Jahr 787 iſt eins zu Mailand von einem Erzprieſter, Namens Datheus, auf ſeine Koſten geſtiftet worden. 1168 bewirkte der heilige Galbinus, Cardinal und Erzbiſchof zu Mailand, daß daſelbſt das Hospital ſich verpflichtete, nicht nur Kranke, ſondern auch in der Stadt ausgeſetzte und gefundene Kinder aufzunehmen, und mit Nahrung und Kleidung zu verſorgen. Im J. 1070 ſtiftete Olivier de la Trau zu Montpellier den heil. Geiſt-Orden, deſſen Mitglieder ſich zur Verſorgung der Armen, und zur Verpflegung und Auferziehung der Findlinge und Waiſen ſehr früh verpflichteten, und zu Montpellier und Rom dergleichen Anſtalten errichteten. Die Stadt Einbeck hat eine ſolche Anſtalt bereits von dem J. 1274, ein Hospital zum heil. Geiſte, gehabt. Konrad Kunz, ein reicher Bürger zu Nürnberg, hat daſelbſt 1331 das Spital zum heil. Geiſte geſtiftet. Der Bau ward 1333 angefangen, und 1341 vollendet. Auch in dieſes werden arme, ſchwangere Weiber aufgenommen, und die im Hospital gebornen, oder auch darin aufgenommenen Kinder, erzogen. Das prächtige Findelhaus in Florenz ſoll 1316 von einem gewiſſen Pollini geſtiftet ſeyn. Das (hopital du S. esprit) zu Paris ſoll 1362 angelegt ſeyn. Paris hat inzwiſchen von Zeit zu Zeit mehrere Findelanſtalten erhalten. In Venedig hat ein Franziskaner, Namens Petruccio, 1380 eine Findelanſtalt geſtiftet. In England ward das jetzige Hospital für Findlinge ſchon 1687 vorgeſchlagen, aber erſt 1739 vom König beſtätigt u. ſ. w. Man hat viel für und gegen die Findelhäuſer geſprochen. Als wohlthätige Folgen derſelben gab man an, daß durch eine ſolche Anſtalt dem Kindermorde und der Abtreibung des Fötus nicht nur bedeutend vorgebeugt werde, ſondern daß die Kinder hierin eine phyſiſch und moraliſch beſſere Erziehung, als in den Händen mancher ſchlechten Ziehmütter erhielten. Die Anklage, welche man gegen ein ſolches Inſtitut erhob, daß dadurch die Sittlichkeit gefährdet, und die Sterblichkeit ꝛc. vermehrt werde, läßt ſich leicht entkräften, und wir werden noch immer der Anſicht beipflichten, daß weislich eingerichtete Findelhäuſer von der mediziniſchen Polizei für eine ſegensreiche Wohlthat und ein ſchönes Zeichen der Vorſorge eines humanen Staates gehalten werden.

Finé (Oronce), geb. zu Biaçon in Dauphine 1494, erhielt wegen ſeiner großen Kenntniſſe in der Mathematik von Franz I. eine Anſtellung am königl. Collegium, verfertigte auf Befehl des Cardinals von Lothringen eine Planetenuhr, die noch jetzt in Paris zu ſehen iſt, und erfand noch verſchiedene andere mathematiſche Inſtrumente. Seine ſämmtlichen Schriften über Geometrie, Optik, Geographie und Aſtrologie, erſchienen Paris 1533—56, 3 Bde. Fol. Er ſtarb zu Paris in ſehr dürftigen Umſtänden den 6. Okt. 1555.

Fingal (Fin Mac Coul oder Fionghal), der Vater des ſchottiſchen Barden Oſſian, der ihn in ſeinen naturkräftigen Geſängen, wie Homer den Achill, verherrlichte, lebte in der zweiten, auch wohl in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Chr. Geb., und regierte als Fürſt in Morven

Digitized by Google

(Morbheim), einer Provinz Caledoniens, über einen Völkerſtamm, der ſich, gleich den Germanen, mit der Jagd vorzüglich beſchäftigte, und an deſſen Spitze er gegen die damals in England hauſenden Römer den Lorbeer des Nachruhms ſich erkämpfte. Seine Vorfahren ſcheinen ſchon lange über dieſen Stamm geherrſcht zu haben. Ob der von Oſſian genannte Caracul, Caracalla geweſen ſey, läßt ſich nicht mit Gewißheit ausmitteln. Unſtät und flüchtig irrte er in den angränzenden Ländern umher, und machte auf der See häufige Fahrten nach Schweden, den Orcney-Inſeln und Irland, welche Stätten Oſſian mit den Namen Lochling, Innistore und Ullin andeutet. Die Art und Weiſe ſeines Todes iſt unbekannt; jedoch nimmt man das Jahr 283 für das Jahr ſeines Todes an. (S. Oſſian.) Faſt in allen Theilen der Hochländer findet man große Gebäude, Gewölbe ꝛc., die ſeinen Namen tragen, oder auf dieſe Ehre Anſpruch machen. Vergl. den folg. Art.

Fingalsgrotte, Harmoniſche Grotte, Ua-bhim, eine auf Baſſaltſäulen ruhende Höhle, auf der hebridiſchen Inſel Staffa (ſ. d. A.), die zu den ſchönſten unterirdiſchen Naturmerkwürdigkeiten der ganzen Erde gehört, wurde, nach der Meinung der Bergſchotten und Hebridier, von Rieſen, dem durch die Lieder Oſſians ſo berühmten kaledoniſchen Helden Fingal als Pallaſt erbaut. Wenn man an der Nordweſtſeite von Staffa einen vorſpringenden Theil des Ufers umſchifft hat, eröffnet ſich plötzlich die herrlich ſchöne Ausſicht zu der Grotte. Ein 117 Fuß hohes, auf Säulen ruhendes Portal thut ſich hier auf, und zeigt den Eingang dieſes Feenpallaſtes, der von Säulenwänden getragen, und der Decke der Inſel überwölbt, ſich drittehalb hundert Fuß tief ins Innere der Inſel erſtreckt. Hier ſtarrt das Auge des Schauenden, er verſtummt, mißt ſich und ſeine Ideen von menſchlichen Kunſtwerken, mit dem, was er hier ſieht, und huldigt ſchweigend der Hoheit des Künſtlers, der dieſen Tempel wölbte, deſſen Majeſtät keine Vergleichung zuläßt. Das Licht, welches von dem hohen Eingang in das Innere fällt, und von dem kochenden Meere, das den Boden der Grotte macht, an die Wände zurückgeworfen wird, und dort in wunderbaren Reflexen und Farben ſpielt, läßt das Auge deutlich bis in den Hintergrund des Tempels ſehen, wo eine vorgezogene Säulenwand ihn ſchließt. Noch hat kein menſchlicher Fuß den Boden dieſer Grotte betreten; das Meer bedeckt ihn bis in den Hintergrund. Banks (ſ. dieſen Art.), Permant und Troil waren die Erſten, die ſie im Jahre 1772 mit einem Boote beſchifften, und eine Beſchreibung davon gaben. Aber der glückliche Fall ereignet ſich vielleicht kaum alle zehn Jahre, daß das Meer einen Tag ſo ruhig iſt, dies zu geſtatten; gewöhnlich ſchlägt und ſchäumt es ſtürmend gegen die Wände, und es bleibt dann nichts übrig, als auf einer ſchmalen, etwa fünfzehn Fuß hoch über dem Meere, an der rechten Seitenwand hinlaufenden Gallerie, die aus einer Reihe in dieſer Höhe abgebrochener Pfeiler beſteht, nicht ohne Lebensgefahr, ins Innere zu dringen. Im Hintergrunde findet man einen breiteren Ruheplatz, von dem man das Ganze ruhig überſehen kann. Die Decke des Gewölbes iſt eine Art von Moſaik. Die ſtumpfen Enden der Pfeiler, welche einſt dieſen Raum einnahmen, und welche zertrümmert wurden, um die Grotte zu bilden, bekleiden noch das Gewölbe, ihre Zwiſchenräume und Fugen ſind mit einem weißen, kalkartigen Kütt ausgefüllt, ſo daß ſie nun ein ſchönes Täfelwerk darſtellen. Die Breite der Grotte am Eingange iſt 53 Fuß, am Ende nur 20 Fuß, und die Höhe des Gewölbes vom Eingange bis in den Hintergrund nimmt ebenfalls von 117 bis auf 70 Fuß ab. Hierdurch muß ſich die Perſpektive vom Eingange aus um ein Beträchtliches verlängern. Schade, daß der ruhige Genuß dieſes herrlichen Anblicks vom Meere aus ſo ſelten vergönnt iſt, und daß die Gefahr des Weges im Innern, — wo man über Säulen gehen muß, wo oft gerade nur ſo viel Platz

Digitized by Google

iſt, um einen Fuß ſtellen zu können, — indem man mit der Hälfte des Körpers über dem ſchäumenden Meere hängt, wo man, um auf dem immer vom Waſſer beſtäubten ſchlüpfrigen Geſtein nicht auszugleiten, barfuß gehen, und mit den Armen die nächſten Säulen umſchlingen muß, zu ſehr durch die nöthige Aufmerkſamkeit auf den Weg zerſtreut wird, um den Eindruck des Ganzen ruhig aufzufaſſen. Die Luft der Höhle iſt nicht dumpf und ſchwer, wie gewöhnlich in andern unterirdiſchen Grotten, ſondern ſie wird durch die ſtete Bewegung des Meers beſtändig rein und friſch erhalten. Unter der hinteren Wand, etwas unter der Oberfläche des Waſſers, bemerkt man die Oeffnung einer neuen Höhle, in die das Meerwaſſer wechſelsweiſe hinein und heraus dringt. Iſt die Fluth nicht zu ſtark, ſo giebt die, beim Eindringen des Waſſers herausgepreßte Luft einen angenehmen Ton, welcher wahrſcheinlich der Grotte den Namen der harmoniſchen Grotte (im erſiſchen an ua vine) gab. Iſt aber die Fluth ſtärker, ſo hört man ganz andere Töne. So oft die Fluth andringt, ertönt ein dumpfes gewaltiges Krachen, von dem die ganze Grotte erbebt; es iſt, als wenn in einem unterirdiſchen Raume zwei harte Körper mit Gewalt gegen einander geſchlagen würden. Wahrſcheinlich befindet ſich in der unterirdiſchen Höhle ein losgeriſſenes Felſenſtück, zu ſchwer, um von einer geringen Fluth bewegt zu werden, das aber von einer heftigern gegen die Wände der Höhle geſchleudert wird, und den Schall und die Erſchütterung hervorbringt.

Finger. Die Finger ſind nebſt der Hand die vorzüglichſten Organe des Gefühls. Man hat deren fünf an jeder Hand, und es giebt wenig Beiſpiele, daß Menſchen mit weniger denn fünf Fingern zur Welt gekommen ſind; eine Mehrzahl iſt hingegen nicht ſelten. Anna Boleyn, die durch ihre Reize und ihr Unglück gleich berühmte königliche Geliebte, hatte ſechs Finger an der rechten Hand, einen übelgewachſenen Zahn in der obern Zahnreihe, und eine überflüſſige dritte Bruſt. Plinius ſpricht von zwei Schweſtern, die an jeder Hand ſechs Finger hatten, und darum den Beinamen six-digites erhielten. Auch in den Memoiren der Pariſer Akademie für das Jahr 1743, lieſt man von einem ſechszehn Monat alten Kinde, welches an jedem Fuß und an jeder Hand ſechs Finger hatte. Ruyſch hat ein in dieſer Beziehung höchſt merkwürdiges Skelet beſchrieben: die rechte Hand hatte ſieben und die linke ſechs Finger, und überdies war noch der Daumen doppelt. Der rechte Fuß hatte acht, der linke neun Zehen. Einen noch merkwürdigern Fall führt Saviard an, wo er erzählt, in dem Hôtel Dieu zu Paris ein neugebornes Kind geſehen zu haben, welches an jeder Hand und an jedem Fuß zehn Finger hatte, deren Glieder alle zerbrochen ſchienen. Die Form der Finger iſt die eines geſtreckten Kegels, oder einer kleinen, aus mehreren beweglichen Theilen beſtehenden Säule; dieſe Theile, welche man Glieder nennt, ſind ſo angebracht, daß ſie in der nämlichen Richtung ſtehen, oder ſich unter verſchiedenen Winkeln kreuzen können. Solcher Glieder nun hat jeder Finger drei, den Daumen ausgenommen, der nur zwei hat. Wenn die Hand ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ſo ruht das zweite Glied leicht auf dem erſten, und dieſes auf dem Mittelknochen, während das dritte auf dem zweiten liegt. Bei einigen Perſonen, und vorzüglich bei den Frauen, neigen die beiden letzten Glieder etwas gegen die obere Seite des Fingers, wie wir es auch bei der Mediceiſchen Venus bemerken. Uebrigens wird die Richtung der Finger faſt in jedem Augenblick durch die Muskeln, die ſie bewegen, verändert. Die Länge und der Umfang der Finger richtet ſich gewöhnlich nach der Größe und Stärke des Körpers, oder auch der beſondern Entwickelung der untern Gliedmaßen. Dieſe Organe ſind gewöhnlich bei müßigen Menſchen, bei Weibern u. ſ. w. feiner, als bei andern, die viel und angeſtrengt arbeiten; ſo werden ſie z. B. vom Brotkneten und andern dergleichen Arbeiten vergrößert. Ramazzini be-

Digitized by Google

hauptet, daß die Hände der Bäcker nicht allein von der Art ihrer Bewegung bei der Arbeit, ſondern auch von der nahrhaften Materie, in der ſie unaufhörlich ſich bewegen, groß und ſtark werden. Ob dieſe, etwas ſonderbare, Hypotheſe gegründet ſey, laſſen wir dahingeſtellt. Bei Perſonen von geringer Wohlbeleibtheit werden die Finger nach oben zu unmerklich dünner; bei ſehr mageren Leuten haben ſie mehr oder weniger ausgeſprochene Erhabenheiten um die Gegend der Gelenke. Bei fleiſchigten Menſchen, und vorzüglich bei jungen Frauen, die recht ſchwellende Hände haben, zeigen die anmuthig gerundeten Finger auf der obern Seite am erſten Gliede ein kleines Grübchen, das bekanntlich als eine Zierde einer hübſchen Hand angeſehen wird. Uebrigens iſt der Umfang der Finger auch bei den nämlichen Perſonen, unter verſchiedenen Verhältniſſen, häufigen Veränderungen unterworfen; äußere Kälte vermindert ihn; kaltes Waſſer macht die Haut der Finger ungleich und runzlicht; heiße Luft hingegen, vorzüglich in Zimmern, eine ungewohnte heftige Bewegung der Hände, warme Bäder u. ſ. w. machen die Finger anſchwellen. Noch merklicher iſt der Unterſchied der Finger unter ſich, an einer und derſelben Hand; der Mittelfinger iſt um ein Drittheil länger, als der kleine und der Daumen; der Zeigefinger iſt etwas kürzer, als der Ringfinger; die beiden letzmer halten die Mitte zwiſchen den drei übrigen.

Fingerſetzung (Applikatur) bezeichnet die Art des Gebrauches oder der Anſetzung der Finger auf denjenigen Inſtrumenten, auf welchen die Verſchiedenheit der Töne in Anſehung der Höhe und Tiefe durch den Griff der Finger hervorgebracht wird. Weil bei vielen dieſer Inſtrumente nicht allein die Reinheit der Töne, ſondern auch bei allen Inſtrumenten, die zu dieſer Art gehören, insbeſondere noch die Deutlichkeit der Intonation derſelben in ſchweren Stellen hauptſächlich von der richtigen Fingerſetzung abhängt, ſo hat nothwendig dieſer Gegenſtand den größten Einfluß auf den Vortrag, und iſt daher beſonders für den Anfänger von großer Wichtigkeit. Beſondere Verdienſte um eine richtige Fingerſetzung beim Clavierſpielen hat ſich J. B. Cramer in London durch ſeine (Etudes) Studien erworben.

Finiguerra (Tommaſo, abgekürzt Maſo), Bildhauer und Goldarbeiter, blühte um die Mitte des 15ten Jahrh. zu Florenz, und wird als der Erfinder der Kupferſtecherkunſt genannt. Die Geſchichte hat ausgemittelt, daß er ein Schüler des Lorenzo Ghiberti war, der die bronzenen Thüren des Baptiſteriums St. Johannis des Täufers zu Florenz verfertigte. Auch in der Kunſt, zu emailliren, die erſt zu Leo X. Zeiten blühte, erlangte er eine große Meiſterſchaft. Die Kirche St. Johann zu Florenz bewahret noch mehrere Stiche ſeiner Hand, die ſich durch Correktheit und Wahrheit auszeichnen. Vergl. das Werk des Abbate Zani: Materiali per servie alla Storia dell' origine'e de' progressi della incisione in rame et in legno. Parma 1802; ebenſo Bartsch peintre graveur, Tom. XIII.

Finisterrae (Ende der Welt), das äußerſte Vorgebirge auf der Weſtküſte von Galizien in Spanien am atlantiſchen Meere, hat ſeinen Namen daher, weil man vor der Entdeckung Amerika's hier das Ende der Erde vermuthete. — 2) Departement in Frankreich, die weſtlichſte Spitze der ehemaligen Bretagne, mit 123 □Meilen, 474.000 Einwohnern, Getreide, Flachs, Hanf, Obſt, Honig, Wachs, Viehzucht, Fiſchfang, Eiſenminen, Manufakturen von Leder, Seife, grober Leinwand, Segeltuch ꝛc., und der Hauptſtadt Quimper.

Fink (Friedrich Auguſt von), däniſcher General der Infanterie, geb. den 25. Nov. 1718 zu Strelitz, trat 17 Jahr alt in kaiſerliche, dann in ruſſiſche, und 1744 in preußiſche Kriegsdienſte, wo er 1746 ſchon Generalmajor und 1750 Generallieutenant war. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege, ſo wie während des 7jährigen Krieges bei Prag, Collin, Cunersdorf, zeichnete er ſich

Digitized by Google

ſo vortheilhaft aus, daß Friedrich von ihm die größten Hoffnungen hegte, und ihm ein beſonderes Commando gab, hatte aber kurz darauf, den 20ſten Nov. 1759, das Unglück, von den Oeſterreichern umzingelt, und mit ſeinen 12.000 Mann bei Maxen gefangen zu werden. Bis zum Hubertsburger Frieden blieb er gefangen, wurde dann vor ein Kriegsgericht geſtellt, kaſſirt, und auf ein Jahr nach Spandau gebracht. Nach Ablauf dieſer Zeit trat er in däniſche Dienſte, ſtarb aber ſchon den 24. Febr. 1766.

Finkenſtein (Albrecht Conrad, Reichsgraf Fink von), königl. preuß. Generalfeldmarſchall, geb. zu Saberau in Preußen 1660, diente anfangs im holländiſchen, dann im franzöſiſchen Heere, und trat 1689 in brandenburgiſche Dienſte. In den Niederlanden und am Rhein zeichnete er ſich bis zum Ryswycker Frieden, und dann im ſpaniſchen Succeſſionskriege durch vorzüglichen Muth aus, wurde 1718 Oberhofmeiſter des nachmaligen Königs Friedrich II., und ſtarb den 16. Dez. 1735 zu Berlin. — 2) Friedrich Ludwig, des Vorigen Sohn, geb. zu Berlin den 6. Mai 1709, wohnte von 1744—60 den Schlachten bei Keſſelsdorf, Bergen, Minden, Liegnitz und Torgau bei, wurde in letztrer gefangen, blieb es bis zum Hubertsburger Frieden, und ſtarb den 16. März 1785 zu Morungen in Oſtpreußen als Generallieutenant. — 3) Carl Wilhelm, Reichsgraf Fink von, preußiſcher Miniſter, geb. den 11. Januar 1714, wurde, 21 Jahr alt, als Geſandter nach Schweden, und 1740 nach Kopenhagen geſchickt. Friedrich II. gebrauchte ihn in den verwickeltſten Angelegenheiten, und ernannte ihn 1749 zum dirigirenden geheimen Staats- und Cabinetsminiſter, und er leiſtete als ſolcher ſeinem Vaterlande weſentliche Dienſte. Den 5. Jan. 1798 feierte er ſein 50jähriges Dienſtjubiläum, erhielt zum Theil die erbetene Entlaſſung, und ſtarb den 3. Jan. 1800.

Finnen, ein Hauptſtamm der in Nordeuropa wohnenden Völker, verbreitet außer dem eigentlichen Finnland über den äußerſten Norden von Aſien bis zum Ural und weit darüber hinaus, zählt über 3 Millionen Seelen. Sie gehören zu den älteſten, ſchon dem Tacitus bekannten Bewohnern des Landes, und ſind wahrſcheinlich erſt durch die Slaven in ihre jetzigen unwirthbaren Wohnſitze zurückgedrängt worden. Von dem weit verbreiteten Volke der Finnen ſind die Magyaren, wenn dieſe wirklich zu ihnen gehören, die einzigen, welche eine eigentliche Rolle in der Geſchichte ſpielen. Frühe mußte ein Theil der finniſchen Nation ſich unter das Joch der Norweger beugen, dann breiteten ſich die Ruſſen in ihrem Gebiete aus, und Karelien und Permien kam in ihre Gewalt. Im 14ten Jahrh. errichtete der Biſchof Stephan am Geſtade des weißen Meeres das Zeichen der Erlöſung, und zerſtörte den weitſtrahlenden Tempel des großen Gottes Jomala. Alle Finnen wurden nun von den Ruſſen unterjocht, und der Reſt ward eine Beute der Schweden, deren König Erich der Heilige († 1160) das Chriſtenthum bei ihnen einführte. Dieſe Nation theilt ſich in folgende 3 Hauptſtämme: Finnländer, Liven und Eſthen, welche feſte Wohnſitze haben, und Ackerbau und Viehzucht treiben. Erſtere, ein armes, aber fleißiges Volk, in den ruſſ. Gouvernements Finnland, St. Petersburg, Olonez und Twer wohnend, und an 1.300.000 Seelen zählend, ſind von kleiner Statur, gelblicher Geſichtsfarbe, haben braungelbe Haare, und einen ehrlichen, gaſtfreien, herzhaften und tapfern Karakter. Sie ſind Proteſtanten, aber noch vielem Aberglauben an Zauberei und Hexen ergeben. Ihre Sprache (der ungriſchen ähnlich) iſt melodiſch; ſie lieben Geſang und Dichtkunſt, doch kennen ſie den Reim nicht; die Alliteration, d. h. die Wiederkehr der nämlichen Anfangsbuchſtaben der Wörter und Sylben, vertritt bei ihnen deſſen Stelle. Sie wohnen in abſcheulichen Hütten, ohne Schornſtein und beinahe ohne Fenſter. Sie ſind erſt kürzlich ruſſiſche Unterthanen geworden, und genoſſen bisher der freien

Digitized by Google

ſchwediſchen Verfaſſung. Die Eſthen bewohnen den größten Theil von Eſth- und Liefland; ſie mögen über 400.000 Seelen zählen, die Liven in einem Theile Lieflands und Kurlands, nicht viel über 1500 Seelen; beide theilen das traurige Schickſal der Leibeigenſchaft mit allen dortigen Unterthanen. Alle übrige finniſche Völker des ruſſiſchen Reichs bewohnen den eiſigen Norden, wo ſie gleich ihren Stammverwandten, den Lappen und Finnen in Skandinavien (ihrer ſind an 1600; vergleiche den Artikel Lappland und Lappen), mit ihren Rennthieren umherziehen, und von der Jagd und Fiſchereien leben; doch haben ſich auch viele von ihnen in etwas ſüdlicheren Wohnſitzen, wo ſie unter Ruſſen vermiſcht leben, zum Theil an Ackerbau gewöhnt, und leben in Dörfer vereinigt. Dieſe Völker ſind, außer den Lappen am weißen Meere (höchſtens 5000 Köpfe ſtark), die Wogulen an beiden Seiten des Ural, etwa 6000 Seelen, leben von Jagd und Fiſcherei; die Tſcheremiſſen, ein anſehnlicher Stamm, welcher ſüdlicher wohnt, und daher auch größtentheils den Ackerbau treibt; die Wotjäken, etwa 26.000 Seelen, ſind meiſtens noch Heiden; die Tſchuwaſchen, an beiden Seiten der Wolga, über 100.000 Seelen ſtark, wovon indeß nur ein Theil Chriſten ſind, und viele noch als Nomaden leben; die Mordwinen, an der Oka und Wolga, ein träges, ſchmutziges Hirten- und Fiſchervolk, etwa 700.000 Seelen ſtark, wovon an 22.000 Chriſten; die Teptjären ſind ein Gemiſch verſchiedener Stämme, welche ſich in den ſibiriſchen Provinzen umhertreiben; einige haben ſich zum Ackerbau gewöhnt; man zählt ihrer über 34.000, wovon nur wenige getauft ſind.

Finnland, ruſſiſche Provinz in Europa, 5300 □ Meilen groß, gränzt an Schweden, den both. und finn. Meerbuſen, die Provinzen Archangelsk, Olonez, St. Petersburg und den Ladogaſee, und beſteht aus dem Großfürſtenthum Finnland, dem Gouvernement Wiburg und Kemi-Lappmark, nebſt dem Theil von Weſterbotten und Tornea-Lappmark im Oſten der Flüſſe Tornea und Muonio. Das Land hat ein äußerſt rauhes Klima, und beſteht aus großen Wüſten, Haiden, Moräſten, Waldungen und Seen; nur einige Gegenden ſind ſehr fruchtbar. Die vorzüglichſten Produkte ſind Getreide (in guten Jahren in Ueberfluß), Flachs, Kartoffeln, Holz (daher auch Kohlen, Theer und Pech zur Ausfuhr), See- und Flußfiſche, Wildprett, aber kaum hinreichende Rindvieh- und Schafzucht, Mineralien. — Die Einwohner (an 1.112.000), meiſtens Finnen, dann Ruſſen und Schweden, treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fiſchfang, Lein- und Wollweberei, und in den größern Städten einige Manufakturen und Fabriken. Schweden mußte im Nyſtädter Frieden im Jahr 1721 einen Theil von Carelien, im Frieden zu Abo im Jahr 1743 Kymenegard nebſt der Veſte Styſlot, und endlich im Friedensſchuſſe von Friedrichsham 1809 ganz Finnland, Oſtbothnien und ein Theil von Lappland abtreten. Die Verwaltung dieſer Provinz iſt einem Regierungskonſeil anvertraut, deſſen Präſident der Generalgouverneur iſt. Die Hauptſtadt iſt Helſingfors am finniſchen Buſen, mit 4000 Einwohnern, einem vortrefflichen Hafen, Fabriken und Handel.

Finſtere Kammer, ſ. Camera obscura.

Firenzuola, ſ. Nannini.

Firma, Handelsunterſchrift, der Titel einer Societäts- oder Geſellſchaftshandlung, Name einer Compagnie; Firma oder Procura geben, einen Handelsbedienten in den Angelegenheiten einer Handlung zur Namensunterſchrift des Principals bevollmächtigen.

Firmament, im gemeinen Leben, das ſcheinbare Himmelsgewölbe, der Sternhimmel, oder nach der Ptolemäiſchen Aſtronomie die Himmelskugel, an welcher die Fixſterne glänzen. Die Benennung Himmelsgewölbe hat

in der Vorſtellung uncivilisirter Völker, welche ſich den Himmel als ein feſtes Gewölbe denken, ſeinen Grund.

Firman, in der Türkei ein Befehl, vom Großvezier im Namen des Kaiſers ausgefertigt; in Oſtindien, beſonders im mongoliſchen Reiche, eine ſchriftliche Erlaubniß, Handel zu treiben.

Firmelung oder Firmung. Dieſes Wort hat ſeinen Urſprung von firmare, confirmatio, befeſtigen, Befeſtigung, Ankräftigung; denn dieſer iſt der Begriff, den die kathol. Kirche der Firmung, als einem von ihr angenommenen Sakramente des neuen Bundes, unterlegt. Durch die Handauflegung des Biſchofs nämlich und die Kreuzbezeichnung auf der Stirne des Getauften mit dem h. Criſam wird die Kraft des h. Geiſtes zum fortwährenden Widerſtande gegen die Verſuchungen und zur ſtandhaften Bekennung des chriſtlichen Glaubens ertheilt. Die kathol. Kirche ſtützet ſich in Annahme dieſes Sakramentes auf Apoſt. Geſch. Cap. VIII. 8. 17. und Cap. XIX. V. 6.; wo es heißet, daß die Apoſtel den Getauften die Hände auflegten, wodurch dieſe den h. Geiſt empfingen; ferner auf die Ueberlieferung der h. Väter aus allen Jahrhunderten der chriſtl. Zeitrechnung, z. B. des Theophilus von Antiochien, des Irenäus, Tertullianus, Cyprianus; dann auf die Concilien von Elvira, Nicäa, Laodicea u. ſ. w., und endlich darauf, daß in allen chriſtlichen Glaubensbekenntniſſen des Orientes die Firmung von jeher als ein von der Taufe getrenntes Sakrament iſt angenommen worden. Die Firmung gehört zu den Sakramenten der Lebendigen, weil ſie im Stande der Gnade ſoll empfangen werden, und kann nur Einmal empfangen werden, weil ſie der Seele einen unauslöſchlichen Karakter aufdrückt, d. h. weil ſie zu einem Berufe einweiht, deſſen ſich der vernünftige Menſch nicht erwehren kann, und wozu er hiermit die Einweihung ein für allemal erhält, weil er ſie immer nöthig hat.

Firmian (Carl Joſeph, Graf und Herr von), geb. 1718 zu Deutſchmetz im Trientiniſchen, zeigte von Jugend auf große Vorliebe für Jurisprudenz und Geſchichte, und wurde vom Kaiſer Carl VI. nach Wien berufen, und zum Hofrath ernannt. Nach dem Tode dieſes Kaiſers ging Firmian nach Rom, um ſich von Neuem den Wiſſenſchaften ungeſtört zu überlaſſen. Allein Kaiſer Franz I. berief ihn wieder nach Wien, und Maria Thereſia brauchte ihn mehrmals als Geſandten, und übertrug ihm auch das Generalgouvernement der Lombardei. Mit der größten Uneigennützigkeit verwalte er dieſes Amt, ohne darum die Wiſſenſchaften aus den Augen zu verlieren. Künſtler und Gelehrte umringten ihn, und letztere benutzten ſeine zahlreiche Bibliothek. Er ſtarb zu Mailand den 20. Juni 1782.

Firmont (Henri Eſſex Edgeworth de), geb. in Irland 1745, wo ſein Vater proteſtantiſcher Prediger war, der aber alsdann zur katholiſchen Kirche überging, und ſich nach Frankreich wandte. Er trat früh in den geiſtlichen Stand, wurde 1777 Beichtvater von Madame Eliſabeth, und machte ſich während der Revolution durch treue Anhänglichkeit an dieſe Prinzeſſin ſowohl, als um die ganze königliche Familie höchſt verdient. Er begleitete Ludwig XVI. (ſ. d. Art.) auf ſeinem letzten Gange, entwich, mit dem Blute des königl. Dulders beſpritzt, der drohenden Gefahr, und verbarg ſich in der Umgegend von Paris; denn noch war Madame Eliſabeth im Kerker, und bedurfte ſeines Troſtes. Da auch ihr Haupt gefallen, verließ er Frankreich, und ging nach England, und von da nach Edinburg, wo ſich die königliche Familie aufhielt. Später rief ihn ein Befehl Ludwig XVIII. nach Blankenburg, und er begleitete denſelben nach Mitau. Sein edler Karakter hatte ſich auch unverkennbar in ſeinem Aeußern ausgedrückt. Folgender merkwürdiger Zug beweiſt dies in einem hohen Grade. Sein König ſchickte ihn an den ruſſ. Hof, um dem Kaiſer Paul den heil. Geiſt-Orden zu über-

Digitized by Google

bringen, und dieſer Monarch wurde bei dem Anblick von Firmonts ehrwürdigem Weſen dergeſtalt ergriffen, daß er ſich vor ihm auf die Knie warf, und um ſeinen Segen bat! — So wie Edgeworth ſein Leben Unglücklichen mit evangeliſcher Liebe gewidmet hatte, ſo ſollte er es auch im Dienſte der Menſchheit verlieren. Im J. 1807 wurden eine Menge franzöſiſcher Kriegsgefangenen nach Mitau gebracht. Unter ihnen herrſchte ein anſteckendes Fieber, das die fürchterlichſten Verwüſtungen anrichtete. Firmont, hiervon nicht zurückgeſcheucht, wurde ihr treueſter und unermüdlicher Verpfleger; er achtete keine Gefahr, aber ſie ereilte ihn auch. Vom Typhus angeſteckt, ſtarb er am 22. Mai 1807. Die Herzogin von Angouleme verpflegte ihn in ſeiner Krankheit, und Ludwig XVIII. verfaßte ſelbſt ſeine Grabſchrift.

Firniß, eine Flüſſigkeit, die, auf eine Fläche getragen, nach dem Austrocknen einen mehr oder weniger glänzenden, dem Waſſer Widerſtand leiſtenden, Ueberzug zurückläßt. Man theilt die Firniſſe ein: 1) in Oelfirniſſe, und 2) in Lackfirniſſe; letztere ſind entweder a) geiſtige Lackfirniſſe, oder b) ölige Lackfirniſſe. Die Oelfirniſſe beſtehen aus trocknenden fetten Oelen, deren austrocknende Eigenſchaft man durch Abkochen mit oder ohne Zuſatz von Silberglätte oder andern Bleioxyden, oder etwas Bleizucker erhöhet hat. Auch durch bloßes Erhitzen bis zur völligen Verdampfung der wäſſerigen Feuchtigkeit laſſen ſich die fetten austrocknenden Oele zu Firniſſen verwandeln, der Zuſatz von Bleioxyd befördert indeſſen ihr Austrocknen noch mehr, weil dadurch die Oele etwas oxydirt werden. Nicht alle fette Oele ſind zu Firniſſen anzuwenden, ſondern nur diejenigen, welche austrocknen, z. B. das Leinöl, Nußöl, Mohnöl, Buchnußöl u. a. m. Sollen die fetten Oelfirniſſe weiß ausfallen, ſo muß man die Oele vorher bleichen, welches leicht geſchieht, wenn man ſie in flachen blechernen Gefäßen dem Einfluſſe des Lichts und der Sonne ausſetzt. Man verbindet auch wohl die fetten Oele mit feſten harzigen Subſtanzen, und bereitet daraus die dauerhafteſten Firniſſe, z. B. den Bernſteinfirniß, und den Kopalfirniß u. ſ. w. Die Lackfirniſſe beſtehen aus verſchiedenen Harzen, die entweder in Alkohol, oder in einem ätheriſchen Oele, z. B. Terpentinöl, aufgelöſt werden. Man hat zu deren Verfertigung eine ſehr große Anzahl Vorſchriften, die man in den unten angeführten Schriften nachſehen kann. Es kömmt bei der Verfertigung Alles darauf an: 1) daß die aufzulöſenden Harze durchaus trocken, rein und durchſichtig ſind; 2) daß der Alkohol gut gewäſſert iſt; 3) daß ein richtiges Verhältniß von ſpröden und weichen Harzen genommen, oder die Sprödigkeit der Harze durch einen Zuſatz von Terpentin gemildert wird; und 4) daß, wenn das Auflöſungsmittel ein ätheriſches Oel iſt, dieſes recht rein und trocken ſey, und, wenn es Alkohol iſt, derſelbe gut entwäſſert ſey. Die Verfertigung der geiſtigen Lackirfirniſſe macht übrigens keine Schwierigkeit; man nimmt nämlich die ausgeleſenen Harze, pulvert ſie gröblich, ſchüttet ſie in einen Kolben, gießt den Alkohol darüber, und ſtellt den Kolben, nachdem er mit der Blaſe verſchloſſen worden, in gelinde Wärme, und ſchüttelt Alles von Zeit zu Zeit wohl um. Iſt die Auflöſung geſchehen, ſo läßt man ſie ruhig ſtehen, damit die etwa dabei befindlichen fremdartigen Theile ſich abſondern, und gießt ſie hernach behutſam ab. Zur Verfertigung eines ſchönen weißen Lackfirniſſes kann man 8 Unzen feinen Sanderac und zwei Unzen Maſtix pulvern, mit 32 Unzen Alkohol digeriren, nach geſchehener Auflöſung noch drei Unzen des reinſten venetianiſchen Terpentins damit verbinden, und Alles durch Abſetzen wohl abklären laſſen. Man erhält auf dieſe Art einen Firniß, der ſo weiß und durchſichtig iſt, daß man ihn auf alle Materien bringen kann, die mit ihren eigenen Farben erſcheinen ſollen. Einen guten braunen Lackfirniß erhält man, wenn man 8 Unzen durchſichtiges Tafelſchellack pulvert, mit 32 Unzen Alkohol auflöſet, und ein Loth venetianiſchen Terpentin zuſetzt. Nimmt man auf 8 Unzen Ta-

Digitized by Google

kelſchellack vierzig Gran des feinſten Drachenbluts, ferner dreißig Gran Saf- ran und 36 Unzen Alkohol, ſo erhält man einen ſchönen gefärbten Firniß, der, auf polirtes Silber, oder Kupfer, oder Zinn getragen, denſelben die ſchönſte Goldfarbe ertheilt, und daher Goldfirniß genannt wird. Einen öligen Lack- firniß kann man erhalten, wenn man 4 Unzen gepulverten Maſtix mit 12 Unzen Terpentinöl ſo lange digerirt, bis er aufgelöſt iſt. Oder eine wohlfei- lere aber geringere Sorte erhält man, indem man 5 Theile weißes Harz in 8 Theilen Terpentinöl auflöſet. Mehrere Vorſchriften ſ. in folgenden Werken: Staffiermaler, oder die Kunſt, anzuſtreichen, zu vergolden und zu lackiren ꝛc. v. Watin, Lpz. 1779. Gründlicher Unterricht zur Verfertigung guter Firniſſe, nebſt der Kunſt, zu Lakiren und zu Vergolden, von C. Güttle, 3 Th. Lpz. 1793 —1804. Praktiſche Anleitung zum Lackiren und die dazu gehörigen Lacke und Firniſſe zu verfertigen von Müller. Lpz. 1801. Tingri's Handbuch für Ma- ler und Lackirer. 2 Bde. Leipz. 1804.

Firnißbäume. Die berühmteſten Firnißbäume ſind die chineſiſchen, wovon es folgende 3 Hauptarten giebt: 1) der Firniß-Sumach, wel- cher am Häufigſten von den Chineſen zu ihrem Firniß benutzt wird, und deſſen Einſammeln, wegen der giftigen Ausdünſtung, mit großer Gefahr verbun- den iſt. Er wächſt auch in Nordamerika. Der Firniß ſelbſt wird auf folgende Art gewonnen. Im Frühjahr, und vorzüglich im Sommer, macht der Ar- beiter zu Abend mit einem eigenen krummen Meſſer den erſten Einſchnitt in den Baum, etwa 7 Zoll oberhalb der Erde; der Schnitt wird ſchräg von un- ten nach oben geführt, jedoch nicht tiefer, als die Rinde. Mit ſolchen Ein- ſchnitten ſteigt er nun von 7 Zoll zu 7 Zoll ſtets höher hinauf, ſowohl im Hauptſtamme, als an ſeinen großen Aeſten. In jeden Einſchnitt drängt er eine, in China häufige, Muſchelſchale, die ſich in der Nacht mit dem her- vorquillenden Firniß füllt, und wird am folgenden Morgen abgenommen. Dieſe Muſchelſchalen werden ſodann zuſammen in ein Gefäß von Ochſenle- der mit vieler Vorſicht ausgeleert. Der Baumſaft wird nachmals in dem Hauſe des Unternehmers durchgeſeihet, und man iſt mit der Ernte ſehr zu- frieden, wenn man von 1000 Bäumen in einer Nacht 20 Pfund Firniß er- hält. So trefflich nun aber auch der hiervon bereitete Firniß iſt, ſo ſoll der Japaner den Vorzug behalten, der vielleicht dort von einem andern Baume herrührt. 2) Der chineſiſche Glanzbaum wächſt in China und Cochinchina, hat ungleich gefiederte, lancettförmige, kleine, glatte, ungezähnte Blätter; die Blumen ſtehen in Riſpen an den Enden der Zweige; die Frucht iſt eine linſenförmige Steinfrucht. Aus ſeiner rauhen Rinde fließt durch Einſchnitte ein harziger Saft, der einen trefflichen Firniß von ſchönſtem Glanze giebt. 3) Der Bergfirnißbaum, ſowohl in China als in Cochinchina, iſt ein gro- ßer Baum mit herzförmigen Blättern und vielblüthigen Blumenſtielen. Man zieht nur aus den länglichten Kernen der Steinfrucht ein zähes, gelbes, durch- ſichtiges Oel, und beſtreicht bald damit Holzwerk, bald miſcht man es aus Sparſamkeit mit dem gewöhnlichen Firniß, um dieſen flüſſiger zu erhalten und zu verlängern. Um große Partien, z. B. Fußböden, damit zu lackiren, überzieht man dieſe zuerſt mit Kalk, läßt Alles trocken werden, und trägt ſo- dann die Farbe, welche man ihm zu geben Willens iſt, nachdem ſie zuvor in dieſem Oele oder Firniß gekocht iſt, auf das Holz. Da dieſes Oel ungleich wohlfeiler iſt, als der eigentliche Firniß, ſo dient es leider zu ſehr zum Ver- fälſchen des letztern.

Fis. Mit dieſer Sylbe bezeichnet man die ſiebente Saite der diatoniſch- chromatiſchen Tonleiter, wenn ſie als große Terz von d, oder als reine Quinte von h. u. ſ. w. gebraucht wird.

Fiscal, eine Perſon, die für das Beſte des Fiscus, d. i. die Einkünfte der den Schatz eines Staates, einer Kirche, Gemeinheit oder Geſellſchaft ſorgt,

Digitized by Google

die demſelben heimgefallnen Güter in Beſitz nimmt, und Strafgelder einfodert; 2) ein Beamter, der für die bürgerliche Ordnung wachen muß; der beſtellte öffentliche Ankläger peinlicher Verbrecher; 3) auf einigen Univerſitäten der Famulus, beſonders, weil er die Honorarien für die Vorleſungen einfodert; 4) bei den Holländern ein Gerichtsdiener am Bord des Admiralsſchiffes, der auf ſämmtliche Schiffe und Mannſchaften genau Acht hat, vornehmlich während des Gefechtes, und diejenigen, welche ihre Schuldigkeit nicht thun, anklagt. Fiscale von der zweiten angegebenen Bedeutung nennt man an einigen Orten auch fiscaliſche Anwälde, Procuratores fisci. — Fiscalität, das Strafrichteramt.

Fiſchart (Joh.), genannt Menzer, war nach Einigen, welche den Zunamen Menzer durch Mainzer erklären, aus Mainz, Andere ſagen, aus Straßburg gebürtig, Doktor der Rechte und Reichskammeradvokat, um das Jahr 1586 Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken, und ſtarb noch vor 1591. So wenig Gewiſſes man von ſeinen Lebensumſtänden weiß, ſo iſt auch in Rückſicht ſeiner Schriften, deren er eine beträchtliche Anzahl geſchrieben, noch Manches im Dunkeln. Er ſchrieb theils in Proſa, theils in Verſen, theils in Proſa mit Verſen untermiſcht. Faſt Alles iſt ſatyriſchen Inhals, und zum Theil mit äußerſt ſonderbaren Titeln verſehen. Als Satyriker iſt er unſtreitig der Zügelloſeſte ſeines, und vielleicht aller Jahrhunderte, unerſchöpflich an drolligen, launigen, witzigen, aber auch oft an zweideutigen, ſchmutzigen Einfällen, auf das Genaueſte bekannt mit den Thorheiten ſeines Zeitalters, und nie ungewiß über den Ton, in welchem ſie bald verlacht und ausgehöhnt, bald wieder gegeißelt werden müſſen. Die deutſche Sprache behandelte er, wie ſein Leibeigenthum, drang ihr Wörter und Wendungen auf, zu denen die entfernteſte Analogie nicht aufzufinden iſt. Im ſtarkkomiſchen und burlesken Ausdruck iſt er faſt unübertreffbar. Aber auch die willkührlichſten Sprachformen, welche er ſich erlaubt, zeugen von ſeiner Gelehrſamkeit und ſeinem Witze. Ueberall leuchtet zugleich aus den ſchalkhafteſten Ergießungen ſeines fruchtbaren Genies eine natürliche Heiterkeit und treuherzige Redlichkeit hervor. Wie groß der Beifall geweſen, den er unter ſeinen Zeitgenoſſen gefunden, kann man ſchon daraus erkennen, daß mehrere ſeiner Schriften ſo oft wieder aufgelegt werden mußten, und, wie er ſelbſt ſagt, kaum genug gedruckt werden konnten. Aus ſeinem literäriſchen Nachlaſſe: das glückhafte Schiff von Zürich (1576. 4), Aller Praktik Großmutter u. ſ. w. heben wir ſeine bekannte, freie und originelle Nachbildung des franzöſiſchen Dichters Rabelais Gargantua hervor, wodurch er Deutſchland mit dem erſten komiſchen Romane, und einem Schatze von groteskem Witze beſchenkte. Daß Fiſcharts Ueberſetzung mehr Paraphraſe und originelle Umarbeitung iſt, wird man bei der erſten Vergleichung gewahr. Er iſt kein Ueberſetzer von gemeiner Art, die der Sache ein Genüge gethan zu haben glauben, wenn ſie ihren Autor Wort für Wort und Buchſtaben für Buchſtaben wiedergeben, unbekümmert, ob der Geiſt deſſelben durch den Buchſtaben getödtet wird. Fiſchart entlehnte bloß den Stoff ſeines Buchs vom Rabelais. Dieſen verpflanzte er auf deutſchen Boden, und bearbeitete ihn nach deutſcher Art und Kunſt, ſo daß man deutſche und nicht franzöſiſche Sitten, Schilderungen und Darſtellungen, kurz ein echtdeutſches Originalwerk zu leſen glaubt. Obgleich Fiſchart übrigens ſein Werk in Proſa ſchrieb, ſo miſchte er doch bald hier, bald da Verſe ein. Beſonders zeichnet ſich unter den eingeſtreuten luſtigen Liedern eine Litanei der Trunkenen aus. Am merkwürdigſten aber iſt, daß wir hier die älteſten deutſchen Hexameter antreffen, die wir, wenigſtens bis jetzt, in der Geſchichte unſerer Poeſie aufzuweiſen haben. Sie ſind der Anfang eines Gedichts, das, wie es ſcheint, ein ſcherzhaftes Heldengedicht hat werden ſollen. Fiſchart ſagt, er habe deswegen dieſen Verſuch gemacht, „dieweil daraus die

Künſtlichkeit der teutſchen Sprach in allerhand Karmina beſcheint, und wie ſie nun nach Anſtellung des Hexametri, oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung und ſylbenmäßigen Sechsſchlag weder den Griechen noch Lateinern (die daß Muß allein eſſen wollten) forthin weiche."

Fiſchbein werden die Kiefern und Barten des Wallfiſches genannt, wenn ſie geſpaltet, gereinigt und zu Stäben oder Stangen zugeſchnitten ſind, wo ſie alsdann unter dem Namen ſchwarzes Fiſchbein zu Regen- und Sonnenſchirmen, Schnürleibern ꝛc. verwandt werden. Solche Barten ſind dicke; oft 100 Pfd. wiegende Hornlagen im Oberkiefer des Wallfiſches. — Weißes Fiſchbein, die Bemme oder Knochen der Meerſpinne oder Seekatze, welches pulveriſirt, von den Gold- und Silberarbeitern, gebraucht wird.

Fiſche ſind Waſſerthiere, und haben, wie die Amphibien, rothes, kaltes Blut, athmen aber durch wahre Kiemen, und bewegen ſich durch bleibende Floſſen. (Wahre Kiemen und bleibende Floſſen — zum Unterſchiede von den ähnlichen Werkzeugen vieler jungen Amphibien in ihrem erſten fiſchähnlichen Zuſtande.) Am nächſten gränzen die Knorpelfiſche an die Amphibien, weil ſie, ſtatt der Gräten, Knorpel, und ſelbſt eine Art von unvollkommenen Lungen haben; daher man ſie auch ſonſt zu den Amphibien rechnete. Das Athemhohlen der Fiſche geſchieht, indem ſie die im Waſſer aufgelöſte Luft durch den Mund in die Kiemen leiten, und durch dieſe wieder von ſich geben. Da ſie keine wahre Lungen haben, ſo ſind ſie auch ſtumm. Die wenigen, die einen Laut von ſich geben, z. B. der Schlammbeitzker oder Wetterfiſch, thun dies mittelſt der Kiemen. Die Bildung der Fiſche iſt ſehr einfach: Kopf, Hals, Bruſt, Leib und Schwanz beſtehen aus Einem Stücke. Dennoch findet ſich in Hinſicht auf körperliche Verſchiedenheit nirgends mehr Mannichfaltigkeit, als in dieſer Thierklaſſe. Manche ſind oben und unter plattgedrückt, andere walzenförmig, eckicht, und einige ſogar kugelrund. Eben ſo verſchieden iſt die Geſtalt des Kopfes. Die Zähne ſtehen nicht immer in den Kinnladen, ſondern zuweilen auf der Zunge, oder weiter hinten. Eine ſehr mannichfaltige Bildung und Zeichnung haben die Schuppen, womit die meiſten Fiſche bekleidet ſind. Sie beſtehen aus einer eigenen hornartigen Maſſe, welche gewöhnlich mit Schleim überzogen iſt, und zum Theile wie Silber und Gold glänzt. Statt der Schuppen haben verſchiedene nur eine ſchlüpferige Haut, die Knorpelfiſche aber größtentheils Schilder und knochichte Schalen. Wahre Knochen finden ſich bei den Fiſchen nur wenige; die Stelle derſelben erſetzen die Gräten, und bei den Knorpelfiſchen die Knorpel. Die Floſſen, welche von ihrer Stelle Rücken- Bruſt- Bauch- und Schwanzfloſſen heißen, dienen alle zu beſonderen Bewegungen der Fiſche, z. B. die Bruſtfloſſen zum eigentlichen Fortrudern, die Schwanzfloſſe als Steuerruder zum Lenken. Vermittelſt ihrer langen und ſtraffen Bruſtfloſſen können ſich ſogar die fliegenden Fiſche eine Strecke weit über dem Waſſer fortſchwingen. Die Schwimmblaſe, welche im Bauche liegt, und bei einigen doppelt, überhaupt aber verſchiedentlich gebildet iſt, ſcheint vorzüglich das Auf- und Niederſteigen im Waſſer zu befördern. Will der Fiſch in die Tiefe, ſo drückt er die, ihn oben erhaltende, Luft aus dieſer Blaſe; hört der Druck auf, ſo ſteigt er wieder. Durchſticht man die Blaſe, ſo muß er auf dem Boden bleiben. Die, welchen die Blaſe fehlt, haben dafür eine andere Einrichtung erhalten, um ſich aufwärts bewegen zu können. Obwohl die Fiſche kein äußeres Ohr haben, ſo hören ſie doch ſehr gut; eben ſo fein fühlen ſie jede Bewegung des Waſſers, riechen den Köder ſehr weit, und ſehen ſelbſt des Nachts, wo die Meiſten am lebhafteſten ſind. Eines täglichen Schlafes ſcheinen ſie nicht zu bedürfen, wohl aber zum Theil den Winter im Schlafe und Erſtarrung zuzubringen. Ueberhaupt weiß man noch wenig von ihrer Lebensart, weil ihr Aufent-

Digitized by Google

halt genauere und fortgeſetzte Beobachtungen unmöglich macht. — Die Meiſten entſtehen aus Eiern oder Rogen; — daher die gewöhnlich etwas dickeren Weibchen Rogner heißen. Die Männchen heißen Milchner, weil man ihren Samen Milch nennt. Der Rogen eines Weibchens enthält oft über eine Million Eier. Anſtatt einer wirklichen Begattung reiben ſich Männchen und Weibchen an einander; jenes läßt dann die Eier (den Laich) fahren, und dieſes befruchtet ſie mit ſeinem Samen. Die jungen erlangen zum Theil erſt nach und nach ihre wahre Geſtalt, wachſen aber ſehr geſchwind, und einige Gattungen wohl zeitlebens. Man hat Beiſpiele von mehr als hundertjährigen Fiſchen. — Ihre Nahrung nehmen die Fiſche theils aus dem Gewächsreiche, theils aus dem Thierreiche; manche freſſen Schlamm und allerlei Unrath; ſehr viele leben bloß vom Raube ſchwächerer Fiſche und vom Rogen. — Meiſt um zu laichen, ſtellen einige, wie die Häringe, Lachſe u. a. weite Züge an, beſonders auf der See ins ſüße Flußwaſſer; doch auch umgekehrt, wie der gemeine Aal. — Die Fiſche nutzen uns zwar größtentheils nur durch ihr Fleiſch, aber ernähren dadurch auch faſt einzig viele Inſulaner und Küſtenbewohner, von denen ſie aufs Mannichfaltigſte, ſelbſt zu Mehl und Gebacknem, benutzt werden. In dem unfruchtbaren Island füttert man oft das Vieh mit gedörrten Fiſchen. Fang und Zubereitung der Häringe, Kabeljaue, Hauſen ꝛc. giebt vielen tauſend Europäern Unterhalt. Der Caviar (eingemachter Rogen einiger Gattungen) dient zur Speiſe und zum Köder, das Fett zu Thran, die Blaſe (beſonders die Blaſe des Hauſens) zu Leim, die Haut zu Chagrin und anderm Leder, die Schuppenmaſſe zu Glasperlen. — Schaden thun beſonders unter den Meerfiſchen die Haiee, und in ſüßen Gewäſſern die Hechte. Auch giebt es giftige Fiſche, deren Genuß tödtlich werden kann. Man theilt die Fiſche am natürlichſten: A. in ſolche, die ſtatt wahrer Gräten Knorpel haben: Knorpelfiſche; und B. in eigentlich ſo genannte Fiſche, mit Gräten. Die Knorpelfiſche laſſen ſich wieder in 2, und die eigentlichen Fiſche in 4, alle zuſammen alſo in 6 Ordnungen bringen: 1) Knorpelfiſche ohne Kiemendeckel; 2) Knorpelfiſche mit Kiemendeckel; 3) Fiſche ohne Bauchfloſſen; 4) Fiſche, deren Bauchfloſſen vor den Bruſtfloſſen ſitzen; 5) Fiſche, welche die Bauchfloſſen gerade unter den Bruſtfloſſen haben; 6) Fiſche, bei denen die Bauchfloſſen hinter den Bruſtfloſſen ſtehen.

Fiſcher (Chriſtian Hiskias Heinrich), Comitialgeſandter des fränk. Grafenkollegiums zu Regensburg, geb. zu Ingolfingen den 1. März 1731, ſtand erſt in yſenburgiſchen Dienſten, dann in hohenlohiſchen, und ging 1779 als Geſandter nach Regensburg, wo er den 8. Dez. 1796 ſtarb. Unter ſeinen gelehrten Werken iſt das wichtigſte: Geſchlechtsreihe der uralten reichsſtändigen Häuſer Yſenburg, Wied und Runkel. Mit einer ausgemalten Landcharte, 5 Kupfertafeln und 17 genealog. Tafeln (auch 327 Urkunden), Mannheim 1778, Fol. — 2) Friedrich Chriſtoph Jonathan, Juriſt, geb. zu Stuttgard den 12. Februar 1750, ſtarb als Profeſſor des Staats- und Lehnrechts in Halle den 30. Sept. 1797. Unter ſeinen vielen höchſt ſchätzbaren Schriften ſind: Entwurf einer Geſchichte des deutſchen Rechts, Leipzig 1781, 8.; Literatur des germaniſchen Rechts, Leipzig 1782, 8.; Lehrbegriff ſämmtlicher Kameral- und Polizeirechte, 3 Bde., Frankf. a. d. O. 1784, 8.; Geſchichte des deutſchen Handels, der Schiffahrt, Erfindungen, Künſte, Gewerbe u. ſ. w., 4 Th., Hannover 1785, 8.; Geſchichte Friedrichs II., Königs von Preußen, 2 Bde, Halle 1787, 8.; Pragmatiſche Geſchichte Würtembergs, London 1787, 8. — 3) Johann Bernhard, Arzt, geb. zu Lübeck den 28. Juli 1685, ging nach vollen-

Digitized by Google

deten Studien nach Riga, und wurde im Jahr 1735 Leibarzt der Kaiſerin Anna von Rußland und Direktor des Arzneiweſens im ruſſiſchen Reiche. Kaiſer Carl VI. ertheilte ihm den Adel. Er ſtarb auf ſeinem Landgute Hinterbergen bei Riga den 8. Juli 1772, und ſchrieb unter andern: Livländiſches Landwirthſchaftsbuch, 2te Aufl., Riga 1772, 8.; De senio ejusque gradibus et morbis, Ed. II., Erford. 1760. 8., deutſch v. Weichardt, Leipzig 1777, 8. — 4) Johann Eberhard, Profeſſer in Petersburg, geb. zu Eßlingen 1697, wurde 1730 Prorektor des Gymnaſiums zu Petersburg, wohnte 1739 — 1747 der Expedition nach Kamtſchatka bei, und ſtarb den 24. September 1771, berühmt durch ſeine Sibiriſche Geſchichte, Petersb. 1768, 8. — 5) Johann Friedrich, Rektor der Thomasſchule in Leipzig, geb. zu Coburg den 10. Oktob. 1724, ſtudirte in Leipzig, wurde 1751 Conrektor der Thomasſchule, und 1762 Rektor derſelben, und ſtarb den 17. Okt. 1799. Durch eine Menge Ausgaben der Claſſike erwarb er ſich großen Ruhm in der Philologie, ſo wie auf gleiche Weiſe um Exegeſe des alten und neuen Teſtaments durch beſondere Schriften. Die Zahl ſeiner Schriften iſt ſehr groß.

Fiſcherei, der Fang der Fiſche, ſo wie der Ort, wo dieſelben in Menge gefangen werden; insbeſondere: das Fangen der Seefiſche zum Einſalzen. In der letzten Hinſicht ſind die wichtigſten: 1) die Sardellenfiſcherei. Die Sardelle (Anſchovis), ein Fiſch aus dem Geſchlechte der Häringe, welche die Nordſee, das atlantiſche und mittelländiſche Meer bewohnt, wird häufig an den Küſten von Sardinien (daher der Name) und Süd-Frankreich gefangen, wenn ſie, um zu laichen, an den flachen Stellen der Küſten erſcheint. Dies geſchieht im Mai, Junius und Julius. Die bei Livorno gefangenen hält man für die beſten. Man fängt ſie gewöhnlich des Nachts bei Licht, wodurch dieſe Fiſche, wie andere, gelockt werden. Den gefangenen Fiſchen reißt man die Köpfe ab, ſalzet ſie ein, nachdem man vorher die Eingeweide ausgenommen, und verſendet ſie in Fäßchen durch ganz Europa. 2) Die Häringsfiſcherei. Die Häringe kommen jährlich gegen Anfang des Junius aus den Polargegenden an den Küſten des nördlichen Meeres an, und zwar in ſo ungeheuerer Menge, daß man in Norwegen die über einander gewälzten Schaaren Fiſchberge nennt. Die Breite eines ſolchen Zuges, wenn er zuerſt hervorbricht, nimmt einen Raum im Weltmeere ein, der wenigſtens ſo viel beträgt, als die Länge von Großbritannien und Irland. Der Zug theilt ſich ſchon in den nördlichen Gewäſſern, oberhalb Island, in zwei Schwärme, von welchen der eine weſtwärts ſtreicht, und wieder eine Abtheilung wahrſcheinlich bis Neu-Fundland ſendet, der andere aber ſeinen Lauf gegen Morgen nach der nördlichſten Spitze und den übrigen Küſten von Norwegen richtet, wo er ſich wieder theilt. Eine dieſer beiden Hälften zieht durch den Sund in die Oſtſee, die andere aber geht bis an das nördliche Ende von Jütland, wo er ſich abermals trennt. Die eine Abtheilung des jütländiſchen Schwarmes zieht durch die Belte, wo er ſich mit dem oſtſeeiſchen Schwarme vereinigt; die andre geht an der Weſtküſte von Jütland herab, ſtreicht bei Schleswig, Holſtein, Bremen und Friesland hin, und dringt durch den Texel in den Süderſee, von wo er dann wieder in die Nordſee zurückkehrt. Der größte Theil des öſtlichen Hauptſchwarmes aber zieht, von Haifiſchen, Kabeljauen und Meerſchweinen verfolgt, zu den ſchottländiſchen und orkadiſchen Inſeln bis Schottland herab. Hier trennt ſich dieſes Heer wieder in zwei Züge, von welchen der eine an der Oſtküſte von Schottland herab und bei England vorbei ſtreicht, während kleinere Haufen ſich von ihm trennen, die auf Hollands, Seelands, Flanderns und Frankreichs Küſten getrieben werden, der andere Zug aber zieht gegen die Weſtſeite von Schottland und die Küſte von Irland. Die

Digitized by Google

meiſten der angegebenen, vielfältig getheilten, Schwärme kommen endlich unterhalb England im Kanal wieder zuſammen, und was davon den Fiſchern und den feindlichen Meer-Bewohnern entgangen iſt, zieht in die Weſtſee, wo ſie ſich in kleinere Arme trennen, oder nach den nördlichen Gewäſſern zurückkehren, wenn die junge Brut zugenommen hat. Man hat berechnet, daß von 100.000 Fiſchen, die aus dem Norden kommen, nur einer ſich verliert, und nicht zurückkehrt. Als die Urſache des Zuges der Häringe giebt man gewöhnlich die Nachſtellungen an, welche ſie von dem Wallfiſche und andern Raubfiſchen erleiden, wahrſcheinlicher aber iſt es das Bedürfniß der Nahrung und des Raubes, ſo wie die große Vermehrung und das Gedränge unter den nie ſchmelzenden Eisfeldern der nördlichen Gewäſſer. Man hat die Bemerkung gemacht, daß in und an der Nordſee, an den ſchottländiſchen, engliſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Küſten gewiſſe Seewürmer und kleine Fiſche, die den Häringen zur Nahrung dienen, in Menge erzeugt werden. Haben nun die Häringe an den Küſten von Norwegen aufgezehrt, was ſie in den nördlichen Meeren von dieſer Nahrung gefunden, ſo ziehen ſie nach andern Richtungen neuem Raube nach. Es iſt jedoch zu bemerken, daß man auch in andern Gewäſſern Häringe gefunden hat, die nicht Theile des Zuges aus den nördlichen Meeren zu ſeyn ſcheinen, z. B. am Vorgebirge der guten Hoffnung und ſelbſt an der Küſte von Aegypten. — Die Zeit, wo die Häringe ziehen, fett ſind und gefangen werden, heißt die Häringszeit, die übrige Zeit aber, die todte Jahreszeit. Holländer, Franzoſen, Engländer, Dänen und andere Anwohner des Meeres ſchicken jährlich eine ſo große Anzahl Schiffe auf den Häringsfang aus, daß man die Anzahl der jährlich von Europäern gefangenen Häringe auf 1000 Millionen rechnet. Der ſtärkſte Fang iſt in den ſchottiſchen Gewäſſern bei den Orkney- und Schetland-Inſeln, wo die Häringe nach dem Anfange des Junius erſcheinen. Daher waren auch die ſchottiſchen Küſtenbewohner die älteſten Häringsfiſcher, deren die Geſchichte erwähnt. Die Holländer hatten in frühern Zeiten keinen Antheil an der Häringsfiſcherei, ſondern mußten ihren Bedarf aus Schottland holen, bis ſie, wahrſcheinlich ſchon in der letzten Hälfte des 15ten Jahrh., den Häringsfang in den ſchottiſchen Gewäſſern ſelbſt zu betreiben anfingen, und in ſpätern Zeiten, ungeachtet der darüber mit Engländern und Schottländern entſtandenen Streitigkeiten, immer mehr erweiterten. Zu der großen Ausbreitung des Handelszweiges, der daraus für die Holländer erwuchs, trug die vorzügliche Sorgfalt bei, welche ſie, nach genauen geſetzlichen Beſtimmungen, auf den Häringsfang wandten. Jeder Fiſcher muß eidlich verſprechen, vor dem 25. Junius kein Netz auszuwerfen, weil erſt um dieſe Zeit der Fiſch vollkommen gut und fett iſt. Eben ſo iſt die Weite der Maſchen an den, gewöhnlich von grober perſiſcher Seide geſtrickten, Netzen durch ein Geſetz beſtimmt, um das Wegfiſchen der jungen Brut in zu engmaſchigen Netzen zu verhüten. Der Fang geſchieht des Nachts, weil man alsdann den ankommenden Schwarm an dem hellen Glanze, der von den, um die Augen und um den Bauch befindlichen, hellen Schuppen verurſacht wird, dem ſogenannten Häringsblicke, erkennen kann. Laternen, die man aus den Schiffen herabhängt, locken die Fiſche an. Das Netz wird Abends ausgeworfen, und, am folgenden Morgen, oft mit einer ungeheuren Laſt, herauf gezogen, denn nicht ſelten enthält es 10—11 Laſten, eine Laſt zu 12 Tonnen und 1 Tonne zu 1000 Stück gerechnet, ſodaß auf einen Zug 130.000 bis 145.000 Häringe gefangen werden. Die zum Häringsfange gebrauchten Fahrzeuge, die man Büſen (holländ. buyse) nennt, tragen 40—60, ja zuweilen gar 100 Tonnen, werden mit 8—24 Seeleuten bemannt und mit einigen kleinen Kanonen und Handgewehr verſehen. Der holländiſche Häringsfang

dauert gewöhnlich 20 — 26 Wochen, nämlich bis zur Mitte des Januars. Die Erfindung des Einſalzens der Häringe, die Wilhelm Beukelszoon aus Biervliet in Flandern am Ende des 14ten, oder zu Anfange des 15ten Jahrh. machte, hat dem Häringshandel erſt ſeine Wichtigkeit gegeben, da früher der Vertrieb der friſchen, oder höchſtens nur unvollkommen getrockneten, Häringe nur den Bewohnern der nächſten Küſten Vortheil bringen konnte. Der Häringsfang war lange einer der einträchlichſten Zweige des holländiſchen Handels, und ſelbſt noch in neuern Zeiten, vor dem Revolutionskriege, wurde der Werth deſſelben auf 70 Millionen Gulden angeſchlagen. Es giebt eine doppelte Art, den Häring einzuſalzen und aufzubewahren. Bei dem weißen Einſalzen nimmt man den Häringen die Kiemen und Eingeweide aus, bis auf die Milch und den Rogen, und legt ſie in eine Salzlake, die ſo geſättigt iſt, daß ein Ei darauf ſchwimmt. Wenn ſie 12 bis 15 Stunden an der freien Luft darin gelegen haben, bringt man ſie in Häringstonnen (holländ. Kacks, fr. caques), worin ſie entweder ſchichtweiſe gelegt (eingekackt, eingetonnt), oder, wenn der Fang zu reichlich iſt, nur durcheinander mit vielem Salze geworfen werden, ans Land. Die zum Verſenden beſtimmten Häringe werden auf dem Lande noch einmal umgepackt und in friſches Salz gelegt, was in Holland unter öffentlicher Aufſicht geſchieht. Eigentlich ſoll der Häring an eben dem Tage, wo er gefangen iſt, eingetonnt werden, oder doch nicht länger als eine Nacht in der Lake liegen. Solche Häringe von einer Nacht ſind die beſten. Diejenigen, welche bei reichlichem Fange nicht gehörig bearbeitet werden können und in großen Haufen geſalzen werden, heißen in Holland Slabbers. Die zweite Art des Einſalzens und Aufbewahrens, das rothe Einſalzen, giebt die Bücklinge. Sie werden 24 Stunden in die Salzlake gelegt, alsdann an den Köpfen auf hölzerne Spieße gereiht, und dieſe in einem dazu angelegten Ofen, der 12.000 Stück faßt, ſo aufgehängt, daß der Rauch von dem darunter angezündeten Reißholze ſie treffen kann. — In England wird die Häringsfiſcherei beſonders in Yarmouth getrieben. In Norwegen war der Häringsfang in ältern Zeiten ſehr bedeutend, und obgleich derſelbe ſeit 1583 abgenommen hat, ſo iſt er doch auch jetzt noch beträchtlich. Die Häringe werden daſelbſt eben ſo ſorgfältig eingeſalzen und gepackt, wie in Holland, doch haben ſie, da ſie nicht, wie die holländiſchen, in eichenen, ſondern in fichtenen Tonnen aufbewahrt werden, einen den meiſten Europäern (Polen und Ruſſen ausgenommen) unangenehmen Geſchmack. Die Schweden haben ſich beſonders ſeit 1745, wo eine privilegirte Fiſchergeſellſchaft und andere Vorkehrungen von Seiten der Regierung dazu ermunterten, auf den Häringsfang gelegt, und die gothenburgiſchen Häringe ſpäterhin reichen Abſatz gefunden. Im J. 1767 wurden in Altona und 1769 in Emden zwei Geſellſchaften zum Häringsfange auf den Küſten von Schottland und zur Bereitung der Häringe auf holländiſche Art, errichtet. — 3) Stockfiſchfang. Der zu dem Geſchlechte der Weißfiſche gehörige Seefiſch, welcher der Gegenſtand des Stockfiſchfanges iſt, wird in großen Stockfiſch, oder Kabeljau, und kleinen Stockfiſch eingetheilt. Jener wird eingeſalzen, und unter dem Namen Laberdan in den Handel gebracht, dieſer geſalzen und gedörrt Stockfiſch oder Klippfiſch genannt. Man findet großen Stockfiſch, oder ſogenannten grünen Kabeljau, im Mittelmeere, in der Nordſee, an den Küſten von Friesland, England, Schottland, Norwegen, vorzüglich aber in großer Menge in der Bai von Canada, an den Küſten von Neu-Fundland und auf den, nicht weit davon liegenden, großen und kleinen Bänken. Die größte von dieſen Bänken, die große Bank genannt, oſtwärts von Neu-Fundland, erſtreckt ſich auf 150 Meilen von N. nach S., und iſt ungefähr 90

Seemeilen breit. Der Seeſtrich, worin dieſe große Sandbank liegt, iſt einer der rauheſten des Weltmeers. Faſt nie ſieht man die Sonne, und die Luft iſt ſtets mit einem dicken Nebel angefüllt, durch welchen man die Bank, wenn man ſich derſelben nähert, kaum erkennen kann. Es gehen aus verſchiedenen Gegenden von Europa Schiffe dahin ab. Die ſchicklichſte Zeit zum Fange iſt vom Anfange des Februars bis zu Ende des Aprils. Der Fiſch, welcher ſich gewöhnlich in den Tiefen des Meeres aufhält, kommt zu jener Zeit, wo er laicht, auf die Sandbänke. Man fängt ſie hier mit großen Angelhaken, in der Nordſee aber auch mit Stecknetzen. Ein geſchickter Fiſcher kann täglich 350—400 fangen. Die Fiſche werden, nachdem die Köpfe abgehauen ſind, aufgeſchnitten, alsdann ſchichtweiſe mit Salz in den Schiffsraum gelegt, jedoch ſo, daß die an einem Tage gefangenen nie beiſammen liegen. Nach 3—4 Tagen, wenn das Waſſer abgelaufen iſt, werden ſie in einen andern Theil des Schiffes gebracht, und abermals in Salz gelegt, worin ſie liegen bleiben, bis das Schiff ſeine Ladung hat. — Der kleine Stockfiſch wohnt im Nordmeere, von wo er die Küſten von England, Holland und Frankreich beſucht, wird aber auch im Mittelmeere angetroffen. Er wird wie der große Stockfiſch gefangen, doch iſt mehr Koſtenaufwand damit verbunden, da die Arbeit mehr Hände beſchäftigt, obgleich nur halb ſo viel Salz erfodert. Der Fiſch wird, ſobald er gefangen iſt, geöffnet, und der Kopf ihm abgeſchnitten, darauf geſpalten, geſalzen, und mit Salz in ein Faß geſchichtet, wo er einige Tage liegen bleibt. Alsdann werden die Stücke bei gutem Wetter auf ein aus Ruthen geflochtenes, zwei Fuß hoch über der Erde ſtehendes Geſtelle ausgebreitet, ſo daß die Haut bei Tage unten, des Nachts aber, oder bei Regenwetter, oben liegt. Iſt der Fiſch getrocknet, ſo wird er in hohe Stöße aufgeſchichtet, und bleibt etwa 2 Tage liegen. Darauf wird er wieder in freier Luft ausgebreitet, zuweilen umgewendet, dann in hohe Schichten gelegt, wo man ihn 14 Tage liegen läßt, endlich wieder in die Luft gelegt, bis er faſt trocken geworden iſt, worauf man ihn aufſchichtet und 24 Stunden liegen läßt, um ihn ſchwitzen zu laſſen. Iſt er endlich zum letzten Male gelüftet, und völlig getrocknet, ſo kommt er in den Handel. Ungefähr auf ähnliche Art bereiten die Isländer ihren Stockfiſch, wovon ſie zwei Arten, Flachfiſch und Hängefiſch, haben. Von dem Kabeljau und Stockfiſche werden außer dem Fleiſche auch noch das *Eingeweide*, welches man ſalzet und in Tonnen verſendet, die *Zungen*, die theils friſch genoſſen, theils geſalzen verführt werden, der *Rogen*, zur Speiſe genutzt, der Thran aber, der aus der Leber gemacht wird, dient in Frankreich häufig den Lohgärbern zur Lederbereitung, ſo wie auch als Erſatzmittel des Oels oder Wallfiſchthrans. Im Handel heißt die beſte Sorte des grünen Kabeljaus *Kaufmannsfiſch*, wovon 100 St. 900 Pfund wiegen müſſen. Von der zweiten Sorte, *Mittel-Kabeljau* oder *Mittelfiſch*, hat das Hundert 600 Pfd., und zu der dritten, den *Ausſchußkabeljau*, rechnet man alle kleinen und fleckigen Fiſche. Die beſte Sorte des Stockfiſches iſt der *Zartfiſch*, die übrigen Sorten ſind: der *Flachfiſch*, der *Mittelrothſchär*, der kleine *Rothſchär*, der *Rundfiſch*, der *Sergfiſch* und die *trocknen Lempen*, welche insgeſammt aus Norwegen kommen. — 4) *Thunfiſcherei*. Der Thunfiſch, welcher im Mai und Junius, wo er laicht, in großen Schaaren aus den nördlichen Gewäſſern nach dem Mittelmeere kommt und an deſſen Küſten ſeine Brut abſetzt, wird wegen ſeines trefflichen Fleiſches, das man friſch und geſalzen genießt, ſowohl von den Seefahrern mit Harpunen oder Haken, als von den Küſtenbewohnern häufig gefangen. Die koſtbaren Anſtalten zu dieſer Fiſcherei heißen in Neapel und Sicilien, wo man ſich am meiſten damit beſchäftiget, *Tonnaras*. Es ſind gleich-

Digitized by Google

ſam kleine Feſtungen im Waſſer, aus vielen ſtarken Netzen beſtehend, welche zwiſchen den Felſen und Inſeln, die der Thunfiſch am häufigſten beſucht, mit Ankern und Bleigewichten auf dem Meeresgrunde befeſtigt werden. Die Tonnaras enthalten verſchiedene, durch Netze von einander getrennte, Gemächer, von welchen das hinterſte die Todtenkammer heißt. Die Eingänge zwiſchen den Felſen werden mit Netzen verſchloſſen, nur einer, der zu dem ſogenannten Saale führt, bleibt offen. Die Fiſcher wachen in der Nähe auf einem Felſen, oder in einem Kahne, um die Ankunft der Fiſche zu erwarten. Sobald der Fiſch durch den offenen Eingang in den Saal gegangen iſt, wird der Eingang mit einem herabgelaſſenen Netze verſchloſſen, die Thüre des erſten Gemachs, das an den Saal ſtößt, aufgezogen und der Fiſch hereingetrieben. Hat man eine hinlängliche Anzahl von Fiſchen in jenes Zimmer eingeſperrt, ſo treibt man ſie in das letzte, die Todtenkammer, welche aus den ſtärkſten Netzen beſteht. Alsdann nähern ſich die Fiſcher in Fahrzeugen, und ſuchen die Gefangenen mit Speeren und Wurfſpießen zu erlegen. Die Fiſche wehren ſich wüthend gegen den Angriff, zerreißen nicht ſelten die Netze, und zerſchmettern ſich oft den Kopf an Felſen und Fahrzeugen.

Fiſcherring (Annulus piscatoris), das Siegel des Papſtes, womit die apoſtoliſchen Breven in rothem Wachſe beſiegelt werden. Der Ring des Biſchofs macht einen Theil ſeines Pontifikalſchmuckes aus, und iſt gleichſam das Symbol ſeiner geiſtlichen Vermählung mit der Kirche. Der Gebrauch dieſes Ringes von Seiten der Biſchöfe iſt ſehr alt, da das im Jahr 633 gehaltene vierte Concilium von Toledo davon bereits Erwähnung thut. Obgleich Alcuin, Amalarius und Rabanus darüber ſchweigen, ſo läßt ſich hieraus doch nur folgern, daß der Gebrauch noch nicht allgemein und beſonders in der römiſchen Kirche, als Bisthum von Rom, noch nicht üblich war, indem dieſe Schriftſteller ſich über die Gebräuche der römiſchen Biſchöfe weitläufig auslaſſen. (S. Bocquill. Liturg. sacr. pag. 168.) Seit vier Jahrhunderten erſt (S. Gerard von Maſtricht Hist. jur. eccl. § 402) iſt die Rede von dem Fiſcherringe, d. h. von dem biſchöflichen Ringe, deſſen ſich der Papſt als Siegelring bedient, um die apoſtoliſchen Breven mit demſelben zu beſiegeln. Er hat ſeinen Namen von der Vermuthung, daß Petrus, der ein Fiſcher war, ſich eines ſolchen Ringes bedient habe, und weil übrigens auch das Bildniß des Apoſtelfürſten ſich auf demſelben befindet. Bei dem Abſterben des Papſtes wird der Fiſcherring von dem Cardinal Cämmerling in Stücken zerſchlagen, um gleichſam anzudeuten, daß die katholiſche Kirche nicht die perſönliche Unfehlbarkeit des Papſtes in ſeinen Ausſprüchen annimmt.

Fiſchhandel, Fiſchwaarenhandel, der Handel mit Schalenthieren und Fiſchen, dahin gehören Auſtern, Häringe, Makrelen, Stockfiſche, Wallfiſche, Stören u. a. Er iſt ſehr lebhaft an den ſchottiſchen, engliſchen, irländiſchen, norwegiſchen, däniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, italieniſchen Küſten, und erſtreckt ſich von hier aus in das ſüdliche Europa und das Innere von Deutſchland; auch der Thranhandel gehört hierher.

Fiscus. Urſprünglich bedeutete dies lateiniſche Wort einen Korb, dann einen Geldkorb oder Geldbeutel; hernach erhielt es die beſtimmtere Bedeutung eines öffentlichen Geldbeutels oder der Staatskaſſe, auch Strafkaſſe, und überhaupt jeder andern Kaſſe, als Wittwenfiscus. Zum Vermögen des Landesherren, oder des Staatsſchatzes, gehört der Anfall erbloſer Verlaſſenſchaften, Confiskation des Vermögens einiger Verbrecher, Anfall der den Unwürdigen genommenen Legate, Eigenthum herrenloſer Sachen, Antheil an Schätzen ꝛc. (S. Fiscal.)

Digitized by Google

Fiſher (John), ein berühmter Cardinal, geb. zu Beverley in Yorkſhire 1459, wurde Kanzler der Univerſität zu Cambridge, und nach einigen Schriftſtellern auch Lehrer Heinrichs VIII. Als dieſer König ſich von der römiſchen Kirche trennte, ſo äußerte ſich Fiſher ſo ſtark dagegen, daß ihn der entrüſtete Heinrich den 22. Juni 1535 als Hochverräther hinrichten ließ. Er iſt als Eiferer gegen die neue Lehre ſowohl, als auch als glücklicher Beförderer der Wiſſenſchaften berühmt. Seine Werke erſchienen geſammelt zu Würzburg 1557 und 1597.

Fiſtel (**Falſet**) bezeichnet in der Geſangkunſt den Uebergang der ſogenannten Bruſtſtimme zur Kopfſtimme. Es liegt in der menſchlichen Stimme das Eigenthümliche, daß man bei dem Gebrauche derſelben, außer den höchſten Tönen, die in dem natürlichen Umfange derſelben liegen, durch eine Preſſung der Singorgane eine andere Art von Stimme erzwingen, und dadurch noch einige höhere Töne erreichen kann. Dieſe erzwungene Töne nennt man Falſet- oder Fiſteltöne (Fiſtelſtimme) zum Unterſchied der natürlichen Bruſtſtimme. Es iſt dah r eine ſchwere Aufgabe für den Sänger, den Uebergang von der einen zur andern dem Zuhörer wenig oder gar nicht merklich zu machen. Eine andere Art erzwungener Stimme giebt es, wenn alle Töne durch Preſſung der Singorgane hervorgebracht werden; dieſes geſchieht, wenn ein Mann, welcher urſprünglich eine Baßſtimme beſitzt, den Umfang der Töne des Alts oder Diskants erzwingt. Bei einer auf dieſe Art gebrauchten Stimme bedient man ſich insbeſondere des Ausdrucks durch die Fiſtel ſingen, welches in Frankreich bei Aufführung muſikaliſcher Meſſen in den Kirchen etwas ganz Gewöhnliches iſt, da dort die Altpartieen faſt nie durch Frauenzimmer beſetzt werden.

Fiſtel (Krankheit), zuerſt eine Röhre, dann eine Röhrwunde, Röhr- oder Hohlgeſchwür, das in ſeiner Verbreitung nicht durchgehends unbedeckt iſt, ſondern wie ein Kanal unter der Haut, dem Fleiſche oder andern Dingen fortgeht. Aus der Fiſtel fließt entweder Jauche, oder zugleich diejenige Flüſſigkeit, die ein damit in Verbindung ſtehendes Organ giebt. Nach den Theilen, woran ſie vorkommt, erhält ſie die Namen: Maſtdarm-, Speichel-, Thränfiſtel ꝛc.

Fitz, eine bei engliſchen Eigennamen gebräuchliche Verſetzungsſylbe, deutet in Verbindung mit dem Namen, welchem ſie vorgeſetzt iſt, auf den Stammvater deſſen hin, der ihn trägt. Indem Fitz in England ſtets die uneheliche Abkunft desjenigen bezeichnet, vor deſſen Namen die Sylbe ſteht, (z. B. Fitz-James, Fitz-Clarence), ſcheint dieſes Wort dem hebräiſchen Ben (z. B. Ben-David), dem ſchottiſchen Mac und dem iriſchen O' zu entſprechen, und gleich jenen Sohn zu bedeuten. So ſind z. B. die Fitz-Clarence, Söhne des königlichen Herzogs Clarence und der Schauſpielerin Mes-Gordon. Eine ſolche uneheliche Abkunft thut in England der bürgerlichen Ehre durchaus keinen Abbruch.

Fiume, St. **Veit am Flaum**, Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes im öſterr. Königreiche Illyrien, in einem fruchtbaren Thale, mit 7500 Einw., Gymnaſium, Bibliothek, Schiffsbaudirektion, Fabriken für Leinwand, Roſoglio, Tabak, Pottaſche, Seilerwaaren, Tuch, Leder, Zuckerſiedereien ꝛc. und ſtarkem Seehandel, der durch den Freihafen ſehr befördert wird.

Fix, feſt, beſtändig, unveränderlich; in der Chemie feuerbeſtändig. Im gemeinen Leben verſteht man unter fix auch behende, flink. **Fixum**, ein Feſtes, feſter Gehalt. **Fixa Sedes**, ein feſter Wohnſitz. **Fixe Idee**, ein Hauptgedanke, der ſich in der Seele ſo feſtſetzt, daß er alle andere verdunkelt und zur Leidenſchaft wird; auch eine Art von Wahnſinn in einem einzigen Punkte, während der Patient über alle andere Dinge vernünftig raiſonnirt. **Fixe Luft**, die ſich aus faulen Dingen entwickelt, Luft-

Digitized by Google

ſäure; mephitiſches Glas. Firiren, feſtſetzen, befeſtigen, ſich häuslich niederlaſſen; die Augen aufmerkſam auf etwas heften; Feuerbeſtändig machen. Firation, die Feſtſetzung, Beſtimmung.

Firmillner (Placidus), Benediktiner und Aſtronom, geboren den 28. Mai 1721 in Achleuten, einem Dorfe in der Nähe des oberöſterreichiſchen Stiftes Kremsmünſter, erhielt ſeine erſte Bildung im Kloſter, und vollendete ſeine, beſonders zur Mathematik ſich hinneigende, Studien zu Salzburg. 1745 für immer ins Kloſter zurück getreten, ward er an der in Kremsmünſter errichteten adeligen Ritterſchule Profeſſor des Kirchenrechts, welche Würde er während eines Zeitraums von 40 Jahren mit großem Ruhme bekleidete. Als der Abt des Kloſters, deſſen Noviz Firmillner im J. 1737 ſchon geworden war, 1747 einen mathematiſch = phyſikaliſchen Salon errichtete, und in den nächſtfolgenden Jahren eine Sternwarte aufführen ließ, ward Placidus als Aſtronom angeſtellt. Durch ſeine unermüdliche Thätigkeit gelang es ihm an der Hand des La Lande's Werken, und unterſtützt von einem erfindungsreichen Zimmermann durch Verfertigung des erfoderlichen Apparates, die Sternwarte zu Kremsmünſter zu einer der angeſeheuſten in Deutſchland zu erheben. Er ſtarb, mit dem Ruhme eines um die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften hochverdienten, ſanften und zugleich liebenswürdigen Mannes, am 27. Aug. 1791. Er erſcheint als einer der erſten Beobachter und Berechner der Uranusbahn, welcher dem La Lande in vielen Unterſuchungen vorarbeitete. Er war es, welcher die Vermuthung Bodens, daß der von Flamſteed 1690 beobachtete, und dann verſchwundene 34te Stern des Stiers der Uranus geweſen, ſeiner Prüfung unterzog, und theoretiſch bewies.

Firſterne, Weltkörper, die beſtändig denſelben Ort an der Himmelskugel zu behalten ſcheinen. Ihre Entfernung, Größe, Anzahl, Beſchaffenheit und Bewegung machen einen Hauptgegenſtand aſtronomiſcher Beobachtungen aus. 1) Ihre Entfernung läßt ſich nicht berechnen. Flamſteed fand die Entfernung des Sirius ungefähr 35.477.064 Erdhalbmeſſer von uns; Huygens hingegen nimmt an, daß ſie 27.664 Mal größer ſey, als die der Sonne von uns. 2) Ihre Größe ſcheint uns ſehr verſchieden, was jedoch von ihren Entfernungen herrühren kann. Die Aſtronomen theilen ſie in 12 verſchiedene Größen ein. Es giebt aber außerdem noch eine Unzahl Sterne, die nicht in dieſe Klaſſen gehören. Man nennt ſie Nebenſterne, weil ſie matt, wie helle Wölkchen am Himmel erſcheinen, und mit bloßen Augen nicht deutlich und einzeln wahrgenommen werden können. 3) Eben ſo wenig läßt ſich ihre Anzahl ermeſſen. Mit dem Fernrohr entdeckt man oft eine unzählige Menge, wo man mit dem beſten Auge nur einige zu ſehen im Stande iſt. Je größer daß Fernrohr iſt, deſto mehrere bemerkt man. 4) Ueber die Natur der Firſterne hat man nur Vermuthungen. Man hält ſie für größer, als die Erde, für Sonnen, die ſo groß als unſere Sonne, mit ihrem eigenen Lichte glänzen, denn ſie ſind entfernter von uns, als die entfernteſten Planeten, und doch heller als dieſe, z. B. als Saturn. Sie ſind wahrſcheinlich Mittelpunkte von beſondern Syſtemen, und beleuchten wieder eine Menge Himmelskörper. 5) Die Bewegung dieſer Sterne ſcheint zweifach, einmal ſcheinbar um die Erde binnen 24 Stunden, was ihren Auf= und Untergang verurſacht, und die erſte, gemeine, tägliche Bewegung der Sphäre oder des Firmaments heißt; dann die eigene Bewegung rückwärts von Oſt nach Weſt um die Pole der Ekliptik, welche außerordenlich langſam iſt, 51 Sek. das Jahr über beträgt, und die wahre Bewegung genannt wird. Warſcheinlich haben ſie noch eine beſondere Bewegung um ihre Are, die man jedoch wegen der großen Entfernung nicht wahrnehmen kann. Die Aſtronomen ſchätzen die Zeit, in welcher die Sterne ihren Lauf vollbracht, d. h. an den Punkt der Ekliptik wieder angelangt ſeyn dürften, von welchem ſie ausgegangen waren, zwiſchen 25

und 30.000 Jahre. Der Erſte, der es unternahm, die Fixſterne in ein Verzeichniß zu bringen, war Hipparch, der etwa 150 Jahr vor Chr. G. zu Alexandrien beobachtete. Dies älteſte Sternverzeichniß des Hipparch hat uns Ptolemäus aufbehalten, und, mit eignen Beobachtungen vermehrt, auf das Jahr 137 der chriſtlichen Zeitrechnung reducirt. Es enthält 1022 Sterne in 48 Sternbilder vertheilt. Der Araber Al=Baani reducirte dies Verzeichniß auf das J. Chr. 880. Vor Tycho's Zeiten war der Fürſt der Tatarei, Ulugh Beigh, der Einzige, der im Jahr 1437 ein Sternverzeichniß aus eignen Beobachtungen zuſammen trug, welches Thomas Hyde 1665 herausgegeben hat. Es enthält 1017 Sterne, und iſt genauer, als das ptolemäiſche. Tycho de Brahe führte zuerſt die viel genauere Methode ein, die geraden Aufſteigungen und Abweichungen der Sterne zu beobachten. Sein neues Fixſternverzeichniß (1600) hat Kepler 1627 in die rudolphiniſchen Tafeln eingerückt, und aus Tycho's hinterlaſſenen Beobachtungen bis auf 1000 Sterne vermehrt. Das tychoniſche Verzeichniß hat nachher der P. Riccioli auf das Jahr 1700 reducirt, und mit 101 Sternen vermehrt. Faſt zu gleicher Zeit mit Tycho beobachtete der Landgraf von Heſſen=Caſſel, Wilhelm IV., mit ſeinen Mathematikern Rothmann und Jobſt Byrge, 30 Jahrelang die geraden Aufſteigungen und Abweichungen der Fixſterne, woraus ein genaues Verzeichniß von 400 Sternen entſtand. Zu dieſen Arbeiten der Aſtronomen fügte Halley, als eine Frucht ſeiner Reiſe auf die Inſel S. Helena, das erſte genaue Verzeichniß von 350 ſüdlichen, bei uns unſichtbaren, Fixſternen hinzu. Hevel theilt 1690 ein ſehr vollſtändiges Verzeichniß mit, in welchem Tycho's, das heſſiſche, Ulugh Beighs, und Ptolemäus Verzeichniſſe neben einander ſtehen, und mit 2 neuen, und eignen Beobachtungen begleitet ſind. Vor dieſen letztern enthält das größere die Längen, Breiten, Aufſteigungen und Abweichungen von 1888 Sternen, nämlich 950 alten, 603 neuen, von ihm zuerſt beſtimmten, und 335 halleyiſchen, oder ſüdlichen, auf das Jahr 1660, das kleinere nur die Längen und Breiten für 1700. Alle ſeine Vorgänger aber übertraf der engliſche Aſtronom Flamſteed, deſſen 1725 bekannt gemachtes Verzeichniß 3000 Sterne enthält, worunter viel teleskopiſche ſich befinden. Der Abbé de la Caille gab 1747 ein ſehr genaues Verzeiniß von 397 Sternen heraus, für das Jahr 1750. Aus Bradleys Beobachtungen hat Maſon ein Verzeichniß von 387 Sternen für das Jahr 1760 berechnet. Bode hat 1776 Hevels, Flamſteeds, de la Caille's und Bradleys Verzeichniſſe der Längen und Breiten in Eins zuſammen gezogen, und ſo in einem kleinen Raume für 3175 Sterne Alles geliefert, was die 4 neueſten und genaueſten Verzeichniſſe enthalten. Das vollſtändigſte aber unter allen iſt das Verzeichniß der geraden Aufſteigungen und Abweichungen von 5058 Sternen, welches ebenfalls derſelbe 1782 aus Flamſteeds, Hevels, Tobias Mayers, de la Caille's, Meſſiers, le Monniers, Carguiers u. A. Beobachtungen für das J. 1780 zuſammen getragen hat, und welches für die genaue Beſtimmung der Stellen der Fixſterne Alles leiſtet, was der Kenner der Sternkunde nur immer verlangen kann. Die Alten hatten von den Fixſternen ſehr geringe Vorſtellungen. Erſt durch das Copernikaniſche Syſtem erhielt man von der Größe der Fixſterne, und des Weltgebäudes überhaupt, weit erhabenere Begriffe. Schon Jordan Brunus betrachtete 1651 die Fixſterne als eine unzählbare Menge von Welten, und verband hiermit die Vorſtellung von der Unendlichkeit des Weltalls, ſowohl dem Raume, als der Zeit nach. — Beſonders merkwürdig ſind die ſogenannten neuen Fixſterne, welche an Stellen des Himmels erſcheinen, wo vorher keine waren. Einen ſolchen verfolgte Tycho de Brahe ſehr ſorgfältig. Es zeigte ſich dieſer im November 1572 auf einmal, übertraf an Lichtglanz den Sirius, und ſelbſt den Jupiter, und

Digitized by Google

war am hellen Tage ſichtbar. Im December 1572 fing er an, abzunehmen, und im März 1574 verſchwand er endlich ganz. Tycho hat an ihm keine Parallaxe wahrgenommen. Auch Kepler beobachtete einen ſolchen beinahe mit dem nämlichen Glanze erſchienenen Stern, am Fuße des Schlangenträgers im Jahre 1604, an welchem er ebenfalls keine Parallaxe entdeckte, und welcher im folgenden Jahre wieder unſichtbar war. Die Urſach ſolcher Erſcheinungen iſt bis jetzt noch ein Geheimniß.

Flaccus (Cajus Valerius), römiſcher Epopöendichter des erſten Jahrhunderts n. Chr., lebte zu Padua (Patavium) unter den Imperatoren Veſpaſianus und Domitianus um 70 nach Chr. Er feierte als Quindecemvir (Sacra faciens) die ludos securales, erhielt die Prätur, und verwaltete die Inſel Cypris, war ein Freund des Plinius, Juvenals, Quinctilians, Martials u. A., lebte ungefähr bis ins 7te Regierungs-Jahr Trajan's; nach Einigen aber ſtarb er weit früher im J. Chr. 89 unter Domitian. Er beſaß viel Gelehrſamkeit. Von ihm hat ſich das epiſche Gedicht: der Argonautenzug (Argonauticòrum libri VIII.), erhalten, in welchen er dem gleichnamigen Epos des Apollonius von Rhodus folgte. In verſchiedenen Stellen hat er den Virgil nachzuahmen geſucht, hat ihn aber bei weitem nicht erreicht. Weil dies Gedicht ſo dunkel und ſchwer iſt, nannte es Skaliger Acerburn poëma. Nik. Heinſius, Peter Burmann, Gottl. Chr. Harleß und Dureau de Lamalle haben uns mit Ausgaben, und Fr. Wunderlich (1805) mit einer metriſchen Ueberſetzung der Argonautica des Flaccus beſchenkt.

Fläche, in der Geometrie eine Ausdehnung nach der Länge und Breite. Man theilt ſie in gerade Flächen (Ebenen) und gekrümmte. Bei den erſteren berührt jeder Punkt eine auf ihr gezogene gerade Linie; und bei den letztern iſt die nach ihrer Länge und Breite in Cirkelform gebogene Fläche, Kugelfläche genannt, die bemerkenswerthere. — Die Flächmeßkunſt iſt ein Hauptzweig der Geometrie, der in ſeiner praktiſchen Anwendung auf unſere Erde Meßkunſt oder Geodäſie genannt wird. Flächen-Zahl, eine Zahl, die aus der Multiplikation zweier andern entſteht, z. B. 5 Mal 5 giebt die Flächenzahl 25.

Flachs, ſ. Lein.

Flacius Illyricus, eigentlich Matthias Francowitz, geb. zu Albona in Iſtrien, einem Theile des alten Illyriens, den 2. März 1520, ſtudirte zu Venedig unter Egnatius, und wollte aus Liebe zu den Wiſſenſchaften Mönch werden, welches ihm jedoch ſein Vetter Baldus Lupatinus abrieth. Er begab ſich hierauf 1539 nach Baſel, und von da 1541 nach Wittenberg, wo er durch Unterricht ſich den Unterhalt erwarb. Durch Melanchthons Verwenden wurde er 1544 Lehrer der hebr. Sprache zu Wittenberg. Der unglückliche Ausgang des ſchmalkaldiſchen Kriegs vertrieb ihn aber von Wittenberg nach Braunſchweig, und 1549 das Interim zum zweitenmale, nachdem er 1547 dorthin zurückgekehrt war. Diesmal begab er ſich nach Magdeburg, wo er mehrere Schriften zu Tage förderte. Im J. 1557 folgte er dem Rufe auf die neu errichtete Univerſität Jena als Lehrer der Theologie; doch mußte er ſchon 5 Jahre darauf, wegen der Streitigkeiten mit Victorinus Strigelius, dieſen Ort verlaſſen. Er lebte hierauf eine Zeitlang in Regensburg, dann in Brabant, wo ihn die eben ausgebrochenen Unruhen auch bald vertrieben, hierauf in Straßburg, und endlich in Frankfurt, wo er den 11. März 1575 ſtarb. Um die Kirchengeſchichte machte er ſich durch die Herausgabe der Centuriones magdeburgici vorzüglich berühmt, ſo wie außerdem noch durch: Clavis scripturae sacrae und Catalogus testium veritatis, Baſel 1556. Die Heftigkeit und Ungezogenheit, mit welcher er ſich bei den Religionsſtreitigen betrug, ward ſo allgemein gerügt, daß noch jetzt die von ſeinem Namen abgeleitete Benennung „Fläz“ einen ungezogenen Menſchen bezeichnet.

Digitized by Google

Flagellanten, Geißelbrüder, hieß eine Verbrüderung im 13ten Jahrhundert, deren Bußübungen im Geißeln beſtand, und als deren Stifter der Einſiedler Rainer in Perugia (1260) genannt wird. Von Italien aus wuchs die Zahl ihrer Anhänger bis zu 10.000, welche von einigen Prieſtern, unter Fahne und Kreuz, angeführt wurden. 1261 erblickte man ſie im Elſaß, Baiern, Böhmen und Polen, allwo ihr Anhang ſich ſehr vergrößerte. An den Fürſten und der höheren Geiſtlichkeit fanden ſie bedeutende Gegner, und ſo geſchah es, daß harte Verbote gegen ihre Prozeſſionen ergingen. Unter der Benennung von Kreuzbrüdern erſchienen ſie im 15ten Jahrh. in Thüringen, von denen 1414 zu Sangerhauſen 91 verbrannt wurden. Das Concil zu Conſtanz (1414—1418) dekretirte ebenfalls mehrere nachtheilige Maßregeln gegen ſie. Seit dieſer Zeit verlor ſich ihr Name in der Geſchichte.

Flageolet, 1) eine kleinere Flöte à bec, vermittelſt welcher man Kanarienvögel eine Melodie pfeifen lehrt; auch dient ſie manchmal ſtatt des Geſanges zur Guitarre, eine Melodie zu pfeifen. — 2) **Flageoletton** wird durch eine beſondere Behandlungsart der Geiginſtrumente hervorgebracht. Wenn nämlich die Finger ganz leiſe die Saiten berühren, und ſolche ſcharf angeſtrichen werden, ſo entſteht dieſer nachgeahmte Flageoletton, welcher jedoch ſelten, außer in Bravourpartieen, d. i. in Concerten, brillianten Variationen, angewandt wird. Auch werden die Noten ganz anders geſchrieben, als ſie klingen. Für den Anfänger iſt die Uebung des Flageolettons auf der Geige von großem Vortheil, indem es ihn an einen reinen Griff gewöhnt, da der Ton nicht anſpricht, ſobald nur das Geringſte an dem äußerſt reinen Griffe mangelt. Selbſt der dabei nöthige Bogenſtrich gewährt für die Hervorbringung eines guten Tons, und für den Vortrag des Adagio ſehr weſentliche Vortheile.

Flagge, eine, gewöhnlich viereckichte, Schiffsfahne von leichtem wollenen Zeuge, welche nach der Verſchiedenheit ihrer Farbe und Zeichnung andeutet, von welcher Nation ein Schiff ſey, zum Signaliſiren gebraucht wird, und zugleich zu erkennen giebt, von welchem Range der Befehlshaber eines Schiffes ſey. Der Admiral führt die Flagge auf dem großen Maſte, der Viceadmiral auf dem Stockmaſte, und der Contreadmiral oder Shout by Nacht auf dem Beſansmaſte. Bei andern Schiffen befindet ſie ſich auf den Hindertheilen. Bildlich bedeutet es ſoviel als Schiff= oder Seemacht, in dem Ausdrucke: die Flagge eines Staates reſpektiren. Die Flagge ſtreichen, iſt die größte Ehrenbezeugung im Schiffsceremoniel. Geſchieht es als Begrüßung, ſo wird ſie bloß ein wenig herunter gelaſſen, oder auf den Flotten einiger Seemächte in den Arm genommen; geſchieht es aber im Gefechte zum Zeichen, daß man ſich dem Feinde ergebe, ſo läßt man ſie gänzlich herunter fallen. Hängt man die weiße Flagge aus, ſo zeigt ſie Ergebung und den Willen an, mit dem Feinde friedlich zu unterhandeln, was häufig bei Annäherung an feindliche Küſten geſchieht. Das Gegentheil bedeutet eine blutrothe Fahne. — **Flaggen=Officiere** nennt man ſolche, welche ſchon Abtheilungen der Flotte befehligen, z. B. die Admirale. In England führen ſie die weiße als die vornehmſte, dann die rothe und zuletzt die blaue Flagge. — **Flaggen=Schiff** heißt jedes, welches von einem höhern Offiziere befehligt wird, der das Recht hat, eine Flagge aufzuſtecken. Jedes Flaggen=Schiff hat ein angewieſenes Sekundanten=Schiff unter ſeinem Commando.

Flamändiſche Maler=Schule, iſt mit der Brabäntiſchen Schule einerlei, denn auch bei dieſer werden die Provinzen Brabant und Flandern als die Länder, auf welche ſich dieſe Schule erſtreckt hat, angenommen, und Rubens und van Dyk mit dazu gerechnet. S. **Niederländiſche Schule**.

Digitized by Google

Flamen, ein Prieſter bei den Römern, deſſen Dienſt einer einzelnen Gottheit gewidmet war, und der von ihr ſeinen Namen erhielt; z. B. Flamen Neptunalis, Pomonalis, Floralis; auch von den unter die Götter verſetzten Kaiſern, z. B. Fl. Auguſti, oder Auguſtalis, Hadrianalis u. ſ. f. Die drei vornehmſten und zuerſt gewählten Flamines ſtanden dem Dienſte des Jupiter, Mars und Quirinus, d. h. Romulus, vor, und hießen daher Flamen Dialis, Martialis und Quirinalis. Sie wurden allezeit aus den Patriciern gewählt, trugen ein langes weißes Gewand mit einem Purpurſaum verbrämt, und einen ſpitzigen mit einem Oelzweig gezierten Handſchmuck, apex genannt; auch durften ſie ſich der Sella curulis bedienen.

Flaminius (Titus Quinctius), ein berühmter röm. Feldherr, Sohn des Conſuls Cajus Flaminius, der in der Schlacht am traſimeniſchen See gegen Hannibal umkam, ward im zweiten puniſchen Kriege Kriegstribun, dann Statthalter in Tarent, und 198 v. Chr. Conſul. Am meiſten machten ihn ſeine Siege über König Philipp von Makedonien und über den lacedämon. Tyrannen Nabis (197—194) bekannt. Später verwaltete er auch das Cenſor-Amt.

Flaminius (M. A.), einer der größten lateiniſchen Dichter des 16ten Jahrh., geb. 1498 zu Serravalle im Kirchenſtaate, war der Sohn des als ausgezeichneter Gelehrter bekannten Joh. Ant. Flaminius, unter deſſen Leitung ſich der glückliche und gelehrige Geiſt des Sohnes ſo frühe und ſo ſichtbar entwickelte, daß jener ſich entſchloß, den kaum ſechzehnjährigen Jüngling nach Rom zu ſchicken, um dem Papſt Leo X. ein Gedicht, worin er ihn zum Türkenkrieg auffoderte, und ein kritiſches Werk, betitelt: Annotationum sylvae, zu überreichen. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb er an den Papſt und an den Cardinal Cornaro. Durch Verwendung des Letztern und des Cardinals von Aragonien wurde er vom Papſte vorgelaſſen, der ihn ſehr freundlich aufnahm, und mit allen äußern Merkmalen des Vergnügens anhörte, was er ihm vorlas. Nachdem er ihn reichlich beſchenkt hatte, ſchickte er ihn zu ſeinem Vater zurück, um ſich bei dieſem Erlaubniß zu holen, in Rom bleiben zu dürfen, wo Leo X. ſelbſt ſorgen wollte, ihm die beſten Lehrmeiſter zu verſchaffen; allein der Vater, der eben ſo beſorgt für die Bildung des Herzens, wie des Verſtandes ſeines Sohnes war, hielt ihn wahrſcheinlich noch zu jung, um ihn ſchon zu entlaſſen; ſein Aufenthalt in Rom war nur von kürzer Dauer. Bald nachher beſuchte er den Papſt noch ein Mal auf ſeinem Landſitze zu Malliana; Leo ſah ihn gern wieder, und verſprach, bei ſeiner Rückkunft nach Rom an ihn zu denken. Nachdem er wieder in der Stadt angelangt war, ließ er den jungen Flaminius holen, und belohnte ſeinen Jugendfleiß mit der Freigebigkeit, die er immer gegen Gelehrte bewies. Der Papſt war begierig zu ſehen, ob Flaminius mit ſeinem feinen Geſchmack eine eben ſo richtige Urtheilsgabe verbände, legte ihm deßhalb mancherlei Fragen vor, und beſprach ſich darüber mit ihm in Gegenwart einiger Cardinäle ſehr ausführlich. Der Jüngling legte große Ehre ein, und der Cardinal von Aragonien ſchrieb an ſeinen Vater, um ihm zum Beſitze eines ſolchen Sohnes Glück zu wünſchen. Auf Verlangen des Papſtes genoß er in Rom eine Zeitlang den Umgang und Unterricht des berühmten Raphael Brandolini. Auch bekam er hier Gelegenheit, eine kleine Reiſe nach Neapel zu machen, und den Wunſch zu erfüllen, den von ihm immer ungemein hochgeſchätzten Dichter Sannazar perſönlich kennen zu lernen. 1510 begleitete er den Grafen Caſtiglione (ſ. d. Art.) nach Urbino, blieb daſelbſt mit ihm mehrere Monate, und wurde von dieſem trefflichen Manne überaus hochgeſchätzt, insbeſondere wegen ſeiner ausgezeichneten Fähigkeiten in der lateiniſchen Dichtkunſt. Indeß hörte ſein Vater noch nicht auf, für ihn zu ſorgen. Gegen das Ende deſſelben Jahres rief er ihn zurück, und ſchickte ihn nach

Digitized by Google

Bologna, um da Weltweisheit zu ſtudiren, ehe er ſich einem beſtimmten Fache der Wiſſenſchaften widmete. Indeß ging er von Bologna wieder nach Rom, und ſchloß nun vertraute Freundſchaft mit jenen berühmten Gelehrten, die damals dieſe Stadt zum Mittelpunkt der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks machten. Ohne ſich einem eigentlichen Brotſtudium zu widmen, blieb er einige Jahre hindurch im Gefolge des Cardinals Sauli, begleitete ihn auf einer Reiſe nach Genf, und machte die Bekanntſchaft mehrerer berühmter Gelehrten, die auf dem Landſitze des Cardinals eine Art von Akademie bildeten. Nach des Cardinals Tode wohnte Flaminius bei dem Prälaten J. M. Ghiberti, theils zu Padua, theils in ſeinem Sprengel zu Verona, wo er mit Fracaſtoro und Navagero (ſ. dieſe Art.) eine Freundſchaft ſchloß, die auf die innigſte Zuneigung gegründet war. Zu Ende des Jahres 1538 ward Flaminius durch eine langwierige und gefährliche Krankheit zu einer zweiten Reiſe nach Neapel veranlaßt, wo er ungefähr drei Jahre blieb, und in der Entfernung von anſtrengender Arbeit, in der Geſellſchaft der Stadt, und im Naturgenuß der ſchönen Gegend umher, ſeine völlige Geſundheit wieder erlangte. Während dieſer Zeit erwählte ihn der Cardinal Contareni zum Begleiter zu der im J. 1540 in Worms abzuhaltenden Vergleichshandlung; allein ſeine ſchwache Geſundheit erlaubte ihm nicht, die Reiſe zu machen. Von Neapel ging er nach Viterbo, wo ſich damals der Cardinal Reginald Pole als päpſtlicher Botſchafter befand. Flaminius lebte auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuße mit dieſem würdigen Prälaten, der ſich durch freigebige Ermunterung der Gelehrten ſeines Zeitalters vorzüglich auszeichnete. Auch nahm ihn dieſer zur tridentiſchen Kirchenverſammlung, wo er den Mitvorſitz führen ſollte. Flaminius aber lehnte daſelbſt den wichtigen Poſten eines päpſtlichen Geheimſchreibers ab; hierdurch ſowohl, als durch einige Stellen ſeiner Schriften, gab er ſelbſt dem Verdachte Nahrung, daß er ſich auf die Seite der Neuerer neige. Dieſer Vorwurf hat mancherlei Streitigkeiten veranlaßt, die zum wenigſten ſo viel beweiſen, daß beide Parteien es ſich zur Ehre rechneten, einen Mann von ſo glänzenden Gaben, ſo ausgebreiteten Kenntniſſen, und ſo muſterhafter Tugend auf ihrer Seite ſtehen zu haben. Gewiß iſt es, daß Flaminius in ſo hohem Grade unter ſeinen Zeitgenoſſen die Achtung und Liebe aller derer beſaß, die wahres Verdienſt zu ſchätzen wußten. Er ſelbſt rühmt oft in ſeinen Schriften die Güte des Cardinals Alexander Farneſe, der ihm wieder zum Beſitze ſeines väterlichen Erbguts verhalf, aus welchem er ungerechter Weiſe verdrängt worden war. Auch der Cardinal Rudolf Pio vermehrte ſeine Beſitzungen, und die Cardinäle Sforza und Accolti gaben ihm ähnliche Beweiſe ihrer Werthſchätzung. Flaminius ſtarb zu Rom 1550, von Allen, die ihn kannten, herzlich betrauert. Eine Menge ſchriftlicher Zeugniſſe von Liebe, Bewunderung und Mitleid, die ihm bei ſeinem Tode die Gelehrten Italiens gaben, wurden von den Herausgebern ſeiner Werke geſammelt, und man hätte deren noch mehrere aus den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen ſammeln können. Aber ſeine Werke ſind auf uns gekommen, und aus ihnen läßt ſich am Sicherſten das Maaß ſeiner Verdienſte beſtimmen. Der größte Theil derſelben beſteht in acht Büchern lateiniſcher Gedichte, in Oden, Eklogen, Elegien, Hymnen und Epiſteln an ſeine Freunde. Es ſcheint, er habe nie nach dem Ruhme geſtrebt, ein größeres Werk zu vollenden, welches, nach der Lebhaftigkeit zu urtheilen, in welcher ſein Geiſt ſich immer bis zum Ende gleich bleibt, er allerdings hätte wagen dürfen. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, welche der verſchiedenen Dichtungsarten ihm am beſten gelungen ſey. In ſeinen Oden hat er den Horaziſchen Geiſt ſehr richtig aufgefaßt. Seine Elegien, unter welchen die auf ſeine eigene Krankheit und auf die Reiſe nach Neapel die ſchönſten ſind, dürfen ſich kühn mit den vollendeteſten Stücken von Tibullus meſſen. Muß man aber

ja einer ſeiner Dichtungsarten den Vorzug zuerkennen, ſo möchte er vielleicht ſeinen Hendecaſyllaben und ſeinen Jamben gebühren, in welchen eine edle Einfalt und ein Pathos herrſcht, die das reine Gepräge ſeines Geiſtes darſtellen. In dieſen Verſen ſpiegelt ſich ſeine Liebe zu ſeinen Freunden, ſeine Dankbarkeit gegen Wohlthäter, ſein feines und zartes Gefühl, welches mit einer lebhaften Einbildungskraft verbunden, und in das anziehende Gewand des zierlichſten Ausdrucks gekleidet, ihm die Liebe und Bewunderung aller ſeiner Zeitgenoſſen erwarb, und ihm das achtungsvolle Andenken aller derer ſichern muß, die jemals das Vergnügen genießen, ſeine Schriften zu leſen. Die beſte Ausgabe ſeiner lat. Gedichte iſt die von F. M. Mancurtius, Padua 1743, und ſ. Erklärungen der Pſalmen, die von S. T. Wald, Halle 1785, 8.

Flämiſch, ſo viel als Flandriſch, aus Flandern herrührend. **Flämiſches Recht**, beſondere rechtliche Verfaſſung und Vorrechte, ſo den Coloniſten aus Flandern und den Niederlanden, welche ſich im mittleren Zeitalter in Deutſchland niederließen, zugeſtanden wurden, und an einigen Orten noch gültig ſind.

Flamme, ſ. **Feuer** und **Wärme**.

Flamſteed (John), ein ausgezeichneter engliſcher Aſtronom, geb. 1646 zu Derby, zeigte ſchon in ſeinen erſten Schriftproben, daß er ein treffliches Talent zu den aſtronomiſchen Wiſſenſchaften beſaß. In London machte er die Bekanntſchaft eines Newton und Halley, wurde von Carl II. zur Würde eines königl. Aſtronomen auf der neu errichteten Sternwarte zu Greenwich erhoben, und lebte hier ganz ſeinen aſtronom. Forſchungen, bis ſie durch ſeinen 1720 erfolgten Tod unterbrochen wurden. Auf Befehl der Königin Anna ſchrieb er ſeine Historia coelestis Britannica (London 1712), worin er ſein berühmtes Verzeichniß von 3000 Sternen niedergelegt hatte, und das in neuern Zeiten von Herſchel berichtigt und vermehrt geworden iſt. Sein Atlas coelestis (London 1729, Fol. mit 28 Karten) iſt ein für die Aſtronomie ſehr ſchätzbares Werk. Fortin beſorgte davon 1776 zu Paris einen abgekürzten, dem Original nicht nachſtehenden, Nachdruck davon.

Flanke, **Flügel**, in der Kriegskunſt, die äußern Enden eines aufgeſtellten Streithaufens oder Heeres. Man unterſcheidet bei jeder Aufſtellung von Kriegern die **Front**, die Linie, wohin alle Augen ſehen; der Front entgegen ſteht der **Rücken**; den **Mittelpunkt** (Centrum) und den **rechten** und den **linken Flügel**, welche auch **Flanken** heißen, und die Seiten der Stellung ſind. Deßhalb werden die an den äußerſten Enden der Stellung ſtehenden Krieger auch **Flügelleute** genannt. Wie beim einzelnen Menſchen, ſo ſind Rücken und Seiten die ſchwächſten Punkte in jeder Stellung eines Heeres. Daher beruhen in der Kriegskunſt Angriff und Vertheidigung auf **einem** Grundſatze. Bei jenem ſucht man durch Liſt und Gewalt, bald offen, bald verſteckt, den Gegner nach den Seiten zu trachten, ſeine **Flügel zu umgehen**, und ihn in **Flanke** und **Rücken zu nehmen**, oder anzugreifen und zu beſchießen. Hierin liegt das Geheimniß der Strategie. Dagegen ſucht man bei der Vertheidigung ſeine Flügel auf alle nur erdenkliche Art zu verwahren oder zu **decken**, damit es dem Gegner wo möglich nie gelinge, uns bei der ſchwachen Seite zu faſſen. Man ſtellt oder **lehnt** daher die Flügel an unangreifbare, künſtliche (Feſtungen, verſchanzte Punkte) oder natürliche Hinderniſſe (ſteile Abgründe, Moräſte, unwegſames Terrain), oder man ſichert die Flanken durch Geſchütz oder auch durch irgend eine Form in der Aufſtellung ſelbſt, die ein Umgehen erſchwert oder unmöglich macht. — In der Befeſtigungskunſt nennt man die Linien eines Bollwerks, durch welche man eine Seitenvertheidigung bewirkt, die Flanke, ingleichen die langen Linien der Horn- und Kronwerke, durch welche dieſe mit den übrigen Verſchanzungen in Verbindung ſtehen. —

Digitized by Google

Flankiren, von der Seite beſtreichen, beſchießen oder angreifen; in der Kriegsbaukunſt auch ſoviel, als die einzelnen Werke einer Feſtung durch Flanken decken. — **Flanqueurs**, herumſtreifende Krieger, um den Feind theils zu beobachten, theils zu beunruhigen.

Flaſche (elektriſche oder Leydener), ſ. **Elektricität**.

Flaſchenzug, **Polyſpaſt**. Sind mehrere Rollen, theils feſte, theils bewegliche, in einem Gehäuſe (Flaſche, Kloben) ſo miteinander verbunden, daß das Seil abwechſelnd um eine loſe und eine feſte Rolle geht, ſo hat man einen Flaſchenzug. Man bedient ſich dieſes Werkzeuges, um mit einer geringen Kraft große Laſten in die Höhe zu heben. Sind an einem Flaſchenzuge die Seile, woran die bewegliche Flaſche mit der Laſt hängt, parallel, ſo verhält ſich im Stande des Gleichgewichts die Kraft, welche an dem Ende des Seils ziehet, zur Laſt, wie 1 zur Zahl der Seile, woran die bewegliche Flaſche mit der Laſt hängt. Für den Erfinder des Flaſchenzugs halten die Alten den Archimedes.

Flau, ein niederſächſiſcher Provinzialismus, welcher 1) lau, ſchaal; 2) ohnmächtig, kraftlos bedeutet. Die niederländiſche Schule hat dieſes Wort beibehalten, und die Maler bezeichnen damit die ſanfte und durch den Nebel etwas bläuliche Ferne, den dünnen Nebel bei einem ſchönen Herbſtabende, den Schmelz der Farben und den markigen Pinſel. Selbſt die Franzoſen haben dieſes Wort in dem Ausdrucke Flou in ihre Sprache aufgenommen.

Flavianus, Patriarch zu Antiochien, wurde noch bei Lebzeiten des Patriarchen Paulinus zu dieſer Würde erhoben; allein eben dadurch entſtand auch die Trennung dieſer Kirche, die erſt unter dem Papſt Innocens I. beendigt wurde. Er trieb aus ſeinem Sprengel die Meſſalianer, die große Unruhen daſelbſt erregt hatten, und empfahl ſich dadurch dem Kaiſer Theodoſius ſo ſehr, daß derſelbe die Gnade gegen ihn auch über ſeinen Sprengel ausdehnte, ungeachtet dieſer den Kaiſer ſehr beleidigt hatte. Die Rede, die er zur Vertheidigung der Einwohner von Antiochien damals gehalten, hat ſich noch erhalten, ſoll aber den Chryſoſtomus zum Verfaſſer haben. Er ſtarb im J. 404. — 2) Ein Patriarch von Conſtantinopel, folgte auf Proklus 447, wurde aber, da Eutyches damals gerade auftrat, und er gegen dieſen eiferte, auf der verrufenen Räuberkirchenverſammlung zu Epheſus 449 ſeines Amtes entſetzt, und ſoll bei dieſer Gelegenheit ſogar mit Füßen getreten worden, und daran 3 Tage darauf geſtorben ſeyn.

Fléchier (Esprit), ein ausgezeichneter franz. Kanzelredner, der ſich nicht ſowohl durch ſeine Schriften, als auch durch die Eigenſchaften ſeines durchaus lobenswerthen Karakters, die Achtung und Liebe ſeiner Zeitgenoſſen erwarb, ward 1632 zu Pernes in der Grafſchaft Venaiſſin geboren, empfing von ſeinem Oheime, dem P. Hercule Audiffret, ſeine wiſſenſchaftliche und moraliſche Bildung. Er verließ den Jeſuitenorden, in welchen er, dem Willen ſeines Oheims gemäß, getreten, und beſtieg in Paris den Kanzelſtuhl, wo ihm durch ſeine gehaltvollen Vorträge der ungetheilte Beifall des Publikums und die Gunſt ſeines Fürſten, Ludwigs XIV., zu Theil ward, der ihn mit Gnadenbezeugungen überhäufte. In ſeinen Leichenreden auf Boſſuet und Turenne lieferte er zwei oratoriſche Meiſterwerke; und wenn ſein Verdienſt (1685) mit dem Biſthume von Lavaur bekrönt wurde, und Ludwig XIV. ihm ſchrieb: „Verwundern Sie ſich nicht, daß ich Ihr Verdienſt ſo ſpät belohne; ich befürchtete des Vergnügens beraubt zu werden, Sie zu hören," — ſo können wir hieraus die Talente erkennen, welche Fléchier auf eine ſo herrliche Art geltend zu machen wußte. Außer ſeinen geiſtlichen Reden werden noch zwei Lebensbeſchreibungen aus der Feder dieſes beliebten Kanzelredners zu den vorzüglicheren gezählt. Die erſte iſt die Geſchichte des Kaiſers Theodoſius (1679),

Digitized by Google

zum Unterrichte des Dauphins beſtimmt, und die zweite das Leben des Cardinals Ximenes (Amſterdam 1692, in 2 Oktavbänden). Beide ſind in ihrer Art elegant; aber in beiden erkennt man den Kanzelredner. Er wußte den hiſtoriſchen Styl nicht zu treffen, und ſeine Perioden haben zu viel Oratoriſches. Zu Montpellier ſtarb er im J. 1710.

Flechſe, der weiße, glänzende, zähe Theil des Muskels, der ſich an die Knochen anſetzt, welche der Muskel bewegen ſoll. In dem Flechſen iſt materiell viel Leim, mit Spuren von phosphorſaurem Kalke enthalten.

Flechten, Hautausſchläge ohne Fieber, welche beinahe abheilen, und dem Anſcheine nach verſchwinden, aber bald wieder von Neuem zum Vorſcheine kommen. Sie kommen bald als ein kleiiger Ueberzug der ein wenig gerötheten und mit Jucken begleiteten Haut vor, dann heißen ſie Schwinden, bald als rothe Stellen mit gelblichen Kruſten und Grund bedeckt, unter denen ſich eine, nach Katzenurin riechende Feuchtigkeit abſondert, bald als freſſendes, offenes Geſchwür. — 2) Flechten (Lichenes) bezeichnen eine Pflanzenordnung der 24ſten Claſſe nach Linné, welche ſehr viele Gattungen enthält. Dieſe Gewachſe finden ſich auf der Erde, auf Steinen, Bäumen, Wänden, haben eine gelappte Bildung, welche meiſt die grüne Farbe verliert, und in rundliche, äſtige, becher- und ſchüſſelförmige Geſtalten übergeht. Hierher gehören: die Landkarten-, Färbe-, Stein-, Wand-, Wachholder-, Hunds-, Becher-, Rennthier-, Orſeillen-Flechte, das isländiſche Moos, das Lungenmoos und viele andere mehr. Auch nennt man Flechte einen von Ruthen geflochtenen Korb auf einem Bauer- oder Rüſtwagen.

Fleck (Joh. Friedr. Ferd.), ein berühmter deutſcher Schauſpieler, geb. zu Breslau 1757. Von ſeinem Vater dem Studium der Theologie beſtimmt, betrat er 1776 die Hochſchule zu Halle, entſchloß ſich aber, durch ſeinen kühnen Gedankenflug und den Tod ſeines Vaters, wodurch ihm alle Unterſtützung abging, verleitet, Schauſpieler zu werden. Von Halle begab er ſich nach Dresden, ward Mitglied der dortigen Hofſchauſpielergeſellſchaft, erſchien zuerſt in Leipzig auf der Bühne, und wandte ſich darauf nach Hamburg, wo er an der Seite Schröders ſich denjenigen Ruf erwarb, der ihm bis an das Ende ſeiner Tage geblieben iſt. In einem Alter von 26 Jahren kam er 1783 nach Berlin, und erwarb ſich bei der Aufführung des Schauſpiels „Natur und Liebe im Streit" von Hrn. d'Arien, einen ſolchen Beifall, daß ihn der damalige Direktor Döbbelin als Mitglied ſeiner Theatergeſellſchaft engagirte, bei welcher er bis 1786 blieb, wo er bei dem durch Friedrich Wilhelm II. gegründeten Berliner National-Theater angeſtellt wurde. 1790 ernannte ihn der König zum Regiſſeur, und in der Folge wurden ihm bei zunehmender Kränklichkeit des Profeſſor Engel auch mehrere Direktorialgeſchäfte übertragen. Sein Ruhm ſtieg mit jedem Tage, und Fleck durfte ſich nur auf der Bühne zeigen, um mit dem rauſchendſten Beifalle empfangen zu werden. Um ihn als Künſtler zu karakteriſiren, ſetzen wir das Urtheil Tiecks (Phantaſus Bd. 3) hierher. „In jenen Schauſpielen, die Flecks Sinne zuſagten, floß ihm der ganze Strom der hellſten und edelſten Poeſie entgegen, umfing ihn, und trug ihn in das Land der Wunder; als Viſion trat Alles auf ihn zu, und dieſe Poeſie und Begeiſterung ſchufen, ihn tief bewegend, durch ihn ſo große und erhabene Dinge, wie wir ſchwerlich je wieder ſehen werden. Er war ſchlank, nicht groß, aber vom ſchönſten Ebenmaaß, hatte braune Augen, deren Feuer durch Sanftheit gemildert war, fein gezogene Brauen, edle Stirn und Naſe; ſein Kopf hatte in der Jugend Aehnlichkeit mit dem Apollo. In den Rollen eines Eſſex, Tancred (nach der alten Ueberſetzung), Ethelwolf (nach Fletcher), war er bezaubernd, am meiſten als Infant Pedro, in Ines de Caſtro, der, wie das ganze Stück, ſehr ſchwach und ſchlecht geſchrieben iſt, von ihm geſprochen klang

aber jedes Wort wie die Begeiſterung des edelſten Dichters. Sein Organ war von der Reinheit der Glocke, und ſo reich an vollen, klaren Tönen, in der Tiefe wie in der Höhe, daß nur derjenige mir glauben wird, der ihn gekannt hat: denn wahres Flötenſpiel ſtand ihm in der Zärtlichkeit, Bitte und Hingebung zu Gebot, und ohne je in den knarrenden Baß zu fallen, der uns oft ſo unangenehm ſtört, war ſein Ton in der Tiefe wie Metall klingend, konnte in verhaltener Wuth wie Donner rollen, und in losgelaſſener Leidenſchaft mit dem Löwen brüllen. Der Tragiker, für den Shakespeare dichtete, muß nach meiner Einſicht, viel von Flecks Vortrag und Darſtellung gehabt haben; denn dieſe wunderbaren Uebergänge, dieſe Interjektionen, dieſes Anhalten, und dann der ſtürzende Strom der Rede, ſo wie jene zwiſchengeworfenen naiven, ja an das Komiſche gränzenden Naturlaute und Nebengedanken, gab er ſo natürlich wahr, daß wir gerade dieſe Sonderbarkeit des Pathos zuerſt verſtanden. Sah man ihn in einer dieſer großen Dichtungen auftreten, ſo umleuchtete ihn etwas Ueberirdiſches, ein unſichtbares Grauen ging mit ihm, und jeder Ton ſeines Lear, jeder Blick ging durch unſer Herz. In der Rolle des Lear zog ich ihn dem großen Schröder vor, denn er nahm ſie poetiſcher und dem Dichter angemeſſener, indem er nicht ſo ſichtbar auf das Entſtehen des Wahnſinns hinarbeitete, obgleich er dieſen in ſeiner ganzen furchtbaren Erhabenheit erſcheinen ließ. Wer damals ſeinen Othello ſah, hat auch etwas Großes erlebt. Im Macbeth mag ihn Schröder übertroffen haben, denn den erſten Akt gab er nicht bedeutend genug, und den zweiten ſchwach, ſelbſt ungewiß; aber vom dritten war er unvergleichlich, und groß im fünften. Sein Shylock (obgleich nach einer ganz ſchlechten Bearbeitung) war grauenhaft und geſpenſtiſch, aber nie gemein, ſondern durchaus edel. Viele der Schillerſchen Karaktere waren ganz für ihn gedichtet; aber der Triumph ſeiner Größe war, ſo groß er auch in Vielem ſeyn mochte, der Räuber Moor. Dieſes titanenartige Geſchöpf einer jungen und kühnen Imagination erhielt durch ihn ſolche furchtbare Wahrheit, edle Ergebenheit, die Wildheit war mit ſo rührender Zartheit gemiſcht, daß ohne Zweifel der Dichter bei dieſem Anblick ſelbſt über ſeine Schöpfung hätte erſtaunen müſſen. Hier konnte der Künſtler alle ſeine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen, und entſetzte ſich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper dieſes Jünglings die ganze volle Kraft antraf, ſo erſtarrte er, wenn in der furchtbaren Rede an die Räuber, nach Erkennung ſeines Vaters, noch gewaltiger derſelbe Menſch räſet, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuerſten niederwirft, er die Stimme verliert, ſchluchzt, in Lachen ausbricht über ſeine Schwäche, ſich knirſchend aufrafft, und nun noch Donnertöne ausſtößt, wie ſie vorher noch nicht gehört waren. Alles, was Hamlet von der Gewalt ſagt, die ein Schauſpieler, der ſelbſt das Entſetzlichſte erlebt hätte, über die Gemüther haben müßte, alle jene dort geſchilderten Wirkungen traten in dieſer Scene wörtlich ein. Auch die ſogenannten Karakter-Rollen in bürgerlichen Dramen gab er tüchtig, edel und brav, und miſchte ihnen einen Humor bei, der ſie höchſt liebenswürdig machte. Von den rührenden Figuren war der Oberförſter in den Jägern eine ſeiner ſchönſten, launigſten und tiefſten Darſtellungen (Iffland ſelbſt hat ihn nie darin erreicht), und Kotzebue konnte ſich glücklich ſchätzen, daß ein ſolches Talent ihn in Berlin zuerſt bekannt machte." Durch ſeine ausgezeichnete künſtleriſche Leiſtungen wurde er für angehende Schauſpieler Muſter und Vorbild. Im Wallenſtein, die letzte Rolle, womit er die Zuſchauer ergötzte, feierte ſeine faſt unvergleichliche Darſtellungsgabe den höchſten Triumph. Zu frühe verlor die deutſche Bühne in ihm einer ihrer würdigſten Jünger am 20ten Dez. 1801. Jeder, der den Verblichenen kannte, zollte ihm ein Thränenopfer des aufrichtigſten Schmerzes.

Digitized by Google

Um ihn als Menſch kennen zu lernen, dürfen wir nur den Schluß folgender Anzeige, welche Iffland von ſeinem Tode gab, leſen. „Die innere Kraft, welche ihm beiwohnte, hat es für ihn unnöthig gemacht, ſein Talent durch geringe Hülfsmittel, welche ſie ſeyn mögen, geltend zu machen. Er war der Vertraute der Natur, und wandelte in ihrem Geleit ſeine Künſtlerbahn mit ſteter und ſtiller Gewalt. Der Ton der Gutmüthigkeit, womit er ſo innig rührte, war nicht das Werk der Kunſt; er kam aus ſeiner redlichen Seele! Neidlos war ſein Herz, ſein Sinn mittheilend, und ein hohes, reges Ehrgefühl war die Richtſchnur ſeines Thuns. Seinen Freunden treu, bis zur gänzlichen Aufopferung, kann er Undankbare gemacht haben, niemals aber hat er Unglückliche gemacht.“ Sein Name erloſch mit dem frühen Hinſterben ſeiner Kinder; aber unvergeßlich wird er in den Annalen der deutſchen dramatiſchen Kunſt bleiben. Seine Ruheſtätte ziert ein Denkmal; ſein Bildniß iſt mehrmals in Kupfer geſtochen, und auf ſeinen Tod wurde von Abramſon eine Medaille geprägt. Eßlair kann unter den jetzt noch lebenden deutſchen Schauſpielern ihm nur zur Seite geſetzt werden.

Fleiſch ſind die weichen feſten Theile des animaliſchen Körpers, im Gegenſatze der harten feſten Theile, welchen man den Namen Knochen giebt. Gewöhnlich bezeichnet man damit nur Muskeln des thieriſchen Körpers, welche aus einem Gewebe faſeriger Theile beſtehen. Dieſe Faſern bilden den feſten Grundtheil des Fleiſches; ihre Beſtandtheile ſind die fadenartigen Theile des Blutes. Zwiſchen ihnen bemerkt man eine eiweißartige Flüſſigkeit, Gallert, feſtes Oel, einen beſondern Extraktiv= und einen ſalzigen Stoff.

Fleiſchfarbe iſt die Farbe des Nackenden am menſchlichen Körper. Kein Theil der Farbengebung iſt wichtiger und ſchwerer, als dieſer. Außer Tizian und van Dyk mögte hierin kein vollkommnes Muſter aufzuſtellen ſeyn.

Flemming (Paul), einer unſerer trefflichſten vaterländiſchen Dichter des 17. Jahrhunderts, den 17. Januar 1609 zu Hartenſtein im Voigtlande geboren, ſtudirte auf der Fürſtenſchule zu Meißen, dann die Arzneikunſt zu Leipzig, verfertigte aber dabei öfters lateiniſche und deutſche Gedichte, wodurch er ſich, wie es ſcheint, auch bald den poetiſchen Lorbeerkranz errang. Die Unruhen des dreißigjährigen Krieges nöthigten ihn, Leipzig zu verlaſſen, und ſich 1633 nach Holſtein zu begeben. Hier kam er gerade zu der Zeit an, als der damalige Herzog von Schleswig=Holſtein, Friedrich, im Begriff war, eine feierliche Geſandtſchaft an ſeinen Schwager, den ruſſiſchen Czaar, Michael Federowitz, zu ſchicken. Bei der geringen Ausſicht, ſein Glück in Deutſchland zu machen, bewarb ſich Flemming um eine Stelle unter dem Gefolge der Geſandten, und erhielt ſie. Von dieſer Reiſe nach Rußland kam er 1634 glücklich wieder nach Holſtein zurück. Jetzt beſchloß der Herzog, eine noch glänzendere Geſandtſchaft von mehr als hundert Perſonen an den Schach Sofi in Perſien zu ſchicken, wobei er die Abſicht hatte, gewiſſe Handlungsvortheile für ſein Land zu bewirken. Dies war Flemming ſehr angenehm, und er machte ſich auch bei dieſer Geſandtſchaft anheiſchig. Dieſelbe ging 1635 zu Travemünde unter Segel. Die Reiſe ſelbſt war mit mancherlei Unfällen verbunden. Schon am 9. November ſtrandeten ſie vor der Inſel Hochland, und mußten auf Booten nach Liefland übergeſetzt werden. In der kaſpiſchen See, wohin ſie im November 1636 gelangten, hatten ſie nicht allein mit räuberiſchen Koſacken, ſondern auch mit den Wellen ſelbſt viel zu kämpfen. Ihr Einzug in die Reſidenzſtadt Iſpahan erfolgte nach mancher beſchwerlichen Landreiſe erſt am 3. Auguſt 1637, wo ſie ſich bis in den Dezember aufhielten. Die Rückreiſe geſchah durch einen andern, und zwar den fruchtbarſten Theil von Perſien, der den Reiſenden nachher die Haiden und Steppen auf ruſſiſchem Grund und Boden deſto unangenehmer machte, wo ſie im Juni 1638 bald vor Durſt umgekommen wären. Erſt am 2. Januar 1639

Digitized by Google

erreichten ſie Moskau wieder, das ſie im März verließen. Sie raſteten darauf einige Monate zu Reval. Hier erwarb ſich Flemming die Liebe der Tochter eines angeſehenen Kaufmanns, Niehuſen, mit der er ſich auch feierlich verlobte. Erſt zu Anfange des Auguſts kam die Geſandtſchaft wieder nach Hauſe. Flemmings Plan ging jetzt dahin, ſich zu Hamburg als praktiſcher Arzt niederzulaſſen. Er reiſte daher mit dem Anfange 1640 nach Leyden, um daſelbſt die medieiniſche Doktorwürde zu erhalten. Kaum aber war er nach Hamburg zurückgekommen, als ihn plötzlich eine heftige Krankheit überfiel, die ihn den 2. April 1640 in der beſten Blüthe dahinriß. Flemming war nicht nur der Zeit nach einer der erſten, der in Opitzens Fußſtapfen trat, ſondern er hat ſich auch den nächſten Rang nach ihm erworben. In Reinigkeit der Sprache und Kraft des Ausdrucks wetteifert er mit ihm. Er bildete ſich zwar nach demſelben, und dichtete in ſeiner Manier, aber doch iſt er kein ſklaviſcher Nachahmer. Immer behält er des Eigenthümlichen genug, um ihn für ein wirkliches Originalgenie zu halten. Am beſten gelang ihm das leichtere Lied und das Sonett. In dieſen letztern herrſcht oftmals eine liebliche Schwärmerei und eine Zartheit der Empfindung, welche wenigſtens bei keinem ſeiner Zeitgenoſſen in dem Grade gefunden wird. Auch ſeine poetiſchen Schilderungen von Naturbegebenheiten enthalten manche treffliche Stellen. Die ungewöhnlichen Ereigniſſe, von denen er auf ſeinen Reiſen Zeuge war, und die Abenteuer, welche er unter einem fremden Himmelsſtriche beſtand, gaben ſeinem Geiſte eine gewiſſe romantiſche Stimmung, und eine höhere originelle Begeiſterung, die in mehreren lebendigen Gemälden und einzelnen kräftigen Zügen nicht zu verkennen ſind. Nur vermißt man in ſeinen Gedichten hier und da Haltung und Korrektheit. Wäre ihm ein längeres Leben beſchieden geweſen, ſo würde er höchſt wahrſcheinlich alle gleichzeitigen Dichter, vielleicht ſelbſt Opitzen nicht ausgenommen, weit übertroffen haben. Viele ſeiner Oden ſind Gelegenheitsgedichte, ohne Plan, in denen gute und ſchlechte Stellen abwechſeln, und wo man oft, auch bei ernſthaften Gegenſtänden, unwürdige Spielereien, gehäufte und geſuchte Antitheſen findet, die man damals für ſchön zu halten anfing. Seine Epigramme ſind ebenfals nur von geringerem Werthe. Unter den religiöſen Liedern iſt allein das bekannte: „In allen meinen Thaten ꝛc.“ bemerkenswerth. Flemmings deutſche Gedichte kamen, ſo viel er davon handſchriftlich hinterlaſſen hatte, nach ſeinem Tode in die Hände des Vaters ſeiner Braut. Dieſer beſorgte 1642 eine Ausgabe derſelben in Oktav unter dem Titel: Geiſt- und weltliche Poemata Paul Flemmings.

Flemming (Haino Heinrich, Graf von), preußiſcher Generalfeldmarſchall, geboren in Pommern 1632, bildete ſich auf Univerſitäten und Reiſen, trat in brandenburgiſche, dann in kaiſerliche, und hierauf wieder in brandenburgiſche Dienſte, und wurde 1672 Oberſter. Gegen Türken und Franzoſen zeichnete er ſich vortheilhaft aus, war 1681 bis 90 churſächſiſcher Feldmarſchall, und wohnte als ſolcher der Entſetzung Wiens bei. Im J. 1690 trat er wieder in brandenburgiſche Dienſte, erwarb ſich in den Feldzügen in Flandern und Brabant neuen Ruhm, begab ſich aber nach dem Ryswicker Frieden auf ſeine Güter, und ſtarb auf dem Schloſſe Buckow den 28. Febr. 1706. — 2) Jakob Heinrich, Graf von, churſächſiſcher Staatsminiſter und Generalfeldmarſchall, des Vorigen Neffe, geb. den 3. März 1667, begab ſich nach vollendeten Studien in brandenburgiſche Kriegsdienſte; verwechſelte dieſe aber, nachdem er in den Niederlanden und Italien gefochten, mit den ſächſiſchen, und diente treu und gewiſſenhaft Johann Georg IV. und Friedrich Auguſt dem Starken. Bei der polniſchen Königswahl (1697) wußte er durch Ueberredung und Beſtechung ſeinem Herrn die Krone zu verſchaffen, zeichnete ſich auch nachher im Kriege gegen Carl XII. vorzüglich aus, und

Digitized by Google

reizte dieſen, beim Ranſtädter Frieden ſeine Auslieferung zu verlangen. Doch zuvor davon unterrichtet, hatte er ſich in das Brandenburgiſche geflüchtet, und kehrte nicht lange darauf nach Dresden zurück. Nach der Schlacht von Pultawa nahm König Friedrich Auguſt auf ſeinen Rath wieder Antheil am Kriege gegen Schweden, und Flemming zeichnete ſich in den Feldzügen von Pommern an der Spitze der Sachſen ruhmvoll aus, leiſtete aber auch als Geſandter dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe große Dienſte. Er ſtarb zu Wien den 12. April 1728.

Flesche, eine hinten offene Schanze von 2 Seiten, die gemeiniglich unter einem Winkel von 60 Graden verbunden ſind. Da Fleschen ſchneller als geſchloſſene Werke, oder als eine zuſammenhängende Verſchanzung verfertigt werden können, ſo bedient man ſich ihrer für detachirte Poſten, auf Straßen, Anhöhen, die nicht umgangen werden können, vor Brücken und vor dem Saume eines Waldes u. ſ. w.

Fletcher (John), ſ. Beaumont.

Fleurieu (Charles Pierre Claret, Graf von), geb. zu Lyon 1738, widmete ſich dem Seeweſen, diente als Capitän, und wurde ſpäter Marineminiſter (1790). Ungeachtet ſeiner Rechtſchaffenheit, ſah er ſich doch genöthigt, im April 1791 um ſeine Entlaſſung nachzuſuchen, nachdem er während der Zeit folgendes wichtige Werk für die Geſchichte der Schifffahrt herausgegeben hatte: Découvertes des Français en 1768 et 1769 dans le Sud-est de la Nouvelle-Guinée, Paris 1790, 4. Ungeachtet er ſich von allen Geſchäften zurückgezogen hatte, bewog ihn doch der König, im April 1792 die Erziehung des Dauphins zu übernehmen; allein 1793 wurde er eingekerkert, erhielt aber ſeine Freiheit wieder, kam 1797 in den Rath der Alten, 1799 in den Staatsrath, und ſtarb den 28. Auguſt 1810. Mit Berthoud verfertigte er in Frankreich die erſten Seeuhren, die er ſelbſt auf einer Seereiſe erprobte, und worüber er das geſchätzte Werk: Voyage fait par ordre du Roi en 1768 et 1769, pour éprouver les horloges marines, Paris 1773, 2 Bde. 4. mit Kpf. herausgab.

Fleurus, Stadt in der niederländiſchen Provinz Hennegau, nahe der Sambre, mit 2200 Einwohnern, merkwürdig wegen den Schlachten: 1622 zwiſchen den Spaniern und dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig und dem Grafen von Mansfeld; 1690 zwiſchen den Franzoſen unter Luxemburg und den Holländern unter Waldeck; 1794 zwiſchen den Franzoſen unter Jourdan und den Alliirten unter Coburg, welche letztere Schlacht an Folgen die wichtigſte iſt, weil die Franzoſen Belgien und die deutſchen Länder bis an den Niederrhein eroberten. Nach dem Falle Landrecy's (30. Mai) ſtreifte die Avantgarde der Verbündeten ſchon bis vor die Thore von Peronne (18 Meilen von Paris), als ihnen die freiheitbegeiſterten Franzoſen neue Heere entgegenſtellten, welche plötzlich ihren Siegeslauf hemmten. Pichegru drang mit der Nordarmee in Weſtflandern, und warf Clairfait bei Courtray, und den Herzog von York bei Tourcoing zurück, wodurch die Früchte früherer glänzenden Gefechte verloren gingen; aber bei Tournay wurde er am 22. Mai von Kaiſer Franz wieder zurückgeſchlagen. Indeß drang das von der Moſelarmee verſtärkte Heer der Ardennen unter Jourdan über die Sambre, und bombardirte Charleroi auf das Heftigſte, welches ſich am 25. Juni ergab. Dies blieb den Verbündeten unbekannt. Der Prinz von Coburg rückte von Nivelles zum Entſatze der Feſtung herbei, und ſo entſpann ſich die Schlacht von Fleurus den 26. Juni. Die Avantgarde unter Erzherzog Carl drängte die franz. zurück. Der rechte Flügel unter dem Erbfürſten von Oranien drang ſiegend bis Marchienne an der Sambre. Beaulieu, an der Spitze des linken Flügels, erſtieg die Redouten von Fleurus, nahm die Brücke von Auvelon, 25 Kanonen, viele Gefangenen, als ſich auf einmal das Centrum unter Coburg, ohne bedeutende

Nachtheile erlitten zu haben, dem Feind refuſirte. Auch die beiden Flügel erhielten von Coburg den Befehl zum Rückzug, weil dieſer die Capitulation von Charleroi während der Schlacht erſt erfuhr, und weil der Prinz von Waldeck ihm vorſtellte, es ſey weit mehr daran gelegen, die Armee zu erhalten, als die Niederlande, deren unwiederbringlichen Verluſt freilich dieſe Schlacht entſchied. Ueber die 1815 in der Gegend von Fleurus zwiſchen den Preußen und Franzoſen vorgefallene Schlacht bei Ligny, ſ. d. Art.

Fleury (Andre Hercule de), Cardinal und Prinzipalminiſter Ludwigs XV., einer der größten Staatsmänner ſeiner Zeit, geboren zu Ladeve in Languedoc 1653, kam ſehr jung nach Paris, wo er bei den Jeſuiten und im Collegium Harcourt ſtudirte, und ſich durch Geiſtesgaben und Liebe zu den Wiſſenſchaften auszeichnete. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, erhielt nach erhaltener Weihe ein Canonikat zu Montpellier, und wurde Doktor der Sorbonne. Am Hofe ſetzte er ſich durch ſein einnehmendes Aeußere und ſeinen feinen Umgang beſonders in Gunſt, und ward zur Würde eines Almoſeniers bei der Königin, und in der Folge beim Könige erhoben. Ludwig XIV. ernannte ihn 1698 zum Biſchof von Frejus, und noch kurz vor ſeinem Tode zum Lehrer Ludwigs XV. Fleury wußte in Kurzem das Herz des jungen Monarchen ſo für ſich zu gewinnen, daß er nicht ohne ihn leben zu können glaubte. Während der Regentſchaft des Herzogs von Orleans wußte er ſich auch deſſen Gunſt zu erhalten, und ſchlug die ihm angetragene hohe Würde eines Erzbiſchofs von Rheims beſcheiden aus, um ſich von ſeinem erhabenen Zögling nicht trennen zu müſſen. 1726 ertheilte ihm Papſt Benedikt XIII. den Cardinalshut, und Ludwig XV. ſtellte ihn bald darauf an die Spitze des Miniſteriums. Obgleich er ſchon über 70 Jahre zählte, ſo war er doch noch im vollen Beſitze ſeiner Geiſteskräfte; und wie beſonnene Ruhe, Mäßigkeit, Sparſamkeit, Ordnungsliebe und Friedfertigkeit Hauptzüge ſeines perſönlichen Karakters waren, ſo bezeichnen ſie auch den Geiſt ſeiner 17jährigen Staatsverwaltung. Er that ſein Möglichſtes, um mit allen Nachbarn den Frieden zu erhalten, dem geſunkenen Wohlſtand der Nation wieder aufzuhelfen, Handel, Ackerbau, Manufakturen blühend zu machen, und die Land- und Seemacht auf einen ſolchen Fuß zu ſetzen, daß alle auswärtigen Nationen im Reſpekt erhalten würden. Fleury hatte indeß nun ſchon 7 Jahre das Staatsruder mit großer Sorgfalt friedlich geführt, als er in einen Krieg wegen der polniſchen Königswahl mit Carl VI. verwickelt wurde, den er nach 2 Jahren (1735) ehrenvoll endete, und beim Frieden Lothringen gewann, das alle Gewalt und Hinterliſt Ludwigs XIV. nicht hatte erlangen können. Fröhlich, dem Reiche ein herrliches Gränzland erworben zu haben, wandelte er nun in der alten Bahn kluger und bedächtiger Cabinetsunterhandlungen nach wie vor wieder fort. Er vermittelte einen Frieden zwiſchen dem Kaiſer und den Türken, ſtand den Genueſern gegen die rebelliſchen Korſen bei, kurz, er war der Vermittler des ganzen Europa, deſſen Angelegenheiten er mit weiſer Mäßigung wog und leitete, und machte verſchiedene gute innere Einrichtungen in dem beruhigten, und wieder aufgeblühten Frankreich. Der einzige Fleck ſeines Ruhmes iſt der 1740 ausgebrochene für Frankreich unglückliche Krieg, wo er eine ſchöne Gelegenheit zu finden hoffte, die Macht Oeſterreichs zu zerſtückeln, welches aber der herrliche Muth der großen Thereſia vereitelte. Die beiden Brüder Belle-Isle, das hohe Alter des Cardinal-Miniſters, ſo wie ihren Kredit mißbrauchend, hatten ihn zu dieſem Kriege zu bereden gewußt. Mitten unter traurigen Nachrichten von Verluſten ſtarb er, beinahe 90 Jahre alt, am 29. Januar 1743 zu Iſſy bei Paris. Ludwig XV. ließ ihm ein Hochamt, mit einer Pracht, als wäre es für einen gekrönten Fürſten, halten, von ſeiner Familie aber wurde ihm ein Denkmal errichtet. Fleury, kann man ſagen, iſt unter den großen Politikern einer der ehrlichſten geweſen, vielleicht,

Digitized by Google

weil er der leidenſchaftloſeſte war, wie es ihm denn gewiß zum Ruhme gereicht, daß er weder ſich, noch ſeine Verwandten, auf Koſten des Staats ungerechter Weiſe bereichert hat.

Fleury (Claude, Abbé), einer der berühmteſten Kirchen-Hiſtoriker, geb. zu Paris 1640, widmete ſich frühe dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften, der Geſchichte und der Jurisprudenz, und wurde 1658 Pariſer Parlaments-Advokat. Nachdem er dieſes Amt 9 Jahre lang mit Ruhm verwaltet hatte, trat er in den geiſtlichen Stand, und zeichnete ſich durch die mannichfachſten Kenntniſſe und eine vielſeitige Bildung ſo aus, daß ihn Ludwig XIV. an den Hof berief, und ihn zum Inſtruktor des Prinzen von Conty und der königl. Kinder ernannte. Fleury lebte am Hofe wie in der größten Einſamkeit, beſchäftigte ſich bloß mit den Pflichten ſeines Amtes, mit der Gelehrſamkeit und Schriftſtellerei. Die franz. Akademie nahm ihn 1696 unter ihre Mitglieder auf. 1715 wurde er Beichtvater des jungen Königs, Ludwigs XV., und ſtarb 1723. Sein vornehmſtes Werk iſt: Histoire ecclesiastique (Paris 1691—1720. 20 vol.), die Frucht einer 30jährigen Arbeit, geht bis 1414, fortgeſetzt vom Abbé Fabre (Brüſſel, 1726—40, 16 vol.). Es iſt das beredteſte, angenehmſte, lehrreichſte, ausführlichſte Werk über die Kirchengeſchichte. Sein Styl iſt klar, einfach und natürlich. Ob er gleich nicht bloß für Gelehrte ſchrieb, ſo ging er doch mit ſtrenger Kritik der kirchenhiſtoriſchen Urkunden, Zeugniſſe und Hülfsmittel zu Werke. Die acht Abhandlungen zu dieſer Geſchichte ſind wegen ihrer Vortrefflichkeit auch beſonders gedruckt worden. Seine Fortſetzer erreichten ihn weder im Styl, noch in der Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, und noch nie war die Kirchengeſchichte mit einem ſo praktiſchen und moraliſchen Geiſte geſchrieben worden, als von Fleury.

Fleury (Bertrand), ſ. Franzöſiſche Bühne.

Flibuſtier oder Boukaniers, hieß eine Vereinigung engliſcher und franzöſiſcher Freibeuter, die im 17. Jahrh. in Weſtindien ſich furchtbar machten, und zu den intereſſanteſten Erſcheinungen dieſes Jahrhunderts gehören. Brittiſche Freibeuter, welche in der Periode der religiöſen und politiſchen Schwärmereien, beſonders zahlreich unter Carl I., ihr Vaterland verlaſſen hatten, und die während der Kriege, welche England mit Spanien führte, in kleinen Schwärmen von 50, 100, 150 Abenteurern auf kleinen leichten Fahrzeugen, den ſpaniſchen Kauffahrern, wenn ſie, von der Hauptflotte durch einen Zufall getrennt, einzeln ſegelten, auflauerten und ſie angriffen, und durch ihren abenteuerlichen Muth, auch wenn ſie noch ſo groß und noch ſo ſtark bemannt waren, ihre Beute in irgend einen nordamerikaniſchen Hafen ſchleppten, legten in Weſtindien den Grund zu dieſer Vereinigung. Selbſt im Frieden fehlte es ihnen nicht an Vorwänden zum Kaperkrieg in Weſtindien, weil ſich die Spanier die Alleinherrſchaft jenſeits des Wendekreiſes zueigneten, und ihre Seeabenteuer in jenen Gewäſſern nicht dulden wollten. Nach ihrer Weiſe ſchwärmten auch Franzoſen daſelbſt in gleichen Abſichten umher, und ohne von einander etwas zu wiſſen, langten im Jahr 1625 an einem Tage die franzöſiſchen und engliſchen Freibeuter auf der Inſel St. Chriſtoph an ganz verſchiedenen, einander entgegengeſetzten, Plätzen; die engliſchen unter Warner, die franzöſiſchen unter d'Anambuc; beide in der Abſicht, ſich in dieſen Gewäſſern einen feſten Sitz zu erwerben, weil ohne einen ſichern Hafen ihren Unternehmungen gegen die Spanier zu große Schwierigkeiten entgegenſtanden. Sie entdeckten einander bald, und theilen die Inſel im Frieden; jede Nation behielt den von ihr in Beſitz genommenen Hafen mit der Einwilligung der andern, weil ſie ſich bei gleichen Zwecken wie Zwillingsbrüder anſahen. Im Jahr 1630 erhielt der ſpaniſche Admiral, Don Friederich von Toledo, Befehl, auf ſeinem Zug gegen die Holländer in Braſilien, auch die franzöſiſchen und engliſchen Freibeuter von St. Chriſtoph zu vertreiben;

Digitized by Google

er beſiegte ſie auch, aber zerſtreute ſie nur, und ging darauf ſeiner weitern Beſtimmung nach, ohne ſie völlig zu vernichten. Die Zerſtreuten ſuchten ſich neue Wohnſitze; ein Theil derſelben (meiſt Engländer) ließ ſich auf der Schildkröteninſel nieder, und erhielt von den leichten Schiffen (Fliebot bei den Franzoſen, Vlieboot bei den Holländern), auf denen er ſeine Seeabenteuer fortſetzte, den Namen der Flibuſtier; ein anderer (meiſt Franzoſen) ſetzte ſich auf der nördlichen Küſte von St. Domingo, welche die Spanier verlaſſen hatten; ſie lebten anfangs von der Jagd wilder Ochſen, deren Fleiſch ſie boukanirten (oder in Rauch trockneten, von dem indiſchen boucaner), wovon ſie den Namen der Boukanier bekamen, unter dem ſie bald darauf auf's Neue als kühne Freibeuter auf dem Meere erſchienen. Andere kehrten, nachdem der Sturm vorüber war, wieder auf St. Chriſtoph zurück, und ſetzten aus ihren daſigen Häfen nicht bloß den Kaperkrieg gegen die Spanier fort, ſondern griffen auch die Caraiben gemeinſchaftlich an. Da das Glück ſie ſo begünſtigte, ſo eroberten ſie auch auf dem feſten Lande Portobello, und nachdem ſie die gegen ſie geſandten Truppen geſchlagen, auch Panama. Einige gingen auch durch die Magellansſtraße in die Südſee, und plünderten die Küſten von Peru, Chili und Mexico. Sie machten reiche Beute von den Spaniern, und oft brachten ſie auf einmal 3—400.000 Stücke von Achten nach Jamaika, die ſie in kurzer Zeit wieder daſelbſt verſchwendeten. Bei der Theilung des Raubes mußte jeder einen Eid ſchwören, nichts für ſich behalten zu haben, und dann wurde die Beute in gleiche Theile getheilt; die Vertheilung ſelbſt geſchah durchs Loos. Die Verſuche der Spanier, ſie zu vertreiben, mißglückten, da der franz. Hof ſie anfangs begünſtigte. Aber die nachdrücklichen Maßregeln, welche ſpäter die engliſche und franzöſiſche Regierung nahmen, ſteuerte dieſem Unweſen, und im Anfange des 18. Jahrhunderts hat das flibuſtiſche Zeitalter ein Ende, nachdem etwa ein Menſchenalter hindurch eine Geſellſchaft von Seeabenteurern ohne Syſtem, ohne Geſetze, ohne Subordination, ohne Mittel, allein durch ihren Muth und ihre kühnen und außerordentlichen Thaten ganz Europa in Erſtaunen geſetzt hatte. Bloß durch günſtige Zeitumſtände, die Sorgloſigkeit, der ſich die Regierungen in Europa in Anſehung ihrer Schifffahrt und ihrer amerikaniſchen Beſitzungen ſchuldig machten, und durch den ſchwärmeriſchen Muth, den Verfolgungen und Unglück im Vaterlande in die Seelen einzelner Ausgewanderten gelegt hatten, waren die erſten Wagehälſe zu ihren Waffengefährten herbei gezogen worden. Da aber von ihnen eine größere Anzahl umkam, als die Tollheit ihnen wieder zuführte, ſo mußten ſie endlich von ſelbſt wieder von den Meeren verſchwinden. Wer von ihnen übrig blieb, der ließ ſich auf den Inſeln, um welche ſie bisher herumgeſchwärmt hatten, nieder, und ſie gehörten von der Zeit an zu ihren unternehmendſten und nützlichſten Anbauern. Vergl. über dieſe kühnen Abenteurer Raynal's Geſchichte beider Indien 10te Thl., und Archenholz's kleine hiſtor. Schriften 2te Thl., wo man eine umſtändliche Schilderung ihrer Lebensart und ihrer vielen Thaten findet.

Fliege, eine Inſektengattung aus der Ordnung der Fliegenarten mit 2 unbedeckten Flügeln, wovon es viele hundert Arten giebt, theils mit, theils ohne Fühlhörner. Die Larven dieſer verſchiedenen Fliegen-Geſchlechter unterſcheiden ſich weit mehr in ihrem äußern Zuſtande von einander, als die vollkommenen Inſekten; einige befinden ſich auf der Erde, andere im Waſſer. Die der gemeinen Fliege zeichnen ſich durch den Namen Maden aus, und entſtehen aus den auf faulende Körper gelegten Eiern. Einige der Waſſerlarven ſind von ſeltſamer, niedlicher Bildung, und gewähren wundervolle Beiſpiele der Sorgfalt der Natur für die Erhaltung auch des geringſten Thieres. Die gewöhnliche Geſtalt der Puppe iſt die Eiform; die verſchiedentlich, der Art gemäß, ſich beſtimmt, und durch die äußere Haut der Larve gebildet

Digitized by Google

wird. Einige Arten legen ihre Haut ab, ehe ſie ſich in Puppen verwandeln. Eine der merkwürdigſten Arten iſt M. **Chamaeleon**, eine große ſchwarze Fliege, mit einem flachen, etwas breiten Unterleibe, der an beiden Seiten gelbe Abſchnitte hat, die eben ſo viel abgebrochene Halbbänder quer über dieſen Theil bilden. Sie entſteht aus einer Waſſerlarve von ſehr beträchtlicher Größe, und 2½ Zoll Länge; iſt während der Sommer-Monate in ſtehenden Gewäſſern gemein, und geht in ihren Puppenſtand über, ohne ſich zu häuten. Die Haut trocknet über ihr zuſammen, und ſie behält das vorige Anſehen, nur etwas kleiner. — Zu den behaarten Fliegen gehört die **gemeine Schmeißfliege** (M. carnaica), welche ihre Eier auf friſches oder verdorbenes Fleiſch legt. Die Larven oder Maden kriechen in wenigen Stunden aus, und ſind in 8 bis 10 Tagen völlig ausgewachſen; ſie ſind gelblich mit einem lichten Anſtrich von blaßroth. Wenn ſich das Thier in eine Puppe verwandelt, ſo trocknet die Haut um daſſelbe; das Ganze wird ein völliges Oval von röthlicher Farbe. Zehn Tage darauf kriecht die Fliege hervor. **Fliegen, ſpaniſche** (Meloe vesicatorius), eine Inſektengattung aus der Ordnung der Käfer. Man braucht ſie zum Blaſenziehen. Sie finden ſich von den glänzendſten Farben, doch ſind ſie hierin, desgleichen an Größe und Geſtalt, ſehr verſchieden. Hat man eine Partie geſammelt, ſo hängt man ſie in einem leinenen Beutel in heißen Eſſigdampf, bis ſie todt ſind. Die ſpaniſchen Fliegen vom **Aetna** hält man für beſſer, als die aus Spanien. **Fliegen**, die Kunſt zu, eine Aufgabe, die ſich in ſofern durch Berechnung löſen läßt, als dieſe zeigt, daß jene Kunſt nie ausgeübt werden kann. Sich durch mechaniſche Mittel von der Erde zu erheben, oder von einer Höhe langſam herabzuſinken (Fallſchirm) iſt gelungen: dies heißt aber nicht fliegen. Bekannt ſind die mißlungenen Verſuche eines gewiſſen Meerweins aus Carlsruhe, 1782 zu Gießen, des Schneiders Berblinger 1811 zu Ulm, und des Uhrmachers Degen in Wien. **Fliegenarten** (Diptera), oder Inſekten mit 2 Flügeln; ſie machen die 6te Ordnung der Inſekten aus. Sie haben hinter den Flügeln an der Bruſt ein Paar Kölbchen oder Köpfchen ſitzen, womit ſie einen ſingenden Ton hervorbringen, und welche mit einer kleinen Schuppe bedeckt ſind. Die Larven ſind mehrentheils Maden, und die Puppe braun und walzenförmig. Die Inſekten dieſer Ordnung haben theils ſpitzige, harte Saugſtacheln, theils weiche Saugrüſſel, theils einfache Mündungen, und gebären zum Theil lebendige Junge. Hierher gehören folgende **Gattungen**: die Bremſe, Schnake, Fliege, Breme, Mücke, Fiederfuß, Stechfliege, Raubfliege, Schwebfliege, Lausfliege. **Fliegendes, leichtes Corps**, oder ein **Harſt**, beſteht gewöhnlich aus leichten Truppen, größtentheils Reiterei. Es wird zu Verſendungen und ſchnell auszuführenden Streichen im Kriege gebraucht, z. B. eine Gegend zu verheeren, Zufuhren dem Feind wegzunehmen oder abzuſchneiden, im Rücken der feindlichen Armee Schrecken und Verwirrung zu verbreiten, einzelne Poſten zu überfallen, Magazine wegzunehmen u. ſ. w. Sollen ſolche Harſte nützen, ſo müſſen ſie unter ſtrenger Abhängigkeit vom Heerbefehl gehalten, und nicht, wie ehedem die Parteigänger, den Krieg auf ihre eigene Hand führen, und durch Mangel an Uebereinſtimmung in den Unternehmungen die Erfolge hindern.

Fließen, 1) Platten aus Thon im Ofen gebrannt, mit einem braunen, grünen, ſchwarzen, weißen, glasartigen Ueberzeug, zur Belegung des Bodens unter dem Ofen und zur Einfaſſung der Zimmerwände, Treppenſeiten, Tiſch- und Fenſterbretter brauchbar, werden in vorzüglicher Feinheit und trefflich ausgebrannt in Gouda und in Delft in Holland, ſo wie zu Valencia in Spanien verfertigt. 2) Platten von grobem Marmor, dergleichen die ſchwediſchen Fließen ſind, zur Belegung des Bodens.

Digitized by Google

Flinders (Matthews), ein berühmter engliſcher Seefahrer, geboren zu Donington in Lincolnſhire, ſchiffte ſich als Freiwilliger 1795 mit dem Capitän Hunter, Statthalter der Verbrecher-Colonie zu New-Süd-Wales, nach Port Jackſon ein, und unternahm von dort mit dem Schiffschirurgus Georg Baß längs der Küſte mehrere Entdeckungsreiſen, und Beide erwarben ſich durch genaue Unterſuchung der Küſte und aufgenommene Karten große Verdienſte um die Schifffahrt in jenem Meere. Bei ſeiner Rückkehr nach England, 1800, beſchrieb er ſeine Entdeckungen unter dem Titel: Bemerkungen über die Küſte von Van-Diemens-Land (1801); reiſte, um ſeine Entdeckungen fortzuſetzen, kurz darauf von Neuem nach Neuholland, unterſuchte hierauf die ſüdlichen und öſtlichen Küſten, ging durch die Meerenge Torres nach Timor, wurde aber, da indeß der Krieg zwiſchen Frankreich und England ausgebrochen, als er auf der Inſel Isle de France landete, bis zum Jahre 1810 als Gefangener zurückbehalten. Hierauf nach England zurückkehrend, gab er ſein Tagebuch der Reiſe nach Auſtralien (Lond. 1814, 2 Bde. mit Kart.) heraus, und ſtarb am 19. Juli 1814.

Flinte. Die erſten tragbaren Feuergewehre wurden mit einer Lunte gezündet, welche man mit der Zeit an einen Hahn befeſtigte, um beim Schießen die Hände zu ſichern. Nachher ſchrob man an den Hahnen einen Feuerſtein, und brachte eine ſtählerne Scheibe, oder ein kleines Rad an's Rohr, welches mit einem beſondern Schlüſſel geſtellt, und aufgezogen ward. Der Feuerſtein war anfangs ein derber Kies oder Markaſit. Weil aber ein ſolches Gewehr oft verſagte, ſo hatte man lange Zeit noch neben dem Rade auch eine Lunte. Weit ſpäter verfiel man darauf, ſtatt des zerbröcklichen Kieſes einen glasartigen Stein an den verbeſſerten Hahnen, oder an das jetzige Feuerſchloß zu ſchrauben. Bei jeder neuen Verbeſſerung erhielt das Gewehr, deſſen Caliber und Länge man bald vergrößerte, bald verkleinerte, neue Namen; z. B. Büchſe, Hakenſchüſſe, Arquebüſe, Muskete, Piſtole, Flinte. Die Franzoſen ſollen nicht früher als 1515 zuerſt tragbare Feuergewehre im Kriege gebraucht haben. Den ſogenannten Hakenbüchſen folgten die Gewehre mit dem Rade. Sie waren noch um's Jahr 1672 gebräuchlich, doch kannte man damals auch ſchon das jetzige Schloß mit dem Steine. Als Jagdgewehr kömmt die Flinte ſchon in einer königlichen Verordnung von 1515 vor. Einige halten die Flinten für eine franzöſiſche Erfindung, die an die Stelle der Musketen kam, und das erſte Regiment, das Flinten trug, ſoll das von Ludwig XIV. 1671 in Frankreich errichtete Füſelierregiment geweſen ſeyn, und dieſes von den Flinten den Namen bekommen haben. Das Flintenſchloß iſt in Deutſchland, und wahrſcheinlich zu Nürnberg 1517 erfunden. Ob aber das Schloß von jetziger Einrichtung geweſen ſeyn möge, iſt wohl nicht völlig zu erweiſen. Auch hat es im 16. Jahrhundert ſchon geſchickte Büchſen- und Feuerſchloßmacher daſelbſt gegeben. Ein franz. Erfindung ſind die jetzigen Feuerſchlöſſer nicht; denn noch ums J. 1658 waren die viel unbequemern Räder an den Piſtolen in Frankreich gebräuchlich. Die braunſchweigiſchen Soldaten haben erſt 1687 Flintenſchlöſſer ſtatt der Luntenſchlöſſer erhalten.

Flintenſtein, ſ. **Feuerſtein.**

Flintglas, auch **Kieſelglas,** ein kryſtallähnliches Glas, vor allen übrigen Glasarten durch vorzügliche Helligkeit und Reinheit ſich auszeichnend, beſteht aus kalzinirten Kieſeln, Mennig und Salpeter, iſt zur Verfertigung achromatiſcher Ferngläſer brauchbar, kam früher nur aus England, wird aber ſeit Jahren ſchon zu Benediktbaiern (ſ. d. Art.) in Baiern auf das Vollkommenſte verfertiget.

Flittergold, Flitterſilber, Flittern, werden aus Meſſing, welcher zwiſchen Leder dünn geſchlagen und cementirt iſt, verfertigt, und dienen vorzüglich zu unechtem Putze. Vom Flitterſilber giebt es feine,

Digitized by Google

und gemeine, glatte und faſſonirte oder gravirte Sorten, die man auch zu Rock- und Weſten-Plättchen braucht, ſo wie Stahlplättchen zur Trauer. Sie kommen von Nürnberg und Fürth. Flittern giebt es auch von echtem Gold und Silber; ſie werden zu Stickereien, Hochzeitkränzen, Kirchenornaten ꝛc. gebraucht, und kommen von Berlin, Wien, Hamburg, Nürnberg ꝛc. — Flitterſtaat, Putzwaaren ohne Werth und innern Gehalt.

Flocco oder Floke, ein normänniſcher Seeräuber, wollte ſich 865 nach der Inſel Gardarsholm, die erſt vor Kurzem entdeckt worden war, begeben, und nahm, da die Bouſſole noch nicht erfunden war, von den orkadiſchen Inſeln ausreiſend, drei Raben mit. Als er die orkadiſchen Inſeln aus dem Geſicht verloren, ließ er einen Raben fliegen, der ſogleich ſeinen Flug nach jenen Inſeln richtete, und nicht wiederkehrte. Einige Tage darauf gab er dem zweiten die Freiheit, der aber, kein Land findend, auf das Schiff zurückkam. Einige Tage ſpäter ließ er auch den dritten fliegen, der nach Norden zu flog, ohne wieder zu kommen. Mit Recht vermuthete daher Flocco, in dieſer Richtung eine Inſel zu finden, und ſeine Vermuthung betrog ihn nicht; denn ſchon nach einigen Tagen entdeckte er eine große Inſel, auf der er überwinterte, und ihr den Namen Island gab (ſ. d. Art.).

Flögel (Carl Friedrich) wurde 1729 zu Jauer in Schleſien geboren. Von 1738 bis 1748 beſuchte er die lateiniſche Schule ſeiner Vaterſtadt, und legte ſich mit vielem Fleiße auf die lat. Sprache und Dichtkunſt. 1748 begab er ſich auf das breslauiſche Magdalenen Gymnaſium, und 1752 ging er nach Halle auf die Univerſität, um daſelbſt Theologie zu ſtudiren. Bald nach ſeiner Ankunft wurde er von der Geſellſchaft der Freunde der ſchönen Wiſſenſchaften, die ſich unter der Aufſicht des Profeſſors Gottl. Sam. Nicolai verſammelte, als ordentliches Mitglied aufgenommen. 1754 kehrte er in ſein Vaterland zurück, und blieb bis 1760 im Kandidatenſtande, übte ſich im Predigen, und übernahm in einigen angeſehenen Familien die Stelle eines Hauslehrers. Ob er gleich mehrmals ein geiſtliches Amt hätte erhalten können, ſo überwog doch ſeine Neigung zum Schulſtande alle äußerliche Vortheile, Ruhe und Bequemlichkeit. 1761 wurde er Kollege des Magdalenums in Breslau, 1762 Prorektor der Stadtſchule zu Jauer, 1773 Rektor derſelben, und 1774 Prof. der Philoſophie an der Ritterakademie zu Liegnitz, bei welchem Amte er Muße genug fand, ſich ganz dem Studium der Literaturgeſchichte zu widmen. Schon vorher (im Jahre 1772) war er von der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Frankfurt an der Oder als Beiſitzer aufgenommen worden. Er ſtarb den 7ten März 1788. Flögel beſaß eine ungemein ausgebreitete Beleſenheit und große Kenntniß der Literaturgeſchichte, nicht bloß im Fache der Dichtkunſt, ſondern auch im Fache der Geſchichte, der Philoſophie und anderer Wiſſenſchaften. Sein Andenken verewigen hauptſächlich folgende ſeiner Schriften: Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, Breslau 1765; Geſchichte des gegenwärtigen Zuſtandes der ſchönen Literatur in Deutſchland, Jauer 1771; Geſchichte der komiſchen Literatur, 4 Bde. Liegnitz 1784 — 1787; Geſchichte des Groteskomiſchen (Poſſenſpiele bei chriſtlichen Feſten, komiſche Feſte, komiſche Geſellſchaften), Liegnitz 1788; Geſchichte der Hofnarren. ebend. 1789; Geſchichte des Burlesken, 1794.

Flörken (Friedrich Jakob), geb. zu Altenkalden in Mecklenburg-Schwerin den 18ten Mai 1758, widmete ſich den Rechten, ward Advokat zu Grawow im Strelitziſchen, privatiſirte aber dann zu Berlin, ſetzte Krünitzens ökonomiſch-technologiſche Encyklopädie (Band 74—78) fort, und ſtarb 1810.

Flor, Gaze, die feinſte und dünſte Art Zeuge, von Seide, Leinen, Wolle, Baumwolle; es giebt ihrer viele Sorte; die beſten liefert Italien und Frankreich. Der ſchwarze und weiße Trauer- und Milchflor kömmt hauptſächlich aus der Schweiz. 2) In der Botanik alle in einer gewiſſen

Digitized by Google

Gegend einheimiſchen Pflanzen; daher die bei den Botanikern übliche Eintheilung Europa's mit Ausſchluß der Türkei in fünf Floren: 1) die nordiſche, 2) die helvetiſche, 3) die öſterreichiſche, 4) die pyrenäiſche, 5) die appenniniſche. — **Blumenflor**, der Blüthezuſtand der Blumen.

Flora, die Göttin der Blumen, des Weinſtocks und Getreides, Gattin des Zephyrus, der man, wie der Rückkehr des Frühlings, zu Ehren in Rom die ſogenannten Floralia feierte. Abgebildet ſieht man ſie gewöhnlich als ein bekleidetes ſchönes Weib mit einem Blumenkranze und dem Horne des Ueberfluſſes. Die Botaniker nennen ein ſyſtematiſches Verzeichniß der in einer Gegend einheimiſchen d. h. wildwachſenden Pflanzen, Flora. Bisweilen heißt ſo auch der Inbegriff der Vegetation eines Ortes; ſo iſt die Flora des Vorgebirges der guten Hoffnung die reichhaltigſte der Erde. Seit Linné uns in ſeiner Flora suecica, ceylonica etc. mit den Pflanzen jener Gegenden bekannt gemacht, haben ihn viele Botaniker nachgeahmt. Eine der älteſten Floren iſt die des Leers von Herborn, in welcher faſt alle deutſche Gräſer ſehr richtig angegeben ſind.

Florence, eine Art ſeidenem Taffent, von dem es mehrere Sorten, als: doppelte, halbe oder Miſlorences, ſtreifige, broſchirte oder gemalte, giebt. Er wird zur Kleidung der Frauen gebraucht, kömmt vorzüglich von Avignon, Lyon ꝛc. und hat ſeinen Namen von Florenz erhalten, wo er zuerſt gemacht wurde.

Florentiner Arbeit, eine Art Moſaik, beſteht in der Kunſt, durch Zuſammenſetzung von Edelſteinen und Marmorſtücken, ſowohl die Natur ſelbſt, als auch Gemälde nachzuahmen. Sie erhielt den Namen von der Stadt Florenz, weil ſie dort am Gelungenſten geübt wird. Uebrigens iſt ſie mehr eine Künſtelei, als wahre Kunſt zu nennen.

Florentiner Lack, ein feines Malerroth, von welchem es ein ſehr feines, zartes in Stückchen giebt, die trichterförmig geſtaltet, und von der Größe eines Gerſtenkorns ſind. Ein geringeres hat man in kleinen viereckigten Stückchen. Es muß ſehr leicht, zerreiblich und zart ſeyn. Der Erfinder dieſes Lacks war ein Franziskaner zu Florenz; es wird jetzt vorzüglich zu Florenz, Venedig, Wien, Berlin ꝛc. verfertigt.

Florentiniſche Maler-Schule. Schon ſeit vielen Jahrh. iſt Florenz ein vorzüglicher Sitz der zeichnenden Künſte. Sie hat in allen Zweigen der Kunſt eine ſo beträchtliche Anzahl großer Männer gehabt, daß keine andere Stadt ihr darin den Vorzug ſtreitig machen kann. Die **florentiniſche Schule** iſt die älteſte; man muß aber die **ganz alte** von der neuern unterſcheiden. Schon im 13ten Jahrhundert haben die Künſte in dieſer Stadt geblühet. Der Rath ließ verſchiedene Künſtler aus Griechenland kommen, welche ſich in Florenz niedergelaſſen, und daſelbſt Schüler gezogen haben, durch welche der Geſchmack an zeichnenden Künſten ſich in Italien feſtgeſetzt hat. Die **alte** florentiniſche Schule fängt bei dieſen Griechen, und dem Cimabue, ihrem Schüler, an, der ſich bemühete, die Steifheit des griechiſchen oder byzantiniſchen Styls zu verdrängen; ſie erhielt durch ihn ihr Anſehen, und endigt ſich bei Leonardo da Vinci. Die Werke der Künſtler, die vor Leonardo gelebt haben, ſind nur in Vergleichung derer, die aus noch ältern Zeiten der Barbarei ſich herſchreiben, ſchätzbar; aber er, der letzte und größte Maler und Zeichner dieſer Schule, näherte ſich der Vollkommenheit, und kann zugleich als der erſte Künſtler der neuen Schule angeſehen werden. — Die neue Schule fängt bei da Vinci und Michel Angelo Buonarotti an, deren großer Styl und kühne Zeichnung viele Nachahmer fand, und beſteht aus einer zahlreichen Folge berühmter Künſtler. Von der ältern florentiniſchen Schule fällt man das Urtheil, daß ſie eine Menge Maler gehabt habe, die alle nicht zu verachten wären, daß aber nur wenige davon einen hohen Grad des Ruhms er-

Digitized by Google

halten hätten; die Farbe ſey grau und ſchwach, die Zeichnung habe etwas Großes, ſey aber mit einer Manier verbunden, in dem Geſchmack des M. Angelo. Die Figuren haben in ihren Wendungen etwas ſo Gedrehetes, daß man ſie für unmöglich halten mögte. Große übertriebene Umriſſe, welche von verrenkten und verdrehten Gliedern herzukommen ſcheinen; ein übertriebener Reiz, darin in der That etwas Großes, aber aus einer erdichteten Natur iſt. Gute Coloriſten findet man da nicht. Man hat ſich faſt einzig um die Zeichnung, und um eine gewiſſe Größe der Formen bekümmert, die aber leicht in eine Manier ausartet. — Im Allgemeinen herrſcht die Aehnlichkeit des vorigen Styls noch vor, indem man ſich nicht über den gewöhnlichen Gang der Natur erhob. — Zu den berühmteſten Malern der florentiniſchen Schule gehören: Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto, Pietro di Coſimo, Baldaſſar Peruzzi, Roſſo de Roſſi, Piet. Buonacorſi, Giacomo Pontormo, Benvenuto Tiſi, Franceſco Roſſi, Mich. Ang. Buonarotti, Daniel Riciarello, Ludovico Cardi, Matteo Roſelli, Pietro de Cortona, Benedetto Lutti u. A. m., von denen wir Einigen beſondere Artikel widmen werden.

Florenz, Firenze, die Hauptſtadt des Großherzogthums Toskana, in einem reizenden und fruchtbaren Thale an beiden Ufern des Arno, welcher ſie in eine größere nördliche und eine kleinere ſüdliche Hälfte theilt. Sie liegt unter 43° 46′ N. B., iſt mit einer ſtarken Mauer und einigen unbedeutenden Forts umgeben, und zählt gegenwärtig höchſtens 75 bis 80.000 Einwohner. Florenz iſt in jeder Hinſicht nächſt Rom und Neapel die merkwürdigſte Stadt Italiens; ſie iſt im Ganzen ſchön gebaut, trefflich gepflaſtert, reinlich gehalten, und weicht nur Rom allein an Schönheit der Kirchen und Palläſte, ſo wie an Kunſtſchätzen. (Ueber die Geſchichte dieſer Stadt ſ. d. Art. Toskana und Mediceer.) Die Palläſte der alten Familien zeichnen ſich weniger durch äußere Pracht, als durch Feſtigkeit aus, und erinnern durch ihre Rieſenmauern an die Zeiten, wo jedes Haus einer Belagerung gewachſen ſeyn mußte. Die Plätze ſind mit ſchön verzierten Springbrunnen und Statuen geſchmückt; der ſchönſte Platz von allen iſt der großherzogliche, auf welchem ein ſchöner Springbrunnen, die eherne Statue Cosmus I. zu Pferde, und eine herrliche Marmorgruppe, der Raub der Sabinerinnen, von Johann von Bologna, ſtehen. An dieſen Platz ſtoßen folgende merkwürdige Gebäude: der Pallaſt degli ufficii (der Staatscollegien), von Vaſari unter Cosmus I. erbaut. Im Erdgeſchoß ſind Gerichtshöfe und andere Collegia. Im obern Stockwerk befindet ſich die herrliche Gallerie, welche an Antiken und neueren Kunſtwerken in Erz und Marmor und an Gemälden eine der erſten in der Welt iſt; ſie füllt zwei durch das Hauptgebäude verbundene Flügel. Unter den Antiken dürfen nur angeführt werden: die mediceiſche Venus, der Hermaphrodit, die Gruppe der Niobe, der Schläfer u. a. Unter den Gemälden aus allen Schulen befindet ſich auch die berühmte Venus von Tizian. An dem nämlichen Platze liegt eine ſchöne Halle, Loggia, oder Portikus, worin der berühmte Perſeus des Benvenuto Cellini ſteht. Die öſtliche Seite des Platzes nimmt der ſogenannte alte Pallaſt ein; er iſt ganz im Styl des Mittelalters, majeſtätiſch, feſt, ohne Zierrath; oben rund umher läuft ein zur Vertheidigung eingerichteter verdeckter Gang, und über ihn erhebt ſich der auf 4 mächtigen Säulen ruhende Glockenthurm, 300 Fuß hoch. — Unter den Kirchen nimmt den erſten Rang ein der herrliche Dom, Santa Maria del fiore, er iſt von außen ſchachbrettartig ganz mit ſchwarzem und weißem Marmor überzogen; er ward von Arnolfo, einem Deutſchen und Schüler Cimabue's, 1294 angefangen, und in 154 Jahren vollendet. Die Kuppel, 400 Fuß hoch und achteckig, iſt das von Michel Angelo bewunderte Meiſterſtück des Brunelleſchi. Vorn am Eingange ſteht frei ein ſchöner Glockenthurm; dieſe, wie alle Kirchen von Florenz, iſt überreich an Gemälden und Werken der Bildhauerei.

Digitized by Google

Merkwürdig iſt dieſer Dom noch durch die hier 1493 gehaltene Kirchenverſammlung, welche, wiewohl vergeblich, eine Wiedervereinigung der griechiſchen und römiſchen Kirche beabſichtigte. Dem Dom gegenüber auf dem nämlichen Platze ſteht das berühmte achteckige Battisterio oder die Taufkirche, deren bewunderte eherne Thüren das Werk von Ghiberti ſind, die einſt Michel Angelo der Ehre würdig hielt, Thore des Paradieſes zu ſeyn. Unweit des Domes aber leider eng verbaut, liegt die prächtige Kirche S. Lorenzo, ebenfalls mit einer ſchönen Kuppel geziert. Am Fuß des Hochaltars zeigt eine einfache Platte mit der Inſchrift: decreto publico patri patriæ, das Grab des ältern Cosmus v. Medici, des Stifters der Größe ſeines Hauſes, an. Zwei Kapellen dieſer Kirche verdienen erwähnt zu werden; die eine mit 8 Statuen von Michel Angelo geziert; die andre die Kapelle der Medici, worin die Gräber dieſer Familie, die mit ſo ausſchweifender Pracht an edlen Steinen aller Art im 17. Jahrhundert angefangen worden, daß alle Schätze der Mediceer nicht zu ihrer Vollendung zugereicht haben. An dieſe Kirche ſtößt die mediceiſche Bibliothek, welche an 6—7000 der koſtbarſten Handſchriften beſitzt. — Die Kirche Santa Croce (Kreuzkirche) auf einem prächtigen Platze, enthält unter andern Kunſtwerken die Grabmäler Michel Angelo's, Machiavelli's, Galilei's, Viviani's, Alfieri's u. A. — Santa Maria Novella, ebenfalls an einem ſchönen Platze im nördlichen Theile der Stadt, iſt ganz vorzüglich reich an ſchönen Gemälden; eben ſo die kleine, aber an Kunſtſchätzen reiche Dominikanerkirche S. Marco, und das daran ſtoßende Kloſter, welche viele treffliche Gemälde eines im Auslande faſt unbekannten Mönches Fra Giovanni da Fiesole (ſ. d. A.) beſitzen. In dieſem Kloſter lebte der 1498 als Ketzer verbrannte Savonarola. Der Arno, wie ſchon geſagt, theilt die Stadt; an ſeinem nördlichen Ufer liegen viele der ſchönſten Palläſte, und vor ihnen am Ufer iſt der beſuchteſte Spaziergang der Florentiner. — Ueber den Fluß führen 4 Brücken, wovon die ſchönſte Santa Trinita, die beſuchteſte aber der Ponte vecchio, die alte Brücke, iſt, in deren Nähe eine ſchöne Marmorgruppe von Johann von Bologna, Herkules, der den Centauren Neſſus beſiegt, ſich befindet. Auf der Brücke ſtehen die Buden der Goldſchmiede und Juweliere, und über dieſe zieht ſich eine über 600 Schritt lange bedeckte Gallerie, welche vom alten Pallaſt nach dem jetzigen Reſidenzpallaſt Pitti führt. Dieſer, im ſüdlichen Theile der Stadt, ward von Brunelleschi für einen Edelmann Pitti erbaut, aber von Cosmus I. erkauft und zur Reſidenz gewählt; früher wohnten die Medici in dem jetzigen Pallaſt Riccardi. Den Vorhof zieren mehrere ſchöne Springbrunnen. Sein Aeußeres iſt großartig, ohne Zierrathen, das Innere überaus prächtig, und beſonders reich an den herrlichſten Gemälden, deren Zahl und Schönheit kaum der eigentlichen Gallerie nachſteht; hier befindet ſich unter andern die berühmte Madonna della sedia (die auf einem Stuhle ſitzende M.) von Raphael, das herrlichſte Gemälde in ganz Florenz. Hinter dem Pallaſt erhebt ſich terraſſenförmig bis zur ſüdlichen Stadtmauer der prächtige Garten Boboli, von deſſen Höhe man die ganze Stadt überſieht. An den Garten ſtößt ſeitwärts das Gebäude des Muſeums, welches eine höchſt ausgezeichnete Sammlung von anatomiſchen Wachspräparaten und ſehr bedeutende naturhiſtoriſche Sammlungen aller Art enthält. Mit dem Muſeum iſt eine Sternwarte und ein botaniſcher Garten verbunden. Florenz hat 2 große Theater, wovon das ſchönſte das della pergola iſt; während des Carnevals aber, von Weihnachten bis Faſtnacht, wird auf 6 Theatern geſpielt. An gelehrten Anſtalten beſitzt Florenz die 1433 geſtiftete Univerſität, deren Gebäude lo studio heißt, und die berühmte Akademie della crusca, 1582 gegründet. Die ehemals höchſt blühenden Fabriken, vorzüglich in Seide, ſo wie der Handel, ſind ganz heruntergekommen. Zu den bedeutendſten Männern, welche in Florenz geboren, gehören: Dante (vom Boccaccio weiß man es nicht gewiß), Machia-

Digitized by Google

velli, Michel Angelo und der glückliche Nebenbuhler Colons, Amerigo Veſpucci. Die Gegend um Florenz gehört zu den reizendſten in Italien; von allen Seiten iſt das ſchöne Thal mit anmuthigen Höhen umgeben, welche mit unzähligen Villen (Landhäuſern), Gärten, Klöſtern, Dörfern und einzelnen Anſiedelungen bedeckt ſind. Dicht bei der Stadt, weſtlich am Ufer des Arno, ziehen ſich angenehme Wieſengründe mit ſchönen Alleen bis zu den großherzoglichen Cascine, Meierhöfen, mit einer niedlichen Villa, woran ein kleines Gehölz gränzt; Alles zuſammen bildet einen viel beſuchten Spaziergang. — Eine halbe Stunde von der Stadt ſüdlich liegt das großherzogliche Luſtſchloß villa imperiale mit ſchönen Gärten, wohin eine Allee führt; nordweſtlich 4 Stunden von Florenz ein ähnliches Poggio a Cajano, und nordöſtlich etwa eben ſo weit liegt das leider ganz verfallene Schloß Pratolino mit ſeinem bewunderungswürdigen Garten, in dem ſich unter andern auf einem mit dichten Bäumen rund umſchloſſenen Platze über einem klaren Waſſerbecken die koloſſale Bildſäule des Gottes Apennin erhebt, die aufgerichtet an 100 Fuß hoch ſeyn würde. Sie ward vom Bildhauer Johann von Bologna und ſeinen Schülern im 16. Jahrh. vortrefflich ausgeführt. Mit der einen Hand ruht der Gott auf dem Felſen, mit der andern drückt er den Kopf eines See-Ungeheuers, aus deſſen Rachen ein Waſſerſtrahl hervorquillt. Die ganze Bildſäule iſt von Steinen und Backſteinen aufgeführt, und mit Mörtel überzogen; inwendig iſt ſie hohl, und im Kopfe findet man ein artiges Zimmer, deſſen Fenſter ſich in den Augäpfeln befinden.

Florett, das rauhe Geſpinnſt, womit die Seidenwürmer ihr Gehäuſe anfangen, ehe ſie ordentliche Fäden ziehen; es kann nicht mit abgehaſpelt, ſondern muß geſponnen werden; daher man die aus dieſer Seide gewonnene Bänder, Zeuge ꝛc. auch Florett nennt. Die meiſte Florettſeide und Florettſeiden-Waaren kommen aus Italien.

Florian (Jean Pierre Claris de), franzöſiſcher Romanen- und Novellendichter, 1755 auf dem Schloſſe Florian bei Sauve in den Nieder-Sevennen geboren, verdankte ſeiner Mutter Gilette de Salgue, aus Caſtilien gebürtig, die Vorliebe zur ſpaniſchen Literatur. Unter den Augen ſeines Großvaters wurde er hier erzogen, nach deſſen Tode aber in eine Penſion nach St. Hipolyte gebracht. Hier zeichnete der junge Florian ſich ſchon durch natürlichen Verſtand und glänzenden Witz aus, welches Voltairen, der ein Verwandter von ihm war, bewog, ihn nach Ferney zu berufen. Seine Laune, ſeine raſchen Antworten und ſeine einnehmenden Sitten erwarben ihm die Zuneigung dieſes großen Mannes, welches deſſen Briefe an Florianet beweiſen, mit welchem Namen er ſeinen Liebling gewöhnlich nannte. Hier verlebte er einige Jahre, las viele Ritterromane, und ergötzte ſich vorzüglich am Don Quixote. Im Jahre 1768 brachte ihn ſeine Familie als Edelknabe in die Dienſte des Herzogs von Penthievre, der bald den geiſtvollen Jüngling in ihm erkannte. Damals ſchrieb er, 14 Jahre alt, ſeinen erſten Aufſatz nieder, und zwar auf Veranlaſſung einer Wette, eine Predigt über den Tod, die ſo vorzüglich war, daß der Herzog ſie wirklich halten ließ. Nach Endigung ſeines Edelknabenlebens ging er unter die Artillerie, und legte ſich hier mit ausdauerndem Fleiße auf die Mathematik. Nach einiger Zeit erhielt Florian eine Compagnie in dem Dragoner-Regimente Penthievre, und da der Prinz ſeinen Umgang ſehr liebte, ſo wirkte er ihm aus, daß er dispenſirt wurde, bei dem Regimente zu ſeyn, aber dennoch ſeine Gage bezöge, und an ſeinem Hofe zu Paris leben konnte. Hier fand er neue Muße zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und ſein Geſchmack an der ſpaniſchen Sprache ließ ihn die **Galathea** des Cervantes zur Ueberſetzung wählen. Er arbeitete jedoch das Gedicht faſt gänzlich um, fügte neue und glückliche Scenen hinzu, und hatte die Freude, daß es eine herrliche Aufnahme fand. Die bald erfolgende

Digitized by Google

Herausgabe der Eſtelle verſchaffte ihm noch höhern Beifall, da ihm dieſe Ausarbeitung ganz allein angehörte. Auch dem Theater widmete er ſeine Talente, und ſchrieb Les deux Billets die noch jetzt mit Beifall geſehen werden, und worin er ſelbſt die Rolle des Harlekins übernahm. — Nach mehreren Novellen wollte er ein wichtiges Werk unternehmen, und wählte den Numa Pompilius. Dadurch gründete er beſonders ſeinen Ruhm im Auslande, indem dieſer Roman in faſt alle Sprachen überſetzt wurde. Als Fabeldichter errang ſich Florian den nächſten Rang nach Lafontaine. In ſeinem 33ſten Jahre (1788) wurde er zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie ernannt, und fand in dieſer Ehre nur eine Auffoderung, noch fleißiger zu arbeiten. Er entwarf den Plan, das Leben gelehrter Männer der neueſten Zeit, nach dem Gange Plutarchs, zu bearbeiten; er dichtete ein Werk, aus hebräiſchen Quellen geſchöpft, unter der Aufſchrift: E l i e z e r und N e p h t a l i. — Seine letzte Arbeit war eine Uebertragung des Don Quixote, die er in Erholungsſtunden arbeitete. Sein Privatleben war höchſt einfach und beſchäftigt. Er liebte zwar die Geſellſchaft, und belebte auch ſolche durch ſeinen heitern Witz; allein dennoch entzog er ſich ihr, ſo viel als möglich, und lebte in Zurückgezogenheit den Muſen. Wohlthun war ſein größtes Vergnügen. Beim Ausbruche der Revolution zog ſich Florian in die Einſamkeit nach Seaux zurück, allein auch da wurde er als Adlicher weggeriſſen, und ins Gefängniß geſetzt. Nur der 9. Thermidor rettete und befreite ihn. Seine Geſundheit war aber geſchwächt; er brachte eine tödtliche Krankheit mit in die Freiheit, und ſank in ſeinem vierzigſten Jahre zu Seaux, in einem kleinen Zimmer, welches er neben der Orangerie bewohnte, in die Arme des Todes. Eine große Anzahl Verehrer, in und außer Frankreich, betrauerten ſeinen frühen Tod. Durch ſeinen Gonſalvo von Cordova zeigte unſer Fabeliſt, wie der hiſtoriſche Roman in den Ritterroman übergehen könne. Durch ſeine freie Bearbeitung der Galathea des Cervantes (ſ. d. Art.) gelang ihm die Erneuerung des Schäferromans vortrefflich. Ohne die moraliſche Tendenz der Erfindung, und ohne die muſterhafte Eleganz der Sprache würde ſein Numa Pompilius nur ein unbedeutendes Werk ſeyn.

F l o r i d a, ein weiter Landſtrich in Nordamerika, von 3100 □Meilen Größe, liegt zwiſchen den vereinigten Staaten, dem atlantiſchen Meere, dem mexikaniſchen Meerbuſen, und Louiſiana, und wird durch den Apalachikolafluß in Oſt- und Weſtflorida getheilt. In jenem iſt die Hauptſtadt St. Auguſtin, in dieſem Penſakola. Andere bedeutende Flüſſe ſind: der Miſſiſippi, St. John und St. Maryfluß. Unter den Landſeen iſt der Georgsſee der größte. Die Baien von Penſakola, heil. Geiſt, Carlos und Chatain, das Vorgebirge Sable verdienen Erwähnung. Die apalachiſchen Gebirge beginnen hier. Das Clima iſt heiß, veränderlich, aber geſund; die Natur reich und fruchtbar, vorzüglich in dem Pflanzen- und Thierreiche. Auch hatten die lieblichſten Früchte Griechenlands und Kleinaſiens ſchon ein Mal in Florida ein liebliches Gedeihen; denn 1500 Griechen hatten ſich hier 16 Meilen ſüdlich von St. Auguſtin am Muskitofluſſe angeſiedelt, und die Pflanzſtadt Neu-Smyrna gegründet. Aber in den Kriegen der Freiſtaaten mit dem Mutterlande ging die ſchöne Kolonie faſt ganz zu Grunde, die es in kurzer Zeit im Wein- und Seidenbau weit gebracht hatte. Die etwa 15.000 Einwohner beſtehen theils aus Eingebornen (Creeksindianer, Muskokulgen, die unter ihren eigenen Oberhäuptern ſtehen), theils aus Europäern, worunter Spanier, Franzoſen, Britten, Griechen. — Florida war bis zum Frieden von Fontainebleau 1762 eine ſpaniſche Beſitzung, wo das Land bis an den Fluß Miſſiſippi an England kam, das es 1783 im Frieden von Verſailles aber wieder an Spanien abtrat. Es gehört ſeit Kurzem, bis auf einen Theil von Weſtflorida, den vereinigten Staaten.

Florida-Blanka (Don Joſeph Monino, Graf von), ſpaniſcher Miniſter, geb. zu Elche in Murcia 1730, widmete ſich den Rechten, zog als geſchickter Advokat die Blicke des damaligen Miniſters, Marquis d'Esquilache, auf ſich, wurde von dieſem als ſpaniſcher Geſandter nach Rom geſchickt, und ſtieg nach und nach bis zum erſten Staatsminiſter. Die Wahl der Generale, denen er jedoch in dem damaligen Kriege Spaniens mit Algier und England den Oberbefehl übertrug, wollte ihm nicht glücken; denn die Belagerung von Algier und Gibraltar koſtete Spanien an 80.000 Mann, ohne daß es dadurch einen Vortheil errungen hätte. Deſto mehr wirkte er auf Künſte und Wiſſenſchaften, und Spanien verdankt ihm in dieſer Beziehung unendlich viel. Bis zum Tode Carls III. behauptete er ſeine Stelle, wurde aber nachher (1792) nach Murcia verwieſen, und ſtarb zu Sevilla den 20. Nov. 1808, kurz darauf, als die Cortes ihm das Präſidium übertragen hatten.

Floris (Franz), ein niederländiſcher Künſtler, geb. zu Antwerpen 1520, von ſeinen Zeitgenoſſen der **niederländiſche Raphael** genannt, machte ſeine Studien in der Werkſtätte des **Lombard** in Lüttich. Bei ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt errichtete er eine Schule, machte mehrere Reiſen, und führte durch Unmäßigkeit im Trinken ſeinen frühen Tod herbei; denn er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 1570. Er erwarb ſich durch das Studium nach dem jüngſten Gericht des Michel Angelo eine kräftige Zeichnung und gute Manier. Nackendes und Gewänder ſind gut gedacht, und das Ganze wirkt angenehm für Nähe und Ferne. Unter ſeinen in Deutſchland zerſtreuten Werken zeichnen ſich vorzüglich 2 Seitenſtücke in der Gallerie zu Wien aus. Das eine derſelben ſtellt Adam und Eva im Paradieſe vor, das andere, wie ſie nach ihrem Fall von dem Engel daraus vertrieben werden. Zwei andere Seitenſtücke eben daſelbſt, ſind Porträts, nämlich von einer Dame mit einem Hunde, wo man, außer dem Monogramm, die Worte: Aetata sua XLVIII., 1558, lieſet, und von einem bärtigen Manne, der einen Falken auf der linken Hand ſitzen hat, mit der Beiſchrift: Aetatis suae XLVII., 1558. In der Gallerie zu Dresden befindet ſich von ſeiner Hand ein Kopf des Kaiſers Vitellius, und ein anderer Kopf einer jungen Dame, dann die Anbetung der Hirten, Chriſtus, wie er das Kreuz trägt, und eine heil. Veronica mit dem Schweißtuche. Eine Familie von ſeiner Hand wird in der Gallerie zu München gezeigt. Floris hatte 120 Schüler, unter denen ſich ſein Sohn Franz ausgezeichnet hat.

Florus (Lucius Annäus), ein römiſcher Dichter oder Redner, ſcheint aus Italien gebürtig geweſen zu ſeyn, und lebte unter Auguſtus und Tiberius. Sein kurzer Abriß der römiſchen Geſchichte, in 4 Büchern, geht von Erbauung der Stadt bis zur erſten Schließung des Janustempels unter Auguſtus. Er wollte mit demſelben mehr eine Lobrede auf das römiſche Volk, als eine kurze Geſchichte deſſelben geben. Daher erzählt er die Fakten nicht ſo, wie ſie ſich zugetragen haben, ſondern zum Ruhme der Römer oft parteiiſch. Seine blühende, dichteriſche Schreibart iſt ſich ſehr ungleich. Ausgaben von C. A. Ducker, Leyden 1722, 8.; J. Fr. Fiſcher, Leipzig 1760, 8., und deutſch von K. Fr. Kretſchmann, Leipzig 1785, 8.

Flöße nennt man die Anſtalt auf einem Fluß, Holz auf demſelben von einem Orte zum andern fließen zu laſſen, auch belegt man mit dieſem Namen das ſo geflößte Holz ſelbſt. Beſonders merkwürdig ſind die Flöße auf dem Rheinſtrome, welche bei den Städten Andernach, Bingen und Coblenz aus großen Baumſtämmen zuſammengeſetzt, und den Rhein hinunter nach den Niederlanden, welches des meiſten Holzes für ſeine Marine bedarf, geflößt werden. Die Länge eines großen Floßes auf dem Rhein iſt gewöhnlich von 7 bis 900 Fuß, die Breite ungefähr 70. Auf dieſer Holzmaſſe ſind 12 bis 15 bretterne Wohnungen, worunter die Herrnhütte ſich durch Eleganz und Bequemlichkeit auszeichnet. Die Zahl der Ruderknechte und Arbeiter beläuft

ſich manchmal auf 900. Die Holzarten ſind Eichen und Tannen. — Der Boden oder Grund iſt von langen Stämmen angelegt, die an den hintern Theilen, und wo ſie mit einer neuen Lage zuſammenſtoßen, durch Bundſparren befeſtigt ſind. Dieſe Bundſparren beſtehen meiſt aus Murgtannen, denen man hierzu den Vorzug giebt, weil ſie zu Tragmaſten dienen, und beſſer gehandhabt werden können, als die runden. Die Länge der Bundſparren beſtimmt die Breite eines Floßes. Sie liegen quer über den Stämmen des Bodens, und ſind mit Weiden oder gedrillten jungen Tannen und eiſernen Klammern befeſtigt. Ein Floß hat gewöhnlich die Länge von 10 Murgtännen oder Maſten, wozu dieſe Stämme von den Holländern gebraucht werden. Giebt es in der Zuſammenfügung noch Lücken, ſo werden dieſe mit Holz ausgefüttert. Ueber dem Boden ſind noch zwei Lagen von Hölzern, die auf gleiche Weiſe unter ſich und mit dem Grund verbunden ſind. Die erſte Maſtlänge iſt, außer ihrer Befeſtigung, noch an beiden Enden mit ſtarken Tannen umwunden, um dem Schiffsvolke zur Rettung zu dienen, wenn das Floß, wie es wohl mitunter geſchieht, ſcheitern ſollte. Der obere Theil iſt mit kleinem Holzwerke und mit Bohlen belegt. Die Laſt wird nach dem Waſſer berechnet, und ein Hauptfloß geht gewöhnlich 6 bis 8 Fuß tief. An beiden Seiten des Hauptfloßes bewegen ſich kleinere Flöße, in der Schifferſprache Kniee genannt, deren jedes mit jenem durch eine junge, friſche Eiche verbunden iſt. Sie dienen dazu, dem Floß eine beliebige Richtung zu geben. Dieſe Kniee haben meiſt die Länge von 70 bis 80 Fuß. An dem Hauptfloß und an den Knieen ſind noch kleinere und leichtere Flöße befeſtigt, welche man Anhänge nennt. Sie vermindern das Gefährliche des Strandens, und vermehren zugleich die Maſſe des Holzes zum Vortheil des Holzhändlers. Auch befinden ſich bei einem ſolchen Floße mehrere Nachen, davon die größern mit ſehr vielen Ankern und Tauen beladen ſind, die kleinern aber zum Wahrſchauen und zum Fahren an das Land gebraucht werden. Die Wohnungen auf dieſen Flößen ſind reinlich und bequem. Die Herrnhütte hat geräumigen Umfang, und wird gewöhnlich durch einen Gang getheilt. Auf der einen Seite iſt die Buchhaltung und das Zimmer des Floßherrn, auf der andern das Zimmer des Steuermanns und das Behältniß für die feinern Lebensmittel. Der Gang endigt in einen Speiſeſaal, vor welchem ein Zelt aufgeſpannt iſt, um bei jeder Witterung ſich im Freien aufhalten zu können. Nahe dabei iſt die Küche mit einem ungeheuern kupfernen Keſſel über dem Heerde, worin Tag und Nacht gekocht wird. Das Zeichen zum Eſſen wird durch einen auf eine Stange geſteckten Korb gegeben, der Steuermann ruft das Loſungswort, und nun eilt Alles hinzu, und holt ſich ſeine Portion in einer hölzernen Schüſſel. Die Conſumtion auf einem Floß, bis es an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, rechnet man zu 40 bis 50.000 Pfd. Brot, 18 bis 20.000 Pfd. friſchen und 100 Centner geräucherten Fleiſches, 12.000 Pfd. Käſe, 10 bis 15 Centner Butter, 30 bis 40 Malter Hülſenfrüchte, 5 bis 600 Ohm Biers und 6 bis 8 Stück-Fäſſer Weins. Das Schlachtvieh wird mitgeführt, und es ſind darum immer einige Fleiſcher bei dem Zuge. Die Kunſt, ein Floß zu regieren, iſt nicht jedem Schiffer bekannt, und war noch vor etwa 50 Jahren das Geheimniß eines einzigen Mannes zu Rüdesheim (Namens Jung) und ſeiner Söhne. Die vielen Krümmungen des Rheins, die Wirbel und Fälle erſchweren ungemein die Leitung einer ſo ſchweren Maſſe, und es iſt nichts ſeltenes, daß die Theile von einander geriſſen werden. Dordrecht iſt der Markt für das Holz, von wo es ſonſt zum Theil nach England, Spanien und Portugal gebracht wurde. Der Bau eines Floßes erfodert beträchtliche Auslagen, und es gehört wenigſtens ein Kapital von 3 bis 400.000 fl. dazu. Man pflegt daher auch zu ſagen, ein Floßherr müſſe drei Kapitalien haben: eins auf dem Waſſer, eins auf dem Lande und

Digitized by Google

eins in der Taſche. Gegenwärtig iſt dieſer Holzhandel in ſo vielen Händen, daß er beinahe in Kleinhandel übergehen muß.

Flöte, Flauto, Flûte traversière, ein ſehr bekanntes und beliebtes Blasinſtrument von Holz, welches bloß durch ein Mundloch intonirt wird. Sie wird gewöhnlich aus Buchsbaumholz oder Ebenholz verfertigt, und beſteht aus vier zuſammengezapften Stücken, nämlich aus dem Kopfſtücke, aus zwei Mittelſtücken und aus einem kurzen Stücke, welches man den Fuß nennt. Da nun aber die Stimmung nicht überall dieſelbe iſt, ſo hat man gewöhnlich mehrere Mittelſtücke, um dem Inſtrument die verſchiedenen Stimmungen geben zu können. Die Flöte beſtand im vorigen Jahrhundert aus einer einfachen Röhre mit Tonlöcher. Quanz erfand die Dis Klappe, Tromlitz erweiterte Quanzens Erfindung, und vervielfältigte dieſe Klappen. Die Flöte hat einen Umfang vom eingeſtrichenen d bis zum dreigeſtrichenen a — h. Neuere Verbeſſerer dieſes Inſtruments, namentlich Wolfram aus Wien, haben den Umfang noch erweitert, daß er bis zum kleinen g heruntergeht, und demnach der Geige an Tiefe gleich iſt. 2) Flöte à bec, oder Flûte douce, ein veraltetes Blasinſtrument von Holz, mit ſieben Tonlöchern für die Finger, und auf der untern Seite mit einem Tonloche für den Daumen. Sie wird nicht quer vor den Mund gehalten, ſondern grade aus, wie die Oboe oder Clarinette. Man hat noch eine Flûte d'Amour, eine Terz-, eine Quart- und eine Oktavflöte oder Flauto piccolo; ſie ſind ſämmtlich nur in den Dimenſionen verſchieden. Eigentlich iſt die Flöte morgenl. Urſprunges; ſchon in den vorhomeriſchen Zeiten entſtand die Lotosflöte an den Ufern des Nils. Bei den Griechen war die Flöte ungemein beliebt, und die vorzüglichſten Flötenſpieler waren Athener, welche das ganze Land dermaßen durchzogen, daß ſie ſpäter in ihrem Anſehen ſank. Der Satyr Marſias in Phrygien erfand die Doppelflöte, welche Kerodetos hieß, weil die Röhren mit Wachs zuſammengefügt wurden.

Flott nennt man in der Schifffahrtskunde Alles, was auf dem Waſſer ſchwimmt; ein Schiff flott machen, heißt daſſelbe, wenn es feſt ſitzt, z. B. auf einer Sandbank ꝛc., wieder in ſeinen regelmäßigen Lauf bringen. — Flotte, eine Anzahl Kriegsſchiffe einer Seemacht, bisweilen auch eine Zahl in Geſellſchaft ſegelnder Kauffahrteiſchiffe. Eine Kriegsflotte ſegelt gewöhnlich in 3 Escadern; voran die des Admirals, ſie zeigt den Weg am Tage durch Signale an der Bramſtange, des Nachts durch eine Laterne. In der Mitte, im Centrum, ſegelt die Escader des Vice-Admirals. Der Contre-Admiral hat mit ſeiner Escader die Arriergarde. Er heißt auch Shout by Nacht. Bisweilen theilt man die Flotte auch in Diviſionen, wo die leichten Schiffe und die beſten Segler die Spitze machen, oder auf den Flügeln ſtehn. Kauffahrteiflotten nennt man gewöhnlich nach ihrer Beſtimmung, z. B. die oſtindiſche Flotte. In Friedenszeiten ſegeln ſie vereinigt, und unterſtützen ſich wechſelſeitig. In Kriegszeiten erhalten ſie eine Bedeckung von Kriegsſchiffen, entweder bis an den Ort ihrer Beſtimmung, oder nur bis in eine gewiſſe Breite, wo man weiß, daß ſie ſicher ihren Weg fortſetzen können. Die Spanier nannten Flota die im Auguſt aus Cadiz nach Vera Cruz ſegelnden Schiffe, welche die Produkte Mexiko's aufnahmen, und nach 18—20 Monaten zurückkehrten; Flotilla aber die kleineren Schiffe, welche die Ladung und den Abgang jener Flota im Voraus ankündigten.

Flötzgebirge, ſ. Erde.

Flüchtig (Baukunſt, Bildhauer) heißen ſchöne und zarte Verzierungen, welche der Natur am nächſten kommen, fleißig gearbeitet, und rein ausgeſchnitten ſind, und in der Luft zu ſchweben ſcheinen, als: die Blätter über den Capitälen der Säulen, oder bei Statuen die hervorſtehenden und ſchwebenden Theile, und die fliegenden Gewänder. In letzterm Sinne nimmt

Digitized by Google

es ebenfalls der Maler, welcher aber auch dadurch bezeichnet, daß die Zeichnung kühn entworfen iſt, und die Farben mit Leichtigkeit und Zartheit aufgetragen ſind; 2) was mürbe und brüchig iſt; für ſich ſelbſt nicht mehr haltbar, ſondern unterzimmert werden muß; 3) was leicht verfliegt, ſich durch die Wirkung des Feuers in Dämpfe auflöſen läßt; das Gegentheil von feuerbeſtändig — Flüchtigkeit.

Flüe (Niklas von der), auch Bruder **Claus** genannt, ein berühmter Schweizer, der in der Geſchichte eine glänzende Rolle ſpielt, geboren 1417 zu Sareln in Unterwalden, diente von Jugend auf ſeinem Vaterlande entweder in der Landesgemeine (die ihm die höchſte obrigkeitliche Würde antrug) durch klugen Rath, oder im Felde durch ſein Schwert, und zeichnete ſich überdies durch einen unbeſcholtenen Lebenswandel auf das Muſterhafteſte aus. Ein halbes Jahrhundert hindurch hatte er als Staatsbürger ſeine Pflichten treu erfüllt, als er endlich, müde der weltlichen Dinge und Unbeſtändigkeit menſchlicher Beſtrebungen, ſich, nach Verſorgung ſeines Weibes und ſeiner 10 Kinder, bei Altdorf in eine Einöde zurückzog, um ſich bloß mit göttlichem Seyn und Leben zu beſchäftigen. Seinen Ruf vermehrte die Sage, daß er ohne alle Nahrung lebe, und ſich bloß durch das Abendmahl ſtärke, welches er alle Monate genoß. Allen Raths- und Hülfsbedürftigen war er ein ſanfter Tröſter und Führer, und bald wurde er ſelbſt der Retter des ganzen Vaterlandes. Unter die 8 Cantons (aus denen damals noch die Eidsgenoſſenſchaft beſtand) hatte die Herrſchſucht den Samen des Mißtrauens und der Zwietracht ausgeſtreut. Es entſtand eine Spannung zwiſchen den ariſtokratiſchen und demokratiſchen Cantons, die das Band, welches die ganze Eidsgenoſſenſchaft umſchlang, aufzulöſen ſchien. Erſtere wollten Freiburg und Solothurn in den Bund aufnehmen, deſſen ſich letztere mit Heftigkeit widerſetzten. Der wechſelſeitige Neid wurde noch durch den Eigennutz bei der Theilung der Beute, von dem Siege bei Murten über Carl den Kühnen her, genährt, und der bürgerliche Krieg ſchwang ſchon ſeine verderbliche Fackel in Städten und Thälern unter einzelnen Bundesgenoſſen. Die Verſammlung der Tagherren zu Stanz (dem Hauptorte des Cantons Unterwalden) drohte auseinander zu gehen, und die Freiheit der Schweiz hätte auf dieſe Art bald ihr Grab gefunden. Flüe, der ſich in ſeiner Einſamkeit Bruder Claus nannte, wurde von ſeinem Freunde, dem Pfarrer von Stanz, von dem Aufruhr und der Zwietracht benachrichtigt. Eingedenk der friedlichen Tugenden, welche der Gottmenſch predigte und übte, eilte er barfuß, mit grauem Haupte u. ſeinem weißgebleichten Barte, in einem Bußgewande, auf einen Stab geſtützt, in die Verſammlung der Tagherren. Die plötzliche Ankunft eines Mannes, den ſie dieſer Welt abgeſtorben wähnten, mitten in ihren ſtürmiſchen Verhandlungen, kam ihnen wie eine Erſcheinung aus jener Welt vor. Nachdem er die Tagherren friedlich und treuherzig gegrüßt hatte, und ſie, ſeinem heiligen Alter huldigend, ehrerbietig von ihren Stühlen aufgeſtanden waren, hielt er eine ſchlichte Rede voll Schroot und Kornes an ſie, in welcher er die Gefahren der bevorſtehenden Trennung mit den lebhafteſten Farben ſchilderte, und ſie zur brüderlichen Einigkeit ermahnte. Seine Rede verfehlte ihren Zweck nicht; ſie rührte die Verſammlung ſo ſehr, daß ſie augenblicklich ein in der Schweizergeſchichte berühmtes Grundgeſetz, „das Verkommniß von Stanz," am 22. Dez. 1481 beſchloß und abfaßte. Zur Stunde ſchwieg jede feindſelige Regung; Freiburg und Solothurn wurden in den Bund aufgenommen, und die Freiheit der Schweizer war gerettet. Aus dem Hauptflecken Stanz, ſagt Johann von Müller, hinauf in den Gotthard, hinunter bis Zürich und bis nach Rhätien und in den Jura, ertönte ein allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten. Nachdem alſo der Bruder Claus ſein

Digitized by Google

Vaterland durch Treuherzigkeit und Friedensworte wieder vereinigt und erweitert hatte, zog er unter den Segnungen ſeiner Mitbürger in ſeine Einöde zurück, und verwendete die Geſchenke, welche er von den dankbaren Eidsgenoſſen erhalten hatte, nicht für ſich, ſondern zum Dienſte Gottes, und zur Ausſtattung ſeiner Capelle. Auch noch ſpäter mahnte er ſie ſchriftlich, wie zuvor mündlich, zur Eintracht, lehrte und übte Tugend und Weisheit bis an das Ende ſeiner Tage. Alſo geſinnet und handelnd, ſtarb er 1487 an dem Tage, wo er vor 70 Jahren geboren ward, in den Armen ſeiner Freunde, ſeiner Pflegetochter Cäcilia, ſeines Weibes und ſeiner Kinder. Seine Leiche ward, von ganz Unterwalden begleitet und verehrt, auf dem Kirchhofe von Saxeln begraben; ſein Andenken aber in den Jahrbüchern der Eidsgenoſſen und in den Martyrologien der Kirche geheiligt.

Flügel, ſ. Pianoforte.

Flur bedeutet im weitläufigſten Sinne des Worts jedes ebene, flache Feld, es ſey Getreidefeld oder Weidplatz, im engern Verſtande aber alle innerhalb der Gränze einer Stadt oder Dorfes gelegenen Grundſtücke, ſie beſtehen nun aus Wieſen, Aeckern, Weinbergen, oder Wäldern. Sie wird in manchen Ländern mit dem Namen Feldmark, Gemärkung, der Bann, die Eſche oder Eſche bezeichnet. Da man bei der Dreifelderwirthſchaft die Grundſtücke im Winter-, Sommer- und Brachfeld eintheilt, ſo nennt man auch wohl dieſe Winter-, Sommer- und Brachflur. Auch gebraucht man dieſes Wort mit dem Beinamen des Getreides oder Gewächſes, welches im Felde in einer Gegend beiſammen gebauet wird; z. B. die Kornflur, Gerſtenflur, Rübenflur, Krautflur.

Fluß, ein ſtarkes Waſſer, welches in vertieften Gängen des Erdbodens ſeinen ordentlichen Lauf hat, und immer größer wird, ſo daß es auch Fahrzeuge und Schiffe tragen kann. Wenn mehrere Flüſſe in einander fallen, ſo heißt das dadurch noch mehr verſtärkte Waſſer, ehe es ſich ins Meer ergießt, ein Strom. Die Vertiefung, in welcher ein Waſſer dahinwallt, heißt Bett oder Runs; den Länderrand zu beiden Seiten nennt man die Ufer. Wenn ein Fluß befahren werden kann, ſo heißt er ſchiffbar. Das Recht des Eigenthums über einen Fluß und zu deſſen Benutzung heißt Flußrecht. Dahin gehört die Fiſcherei, die Anlegung von Zöllen, Fährgeld ꝛc. — Flußgötter nennt die Mythe des Alterthums die Schutzgötter der Flüſſe oder die perſonificirten Flüſſe ſelbſt. Als Söhne des Oceans, werden ſie, mit einem Ruder- oder Füllhorn in der Hand, mit Schilf bekrönt, neben einer Urne liegend, aus welchem der Strom fließt, abgebildet.

Flußgebiet nennt man den Inbegriff aller Quellen, Bäche, Flüſſe, die ihre Gewäſſer durch eine Mündung in's Meer ausſtrömen, welches bei Hauptflüſſen oft mehrere tauſend Quadratmeilen beträgt. Die Quellen verſchiedener Flußgebiete liegen zuweilen nahe bei einander, wie auf dem Fichtelberge die Quellen des Mains, der Nabe und der Saale, wovon die erſte zum Rheingebiete, die zweite zum Donaugebiete, die letzte zum Elbgebiete gehören.

Flußſpath, ein kalkartiges, mit Spath verbundenes Mineral, welches daher ſeinen Namen hat, weil es gebraucht wird, andere Mineralien, die im Feuer ſchwer ſchmelzen, in Fluß zu bringen, oder ihre Schmelzung zu befördern. Es findet ſich in erzhaltigen Ganggebirgen, und führt gewöhnlich die Farben der Edelſteine. In Derbyſhire in England bricht man große Stücke des ſchönſten Flußſpaths von grünlicher und bläulich-weißer Farbe, und ſchwach durchſcheinend. Hier verarbeitet man ihn zu allerhand ſchönen Kunſtſachen, die ſich durch eine vortreffliche Politur auszeichnen.

Flüſſigkeit iſt diejenige Eigenſchaft gewiſſer Körper, vermöge welcher ihre Theile ſo zuſammenhängen, daß nur eine geringe Kraft zu ihrer Tren-

nung erfodert wird, und welche daher auch, ohne den Zuſammenhang zu verlieren, ſich leicht verſchieben laſſen. Die Flüſſigkeit ſteht der Feſtigkeit entgegen, und zwiſchen dieſen beiden Extremen finden ſich ſehr verſchiedene Grade. Wenn die Körper nur der einzigen Kraft der Cohärenz unterworfen wären, ſo würden ſie alle feſt ſeyn. Flüſſig werden ſie durch den Einfluß der Wärme, durch deren Dehnkraft die Wirkung der Cohärenz geſchwächt wird. Man theilt die Flüſſigkeiten 1) in tropfbare, deren Theilchen, wenn ihrer Cohärenz auf keiner Seite Widerſtand geſchieht, die Geſtalt der Tropfen annehmen; 2) in diskrete Flüſſigkeiten, die ſich nach allen Seiten ausdehnen, und beim Zuſammendrücken Widerſtand leiſten, wie die Luftarten, die Dünſte, die Lichtmaterie, das elektriſche, und wahrſcheinlich auch das magnetiſche Fluidum. Sie erhalten ihre Expanſivkraft a) entweder durch Verbindung mit einem andern Stoffe, dem Wärmeſtoffe, wie die Luft, die Dünſte, oder auch dem Lichte, wie wahrſcheinlich die Elektricität. Dieſes ſind Flüſſigkeiten mit mitgetheilter Expanſiv- oder Dehnkraft; b) oder ſie iſt ihnen urſprünglich, ſtrahlende Flüſſigkeit; Licht und Wärmeſtoff, deren Theilchen, wenn ſie frei ſind, von dem Orte aus, wo ſie frei werden, ſich wie die Radien eines Zirkels, nach allen Seiten zu bewegen, und weil ſie elaſtiſch ſind, von andern Körpern, von denen ſie nicht gebunden werden, zurückprallen.

Fluth, ſ. Ebbe.

Flynz, Flinz, ein Götze der alten Deutſchen, welcher nach Einigen den Tod, nach Andern die Zeit vorſtellte, und als ein alter Mann, in einem langen Gewande, der in der rechten Hand eine Fackel hält, und auf der Schulter einen ſtehenden Löwen trägt; 2) als ein menſchliches Gerippe, übrigens mit den nämlichen Attributen; 3) als ein gekrönter, kurzer, dicker Mann, der auf einem Throne ſitzt, mit einer Fackel in der Hand, abgebildet wurde. Die kurzen Füße ſind mit monſtröſen Klauen verſehen.

Fo, Foe, Fohi, der Name des in China göttlich verehrten Stifters und Urhebers einer Religion, die im erſten Jahrhundert nach Chriſtus daſelbſt auf folgende Art eingeführt wurde. Der Kaiſer Ming-ti träumte im 65. Jahr nach Chr., daß Confucius vormals geſagt habe: „Man müſſe den wahren Heiligen im Abendlande ſuchen.“ Dieſer Traum kam dem Monarchen ſo wichtig vor, daß er ſogleich befahl, einige geſchickte und erfahrene Männer nach Weſten zu ſenden, um zu erforſchen, wer dieſer Heilige ſey, und worin die Grundzüge ſeiner Lehre beſtänden. Dieſe Abgeordneten, welche nicht weiter, als bis nach Indien kamen, glaubten, dieſen Heiligen in dem daſelbſt angebeteten Fo und ſeiner Lehre gefunden zu haben. Sie kehrten alſo freudevoll nach China zurück, und brachten alle Mythen, womit die heil. Bücher der Indier überfüllt ſind, ihren Aberglauben, die Lehre von der Seelenwanderung ꝛc. mit, und ſchnell ging der neue Cultus und die neue Lehre vom Hofe aus in alle Provinzen des Reichs über. Die Bekenner dieſer Religion erzählen Vieles von der Geburt und dem Wandel ihres Stifters; nach ihnen war Fo um 1027 v. Chr. in Caſchemir (ſ. d. A.) geboren. Sie berichten, daß ſein Vater, Namens In-fang-wang, Regent und König von Caſchemir geweſen ſey. Seiner Mutter, Namens Moye, ſoll während ihrer Schwangerſchaft geträumt haben, daß ſie einen weißen Elephanten verſchlungen (woher ſich wahrſcheinlich die große Verehrung dieſer Thiere in Indien ſchreibt), und von einem böſen Geiſte ſey geſchwängert worden. Allein bei der Niederkunft dieſer Frau bemerkte man keinen Elephanten, ſondern die Geſtalt eines Menſchen. Gleich nach ſeiner Geburt ſtand er aufrecht, und wies mit der einen Hand nach dem Himmel, mit der andern nach der Erde, und ſprach vornehmlich dieſe Worte: „Weder im Himmel noch auf Erden kann und wird man Jemand finden, welcher der Anbetung würdiger wäre, als ich.“ Anfänglich hieß er Che-kia oder Cha-ka. Sieb-

Digitized by Google

zehn Jahr alt, heirathete er drei Weiber, und zeugte einen Sohn; aber zwei Jahre ſpäter verließ er die Seinen, und zog ſich mit noch vier andern weiſen Männern in die geräuſchloſe Einſamkeit zurück. In ſeinem 30. Jahre wurde er plötzlich von der Gottheit erfüllt, und erhielt von ſeinen Verehrern den Namen Fo. Durch außerordentliche Wunder beurkundete er ſeine überirdiſche Macht, und die täglich mehr anwachſende Zahl ſeiner Schüler ſuchte ſeine Lehre durch den ganzen Orient zu verbreiten. Bei den Chineſen heißen ſeine Anhänger Hochang, bei den Tataren Lamas, den Siamer Talapoins, den Japanern und Europäern Bonzen. Fo begriff doch endlich, daß er ſterblich ſey, und in dieſem Stücke vor andern Menſchen Nichts voraus habe. Wie er alſo 79 Jahr gelebt hatte, und fühlte, daß ſeine Kräfte in merklichem Grade abnahmen, ſo erklärte er ſeinen Schülern, daß er ihnen bisher ſeine Lehren nur in Bildern und metaphoriſchen Redensarten vorgetragen habe. Da er nun jetzt von der Welt ſcheiden müſſe, ſo könne er ſich nicht enthalten, ihnen ſeine wahre Meinungen klar und bündig zu entdecken, und ſeine Geheimniſſe zu eröffnen. „Wiſſet demnach, ſagte er, daß kein anderes Grundweſen aller Dinge iſt, als das Leere und das Nichts, daß aus dieſem Nichts Alles entſtanden, daß in dieſes Nichts Alles verwandelt werde, und alle unſere Hoffnungen ſich in ein Nichts endigen.“ Dieſer letzte Ausſpruch des Fo hatte zur Folge, daß ſich ſeine Anhänger in 2 Sekten theilten, wovon die eine ſeine Lehren im buchſtäblichen Verſtande annahm; die andere aber dem Atheismus huldigte. Die Grundgeſetze der erſten ſind folgende 5 Gebote: 1) man ſoll keine lebendige Kreatur tödten; 2) kein fremdes Gut an ſich zu bringen ſuchen; 3) ſich aller Unreinigkeit und Unkeuſchheit enthalten; 4) nicht lügen, und endlich 5) keinen Wein zu trinken. Vornehmlich dringen ſie in ihrer Sittenlehre auf die Ausübung gewiſſer Werke der Barmherzigkeit, auf Erbauung der Tempel, zu Ehren des Fo, auf Erbauung der Klöſter für die Bonzengeſellſchaft, und für ihre Unterhaltung zu ſorgen. Um dieſen Zweck zu erreichen, bedrohen ſie das Volk, daß derjenige, welcher laſterhaft gelebt, nach ſeinem Tode, dafern er ſich in dieſen Pflichten ſaumſelig bewieſe, in den Leib gewiſſer Thiere ziehen würde. Ueberhaupt thut die von den Chineſen u. a. Völkern angenommene Lehre von der Seelenwanderung bei den Betrügereien der Bonzen, das Vermögen der Sterbenden an ſich zu ziehen, und ihre eigene Einkünfte zu vergrößern, ganz wunderbare Wirkungen. — Die andere Gattung von den Anhängern des Fo ſind diejenigen, die ſeiner geheimen Lehre anhängen, in deren Geheimniſſe einzudringen nicht Jedem vergönnt iſt. Ihre Hauptgrundſätze ſind folgende: Der Grund und Zweck aller Dinge iſt der leere Raum und das Nichts, aus dem die erſten Stammeltern der Menſchen entſtanden, und wieder zurückgekehrt ſind. Der leere Raum iſt dasjenige, was unſer Weſen und unſere Subſtanz ausmacht. Aus dem Nichts und der Vermiſchung aller Elemente iſt Alles, was da iſt, hervorgebracht, und wird auch wieder in dasſelbe verwandelt werden. Alle Dinge ſind nur der Figur und der Eigenſchaften nach von einander unterſchieden. Menſchen und Thiere ſind aus Einer Maſſe gemacht; und verlieren dieſe ihre Figur und Eigenſchaften, ſo wird Alles wieder zu einer einzigen Subſtanz werden. Alle Dinge, ſo verſchieden ſie auch ſind, machen doch nur Ein Ganzes aus, und ſind von ihrem Grundweſen nicht unterſchieden. Dieſes erſte Grundweſen iſt in einer beſtändigen Ruhe und ohne Wirkſamkeit; will man alſo glücklich und dieſem Grundweſen ähnlich werden, ſo muß man ſich angewöhnen, Nichts zu thun, Nichts zu wollen, Nichts zu empfinden, und ſich weder um Tugenden noch Laſter bekümmern. Die öffentliche Lehre des Fo, welche Volks-Religion wurde, heißt in Hindoſtan die Brahmaniſche, und iſt über das ganze öſtliche Aſien, jedoch mit manchen Modifikationen, verbreitet. Die übrigen Anhänger des

Fo folgten der Lehre vom Nichts und dem Leeren. Alle aber vereinigten ſich in der Annahme der Lehre von der Seelenwanderung.

Focus, ſ. Brennglas.

Foe (Daniel), ein bekannter engliſcher Satyriker und politiſcher Schriftſteller, der unter der Regierung Wilhelms III. Aufſehen erregte, geb. zu London 1662, war anfangs ein Strumpfhändler, widmete ſich aber faſt ausſchließlich der Schriftſtellerei, und verfocht mit Lebhaftigkeit die Rechte des Königs Wilhelm III., ſo daß er von dieſem anſehnlich belohnt wurde. Durch die pasquillante Broſchüre: „Der kürzeſte Weg mit den Diſſenters,“ in welcher er ſich, unter der Regierung der Königin Anna, bittre Ausfälle gegen die biſchöfliche Kirche erlaubte, wurde er durch einen Ausſpruch des Parlaments mit der Strafe des Prangers, einer ſtarken Geldbuße und 2jährigem Gefängniſſe belegt. Die Muße, welche ihm ſeine Gefangenſchaft darbot, verwandte er auf mancherlei Schriftproben in Verſen und in Proſa; vorzüglich aber zog er (1704) durch ſein vortrefflich periodiſches Werk: the Review, welches Steele und Addiſon den Grundgedanken zum Spektator hergegeben haben ſoll, die Aufmerkſamkeit des Publikums in einem hohen Grade auf ſich. Seine eigentliche Celebrität erlangte er aber durch ſeinen unvergeßlichen Roman: The live and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York (das Leben und die Begebenheiten des Robinſon Cruſoe ꝛc.), dem die wahre Geſchichte eines ſchottiſchen Seefahrers zum Grunde liegen ſoll, und der mehr durch das Intereſſe des Inhalts, als durch eine glänzende Darſtellung und präciſen Styl, eine Lieblingslektüre der Jugend geworden iſt. Da ſich der Verfaſſer nicht genannt hatte, ſo hielt man eine geraume Zeit Steele für denſelben. Der außerordentliche Gewinnſt, welchen der Buchhändler W. Taylor, als Verleger des Werkes zog, beſtimmte Foe, einen zweiten Theil ſeines Robinſons herauszugeben, der jedoch nicht ſo viel Beifall, wie der erſte fand. Er ſtarb 1731 zu London. Unter ſeinen übrigen proſaiſchen Schriften verdient noch angeführt zu werden: The fanuly Instructor, 3 Bde., 1772 (7te Auflage).

Föderativſtaat, Bundesſtaat, wird oft mit Föderativſyſtem oder Staatenbund als gleichbedeutend genommen, iſt aber von dieſem darin unterſchieden, daß bei letzterem (ſ. folg. Art.) der Bund, in welchem mehrere Staaten frei und auf immer rechtlich ſich vereinigen, das Mittel iſt, um die Selbſtſtändigkeit jedes einzelnen Staates zu ſichern, bei jenem aber Ein Staat der Zweck iſt, für welchen die einzelnen Beſtandtheile des Ganzen ſich verbunden haben. In dem Staatenbunde ſtellt daher jedes Mitglied, in dem Bundesſtaate aber ſtellen alle Glieder zuſammen Einen Staat vor. Das ehemalige deutſche Reich war ein Bundesſtaat, ſo lange Kaiſer und Reich der Souverän war; es ging aber vor und noch mehr ſeit dem weſtphäliſchen Frieden in einen Staatenbund über, als die einzelnen Landesherren das Recht der Bündniſſe, des Krieges und des Friedens, mithin Selbſtſtändigkeit nach Außen, erlangt hatten. In einem Staatenbunde iſt die Souveränität der ſchwächern Staaten in Hinſicht der äußern Verhältniſſe von dem Einfluſſe der mächtigern abhängig; ſie iſt alſo nur dem Namen nach vorhanden. In dem Bundesſtaate hingegen beſitzen alle Beſtandtheile deſſelben in ihrer politiſchen Einheit jene Souveränität, und üben ſie durch den Geſammtwillen Aller aus, wie die Eidsgenoſſen auf der Tagſatzung, und in der ehemaligen Republik der vereinigten Niederlande die Generalſtaaten, oder in dem nordamerikaniſchen Freiſtaat der Congreß. Napoleons Continentalmacht ruhte auf einem Föderativſyſtem (ſ. Continentalſyſtem). Frankreichs Staatszweck beſtimmte die äußern Verhältniſſe aller ſeiner Föderativſtaaten; dadurch aber auch mittelbar den Gang der innern Verwaltung. Daſſelbe galt im alten Griechenlande von der Hegemonie der mächtigern Staaten Athen, Sparta, Theben, Macedonien. Hier

Digitized by Google

ordnete alſo die äußern Verhältniſſe, nicht der Geſammtwille des Ganzen, wie es in einem Bundesſtaate der Fall iſt. Ein Bundesſtaat beſitzt daher mehr politiſche Freiheit und mehr Kraft, als ein Staatenbund. Die Grundform des Staatenbundes kann dreifach ſeyn: monarchiſch, wie in dem Föderativſyſtem des franzöſiſchen Kaiſerthums, oder ariſtokratiſch, wie in dem deutſchen Bunde, oder repräſentativ, wie in dem Amphiktyonen-Gerichte der 12 Völker Griechenlands. Daſſelbe gilt von der Grundform eines Bundesſtaates. Sie iſt monarchiſch-repräſentativ in den vereinigten Königreichen Großbritannien und Irland, in den vereinigten Königreichen Schweden und Norwegen, und in dem Königreiche der vereinigten Niederlande; oder monarchiſch in der Vereinigung des Königreichs Polen mit Rußland und der Königreiche Galizien, Böhmen, Ungarn, nebſt dem Großfürſtenthume Siebenbürgen, und dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche mit Oeſterreich; oder repräſentativ in der Tagſatzung der 22 Cantone der Schweiz, und auf dem General-Congreſſe der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Föderativ- oder Staatenſyſtem, oder Staatenbund, der Inbegriff mehrerer unabhängiger Staaten, welche ſich zu gewiſſen gemeinſchaftlichen Zwecken mit einander verbunden haben, und in Hinſicht derſelben von einander abhangen. Die Zwecke dieſer Verbindung können verſchieden ſeyn, und jeder einzelne Staat kann manche von ſeinen Rechten dem allgemeinen Beſten aufopfern. Beſonders geht die Abſicht ihrer Vereinigung auf Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und äußern Sicherheit durch wechſelſeitige Hülfsleiſtung. Haben ſie ſich zur Feſthaltung der Verbindung ein gemeinſchaftliches Oberhaupt gewählt, ſo kommen ſie der eingeſchränkten Monarchie um ſo näher, je größer und ausgedehnter die Rechte deſſelben ſind. Sie haben aber wegen des verſchiedenen äußern und innern Staatszwecks der einzelnen Staaten, und wegen Mangel an Nationaleinheit, indem ſie mehr auf ihr beſonderes, als auf das allgemeine Beſte Rückſicht nehmen, ſelten innere Stärke und äußere Sicherheit. Dergleichen Staatenvereine bildeten vormals die griechiſchen Freiſtaaten, die zwölf Stämme der alten Etrurier, Polen und Litthauen von 1386 bis 1569 u. a. m. Das neueſte Beiſpiel eines Föderativſyſtems iſt der große deutſche Bund, dem nicht nur Selbſtſtändigkeit, Unabhängigkeit und Sicherheit gegen auswärtige Feinde, ſondern auch gleichmäßige Rechte und Freiheiten durch die Bundesakte vom 8ten Juni 1815 zugeſichert worden ſind, die aber auf dem Bundestage zu Frankfurt, auf welchem die deutſche Nation durch ihre ſouveränen Fürſten und freien Städte vertreten werden ſoll, noch manche Zuſätze und nähere Beſtimmungen erwartet. S. Deutſchland.

Fötus, richtiger Fetus, das junge Säugthier (Frucht, Embryo), ſo lange es noch von der Mutter getragen wird. Es entſteht in dem Fruchthälter aus dem Ei, welches ſich bald nach der fruchtbaren Begattung aus dem Eierſtocke in ihn verfügte. Beim Menſchen ſieht es in den erſten Wochen einer unorganiſchen Blaſe ähnlich, mit der dritten Woche iſt es einem gekrümmten Würmchen gleich, und ſchwimmt im Eiwaſſer; mit dem zweiten Monate bemerkt man ſchon Knochenbildung, Nabelſchnur und Nabelbläschen; mit dem vierten die Bildung des Mutterkuchens; mit der zwanzigſten Woche, d. i. der Hälfte der Schwangerſchaft, ſpürt die Mutter lebendige Bewegung des Kindes. Um dieſe Zeit iſt in der Hauptſache Alles gebildet, nur mangelt den Knochen noch Feſtigkeit; die Haare und Nägel fehlen, die äußere Haut iſt noch nicht vollſtändig gebildet. Das Alles vervollkommnet ſich bis zum Ende der vierzigſten Woche ſo, daß das Junge ſelbſtſtändig leben kann, wo es dann durch die Geburt ſich von der Mutter trennt. Außer dieſer noch unvollendeten Bildung aller Theile, liegt der Hauptunterſchied des Fetus und des gebornen Kindes in der Art des Blutumlaufes. So lange noch die Frucht im Mutterleibe eingeſchloſſen iſt, empfängt ſie ihr Blut durch die Blutader der Na-

belſchnur aus dem Mutterkuchen, die ſich in die Nabelvene fortſetzt, und das Blut zum Theil in die Leber, zum Theil durch einen eigenen Kanal, der nach der Geburt verwächſt, ſogleich in die große Hohlvene bringt. Von dieſen beiden Punkten iſt der Anfang des Blutumlaufes im Fetus zu berechnen; hat das Blut den Kreislauf vollendet, ſo ſammelt es ſich durch die Beckenarterie in den zwei Arterien der Nabelſchnur, und geht zum Mutterkuchen zurück. Da aber die Lungen noch nicht mit der Luft durch Reſpiration in Verbindung ſtehen, ſo iſt dem Blute des Fetus kein Durchgang durch ſelbige geſtattet, ſie liegen noch unentfaltet und klein in der Bruſt, der Mutterkuchen vertritt noch ihre Stelle. Im erwachſenen Menſchen iſt jedoch kein anderer Weg aus der Hohlvene (oder rechten Herzhälfte) in die Arterien (oder linken Herzhälfte) möglich, als durch die Lungen, und weil hier die Lungen noch unwegſam ſind, ſo tritt das Blut des rechten Herzens ſogleich durch ein eiförmiges Loch (in der Scheidewand des Herzens befindlich, was nach der Geburt zuwächſt) in das linke zu den Arterien über; nur weniges verläuft ſich in die Lungenarterie, wird aber durch einen, gleichfalls nach der Geburt verwachſenden arterióſen Kanal, aus dieſer in die große Pulsader oder Aorta gebracht.

Foix (Raymond Roger, Graf von), begleitete 1190 den König Philipp Auguſt auf ſeinem Kreuzzuge, bekannte ſich aber ſpäter zur Lehre der Albigenſer, und konnte nur nach langem Kriege bezwungen werden. Er ſtarb 1222. — Dies berühmte franzöſiſche Grafengeſchlecht rühmte ſich, vom Grafen Roger II. von Carcaſſonne abzuſtammen, und beſaß ſchon 1062 die Grafſchaft Foix. Der letzte Graf aus dieſem Hauſe war Gaſton III., geb. 1331, der ſeinen eigenen Sohn einkerkern und hinrichten ließ. Bei ſeinem Tode 1391 fiel die Grafſchaft an Carl VI., der ſie an ſeinen Vetter Matthieu abtrat. Nach deſſen kinderloſem Tode erbte jene Beſitzungen ſeine Schweſter Iſabelle, deren Gemahl Archambaud de Grailly oder de Grely den Titel eines Grafen von Foix annahm. Gaſton IV., ſein Enkel, vermählte ſich mit Eleonore, Königin von Navarra, und ſeine Nachkommen behaupteten ſich daſelbſt lange Zeit. Der letzte Sprößling dieſes Hauſes, Gaſton de Foix, Herzog von Nemours, blieb in der Schlacht von Ravenna 1515, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen. Catharine von Foix, Königin von Navarra und Enkelin Gaſtons IV., vermählte ſich mit Johann d'Albret, deren Enkelin Mutter Heinrichs IV. war. Archambaud de Grailly hatte aber noch einen zweiten Sohn hinterlaſſen, Gaſton, Captal de Buch genannt, deſſen Nachkommen Grafen von Candale und Herzoge von Randan wurden. Dieſe ſtarben mit Henry Charles, Graf von Foix, 1714 aus.

Folard (Charles de), geb. zu Avignon den 13. Febr. 1669, zeigte ſchon in der Jugend große Neigung zum Kriegsdienſte, und trat, 16 Jahre alt, unters Heer. In den Kriegen, welche von 1688 — 1714 faſt ununterbrochen Europens Ruhe ſtörten, zeichnete er ſich faſt bei jeder Gelegenheit aus, obgleich er in der Schlacht bei Malplaquet in Kaiſerliche Gefangenſchaft gerieth, und vom Prinzen Eugen die glänzendſten Anerbietungen erhielt, ſo machte ihn dies doch nicht in ſeiner Treue gegen ſein Vaterland wankend, vielmehr ſoll er durch einen dem Prinzen Eugen gegebenen Rath Urſach geweſen ſeyn, daß der franzöſiſche Befehlshaber Villars glücklich aus einer übeln Stellung herauszog. Ludwig XIV. belohnte ihn nach ſeiner Rückkehr mit der Commandantenſtelle zu Bourburg. Die Neigung zum Kriege bewog ihn aber bald darauf zu einer Reiſe nach Malta, welches von den Türken bedroht wurde, ſo wie kurz darauf nach Schweden, um Carls XII. perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Nach dem Tode dieſes großen Königs (den 11. Dec. 1718) kehrte Folard nach Frankreich zurück, und wohnte 1719 dem Feldzuge des Herzogs von Berwick bei, worauf er ſich bloß den Wiſſenſchaften widmete, und den 23. März 1752 in ſeiner Vaterſtadt ſtarb. Mit Recht

Digitized by Google

führt er den Namen des franzöſiſchen Vegetius. Seine Entdeckungen in der Kriegskunſt theilte er in ſeinem Commentar über den Polybius (Paris 1727 — 30, 6 Bde; Amſterdam 1753, 7 Bde.) mit; deutſch von A. L. von Oelsniz, mit Vermehrungen des Guichard, oder Quintus Icilius, Breslau 1754 bis 69, 7 Bde. gr. 4. m. K.

Folengo (Theophilus), einer der ausgezeichnetſten komiſchen Dichter Italiens, geboren zu Mantua 1491, trat in ſeinem 17ten Jahre in den Benediktinerorden, den er aber aus heftiger Leidenſchaft für ein junges Mädchen wieder verließ. Nun zog er Jahre lang in der Irre umher, und gab ſeine macaroniſchen Gedichte heraus, die, vermöge einer ſonderbaren Miſchung vom Lateiniſchen und Italieniſchen, wobei er die verſchiedenen Mundarten des gemeinen Volks zu Hülfe nimmt, und die Wortbiegungen der einen Sprache auf die andere überträgt, eine Art von Kauderwelſch oder Zigeunerſprache enthalten, deren Sonderbarkeit und mannichfaltige eigenartige Abwechſelung großen Beifall fand, und Nachahmungen veranlaßte. Im Jahre 1526 gab Folengo, unter dem erdichteten Namen Limerno Pitocco, ſein burleskes Heldengedicht Orlandino (Rolandchen) in 8 Geſängen heraus, ein Werk, welches noch deutlicher ſeine lebhafte Einbildungskraft ſowohl, als die Gewandtheit und Anmuth ſeiner Malerkunſt beweiſet, und da es nicht in demſelben bunten und zwitterartigen Styl, wie jene, geſchrieben iſt, dem Leſer manches wahre Vergnügen gewährt. Entweder aus Reue über ſeine Verirrungen, oder aus Ueberdruß ſeiner Lebensart, ging Folengo bald nachher in ſeine Zelle zurück, und als das Feuer ſeiner Einbildungskraft oder ſeiner Leidenſchaften erloſch, benutzte er ſeine Dichtergabe nur für heilige Gegenſtände. Er ſtarb 1544 als Prior zu Campeſe bei Baſſano. Seine macaroniſchen Gedichte erſchienen in vielen Auflagen, Venedig 1519, 8. Prachtausgabe, Mantua 1768—71, 4. Sein Orlandino erſchien zuerſt Venedig 1526, und ſeitdem in mehr als 30 Auflagen.

Folie, ein dünnes Blatt von geſchlagenem Metall, welches geeignet iſt, die Sonnenſtrahlen zurückzuwerfen; hierher gehört die Folie (Stanniol) der Spiegelmacher, das Gold-, Silber- und Kupferblatt, mit oder ohne Farbe unter gefaßte Edelſteine und Glasflüſſe; ſie kommt von Nürnberg, Fürth, Wien, Berlin, Augsburg, Brüſſel und Lyon u. a. Orten. — Im figürlichen Sinne bezeichnet man mit Folie alles Unechte, was einer Sache einen höhern Glanz oder Schein giebt. — Folienkäſten, ein Käſtchen, worin die Gold- und Silberfolie zuſammengerollt verſendet wird.

Foligno, Handelsſtadt in Spoleto in Italien, mit Oliven, Getreide, Wein, guter Viehzucht, ſchönen Papiermanufakturen (die Papiermühlen des Papſtes gehören zu den beſten in Italien), ſtarkem Seidenbau und Kaufleuten, welche Waaren aus Deutſchland, Frankreich und England kommen laſſen. Einfuhr aus Deutſchland, Leinwand, Bett- und Tiſchzeuge, Wachs, Raſche, Nürnberger Waaren ꝛc.

Folter, ſonſt auch Tortur, peinliche Frage genannt, iſt körperlicher Schmerz, der als Mittel gebraucht wird, den Willen zum Bekenntniß der Wahrheit zu beſtimmen. Die Abſcheulichkeit dieſes Mittels iſt nicht einleuchtender, als in dem Geſetzbuche Catharinens durch folgendes Trilemma dargeſtellt: Wenn die Folter vernünftige Abſichten haben ſoll, ſo muß ſie dienen, 1) Verbrechen zu beweiſen. Aber es iſt grauſam, Menſchen vor dem bewieſenen Verbrechen zu martern; 2) zur Strafe. Es ſoll ja aber durch die Folter erſt ausgemacht werden, ob der Menſch ſtrafbar ſey; 3) zur Entdeckung wichtiger Umſtände. Ein Gemarterter kann ja aber nie ein gültiger Zeuge ſeyn. Folglich iſt die Folter ein ſehr unvernünftiges Mittel zu dem beabſichtigten Zwecke.

Folz (Hans), Meiſterſänger, geb. zu Worms, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, lebte als Barbier zu Nürnberg, und erfand mehrere neue Ge-

Digitized by Google

ſangesweiſen. Er hinterließ mehrere poetiſche Erzählungen, 4 Faſtnachtsſpiele (Salomon und Markholf, ein Bauergericht, eine gar bäuriſche Bauernheirath, der Arzt und der Kranke), die noch zu Anfange des 16. Jahrh. oft gedruckt wurden, und andere Gedichte.

Fondmine, eine von Baunoy in Paris 1780 erfundene Maſchine, vermittelſt welcher man alle Arten von Mineralien weit geſchwinder ſchmelzen kann, als es bisher mit dem Rohre geſchehen konnte. Dies wird durch verſchieden angebrachte Röhren bewirkt, welche mancherlei Arten von Luft enthalten, die man auf das Feuer leiten kann.

Fonds, öffentliche, heißen in England die Taxen und andere öffentliche Abgaben, die zur Bezahlung der Zinſen oder des Capitals der Nationalſchuld beſtimmt ſind. Anfänglich wurde dem Darleiher beträchtlicher Summen für den öffentlichen Dienſt der Ertrag eines Zweigs der Staatseinkünfte angewieſen, den man als ausreichend zur Bezahlung der Zinſen, oder des Capitals, oder beider nach Maßgabe des Vertrags anſah. Da aber zuweilen ein einzelner Fonds nicht hinreichte, und ein andrer Ueberſchuß hatte, ſo vereinigte man mehrere Fonds, und beſtritt aus ihrem gemeinſchaftlichen Ertrag die Zahlungen, für welche ſie beſtimmt waren. So entſtanden der Geſammtfonds (Aggregate fund) 1715, der Südſeefonds 1716, der allgemeine Fonds 1716; der Amortiſationsfonds (sinking fund), in welchen die Ueberſchüſſe der genannten 3 Fonds fließen, und der, zur Verminderung der Nationalſchuld beſtimmt, neuerlich auch für der Staatsbedürfniſſe verwendet ward; endlich der conſolidirte Fonds, unter welcher Benennung man 1786 die genannten Fonds aufhob, und die geſammten öffentlichen Einkünfte, mit Ausnahme der jährlichen Bewilligungen, vereinigte. Aus demſelben werden die Zinſen der Schatzkammerſcheine, die Civilliſte, die Penſionen, Gehalte und einige andere jährliche Ausgaben bezahlt. Der Ueberſchuß wird jährlich von dem Parlamente für die Bedürfniſſe des laufenden Jahres angewieſen. Da nun jeder Staatsſchuldſchein für Zinſen oder Capital auf einen gewiſſen Fonds angewieſen iſt, ſo übertrug man dieſen Namen auch auf einen Theil dieſes Fonds, und 1000 Pfund in den öffentlichen Fonds bedeutet ein Capital von 1000 Pfund, das gewiſſe jährlich vom Staat zu bezahlende Zinſen trägt. Die bis zur Abbezahlung des Capitals Zinſen tragenden Staatsſchulden heißen in der Finanzſprache fortwährende oder einlösliche (perpetual or redeemable) Annuitäten, im gemeinen Leben Fonds oder Stocks; ein kleiner Theil der öffentlichen Schulden beſteht aus Annuitäten für eine gewiſſe Reihe von Jahren, und ſie heißen daher lange oder kurze Annuitäten. So oft die Regierung eine Anleihe macht, ſchlägt ſie dieſelbe zu dem Theil der öffentlichen Schuld, der gleiche Zinſen trägt, und die zur Bezahlung der Zinſen der neuen Anleihe angewieſenen Auflagen zu dem zur Bezahlung der Zinſen des ältern Capitals vorhandenen Fonds. So werden die alten und neuen Schulden conſolidirt, und die Zinſen aus dem Geſammtertrag des Fonds bezahlt. Die Geſchäfte, die täglich in dieſen Fonds, beſonders in den conſolidirten 3 Procenten, worin der größte Theil der Staatsſchuld beſteht, gemacht werden, ſind ſehr groß, und werden durch die von den Geſetzen verbotene Art des Handels noch vermehrt, der in England stock-jobbing heißt, und darin beſteht, daß zwei Theile nach dem gegenwärtigen Stande der Stocks einen Vertrag auf eine gewiſſe Summe ſchließen, der nach einer beſtimmten Zeit erfüllt werden ſoll, wobei nicht das Capital, ſondern nur die Summe bezahlt wird, um die der Stand der Stocks am Verfalltage von dem Stande am Tage des Abſchluſſes verſchieden iſt. S. Effectenhandel.

Fontaine (Jean la), ſ. Lafontaine.

Fontainebleau, die Hauptſtadt eines Bezirks im Departement Seine und Marne, 14 Stunden ſüdlich von Paris, am Einfluß des Loing in die

Digitized by Google

Seine, mit 7500 Einwohnern, einer Militärſchule, Bibliothek, einigen Manufakturen und Fabriken, und anſehnlichem Handel. In der Nähe liegt in der Mitte eines bedeutenden Waldes das königl. Luſtſchloß gleiches Namens. Von Franz I. an haben mehrere Könige die Gebäude dieſes Schloſſes erweitert, am meiſten hat es Ludwig XIV. vergrößern laſſen, ſo daß das Ganze eine große, aber ungleichartige Maſſe bildet. Ehemals wurden hier die glänzendſten Feſte, Jagden u. ſ. w. gegeben, und von den Montespan's und Du Barry's die Schätze des ſchönſten und reichſten Landes in Europa verſchwelgt. Hiſtoriſch merkwürdig iſt dieſes Schloß noch durch den Friedensſchluß zwiſchen Frankreich, England, Spanien und Portugal am 20. Nov. 1762. Auch zeigt man den Saal noch, in welchem die Königin Chriſtine von Schweden ihren Stallmeiſter Monaldeschi 1654 ermorden ließ. Hier hielt Napoleon ſeit 1809 den Papſt Pius VII. gefangen, und unterzeichnete am 11. April 1814 ſeine Thronentſagung.

Fontana (Publius), ein berühmter Dichter des 16. Jahrh., Pfarrer zu Paluccio bei Bergamo, vereinte das Talent der lateiniſchen Dichtkunſt mit den Tugenden ſeines Standes. Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt Paluccio 1609, 62 Jahr alt. Sein vorzüglichſtes Gedicht führt den Titel: de Delphinis, Bergamo 1594, Fol. — 2) Dominico, Baumeiſter, geb. 1543 zu Mili am Comer-See, kam, 20 Jahr alt, nach Rom, und wurde daſelbſt von Papſt Sixtus V. beauftragt, den umgeſtürzten ägyptiſchen Obelisk wieder aufzurichten, und auf den Petersplatz zu verſetzen, was ihm auch den 10. Sept. 1586 gelang. Der Papſt ernannte ihn darauf zum Ritter des goldenen Sporns, und ertheilte ihm den römiſchen Adel und andere große Geſchenke. Dieſem Obelisken folgten alsdann mehrere andere, die er in andern Theilen der Stadt errichten ließ; auch baute er mehrere Prachtgebäude, z. B. die Bibliothek des Vatikans und andere mehr, und reſtaurirte mehrere Werke aus dem Alterthum. Im Jahr 1592 wurde er von dem Grafen von Miranda, Vicekönig von Neapel, dorthin berufen, und auf ſeinen Befehl baute er das königl. Schloß und andere Gebäude dieſer Stadt, und ſt. daſelbſt 1607. Man hat von ihm: Del modo tenuto nel trasportare l'Obelisco Vaticano e delle fabbriche di Sisto V., Rom 1590, Fol. m. K. Sein älterer Bruder Giovanni, geb. 1540, ſt. zu Rom 1614, half ihm bei dieſen Arbeiten, erbaute auch mehrere Gebäude, wird aber doch mehr wegen ſeiner hydrauliſchen Werke, die er zu Rom und in der Umgegend ausführte, geſchätzt. — 3) Gaetano, Aſtronom und Theatinermönch, geb. 1645, hielt ſich nach und nach zu Rom, Padua und Verona auf, wo er 1719 ſtarb, und beſchäftigte ſich vorzüglich mit Aſtronomie, Geographie und Phyſik. Man hat von ihm: Institutio physico-astronomica, adjecta in fine appendice geographica, Mutinae, 1695; Animadversiones in historiam sacropoliticam, praesertim chronologiam spectantes, ib. 1718. — 4) Felice, Direktor des Muſeums zu Florenz, geb. zu Pomarolo in Tyrol den 15. April 1730, ſt. in dieſer Stadt 1805, zeichnete ſich vorzüglich in Phyſik und Naturgeſchichte aus, und iſt durch ſeine kühnen Erfahrungen über das Viperngift, ſo wie über anatomiſche Präparate in Wachs bekannt. In den letzten Zeiten ſeines Lebens zog er ſich durch ſeine politiſchen Grundſätze mancherlei Verfolgungen zu. Er iſt Verfaſſer von: Riserche filosofiche sopra la fisica animale, Florenz 1765, 4.; Riserche fisiche sopra 'lveneno della vipera, Lucca 1767, 8. — 5) Der Pater Gregorius, ein berühmter Mathematiker, Bruder des Vorigen, geb. den 7. Sept. 1753 zu Villa di Nogarola bei Roveredo in Tyrol, trat in den geiſtlichen Stand, und lehrte Philoſophie und andere Wiſſenſchaften zu Rom, Sinigaglia, Bologna und Mailand, und ſtarb daſelbſt den 24. Auguſt 1803. Er hinterließ eine große Anzahl mathematiſcher Schriften.

Digitized by Google

Fontanes (Louis, Marquis de), geb. zu Niort 1762, ſtammte von einer proteſtantiſchen Familie, und zeigte ſchon früh entſchiedene Talente als Dichter und Schriftſteller. Zu Anfang der Revolution redigirte er den Modérateur, der ſich unter den damaligen Streitſchriften durch Anſtand auszeichnete. Während der Schreckenszeit verfertigte er für die unglücklichen Lyoner eine Bittſchrift, die Changeux de Bourges im Nationalconvent überreichte. Nach dem 9. Thermidor wurde er Mitglied des Inſtituts und Profeſſor an der Centralſchule, entging aber dennoch nicht der Proſcription vom 4. Sept. 1797. Nachdem er eine Zeitlang in der Umgegend von Paris umhergeirrt war, begab er ſich endlich nach England, und kehrte erſt nach dem 18. Brumaire (d. 9. Nov. 1799) nach Paris zurück, wo er mit Laharpe, Esménard und Chateaubriand den Mercure herausgab. Kurze Zeit darauf wurde er Mitglied des geſetzgebenden Corps und 1805 Präſident deſſelben, ſo wie kurze Zeit darauf Commandeur der Ehrenlegion. Den 5. Febr. 1810 wurde er Senator, und 1813 beauftragt, den Bericht der Commiſſion abzufaſſen, welche mit der Unterſuchung der, mit den verbündeten Mächten eingeleiteten, Verhandlungen beauftragt war. Am 14. April 1814 gab er als Senator ſeine Stimme zur Rückkehr der Bourbons, bereitete die Conſtitutionskarte vor, und wurde darauf den 14. Juni vom König mit der Würde eines Pair bekleidet. Während der 100 Tage bekleidete er kein Amt, wurde dann Präſident des Wahlcollegiums der beiden Sèvres, dann Mitglied des geheimen Raths und Vicepräſident der franz. Akademie. Er ſtarb den 17. März 1821. Vorzügliche Schriften: Le Verger, poème 1788, 8.; Poème sur l'édit en faveur des non-catholiques 1789, 8.; La journée des morts, 1790, 8.; Eloge de Washington 1800, 8.; Le retour d'un exilé, 1817, 4. und 8. u. a. m.

Fontanges (Marie Angelique Scoraille de Rouſille, Herzogin von), geb. 1661, von einer alten Familie von Rovergue, war Ehrendame der Königin Mutter und Geliebte Ludwigs XIV., der ſie zur Herzogin erhob; genoß aber dieſe Auszeichnung nicht lange, denn ſie ſtarb, kaum 20 Jahr alt, an den Folgen einer Niederkunft den 28. Juni 1681 in der Abtei Port Royal zu Paris. Als auf einer Jagd der Wind ihren Kopfputz in Unordnung gebracht hatte, ließ ſie ihn wieder durch ein Band befeſtigen, deſſen Knoten ihr auf die Stirne fielen, und ſo wurde ſie Erfinderin einer Mode, die von Frankreich aus ſich über Europa verbreitete.

Fontenai, ein Dorf im ehemaligen Bourgogne, Departement Yonne. Hier fiel 841 die heiße Feldſchlacht zwiſchen den Söhnen Ludwigs des Frommen vor, welche den Theilungsvertrag zu Verdun (843) nach ſich zog, in Folge deſſen das fränkiſche Reich auf eine ſolche Weiſe getheilt wurde, daß Lothar Italien nebſt dem Kaiſertitel, Ludwig Deutſchland, und Carl der Kahle Frankreich erhielt.

Fontenelle (Bernard le Bovier de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, der einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die völlige Entwickelung des franzöſiſchen Nationalgeſchmacks gehabt, ward am 11. Februar 1657 zu Rouen geboren. Der Mann, der faſt ein volles Jahrhundert hindurch der Tonangeber Frankreichs war, kam ſo ſchwach auf die Welt, daß man ihn ſchon in den erſten Stunden nach ſeiner Geburt dem Tode nahe glaubte. Von den Jeſuiten in ſeiner Vaterſtadt empfing er ſeine erſte Bildung, und erhielt von dieſen das ehrenvolle Zeugniß, er ſey ein ein durchaus vollkommener junger Mann (adolescens omnibus partibus absolutus). Seine ſchon im 13ten Jahre in lateiniſchen Verſen verfaßte Schrift, erhielt den Preis der Akademie. Fontenelle ſollte nach dem Wunſche ſeines Vaters Juriſt werden. Da aber ſein erſter Advokatenverſuch mißlang, gelobte er, nie mehr vor den Gerichtsſchranken aufzutreten. Er widmete ſich nun vollends der ſchönen Literatur und den liberalen Wiſſenſchaften. 1674 ging

Digitized by Google

er nach Paris, und kaum war er in die große Welt eingetreten, ſo wurde er auch ſchon ausgezeichnet. Seine eleganten Gedichte, die er in dem Mercure galant niederlegte, machten ſeinen Namen bekannter, und empfahlen ihn der guten Geſellſchaft. Kaum dem Jünglingsalter entrückt, hatte er ſchon einen großen Theil der Opern Pſyche und Bellerophon verfertigt. 1681 ließ er ſein Trauerſpiel Aſpar aufführen, das aber nicht mit dem gewünſchten Beifalle aufgenommen wurde. Durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, in denen er täglich Fortſchritte machte, wurde er auch den Gelehrten intereſſant. Nachdem er Mitglied der franzöſiſchen Akademie geworden, galt er in ganz Frankreich für eine der größten Zierden dieſer Geſellſchaft. Die Akademien der Wiſſenſchaften zu London und zu Berlin ernannten ihn zum Mitgliede. Man reiſete nach Paris, um ihn zu ſehen. Ueberhaupt hat nie ein Mann von Talent und Kenntniſſe ſo lange und ſo ungeſtört einer allgemeinen Achtung und Bewunderung genoſſen, als Fontenelle. Sein glückliches Temperament trug dazu auch nicht wenig bei. Immer ſich gleich, immer vorſichtig und beſcheiden, eben ſo weit entfernt von heftigen Leidenſchaften, als von Enthuſiasmus, dabei witzig und unterhaltend ohne Anmaßung, war Fontenelle gerade der rechte Mann, um nirgends anzuſtoßen, und überall zu gefallen. Sein moraliſches Weſen war ſo abgeglättet, wie ſein Styl. Man warf ihm vor, in der Freundſchaft ſey er zu kalt; aber er verlangte keinen Freund außer der ganzen Welt. Sehr weltklug lehnte er die Würde eines beſtändigen Präſidenten der franzöſiſchen Akademie ab. Er wollte lieber ihr beſtändiger Sekretär ſeyn. Bei faſt ungeſchwächten Geiſteskräften erreichte er das Alter von hundert Jahren, weniger einen Monat († 1757). Fontenelle wird von einigen franzöſiſchen Kritikern für den merkwürdigſten der ſchönen Geiſter erklärt, deren Zeitalter auf das Jahrhundert des Genies gefolgt ſey. Und doch findet man bei Fontenelle ſehr Vieles von dem, was nach der ſpäteren Terminologie der franzöſiſchen Kritik ein ſchönes Genie (beau génie) genannt wird; ein ſehr ſchwaches poetiſches Gefühl, aber eine ausnehmende Delikateſſe, und die äußerſte Politur und Eleganz der Gedanken und der Sprache; ſehr wenig Erfindungsgeiſt, aber ein ungemeines Einkleidungstalent, einen immer unterhaltenden, nie beleidigenden Witz; einen ſehr feinen Takt für wahre und konventionelle Schicklichkeit; hellen, aber nirgends tiefblickenden Verſtand; keine Energie, keine Originalität, aber eine raffinirte Feinheit des Geſchmacks, an der man ſeine Manier beſonders erkennt. Fontenelle hat durch ſeine Schriften in Verſen und in Proſa zuerſt gezeigt, wohin die Art von Geſchmackskultur, durch die ſich die Franzoſen im goldenen Zeitalter ihrer Poeſie von andern kultivirten Nationen karakteriſtiſch unterſchieden, in kurzer Zeit führen mußte. Eine gänzliche Verkennung des weſentlichen Unterſchiedes zwiſchen Poeſie und ſchöner Proſa, und eine beſtändige Verwechſelung poetiſcher Gedanken und Gefühle mit der Eleganz der Sprache, der Feinheit der Wendungen, und überhaupt der Schönheit des Styls, blickt aus Fontenelle's Schriften überall hervor. Eben dadurch aber wurde er ein Liebling ſeiner Nation. Fontenelle's Geſchmack iſt echt-franzöſiſcher Nationalgeſchmack in ſeiner kultivirteſten Blüthe. Alle Wege an der ernſthaften Seite des franzöſiſchen Parnaſſes führten zu der Höhe, auf welcher Fontenelle glänzte. Nur in den komiſchen Dichtungsarten konnte ſich noch das wahre Genie mit der franzöſiſchen Geſchmacksnorm vereinigen. Fontenelle hatte zum Komiſchen wenig Anlage, ob er gleich nicht arm an witzigen Einfällen war. Er wollte zugleich Philoſoph, Gelehrter und Dichter ſeyn, vorzüglich Philoſoph. Durch dieſen Zug unterſcheidet er ſich ſchon merklich von den meiſten franzöſiſchen Dichtern, in denen ſich der Geiſt des Jahrhunderts Ludwigs XIV. unverändert erhielt. Aber die Art von Philoſophie, die er liebte, ſollte durchaus leicht, gefällig, allgemein-verſtändlich ſeyn, und ſich mit derſel-

Digitized by Google

den Artigkeit, wie ein ſcherzhafter Einfall, in einer eleganten Geſellſchaft vortragen laſſen, Fontenelle raiſonirte über Alles; und wenn es ihm gleich nie gelang, in das Innere eines Gegenſtandes einzudringen, ſo wußte er doch Allem, was er ſagte, durch Klarheit des Ausdrucks und durch Feinheit der Wendungen einen Anſtrich von Wahrheit zu geben. Da er den Philoſophen und den ſchönen Geiſt in ſeinen Schriften immer zugleich ſprechen ließ, ſo verleitete er ſeine Nation, die längſt von der ernſthaften Poeſie einen falſchen Begriff gehabt hatte, nun auch die wahre Philoſophie für nichts Höheres, als ein leichtes Reflexionsſpiel, zu halten, und die oberflächlichſten Bemerkungen, wenn ſie mit rhetoriſcher Gewandtheit vorgetragen wurden, als philoſophiſche Wahrheiten gelten zu laſſen. Fontenelle, der ohne allen Enthuſiasmus war, hatte auch von poetiſcher Begeiſterung keinen Begriff. Aus Allem, was er über Poeſie geſchrieben hat, ſieht man klar, daß er von den Dichtern überhaupt nichts weiter verlangte, als die Kunſt, den Geiſt angenehm zu unterhalten, und mit dieſer Unterhaltung eine zweckmäßige und allgemeine Belehrung zu verbinden. Nach ſeinen Grundſätzen durfte er ſich ſelbſt für keinen mittelmäßigen Dichter halten. Aber wer nur irgend mit eigentlicher und wahrer Poeſie vertraut geworden iſt, kann ſich bei Fontenelle's poetiſchen Werken der langen Weile nicht erwehren. Denn auch die artigſten Wendungen und Bilder in den eleganteſten Formen der Sprache ermüden, wo man immer nur einen raffinirten Geſchmack, und nirgends Wärme des Gefühls, nirgends die Kraft des Geiſtes wahrnimmt, die hinreißt und unwiderſtehlich anzieht. Seine Schäfergedichte ſind nicht ländlich; und ſeine ganze Manier neigt ſich hierin zum Styl der Toilette; ein muſikaliſch-dramatiſches Schäferſpiel von ihm, Endymion betitelt, trägt den Karakter einer delikaten Galanterie an ſich. In den Opern, an welchen ſein Oheim, Thomas Corneille, keinen Antheil nahm, zeigt ſich zuweilen eine Wärme, von der man überraſcht wird. Seine Luſtſpiele, unter welchen kein einziges verſificirt iſt, ſind zwar artige Converſationsſtücke, allein ohne komiſche Kraft. Auf ſeine Fabeln, flüchtige Poeſien und mehrere Epigramme, ſcheint er ſelbſt keinen Werth gelegt zu haben. Ein Hauptverdienſt erwarb er ſich aber durch die erſt durch ihn üblich gewordenen Eloges (ſ. den Artikel). (Eloges des Academiciens etc. à la Haye 1781, in 2 Bde, 8.) Sie ſchienen Muſter der Huldigung zu ſeyn, die der Mann von Geſchmack den phyſikaliſchen, mathematiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſchuldig iſt. Aber bei aller Klarheit, Leichtigkeit und einfach ſcheinenden Eleganz ſind ſie in vielen Stellen doch ſo oberflächlich, daß man ſie wohl ſeicht nennen kann, ob ſie gleich manches Gute enthalten. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen in Amſterdam 1728, 3 Bde. Fol. Paris 1742, 6 Bde. 12. und Oeuvres posthumes, Paris 1759.

Fontevraud, Ebraldsbrunnen, ein an den Gränzen von Poitou und Anjou, im Departement Mayenne und Loire gelegenes Thal, berühmt durch Robert von Arbriſſel. Er war zu Arbriſſel (H. z. d. Arbreſec) in Bretagne 1047 geboren, ſtudirte zu Paris, wurde daſelbſt Doktor der Theologie und 1086 Official des Erzbiſchofs von Rennes. Nachdem er auch zu Angers die Theologie gelehrt, begab er ſich in eine Einöde, und erhielt durch ſeine ſtrenge Lebensart bald einen großen Anhang. Von Papſt Urban II. zu einem apoſtoliſchen Prediger ernannt, zog er durch verſchiedene Provinzen, und ließ ſich insbeſondere die Bekehrung des weiblichen Geſchlechts ſehr angelegen ſeyn. Im Jahr 1106 erbaute er in den Wäldern unweit Cande in Touraine Fontevraud oder Fontevaux, ein Kloſter für Mönche und Nonnen, und ward der Stifter eines Ordens, der bald ſehr blühend und vom Papſte beſtätigt wurde. Er ſtarb 1117 in dem Kloſter Orſan. Sein von ihm unter dem Namen des Ordens von Fontevraud geſtifteter Orden, hatte in Spanien, vorzüglich aber in Frank-

reich, zahlreiche Anhänger, wo ihre Klöſter bedeutende Schenkungen erhielten. Eine Aebtiſſin regierte ſie als Generalſuperiorin, und ſtand, von jeder biſchöfl. Gerichtsbarkeit befreit, bloß unter dem Papſte. Beide Geſchlechter waren darin ſtrenge von einander geſchieden. Mit der Alles erſchütternden Revolution in Frankreich verlor auch dieſer Orden viel an ſeinem Anſehen, und erloſch zuletzt gänzlich. Die äußere Tracht war ſchwarz, mit Kragen, Capuze und Gürtel.

Fontinalien, ein Feſt, welches die Römer am 13. Oktober den Nymphen der Quellen zu Ehren feierten, und an welchen man ſie mit Blumen ausſchmückte.

Foote (Samuel), berühmter engliſcher Komiker, gewöhnlich der engliſche Ariſtophanes genannt, geb. 1719, ſah ſich nach einer ausſchweifenden Jugend, die er der Erlernung der Rechtswiſſenſchaften hatte widmen ſollen, die er aber durchaus vernachläſſigt hatte, der Dürftigkeit halber, in welche er gerieth, genöthigt, das Theater als ſeine einzige Erwerbsquelle zu betrachten. Er betrat die Bühne, und erhielt eben den Beifall in burlesken Rollen, welche Garrik in allen genoß. Doch gelang ihm das Spiel beſſer in ſeinen eigenen, als in fremden Stücken. Um's Jahr 1747 eröffnete er eine eigene kleine Bühne auf dem Hay-Market, wo er (obgleich unter oftmaligem Widerſpruche der Polizei) faſt immer bloß ſeine eigenen Stücke gab, in denen er ſelbſt als Hauptkarakter auftrat. Nachdem er 1766 auf der Jagd in Geſellſchaft des Herzogs von York durch einen gefährlichen Fall ein Bein verloren hatte, wirkte ihm der Herzog die königliche Erlaubniß auf lebenslang aus, jährlich von der Mitte des May's bis zur Mitte des Septembers auf dem Hay-Market Schauſpiele geben zu dürfen, die deſto ſtärker beſucht wurden, da er jedesmal ſelbſt auf eine äußerſt poſſierliche Weiſe auftrat, und meiſtens Produkte ſeiner eigenen Erfindung gab. In allen ſein Geberden und in der ganzen Haltung ſeines Körpers lag ſo viel Komiſches, daß er ſtets mit Beifallklatſchen empfangen wurde, wenn er mit ſeinem hölzernen Beine auf der Bühne erſchien. Auch im geſellſchaftlichen Leben war er unerſchöpflich an witzigen Einfällen. Die Verdrieslichkeiten, in welche er in den letzten Jahren ſeines Lebens verwickelt wurde, bewogen ihn, ſein Theater an Colman gegen jährliche 1600 Pfd. und beſonderes Honorar in jedem Abende, an dem er ſelbſt auftrat, zu überlaſſen. Bald darauf traf ihn der Schlag, von deſſen zurückgelaſſener Wirkung er ſich im ſüdlichen Frankreich befreien wollte, wo ihn aber zu Dover 1777 der Tod ereilte. Ein natürlicher Sohn, welchen er hinterließ, ererbte ſein Vermögen. Was Foote für das Theater ſchrieb, gehört entweder ganz in das Fach der Farcen, oder es iſt größtentheils nicht viel mehr als Farce. Da er als Schauſpieler ein beſonderes Talent hatte, bekannte Perſonen komiſch zu porträtiren, ſo berechnete er auch die Wirkung ſeiner Luſtſpiele für dieſen Zweck vorzüglich. Es ſind meiſt ſatyriſche Karaktergemälde in dramatiſcher Form. Das engliſche Publikum wurde von dieſer muthwilligen Erneuerung einer alten, ſeit langer Zeit gemißbilligten Verſpottung wirklicher Perſonen ſehr angezogen, weil Foote mit allen ſeinen Perſonalitäten gewöhnlich die Gränzen einer gewiſſen Anſtändigkeit nicht überſchritt. Wer ſich aber zu ſeinen Theaterſtücken das theatraliſche Spiel des Verfaſſers nicht hinzudenken kann, und die Originale zu ſeinen komiſchen Porträten nicht kennt, für den haben ſie nur den Werth unterhaltender Converſationsſtücke, in denen etwas Karakteriſtiſches liegt, das aber weder durch kunſtreiche Compoſition, noch durch beſondere Kraft des Witzes hervorſticht. Sein Comic Theatre (deutſch, Berlin 1796) erſchien 1796 zu London, in 4 Oktavbänden. Ausführliche Nachricht über ihn geben die Memoirs of Samuel Foote Esq. by William Cooke, London 1805.

Digitized by Google

Force (Jacques Nompar de Chaumont, Duc de la), Pair und Marſchall von Frankreich, geb. 1559, war der Sohn von Francois de la Force, der mit ſeinem ältern Bruder Armand bei der Pariſer Bluthochzeit um's Leben kam, entging nur durch Geiſtesgegenwart einem ähnlichen Geſchick, und diente nachher Heinrich IV. und nach deſſen Tode den Reformirten gegen Ludwig XIII., wo er ſich in der Belagerung von Montauban 1621 vorzüglich auszeichnete. Im folgenden Jahre unterwarf er ſich dem Könige, wurde Marſchall v. Frankreich, Generallieutenant der piemonteſiſchen Armee, und ſein Marquiſat in ein Herzogthum verwandelt. Da er bei der Unterwerfung auch noch 200.000 Thaler erhielt, ſo nannten ihn die Hugenotten allgemein einen Verräther, obwohl er dieſe Summe mehr als Entſchädigung für ſeine früher eingebüßten Würden erhielt. Im Dienſte des Königs nahm er hierauf Pignerol, ſchlug die Spanier bei Carignan 1630, befehligte dann die Franzoſen in Deutſchland 1634, bewirkte die Aufhebung der Belagerung von Philippsburg, kam Heidelberg zu Hülfe, und nahm Speier 1635. Die letzte Zeit ſeines Lebens brachte er auf ſeinen Gütern zu, und ſtarb daſelbſt 1652. Sein Sohn Armand Nompar de Chaumont, Duc de la Force, wurde franzöſiſcher Marſchall 1652, machte ſich berühmt im Kriege gegen die Kaiſerlichen, und ſtarb 1675, 90 Jahr alt.

Forcellini (Egidio), geb. 1688 zu Fener, einem Dorfe bei Padua, war ein Schüler Facciolati's, der damals in Padua im größten Anſehen ſtand, und ſich ſeiner bei der neuen und ſehr vermehrten Ausgabe von Calepins Lexikon in ſieben Sprachen bediente. Im Jahr 1718 fing darauf Forcellini unter der Leitung Facciolati's ſein großes Lexikon der lateiniſchen Sprache an. Mit der größten Sorgfalt durchlas er alle Grammatiker und lateiniſche Schriftſteller, und zog ſelbſt die alten Inſchriften zu Rathe, die, des Andenkens würdig, aufgezeichnet worden waren. Es erſchien endlich dieſes wichtige Werk, welches faſt das ganze Leben Forcellini's in Anſpruch nahm, nach ſeinem Tode 1768, Padua 1771, 4 Bde., Fol. (Vergl. **Facciolati**.)

Forelle, ein angenehmer und zarter Flußfiſch, auch in Deutſchland einheimiſch, der am liebſten ſich in ſteinigten, hellfließenden und harten Berg- und Waldbächen aufhält, und gemeiniglich nur auf die Tafeln der Feinſchmekker kommt. Er wird friſch, einmarinirt, geräuchert genoſſen; es giebt Gold-, Grund-, Lachs-, Schweb- und Schwarzforellen; ſie gehen vom Boden- und Genferſee aus der Schweiz, aus dem Mailändiſchen nach Deutſchland, Frankreich und Italien; vom Bodenſee kommen die Rheinlanken (die größten Forellen); auch Schottland liefert Forellen.

Forkel (Joh. Nik.), Doktor der Muſik, geboren 1749 zu Meeder, einem Flecken bei Coburg. Nachdem er die Schule zu Coburg beſucht hatte, ging er nach Lüneburg, von da erhielt er eine Stelle als Präpoſitus beim Chor zu Schwerin. Um die Rechte zu ſtudiren, ging er nach Göttingen, und beſuchte daſelbſt zwei Jahre lang mit mehr Fleiß als Luſt die juriſtiſche Collegien. Doch ſiegte endlich ſeine Vorliebe für das muſikaliſche Studium, und er opferte ſein gewähltes Brodſtudium ſeiner Lieblingsidee. Die erſten Früchte ſeines muſikaliſch-theoretiſch-literariſchen Studiums war ſeine muſikaliſch-kritiſche Bibliothek. Dieſes Werk erregte um ſo viel mehr Aufſehen in Deutſchland, als es eine ſehr ſcharfe Kritik über Glucks Meiſterwerke (Iphigenia, Alceſte) ausſprach. Dieſer Kritik, welche eben ſo abgeſchmackt genannt werden kann, als ſie keine nachtheiligen Folgen für Gluck ſowohl, als auch keinen Beifall in der gelehrten muſikaliſchen Welt erhielt, ſind Merkmale des Scharfſinns doch nicht abzuſprechen, wenn man bedenkt, welche Vorbilder Forkel ſich gewählt hatte; denn neben Seb. Bach'ſchen Werken verlieren die Gluckiſchen Opern eben ſoviel, als es umgekehrt der Fall ſeyn würde, käme es nur noch Jemand in den Sinn, ſolche heterogene Zuſammenſtellungen zu unter-

Digitized by Google

nehmen. Hingegen ſein Verdienſt als muſikaliſcher Geſchichtforſcher iſt bis jetzt in Deutſchland, wie auch bei andern Nationen, noch nicht übertroffen. Davon zeugt ſeine Literatur der Muſik, wo man 3000 muſikal. Bücher verzeichnet findet; ſeine leider! unvollendete Geſchichte der Muſik: ein Werk, das die Thätigkeit faſt ſeines ganzen Lebens in Anſpruch nahm. Ein Beweis für ſeine große Vortrefflichkeit iſt es gewiß, daß es noch Niemand unternahm, dieſes Werk zu beendigen, obſchon ſich in ſeinem Nachlaß eine Menge Materialien dazu vorfanden. Noch ein ſehr intereſſantes Werk findet der Liebhaber und Kenner der Bach'ſchen Kunſt in ſeiner Biographie und Karakteriſtik Sebaſtian Bach's. Was hätten wir aber von einem Manne, wie Forkel, erſt erwarten können, wäre er liberaler in ſeinen Anſichten geweſen; aber er gehörte zu ſehr der alt pedantiſchen Schule an, als daß er die Verdienſte eines Haydn, Mozart, Beethoven hätte zu würdigen gewußt; eben deßhalb kann er auch als klaſſiſcher Kritiker keinen Standpunkt einnehmen. Als die Concertmeiſterſtelle in Göttingen durch den Tod eines Violiniſten aus der Bendaſchen Schule erledigt wurde, erhielt Forkel dieſelbe mit dem Titel eines Muſikdirektors. Er bildete daſelbſt viele Schüler im praktiſchen Clavierſpiel als auch Generalbaß u. ſ. w. Zugleich kann er wohl als einer der letzten genannt werden, welcher die Fugen von Seb. Bach in des Componiſten Manier auf dem Clavicord zu ſpielen verſtand, und der viele Fremden nach Göttingen zog, um dieſe von ihm zu hören. Er ſtarb in Göttingen im Jahre 1818. Man bedauert es allgemein, daß der ſo ſehnlichſt erwartete dritte Band ſeiner Geſchichte der Muſik nicht erſchienen iſt.

Form iſt überhaupt der Materie entgegengeſetzt, und bedeutet 1) bei körperlichen Dingen die Art und Weiſe, wie die einzelnen Theile der Materie, d. i. des gegebenen Stoffes, mit einander verbunden ſind. Die Materie bekommt ihre Form a) von der Natur, oder b) durch die Kunſt, und dieſe Formen heißen ſchön, wenn ſie angenehme Eindrücke auf unſere Empfindungen machen. In einem andern Sinne nennt man auch wohl das die Form, was zum Mittel dient, einem körperlichen Gegenſtande die Form zu geben, z. B. die Hutform, die Kugelform rc. 2) Wird ſowohl der Ausdruck Materie, als Form, auf unkörperliche, geiſtige Dinge angewandt, und da iſt denn Materie jeder Gegenſtand unſerer Erkenntniß, und Form die Art, wie wir ihn erkennen. Die Materie iſt das Beſtimmbare. Die Form die Beſtimmung. Hierzu einige Beiſpiele. a) Form der Sinnlichkeit, die urſprüngliche weſentliche Einrichtung der Sinnlichkeit, unter welcher etwas ein Gegenſtand unſerer Vorſtellung ſeyn kann, nämlich Raum und Zeit, die alſo nicht zu der Materie der Gegenſtände gehören, ſondern die in uns liegende Form iſt, unter welcher wir uns die Gegenſtände allein vorzuſtellen im Stande ſind. Sie geben die ſubjektive Form allen Phänomenen, Erſcheinungen. Die objektive, intelligibele Form der Dinge an ſich, außer Raum und Zeit gedacht, kennen wir gar nicht. b) Form des Denkens. α) Verſtandesform, die Art und Weiſe, wie der Verſtand, im weiten Sinne des Worts, beim Denken verfährt, die Geſetze, die er befolgt, wenn er aus Anſchauungen Begriffe, aus Begriffen Urtheile, und aus Urtheilen Schlüſſe bildet. a) Form der Begriffe, die Verknüpfung des, mehrern einzelnen Anſchauungen zukommenden, Mannichfaltigen, der Materie derſelben zu einer einzigen Vorſtellung. b) Form der Urtheile, liegt in der Copula, iſt, iſt nicht, kann, muß ſeyn, oder nicht, welche Subjekt und Prädikat, die Materie der Urtheile trennen oder verbinden. c) Die Materie der Schlüſſe liegt in den Prämiſſen. Die Form in der Conſequenz. β) Vernunftform, die Art und Weiſe, wie die Vernunft verfährt: a) als Vermögen der Ideen, Vorſtellungen überſinnlicher Gegenſtände zu erlangen; b) als Vermögen der Principien, ſich allgemeine Grundſätze, Regeln, Geſetze zu entwerfen, um denſelben das beſondere Einzelne unterzuordnen. Aus allem dieſen

Digitized by Google

wird man nun leicht begreifen können, was z. B. epiſche, dramatiſche, lyriſche Form eines Gedichts, Regierungs-, Staatsform, Religionsform u. dergl. bedeuten. Uebrigens darf die Form weder mit Geſtalt, noch Figur verwechſelt werden. Geſtalt iſt, im Allgemeinen, nur dasjenige von der Form, was den Sinn des Geſichts afficirt, und wird gemeiniglich nur von lebenden, oder organiſchen Weſen geſagt. Figur iſt Umriß der Körpergeſtalt, d. i. der Gränzen des von den Körpern erfüllten Raums. Formal iſt, was zur Form gehört. 1) Des Erkenntnißvermögens, des Denkens. Die Logik iſt formale Wiſſenſchaft, denn ſie abſtrahirt von aller Materie, allem Inhalte, Gegenſtänden der Erkenntniß und des Denkens, und beſchäftigt ſich bloß mit den Regeln und Geſetzen des Denkens ſelbſt. Die Metaphyſik hingegen iſt materiale Wiſſenſchaft, die ſich mit Gegenſtänden beſchäftigt, die gegeben ſind, z. B. Gott, Welt, Seele, Subſtanz. Sie zeigt nicht, wie wir über dieſe Gegenſtände denken, ſondern was wir davon denken ſollen. 2) Des Begehrungsvermögens. Der Wille heißt formal, in ſofern er nicht durch einzelne Gegenſtände, einzelne Neigungen, ſondern durch Vernunft beſtimmt wird, ſich nach allgemein gültigen Geſetzen zu richten. 3) Der erkannten oder begehrten Gegenſtände ſelbſt. Das Formale der Natur iſt die Beſchaffenheit, Verknüpfung, Wirkungsart der Gegenſtände der Erfahrung nach Geſetzen. Hierzu noch einige Beiſpiele zur Erläuterung. Nil sine ratione sufficiente iſt ein formales Princip alles Denkens. Der Oſtwind iſt kalt und trocken, iſt ein materiales Princip der Erfahrung. Handle immer nach richtigen Grundſätzen, iſt ein reines formales Princip des Willens. Handle gerecht, ſey keuſch, ſey vorſichtig, wahrheitsliebend ꝛc. ſind angewandte formale Principien des Willens. Sey ein williger Vertheidiger des Vaterlandes, iſt ein formaler Grundſatz. Suche dich der Conſcription zu entziehen, ein ganz materialer. Laß dich conſcribiren, iſt das Materiale des Geſetzes. Die Allgemeinheit deſſelben iſt das Formale. Der formale Vernunftgebrauch beſteht bloß in der Hervorbringung des denkbaren Möglichen, nicht des Wirklichen. Materialen Gebrauch kann man von der Vernunft nicht machen. Sie kann nichts ſchaffen. Denn durch das Denken der Gegenſtände werden ſie noch nicht wirklich. Formel iſt eine im Ausdruck beſtimmte Regel, nach welcher etwas geſagt, geſchrieben, gethan werden ſoll, z. B. aa + 2 ab + bb iſt die Formel, nach welcher alle Quadratwurzeln ausgezogen werden müſſen. Geſetzlich vorgeſchriebene Formeln ſind Formulare. Die ſogenannten Agenden enthalten eine Sammlung ſolcher Formulare für den öffentlichen Gottesdienſt.

Form, die, der Körper iſt dreifach, ſtark oder ſolid, liquid oder tropfbarflüſſig, und elaſtiſchflüſſig oder luftförmig. Dieſer Unterſchied der Form iſt für den Chemiker ſehr wichtig, weil Formveränderung allezeit bei chemiſcher Aktion Statt findet, und während des Ueberganges eines Körpers aus der einen in die andere mannichfaltige und wichtige Erſcheinungen zu bemerken ſind. Die Urſache der Form iſt mit Wahrſcheinlichkeit nur in der größern oder geringern Menge gebundener Wärme zu ſuchen, oder in der Urſache, welche der Wärme zum Grunde liegt. Wem eine dynamiſche Erklärung beſſer gefällt, der nehme an, bei den ſoliden ein Uebergewicht der Attraktion der Körpertheile über die Expanſion, bei den liquiden ein Gleichgewicht, bei den luftförmigen einen dem ſoliden gerade entgegengeſetzten Zuſtand. — Form nennt der Buchdrucker die in Wörter, Zeilen und Blattſeiten verbundenen Schriften (Typen), von welchen der Bogen abgedruckt wird. Jede Form iſt in einer eiſernen Rahme eingeſchloſſen, in welchen die mit kleinen Holzleiſten (Stege) umlegten und abgetheilten Lettern vermittelſt eiſerner Schrauben oder hölzerner Keilen befeſtigt werden. Zu jedem Bogen ſind zwei Formen nöthig, eine für jede Seite. Jede Form beſteht aus mehr oder wenig Seiten, je nachdem das Format iſt. —

Digitized by Google

Formular, ein Inbegriff von Sätzen, welche wörtlich mitgetheilt, oder wie der Buchſtabe lautet, angewendet werden ſollen, und alſo der Willkühr in der Anwendung Einhalt thun. So z. B. die ſonntäglichen Kirchengebete; die Einſegnungsworte beim heil. Abendmahl; die Worte bei der Kindtaufe. Der Geiſtliche darf, wenigſtens nicht ohne beſtimmte Erlaubniß, von denſelben nicht abgehen. — Formlehre iſt ein von der peſtalozziſchen pädagogiſchen Schule gebrauchter Ausdruck. Die Sache beſteht in der Anleitung, wie Kinder gewöhnt werden ſollen, die Dinge, die deſſen fähig ſind, nach Größenverhältniſſen, wie ſie in Arithmetik und Geometrie vorkommen, ſicher und ſchnell zu beurtheilen.

Formen der Zeugdrucker, womit ſie Streifen, Blätter, Punkte und andere Figuren auftragen, ſind aus Holz oder Metall erhaben gearbeitet, oder aus Metallſtiften zuſammengeſetzt. Den hölzernen giebt man gewöhnlich die tafelförmige Geſtalt, der Arbeiter druckt ſie mit der Hand auf. Dadurch wird freilich die Gränze der Form auf dem bedruckten Zeuge ſichtbar, weßhalb dieſe Art von Form am beſten für blumige Muſter paßt. Einfache ſtreifige druckt der Engländer mit Meſſingwalzen, auf deren Oberfläche das Muſter erhaben gearbeitet iſt. Unter ihr liegt die Waare auf elaſtiſcher Unterlage, und über ihr iſt eine Vorrichtung, welche die Walze mit immer friſcher Druckermaſſe verſieht. Vielfarbige Muſter verlangen ſo viele Formen, als ſie Farben haben.

Formey (Johann Samuel), Sekretär der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, war am 31ſten Mai 1711 zu Berlin geboren. Schon als Kind verlor er ſeine Eltern, und auf dem franzöſiſchen Gymnaſium, wo er die erſte Bildung erhielt, zeichnete er ſich ſo vortheilhaft aus, daß er, ein einziges Mal ausgenommen, in allen Klaſſen den erſten Preis erhielt. Im 16. Jahre hatte er ſeine Schulſtudien geendigt, und im 18ten war er Kandidat. Noch vor dem zwanzigſten wurde er von der Gemeinde zu Brandenburg einſtimmig zum Prediger gewählt, und ſchon ſechs Wochen nachher erhielt er einen Ruf an die franzöſiſche Friedrichsſtädtiſche Kirche in Berlin. Mit Schwindeln und rheumatiſchen Zufällen behaftet, konnte Formey ſeiner Predigerſtelle nur einige Jahre ganz vorſtehen, und theilte ſie in der Folge mit einem Gehülfen. Um indeſſen die dadurch entſtandene Lücke in ſeinem ohnehin mäßigen Gehalt auszufüllen, widmete er die ihm übrige Zeit ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigungen, und lieferte nicht nur mehrere Ueberſetzungen, ſondern trat auch im Jahr 1733 mit mehrern Gelehrten zur Herausgabe eines damals ſehr geſchätzten Journals, der Bibliothèque germanique, in Verbindung, und lieferte ſeinen Antheil mit der größten Genauigkeit. In der Folge arbeitete er an dem Journal litteraire d'Allemagne, und bald darauf gab er und Perard die nouvelle Bibliothèque germanique von 1750 bis 1759 heraus. Zugleich übernahm er die für ſeine ſchwache Geſundheit faſt zu läſtige Stelle eines Direktors und erſten Lehrers beim franzöſiſchen Gymnaſium, welche er 1739 mit der eines Profeſſors der Philoſophie an eben dieſer Anſtalt vertauſchte. Schon vorher hatte er Leibnitz und Wolf zu ſeinen Führern gewählt, und nun machte er es ſich zum beſondern Geſchäfte, ihre Philoſophie auch außerhalb Deutſchland bekannter und gemeinnütziger zu machen. Die große ſeltene Gabe der faßlichen und deutlichen Darſtellung, ſo wie einer leichten anmuthigen, nie durch Trockenheit ermüdenden Schreibart kam ihm dabei beſonders zu ſtatten, und machte auch ſeinen mündlichen Vortrag überaus angenehm und immer neu. Mit dem Jahre 1740 ging die neue Sonne Preußens auf, und warf ihre glänzenden Strahlen auch auf Formey's Laufbahn. Friedrich, der Philoſoph, richtete die ganz in Verfall gerathene Akademie der Wiſſenſchaften wieder auf. Maupertuis ward ihr Präſident, und Formey ihr beſtändiger Sekretär, und bald nachher Hiſtoriograph der Akademie. Friedrich liebte und ehrte in

Digitized by Google

Formey den Menſchen und den Gelehrten, und unterhielt ſich oft ſtundenlang mit ihm. Die glänzendſte, aber auch gefährlichſte Periode ſeines literariſchen Lebens war von 1748 bis 1753, wo er in des Königs, Maupertuis und Voltaire's gelehrte Streitigkeiten verwickelt ward, und, ohne ſeine Vorliebe und Ergebenheit für Maupertuis zu verbergen, dennoch das ſeltene Glück hatte, ſich bei allen Parteien in ſeiner Achtung, ſeiner Liebe und ſeinem Anſehen zu behaupten. Außer den akademiſchen Stellen und dem Profeſſorat in der Philoſophie bekleidete Formey auch einige wichtige Aemter beim franzöſiſchen Departement. Er war geheimer Rath und Mitglied des franzöſiſchen Oberdirektoriums, Direktor des Orangehauſes und einer der Stifter und älteſten Verpfleger der Ecole de Charité, für die er lange Zeit mit großem Eifer und vielem Muthe arbeitete, und bis an ſein Ende Geldbeiträge lieferte. Eine Menge fremder Akademien und gelehrten Geſellſchaften nahmen ihn in ihrer Mitte auf. Er war Mitglied der ruſſiſch-kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, der römiſch-kaiſerl. Akademie nat. curiosorum, der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu London, Siena und des Instituti Bononiensis. Auch die Greifswalder gelehrte Geſellſchaft zur Beförderung und Reinigung der deutſchen Sprache ſchickte ihm ein Patent als Mitarbeiter zu dieſem Zwecke zu. Nach einer ehrenvollen Laufbahn von beinahe 86 Jahren ſtarb er 1797 ohne Krankheit und Schmerz, mit vollkommenem Bewußtſeyn und großer Geiſtesheiterkeit. Formey war ein kenntnißvoller, gelehrter und für die Wiſſenſchaften eifrig wirkender Mann. Zwar hat er keine neuen Entdeckungen in dem Reiche der Wiſſenſchaften gemacht, aber er hat die vorhandenen Schätze derſelben zum allgemeinen Gebrauch wohlthätig genutzt, und in Verbindung mit mehrern Gelehrten eine Menge von fruchtbaren Ideen in Umlauf gebracht, welche bei einem großen Theile ſeiner Zeitgenoſſen den Grund zur nachher erfolgenden großen Revolution im Denken wurden. In den ältern Sprachen hatte er ſehr gründliche Kenntniſſe. Er ſprach das Lateiniſche ſo fertig als das Franzöſiſche, las die ſchwerſten griechiſchen Autoren ohne Mühe, und war ein ſehr vorzüglicher Kenner des Hebräiſchen. Unter den Polygraphen des 18. Jahrh. behauptete er eine der erſten Stellen. Er ſuchte weniger zu glänzen, als Nutzen zu ſtiften, und beurtheilte faſt alle ſeine Schriften einzig nach dieſem Maaßſtabe. Sie gehören entweder zum kritiſchen oder didaktiſchen Fache. Letztere theilen ſich wieder in theologiſche und philoſophiſche. Seine akademiſchen Abhandlungen fallen meiſtentheils in das Gebiet der praktiſchen Philoſophie, oder es ſind Denkſchriften auf verſtorbene Mitglieder der Akademie, oder Reden bei öffentlichen Sitzungen dieſes Gelehrtenvereins. Seine theologiſchen Schriften, von denen die meiſten moraliſchen Inhalts ſind, haben freilich das Gepräge der Zeit, in der ſie geſchrieben wurden, aber ſie erheben ſich durch Vortrag und lichtvolle Darſtellung über die gleichzeitigen ihrer Art. Von entſchiedenem Werth ſind ſeine Denkſchriften auf verſtorbene Akademiker; es ſind glückliche Nachahmungen der Fontenelliſchen. Gepredigt hat er oft, und außer den vielen gedruckten noch eine große Menge handſchriftlicher Reden hinterlaſſen, deren keine ohne eigenthümlichen Werth iſt. Seine weitläuftigen Bekanntſchaften hatten einen ſtarken und ſehr intereſſanten Briefwechſel zur Folge. Er hat in 50 Jahren über 23.000 Briefe geſammelt, deren keiner von ihm 24 Stunden unbeantwortet geblieben iſt. Er ſchrieb gern, und wiederholte ſich nie; ſelbſt im täglichen Umgang war dies nur ſelten. Als Menſch, Gatte, Vater, Freund, Geſellſchafter und Gelehrter verdient er gewiß zu den beſſern und vorzüglichern Menſchen gerechnet zu werden.

Formſchneidekunſt (Geſchichte der). Die Formſchneidekunſt hat mit den meiſten andern Künſten das gleiche Loos, daß ihr Urſprung ins Dunkle gehüllt iſt. Mehrere Schriftſteller ſind der Meinung, daß ſchon

Etrusker, Aegyptier und Römer Kenntniß ſowohl von dem erhabenen Schneiden, als auch den Abdrücken gehabt hätten. Doch iſt es ſchwer, dieſe Angaben mit Beweiſen zu unterſtützen; auch laſſen ſich keine frühere ausfindig machen, als im 14. und 15. Jahrh.; alle früheren Angaben ſind nur wahrſcheinliche Vermuthungen, die bloß überzeugen können, daß die kultivirten Völker ſehr nahe an dieſer Kunſt waren. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dieſelbe in Klöſtern, beſonders in Deutſchland, ausgebildet wurde, und die erſten Proben davon im Anfange des 14ten Jahrh. herausgekommen ſeyn mögen. Einer der erſten Künſtler dieſes Faches, deſſen Name ſich noch erhalten hat, war der Franziskaner Luger zu Nördlingen (lebte ums Ende des 14ten Jahrh.). Werke aus dieſem Zeitraume haben ſich bis jetzt nicht erhalten; eben ſo wenig ein Kartenſpiel. Daher iſt es eine ganz irrige Meinung, daß die Karten die Veranlaſſung zur Formſchneidekunſt gegeben haben, da man mit Zuverläſſigkeit weiß, daß die erſten Karten gemalt oder gezeichnet waren, und erſt ſpäter, als die Formſchneider ſich mehr ausbreiteten, auch Karten geſchnitten, und durch den Druck vervielfältig wurden. Ein heil. Chriſtoph (in der Lord Spenſer'ſchen Bibliothek) vom Jahr 1423 iſt der älteſte bekannte Holzſchnitt. Erſt mit der Entſtehung der Buchdruckerkunſt, welche aus ihr entſprungen iſt, wurde ſie in den andern Ländern, z. B. Italien, Frankreich, bekannter, in Deutſchland aber vorzüglich kultivirt. Die boneriſchen Fabeln, gedruckt durch Albr. Pfiſter zu Bamberg 1461, kann man als das erſte mit Holzſchnitten verzierte Buch angeben. Denn die Werke des Laur. Coſter beruhen nur auf wahrſcheinlichen Vermuthungen. Mehrere xylographiſche Werke ſind beſtimmt den boneriſchen Fabeln vorgegangen. Unter den bekannten Künſtlern, welche ſich am Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrh. auszeichneten, verdient vor Allen einer rühmlichen Erwähnung der Lehrer A. Dürers, Michel Wohlgemuth, Maler zu Nürnberg. Seine beſten Holzſchnitte befinden ſich in der ſchedeliſchen Kronik, die 1493 zu Nürnberg herauskam. Wilh. Pleydenwurf war ſein Helfer bei dieſer Arbeit. In der Schule Wohlgemuths wurde das Formſchneiden beſonders ausgebildet, und erſtaunlich erheben ſich dieſe Arbeiten über ihre Vorgänger; man findet Kreuzſchraffirungen, beſſere Beobachtung der Schatten und der Perſpektive, als bei den frühern. Auch wurde um dieſe Zeit die Manier des Helldunkels in Deutſchland zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Unrichtig iſt es daher, wenn dieſe Erfindung dem Italiener Hugo da Carpi zugeſchrieben wird. Denn in Deutſchland hatte man ſchon Kenntniß davon, und Ulrich Pilgrim (blühte ums Ende des 15ten Jahrh.) lieferte ſehr ſchöne Werke in dieſer Art. Albrecht Dürer, Wohlgemuths würdiger Schüler, bildete mit ſeinen Zeitgenoſſen die Formſchneidekunſt vollends aus; ſeine Verdienſte um dieſelbe ſind eben ſo groß, als jene um die Malerei und Kupferſtecherkunſt. Die Dreieinigkeit mit der Jahreszahl 1511, das Leben Maria's, das Porträt Ulrich Varnbulers ſind ausnehmend ſchöne Blätter, denen nur wenige gleich kommen; letzteres zeichnet ſich noch durch ſein Helldunkel aus. Sein Freund Hans Burgmair zu Augsburg, hat faſt gleich große Verdienſte um dieſe Kunſt: ſein weiſer Kunig, Baumgartners Bildniß in Helldunkel ſind berühmt. Hier. Reſch arbeitete Mehreres für Albr. Dürer, und wurde, wie die beiden Vorhergehenden, vom Kaiſer Maximilian unterſtützt. In Sachſen machte ſich vorzüglich Lukas Cranach durch ſeine Holzſchnitte bekannt, die größeres Verdienſt, als ſeine Kupferſtiche haben. Zahlreiche Schüler dieſer genialer Meiſter vervollkommneten nun die Kunſt; vorzüglich waren Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, Köln, Frankfurt und Erfurt ihre Werkſtätte. Von dem berühmten Holbein kennt man einige ausgezeichnete Holzſchnitte, worunter ſein Todtentanz das vor-

Digitized by Google

züglichſte. — In den Niederlanden war die Formſchneidekunſt faſt zu derſelben Zeit, wie in Deutſchland bekannt, und hatte auch gleiche Fortſchritte mit dieſer. Vorzüglich erhob ſich Lukas van Leyden; ſeine Judith iſt ein einziges Meiſterſtück. Jan van Calkar, u. m. A. blühten um dieſe Zeit. In Italien wurde die Formſchneidekunſt im Anfange des 16ten Jahrh. meiſtens von eingewanderten Deutſchen ausgeübt. In keinem Lande wurde das Helldunkel ſo ſehr geliebt, als in Italien; daher es auch die vorzüglichſten und meiſten Künſtler darin aufzuweiſen hat; beſonderer Erwähnung verdienen: H. da Carpi, Ant. da Trento, A. Fantuzzi, Parmegglano, Joh. Gallus, Vicentino u. v. A. In Frankreich hatte das Formſchneiden um dieſe Zeit keinen großen Fortgang. Gegen die Mitte des 16ten Jahrh. ſank allmählig das Formſchneiden, welches vorzüglich die Vervollkommnung und ſtarke Verbreitung der Kupferſtecherkunſt bewirkte. Anſtatt ſich zu befleißen, die Formſchneidekunſt durch neue Manieren immer weiter zu bringen, oder wenigſtens ſie in gleich hohem Grade, wie zu Dürers Zeiten zu erhalten, ließen viele Künſtler dieſer Epoche einer zu großen Leichtfertigkeit ſich beſchuldigen. Die Niederländer hatten um dieſe Zeit den berühmten Hubert Golzius, der die Manier erfand, Kupferſtiche und Holzſchnitte mit einander zu vereinigen. Der große Kupferſtecher Heinr. Golzius gab auch einige Helldunkel heraus. In Italien, wo man das Helldunkel beſonders übte, lebten Chriſtoph Coriolan, C. Vecelli, Andreani u. A. Letzterer ſchnitt Mehreres in Helldunkel, und gab beſonders die Werke älterer Meiſter wieder heraus. Frankreich hatte jetzt ſeinen Bernhard Salomon, le petit Bernhard genannt, der ſich durch ſeine, damals ſehr geliebten, kleine Arbeiten auszeichnete; ſeine Bibel und die ovidiſchen Verwandlungen ſind etwas Vorzügliches in dieſer Art. Im 17ten Jahrh. nahm die Formſchneidekunſt ſo ab, daß ihr gänzlicher Verfall in dem darauf folgenden eintreten mußte. Nur Liebhaber beſchäftigten ſich ſpäter damit. Deutſchland hatte indeß die meiſten, wenn auch nur mittelmäßige Künſtler, aufzuweiſen. In den Niederlanden zeichnete ſich vorzüglich durch die ſchönen Holzſchnitte nach Rubens, Chr. Jegher († 1656 zu Antwerpen) aus; Abr. und Fr. Bloemart vervollkommneten ſehr die Kunſt. Ed. Eckmann erwarb ſich einen ſehr großen Ruf durch das Feuerwerk auf dem Arno nach Callot, und der geiſtreiche Rembrandt hat ſich durch den Kopf eines Philoſophen ausgezeichnet. Ueberhaupt blühte hier um dieſe Zeit die Kunſt am Schönſten. Im Anfange des 18ten Jahrh. lebte zu Amſterdam C. v. Noord, Barth. Coriolan. In England, wo alle Künſte faſt einige hundert Jahre ſpäter aufblühen, war es der Fall auch mit dem Formſchneiden. Erſt um 1750 begann ſie ſich zu erheben, J. B. Jackſon, Edward Kirkal, der die Schwarzkunſt und den Holzſchnitt zu vereinigen ſuchte, blühten um dieſe Zeit in England. Endlich verſuchte man gegen das Ende des 18ten und im Anfange des 19ten Jahrh. die Formſchneidekunſt wieder in ihre äſthetiſche Rechte einzuſetzen. Beſonders ragen die beiden Unger zu Berlin in dieſem Zeitraume als die erſten Künſtler des Formſchneidens in Deutſchland hervor, der ältere, Joh. Georg († 1788), ſtudirte die Kunſt ohne alle Anleitung, machte darin große Fortſchritte, verfertigte mehrere geſchmackvolle Vignetten, und unter ſeine beſten Blätter gehören die fünf nach Meils Zeichnung geſchnittenen ländl. Scenen. Sein Sohn, Joh. Friedr. Gottlieb, fertigte mehrere feingeſchnittene Stöcke; ſein beſtes Blatt iſt: die Weiber von Weinsberg. Er ſtarb zu Berlin 1804 als Profeſſor ſeiner Kunſt. Gubitz, ſein Nachfolger, erhob das Formſchneiden noch zu einem höhern Grade von Vollkommenheit. Seine Arbeiten ſind durch die höchſte Zartheit und Schärfe des Schnitts ausgezeichnet, u. mehrere übertreffen die ſo ſehr beliebten, über alles Verdienſt geprieſenen engl. Holzſchnitte. Aber weit mehr Ruhm erwarb ſich Gubitz bei Kennern durch ſein

größern Werke, worunter wohl das vorzüglichſte: der Helland, nach L. Cranach, welcher mit mehrern färbigen Holzplatten gedruckt iſt. Er hat mehrere treffliche Schüler gebildet, worunter W. Schulthes. Unter den übrigen Künſtlern dieſes Faches in Deutſchland nennen wir noch: Uckermann, Rosmäsler, J. Kitſchl, der in ſeiner Geburtsſtadt Erfurt vor Kurzem eine xylographiſche Anſtalt gegründet, Stechmann, Müller, Phorr, Petry, Weber, Müller, Rubrecht, Zeune († 1823), Gräter, Kopp ꝛc. Unter den Niederländern findet man in dieſer Epoche wenige Künſtler des Formſchneidens: von Heylen, Norde, Plos, ſind die ausgezeichnetſten. In Italien blühten im vorigen Jahrh. zu Bologna: A. Dardani, J. B. Canoſſa, deſſen Tochter Catharine, J. M. Moretti, deſſen Blätter den Kupferſtichen faſt gleich kommen ſollen. Alle aber wurden von dem kunſtliebenden Grafen Ant. Mar. Zanetti (auch Erasmus oder Zanetti der Aeltere genannt, um ihn von ſeinem Neffen Ant. Mar. Zanetti, ein eben ſo großer Künſtler als Gelehrter, zu unterſcheiden) aus Venedig weit übertroffen. Seine Helldunkel ſtehen den berühmteſten ital. Künſtler nicht nach; ſie belaufen ſich auf 70 Blätter, und ſind meiſtens nach Raphael und Parmeſano's Zeichnungen geſchnitten. Sein Neffe gab 1796 ebenfalls mehrere ſchöne Holzſchnitte in Helldunkel heraus, welche zu den ſchönſten gerechnet werden können, die die Kunſt aufzuweiſen hat. In Frankreich faßte ſie um eben die Zeit bleibende Wurzel, vorzüglich wurde ſie zu Paris von der Familie der Papillons befördert. Johann Baptiſt Papillon († 1776), auch als Schriftſteller über die Formſchneidekunſt bekannt, iſt der berühmteſte, die Vinalſtöcke zur Prachtausgabe der lafontainiſchen Fabeln iſt das ausgezeichneteſte, was er geliefert hat. In Rouen blühte die Le Sueur'ſche Familie, aus welcher ebenfalls eine Reihe von Künſtlern, worunter Niclas († 1764) der vorzüglichſte, hervorgegangen ſind. Bewundern müſſen wir ſeine raſtloſe Thätigkeit; denn er lieferte über 1000 Stücke, worunter ſeine Helldunkel ihm den meiſten Ruhm erwarben. Dieſe beide Künſtlerfamilien bildeten mehrere ausgezeichnete Schüler. Beugnet, Besnard, Fleuret, Duplat, Cornet, ſind unter den neueſten franz. Formſchneidern; überhaupt ſollen jetzt elf geſchickte Künſtler in Paris wohnen. Unter den engliſchen Formſchneidern, welche ſeit dem Anfange des 19ten Jahrh. ſich ausgezeichnet haben, ſind folgende: J. Bewick, ein großer Künſtler; Clennell; A. Anderſon, ſchnitt mit vorzüglicher Feinheit anatomiſche Figuren; Lee, verfertigte 20 Holzſchnitte nach Creigs Zeichnung für Jugendſchriften. An den „Sinnbildern der Chriſten,“ die 1808 zu London engliſch herauskamen, arbeiteten Branſton, Holn, C. Nesbit, Clennell. Dieſes Werk iſt eines der ſchönſten, welche die Formſchneidekunſt in neuerer Zeit aufzuweiſen hat. 21 allegoriſche Holzſchnitte aus der Bibel, nach Thurſtons Zeichnung, zieren dieſes Buch. F. A. Brockhaus in Leipzig erhielt von dem engliſchen Verleger eine Anzahl Abdrücke dieſer Stiche, und gab das Werk verdeutſcht (1818 in 4., Preis 9 Thlr.) heraus; durch einige zweckmäßigen Aenderungen im Texte hat ſie manchen Vorzug vor der engl. Ausgabe.

Forskål (Peter), ein ſchwediſcher Naturforſcher, geb. 1736, ſtudirte zu Göttingen orientaliſche Sprachen, war dann Linné's Schüler zu Upſala, wurde Profeſſor in Kopenhagen, und 1761 von König Friedrich V. mit Niebuhr und andern Gelehrten nach Arabien geſchickt, wo er ſchon den 11. Juli 1763 ſtarb. Seine zahlreichen naturhiſtoriſchen Beobachtungen erſchienen unter dem Titel: Flora Aegyptiaco-Arabica, Havn. 1775, 4.

Forſt nennt man den abgemeſſenen Theil eines Waldes, der als ein für ſich beſtehendes Ganze bewirthſchaftet wird. Der Verwalter deſſelben heißt **Förſter**. Sehr häufig belegt man mit dieſer Benennung auch den Wald, oder überhaupt Grundſtücke, welche zum Holzwuchſe beſtimmt ſind. Das auf ſolchen Grundſtücken vorhandene Holz heißt der Forſt- oder Holzbeſtand; die nach

gewiſſen Regeln begränzten und nach Nummern bezeichneten Theile nennt man Forſtreviere oder auch Schläge, Holzſchläge. Die Stellen, auf denen in einem Forſte kein Holz ſteht, erhalten den Namen Blößen, zum Unterſchiede von beſtandenen, d. h. wo gehöriger Holzwuchs iſt. Letzterer beſteht entweder aus Nadelholzarten (Schwarzwald) oder Laubholzarten (lebendiges Holz). Den Beſtand des Holzwuchſes theilt man in Ober- und Unterholz. Erſteres liefert ſtämmige Bäume, die eine beſtimmte Zahl Jahre heranwachſen müſſen, ehe man ſie abtreiben kann. Das Unterholz bedarf nur mehrere Jahre zum Wachsthum, und es kann geſchlagen, d. h. abgehauen werden. Es wird deßhalb auch Schlagholz genannt. Es liefert in der Regel Reiſig und Stangen und ſelten Scheitholz. Unterholz, in manchen Gegenden auch Buſchholz, heißt es deßhalb, weil es in Vergleich gegen das Oberholz, den man Hochwald nennt, niedrig iſt. Auf einem und demſelben Schlage findet man ſie oft untereinander gehalten. Iſt der Staat Eigenthümer des Forſtes, ſo heißt er Reichsforſt, Königsforſt ꝛc., und iſt in demſelben der gemeine Gebrauch des Holzes und der wilden Thiere und Vögel verboten, Bannforſt, gehegter Forſt, Gehege. Forſtaccidenzien ſind der zufällige Antheil an den Nutzungen der Forſte, der den obern und untern Forſtbeamten als Zulage zur Beſoldung angewieſen iſt. Forſtakademie oder Forſtſchule iſt eine Lehranſtalt, worin junge Leute in den zur richtigen Verwaltung der Forſte nothwendigen Kenntniſſen unterrichtet werden, dergleichen z. B. zu Dreißigacker und Tharand beſtehen. Forſtamt, die Stelle beim Forſtweſen; oder das Collegium oder Gericht, das in Forſtſachen in erſter Inſtanz entſcheidet; die Verſammlung der zum Forſtamt gehörenden Perſonen. Forſtbann, das Recht des Forſtherrn, in ſeinen Wäldern anzuordnen oder zu verbieten, was denſelben nützlich oder ſchädlich werden kann. Forſtbeſchreibung oder Forſtbuch iſt eine mit der geometriſch aufgenommenen Forſtkarte verbundene Urkunde, welche die Lage, Größe und Gränzen des Forſtes, Flüſſe, Bäche und Teiche, Blößen, Beſchaffenheit des Grundes und Bodens, Ortſchaften, einzelne Häuſer und techniſche Anſtalten im Forſte, Rechte und Leiſtungen des Forſtherrn, Eintheilung des Forſtes ꝛc. beſchreibt. Forſtcollegium iſt die mit dem landesherrlichen Finanzcollegium verbundene Verſammlung, die Alles beſorgt, und in letzter Inſtanz entſcheidet, was in Forſt- und Jagdſachen im ganzen Lande zu entſcheiden iſt. Forſtetat iſt die mit jedem Jahresſchluſſe zu machende allgemeine Ueberſicht des im ganzen Lande für's folgende Jahr zu erwartenden Holzertrags und der daraus entſtehenden Geldeinnahme. Forſtfrevel ſind die an den Hölzern, Sträuchern ꝛc. im Forſt begangenen Vergehungen, Holzdiebſtahl ꝛc. Forſtgedinge, das Recht, nach dem ein Forſtherr einer Privatperſon oder einer Gemeinde unentgeldlich oder gegen einen auf ewige Zeiten feſtgeſetzten Preis (Forſtgeld oder Forſtzins) die Holzbedürfniſſe jährlich aus ſeinen Forſten abgeben muß. Forſtordnung, eine Art ſtatutariſchen Geſetzes, durch welches die Regeln einer dem öffentlichen Wohl zuträglichen Forſtwirthſchaft vorgeſchrieben werden, welche die Forſteigenthümer und alle, die ſonſtige Waldnutzungen haben, in Ausübung ihrer Rechte zu befolgen verbunden ſind. Forſtpolizei, die Oberaufſicht der Forſtobrigkeit über die Wälder, zur möglich höchſten und nachhaltigen Benutzung, pfleglichen Erhaltung und Wiederanbauung der Wälder durch die Forſtbeamten. Forſt- oder Waldrecht iſt der Inbegriff aller in Anſehung der Forſten Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten. Forſtregal, Forſthoheit, der Inbegriff der in Anſehung der Forſten Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten, die aus der höchſten Gewalt im Staate fließen, daher das Recht, Forſt- und Jagdordnungen zu erlaſſen, Forſtbeamte zu ernennen, Forſtgerichte und Forſtämter zu errichten ꝛc. Forſt- oder Holzſchreibetage ſind die in den Forſtordnungen feſtgeſetzte Tage, an welchen jeder Holzbedürftige beim Forſtamte

Digitized by Google

anzeigt, wie viel und was für Holz er bedarf, um beim Abtreiben darnach die Einrichtungen zu machen. Forſtrügen, die Unterſuchung und Beſtrafung der Forſtfrevel. Zu den Forſtbeamten gehören die Oberforſt- oder Oberjägermeiſter, die Oberförſter (in manchen Staaten auch Forſtmeiſter, Waldvögte, und wenn ſie zugleich das Jagdweſen beſorgen, Jäger-, Wild-, Waldmeiſter, Hofjäger, Forſtinſpektoren, Forſtverwalter ꝛc. genannt), die Revierförſter (oft auch Forſt- oder Amtsjäger, Holzförſter, Forſt- oder Wildbereiter, reitender Förſter ꝛc. genannt), und die Förſter, Unterförſter, Forſtknechte, Forſtläufer, auch Waldaufſeher, Waldſchützen genannt. Der Forſt- oder Waldzoll muß von dem in's Land gebrachten oder außer Landes verfahrnen Holze und andern Forſterzeugniſſen, z. B. Harz, Pech, Ruß, Gerberlohrinde, Kohlen ꝛc. zu Waſſer und Lande an beſtimmten Orten entrichtet werden. (S. Forſtweſen.)

Forſtbotanik (in gewöhnlicher Bedeutung) iſt derjenige Theil der Gewächskunde, welcher uns in einer beſtimmten Ordnung alle diejenigen Gewächſe kennen lehrt, welche Holz enthalten. Sie iſt mit andern Worten die Naturgeſchichte der Holzgewächſe oder die Holzgewächskunde. Sie giebt uns Unterricht über Unterſchied, Entſtehung, Wachsthum, Fortpflanzung, Nutzen und Dauer der Holzgewächſe, über ihre Feinde, Krankheiten und über andere wiſſenswürdige Eigenſchaften, und dies geſchieht in einer beſtimmten Ordnung, weil ohne dieſelbe Verwirrung, Unordnung und unnütze Wiederholungen entſtehen würden, und Ordnung überhaupt das Kennzeichen einer regelmäßigen und wiſſenſchaftlichen Kenntniß iſt. Dieſe Gewächſe heißen ferner Holzgewächſe (Holzpflanzen, Holzarten), oder enthalten Holz — weil ſie oberirdiſch als einzelne und mehrfache, durch ihr Fasergewebe mehr oder weniger feſte und harte, mehrere Jahre dauernde Stämme erſcheinen, Zweige mit Knospen treiben, wiederholt Saamen tragen, und entweder Brennmaterial, oder auch zum Bauen, zu Werkzeugen, Geräthſchaften, oder zu allen dieſen Zwecken zugleich benutzt werden. Sie unterſcheiden ſich hierdurch von andern Gewächs- oder Pflanzarten, welche nur ein oder einige Jahre dauern, wenn ſie ihren Saamen abgeworfen haben, entweder ganz, oder bis auf die Wurzel abſterben, und keinen eigentlichen Holznutzen gewähren können. Die Holzgewächſe begreifen im Allgemeinen in ſich: Bäume, Sträucher und Stauden. Erſtere zeigen von der Wurzel aus nur einen einzigen holzigen, ſtarken, hohen, unten nackten, oben aber mit mehreren holzigen Aeſten und Zweigen, oder einer Krone verſehenen, viele Jahre dauernden Stamm, bei dem zweiten aber entſtehen gleich aus oder nahe über der Wurzel mehrere, niedrigere und dünnere holzige Stämme mit ihren Zweigen, und bei den letzten werden zwar die Stämme faſt auf gleiche Art, wie an den Sträuchern in mehrfacher Zahl, aus der Wurzel entwickelt, ſie ſind aber, wie ihre Zweige, dünn, haben einen ſchwachen Holzring, dauern nicht lange, und müſſen daher oft durch Triebe aus oder nahe über der Wurzel erneuert werden.

Forſter (Johann Reinhold), Profeſſor der Naturgeſchichte in Halle, geb. zu Dirſchau in Weſtpreußen den 22. Okt. 1729, ſtudirte zu Berlin und Halle Theologie, alte und neuere Sprachen und Geographie, und wurde 1753 reformirter Prediger zu Naſſenhuben bei Danzig, begab ſich aber nach 12 Jahren nach Rußland, um das Colonieweſen in Saratow zu unterſuchen, und erhielt von der Kaiſerin Catharina II. den Auftrag, mit andern Gelehrten ein Geſetzbuch für dieſe Coloniſten zu entwerfen. Da er aber in Petersburg nicht ſein Auskommen fand, ging er 1766 nach England, wurde noch in demſelben Jahre Profeſſor der Naturgeſchichte und der franzöſiſchen und deutſchen Sprache zu Warrington in Lancaſterſhire, legte aber im folgenden Jahre dieſe Stelle nieder, und lebte größtentheils von literäriſchen Arbeiten. In dieſer Zeit überſetzte er Kalm's Boſſu's Osbets Reiſen ins Engliſche, und

ſchrieb: An introduction to Mineralogy, Lond. 1768, 8.; Novae species insectorum Centur. I., ebd. 1771, 8. Flora Americae septentrionalis, ebd. 8. Da er hierdurch jedoch nur kümmerlich ſeinen Unterhalt gewann, ſo nahm er den Antrag der engliſchen Regierung an, den Capitän Cook auf ſeiner zweiten Reiſe (von 1772—75) zu begleiten, die ſein Sohn Georg unter dem Titel: Voyage round the World., Lond. 1777, 2 Bde. 4.; deutſch, Berlin 1779, 2 Bde. 4.; ebend. 1783, 3 Bde. 8. herausgab. Seine auf dieſer Reiſe gemachten Bemerkungen erſchienen unter dem Titel: Observations made during a Voyage round the World, Lond. 1778, 4.; deutſch, Berl. 1783, 8. Da er auch hier für ſeine vielen Aufopferungen nicht die Belohnung fand, die er mit Recht erwarten konnte, und ſeine Lage immer drückender wurde, ſo nahm er einen Ruf Königs Friedrich II. (1780) als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Halle an, lehrte, überſetzte mehrere Reiſen (Berl. 1790—98, 16 Bde.), und ſchrieb: Geſchichte der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden, Frankf. a. d. Od. 1784, 8. u. a. m. Er ſtarb den 9. Dez. 1798. — 2) Johann Georg Adam, gewöhnlich nur Georg, geb. zu Naſſenhuben den 26. Novemb. 1754, war des Vorigen Sohn, und begleitete denſelben nach Rußland, London und auf der Reiſe nach der Südſee. Der Landgraf von Heſſen ſtellte ihn am Collegium Carolinum zu Caſſel 1779 an, worauf er 1784 einem Ruf als Profeſſor der Naturgeſchichte zu Wilna folgte, und 1787 in ruſſiſche Dienſte trat, um einer Expedition nach Oſtindien beizuwohnen, die der Türkenkrieg vereitelte. Von 1788 bis 93 bekleidete er die Stelle eines Bibliothekars in Mainz, und nahm in der Nähe von Frankreich den größten Antheil an den Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution. Von den republikaniſch-geſinnten Mainzern nach Paris geſchickt, um die Vereinigung mit Frankreich zu bewirken, verlor er bei der Eroberung durch die Preußen faſt alle ſeine Habe. Er faßte darauf den Entſchluß, nach Indien zu gehen, ſtarb aber ſchon am 12. Jan. 1794, bitter getäuſcht in den Hoffnungen, die er in Abſicht auf die franzöſiſche Revolution gehabt hatte. Er überſetzte viel, vorzüglich Reiſen; klaſſiſch ſind: ſeine kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeſchichte und Philoſophie des Lebens, 6 Theile, und Anſichten vom Niederrhein, Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai, Juni 1790, 3 Theile. Auch überſetzte er die Sakontala des Kalidas.

Forſtvermeſſung, ein Zweig der Landmeßkunſt, lehrt einen Wald dergeſtalt ausmeſſen und verjüngt auf die ebene Fläche eines Papiers bringen, daß alle und jede forſtwirthſchaftliche Gegenſtände, als Schläge, Blößen, Anpflanzungen, Gränzbäume, Gränzſteine und Gränzhügel, ſo wie auch Terraingegenſtände, Höhen und Tiefen, Schluchten rc. darauf deutlich, und im richtigen Verhältniß zur Natur, erkannt werden können. Da bei erheblichen Forſtmeſſungen ein trigonometriſches Netz zum Grunde gelegt werden muß, und gemeiniglich die Aufnahme der einzelnen Figuren, nur aus dem Umfange geſchehen kann, ſo haben ſie oft mehr Schwierigkeit, als die Feldmeßkunſt. Der Meßtiſch und die Zollmann'ſche Scheibe ſind für die Detailarbeiten die beſten Inſtrumente. S. J. Pickel's prakt. Unterr. z. Ausmeſſ. u. Berechnung großer Wälder. J. L. Späth's Anleit. d. Mathematik und phyſikal. Chemie auf das Forſtweſen anzuwenden. Nürnberg 1797. §. 15 u. Cotta's Anweiſ. in Tabell. Dr. 1816.

Forſtweſen, Forſtwiſſenſchaft, richtiger Forſtkunde, der Inbegriff der ſtaatswirthſchaftlichen Kenntniß der Waldungen und Waldbäume und ihrer Behandlung. Ihre Hülfswiſſenſchaft ſind Naturgeſchichte, Phyſik, Chemie, Mathematik rc. Sie hat zwei Haupttheile. Die reine allgemeine Forſtwiſſenſchaft handelt 1) von der Anzucht, dem Klima und der Holzzucht,

Digitized by Google

2) von Erhaltung der Wälder, Forſtſchutz und Forſtrecht; 3) von der Benutzung, Forſttechnologie und Taxation der Hölzer. Die Forſtdirektionslehre begreift die Anweiſung zur lokalgemäßen Holzzucht, Erhaltung, Waldwirthſchaft und Forſtbenutzung, und die Lehre von der Forſtorganiſation: Forſtſchulen, Inſtruktionen, Rechnungswesen, Geſchäftsgang und Geſchäftsſtyl. S. Egerer's Forſtwiſſenſchaft auf die Natur der Wälder und Erfahrungen gegründet. Frkf. a. M. 1812 2 Th. Niemann's Inbegriff der Forſtwiſſenſchaft, 2 Bde. Altona 1816. Hartig's Lehrbuch für Förſter, 3 Th. 4te Aufl. Tübingen 1815. Heyer's Anleitung zur Holzzucht für Förſter, oder zur Hoch- und Niederwaldwirthſchaft m. K. Gießen 1816. Völkers Forſttechnologie. Weimar 1803. Reum's Forſtbotanik. Dresden 1814. Hartig's Anweiſung zur Taxation und Beſchreibung der Forſte. 2. Th. 3. Aufl. Gießen 1813, und König's Anleitung zur Holztaxation, Gotha 1813, und Cotta's Anweiſung zum Waldbau, Dr. 1816.

Fort, Feſte, Schanze, ein kleiner befeſtigter, umſchloſſener Ort, mit Wall und Graben umgeben, um irgend einen Punkt zu decken, den Uebergang über einen Fluß zu vertheidigen, einen weit entlegenen Poſten zu ſichern u. ſ. w. Die Schanzen erhalten, je nachdem der Boden es geſtattet oder fodert, mancherlei Geſtalt, meiſt jedoch eine vier- oder fünfeckige; bisweilen giebt man ihnen ſogar Bollwerke. Ein Fort unterſcheidet ſich von einer Burg oder Citadelle dadurch, daß letztere eine Stadt decken ſoll.

Fort (François le), geb. zu Genf 1652, war von ſeinen Eltern zur Handlung beſtimmt, entwich ihnen aber heimlich im 14. Jahre, wurde zu Marſeille Cadet, und begab ſich 1670 in holländiſche Dienſte. Beſonders zeichnete er ſich bei der Belagerung des Forts Grave aus. Im J. 1675 trat er in ruſſiſche Dienſte, und leiſtete Peter dem Großen mehrere wichtige Dienſte, z. B. beim Aufruhr der Strelitzen, ſo daß er die Gunſt dieſes Kaiſers im höchſten Grade beſaß. Er organiſirte das Kriegsweſen, legte den Grund zu der ruſſiſchen Marine, und ſtand an der Spitze der Geſandtſchaft, die Peter verkleidet 1697 in's Ausland unternahm. Er ſtarb zu früh für Rußland an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen 1699.

Forte, ſtark. Dieſes Wort bezeichnet in den Notenſtimmen, daß nach einer ſchwächeren Stelle nun wieder mit feſt und kräftigem Tone geſpielt werden ſoll. Gewöhnlich wird das Wort in f. oder for. abgekürzt. — Fortissime, am ſtärkſten, wird gewöhnlich in fortiss. oder ff. abgekürzt, und bedeutet, daß da, wo es in den Notenſtimmen ſteht, der höchſte Grad der Stärke des Tones angewandt werden ſoll.

Forteguerra (Scipio), einer der ausgezeichnetſten italieniſchen Helleniſten ſeiner Zeit, bekannter unter dem Namen Karteromachus, ſtammte aus einem anſehnlichen Geſchlechte zu Piſtoja, und wurde 1467 geboren. In ſeiner Vaterſtadt erhielt er den erſten Unterricht, ging erſt nach Rom und dann nach Florenz, wo er ſich unter Politians Leitung jene ſchöne Kenntniß des Griechiſchen erwarb, welche ſeinen Ruf gründete; von Florenz ging er nach Padua, und 1500 wurde er von dem Senat zu Venedig eingeladen, daſelbſt die griechiſche Sprache zu lehren. Er ſtand damals wegen ſeiner Kenntniſſe in dieſem Fache in ſolchem Rufe, daß ſelbſt geborne Griechen ſeine Ueberlegenheit anerkannten. Als Julius II. den päpſtlichen Thron beſtieg, wurde Scipio von ihm nach Rom berufen, um hier Lehrer und Geſellſchafter ſeines Neffen, des Cardinals Galeotto della Rovere, zu ſeyn. Zu Bologna lernte ihn der berühmte Erasmus kennen, der ihn als einen Mann von tiefer und gründlicher Gelehrſamkeit, aber zugleich von ſo großer Beſcheidenheit ſchildert, daß, ohne ſich mit ihm förmlich einzulaſſen, man nie in ihm ſo große Kenntniſſe vermuthen würde. Die damals angeknüpfte Bekanntſchaft dieſer beiden ausgezeichneten Gelehrten verwandelte ſich nachher in Rom in vertraute Freund-

Digitized by Google

ſchaft. Er ſtarb 1513 zu Piſtoja. Bei ſeinem Tode verdankte Forteguerra den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit mehr den rühmlichen Zeugniſſen ſeiner Freunde und Zeitgenoſſen, als ſeinen eigenen Schriften, deren viele nach ſeinem Ableben zerſtreut und von Andern, in deren Hände ſie fielen, für die ihrigen ausgegeben wurden. Unter den wenigen, die auf uns gekommen, findet ſich von ihm eine vor einer zahlreichen und vornehmen Geſellſchaft im J. 1504 zu Venedig gehaltene Lobrede auf die griechiſche Literatur, die in demſelben Jahre von Aldus gedruckt worden iſt; außerdem einige griechiſche und lateiniſche Sinngedichte, und einige kleine italieniſche Stücke, die in den damaligen Zeitſchriften enthalten ſind. „Man kann mit Wahrheit behaupten,“ ſagte Valerian, „daß nichts vor ſeiner Zeit geſchrieben worden iſt, was er nicht geleſen hätte; und daß er nichts geleſen hat, was er nicht Andern nützlich zu machen wußte.“

Fortepiano, ſ. Pianoforte.

Fortifikation, Befeſtigungskunſt, lehrt einen Ort dergeſtalt mit Hinderniſſen aller Art umgeben, daß eine kleine Anzahl Krieger denſelben gegen eine weit überlegene Anzahl vertheidigen kann. Dieſe Hinderniſſe ſind vorzüglich der Wall und der Graben. Man theilt die Befeſtigungskunſt ein: in die beſtändige oder bleibende (royale), wo man Feſtungen auf eine Dauer von Jahrhunderten bauet, und in die vorübergehende (passagère), wo nur Feldſchanzen für einen Feldzug angelegt werden. Die Befeſtigung der Alten beſtand erſt in bloßen Verzäunungen und Verpalliſadirungen, dann kam der Wall, dann der Graben hinzu. Späterhin wurden aus den Wällen ſehr breite, dicke, ſteinerne Mauern mit Bruſtwehren, hinter welchen gedeckt, man die Belagerer mit Bogen, Pfeilen und Schleudern empfangen konnte. Die neuere Befeſtigungskunſt gewann vorzüglich durch die Erfindung der Seitenvertheidigung aus Bollwerken, der Anlegung der Außenwerke. Sie führt ſo haltbare Wälle auf, daß ſie nur durch anhaltendes Feuern aus den ſchweren Geſchützbatterien der Belagerer niedergeſtürzt werden können. Reguläre Befeſtigung nennt man diejenige, deren Hauptlinien und Winkel einander alle gleich ſind. Die irreguläre Befeſtigungskunſt richtet beſtimmt die Geſtalt der Linien und Winkel nach dem Boden, nach Umſtänden und beſondern Zwecken. Hauptgrundſätze der Befeſtigungskunſt ſind: 1) Jeder Theil der Werke muß von dem andern geſehen und vertheidigt werden können, damit ſich der Feind nirgends ungeſtraft nähern kann; 2) eine Feſtung muß die ganze umliegende Gegend beherrſchen oder überſehen (dominiren), aber von keinem Punkte außerhalb eingeſehen werden können; 3) die am weiteſten vom Mittelpunkte gelegenen Werke müſſen nach den näher liegenden offen ſeyn; 4) keine Vertheidigungslinie darf länger ſeyn, als ein Musketenſchuß, alſo ungefähr 120 Ellen; 5) je ſpitziger der Winkel am Mittelpunkte iſt, deſto feſter iſt der Platz; 6) in großen Feſtungen ſind trockne Gräben den naſſen vorzuziehen, weil Ausfälle, Rückzüge, Unterſtützungen häufig nöthig ſind; in kleinen Feſtungen iſt es umgekehrt der Fall. Die verſchiedenen Theile einer Feſtung ſind im Artikel **Feſtung** ſo wie in eigenen Artikeln beſchrieben. — Man unterſcheidet in neuern Zeiten die italieniſche, holländiſche und franzöſiſche Befeſtigungsart. Unter den Feſtungsbaumeiſtern, deren Ideen am öfterſten in Betracht gezogen worden ſind, zeichnen ſich Rimpler, Spekel, Pagan, Leblond, Coehorn, Vauban, Scheiter und Cormontaigne aus. Vergl. Scharnhorſt's Lehrb. der Befeſtigungsk. Die Feldfortifik. Halle 1804. Carnot's Lehrbuch der Befeſtigungsk., überſ. v. Aſter (Défense des places fortes. 8. vol. 12 av. fig.) Daſ. von C. v. L. mit ein. Anhang aus Montalembert, Böhm, Bousmard u. A. Dresden 1811. Sea: Mémoires sur la fortificat. permanente, av. fig., u. v. Hoyer's allgem. Wörterb. d. Kriegsbaukunſt. 2 B. Berlin.

Digitized by Google

Fortinguerra (Nicolo), Dichter und Canonikus zu Neapel, geb. zu Piſtoja 1674, ſtarb 1735. Es gereicht ihm zum vorzüglichen Ruhme, die verwandten Manieren Arioſt's, Berni's und Taſſoni's durch die glücklichſte Nachahmung in einer einzigen Manier voll Witz, Verſtand und praktiſchem Sinn muſterhaft wiederholt zu haben. Fortinguerra's Talente drängten ſich ſo wenig vor, daß es ihm, als er ſchon längſt ein gebildeter Mann war, noch immer nicht einfiel, mit Arioſt zu wetteifern. Er lebte in literariſcher Muße, um eigne Autorſchaft unbekümmert. Oft unterhielt er ſich, wie er ſelbſt erzählt, mit ſeinen Freunden über die Dichter ſeiner Nation. Eines Abends, als von Arioſt mit enthuſiaſtiſcher Bewunderung geſprochen wurde, ſtimmte Fortinguerra gern mit ein. Aber ſo ganz unnachahmlich, wie ſeine Freunde meinten, ſey denn doch, behauptete er, Arioſt immer noch nicht. Im fröhlichen Gefühle ſeiner Kraft machte er ſich verbindlich, einen epiſchen Geſang in Arioſt's Manier, der wenigſtens unterhaltend für ſeine Freunde ſeyn ſollte, noch in derſelben Nacht zu Stande zu bringen. Ob er nicht längſt, wenn auch nur in halbem Scherze, an ein ſolches Unternehmen gedacht hatte, ſagt er nicht. Wahrſcheinlich lag ſchon der Plan zu einem ſolchen Gedichte wenigſtens zum Theil in ſeinem Kopfe fertig. Er hielt Wort. Der erſte Geſang ſeines Richardett's (Ricciardetto) wurde in derſelben Nacht angefangen und geendigt. Er las ihn ſeinen Freunden vor. Ihr lauter Beifall war ihm Belohnung genug. Auf ihr beſtändiges Verlangen ſetzte er in guten Stunden das angefangene Werk fort. So wuchs es zu einem Gedichte von dreißig Geſängen an. Der Ruhm dieſes Gedichts verbreitete ſich bald. Aber unter keiner Bedingung wollte Fortinguerra erlauben, daß es vor ſeinem Tode gedruckt würde. Er ließ den Verfaſſer Carteromaco (nach der griechiſchen Ueberſetzung des Namens Fortinguerra) heißen; und dieſen Namen behielt er auf dem Titel ſeines Werkes auch nach ſeinem Tode. Die einzige Urſache, warum Fortinguerra ſo zurückhaltend mit ſeinem Werke that, war wohl ſeine Beſcheidenheit nicht. Er zog den Frieden, in dem er lebte, den Verdrießlichkeiten vor, auf die er gefaßt ſeyn mußte, ſobald er mit der Geiſtlichkeit in öffentliche Fehde trat. Denn der Spott über die Entweihung des Chriſtenthums durch den verdorbenen Clerus iſt das kräftigſte Salz ſeines Richardett oder Ricciardetto. Den Namen gab er dieſem Gedichte nach einem neuen Paladin Carls des Großen. Die Erfindung ſcheint größtentheils von ihm ſelbſt zu ſeyn, wenn er gleich, wie Arioſt den falſchen Turpin, einen Meiſter Garbolin ſeinen glaubwürdigen Gewährsmann nennt. An ſymmetriſcher Einheit des Plans war ihm auch eben ſo wenig, als ſeinem poetiſchen Lehrer Arioſt, gelegen. Mit der wirklichen Geſchichte, ſo weit ſie ſeinen Plan berührte, ſpielte er ſo übermüthig, daß er ſeinen Richardett nach dem Tode Carls des Großen den Kaiſerthron beſteigen läßt. Situationen zu malen, war ihm die Hauptſache. Die Fäden der Erzählung reißt er nach Luſt und Laune ab, und knüpft ſie eben ſo willkührlich wieder an. Die ganze Compoſition iſt Nachahmung der arioſtiſchen. Auch der Ausführung liegt Arioſt's Manier in den meiſten Zügen unverkennbar zum Grunde. Aber die Farbe des Komiſchen trug er viel ſtärker auf. Dadurch näherte er ſich der Schule Berni's und Taſſoni's, und übertraf ſie. So voll ſatyriſcher Feinheit und Kraft, als der Richardett, iſt weder Berni's verliebter Roland, noch Taſſoni's Eimerraub; und dieſe Satyre hat um ſo mehr Werth, weil ſie beſtimmt und allgemein iſt. Eine Ausgabe des Ricciardetto erſchien zu London 1767.

Fortuna (das Glück), bei den Griechen Tyche genannt, diejenige Göttin, welche den Menſchen die eiteln Güter der Welt verleiht, ſie nach launiger Willkühr ihnen wieder entreißt, und Andern zuwendet. Von ihr ſingt Dante:

Digitized by Google

Abwechſelnd läſſet ſie die eitlen Güter
Von Stamm auf Stamm, von Volk zu Volke gehn,
Jenſeits der Willkühr menſchlicher Gemüther.

Heſiod nennt ſie eine Tochter des Oceanus, Pindar eine Schweſter der Schickſalsgöttinnen. Ihr waren unter verſchiedenen Beinamen und Geſtalten ſehr viele Tempel, ſowohl in Griechenland, als in Italien geweiht. In Korinth, Elis und Smyrna wurde ſie vorzüglich verehrt.. In Rom hatte ſie ſehr viele Altäre; das böſe Glück hatte daſelbſt noch einen beſondern Altar. In dem berühmten Tempel zu Antium ſtanden zwei Bildſäulen der Fortuna, die das gute und böſe Glück zugleich vorſtellen ſollten. In Athen war die gute Glückgöttin ohne Flügel abgebildet, damit ſie ſich als Schutzgöttin der Stadt beſtändig dort aufhalten möge. Die Fortuna, die in Rom ſich befand, war ebenfalls ungeflügelt. Denn nachdem ſie die ganze Erde durchflogen hatte, und ſich nirgend aufgehalten, ließ ſie ſich, wie die römiſche Sage ſpricht, auf den palatiniſchen Berg nieder, legte ihre Flügel ab, und wählte Rom zum beſtändigen Wohnorte. — Die bildenden Künſte ſtellten ſie ſehr mannichfaltig vor. Gewöhnlich iſt ſie geflügelt, tritt mit dem Fuße auf eine Kugel, und trägt ein Füllhorn im Arme. Man findet ſie auch mit einem doppelten Steuerruder dargeſtellt; mit dem einen lenkte ſie das Fahrzeug des guten Geſchickes, mit dem andern den des böſen. Oft erſcheint ſie auch mit einer Binde um den Augen, mit einer Deichſel oder einem Rade, beſonders in den Darſtellungen aus ſpätern Zeiten.

Forum hieß bei den Römern jeder offene und freie Platz, wo auf dem Lande und in den Städten Gericht gehalten wurde. In Rom bediente man ſich ihrer zugleich zum Luſtwandeln. Mit der immer mehr wachſenden Bevölkerung Roms wählte man beſondere Plätze zu Märkten, und beſonders, um daſelbſt Gericht zu halten. Man zählte ſiebzehn zu Rom. Das Forum Romanum, jener Mittelpunkt der ehemaligen Weltbeherrſcherin, wo das römiſche Volk ſeine Verſammlungen, und Cicero ſeine unſterblichen Reden hielt, hieß ſeiner Größe und ſeines Alterthums wegen das forum magnum. Es wurde ſüdlich von dem palatiniſchen und nordweſtlich von dem kapitoliniſchen Berge begränzt. Schon Romulus beſtimmte dieſen Platz zu den Zuſammenkünften des Volks. Tarquinius Priscus ließ verdeckte Gänge um ihn herum anlegen, damit man ſich daſelbſt gegen die Witterung ſchützen könnte. An denſelben waren ſtufenförmige Erhöhungen, von welchen man vor Einrichtung der Theater und Amphitheater die Schauſpiele, die auf dem Markte angeſtellt wurden, anſah. Die Säulen dieſer Gänge waren von tiburtiniſchem Stein, weil man vor 661 n. R. E. keinen Marmor in Rom kannte. Sie gingen zwar rund herum, aber doch waren ſie von verſchiedenen Gebäuden unterbrochen. Kaufleute, Goldſchmiede und andere Künſtler hatten ihre Buden in derſelben. Bei dunkeln Abenden wurde der Marktplatz erleuchtet, um den Schauſpielen auch des Abends beiwohnen zu können. Er war mit einer ſo ungeheuren Menge Statuen, die aus Griechenland hergebracht worden waren, geziert, daß man einen großen Theil wieder wegbringen mußte. Beſonders prächtig waren die vergoldeten Statuen der 12 obern Götter. Jetzt heißt dieſer ganze, ehemals ſo prächtige Platz Campo Vaccino (Ochſenmarkt), und iſt faſt ganz wüſte, aber mit unzähligen Ruinen beſäet. Bei uns heißt Forum der Gerichtsſtand, Gerichtshof, d. i. diejenige moraliſche Perſon (ein ganzes Collegium kann ſie repräſentiren), die Macht und Befugniß hat, über Handlungen rechtskräftig zu urtheilen, d. h. ihren Werth oder Unwerth nach dem Geſetze zu beſtimmen, und damit die demſelben angemeſſenen Folgen zu verbinden. Als ein ſolches Forum denken wir uns 1) den äußern Gerichtshof weltlicher Richter, der bloß Legalität, Uebereinſtimmung der

Handlung, oder Geſinnung, mit einem gegebenen Geſetze, oder Nichtübereinſtimmung derſelben; nicht aber den innern moraliſchen Werth derſelben beurtheilen kann und darf; 2) den innern in uns ſelbſt befindlichen Gerichtshof, a) der reinen Vernunft, die das Geſetz giebt, und mit ihrem Urtheile die Folgen verbindet, deren der Beobachter und Uebertreter deſſelben würdig iſt; b) des Gewiſſens, welches von dem allgemeinen Geſetze der reinen Vernunft, die Anwendung auf einzelne Fälle zu machen gebietet; alſo mit der reinen Vernunft zwar einerlei Maasſtab hat, aber doch mit demſelben oft unſicher mißt, weil zur richtigen Meſſung, d. i. Beurtheilung der Moralität einer Handlung in einzelnen Fällen, eine vollſtändige Kenntniß der Gegenſtände der Handlungen und Perſonen erfodert wird, die nicht leicht bei irgend einem Menſchen zu erwarten ſteht. Das Gewiſſen kann daher über eine Sache ſehr laut entſcheiden, und falſch entſcheiden, weil das Urtheil, worauf es ſeine Entſcheidung gründet, unrichtig iſt

Foſſilien, lat. Fossilia, alle aus der Erde gegrabene Stoffe; es giebt Erden, Steine, Salze, Berg= und Erdöle, Harze und Metalle, welche ſich in Halb= u. edele Metalle theilen; ſie kommen theils roh, theils zu Arzneien, Farben u. a. verarbeitet von Bergwerken, beſonders von dem Foſſilienwerk zu Schwarzenberg im Erzgebirge. Vergl. Mineralien.

Fothergill (John), engliſcher Arzt, von niedrer Herkunft, geb. 1712 zu Carrend in der Grafſchaft York, von den Quäkern zu Richmond erzogen, und in der Folge ſelbſt Anhänger dieſer Sekte, ſtudirte die Medizin zu Edinburgh, empfing daſelbſt 1737 die Würde eines Doktors, ließ ſich nach mehreren Reiſen in's Ausland in London nieder, und erwarb ſich hier durch ſeine Wohlthätigkeit einen ruhmvollen Namen. Als im J. 1746 die Stadt London von der häutigen Bräune heimgeſucht wurde, bediente er ſich einer neuen Heilart, indem er durch Anwendung von Brechmittel und Mineralſäuren faſt alle Kranken rettete. Seine über den Karakter und die Behandlungsweiſe der Brandbräune geſchriebene und im Jahre 1748 im Druck erſchienene Schrift ging in mehrere Sprachen Europa's über. Seine ausgezeichnete Liebe zur Kräuterkunde bewies er durch Ankauf (1762) eines bedeutenden Stück Landes zu Upton, welches er in einen blühenden Garten, mit herrlichen Gewächſen beſäet, umwandelte. Die Zeichnungen, welche er von den Pflanzen ſeines botaniſchen Gartens von geübter Künſtlerhand entwerfen ließ, wurden in der Folge die Zierde des kaiſerlichen Kabinets in Petersburg. Eine auf ſeine eigene Koſten errichtete Erziehungs=Anſtalt für hülfloſe Quäkerkinder machte dieſer Sekte ſein Andenken unvergeßlich. Sein zoologiſches und mineraliſches Kabinet machte allen andern in England den Vorzug ſtreitig. Nach ſeinem im Jahre 1780 erfolgten Tode erſchien eine Sammlung ſeiner Werke mit einer beigefügten Lebensbeſchreibung (1781) in London, welche in die deutſche Sprache übertragen wurde.

Fouché (Joſeph), Herzog von Otranto, geboren zu Nantes den 29. Mai 1753, trat kurz vor dem Ausbruch der Revolution in die Congregation des Oratoriums, legte aber dieſes Gewand zu Anfang derſelben nieder, verheirathete ſich, und nährte ſich als Sachwalter. Im Sept. 1792 zum Mitglied der Nationalverſammlung erwählt, knüpfte er mit Robespierre die ſchon früher beſtandene Freundſchaft von Neuem an, obwohl ihr verſchiedener Karakter und ihre entgegengeſetzten politiſchen Meinungen ſie bald wieder entzweiten. Fouché ſtimmte für den Tod Ludwigs XVI., und gehörte wahrſcheinlich zur Partei Dantons, und als ſolcher huldigte er demagogiſchen Grundſätzen und dem Atheismus. Im Nov. 1793 wurde er mit Collot d'Herbois nach Lyon geſandt, und hatte, obwohl er nur eine untergeordnete Rolle ſpielte, Theil an den Schreckenſcenen, welche dieſe unglückliche Stadt trafen. Zu ſeiner Entſchul=

Digitized by Google

digung dient, daß der wüthende Collot gewiß von ſeiner Seite keine Einwendungen ertragen haben würde, dieſer ihn außerdem bei Robespierre anklagte, was gewiß ſeinen Sturz zur Folge gehabt haben würde, wenn nicht Robespierre's Tod ihn befreit hätte. Dennoch entging er auch nachher nicht der Anklage, welche die Einwohner von Gannat, die Behörden im Nièvre Departement und mehrere beißende Flugſchriften, wie die Anklage der Bretagner; der Racheruf der Lyoner; der enthüllte Fouché ꝛc. gegen ihn richteten; allein die politiſche Amneſtie des 4. Brumaire, Jahr 4 (d. 26. Okt. 1795) gab ihm die Freiheit zurück, und verſchaffte ihm vom Direktorium eine Miſſion an die ſpaniſche Gränze. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte im Thale von Montmorency, wurde er 1798 franz. Abgeſandter bei der cisalpiniſchen Republik, dann 1799 in Holland und noch in demſelben Jahre Polizeiminiſter, welche Stelle er unter Buonaparte behielt, und hier Grundſätze verfolgte, die er früher ſelbſt vertheidigt hatte. Durch beſoldete Kundſchafter, Beſtechung und Verführung gelang es ihm, den Briefwechſel einiger königlichen Agenten an's Licht zu ziehen; die Vereitelung der Verſchwörung Arena's, Cerracchi's und Topino-Lebrun's, ſo wie die Entdeckung der Urheber der Höllenmaſchine, war ſein Werk. Die mit Lucian geſpannte Partei Beauharnais und Joſephine trat auf ſeine Seite. Da Buonaparte nach dem Frieden von Amiens ſeine Macht geſichert glaubte, zog er dieſe den Franzoſen ſo verhaßte Stelle ein, doch nur auf kurze Zeit, denn ſchon nach 2 Jahren (1804) wurde ſie wieder hergeſtellt, und Fouché von Neuem damit bekleidet, der ſie nun bis 1810 verwaltete, wo er in Ungnade fiel. Fouché zog ſich auf ſein Landgut Ferrière, 6 Stunden von Paris, zurück, von wo er ſich nach Aix einige Zeit begab, bis ihn 1813 Napoleon als General-Gouverneur nach Illyrien ſandte. Als die Oeſterreicher ſich Laibach näherten, wo er ſich aufhielt, begab er ſich nach Neapel, und von da nach Lyon, wo er die Abſetzung des Kaiſers erfuhr, dem er rieth, ſich von Elba nach Amerika zu begeben. Während der 100 Tage ward er Miniſter, benahm ſich mit Umſicht, und wurde von Ludwig XVIII. zum Polizeiminiſter ernannt, und 1815 als franzöſiſcher Geſandter nach Dresden geſchickt. Das Geſetz vom 16. Januar 1816 beraubte ihn indeß dieſer Stelle, und verbot ihm die Rückkehr nach Frankreich. Gezwungen, ſich in den öſterreichiſchen Staat zurückzuziehen, lebte er zuerſt in Linz und dann in Trieſt, wo er den 25. Dez. 1821 ſtarb. Im Auguſt 1815 nahm er in dem Fräulein von Caſtellane, einer Anverwandtin Talleyrands, ſeine zweite Gemahlin. Als Gatte und Vater verdiente er Achtung. Sein Körperbau war von mittlerer Größe, etwas hager, dabei aber von dauerhafter Geſundheit und ſtarkem Nervenbau. In ſeiner ganzen Haltung ſchlicht und einfach, verrieth ſein Aeußeres Energie und Scharfblick. Der Ton ſeiner Rede, welcher etwas hohl und heiſer klang, war raſch, beſtimmt und lebhaft. Vergl. d. Mem. des Herz. v. Otranto. Darmſtadt 1825.

Foulis (Robert und Andreas), gelehrte und berühmte Buchdrucker zu Glasgow in der Mitte des 18ten Jahrh., erwarben ſich durch ihre Ausgaben klaſſiſcher Autoren großes Verdienſt. Die Ausgaben von Demetrius Phalerius (1743); Horaz (1744, 12); Homer (1756—58, 4 Bde. Fol.); Thukydides (mit lateiniſcher Ueberſetzung, 1761, 9 Bde. 8.); Xenophon (mit Ueberſetzung, 1762—67, 12 Bde. 8.); Cicero (1794, 20 Bde. 12.); das neue Teſtament (griechiſch, 1750, 8.) ſind ruhmvolle Denkmäler ihres Namens. Gewöhnlich wurden die Probebogen dieſer Autoren öffentlich ausgehangen, und einen Preis für denjenigen beſtimmt, welcher einen Druckfehler darin finden würde. Da ihre koſtſpieligen Unternehmungen keine Unterſtützung fanden, ſtürzten ſie in Armuth. Nach dem Tode des Andreas Foulis (1774), ſah ſich Robert in die Nothwendigkeit verſetzt, ſeine Kunſtſammlung in London um einen geringen Preis zu verkaufen. Sein Tod fällt ins Jahr 1776.

Digitized by Google

Fouque (Heinrich Auguſt, Freiherr de la Motte), königlich preußiſcher General der Infanterie, wurde im Jahr 1698 im Haag geboren, und kam ſchon in ſeinem achten Jahre als Page zu dem Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau. Als der Fürſt im Begriff war, die preußiſche Armee nach Stralſund gegen Carl XII. von Schweden zu führen, ſo wollte man den jungen Fouque bei der Fürſtin zurück laſſen. Das war aber nicht nach dem Sinne des Jünglings, der vor Begierde brannte, mit zu Felde zu ziehen. Weil er keine Erlaubniß dazu erhalten konnte, ſo entfloh er heimlich, und ließ ſich in Halle unter dem Regiment des Fürſten anwerben. Dieſer Schritt konnte Leopolden nicht mißfallen, weil er einen tapfern, militäriſchen Geiſt verrieth. Dennoch war Fouque genöthigt, als Gemeiner auszumarſchiren, und nicht eher, als nach geendigter Expedition auf der Inſel Rügen, ward er zum Fähndrich ernannt, 1719 zum Lieutenant, 1723 zum Hauptmann, und 1729 erhielt er eine Compagnie. Der alte Fürſt von Deſſau war der erſte, der ihm in der Kriegskunſt Unterricht gab; und er war bald ein glücklicher Nachahmer dieſes großen Lehrers. Friedrich Wilhelm I. gab ihm den Orden pour la Generosité, und der Kronprinz Friedrich nahm den Capitän Fouque unter die Zahl ſeiner erleſenen Freunde auf. Er heirathete Eliſabeth von Maſſan, und war der älteſte Hauptmann unter dem Regiment Anhalt. So günſtig ſeine Ausſichten waren, ſo nahm er doch im Jahre 1739, da er ſich mit ſeinem Chef entzweiet hatte, den Abſchied, und trat als Oberſtlieutenant in däniſche Dienſte. Kaum aber hatte Friedrich II. den Thron beſtiegen, ſo rief er ſeinen Fouque, den er nur ungerne von ſich gelaſſen hatte, wieder zu ſich, und machte ihn zum Oberſten und Commandeur bei einem neu errichteten Regimente. In dieſer Qualität rückte er mit des Königs Heer in Schleſien ein, und 1742 wurde er Commandant der neu eroberten Feſtung Glatz, wo er, bei übelgeſinnten Landleuten und Einwohnern und bei vielen andern Hinderniſſen, nur durch Wachſamkeit und Schärfe, Unglück und Schande verhüten konnte. Im Jahr 1743 ward er Generalmajor, und im folgenden Jahr erhielt er ein Regiment, blieb aber während des ganzen zweiten ſchleſiſchen Krieges Commandant in Glatz; 1751 ernannte ihn der König zum Generallieutenant, und noch in eben dem Jahre erhob er ihn zum Ritter des ſchwarzen Adlerordens. Im ſiebenjährigen Kriege beförderte Fouque die großen Abſichten ſeines erhabenen Monarchen mit Klugheit und Tapferkeit. Er war Schleſiens Beſchützer; als Meiſter in der Kriegskunſt vertheidigte er es. In der blutigen Schlacht vor Prag am 6ten May 1757, die dem tapfern Schwerin das Leben koſtete, wurde Fouque, der an die Stelle dieſes Helden trat, gefährlich verwundet. Eine Falkonetkugel zerſchmetterte ihm das Degengefäß in der Hand, gleichwohl räumte er das Schlachtfeld nicht, ließ ſich den Degen an die verwundete Hand anbinden, und ſtellte ſich an die Spitze des linken Flügels der noch ſtreitenden Armee, that einen neuen Angriff, und trug den Sieg davon. Am 14ten Jul. 1758 wurde Fouque in den Laufgräben vor Ollmütz von einer zwölfpfündigen Kanonenkugel getroffen, die, ſchon ziemlich ſchwach, ihn nur wenig verletzte. Größer war die Gefahr, in welche er in dem Treffen bei Landshut am 24ſten Jul. 1760 gerieth. Sein Pferd ward ihm unter dem Leibe erſchoſſen. So wie er fiel, brachen die Oeſterreicher in das Quarre, wo er unter dem Pferde lag. Die Löwenſteiniſchen Dragoner hieben Alles nieder, was ihn umgab. Fouque hatte ſchon drei Wunden, und wurde von dem Oberſten des Löwenſteiniſchen Regiments von Voith gefangen, und nach Brück an der Leitha geführt. Bei der nach dem Treffen erfolgten Uebergabe von Glatz verlor er ſein ganzes Vermögen, und, ſo lange der Krieg währte, wollten ihn die Oeſterreicher nicht auswechſeln, welches ihm allerdings zur Ehre gereicht. Nach dem Frieden am 7ten April 1763 kam Fouque endlich wieder zur preußiſchen Ar-

Digitized by Google

me, lebte zu Brandenburg bei ſeinem Regiment, genoß der beſtändigen Freundſchaft des Königs, der ihn oft zu ſich nach Potsdam kommen ließ, und ihn auch nachher, da er ſich aller Thätigkeit entziehen mußte, noch immer bei ſeinen Durchreiſen beſuchte, und ihn nicht nur immer mit Wohlthaten, ſondern auch mit recht ausgeſuchten kleinen Gefälligkeiten überhäufte. Dies iſt um ſo rühmlicher von Seiten des Königs, da er und Fouque außerdem von gar nicht übereinſtimmender Denkungsart waren. Denn Fouque war von ſehr religiöſen Geſinnungen beſeelt, über die der König ſich ſonſt ſehr luſtig zu machen pflegte; aber gewiß nie gegen dieſen ſeinen treuen Diener und alten ganz ergebenen Verehrer. Das letzte Mal beſuchte Friedrich denſelben 1773, und mit vieler Rührung verließ er ihn. Am 28ſten April 1774 ward Fouque merklich ſchwächer, und ſah ſich genöthigt, das Bette zu hüten. Am folgenden Tage verlangte er das heilige Abendmahl, nahm auch von ſeiner Familie und Abweſenden Abſchied. Den 2. Mai verſchied er im 77ſten Jahre ſeines heldenmüthigen, ruhmvollen Lebens. Seinen Briefwechſel mit Friederich II. findet man in des Letztern Werken und in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des königlichen preuß. Generals, Freiherrn de la Motte Fouque (von Büttner Fouque's Privatſekretär), Berlin 1788, 2 Bände.

Fouquier-Tinville (Antoine Quentin), geb. zu Herouelles bei St. Quentin, war vor der Revolution Procureur au châtelet, und zeigte ſich ſchon da von einer ſchlechten Seite; denn ſeine Verſchwendung nöthigte ihn, eine Stelle zu verkaufen. Beim Ausbruch der Revolution zog er als Geſchworener bei dem Revolutionstribunal die Aufmerkſamkeit Robespierre's auf ſich, und erhielt durch dieſen das Amt eines öffentlichen Anklägers. Sein Blutdurſt überſtieg alle Gränzen, und ſchien mit der Zahl der Opfer zuzunehmen. Dennoch entging er der Guillotine nicht, und ſein Haupt fiel den 7. Mai 1795 in einem Alter von 48 Jahren.

Fourcroy (Antoine François de), ein berühmter Chemiker, geboren zu Paris den 15. Juni 1755, wo ſein Vater Apotheker war, hatte mit dem 14. Jahre ſeine Studien beendigt, und wäre faſt durch die Vorliebe zur Muſik und Dichtkunſt bewogen worden, die Bühne zu betreten. Jedoch die ungünſtige Aufnahme die einer ſeiner Freunde auf dem Theater fand, ſchreckte ihn davon ab, und der Rath von Vicq-d'Azir, der bei ſeinem Vater wohnte, beſtimmte ihn, ſich den mediciniſchen Wiſſenſchaften und der Chemie zu widmen. Nach 2 Jahren, 1776, gab er eine Ueberſetzung von Ramazzini's Werk über die Krankheiten der Künſtler mit Noten bereichert heraus, wurde 1780 Doktor und Präſes der Fakultät, ungeachtet viele Mitglieder der Fakultät ſich gegen ihn erklärten. Vorleſungen über die Chemie vermehrten ſeinen Ruf, und ſeine Darſtellungsgabe und Gelehrſamkeit zog eine große Menge Zuhörer herbei. Nach dem Tode Macquers erhielt er durch Buffon die Stelle eines Lehrers der Chemie in dem königl. botaniſchen Garten, wurde im folgenden Jahre Mitglied der Akademie, und arbeitete fortwährend, der Chemie eine neue Geſtalt zu geben. Beim Ausbruch der franz. Revolution wurde er Wahlherr von Paris, und 1793 Mitglied des Nationalconvents. Als ſolcher ſetzte er ein Geſetz durch die Gleichförmigkeit des Maaßes und Gewichtes betreffend, wurde aber von den Jakobinern wegen ſeiner gemäßigten Geſinnungen angeklagt, und entging nur mit Mühe der Verurtheilung. Dennoch brauchten ihn die damaligen Machthaber bei mehrern Gelegenheiten; nach dem 19. Thermidor wurde er Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, organiſirte als ſolcher die Centralſchule für öffentliche Arbeiten, woraus nachher die polytechniſche Schule entſtand, gründete die 3 Specialſchulen der Medicin, zu Paris, Montpellier und Straßburg, und wirkte bei der Einrichtung der Normalſchulen mit. Seiner Thätigkeit verdankt Frankreich die Einrichtung von 12 Schulen für die Rechtswiſſenſchaften, von 30 Lyceen und von 300 Schulen in kleinern

Städten. Nach dem 13. Vendemiaire trat er in den Rath der Alten, nahm aber nach 2 Jahren die Stelle eines Profeſſors wieder an, und ſchrieb ſein Système des connaissances chimiques in 10 Bdn. Nach dem 18. Brümaire wurde er Staatsrath, und entwarf einen Plan für den öffentlichen Unterricht, der mit einigen Abänderungen angenommen wurde. Wenn ihm bei Ernennung eines Großmeiſters für die Pariſer Univerſität Fontanes vorgezogen wurde, was ſeine letzten Lebenstage verbitterte, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er dieſe Stelle verdiente. Er ſtarb zu Paris den 16. Dezember 1809. Vorzügliche Schriften: Elémens d'histoire naturelle et de chimie, 1786, 4 Bde. 8.; 1794, 5 Bde. 8.; Principes de chimie à l'usage de l'école vétérinaire, 2 Bde. 12.; L'art de connaitre et d'employer les médicamens dans les maladies qui attaquent le corps humain, 1785, 2 Bde., 8. u. a. m.

Fox (George), Stifter der Sekte der Quäker, geb. im Dorfe Drayton in Leiceſterſhire 1624, war der Sohn eines Leinwebers, und erlernte das Schuhmacherhandwerk. Doch von früheſter Kindheit ernſt, und allen Spielen abgeneigt, glaubte er ſich im 19ten Jahre von Gott begeiſtert und wanderte, in Felle gekleidet, um den wahren Geiſt des Chriſtenthums zu predigen, und gegen Krieg und Geiſtlichkeit zu eifern. Er bildete Schüler, die gleich ihrem Meiſter, unmittelbar vom heiligen Geiſte unterrichtet zu ſeyn glaubten. Weder Gefängniß noch andere harte Behandlung vermochten ihn zum Schweigen zu bringen, und die Zahl ſeiner Anhänger, die er Kinder des Lichts nannte, nahm immer mehr zu. 1662 ging er mit ſeiner Frau nach Amerika, wo er ebenfalls viele Anhänger fand. Nach England zurückgekehrt, ſtarb er 1681. Zu den ausgezeichnetſten Quäkern gehören: William Penn, George Kaith und Robert Barclay. S. Quäker.

Fox (Charles James), der dritte Sohn von Henry Fox, dem Georg III. (16. April 1763) die Pairswürde, mit dem Titel Baron Holland von Foxley in der Grafſchaft Wilt verlieh, und der Georgina Carolina, der älteſten Tochter des Herzogs v. Richmond, ſtammte aus einem ehemals bürgerlichen Geſchlechte in Wiltſhire, und ward am 18. Januar 1748 zu London geboren. Von ſeiner Geburt an war Fox der Liebling des Vaters. Die Familie hatte gerade ſeinen älteſten Bruder durch den Tod verloren; man erzog ihn daher in der größten Zwangloſigkeit mit zu vieler Nachſicht. Die Zärtlichkeit ſeiner Eltern konnte ihm nichts verſagen; zugleich gewöhnte ihn ſein Vater ſchon früh, über Alles, was vorkam, ſeine Einfälle zu äußern, und jeder im Hauſe that pünktlich, was der Kleine oft nur aus Laune und Eigenſinn befahl. Die Nachgiebigkeit gegen den wilden, feurigen Knaben war ſelbſt in England auffallend, wo doch eine nachſichtsvolle Behandlung und die Entfernung aller Erbitterung bei Strafen, Familienſitte iſt. Auch der Unterricht des jungen Fox wurde ohne Zwang in ſeine ganze Lebensweiſe verflochten, und ſowie Montaigne's Vater ſeinem Sohne in der früheſten Jugend vorzüglich todte Sprachen eigen zu machen ſuchte, ſo wünſchte Lord Holland, daß ſein Sohn zu gleicher Zeit zwei lebende Sprachen erlernen ſollte. Er redete daher von der Wiege an franzöſiſch, und in der Folge ſprach er es mit derſelben Leichtigkeit, wie das Engliſche. Dies machte ihn unvermerkt frei von manchem altengländiſchen Herkommen und Vorurtheil. Da er für das öffentliche Leben beſtimmt war, erhielt er auch eine öffentliche Erziehung. Er kam auf die Schule nach Weſtminſter, hierauf nach Eton, wo er ſich durch frühreife Talente bald auszeichnete. Mitſchüler von trefflichen Anlagen zur Dichtkunſt, reizten ihn zur Nacheiferung, und ſchon in den unterſten Claſſen kam er in der lateiniſchen Verskunſt den Geübteſten gleich. Zwei lateiniſche Gedichte von ihm aus dem J. 1761 und 1764, und ein griechiſches Geſpräch, das er im Jahr 1765 verfertigte, werden noch in der Sammlung

Digitized by Google

aufbewahrt, die man in England unter dem Namen Musae Etonenses kennt. Ueberhaupt hatte ſich in ihm das Talent für Sprachen zu einer ſeltenen Vollkommenheit entwickelt. Der dreizehnjährige For war der Erſte unter ſeinen Jugendfreunden, unter denen ſich Graf von Fitzwilliam, Lord Carlisle, der Herzog von Leinſter und Andere auszeichneten. Alle ſahen in ihm den künftigen Staatsmann und Redner. Sein Mitſchüler Carlisle rief ihm in einer Ode prophetiſch zu: „Pitt's und Townſchend's Ruhm warte ſeiner im brittiſchen Volksſenate." Allein es gab damals zu Eton unter den Oppidans (Extrameer) mehrere Knaben, die überaus hoch ſpielten, und oft mehrere hundert Pfund verloren. Auch For ward von dieſer Unſitte hingeriſſen. Seines Vaters Freigebigkeit ließ es ihm an den Mitteln dazu nicht fehlen; und mit dem erſten Ungeſtüm raſcher Jugendkraft folgte der lebensfrohe Charles ſeinem Hange zum Vergnügen und zur Verſchwendung. Dadurch kam in ſein ſinnliches Leben eine wilde Beweglichkeit, in welcher ſich auch ſeine geiſtige Kraft gefiel. Lord Holland wollte überdies derſelben ſchon jetzt eine freie europäiſche Richtung geben, und nahm ihn daher, als er 14 Jahr alt war, in den Schulferien mit ſich nach Spaa. Aber auch hier zog ſein reiches Taſchengeld die Spieler an, und For verlor große Summen, die Lord Holland ohne Unwillen bezahlte. For ſetzte hierauf ſeine Studien in Eton fort; doch trug ſein Vater fortwährend zu ſeiner Bildung viel bei, indem er ihn über Alles ſeine Meinung frei herausſagen ließ, wodurch er zum Denken aufgeregt, ſchnell in Gegenſtände eindringen, und unvorbereitet ſprechen lernte. Gewöhnlich gab ihm der Vater Staatsberichte zu leſen, und freute ſich, wenn der Sohn treffend darüber urtheilte. So warf er einſt eine Staatsſchrift ſeines Vaters, die er eben geleſen, mit den Worten: „Sie iſt zu ſchwach," in's Feuer, und Lord Holland, gewohnt, ſeinen Sohn mit unbeſchränkter Freiheit gewähren zu laſſen, nahm ruhig eine zweite Abſchrift. For bezog nun die Univerſität Oxford, wo er in Hertford-College ſtudirte. Hier erregten ſeine Talente und Kenntniſſe um ſo mehr Bewunderung, als er ſeine ganze Zeit, vorzüglich die Nächte, dem Spiele und andern Zerſtreuungen zu widmen ſchien. Sein Hauptſtudium war ſchon damals, und blieb es auch in der Folge, die alte Literatur nebſt der Geſchichte. Bald unternahm er von hier aus eine Reiſe in die vorzüglichſten Länder Europa's. Hier ſchien ſeine Kraft mit dem Tande zu ſpielen, und ſein Feuer von der Gluth des Südens nur heißer zu entbrennen. Er ſtürzte ſich in alle Genüſſe einer lebensvollen Jugend, und trieb die Verſchwendung ſo weit, daß ſelbſt ſein nachſichtiger Vater zuletzt ermüdete, und des Sohnes Wechſel zurückzuſchicken drohte, auch viele Schulden deſſelben in Paris lange unbezahlt ließ. Bei allen dem vergaß er aber nie ſeinen Hauptzweck. Er faßte im Fluge auf die Hauptzüge der Staatsform, der Sitten und der Literatur von Frankreich und Italien. Nichts blieb ihm fremd, was karakteriſtiſch war; ſein Urtheil wurde reifer, und ſeine Anſicht von der Welt reicher, ohne daß ſein Herz den Glauben an die Menſchheit verlor. So trat For (1768), zwanzig Jahr alt, mit einem Geiſte, der ſelbſtſtändig das Vortrefflichſte der alten und neuen Zeit kannte, in das öffentliche Leben ein. Sein Vater, welcher in dem Lieblingsſohne ſchnell den großen Staatsmann reifen ſehen wollte, ließ ihn, noch ehe er das erfoderliche Alter hatte, von dem Flecken Midhurſt in der Grafſchaft Suſſex zum Parlamentsmitgliede wählen. Im Anfange ſeiner parlamentariſchen Laufbahn folgte er den Anſichten ſeines Vaters, der die Gunſt des Lords Bute und das Vertrauen des Königs beſaß. Seine erſte Rede war gegen Wilkes gerichtet, in einer Sache, wo das Recht auf der Seite dieſes berühmten Whig war, und er ſprach hier ſo eifrig im Sinne der Miniſter, daß er bald für einen ihrer beſten Vertheidiger galt. Aus gutmüthigem Nachge-

den bloß hier handelnd, wozu ſein ſinnlicher Leichtſinn mitwirkte, brachte ihn dieſer in neue Geldverlegenheiten und in Verbindung mit Wucherjuden, die gegen 500 pCt. ſeine Verſchwendung unterſtützten. Sie glaubten nämlich, wie Fox ſelbſt, daß ſein älterer Bruder kinderlos ſterben würde. Allein unerwartet bekam er, als er eben in einem Spielhaus ſich befand, die Nachricht von der Geburt ſeines Neffen, des nachmaligen Lords Holland. Sie beſtürzte ihn nicht, weil Reichthum ſo wenig als Gunſt ſeine Leidenſchaft war. Scherzend ſagte er, auf den Untergang der Iſraeliten anſpielend: „Uns iſt ein Knäblein geboren." Fox war kaum zwei Jahre im Parlamente geweſen, als er den 13. Februar 1770 zum Mitgliede der Admiralitätskommiſſion ernannt wurde. Zwei Jahre darauf legte er dieſe Stelle nieder, und ward den 9. Januar 1773 vom Lord North als Commiſſär bei der Schatzkammer von Irland angeſtellt. Seine politiſchen Grundſätze ſtimmten noch immer mit denen ſeines Vaters überein. Aber nach dem Tode deſſelben (1774) fing eine neue Lebensperiode für ihn an. Er fühlte ſich jetzt frei von allem Zwange, und im Beſitze eines anſehnlichen Vermögens; allein es waren Schulden zu bezahlen. Die Rechnungsfehler in den Papieren ſeines Vaters, welche anderthalb Millionen Pfd. Sterling betrugen, kamen vor das Unterhaus. Man erzählt, daß Fox im Scherz darüber folgenden Aufſchluß gegeben habe: „Für 500.000 Pfd. kann ich Antwort geben, denn die habe ich durchgebracht; mein Bruder mag ungefähr dieſelbe Summe auf ſich nehmen, und die dann noch übrigen 500.000 Pfd. waren für meinen Vater doch gewiß nicht zuviel." Ein großer Theil des väterlichen Vermögens, unter andern das prächtige Landgut bei Kingsgate auf der Oſtküſte von Kent, ein Haus nach dem Muſter von Cicero's Formianum erbaut, mußte veräußert werden. Was ihm übrig blieb, war noch immer beträchtlich; aber der Strom des Vergnügens, in welchem er jetzt auf- und niedertauchte, und ſeine Thorheit in Wetten hatten es bald verſchlungen. Aber dieſe Ausgelaſſenheit einer vollkräftigen Jugend ſchadete ihm in der Meinung des Königs. Er widerſprach ſeitdem einige Mal der Regierung, und unterſtützte den Vorſchlag, die Unterſchrift der 39 Artikel der engliſchen Kirche aufzuheben, ohne dabei auf die Vorſtellungen des Lords North zu achten, der damals erſter Lord der Schatzkammer und Canzler der Finanzverwaltung (Exchequer) war. Als nun dieſer im J. 1774 eine neue Commiſſion bildete, ſo kündigte er Fox ſeine Entlaſſung auf eine Art an, die ihn aufbringen mußte. „Se. Majeſtät, ſchrieb er ihm mit epigrammatiſcher Kürze, haben für dienlich erachtet, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liſte ich Ihren Namen nicht finde." So ward Fox ein Mitglied der Oppoſition, aus einem Tory ein Whig. Der Sturm von Außen, in welchem er Einfluß und Vermögen verlor, regte ſeine ganze innere Kraft auf. Bisher kannten nur ſeine Freunde ſeine außerordentlichen Talente. Jetzt entfaltete er ſie auf dem großen Felde des parlamentariſchen Stimmenkampfes. Bis jetzt hatte er ſich über die große, ſeit Kurzem erſt beſtrittene Frage: „Ob die Colonien ohne eigene Vertretung vom engliſchen Parlamente beſteuert werden dürften," noch nicht erklärt; er konnte alſo jetzt im Hauſe der Gemeinen frei und ungebunden an der Berathung über den amerikaniſchen Krieg Theil nehmen. Er that dies, ausgerüſtet mit allen Hülfsmitteln, die ihm ſeine Kenntniß der freien Staaten des Alterthums darbot. Von Burke, dem genialen Verfaſſer der Schrift „über das Erhabene und Schöne," begeiſtert, riß er ſich von dem beſchränkten Stolze engliſcher Staatskunſt los, und ſchwang ſich hinauf zu dem Range des erſten Staatsredners Großbritanniens. Nie vereinigte, weder vorher, noch in der Folge, die Oppoſition durch Tiefblick, Wortkraft und Geiſteskühnheit ſo ausgezeichnete Männer, als damals, wo Burke, Fox, Barré, Duming und Saville

Digitized by Google

gegen brittiſches Machtvorurtheil ankämpften, und für die gerechte Sache ihrer Mitbürger in Nordamerika ſich erhoben. North wurde zwar beſiegt, aber nicht in der Folge Pitt. Damals ging in Erfüllung, was Fox und ſeine Freunde vorausgeſagt: Der amerikaniſche Krieg ward unglücklich geführt. Fox, der kurz vorher (im J. 1780) nach einem heftigen Kampfe zu einem Stellvertreter des Volkes von Weſtminſter gewählt worden war, kam 1782 in's Miniſterium und Cabinet als Staatsſekretär für die auswärtigen Angelegenheiten. An der Spitze der Verwaltung ſtand der Marquis von Rokkingham; an der Spitze der Oppoſition ſtand Lord North. Als nun nach dem Tode des Erſteren Lord Shelburne und der Herzog von Portland ſich um dieſe Stelle bewarben, und ſich die Gunſt des Königs für jenen entſchied, ſo legte Fox mit Verdruß ſeine Stelle nieder. Von dieſer Zeit an erhob ſich der große heftige Kampf des centrifugalen Fox mit dem centripotalen Pitt, jener Rieſenkampf der Idee mit der Erfahrung, in dem die Stellvertreter der, in zwei große Parteien zerfallenen, öffentlichen Meinung in Großbritannien und Europa, endlich von ſcheinbar fruchtloſem Ringen erſchöpft, noch ehe ſie das Ziel erreicht, ſelbſt hoffnungslos zu Boden ſanken. Es trat nämlich unter Lord Shelburne, dem erſten Lord der Schatzkammer, der 23jährige William Pitt, als Kanzler der Finanzverwaltung, zuerſt in das Miniſterium ein. Shelburne ſchloß ſogleich den von der Oppoſition einſt laut gefoderten Frieden mit Amerika, Frankreich, Spanien und Holland (im Jan. 1783); allein er vernachläſſigte, die öffentliche Meinung für die Bedingungen deſſelben zu gewinnen. Fox und North vereinigten ſich, Staatsmänner, vorher durch verſchiedene Grundſätze und entgegengeſetzte Leidenſchaften ſtets und bei jedem Anlaſſe getrennt, und durch gegenſeitigen Widerſtand erbittert, und tadelten laut und nachdrücklich den Abſchluß jenes Friedens. Es wurden Fox und Pitt von einander im Kampfe geſchieden. Shelburne und Pitt mußten ſammt ihrem Anhange der ſogenannten Okalition weichen. Der König fand ſich bewogen, ein neues Miniſterium zu bilden. Dieſes wurde, nach lebhaften Erklärungen der Oppoſition, die durch ihre Kühnheit dem Könige wohl den Sieg, aber keine Zuneigung abgewinnen konnte, den 2. April 1783 aus Fox's Freunden zuſammen geſetzt. Der Herzog von Portland erhielt die erſte Stelle, Lord North und Fox wurden zu Staatsſekretären, jener für die innern, dieſer für die auswärtigen Staatsſachen ernannt. Aber dieſer Verwaltungsrath ward ſchon im Dezember 1783 durch Fox's oſtindiſche Bill geſtürzt. Die oſtindiſche Compagnie nämlich war bisher vom Miniſterium unabhängig, ein Staat im Staate, der aber von den erſten Beamten ſo ſchlecht verwaltet wurde, daß man durchgehends eine Reform nöthig fand. North dachte über die Bill, welche Fox vorſchlug, und nach der die Regierung der oſtindiſchen Beſitzungen faſt ganz in die Hände der Miniſter gekommen ſeyn würde, einſtimmend; daher ging ſie im Unterhauſe durch. Bei der Größe der Macht und dem Einfluſſe, welche jenem Verein von königlichen Kaufleuten zu Gebote ſtehn, ward es der Compagnie um ſo leichter, die ganze Nation gegen die Bill aufzuregen, weil das Gewaltſame derſelben zugleich den Rechtsſinn der Briten beleidigte, welcher vor der plötzlichen Vernichtung aller Vorrechte, die tief in das Eigenthum eingriffen, mächtig erſchrack. Durch die Vermittelung des Grafen Temple, welcher öffentlich erklärte: der König würde den für einen Feind halten, der für die Bill wäre, wurde die Bill von dem Oberhauſe durch des Königs unmittelbaren Einfluß verworfen, und Fox und Lord North erhielten den Abſchied auf eine ungewöhnliche Art. In dieſer Zeit fiel des Königs Wahl auf William Pitt (ſ. d. Art.), und Europa ſah zum erſten Mal einen Jüngling von 24 Jahren als erſten Miniſter an der Spitze des freien brittiſchen Volkes, der Fox und Burke gegenüber als ein Knabe

Digitized by Google

erſchien, der ſich aber faſt zwanzig Jahre auf ſeinem Platze, gegen das Unterhaus unerſchütterlich ankämpfend, zu behaupten wußte. Fox und ſeine zahlreichen Anhänger, zu denen jetzt im Oberhauſe auch der Prinz v. Wales gehörte, ſtanden in der Oppoſition, die ſich jeder Maßregel des Miniſters widerſetzte. Fox zeigte in dieſem Widerſtande den großen Umfang ſeiner politiſchen Talente. Erſt 1785 wurde er wieder Repräſentant für Weſtminſter, jedoch nur mit neuer Kraft beſtritt er auch hier wieder ſeinen großen Gegner. Die merkwürdigſte öffentliche Angelegenheit, an welcher Fox thätigen Antheil nahm, war die gerichtliche Verfolgung des geweſenen Oberſtatthalters in Indien, Haſtings. Wenn Burke ihn des Hochverraths an der Sache der Gerechtigkeit, der Menſchheit und der brittiſchen Nationalehre anklagte, ſo trat ihm Fox bei, und beſchuldigte perſönlich den Angeklagten eines ungerechten, tyranniſchen und empörenden Verfahrens gegen den Rajah von Benares. Der Ausgang des Prozeſſes iſt bekannt. Dem Handelsvertrage zwiſchen England und Frankreich im J. 1786 widerſetzte er ſich mehr aus brittiſchem Nationalvorurtheil, mehr aus Abneigung gegen das königl. franz. Cabinet, und aus einem natürlichen Widerwillen gegen Alles, was Pitt that, als aus Staatsgründen. Gleich vergeblich ſtimmte er für die Aufhebung der Teſt- und Corporationsakte. Ermüdet endlich von einem großen Wortkampfe ohne große Erfolge, begab er ſich im J. 1788 auf das feſte Land, und machte eine Reiſe nach Frankreich, der Schweiz und Italien, in Begleitung Mrs. Armſtead, mit welcher er ſeit 1780 vermählt geweſen ſeyn ſoll, und die er in der Folge als ſeine Gattin anerkannte. Nicht lange konnte er auf dem klaſſiſchen Boden Italiens verweilen. Eine beunruhigende Krankheit des Königs, und ſeine Freundſchaft für den Prinzen von Wales, welcher bei der Geiſteszerrüttung des Königs die Reichsverwaltung über ſich nehmen ſollte, riefen ihn zurück. Fox ſtritt damals für die unumſchränkte Regentſchaft des Prinzen; Pitt für die Beſchränkung der Gewalt des Regenten. Im Jahr 1790 gelang es ihm, den Ausbruch zweier Kriege zu verhindern, in welche ohne ihn Pitts Politik vielleicht die Nation verwickelt haben würde. Der eine Fall betraf die Erhaltung der türkiſchen Gränze, wo Pitt auf Anregung des Berliner Cabinets Rußland wegen des Beſitzes von Oczakow bekriegen wollte; der andere betraf die Theilnahme an dem Handel mit Fellen von wilden Katzen und Seeottern, von welchem Spanien die Britten ausſchließen wollte. Indeß war die franzöſiſche Revolution ausgebrochen. Fox umfaßte dieſe Erſcheinung mit dem Herzen eines Weltbürgers, und Pitt theilte ſeine Anſicht. Aber von Beiden verſchieden ſah Burke dieſe große Begebenheit an. Mit ſcharfem Blicke ihr furchtbares Weſen erkennend, warnte er England mit Prophetenſtimme vor gutmüthiger Bewunderung oder verwegener Nachahmung. Dies trennte Fox von ſeinem alten zwanzigjährigen Freunde; Fox und Sheridan aber beharrten in der lobpreiſenden Anſicht der franzöſiſchen Staatsumwälzung. Pitt vermied Alles ſorgfältig, was einen Bruch zwiſchen England und Frankreich herbeiführen konnte. Als aber England, von dem Convente herausgefodert, in ſeinen Grundfeſten bedroht war, da führte er den Kampf mit einem Kraftaufwand, der die Wurzeln des brittiſchen Nationalvermögens angriff. Fox rieth, die gährende Nation ihrem eigenen Schickſale zu überlaſſen; allein ſie hatte ſchon den Krieg nach Außen als das Mittel ergriffen, um den Brandſtoff aus ihrem Innern auf das Ausland zu ſchleudern. Von dieſer Zeit an erhoben Fox und Pitt ſich gegen einander als die beiden Choragen und Wortführer zweier großen Parteien, in welche ſich die öffentliche Meinung in Großbritannien und Europa theilte. Die Antwort auf die Frage: ob England von Frankreich, oder dieſes von jenem zum Kriege herausgefodert worden, war ſchon im J. 1793 jedem Kundigen klar, der die Reden der fran-

Digitized by Google

zöſiſchen Nationalverſammlung und ihre Beſchlüſſe ſeit dem 10. Aug. 1792 nicht vergeſſen hatte. Daher ſiegte Pitt im Parlamente und in der öffentlichen Meinung ſeines Vaterlandes. Um dieſen Streitpunkt bewegten ſich ſeit dem 1. Febr. 1793 alle Verhandlungen, die im brittiſchen Parlamente zwiſchen Pitt und Fox mit großer Leidenſchaftlichkeit geführt wurden. Fox gab damals den berühmten Brief an die Wahlmänner von Weſtminſter heraus, der in gewiſſer Rückſicht als ſeine Rechtfertigung bei der Nachwelt dienen kann. Wegen ſeiner Friedensplane mußte er oft harte Verunglimpfungen hören, und ſein Name wurde vom König am 11. Mai 1798 ſogar aus der Liſte der geheimen Räthe geſtrichen. Fox ertrug dies mit großartiger Ruhe. Gewohnt, nie den Umſtänden ſeine Grundſätze aufzuopfern, hielt er feſt an der Sache der Freiheit, auch da, wo Frankreich ſie entheiligte. Vergeblich unterſtützte er Greys Vorſchlag im J. 1796, die Miniſter wegen Führung des Krieges, durch den ſie die Nation zu Grunde richteten, vor das Gericht der Nation zu ſtellen; umſonſt widerſetzte er ſich jedem ſtarken Mittel, das der Miniſter vorſchlug, um den Staat aus großen Verlegenheiten zu ziehen, wie der Unterbrechung der Zahlungen der Bank in Metall. Der Miniſter ſiegte durch eine große Stimmenmehrheit. Da Fox ſtets für die Parlamentsreform ſprach, welcher Pitt ſich jetzt widerſetzte, und da jener in allen ſeinen Parlamentsreden immer auf den Satz zurückkam: Friede ſey die weiſeſte Politik, ſo ſchien er ſich um dieſe Zeit wieder in der Gunſt des Volkes zu heben. Vorzüglich machte es einen tiefen Eindruck auf einen Theil der Nation, als Fox im J. 1796 gegen den mächtigen Pitt mit der Anklage auftrat, daß er während der Vertagung des Parlaments dem Kaiſer und den franzöſiſchen Prinzen Geldſummen als Kriegsmittel vorgeſchoſſen, ohne die Einwilligung der Gemeinen dazu erhalten zu haben. Dieſer Angriff blieb jedoch ohne Folgen. So rang Fox vergeblich mit unglücklichen Verhältniſſen, in denen er ſich nie heimiſch fühlte. Denn tief in ſeiner Bruſt ruhte die klaſſiſche Welt; ihre Meiſterwerke boten ſeinem Geiſte die willkommenſte Beſchäftigung dar. Zu ihnen flüchtete er ſich jetzt aus dem Drange des öffentlichen Lebens, um ſich nie wieder von ihnen zu trennen. Er wollte 1797 ſeinen Sitz im Parlamente aufgeben; doch auf Zureden ſeiner Freunde erklärte er dieſen Entſchluß nicht öffentlich, ſondern ſagte bloß im Parlamente, daß er künftighin ſeine Zeit eignen Arbeiten zu widmen gedenke. Seit 1798 führte er nun auf ſeinem kleinen Landſitze St. Annes Hill, bei Chertſey, ein den Wiſſenſchaften der Natur und der Freundſchaft gewidmetes Leben. Da ihm das öffentliche Leben eine volle Wirkſamkeit nicht gewährte, ſo wollte er die Freiheit ſeines Geiſtes und ſeiner Geſinnung in einem hiſtoriſchen Werke ſeinen Mitbürgern vor Augen ſtellen. Er wählte hierzu den Zeitpunkt der großen Staatsumwälzung im J. 1688. Dieſe Begebenheit ſchien ihm weder von dem berühmten Hume, noch weniger von Macpherſon und Dalrymple, in ihrem wahren Lichte dargeſtellt zu ſeyn. Bald erſchien er aber wieder aufs Neue an der Spitze der Oppoſition, als Pitt ſeine Einkommtaxe vorſchlug und durchſetzte. Der Miniſter hatte jetzt den Gipfel ſeiner Macht erreicht, und die Oppoſition nahm immer mehr an Zahl ab. Fox beſuchte daher nur das Haus, wenn wichtige Angelegenheiten verhandelt wurden. Vorzüglich glänzte ſeine Beredſamkeit in der Sache der Katholiken, und in der Frage von der Abſchaffung des Sklavenhandels. Für die Emancipation der Katholiken und gegen die Union Irlands ſprach er mit ſolchem Nachdruck, daß die Irländer ihn als ihren erſten Schutzredner verehrten. Den Austritt Pitts (14. März 1801) aus dem Miniſterium, deſſen Stelle Addington einnahm, hatte den Frieden von Amiens (27. März 1802) zu Folge, den Fox in den Worten billigte: „Weil der Krieg von Seiten Frankreichs gerecht, heilig und unver=

Digitized by Google

meidlich geweſen, ſo müßte auch der Frieden für Frankreich vortheilhaft ſeyn.“ Während des Friedens unternahm er eine Reiſe nach Paris, um die daſelbſt vorhandenen urkundlichen Handſchriften aus der Zeit Jakobs II. zu vergleichen. Ihn begleitete ſeine Gemahlin, St. John und Trotter, ſein Sekretär, ein Irländer, welcher in ſeinen Denkwürdigkeiten aus den letzten Jahren Fox's dieſe Reiſe erzählt hat. Sobald er ſeine hiſtoriſche Arbeit im Archive zu Paris* geendigt hatte, kehrte er nach England zurück. Hier foderte die allgemeine Stimme (1803) Krieg gegen Frankreich. Fox erklärte ſich laut wider die Erneuerung deſſelben. Da das Addington'ſche Miniſterium der Führung des Krieges nicht gewachſen war, ſo wurde Pitt wieder an die Spitze der Staatsverwaltung geſtellt. Viele wünſchten eine Vereinigung der ausgezeichnetſten Wortführer; allein der König weigerte ſich, Fox in das Cabinet aufzunehmen. Er blieb alſo in der Oppoſition. Kräftig widerſetzte er ſich dem Miniſter bei Gelegenheit des Krieges mit Spanien. Pitt ſah ſeine großen Entwürfe nicht in Erfüllung gehen; er ſtarb vor deren Reife, und ſein großer Gegner weinte. Nach einem 22jährigen Meinungskampfe, wie man keinen ähnlichen in der Geſchichte kennt, wurde Fox im J. 1806 aufs Neue, was er im J. 1784 geweſen war, Staatsſekretär der auswärtigen Angelegenheiten. Einen ehrenvollen Frieden mit Frankreich, den der König ſelbſt wünſchte, faßte er in's Auge. Wenn ſich auch unterdeſſen die Lage des Feſtlandes zum Nachtheil Großbritanniens geändert, und es Napoleon gelungen war, Preußen mit England zu entzweien, indem er jenem Hannover, ſeine Siegesbeute, aufgedrungen, ſo hatte er doch die erſten Einleitungen zu einem Frieden in Europa getroffen. Die öffentliche Meinung billigte den Krieg, der am 11. Juni 1806 in London erklärt wurde. Sein wichtigſtes Werk für die heilige Sache des Menſchengeſchlechts, war die Abſchaffung des Sklavenhandels. Der Faden der politiſchen Ereigniſſe wurde indeß immer verwickelter; aber ſein Tod entriß ihn der Gefahr, in der wichtigſten Unterhandlung (die des Friedens), die ſein öffentliches Leben auszeichnete, ſeinen Ruf als Staatsmann zu verlieren. Fox ſtarb an einem ſchönen Herbſtabend an den Folgen der Waſſerſucht, den 13. September 1806, in ſeinem 59. Jahre. Er ward an eben demſelben Tage (10. Oktober) in Weſtminſter feierlich beerdigt, an welchen er vor 26 Jahren zum erſten Male zum Stellvertreter von Weſtminſter war gewählt worden. Der Bildhauer Nollekens nahm im Tode einen Abdruck von ſeinem Geſichte, welche Büſte häufig vervielfältigt wurde. Fox glich in ſeinem Aeußern etwas dem Weiſen von Ithaka. Er war kurz, von ſtarkem Gliederbau, in ſeiner Jugend ſehr gelenk, im männlichen Alter dick und unbehülflich. Eine hohe Bruſt, breite Schultern, ein dunkles, dichtes Haar, ſchwarze und buſchige Augenbraunen, bei einer etwas gelblichen Geſichtsfarbe, gaben ihm, wenn er mit Heftigkeit ſeine ſtarke, polternde Stimme erhob, ſein blitzendes Auge den Gegner traf, und ſein Arm und jeder Muskel die Kraft ſeiner Rede ausdrückte, dem wohlredenden, ſprachlichen und magern Pitt gegenüber, ein drohendes Anſehen. Als Redner fehlte ihm das Angenehme und Schöne der Kunſt, was aus der Einbildungskraft und der rhythmiſchen Vollkommenheit der Sprache hervorgeht. Auf redneriſche Deklamation machte er keinen Anſpruch. Seine Reden waren die Frucht des Verſtandes, und quollen aus vollem Herzen. Man hat Fox den brittiſchen Demoſthenes genannt, und der Parteigeiſt fand ſogar in Pitt den Philipp, welchen Fox ebenſo fruchtlos bekämpft habe, wie der Redner von Athen den Macedonier. Die öffentliche Meinung hieß ihn aber nie anders, als „Freund des Volkes und des Friedens.“ Als Staatsmann beſaß er nicht die gründlichen Einſichten Pitts; er ſtritt aber für die Sache der Menſchheit und die Ehre der Britten am Ganges. Als Miniſter und Diplomatiker verleugnete er nie den Men-

ſchen. Er ſchien weniger für den Staat, als die Wiſſenſchaften gebildet zu ſeyn. Sein Karakter als Schriftſteller beruht auf dem ſeines öffentlichen Lebens. Das Werk, welches Fox's Andenken als Schriftſteller und Geſchichtſchreiber der Nachwelt überliefert: A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter (London 1808, überſ. v. D. W. Soltau Hamb. 1810), iſt nicht vollendet. Als Menſch zeichneten ihn die liebenswürdigſten Eigenſchaften eines wohlwollenden Temperamentes aus.

Fracaſtoro (Hieronymus), einer der größten Gelehrten ſeines Jahrhunderts, der ſich durch ſeine gründlichen Kenntniſſe der Arzneiwiſſenſchaft und der alten klaſſiſchen Literatur eben ſo berühmt machte, als durch ſein Talent für lateiniſche Dichtkunſt, wurde 1483 zu Verona geboren. Er genoß eine ſorgfältige Erziehung, ging dann nach Padua, wo er eine Zeitlang unter dem berühmten P. Pomponazzi Philoſophie ſtudirte, und ſich mit dem größten Eifer auf tiefere Gelehrſamkeit, auf Naturkunde und ſchöne Wiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange legte. In ſeinem neunzehnten Jahre war er nicht allein Baccalaureus geworden, welches damals zu Padua die höchſte akademiſche Würde war, ſondern man hatte ihm auch daſelbſt den Lehrſtuhl der Logik angewieſen, den er nachher wieder verließ, um deſto ungeſtörter ſeinem Privatſtudium ſich widmen zu können. Anfänglich legte er ſich auf die Arzneikunde, mehr um dieſe Wiſſenſchaft zu kennen, als um ſie zu treiben; nachher aber widmete er ſich auch dem mühſamen Beruf des praktiſchen Arztes, und erwarb ſich in dieſer Laufbahn den Ruf des geſchickteſten Mannes, den Italien damals in dieſem Fache beſaß. Seine Berufsgeſchäfte hielten ihn gleichwohl nicht von andern Studien ab, und ſeine Bekanntſchaft mit der Mathematik, Erdkunde, Aſtronomie und andern Zweigen der Naturwiſſenſchaft war ſo ausgebreitet und ſo gründlich, daß man behaupten darf, es habe keiner ſeiner Zeitgenoſſen eine ſo große Mannichfaltigkeit von gelehrten Kenntniſſen beſeſſen, als er. Als der Kaiſer Maximilian im J. 1507 in Italien einfiel, und auch Padua bedrohete, entſchloß ſich Fracaſtoro, der eben erſt ſeinen Vater verloren hatte, ſeinen Wohnſitz in ſeiner Vaterſtadt zu wählen; allein auf dringendes Bitten des berühmten Feldherrn B. d'Alviano, der mitten unter dem Geräuſche der Waffen immer fortfuhr, die Wiſſenſchaften zu treiben und zu ermuntern, ging er von dieſem Vorſatze wieder ab, und übernahm eine öffentliche Lehrſtelle auf der berühmten Akademie, die ſein Gönner zu Pordonone, im bergigten Gebiete von Trevigo, errichtet hatte. Als dieſer große Feldherr hernach aus ſeiner Gefangenſchaft wieder ins thätige Leben hervortrat, begleitete ihn Fracaſtoro bis zum Jahre 1506, in welchem d'Alviano in der unglücklichen Schlacht bei Ghiaradadda verwundet, und abermals von den Franzoſen gefangen wurde. Nach dieſem Unglücksfalle begab ſich Fracaſtoro nach Verona, wohnte bald in dieſer Stadt, bald auf ſeinem entlegenen Landgute in dem Gebirge Incaffi, und widmete ſich hier dem Studiren ſowohl, als der Ausfertigung jener mancherlei Werke, wodurch er ſeinen Namen unſterblich gemacht hat. In dieſem Abſchnitte ſeines Lebens verfertigte er ſein berühmtes Gedicht, Syphilis, sive de morbo gallico betitelt, welches, wie man aus innern Merkmalen ſchließen kann, noch unter der Regierung Leo's X. vollendet wurde. Jene Krankheit war damals ſeit ungefähr zwanzig Jahren in Italien bekannt, und ſchon weit und breit unter allen Ständen einheimiſch geworden; woraus man auf die ausſchweifenden Sitten jenes Zeitalters ſchließen kann. Ohne Zweifel hatte Fracaſtoro bei der Wahl dieſes Gegenſtandes die Abſicht, ein Werk zu liefern, in welchem er den weiten Umfang ſeines Geiſtes zeigen könnte, ſeine tiefe Kenntniß aller Zweige der Naturkunde, ſeine Geſchicklichkeit als Arzt, und ſeine genaue Bekanntſchaft mit der klaſſiſchen Latinität. Der Er-

Digitized by Google

folg hat auch gezeigt, daß er ſich weder falſch beurtheilte, noch zuviel zutraute, denn ſein Gedicht wurde mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommen, daß gar kein lateiniſches Dichterwerk der neuern Zeit ihm in dieſer Hinſicht an die Seite geſetzt werden kann. Er eignete es dem berühmten Peter Bembo zu, mit welchem er ſchon längſt eine freundſchaftliche Verbindung unterhalten hatte. Im Anfange des zweiten Buchs nimmt er beſonders Beziehung auf die Zeit, in welcher er ſchrieb, und giebt eine allgemeine Ueberſicht der von ihr herbeigeführten Umſtände, der Unglücksfälle, welche damals Italien betrafen, der Entdeckung von Oſtindien, des neuen Zuwachſes der Naturkunde, bei welcher Gelegenheit er den Schriften Pontans großes Lob ertheilt, und der Ruhe, deren ſich Italien unter dem Papſte Leo X. zu erfreuen hatte. Wie als Dichter, ſo auch als geſchickter Arzt, ward Fracaſtoro immer berühmter. Oft war er genöthigt, ſeinen Landſitz zu verlaſſen, und vornehmen Standesperſonen und Freunden auf dem Krankenbette beizuſtehen. Nach de Thou nahm er für ſeinen Beiſtand als Arzt keine Belohnung an. Auf Verlangen des Papſtes Paul III., wohnte er auch als Arzt der Kirchenverſammlung zu Trient bei, und auf ſein Anrathen wurde ſie nach Bologna verlegt. Vorzüglich anziehend ſind ſeine kleineren Gedichte, in welchen man häufige Anſpielungen auf ſeinen geliebten Landſitz, dem Sammelplatze der Gelehrten, auf ſeine Lebensweiſe, auf ſeine gelehrten Freunde, und häuslichen Angelegenheiten findet, und worin er als Menſch und Dichter im vortheilhafteſten Lichte erſcheint. Auch ſein religiöſes Gedicht, Joſeph, welches er in ſeinem Alter begann, aber nicht vollendete, enthält noch vielfache Spuren ſeines Dichtergeiſtes, ſo ſehr es ſeinen kräftigen Jugendwerken nachſteht. Seine Proben italieniſcher Dichtung ſind zu gering an Zahl, als daß dadurch ſein Ruf hätte gewinnen können; doch können ſie das Verdienſt nicht vermindern, welches er ſich durch ſeine übrigen vielfachen Arbeiten erworben hat. Fracaſtoro ſtarb in einem Alter von mehr als ſiebzig Jahren auf ſeinem Landgute zu Incaſſi, an einem Schlagfluſſe im Jahre 1553. Ihm wurde in der Hauptkirche zu Verona ein prächtiges Denkmal errichtet; auch beſchloß die Stadt, ihm auf öffentliche Koſten eine Ehrenſäule zu ſetzen. Die beſte Ausgabe der Schriften dieſes vielſeitig wirkſamen Literators erſchien zu Padua 1735 in zwei Quartbänden. Man hat Ueberſetzungen davon in vielen europäiſchen Sprachen.

Fracht, a) die Ladung für einen Fuhrmann oder Schiffer. Iſt der Wagen oder das Schiff völlig und gehörig beladen, ſo heißt es volle Fracht, mit voller Fracht fahren; im Gegentheil halbe Fracht, mit halber Fracht fahren. Nimmt der Befrachtete von dem Ort der Hinreiſe Ladung wieder mit zurück, ſo heißt dies Rückfracht; b) das Frachtgeld, Fuhr- oder Schifferlohn; daher für Fracht fahren. **Verfrachter**, der Ladung zum Transporte übergiebt. Was die Aſſekuranz aufs Frachtlohn betrifft, ſo iſt ſolche nach einigen Landesgeſetzen verboten. Wenn ein befrachtetes Schiff aus zufälligen Urſachen und ohne Verſchulden des Schiffers zur Reiſe untüchtig wird; ſo muß derſelbe, gleichwie der Fuhrmann mit ſeinem Wagen zu thun hat, es wo möglich wieder herſtellen laſſen, oder ein anderes Schiff miethen, welches die Güter nach dem Löſchplatz überbringt. Giebt dieſes der Verlader nicht zu, ſo iſt der Schiffer zum vollen Frachtlohn für die ganze Reiſe berechtigt. Kann aber der Befrachter die Untauglichkeit des Schiffs, als es unter Segel ging, beweiſen; ſo verliert der Schiffer ſeinen Frachtlohn, und muß für Schaden und Koſtenerſatz ſtehen. Dem Schiffer wird auch die Fracht von den Gütern bezahlt, welche zum Beſten des Ganzen geworfen worden ſind; doch muß er nach Verhältniß beitragen. Die Londoner Aſſekuranzkompagnieen verſichern auch nicht anders, als auf reine Fracht. — **Frachtbrief**, **Frachtzettel**, **Fracht**, bei den Schiffern See-

brief, Seefrachtbrief, ein offener Zettel, der den Fuhrmann oder Schiffer, dem eine Waarenladung zum Transport übergeben worden iſt, über ſolche Waaren und den dafür bedungenen Lohn ertheilt wird. Der Inhalt der Frachtbriefe iſt: Datum der Verſendung, Name des Fuhrmanns, die Anzahl der zum Transporte eingenommenen Packete und Ballen nach Nummer Zeichen, Gewicht und Emballage; die verdungene Fracht in den verabredeten Geldſorten, und wieviel darauf im Voraus bezahlt ſey, ingleichen die anderweitigen Bedingungen mit dem Fuhrmann oder Schiffer, bei Verluſt der Fracht; der Name des Empfängers; Ort und Name des Verſenders, nebſt dem Wunſch glücklicher Ueberkunft. Die Seebriefe nennt man eigentlich Connoſſements. Solche Frachtbriefe dienen außer den Waarenempfängern ſelbſt, auch den Zoll- und Geleitsverwaltern zur Einſicht. Formulare ſtehen in Handlungsbriefſtellern; es giebt auch gedruckte. Wird das Gut erſt an einem andern Ort zur weiteren Beförderung abgeladen; ſo bemerkt der Spediteur auf dem Rücken des Frachtbriefes ſeine Auslage.

Fra-Diavolo, oder Bruder Teufel, hieß eigentlich Michael Pozza, ein berüchtigter Räuberhauptmann in Calabrien, wo er um 1760 geboren war. Aus der Werkſtätte eines Strumpfwirkers entfloh er wegen verſchiedener Ausſchweifungen zu einer Räuberbande, und wurde bald ihr Anführer. Bis zur Ankunft der Franzoſen in Neapel war er der Schrecken der Reiſenden und der Bewohner dieſes Landes; dann aber erklärte er ſich für den König, und erhielt eben deßhalb vom Cardinal Ruffo 1799 Verzeihung für früher begangene Verbrechen, ja er erhielt ſogar den Karakter eines Oberſten, organiſirte ſeine Bande, und machte den Feldzug im römiſchen Gebiet mit. Als 1806 Neapel wieder von den Franzoſen beſetzt wurde, zog er ſich nach Gaeta zurück. Wegen begangener Uebelthaten wurde er aber vom Prinzen von Heſſen-Philippsthal daraus verjagt. Er begab ſich daher nach Calabrien, von da nach Palermo, und nahm Theil an den durch den Commodore Sidney Smith organiſirten Empörungen im Neapolitaniſchen. Zu dieſem Zweck ſchlug er abermals in Calabrien ſein Hauptquartier auf; die Anhänger an die alte Regierung ſtrömten ihm zu, und bald hatte er einen bedeutenden Haufen um ſich verſammelt, mit dem er den Franzoſen großen Schaden zufügte. Die Franzoſen ſchickten Truppen gegen ihn; allein es gelang nur der Verrätherei, ihn zu St. Servino gefangen zu nehmen, worauf er nach Neapel gebracht, und daſelbſt den 10. Nov. 1806 gehenkt wurde.

Frage, im logiſchen Sinne, iſt eine Aufgabe, deren Ableitung aus Grundſätzen gefodert wird. Iſt die Aufgabe hiſtoriſch; ſo fodert die Frage entweder eine beſtimmte Angabe der Thatſache, oder den Beweis derſelben durch glaubwürdige Zeugniſſe. Jede Frage enthält ein Urtheil. Der Fragende und der Befragte müſſen daher 1) über den Begriff des Subjekts, 2) über den Begriff des Prädikats einig ſeyn, dann erſt kann 3) über das iſt oder iſt nicht entſchieden werden. Man ſieht daher leicht, daß man Jemanden durch Fragen ſehr irre führen, oder, wie das Sprichwort ſagt: daß ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge zu beantworten im Stande ſind. Ein ehrlicher Examinator muß daher dem Examinanden keine Fragen vorlegen, von denen er nicht erwarten darf, daß der Examinandus ſie müſſe beantworten können. Seine Fragen müſſen beſtimmt, deutlich und kurz ſeyn. Sie müſſen, wofern ſie einen Begriff betreffen, zuſammenhängen, nicht durch etwas Fremdartiges unterbrochen, und hauptſächlich nicht ſowohl darauf gerichtet ſeyn, ob der Examinandus etwas ins Gedächtniß gefaßt habe; ſondern ob er über das, worüber er gefragt wird, zu denken im Stande ſey. Es giebt Fragen, worauf ſich gar nicht antworten läßt; andere, worauf mehr als eine Antwort paſſen; noch andere, auf welche man Ja und Nein antworten kann. Der Examinandus hat das Recht, ſolche

Digitized by Google

Fragen ſich erſt zergliedern zu laſſen, wobei ſich denn wohl manchesmal das Blatt wendet, und aus dem Examinando der Examinator wird. Die Methode, durch Fragen zu unterrichten, heißt die erotematiſche, oder catechetiſche. Sie erfodert bei dem Jugendlehrer viel Aufmerkſamkeit, und ſetzt beſonders geläuterte Begriffe voraus. S. den Art. Methode. Die Frage, als redneriſche Sachfigur, beſonders wenn ſie gehäuft iſt, thut oft bei dem affektvollen Ausdrucke ſehr große Wirkung. In dieſem Falle iſt ſie eigentlich keine Frage, ſondern eine Behauptung, die nur durch den Schein der Ungewißheit, welche ihr die Form der Frage giebt, eine deſto größere Gewißheit erhält. Sie iſt, wie Sulzer ſagt, eine Auffoderung, eine Sache zu leugnen, weil man gewiß iſt, daß ſie nicht geleugnet werden kann. Beiſpiele beim Cic. pro Ligor. 3. Beſonders ein ſehr ſchönes in Youngs Nachtgedanken, überſ. von Ebert, Th. 1. S. 63.

Fragmente (wolfenbüttelſche), ſ. Leſſing.

Fraiß, Fraiſch, hohe Fraiß, fraißliche Obrigkeit, die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod; peinliche Gerichtsbarkeit; fraißlich, was zur peinlichen Gerichtsbarkeit oder vor dieſelbe gehört; Fraiß-Buch, ein Protokoll, in welches die peinliche Fälle zum Gedächtniß und zur Behauptung der peinlichen Gerichtsbarkeit eingetragen werden.

Fraktur, deutſche Buchſtaben, die geradlinig und am Ende eckig ſind, im Gegenſatz gegen die ſchwabacher oder runde Schrift; es giebt Kanonfraktur (die größte, ungefähr 1/3 Zoll hohe), Textfraktur, Tertia-, Mittel, Cicero-, Corpus-F. u. a.

Franc, eine franzöſiſche Geldmünze, ſ. Frankreich in geographiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht.

Franche Comté, oder die heutigen Departements: Jura, Doubs und Ober-Saone. Dieſes Land, welches durch das Gebirge Jura von der Schweiz getrennt wird, iſt eben daher meiſtens bergig, und hat mehr Holz und Viehzucht, als Getreide und Wein. Die Pferde dieſes Landes ſind geſchätzt. Eiſen und Salz gehören noch zu den Haupterzeugniſſen. Der Doubs, der ſich in die Saone ergießt, und dieſe ſelbſt, ſind die bedeutendſten Flüſſe. Dieſes Land heißt ſonſt auch die Grafſchaft Burgund, Ober- oder Hochburgund, zum Unterſchiede des Herzogthums dieſes Namens, welches die Bourgogne iſt. Es hieß auch wohl in ältern Zeiten Bourgogne cis Jurane (diesſeits des Jura) zum Unterſchiede von B. trans Jurane (jenſeits d. J.), ein Theil der Schweiz. In älteren Zeiten hatte dies Land eigene Grafen, welche Lehnsträger des deutſchen Reichs waren; durch Erbſchaft fiel es im 14ten Jahrhundert an die mächtigen Herzoge von Burgund aus dem franzöſiſchen Hauſe, und nach dem Tode Carls des Kühnen, des Letzten von ihnen, kam es durch Heirath an das Haus Oeſterreich. Unter Carl V., ward es mit den Niederlanden vereinigt, und machte einen Theil des burgundiſchen Kreiſes von Deutſchland aus. Nach Carls Tode gehörte es zur ſpaniſchen Monarchie, bis Ludwig XIV. es in den Jahren 1668 und 1674 eroberte; ſeitdem iſt es bei Frankreich geblieben. In einigen Theilen dieſer Provinz an den Gränzen von Elſaß wird noch Deutſch geſprochen.

Franche-Comté-Weine, Comtat-Weine, Weine, die ſüß und lieblich, dem Champagner ähnlich, und theils weiß, theils roth ſind; gehen ſtark ins Elſaß, nach Lothringen und in die Schweiz.

Francia (Francesco Raimbolini, genannt) (geboren zu Bologna 1450, ſtarb daſelbſt 1518 im 68. Jahre ſeines Lebens), Stammvater der Schule, welche ſich in Bologna und der Lombardei bildete, einer der größten Maler, ſtammte aus einer geringen Familie, hat ſich aber durch ſeinen unter-

Digitized by Google

mübeten Fleiß und ſeinen immer hinaufſtrebenden Geiſt zu dem höchſten Gipfel des Ruhms aufgeſchwungen. In ſeiner Jugend war er zuerſt bei einem Goldarbeiter, und er bildete ſo künſtliche Sachen in Gold und Silber, daß ſie Jeden, der ſie ſah, in Erſtaunen ſetzten. Auch grub er lange Zeit die Stempel zu allen Denkmünzen, und alle Fürſten und Herzoge der Lombardei ſetzten eine Ehre darin, ſich von ſeinem Griffel auf ihren Münzen abbilden zu laſſen. Fürſtliche Perſonen kamen durch Bologna, und verſäumten nicht, ihr Bildniß von Francesco zeichnen und nachher in Metall ſchneiden und prägen zu laſſen. Aber Francesco's ewig beweglicher, feuriger Geiſt ſtrebte nach einem neuen Felde der Arbeit, und jemehr ſeine heiße Ehrbegier geſättigt ward, deſto ungeduldiger war er, ſich eine ganz neue noch unbetretene Bahn zum Ruhme aufzuſchließen. Schon 40 Jahr alt, trat er in die Schranken einer neuen Kunſt; er übte ſich mit unbezwinglicher Geduld im Pinſel, und richtete ſein ganzes Nachdenken auf das Studium der Compoſition im Großen und des Effektes der Farben. Es war außerordentlich, wie ſchnell es ihm gelang, Werke hervorzubringen, die ganz Bologna in Verwunderung ſetzten. Er war in der That ein vorzüglicher Maler; denn wenn er auch mehrere Mitſtreiter hatte, und ſelbſt der göttliche Raphael zu der Zeit die Fülle ſeines Geiſtes in die Mauern des Vatikans goß, ſo kannte man immer mit Recht auch ſeine Werke zu den vornehmſten rechnen. Francesco lebte gerade unter der erſten Generation der edlen italieniſchen Künſtler, welche um ſo größere und allgemeinere Achtung genoſſen, da ſie auf den Trümmern der Barbarei ein ganz neues, glänzendes Reich ſtifteten; und in der Lombardei war gerade Er der Stifter und gleichſam der Fürſt dieſer neugegründeten Herrſchaft. Seine geſchickte Hand vollendete eine unzählige Menge von herrlichen Gemälden, die nicht nur durch die ganze Lombardei, ſondern auch in die andern Gegenden von Italien gingen, und Allen, die ſo glücklich waren, ſie zu betrachten, ſeinen Ruhm laut verkündigten. Für Raphael hatte er die innigſte Verehrung, und man behauptet, daß er bei dem Anblick der heil. Cäcilia dieſes Meiſters, durch die Unerreichbarkeit ſeiner Kunſt ſo ergriffen wurde, daß er in tiefe Wehmuth verſank, und bald darauf ſtarb. Nach Andern ward er vergiftet. Sein allegoriſches Gemälde, die Religion vorſtellend, befindet ſich in der Dresdener Gallerie, und zeichnet ſich durch zart-frommen Ausdruck und ungemeinen Fleiß vorzüglich aus. Drei Madonnen von dem Pinſel dieſes Meiſters befinden ſich in der berühmten Giuſtinianiſchen Gemäldeſammlung zu Berlin.

Franciſcaner, oder Minoriten, mindere Brüder genannt, heißen die Glieder des geiſtlichen Ordens, den der heilige Franciscus von Aſſiſi (1208) ſtiftete. (S. Franz von Aſſiſi.) Demuth, Erniedrigung zur äußerſten Armuth und angeſtrengter Fleiß in der Seelſorge iſt die Aufgabe dieſes Ordens, welcher in Amerika noch fortblüht, in Jeruſalem das heilige Grab bewacht, und in der katholiſchen Schweiz ſich mit Erziehung der Jugend beſchäftigt.

Franciscus (St.), ſ. Franz v. Aſſiſi.

Franco von Köln, der berühmte Erfinder des muſikaliſchen Zeitmaßes (eine der wichtigſten Entdeckungen für die Ausbildung der neuern Muſik), geboren zu Köln am Rhein, war vom Jahr 1046 — 1087, Scholaſticus an der Cathedralkirche zu Lüttich. Schon vor Franco hatte ſich (nach ſeinen eigenen Aeußerungen) die Muſik allmählig einem gewiſſen Zeitmaße genähert, die Lehre davon war aber mit ſo vielen Irrthümern vermiſcht, daß ſie erſt von ihm davon gereinigt, verbeſſert, geordnet, mit Neuem bereichert in völlig brauchbaren Stand geſetzt wurde, in dem ſie ſich vorhin nicht befand. Dieſe neue Lehre vom Zeitmaß der Muſik nannte Franco Musica mensurabilis, und erklärte ſie als einen durch lange und kurze Zeiten abgemeſſenen Geſang, wobei er unter Zeit nicht nur ein beſtimmtes Maß

Digitized by Google

(Dauer) eines auszuhaltenden Tones, ſondern auch der demſelben entſprechenden Pauſe verſteht. Er fährt hierauf fort, zuerſt den Noten eine eigene Form, ähnlich unſern heutigen Choralnoten, die ſpäterhin eine offene Form annahmen, zu geben, und ſie der Dauer ihres Tones nach in längſte, lange, kurze und halbkurze einzutheilen, wovon die folgende immer den halben Werth der vorhergehenden hat. Damit verband er nun eine weitſchichtige oft ſehr dunkle Lehre von ihrem noch weitern innern Gehalte, von ihren Zuſammenſetzungen aus langen und kurzen (Modis), von ihren Verhältniſſen zu einander, ihren Legaturen, von den ihm nachgeſetzten Punkten ꝛc. wodurch ihr Werth mannichfaltiger beſtimmt wird, und führt dann die Lehre von den Pauſen, ihr Gebrauch im unterbrochenen Geſange (ochetus) und ihren verſchiedenem Werthe bei. Hierauf gründete Franco ſeine Lehre vom Discantus (dis-cantus), und nennt ihn ein Zuſammenklang verſchiedener Melodien, wobei dieſe durch lange, kurze und halbkurze Noten in verſchiedene Figuren ausgedrückt, zuſammengepaßt werden. Er ſpricht darin von Concordanz und Discordanz, und theilt jene in vollkommene (Einklang und Octav) unvollkommene (große und kleine Terzt) und mittlere (Quart u. Quint); dieſe aber in vollkommene (große und kleine Sext) in unvollkommene (große und kleine Sept) ab. Dieſe Lehre dehnt nun Franco nicht allein auf den 2 und 3ſtimmigen, ſondern auch auf den 4 und 5ſtimmigen Terzt aus, welcher letztere ſchon, neben der Einrichtung einer weitern Harmonie, zugleich die Eigenſchaften des einfachen Contrapunkts zu erkennen giebt. — Beide hat alſo Franco im 11ten Jahrh. durch die Einrichtung ſeiner Notenſchrift tiefer angeregt, zu beiden zuerſt den Weg gebahnt. Wie mager und dürftig erſchien nicht Heckalds und Guido's Diaphonie dagegen! Franco iſt alſo als der Stammvater der Menſuralmuſik zu betrachten, deſſen Lehre, ohne weſentliche Abänderung, bis ins 14. Jahrh. allen weitern Schriften darüber zum Grunde gelegt wurde.

Franco (Nicolaus), ein berühmter ſatyriſcher Dichter Italiens, geb. zu Benevent, ſtudirte die Wiſſenſchaften mit glänzendem Erfolge, und machte durch ſeine witzigen, derb-ſatyriſchen Gedichte großes Aufſehen. Ueber ſein Verhältniß zu Aretino und ſein endliches Schickſal, ſ. d. Art. Aretino.

Francois de Paule, ſ. Franz v. Paula.

Frank (Sebaſtian, geb. zu Donauwörth 1500, erregte durch ſein myſtiſches Religionsſyſtem, ſowie durch ſeinen Eifer, mit welchem er gegen Religionsmißbräuche zu Felde zog, großes Aufſehen, ward aber eben deßhalb gezwungen, flüchtig herum zu irren, und ſtarb zu Baſel 1545. Melanchthon widerlegte ſeine myſtiſch-religiöſen Schriften, die ungeachtet des Myſticismus einen bedeutenden Werth für den Sprachforſcher und Geſchichtsfreund haben, weil ſie wichtige Notizen über die Geſchichte ſeiner Zeit liefern. Er verfertigte auch einen Clavis über den Theuerdank, überſetzte Mehreres aus dem Lateiniſchen (z. B. Erasmus Lob der Narrheit und C. Aprippa's Schrift von der Eitelkeit menſchlicher Kunſt), und gab eine Sammlung deutſcher Sprüchwörter heraus; ein achtungswerthes Denkmal des deutſchen Witzes, welches den denkenden, launigen und ſeiner Sprache ganz mächtigen Mann am Befriedigenſten karakteriſirt.

Franke (Auguſt Hermann), Stifter des halliſchen Waiſenhauſes, an deſſen Leben wir ſeine milden Stiftungen reihen, war am 12. März 1663 zu Lübeck geboren. Im dritten Jahre kam er mit ſeinem Vater, welcher einem Rufe des Herzogs Ernſt des Frommen als Hof- und Juſtizrath folgte, nach Gotha. Nachdem er ſeine anfängliche Bildung im elterlichen Hauſe von Privatlehrern erhalten, beſuchte er hier das Gymnaſium, und machte in den Sprachen und Wiſſenſchaften ſo große Fortſchritte, daß er von ſeinen Lehrern bereits im 14. Jahre für fähig erklärt wurde, auf eine Hochſchule übergehen zu können. 15 Jahre alt, ging er nach Erfurt, und hörte daſelbſt Privatvor-

leſungen über die Philoſophie, Geographie und Geſchichte, ohne dabei das Studium der hebräiſchen Sprache zu vernachläßigen. Nach einem kurzen Aufenthalte in dieſer Stadt wandte er ſich nach Kiel, legte ſich mit Eifer auf das Studium ſeiner Lieblingswiſſenſchaften, Metaphyſik und philoſophiſche Moral, hörte die Vorleſungen des berühmten Morhof über Phyſik und Naturgeſchichte und ſetzte unter ſeiner Leitung die Humaniora mit anhaltendem Beſtande fort. Indeſſen verlor er die theologiſchen Wiſſenſchaften nicht aus dem Auge, und widmete ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich der Lektüre des Ariſtoteles, um ſich zum Kanzelredner heranzubilden. 1684 beſuchte er Leipzig, wo er nebſt der Theologie und Philoſophie ein gründliches Studium der griechiſchen Sprache in den Bereich ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen aufnahm. 1685 promovirte er, habilitirte ſich noch in demſelben Jahre, und begann öffentliche Vorleſungen zu halten. Franke fand, daß das Studium der Bibel zweckmäßiger als bisher könnte eingerichtet werden. Er ſetzte daher zu dieſem Behufe eine beſondere Vorleſung feſt, worin er Sonntags in Stunden nach dem gewöhnlichen Nachmittagsgottesdienſte mehrere Capitel aus dem alten und neuen Teſtamente hiſtoriſch-grammatiſch, und alsdann mit praktiſchen Nutzanwendungen erklärte. So nutzbar dieſe Vorträge für ſeine Zuhörer waren, ſo fehlte es doch nicht an Männern, welche das Gerücht zu verbreiten ſuchten, daß darin die gefährlichſten Ketzereien ausgeſtreut wurden. Um dieſen Verleumdungen zu entgehen, nahm er 1690 den Ruf eines Diakonus an der Auguſtinerkirche zu Erfurt an. Seine populäre und herzliche Art zu predigen und die eindringliche Kraft, womit ſeine Kanzelreden geſalbt waren, erwarben ihm auch hier in kurzer Zeit einen hohen Ruf. Unter ſeinen Zuhörern, welche ſeine, im reinen Geiſte des Chriſtenthums verfaßten, Predigten in zahlreicher Menge in die Kirche lockten, befanden ſich Einheimiſche und Fremde, Lutheraner und Katholiken. Aber mit dem Beifall, der ihm faſt allgemein gezollt wurde, wuchs auch die Zahl ſeiner Feinde, und man war auf nichts weniger, als auf ſeinen Sturz bedacht. Trotz aller Vertheidigungsreden ſiegten ſeine Feinde, und auf Veranlaſſung eines churfürſtlichen Reſcriptes von Mainz wurde er durch ein Rathsconcluſum am 18. Sept. 1691 ſeines Amtes entſetzt. Unter den Thränen ſeiner Freunde und Mitbürger, und aufrichtig beweint von ſeinen ihm getreulich anhängenden Schulkindern, verließ er am 27. Sept. 1691 Erfurt, und kehrte nach Gotha in den Schooß ſeiner Familie zurück. Nicht lange nach ſeiner Vertreibung machten ihm die Herzoge von Gotha, Coburg und Weimar annehmliche Anerbietungen, die er aber ausſchlug, weil ihm Freund Spener, damaliger Conſiſtorialrath in Berlin, noch Hoffnung zu einer vortheilhaften Dienſtanſtellung im preußiſchen Staate gemacht hatte. Dieſe Verſprechungen traten bald in Wirklichkeit; denn Franke erhielt ein Paſtorat in der Amtsſtadt Glaucha bei Halle, und neben dieſem Amte ward ihm noch, als Halle zu einer Univerſität erhoben wurde, eine Profeſſur der griechiſchen und orientaliſchen Sprachen bei dieſer Hochſchule (1692). Seine neue Gemeinde war durch die gröbſte Unwiſſenheit auf der einen und die größte Armuth auf der andern Seite, ungemein verwildert. Der Unwiſſenheit ſeiner Pfarrkinder in religiöſen Dingen abzuhelfen, war ſeines erſten praktiſchen Wirkens Streben, und indem er öffentliche Catechiſationen anſtellte, ſchrieb er das, ganz auf die Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde berechnete, Glauchaiſche Gedenkbüchlein. Um der Bedrängniß der durch Armuth verwilderten Kinder abzuhelfen, bot ſich ſeinem umſichtsvollen Blicke ebenfalls bald eine ſchickliche Gelegenheit dar. Zu ſeinen Zeiten war es nämlich Sitte, um ſich nicht täglich von der bettelnden Menge beſtürmen zu laſſen, einen Tag in der Woche feſtzuſetzen, an welchem ſich die ärmere Klaſſe um die Hausſchwelle verſammelte, um Gaben der Milde in Empfang zu nehmen. Da ſich die Armen an ſolchen Tagen auch an der Wohnung ihres Seelſorgers

einfanden, ſo benutzte Franke (1694) dieſen Umſtand zur ſittlich=religiöſen Veredlung ſeiner ihn um milde Spenden anflehenden Pfarrkinder, indem er auf ſeiner Hausflur Catechiſationen anſtellte, die er jedesmal mit einem erhebenden Gebete ſchloß. Immer beſchäftigt, den Samen des Wohlthuns auszuſtreuen, verſuchte er im J. 1695 auch ſeine Mitbürger zu ähnlichen Aufopferungen zu ermuntern. In ſeiner Wohnſtube ließ er eine Armenbüchſe befeſtigen, um von Gaben der Wohlthätigkeit arme Kinder unterrichten zu laſſen. Das angefangene Unternehmen fand einen erwünſchten Fortgang, und mit jedem Jahreswechſel ſtiegen die anfangs unbedeutenden Summen, welche er zur Vergrößerung ſeiner Armenſchule verwandte. Der Gedanke, die unter ſeiner väterlichen Obhut ſtehenden Kinder nicht bloß unterrichten, ſondern auch völlig erziehen zu laſſen, brachte ihn auf den Entſchluß, ein Waiſenhaus zu errichten. Schon im J. 1695 wurde mit einem Inſtitute der Anfang gemacht, daß noch jetzt in dem königlichen Pädagogium fortdauert. Im April des J. 1698, von welchem Zeitpunkt man gewöhnlich die Exiſtenz des halliſchen Waiſenhauſes datirt, ward der Grundſtein zu allen den Gebäuden gelegt, die jetzt zwei über 800 Fuß lange Straßen bilden. Dieſes, im feſten Vertrauen auf Gott und eine gütige Vorſehung unternommene Werk, nahm einen ſolchen Fortgang, daß, wenn der milde Stifter faſt ganz von Gelde entblößt war, bedeutende Geldſendungen auf der Poſt ankamen, die ihn in den Stand ſetzten, die harrenden Arbeiter abzulohnen. Nicht mit Unrecht hat man daher dieſe anfangs ſo kleine, und in ihren Folgen ſo äußerſt wohlthätige, Anſtalt ein Werk des Glaubens und der Liebe genannt, und einen der Haupteingänge des Gebäudes mit der paſſenden Inſchrift verſehen:

„Fremdling, was du erblickſt, hat Glaub' und Liebe vollendet,
Ehre des Stiftenden Geiſt, glaubend und liebend, wie Er!“

Bei allen ſeinen Unternehmungen ging Franke von Religion aus, und erklärte praktiſche Frömmigkeit für den Nerv aller Erziehung. Da er nun von vielen ſeiner Schüler mißverſtanden und die Andachtsübungen in ſeinen Inſtituten übertrieben wurden, ſo machte man ihn des Pietismus verdächtig. Franke, ein heiterer und liebevoller Mann, war aber weit entfernt, dieſen Vorwurf durch ſeine eigene Handlungsweiſe zu verdienen. Als Prediger ſuchte er nur die Heilslehre Chriſti in ihrer ungeſchminkten Reinheit zu verkündigen. Seine redneriſchen Vorträge, die er in Glaucha, und ſpäter in der Ulrichskirche der Stadt Halle, wohin er in der Folge verſetzt wurde, hielt, verfehlten ihre Wirkung nicht. So weit ſie von aller Beredſamkeit der Schule und jenen Kunſtgriffen entfernt waren, wodurch die Empfindungen nur gewaltſam aufgeregt werden, ſo drangen ſie ſanft in das Gemüth ein, der Verſtand fühlte ſich erleuchtet, ohne daß das Herz dabei unbefriedigt blieb, und Alles bekam durch das eigene Intereſſe, womit er ſprach, ſo viel Salbung, daß es kein Wunder war, wenn ſeine Beredſamkeit ganz anders wirkte, als die, welche man damals von den Kanzeln herabzuhören gewohnt war. Auch als akademiſcher Lehrer hat Franke großes Verdienſt. Nicht bloß der Geiſt ſeines Zeitalters, ſondern die tiefſte Verehrung des Wortes Gottes, und die feſte Ueberzeugung, daß das Studium der heiligen Schrift die ſicherſte Grundlage aller theologiſchen Wiſſenſchaften ſey, beſtimmten ihn, daß er ſeine meiſte Zeit ſolchen Vorleſungen widmete, welche dem künftigen Lehrer der Kirche zur richtigen Einſicht in die heilige Schrift dienten. Ein nicht geringeres Verdienſt um die Univerſität erwarb er ſich durch ſeine geiſt= und kraftvollen Schriften. Sind ſie auch nicht in dem Geiſte des gegenwärtigen Zeitalters geſchrieben, ſo haben ſie doch ungemein viel Gutes geſtiftet; ſie ſind meiſt aſcetiſchen Inhalts. Am 8. Juni 1727 ſetzte der Tod ſeinem raſtloſen Wirken ein Ziel. Das Pädagogium ehrte das Gedächtniß dieſes Jugendfreundes 1788 durch ein ehrenvolles

Digitized by Google

Denkmal. — Franke's Stiftungen, welche man vormals unter dem allgemeinen Titel des halliſchen Waiſenhauſes begriff, umfaſſen 1.) die eigentliche Waiſenanſtalt, worin ſeit der Stiftung an 4500 Kinder beiderlei Geſchlechts erzogen wurden. 2) Das im J. 1696 geſtiftete königl. Pädagogium, einem Erziehungsinſtitut für Zöglinge aus gemiſchten Ständen. 3) Die lat. Schule, ſeit 1697 als eine gelehrte Bildungsanſtalt in 9 bis 10 Klaſſen für minder Begüterte. 4) Die deutſchen oder Bürgerſchulen, nach ihrem urſprünglichen Zwecke für Knaben und Mädchen beſtimmt. Gegenwärtig beſtehen ſie aus 4 Abtheilungen, von denen 2 für Knaben und Mädchen, die einiges Schulgeld entrichten, 2 für ganz Arme als Freiſchulen beſtimmt ſind. Der Unterricht, welcher hier ertheilt wird, nimmt auf die Bedürfniſſe der Mittelſtände und niedern Volksklaſſen Rückſicht. Dieſe Schulanſtalten ſind gleichſam als Seminarien für angehende Lehrer zu betrachten, welchen dadurch Gelegenheit gegeben wird, ihre Methode praktiſch geltend zu machen. Als Anhang dieſer Franke'ſchen Stiftungen nennen wir noch 5) die Canſtein'ſche Bibelanſtalt. Schon 1710 äußerte dieſer verdienſtvolle Mann ſeine Gedanken öffentlich, wie man durch ſtehenbleibende Formen um einen ſehr geringen Preis den armen Leuten die Bibel verſchaffen könnte. Kaum war dieſer Vorſchlag im Publikum bekannt, als er ſeine erfolgreiche Wirkung zeigte. Die anſehnlichſten Beiträge riefen dieſes Unternehmen in's Daſeyn. Mit dem neuen Teſtamente wurde der Anfang gemacht. Die erſte Ausgabe mit ſtehenden Lettern erſchien im Jahr 1713, und hat ſich ſo vermehrt, daß bereits 2 Millionen ganze Bibeln und 1 Million neue Teſtamente verkauft wurden. Nach dem Vorſchlage ſeines Stifters ſind die Direktoren der Franke'ſchen Stiftungen zugleich Vorſteher dieſer Anſtalt. Zu den Erhaltungsquellen dieſer Stiftung rechnet man: 1) bedeutende Güter und liegende Gründe; die Medikamente, urſprünglich von einem gewiſſen Dr. Fiſcher herrührende Arcana, welche früherhin eine Haupterhaltungsquelle war, die aber in neuern Zeiten ſehr gelitten, von einer Medikamenten-Expedition beſorgt werden (vergl. Madais Beſchreibung der Wirkungen und Anwendungsart der halliſchen Waiſenhaus-Arzneien, mit neuen Erfahrungen vermehrt von Profeſſor Tüffer, Halle 1803). 3) Die Apotheke. 4) Die Buchhandlung, durch einen Kandidaten Ehlers, welcher den Grund hierzu durch eine Franke'ſche Predigt legte. Der Ertrag, welcher aus dem Abſatze der hier gedruckten Werke gewonnen wird, iſt zur Erhaltung der Vaterloſen und der Schulen beſtimmt. 5) Das Schul- und Penſionsgeld. 6) Königliche Hülfsgelder. Der jetzt regierende König war der Erſte, welcher aus dem Schatze ſeiner Milde den abnehmenden Einkünften Zuſchuß zufließen ließ. 7) Milde Gaben. Sie haben aber in neuern Zeiten faſt gänzlich aufgehört. Vergl. die 1792—1797 erſchienene Zeitſchrift: Franke's Stiftungen, 3 Bände, und die Beſchreibung des halliſchen Waiſenhauſes und der damit verbundenen Franke'ſchen Stiftungen, nebſt der Geſchichte ihres erſten Jahrhunderts, mit erläuternden Kupfern, 1799.

Franken, Franki, Geſammtname aller nichttürkiſchen Europäer im Orient, beſonders in der Türkei (in Conſtantinopel, Alexandrien, Raſchid und Cairo). Ihr Hauptzweck iſt Handel. Europa heißt dort Frankiſtan. Lingua franca, Frankenſprache, in den Handelsplätzen der Levante und des mittelländiſchen Meeres ein Gemiſch von Italieniſchem, Neugriechiſchem und der Mundart der Provence.

Franken, eine der berühmteſten unter den deutſchen Völkerſchaften. In der deutſchen Geſchichte treten ſie zuerſt unter der Regierung Gordians (237—245) auf; ſchon damals ſtreiften ſie in ganz Gallien umher, wurden aber bei Mainz von den Römern zurückgetrieben. Sie wohnten zwiſchen dem Niederrhein und der Weſer. Nach den Nachrichten, die von ihnen vorhanden ſind, läßt ſich nicht zuverläßig beſtimmen, ob ſie ein einziges Volk geweſen,

Digitized by Google

welches andere überwältigt, oder ob mehrere Völker zur Behauptung ihrer Freiheit ſich unter dieſem allgemeinen Namen vereinigt haben. Einige Geſchichtforſcher haben aus hiſtoriſchen Gründen zu erweiſen geſucht, daß ſie anfänglich als eine eigene Nation über der Elbe zwiſchen der Eyder und Warnein dem Lande, das man in den mittlern Zeiten Nord-Albingia genannt, und das jetzt Holſtein, Lauenburg und einen Theil von Mecklenburg in ſich faßt, gewohnt, von hier aus, nach dem markomanniſchen Kriege, ſich in die Gegenden von Thüringen, in dem Saal-Gau, in dem heutigen Franken, von da aber an den Rhein gezogen haben, wo ſich die Katten, Anſivarier, Chamaver, Brukterer u. a. Völker mehr mit ihnen vereinigten. Soviel ſcheint gewiß, daß [illegible] anfangs ſpeziell geweſen ſey, ſpäterhin aber mit der Eroberung der Franken ſich weiter ausgebreitet habe. Schon im vierten Jahrhundert fielen ſie in Gallien ein, im fünften aber glückte es ihnen erſt, feſten Fuß in Gallien zu faſſen. Was den Namen des heutigen „rheiniſchen Frankens" betrifft, ſo ſcheint er von dem großen Landtheil, den die Franken in der Folge den Alemannen entriſſen, entſtanden zu ſeyn. Doch das heutige Frankenland gehörte den Franken noch gar nicht; es war damals ein Theil von Thüringen; und es iſt noch nicht ausgemacht, auf welche Weiſe Franken von Thüringen getrennt worden iſt (ſ. Thüringen). Im neunten Jahrhundert findet man bis zum Untergang des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes Franken als ein deutſches Herzogthum in der Geſchichte.

Franken, fränkiſcher Kreis, war einer von den Kreiſen des ehemaligen deutſchen Reichs, und begriff einen der ſchönſten Striche Deutſchlands, der von Schwaben, den Rheinländen, Sachſen, Böhmen und Baiern umgränzt, und vom Main, von Oſten nach Weſten, durchſtrömt wurde. Der Flächeninhalt betrug an 500 Q. M., auf dem über $1\frac{1}{2}$ Million Menſchen lebten. Das Land iſt fruchtbar an Getreide, Wein, Obſt ꝛc., und hat anſehnlichen Gartenbau und Viehzucht. Zu dem Kreiſe gehörten: die Hochſtifte Bamberg, Würzburg und Eichſtädt; das deutſche Ordens-Meiſterthum Mergentheim, die Fürſtenthümer Anſpach, Baireuth und Hohenlohe; die gefürſteten Grafſchaften Henneberg und Schwarzenberg; die Grafſchaften Caſtell, Wertheim, Rieneck, Erbach und Limburg; die Herrſchaften Seinsheim, Hauſen und Speckfeld; und die freien Reichsſtädte Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber, Schweinfurt, Weißenburg und Windsheim. Jetzt beſitzt der König von Baiern den bei weitem größten Theil Frankens, gegen 435 Quadratmeilen und 1.200.000 Einwohner. Baden beſitzt die Grafſchaft Wertheim, Heſſen-Darmſtadt die jetzt zum Fürſtenthum Starkenburg des Großherzogthums Heſſen gehörige Grafſchaft Erbach. In die gefürſtete Grafſchaft Henneberg theilen ſich Preußen, Churheſſen und die großherzoglich- und herzoglich-ſächſiſchen Häuſer. Kreisausſchreibende Fürſten waren der Biſchof, nachher Fürſt von Bamberg, und der Markgraf von Brandenburg, welcher Letztere auch Kreisoberſte war. Der Kreis präſentirte einen katholiſchen und evangeliſchen Beiſitzer zum Kammergericht. Die Reichsritterſchaft in Franken war in 6 Oerter eingetheilt. Der Kreis ſtellte zu der einfachen Reichsarmee 1902 Mann zu Fuß und 980 Reiter; die Matrikel zu einem einfachen Römermonat betrug 3920 Gulden, wozu Würzburg und Nürnberg faſt die Hälfte lieferten.

Frankenberg (Sylvius Friedrich Ludwig, Freiherr von), Sachſen-Gothaſcher und Altenburgiſcher Staatsminiſter, geb. den 27. Okt. 1728, ſtammte von einer berühmten adlichen Familie in Schleſien, widmete ſich den Rechtswiſſenſchaften, wurde 1783, nachdem er lange Zeit in heſſiſchen Dienſten geſtanden, und 1765 in die des Herzogs von Gotha getreten war, Staatsminiſter, feierte als ſolcher 1815 ſein 50jähriges Dienſtjubiläum, und ſtarb kurz darauf, nachdem er in ſeinem langen Dienſtleben Beweiſe große

Anhänglichkeit an das Fürſtenhaus und uneigennützigen Dienſteifer in oft ſchwierigen Lagen gegeben hatte.

Frankenhauſen, eine Stadt im Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt, mit 3000 Einwohnern, einem ſchönen Schloß, 4 Kirchen; Sitz der Landeskollegien der untern Grafſchaft Schwarzburg, rudolſtädtiſchen Antheils, und eines preuß. Poſtamtes, lat. Schule, Schönfärberei, Buchdruckerei, Salzwerk (den Bürgern gehörig, das jährlich an 30,000 Stück liefert, und 18 Siedehäuſer hat; die Soole iſt 10 — 11löthig, und der beiden ſchwarzburgiſchen Linien gemeinſchaftliche Salzzoll bringt an 2500 Thlr.), Alabaſterbruch, warme Quelle. Geburtsort des Dichters Zachariä († 1777). Bei der Stadt iſt der Schlachtberg, von der Schlacht genannt, die am 15. Mai 1525 dem verderblichen Bauernkrieg ein Ende machte, nach der Thomas Münzer (ſ. d. Art.) in dieſer Stadt gefangen wurde.

Frankenſtein, Hauptſtadt im Fürſtenthum Münſterberg in Schleſien mit 3530 Einwohnern, vielem Getreide, beſonders Weizen, einem ſtarken wöchentlichen Getreidemarkt, vielen Schuſtern und Tuchmachern, Bierbrauerei und Handel mit Getreide, Garn und Flachs. Hierher bringt man auch das gute Medersdorfer Schiespulver. **Frankenſteiniſche** Leinwand, breite ſchleſiſche Leinwand, zu Frankenſtein gewebt und zu Rouennes appreïrt.

Frankenthal, eine Stadt mit 4100 Einwohnern im königl. baieriſchen Rheinkreiſe, welches ſeine ehemalige Blüthe Flüchtlingen aus Frankreich und den Niederlanden verdankt. Die Stadt hat mehrere Fabriken und Manufakturen, und iſt, ſeit der Vereinigung mit Baiern, der Sitz eines Bezirksgerichts, eines Landcommiſſariats, eines Progymnaſiums ꝛc. Der Frankenthaler Kanal, welcher die Stadt mit dem Rhein in Verbindung bringt, und im Jahr 1778 von Carl Theodor angelegt wurde, hat in den letzten Zeiten ſehr gelitten. Seine Breite beträgt 50 Fuß, und ſeine Tiefe war anſehnlich genug, um bei einem Mittelwaſſer Schiffe mit 2000 Centner Ladung vom Rhein nach Frankenthal zu bringen. Es iſt im Werke, eine Aktiengeſellſchaft zur Wiederherſtellung dieſes Kanals zu errichten. Das Gebäude der ehemaligen Porcellanfabrik wurde in den Zeiten der franzöſiſchen Herrſchaft in ein allgemeines Armenhaus für das Departement vom Donnersberg umgeſchaffen, welche vortreffliche Anſtalt noch beſteht. Frankenthal iſt eine hübſche, regelmäßig gebaute Stadt, mit 5 Kirchen, einem ſchönen Rathhauſe und mehreren andern anſehnlichen Gebäuden. Urſprünglich ſtanden hier 2 Klöſter, welche Churfürſt Friedrich II. 1562 aufhob und an 60 proteſt. emigrirte Familien aus den Niederlanden verſchenkte. Johann Caſimir erhob die blühende Colonie zur Stadt, und umgab ſie mit Mauern und Gräben. Friedrich II. machte ſie (1608) zu einer ziemlich bedeutenden Feſtung. Unter dieſem weiſen Regenten erlangte ſie einen hohen Grad von Wohlſtand. Im 30jährigen Kriege ward ſie abwechſelnd von den Spaniern, Oeſterreichern und Schweden belagert und eingenommen. Im berüchtigten Orleans'ſchen Kriege wurde ſie von den mordbrenneriſchen Horden, unter unmittelbarer Anführung des Dauphins, eingenommen, zuerſt rein ausgeplündert, dann in einen Aſchenhaufen verwandelt, und die Feſtungswerke geſchleift. Nur langſam wurde die Stadt wieder aufgebaut. Churfürſt Carl Theodor hatte viele Vorliebe für ſie, und verwandte große Summen auf die Manufakturen, die aber mit Eintritt der franz. Revolution, welche der fürſtlichen Unterſtützung ein Ende machte, eingingen.

Frankenweine, gute und zum Theil vorzügliche deutſche Weine, in Franken (ſ. d. A.) erbaut; die vorzüglichſten ſind der Leiſtenwein (einer der beſten Weine überhaupt), der Steinwein, und von dieſem der Heiliggeiſt-Wein von Würzburg; dann folgt der Werthheimer, worunter der, dem Rhein-

Digitized by Google

wein ſehr ähnliche Haßlocher gehört, der Klingenberger aus der Gegend zwiſchen Schweinfurt und Kitzingen; die übrigen kommen von Eibelſtadt, Heydingsfeld, Iphofen, Frickenhofen, Mühlbach, Nordheim, Mainſtockheim, Ochſenfurt, Sömmerach, Volkach, Rödelſee, Altenburg, Beringsfeld, Zeil, Marktſtett, Sommerhauſen, Maynbernheim und aus der Gegend von Schweinfurt; der Diſtelhäuſer von der Tauber iſt einer der geringſten; die beſten Jahrgänge ſind 1761, 1762, 1775, 1779, 81, 83 und 1811; der 1811r iſt der vorzüglichſte unter allen.

Frankfurt am Main, freie Handels- und Bundesſtadt der deutſchen Bundesſtaaten, ehemalige (ſeit 1562) Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer, eine der vorzüglichſten Städte Deutſchlands, die ſich majeſtätiſch auf einer ſchmalen Ebene am vielbeſchifften Maine ausbreitet, nimmt mit Sachſenhauſen einen Flächenraum von 925 Morgen ein, und hat über 3600 Häuſer, ohne die Nebengebäude, 220 Straßen und Gaſſen, 6 große freie Plätze, 14 kleinere, 118 Brunnen, 4 kathol., 7 luth., 2 ref. Kirchen, 2 luth. Bethäuſer und 1 der Brüdergemeinde, 1 Synagoge, über 30 öffentliche Gebäude, 85 Gaſthöfe, ohne die geringeren Herbergen. Daß hier, an der Mainfurt, ſchon Römer lagerten, iſt kein Zweifel, ihnen folgten dann die Franken, von denen noch der Namen übrig iſt. Carl der Große gründete Sachſenhauſen durch Nordſachſen, die er dahin verſetzte, und baute, als ſeine Pfalz zu Worms abgebrannt war, ſich an der Frankenfurt einen Königshof, der an der jetzigen St. Leonhardskirche ſtand, und bis an den Hirſchgraben und dem weſtlichen Ende der Mainzergaſſe reichte. Ludwig der Fromme ließ am obern Theile der [illegible], beim jetzigen Fahrthor, den größern Pallaſt errichten (auf der Stelle, wo 1717 der Saalhof aufgeführt wurde). Ludwig der Deutſche erweiterte um 850 die Stadt, in welcher er auch oft und gern verweilte. Friedrich der Zweite ſtiftete 1240 die Herbſtmeſſe und Ludwig der Bayer 1330 die Oſtermeſſe. In den unruhigen Zeiten des 15. Jahrhunderts flüchteten viele edle Geſchlechter aus Mainz und der Umgegend, ſo wie ſpäter betriebſame Familien aus Frankreich und den Niederlanden nach Frankfurt a. M., und ließen ſich daſelbſt nieder. 1662 wurde die Judenſtraße gebaut. Lange war hier der Stapelplatz des deutſchen Buchhandels, bis der Zwang der kaiſerl. Bücher-Commiſſion die Buchhändler nach Leipzig zudrängte. Frankfurts ſchönſte Blüthe war der Zeitraum 1763—91. Bis zum Jahr 1806 war Frankfurt eine kaiſerl. freie Reichsſtadt, aber in demſelben Jahre wurde ſie dem Fürſten Primas zugetheilt, behielt aber noch Manches von der alten reichsſtädtiſchen Verfaſſung. Als aber 1810 die geſammten Lande des Fürſt Primas zu einem Großherzogthum Frankfurt erhoben wurden, erhielt die Stadt eine ganz neue Verfaſſung, und wurde die Hauptſtadt des neuen Staates. Nach der Vernichtung der franz. Uebermacht (1813) erhielt Frankfurt ſeine Selbſtſtändigkeit wieder, wurde hierauf zu einer freien Stadt des deutſchen Bundes erklärt, und gab ſich 1816 eine eigene Verfaſſung. Nach dieſer beruhen alle Hoheits- und Selbſtverwaltungsrechte im weiteſten Umfange auf der Geſammtheit der chriſtlichen Bürgerſchaft. Nur eingeborne, oder ſeit 10 Jahren berechtigte Bürger können in den Rath oder zu beſoldetem Stadtdienſt gelangen. Der Senat darf Niemanden als Gnade das Bürgerrecht ertheilen, der nicht wenigſtens 5000 Fl. nach dem 24 Fl. Fuß Vermögen beſitzt. Ausgezeichnete Talente kann jedoch der geſetzgebende Körper auf Antrag des Senats davon ausnehmen. Die Ausübung der Hoheitsrechte wird dem geſetzgebenden Körper, dem Senat und dem ſtändigen Bürgerausſchuß (welchen Namen im Oktober 1816 die vormaligen 51ger oder das Bürgerkollegium angenommen hat) übertragen. Der geſetzgebende Körper beſteht aus 20 Senatoren, 20 Mitgliedern des ſtändiſchen Bürgerausſchuſſes und 45 aus der Mitte der übrigen chriſtlichen Bürger gewählten Bürgern. Der Senat und Bürgerausſchuß wählen zu

jeder jährlichen geſetzgebenden Verſammlung ihre Mitglieder ſelbſt. Für die Mitglieder aus der übrigen Bürgerſchaft wird dazu jährlich ein Wahlcollegium von 75 Bürgern gebildet, die aus allen chriſtlichen Bürgern durch Stimmenmehrheit 45 Bürger zu Mitgliedern des diesjährigen geſetzgebenden Körpers wählen. Nicht zu wählen ſind Bürger unter 30 Jahren, von Privatleuten beſoldete, in peinlicher Unterſuchung Befangene und Fallirte. Die geſetzgebende Verſammlung wird jährlich zum erſten Montag im September vom Senat zuſammenberufen; ſonſt bildet ſie ſich aus eigenem Rechte. Nach 6 Wochen oder früher löſt ſie ſich wieder auf, wenn der Senat nicht auf längere Dauer anträgt. Die Mitglieder können im nächſten Jahre wieder gewählt werden. Zum Wirkungskreis des geſetzgebenden Körpers gehört die Geſetzgebung mit Ausnahme der organiſchen Grundverfaſſungsgeſetze, die Beſteuerung und Anordnung der bewaffneten Macht, die Beſtätigung aller Staatsverträge, die Ueberſicht des Staatshaushaltes, die Entſcheidung in Streitigkeiten zwiſchen Senat und Bürgerausſchuß, die Einwilligung zur Veräußerung ſtädtiſcher Gemeindegüter über den Schätzungswerth von 4000 Fl., die Mitwirkung bei Wiederverſetzung lediger Stellen im Senat und Bürgerausſchuß, und die Bewahrung und Erhaltung der Verfaſſung. — Der Senat beſteht aus 42 Mitgliedern in 3 Bänken, nämlich 14 Schöffen (zu denen die Syndici gehören), 14 jüngere Senatoren und 14 Rathsverwandten dritter Bank. Zum Senator wird ein Alter von 30 Jahren erfodert. Fremden Aemtern und Titeln muß ſofort entſagt werden. Zur erſten Rathsordnung gelangt man durch Dienſtalter, zur zweiten und dritten durch Kugelung. Zur zweiten ſind wahlfähig Gelehrte, Adelige, Militärperſonen, Kaufleute und andere angeſehene Bürger und verdiente Mitglieder der dritten Rathsordnung. Zu 12 Plätzen der dritten wird aus zünftigen Handwerkern ohne Unterſchied gewählt, ſo daß von Einer Zunft nur Ein Genoß im Rathe ſeyn darf; zu den zwei übrigen Plätzen nicht zünftige chriſtliche Bürger ohne Rückſicht auf Gewerbe. Sechs durch Stimmenzählung gewählte Rathsherren und eben ſo viel Mitglieder des geſetzgebenden Körpers wählen zu erledigter Rathsſtelle durch Stimmenmehrheit 3 Candidaten, über die dann im Rath durch Kugelung entſchieden wird. Die Stadtſyndici als wirkliche Rathsmitglieder werden vom Senat aus ſeinen rechtsgelehrten Mitgliedern durch Stimmenzählung gewählt, und ſind verpflichtet, bei Verluſt der Senatorſtelle, das Syndikat auf 20 Jahre anzunehmen. Die beiden Bürgermeiſter werden jährlich, der ältere aus der erſten, und der jüngere aus der zweiten Bank vom ganzen Senat gewählt. Dem Senat iſt die vollziehende Gewalt und die Stadt- und Juſtizverwaltung anvertraut. Jede Gemeinde der 3 chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe beſorgt abgeſondert unter Oberaufſicht des Senats und der Genehmigung des Staats ihre kirchlichen und Schulanſtalten. — Der Bürgerausſchuß der 51ger beſteht aus Bürgern aller Glaubensbekenntniſſe und wenigſtens 6 Rechtsgelehrten. Zu lebenslänglichen Mitgliedern deſſelben ſind nichtwahlfähig diejenigen, die das Geſetz von der Wahl zum geſetzgebenden Körper ausſchließt; Vater und Sohn, Bruder, Schwiegervater und Schwiegerſohn dürfen nicht zugleich in den Ausſchuß gewählt werden; ein ſpäter entſtandenes Verhältniß der Art veranlaßt keine Nothwendigkeit zum Austritt. Wer das 60ſte zurückgelegt, kann die Wahl ablehnen. Wer 5 Jahre Mitglied geweſen, darf um Entlaſſung nachſuchen. Der Bürgerausſchuß darf nichts beſchließen, wenn nicht ⅔ ſeiner Mitglieder gegenwärtig ſind. — Das ehemals beſtandene Neunercollegium wird als Stadtrechnungs-Reviſionscollegium durch 9 Mitglieder des Bürgerausſchuſſes gebildet. — Auf Antrag des Senats hat der geſetzgebende Körper am 10. Jan. 1818 die Leibeigenſchaft der Landbewohner und die damit in Verbindung geſtandenen Gefälle, Beſthaupt ꝛc. ohne alle Entſchädigung für die Stadt aufgehoben. — Die Cenſur beſteht

Digitized by Google

nach dem Beſchluß vom 2. Mai 1818 bloß für die politiſchen Zeitungen. — Das Wappen der Stadt beſteht in einem einfachen ſilbernen gekrönten Adler in Gold in einem Schilde, der ſtatt des Helmes eine Mauer mit 3 Thürmen trägt. Nach der Landſturmsordnung vom 12. Sept. 1817 ward der Landſturm in Landwehr umgeſchaffen, deren erſte Klaſſe das aktive Militär bilden und im Fall eines Kriegs mit in's Feld ziehen ſoll. Sie beſtand im Auguſt 1818 aus 4 Regimentern Fußvolk, 1 Scharfſchützen- und 1 Löſchanſtalt-Bataillon, 1 Reiter- und 1 Artilleriecorps. — Frankfurt nimmt jetzt unter den 4 freien Städten des deutſchen Bundes den erſten Rang ein, hat auf der Bundesverſammlung mit den übrigen zuſammen die 17te Stelle, und im Plenum eine eigene Stimme; auch beſitzt es außer der Stadt ein kleines Gebiet, worin gegen 7000 Menſchen wohnen. Die Volkszahl Frankfurts beläuft ſich auf 42.000, worunter ungefähr 32.000 vereinigte Evangeliſche, 5500 Katholiken und 4500 Juden. Das Perſonale des Bundestags beſteht aus 5—600 Seelen. Die merkwürdigſten Gebäude ſind: der Römer, nicht als Werk der Architektur, aber hiſtoriſch bedeutend. Hier iſt das Wahlzimmer (jetzt das Senatszimmer), wo die Churfürſten oder ihre Abgeordneten ſich verſammelten; der Kaiſerſaal, mit den Bildern der Kaiſer, von Conrad I. an, in Niſchen; hier wird noch die goldne Bulle als Reliquie aufbewahrt. Den Namen ſoll das Gebäude von lombardiſchen Kaufleuten haben, denen es in früher Zeit zum Waarenlager diente. Der Saalhof (ſeit lange Privateigenthum), urſprünglich eine Königspfalz, von Ludwig dem Frommen erbaut. Von dem alten Gebäude iſt nur noch die Hauskapelle mit einer Todtengruft übrig. Das Schauſpielhaus. Frankfurt hat eine ſtehende Bühne, die unter der Mitleitung des als Menſch und Dichter achtbaren J. J. Ihle ſteht. Das Senkenbergiſche Bürgerſpital. Das Irrenhaus. Unter den Kirchen ſind zu bemerken: Der Dom, oder die Bartholomäusſtiftskirche. Ludwig der Deutſche und eine fromme fränkiſche Matrone gründeten das Stift, welches frühzeitig mit der Kirche verbunden war; ſie erhielt aber ihre gegenwärtige Geſtalt erſt gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, und gehört ſeit dem Interim wieder den Katholiken. Sie hat die Form eines Kreuzes, und nur einen unvollendeten, und oben abgeſtumpften Thurm, an welchem von 1415 bis 1509 gebaut wurde, und der als das letzte Werk altdeutſcher Baukunſt betrachtet werden kann. Von dieſem Thurme (gewöhnlich Pfarrthurm genannt) genießt man der herrlichſten Ausſicht. In dem Dom ſelbſt iſt beſonders das Grabmal des unglücklichen Günthers von Schwarzburg merkwürdig. Die Kirche zu Unſerer Lieben Frau, aus dem 14. Jahrhundert; doch ſind manche Aenderungen mit dem Gebäude vorgenommen worden. Das Bildwerk über der mittlern Eingangsthüre, die Anbetung der Könige vorſtellend, iſt von alter Meiſterhand. Die Kirche des deutſchen Hauſes, jenſeits der Mainbrücke, von ſchönen Verhältniſſen. Die evangeliſche Hauptkirche (Catharinenkirche), mit den Gräbern der berühmten Gelehrten H. Lugolf und Z. K. Uffenbach, das Altarbild von H. B. Beos und die treffliche Orgel ſind bemerkenswerth. Die Barfüßerkirche. Die Kloſterkirche der weißen Frauen, ſchon 1142 eingeweiht. Sie hat eine ſchöne Orgel und ein gutes Altarblatt von Wendelſtädt. Die Nicolaikirche, von Rudolph von Habsburg erbaut, iſt in Hinſicht der Architektur eine der merkwürdigſten, und dient jetzt zum Waarenlager ꝛc. Von Privatgebäuden bemerken wir: Der ehemalige Thurn- und Taxiſche Pallaſt, nachher die Wohnung des Fürſten Primas, gegenwärtig der Verſammlungsort des Bundestags und die Wohnung des präſidirenden öſterreichiſchen Geſandten. Das Innere iſt mit Pracht und Geſchmack eingerichtet. Kunſtreiche Pariſer und Brüſſeler Tapeten, Wandmalereien von Schütz, Bernardini und Colomba, treffliche Statuen von du Quesnoy erfreuen das Auge. Ueber der Haupttreppe ſteht in einer Niſche eine altrömiſche Statue aus weißem Marmor. Das Deutſch-Ordenshaus, an der Mainbrücke, mit herrlicher Ausſicht. Es wurde

Digitized by Google

1221 von Cuno von Münzenberg geſtiftet, und der verſtorbene Großherzog (Carl von Dalberg) hatte es dem Spital zum heil. Geiſt geſchenkt. Da jedoch die förmliche Ratifikation mangelte, ſo wurde es mit den andern Beſitzungen des deutſchen Ordens im Frankfurter Stadtgebiet von Oeſterreich in Beſchlag genommen. Die großen und ſchönen Gebäude von Rumpf (mit dem Caſino, dem großen Leſekabinet ꝛc.) von Leonhardi, Schmid, Mühlens, Schweizer, Saraſin, Lutteroth u. A. Auch iſt das neue Untermainthor mit ſeinen ſchönen Gebäuden und der neue, ſchöne Kay nicht zu überſehen, ſowie der Wollgraben, wo eine prächtige Häuſerreihe längs dem Maine hinzieht, die mit Recht den Namen: ſchöne Ausſicht, führt. Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten und Sammlungen ſind: Das Muſeum im engl. Hofe; es theilt ſich in 3 Klaſſen: der Muſik, der Redekünſte und der zeichnenden Künſte. Alle 14 Tage iſt öffentliche Sitzung. Fremde können zu jeder Zeit durch ein Mitglied eingeführt werden. Man findet hier mehrere ſchöne altdeutſche und einige gute moderne Malereien. Von den Arbeiten der Mitglieder iſt die erſte Sammlung gedruckt worden. Die Stadtbibliothek, mit vielen Handſchriften und alten Drucken, nebſt mehreren ägyptiſchen Merkwürdigkeiten, welche ſich meiſt im großen Römerſaal befindet. Das nun beinahe vollendete prächtige Bibliothekgebäude, wozu der Grundſtein am 18. Oktober 1820 gelegt worden iſt. Die Städel'ſche Stiftung. Banquier Städel († 1816) vermachte ſeine ſehr bedeutende Gemälde- und Kupferſtichſammlung, ſeine Häuſer und ein Kapital von mehr als 1.200.000 fl. zur Begründung dieſes Inſtituts, welches nicht nur die Förderung der Kunſt im Allgemeinen, ſondern auch die Bildung junger Künſtler durch angemeſſene Unterſtützung zur Abſicht hat. Die ſchöne Kunſtſammlung des 1817 verſtorbenen Doktors Grambs kam durch Kauf gleichfalls an dieſes Inſtitut. Die Städel'ſchen Hauptbilder gehören in die niederländiſche Schule. In der letzten Zeit haben jedoch die Vorſteher der Anſtalt auch einige gute Bilder aus der italieniſchen Schule angekauft. Der Cäcilienverein, unter der Leitung des vortrefflichen Schelble. Der Verein für deutſche Sprache, im Jahre 1817 entſtanden, welcher Grotefend, Engelmann ꝛc. unter ſeinen Mitgliedern zählt. Die Bibelgeſellſchaft, ſeit 1816. Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und ihrer Hülfswiſſenſchaften, Ende 1816 geſtiftet. Das Kronſtädtiſche Damenſtift. Das vorzüglich eingerichtete Gymnaſium. Die Bürgerſchule. Die Volksſchulen. Die Mädchenſchule des trefflichen Frauenvereins, eines Inſtituts, das den liebenswürdigen und wackern Frankfurterinnen zur Ehre gereicht, und nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann. Das Engelmann'ſche Töchter-Inſtitut. Der Almoſenkaſten (woraus Dürftige, ohne Rückſicht auf Religionsunterſchied, unterſtützt werden) und das damit verbundene Irrenhaus. Das Senkenbergiſche Stift mit einem botaniſchen Garten (wo das Grab des Stifters), einer Bibliothek, einem anatomiſchen Theater, einem Bürgerſpital und dem damit verbundenen neuen Hauſe der Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft, mit ihren anſehnlichen Sammlungen. Das Spital zum heil. Geiſt, für Geſinde und Handwerksburſche. Die Verſorgungsanſtalt für Alte und Gebrechliche. Das Waiſenhaus. Das Spital der iſraelitiſchen Gemeinde. Privatſammlungen: Die Gemäldeſammlungen des Kammerherrn von Holzhauſen, des geſchickten Landſchafters Schütz, die Gerning'ſchen Sammlungen, beſtehend aus einer Schmetterlingſammlung, welche vielleicht die erſte in Europa iſt, aus Antiken, zum Theil aus Pompeji, aus einer Sammlung alter, meiſt griechiſcher Münzen, in Golde, aus vielen alten Kupferſtichen und einer Reihe trefflicher Gemälde, darunter das herrliche Bildniß Raphaels und ſeines Waffenmeiſters, wahrſcheinlich von ihm ſelbſt (nach Einigen von Giulio Romano). Auch in den Kabinetten mehrerer Bundestags-Geſandten ſind ſchöne, zum Theil erleſene Bilder. — In den Kunſthandlungen von Silberberg, Reinheimer und Preſtel findet man gleichfalls inte-

Digitized by Google

reſſante Kunſtſachen. Bemerkt zu werden verdienen auch die Salzwedel'ſche, Löhrl'ſche und der reichlich verſehene von Rothſchild'ſche botaniſche Garten, ſo wie die naturhiſtoriſchen Kabinette der Herren Dr. Neuburg und Völker. Das dermalen ſo viel geleſene Frankfurter Journal, welches 1615 zuerſt erſchien, iſt die älteſte gedruckte Zeitung Deutſchlands. Die Liebe zum Vergnügen und zu einem weitgetriebenen Aufwand herrſcht unter allen Ständen Frankfurts ſo allgemein, wie in wenig deutſchen Städten. Unter den Vergnügungsörtern ſind die vorzüglichſten: das Schauſpiel, welches zu den beſſern Deutſchlands gehört. Die Oper. Muſikaliſcher Zirkel. Einige geſchloſſene Geſellſchaften oder Collegien. Das große Caſino ꝛc. Unter den Gärten ſind: der Bethmann'ſche wo man eine Sammlung der vorzüglichſten, nach Paris gebrachten Antiken, in trefflichen Gypsabgüſſen, und die bekannte herrliche Ariadne, das Meiſterſtück Danneckers findet; der engliſche Garten des Freiherrn von Holzhauſen. Der Gontard'ſche, Gogel'ſche und noch andere Gärten. — Frankfurt hat 2 Meſſen, deren urkundlich zum erſtenmal in dem Geleitsbriefe K. Friedrichs II. vom Jahr 1240 gedacht wird. Das eigentliche Aufblühen des Frankfurter Handels fällt aber erſt in das 16. Jahrhundert, und die Stadt verdankt dies den gewerbſamen Brabäntern, welche damals, vor der ſpaniſchen Bedrückung hierher flüchteten, doch ſich zum Theil bald wieder hinweg und nach Hanau, Frankenthal und St. Lamprecht wendeten, wo ihre Gewiſſensfreiheit geſichert war. Der Handel mit Fabrik- und Naturprodukten verſchafft der Stadt großen Wohlſtand. Man theilt ihn in Hinſicht der Gegenſtände in Wein-, Speditions-, Wechſel- und Geldhandel ein. Letzteren betreiben die reichen Bankiere; die Börſe iſt im Braunfels. Der Zwiſchenhandel nach Holland, Frankreich, Deutſchland, England, der Schweiz, Italien, Polen, Ungarn, Schweden und Rußland iſt von dem größten Belange, und Frankfurt iſt gewiſſermaßen die Hauptwaarenniederlage der Engländer, Holländer und mehrerer anderen Nationen. Auch iſt dieſe Stadt einer der erſten Wechſelplätze Deutſchlands; ſie rechnet mit den vorzüglichſten Handelsörten direkte, und giebt auf alle anſehnliche Plätze Anweiſungen ab. Die Wechſelzahlungen geſchehen im 20, öffentliche Zahlungen im 22, und Privatzahlungen im 24 Gulden Fuß. Der größte Theil der Wechſel wird aber auf die hieſigen 2 großen Meſſen, am Dienstage nach Oſtern und am Montage vor Maria Geburt, geſtellt. Jede derſelben dauert 3 Wochen; ſie ſind nach denen zu Leipzig die wichtigſten in Deutſchland, und werden von vielen Kaufleuten aus allen deutſchen Manufaktur- und Handelsſtädten, aus Frankreich, Holland, Italien, der Schweiz ꝛc., ſelbſt aus Amerika beſucht. Für die Schifffahrt auf dem Rhein und Main, und die Landfuhren ſind die beſten Anſtalten vorhanden, und auch dieſe Erwerbszweige ſind für die Einwohner ſehr wichtig. An Fabriken und Manufakturen iſt Frankfurt nicht eben reich. Die bedeutendſten Artikel der hieſigen Induſtrie ſind: Tabak, Tapeten, Gold- und Silberwaaren, Galanteriewaaren, Eſſig, mathematiſche und andere Inſtrumente. An geſchickten Handwerkern fehlt es keineswegs. Auch das äußere Frankfurt und ſeine nähern und entferntern Umgebungen nehmen die Aufmerkſamkeit vielfach in Anſpruch. Vor dem Friedbergerthore ſteht das Monument, welches Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, den bei Erſtürmung der Stadt im Jahr 1792 gefallenen Heſſen errichten ließ. Ein andres, Denkmal wollen die dankbaren Frankfurter ihrem Landsmanne Göthe jetzt erbauen. Warum aber nicht lieber ein vollſtändiges, vaterländiſches Pantheon mit den Büſten all der trefflichen Männer, die von hier ausgegangen ſind, und von denen wir nur Senkenberg, Schloſſer, Fichard, die Feyerabend, Savigny, Feuerbach, dann die Künſtler, Elzheimer, J. von Sandrart, J. Lingelbach, A. Mignon, J. H. Roos und M. Roos nennen wollen. Bei Frankfurt ſind viele Steinbrüche, im ſogenannten baſaltiſchen Mandelſtein betrieben. In dieſer Gebirgsart findet ſind der, jetzt ziemlich ſeltene, Hya-

Digitized by Google

leth (Mülleriſches Glas); auch hat man, in einem jetzt verſchütteten Steinbruche, edlen Achat darin entdeckt. Die Wälle und Vorwerke, welche ſonſt die Stadt beengten, ſind jetzt in die anmuthigſten Spaziergänge verwandelt. Dazu kommt die trefflich angebaute Mark und die Menge ſchöner Luſtgärten, die einen wohlthuenden, höchſt erfreulichen Anblick gewähren. Unter den etwas entfernten Umgebungen ſind die ſchönſten: Bornheim, ein vielbeſuchter Flecken, 1 halbe Stunde von der Stadt. Hauſen, im anmuthigen Nidda-Grunde, mit einigen Landhäuſern. Rödelheim, kaum 1 viertel Stunde von Hauſen, der Sitz eines altgräflichen Geſchlechts. Der Schloßgarten und einige Villen verſchönern den Ort; von hier hat man eine romantiſche Ausſicht auf das nahe Taunusgebirge. Das Forſthaus, eine Stunde von der Stadt, auf dem linken Mainufer, in einem Walde, der die Einrichtung eines Luſtparks hat. Niederrad, nicht weit vom Forſthauſe, mit vielen Sommerwohnungen, einer Salmiakfabrik und einer Zuckerſiederei. Das Wäldchen, ganz nahe bei Niederrad. Der Sandhof, unfern des Wäldchens. Der Riedhof, in geringer Entfernung vom Sandhof, eine prächtige Villa des Hrn. Moritz v. Bethmann, mit bequemen Einrichtungen für Gäſte, herrlichen Gehölzen u. einem Wildpark. Oberrad, zwiſchen Offenbach und Frankfurt. Außer den angegebenen Orten und Stellen werden noch beſucht: Die Ginnheimer Höhe und der Röderberg mit ihren herrlichen Ausſichten; die Schlachtfelder bei Bergen und an der Nidda; das Wilhelmsbad mit ſeinen ſchönen Anlagen. — Zu empfehlen ſind: Ulrichs trefflicher Plan von Franfurt im größern und kleinern Format und Kirchners Geſchichte dieſer Stadt, ſo wie deſſen treffliche, mit ſchönen Kupfern ausgeſtattete Beſchreibung von Frankfurt und der Umgegend. Auch v. Gernings Schriften: die Lahn- und Maingegenden ꝛc. und: Die Heilquellen am Taunus ꝛc.

Frankfurt an der Oder, große Handelsſtadt im lebuſiſchen Kreiſe, in der Mittelmark Brandenburg, mit 1356 Häuſern, 10.000 Einwohnern, einem königl. Banko-Comptoir, einem Poſtamt, einer königl. Steinkohlen Niederlage, Stapelgerechtigkeit, einträglicher Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Fiſcherei, Ziegelbrennerei, beträchtlicher Viehzucht, Ackerbau, etwas Weinbau, Zuckerſiedereien, Fabriken für Fayence und Seidenwaaren, Corduan, Leinwand, Störke, Tabak, Bleichen, einer Ofenfabrik, einer Blei- und Schriftengießerei ꝛc. Zur Beförderung des ſehr wichtigen Handels dienen 3 große Meſſen und eine eigene Commerzcommiſſion. Der Tranſitohandel auf der Oder über Breslau durch ganz Schleſien und über Stettin nach der Oſtſee beſchäftigt jährlich gegen 2000 Schiffe. Den Handel mit Leinſamen im Brandenburgiſchen beſitzt dieſe Stadt ausſchließend. Er geht nach Schleſien, Böhmen und Sachſen. Der Handel auf den Meſſen iſt mehr in den Händen der Einwohner; nur in fremden Waaren, die hier nicht verfertigt werden, können Auswärtige Abſatz finden. Die hieſige Univerſität wurde 1810 nach Breslau verlegt. Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt ſind: das Denkmal des Dichters Kleiſt (ſ. d. Art.), und jenes des Prinzen Leopold von Braunſchweig (ſ. d. Art.). In der Nähe der Stadt iſt das Schlachtfeld bei Cunnersdorf (ſ. d. Art.).

Franklin (Benj.), der Urheber der Freiheit und Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes, war den 6. Jan. 1706 von armen Eltern zu Boſton in Nordamerika geboren. Anfangs wollte ihn ſein Vater dem Studium der Theologie widmen; allein ſeine mittelloſe Vermögenslage zwang ihn, von der Realiſirung dieſes Planes abzuſtehen. Seine Familie nährte er anfangs durch den ſpärlichen Ertrag, welchen ihm ſein Färberhandwerk abwarf, und da dieſes Geſchäft den Unterhalt für ſeine Familie nicht mehr deckte, ſo befaßte er ſich mit dem Lichterziehen und Seifenſieden. Bei dieſer Arbeit mußte der junge Benjamin ſeinem Vater hülfreiche Hand leiſten. Er konnte daher ſeinen Hang zur Lektüre nur in den Stunden der Muße befriedigen. Unter den

Digitized by Google

Werken, welche ihm ſein väterliches Haus bot, zeichneten ſich, außer einigen theologiſchen und aſcetiſchen Schriften, nur Plutarchs Lebensbeſchreibungen und de Foe Verſuch über die Projekte aus. Das letzte Werk war für ihn eine Fundgrube herrlicher Ideen, die für die Folgezeit ſeines Lebens von reichhaltigem Einfluſſe waren. Durch Schulunterricht und eigene Forſchbegierde mit mancherlei Kenntniſſen ausgerüſtet, trat er, bei ſeinem eben aus England zurückgekehrten älteren Bruder, Jakob, welcher Buchdrucker war, in die Lehre. Hier benutzte er ſeine Freiſtunden, welche er ſelbſt über einen Theil der Nacht ausdehnte, zum Leſen, wobei ihn ein humaner Kaufmann, Matthiew Adam, mit Büchern verſah, zur Verfertigung ſchriftlicher Aufſätze und Gedichte. Die Lektüre einer Schrift von Tryon, worin die Vortheile der vegetabiliſchen Koſt angeprieſen wurden, ließ in ihm den Entſchluß zur That reifen, jene empfohlene Diät zu verſuchen. Während nun ſeine Mitarbeiter um die Mittagsſtunde die Druckerei verließen, bereitete er ſich ſelbſt ein frugales Mahl, wodurch er Zeit gewann und ſein Geld ſparte. Das Geld, welches er auf dieſe Weiſe erübrigte, verwandte er auf Bücher. Noch ehe er ſein 16. Jahr erreicht hatte, waren Loke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand, Xenophons Denkwürdigkeiten, die Schriften eines Shaftesbury und Collin's ſeine Lieblingsſchriften. Das Ergebniß der dichteriſchen Richtung ſeines emporſtrebenden Geiſtes, waren außer mehreren Gelegenheitsgedichten um dieſe Zeit, zwei in Bezug auf die damaligen Ereigniſſe gedichtete Balladen, die von dem Publikum nicht ohne Theilnahme geleſen wurden. Unſtreitig würde er auf dieſer Bahn weiter fortgeſchritten ſeyn, wenn ihn nicht ſein Vater durch Hinweiſung auf die Lebensbeſchreibung der berühmteſten Dichter belehrt hätte, daß ſie bei all' dem Weihrauche, welcher ihnen von der Mitwelt ſey geſtreut worden, hätten darben müſſen. Die Springfedern ſeiner literäriſchen Thätigkeit bekamen aber einen neuen Schwung, als im J. 1720 oder 1721 ſein Bruder die Herausgabe einer Zeitung unternahm. Da dieſe Zeitſchrift das Intereſſe an gemeinnützigen Unterhaltungen zu fördern ſtrebte, verfaßte Benjamin einen Aufſatz, ſchrieb ihn in verſtellten Schriftzügen ab, legte ihn auf die Thürſchwelle der Druckerei, und hatte das Vergnügen, ſein ſchriftſtelleriſches Erzeugniß aufgenommen zu ſehen. Sein Eifer für die Bearbeitung ſolcher Gegenſtände wurde dadurch belebt, und viele Produkten folgten dieſem Aufſatze, bei welchen er ſich nachher zu erkennen gab. Im Jahr 1723 verließ er, durch Mißhelligkeiten bewogen, die Druckerei ſeines Bruders, und ging nach Philadelphia in Arbeit, wo er in dürftigen Umſtänden ankam. Durch Verbindungen, in die er mit dem Gouverneur der Provinz, William Keith, kam, und der ſich erbot, ihm zur Errichtung einer eigenen Druckerei 100 Pfd. Sterl. darzuleihen, ging er 1724 nach London, um ſich den erfoderlichen Apparat dazu anzuſchaffen. Vor ſeiner Abreiſe hatte er ſich mit Read Miß, der Tochter ſeines Wirthes, verlobt. In England gerieth er, da er ſich in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſah, in drückende Verhältniſſe. Seine mißliche Lage wurde dadurch noch erhöht, daß er für den Unterhalt eines gewiſſen Ralph, welcher ihn auf ſeiner Reiſe begleitet hatte, noch mit zu ſorgen hatte, und mit dem er ſich einem ungeregelten Leben hingab. Seine Muße verwandte er um dieſe Zeit auf Wollaſton's Werk über die natürliche Religion. Das Ergebniß ſeiner Betrachtungen hierüber, welches er in einer Schrift dem Publikum vorlegte, brachte ihn mit einigen engliſchen Gelehrten in Verbindung. Nach einem 18monatlichen Aufenthalte in London, kehrte er 1726 nach Philadelphia zurück. Die Bekanntſchaft, welche er auf dieſer Rückreiſe mit einem gewiſſen Kaufmann Denham machte, verhalfen ihm zu einer Buchhalterſtelle, die aber mit dem Tode ſeines Herrn einging, worauf er ſich genöthigt ſah, aufs Neue zu ſeiner frühern Beſchäftigung, der Buchdruckerei, zurückzukehren. Seinen Studien lag

er dabei mit dem ausdauerndſten Eifer ab, gründete einen wiſſenſchaftlichen Verein junger Leute, unter dem Titel Junta, die wöchentlich mehrere Verſammlungen hielt, und ſich mit Gegenſtänden der Moral, Politik, Phyſik ꝛc. unterhielt. 1728 errichtete er zu Philadelphia in Gemeinſchaft eines Freundes, Meredith, eine eigene Buchdruckerei, wozu dieſer das Geld herlieh. Als ihn dieſer verließ betrieb er das Geſchäft, von einigen ſeiner Freunden unterſtützt für ſeine eigene Rechnung. Seine unermüdliche Induſtrie, die Schönheit und Genauigkeit ſeines Drucks, und die lebhafte Theilnahme ſeiner Freunde, verſchafften ihm bedeutende Beſtellungen und einen ausgebreiteten Geſchäftskreis. Er gab jetzt mit Beifall eine politiſche Zeitung heraus, wurde Drucker der Regierung zu Philadelphia, errichtete 1731 eine Buchhandlung, und begann im darauf folgenden Jahre, jährlich ein Taſchenbuch unter dem Titel: Almanach des armen Richard herauszugeben; eine Schrift, die allerlei nützliche, ökonomiſche, moraliſche und andere Aufſätze enthielt, und die einen ſolchen ausgedehnten Lehrkreis fand, daß zuletzt 10.000 Exempl. davon gedruckt wurden. Indeß lebte ſeine früher erwähnte Braut Miß Read, welche, da ſie ſich von Franklin während ſeines Aufenthaltes in London, mit Gleichgültigkeit behandelt ſah, und ſich deßhalb anderwärts verheirathet hatte, in einer unglücklichen Ehe. Franklin begütigte dieſen Fehltritt, indem er der mittlerweilen Geſchiedenen ſeine Hand am Altare reichte (1730). Im J. 1736 betrat er ſeine politiſche Laufbahn. Er wurde zum Sekretär bei dem Parlamente von Philadelphia, und einige Jahre nachher zum Repräſentanten für die Stadt Philadelphia bei demſelben erwählt. Schon 1737 erhielt er die Stelle eines Poſtmeiſters von Philadelphia. Bei den öfteren Feuersbrünſten daſelbſt, entwarf er den Plan zur Errichtung einer Feuerkompagnie, auf welchen bald ſein vortrefflicher Vorſchlag zur Gründung einer Brand-Aſſekuranzgeſellſchaft erfolgte. Erſt jetzt legte er ſich auf das Studium der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache. Mit Eifer betrieb und unterſtützte er alle literäriſche Einrichtungen ſeines Vaterlandes, und erhielt 1743 den ehrenvollen Auftrag, den Plan der philoſophiſchen Geſellſchaft von Amerika, beſtimmter zu entwerfen. Die um dieſe Zeit bekannter werdende Kleiſtiſche Verſuche, lenkten ſein Augenmerk auf die Elektricität (ſ. d. Art.) 1749 kam er auf die Vermuthung, daß das Weſen des Blitzes bei Gewittern wohl einerlei ſeyn möchte mit der elektriſchen Materie, und ſann auch Nichts eifriger, als die Richtigkeit dieſer Vermuthung durch Verſuche zu erproben. Er verfertigte daher aus ſeidenem Zeuge den ſogenannten elektriſchen Drachen (ſ. d. Art.), und begab ſich im Sommer 1752 an einem ſchwülen Gewittertage mit ſeinem Sohne aufs Feld, ließ daſelbſt den Drachen ſteigen, und kam durch dieſe Verſuchung auf die Erfindung des Blitzableiters (ſ. d. Art.) (1755), deſſen wohlthätige Wirkung ſeinen Namen in ganz Europa bekannt machte. Im Jahre 1761 ſah man es zuerſt, wie ein mit einem Wetterableiter verſehenes Haus in Philadelphia vom Blitze ohne Schaden getroffen wurde. 1762 ertheilte ihm die Orforder Univerſität die Würde eines Doktors der Rechte. Die politiſchen Verhältniſſe der nordamerikaniſchen Colonien nahmen indeß mit jedem Tage eine ernſte Geſtalt an; die amerikaniſchen Patrioten, und die Anhänger des engliſchen Miniſteriums bildeten zwei, ſich wechſelsweiſe ſcharf abſchneidende Parteien. Die Miniſter wollten, trotz Pitts kraftvoller Beredtheit, lieber Amerika zu ihren Füßen ſehen, als nachgeben. Das Parlament kam ihren Wünſchen entgegen. Durch eine Bill wurde den 13 vereinigten Colonien, denen ſchon vorher aller Fiſchfang von Neufoundland verboten war, zum Unglück für mehrere Tauſende, aller Handel und Verkehr mit England unterſagt, und ihr Eigenthum als verfallen erklärt. Es ſchien, die Miniſter ſahen ein, daß über kurz oder lang doch die Frage zur Entſcheidung werde kommen müſſen, ob England überall

befehlen und Amerika gehorchen ſolle; denn zu der zweiten Entſcheidung, England und Amerika, als zwei durch das Band der Verwandtſchaft befreundete Staaten, aber in völliger Unabhängigkeit neben einander beſtehen zu ſehen, ſchienen ſich auch ſelbſt ihre Gegner nicht zu erheben. Sowie die Miniſter auf der einen Seite aufs Aeußerſte gefaßt waren, ſo gab es auf der andern Seite in Amerika eben ſo gut Männer, welche, von einem vaterländiſchen Hochgefühle beſeelt, nicht minder auf das Wohl ihrer Nation dachten. Zu den Letztern gehörte vorzüglich Franklin, deſſen ſchlichte Kleidung, und ein Stock von gemeinem Apfelholze mit dem goldnen Knopfe in Geſtalt eines Freiheitshutes zeigte, daß er die Freiheit ſeines Vaterlandes, deren Verfechter er ward, nur auf das natürliche Bedürfniß der Natur, nicht auf das künſtliche des Ehrgeizes pfropfte. So hatte er ſich gezeigt in London, bei dem großen Verhör vor dem Parlamente über Amerika's Stimme und Lage, ſchon im Jahre 1765, wobei er ſeine Klarheit und ſeine Vaterlandsliebe im hellen Lichte zeigte. Der letztern glaubte er es auch ſchuldig zu ſeyn, als er einige in ſeine Hände gefallene Briefe voll gehäſſiger und verkleinernder Darſtellung, welche Hutchinſon und Andere an die Miniſter geſchrieben hatten, nach Amerika ſandte. Das Miniſterium war darüber erbittert, und Franklin, den bei dieſer Gelegenheit Lord Sandwich den bitterſten und gefährlichſten Feind Englands nannte, erfuhr vor dem Parlamente, wo er eine Bittſchrift der Provinz Maſſachuſets in Beziehung auf jene Briefe überreichte, die ſchimpflichſte Behandlung. Lord Chatams Verſicherung, bei den harten Schmähungen der Andern, daß er ihn für die Ehre Englands und der Menſchheit halte, konnte den durch äußere Ruhe zwar verdeckten, aber innerlich tief empfundenen Unmuth über dieſe Behandlung nicht verwiſchen, bei welcher die Miniſter immer von dem Geſichtspunkte ausgingen, alle Amerikaner als Rebellen zu betrachten und zu behandeln. Indem Franklin bald darauf England verließ, trug er gewiß nicht wenig bei zu dem Schritt, den Amerika, obgleich nicht mit Beiſtimmung aller Provinzen, am 4. Juli 1776 that, indem es ſich für einen unabhängigen und ſelbſtſtändigen Staat erklärte, wodurch es ſich ſelbſt aus Rebellen in Feinde umänderte, ſeinen Soldaten das Recht auf die bisher ſehr vermißte Behandlung nach Kriegsgebrauch verſchaffte, und denjenigen Staaten, die der Haß gegen England geneigt zur Unterſtützung machte, den ſchlechten Schein, aufrühriſchen Unterthanen beizuſtehen, in die rühmliche Ehre, nach Freiheit ringende Bürger zu unterſtützen, verwandelte. Franklin verließ auch ſchon am Ende deſſelben Jahres als 71jähriger Greis Nordamerika, und ging nach Frankreich, damit er, der zuerſt gelehrt hatte, den Blitz zu leiten, auch hier das Ungewitter, welches Nordamerika von England aus überzogen hatte, oder überzog, auf dieſe Regierung mit ableitete. Denn die Nation, durch den Beifall, den Voltaire und Rouſſeau und ihre Schüler dieſer Sache der Freiheit zollten, aufgemuntert, unterſtützte die Amerikaner ſchon auf mannichfaltige Weiſe durch Geldanleihen, welche Franklin erreichte (wie denn auch der berühmte Beaumarchais ſchon im J. 1776 mehrere Schiffe mit Gewehren und andern Bedürfniſſen für Amerika ausrüſtete), jetzt noch mit ſcheinbarem Widerſtreben der Regierung, die aber durch jenen Schritt der Amerikaner allerdings einer öffentlichen Erklärung genähert, und durch das Glück der nordamerikaniſchen Waffen endlich beſtimmt ward. Anfangs unterhandelte er insgeheim. Nachdem aber Ludwig XVI. 1778, nach der Schlacht bei Saratoga, die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt hatte, erſchien der mit der Glorie des ehrfurchtgebietenden Alters umringte Greis als bevollmächtigter Miniſter ſeines Vaterlandes an dem prachtvollen Hofe von Verſailles, als Gegenſtand der allgemeinſten Bewunderung und Verehrung. Ihm ward der hohe Genuß, am 20. Jan. 1783 den Frieden zu ſchließen, wodurch Nordamerika für

Digitized by Google

eine freie Republik erklärt wurde. Bei der Rückkehr nach Philadelphia entſprach die Achtung, mit welcher man ihn hier empfing, ſeinen Verdienſten. Trotz ſeines hohen Alters, nutzte er als Präſident der Verſammlung von Penſylvanien, mit ſokratiſcher Weisheit und Beſonnenheit, bis zu dem 17. April 1790, dem Tage ſeines Todes. Sein Leichenbegängniß wurde mit einem Pompe gefeiert, der in Philadelphia noch ungeſehen war. — Zugleich bereicherte dieſer Mann, der ſich in höherem Wirkungskreiſe um ſeine Mitbürger unſterbliche Verdienſte erwarb, Künſte und Wiſſenſchaften mit den wohlthätigſten Erfindungen. Vorzüglich wichtig ſind ſeine Entdeckungen in der Elektricität, und ganz beſonders die praktiſche Anwendung der Elektricität auf die Theorie der Gewitter, wodurch er die Menſchheit in den Stand ſetzte, dem Feuer des Himmels ſeine Bahn vorzuſchreiben. Aber das feine Gefühl des überall thätigen Mannes, und ſein vielſeitiges Originalgenie dehnte ſich auch über ſchöne Künſte und Literatur aus. Jenes Toninſtrument, das an Zartheit und Süßigkeit nichts neben ſich duldet, die Harmonika, die irriger Weiſe Franklins Erfindung genannt wird, verdankt ihm weſentliche Vervollkommnung. Auch hat man von ihm einige theoretiſche Betrachtungen über die Tonkunſt, über den Geſang und das Versmaas eines Volksliedes, u. ſ. w. Von ihm iſt der mit Recht ſo bewunderte Aufſatz: der arme Jakob, der im zweiten Theile von Engels Philoſophen für die Welt frei überſetzt ſteht, ſo wie noch andere kleine Schriften. Eine Sammlung davon, nebſt ſeinem Briefwechſel, iſt nach ſeinem Tode auch ins Deutſche überſetzt erſchienen. Angeborne und erworbene Eigenſchaften machten dieſen Mann zu einem der achtungswertheſten in der Geſchichte. Menſchenliebe und Freimüthigkeit waren die Grundlagen ſeines Karakters; eine ungetrübte Heiterkeit, eine einnehmende Gefälligkeit im gemeinen Leben, und eine beſtändige Gleichmüthigkeit in großen Unternehmungen, verbanden ſich in ihm mit der größten Vorſicht des Betragens. Alles, was ihm vorkam, griff er ſtets auf die einfachſte Weiſe auf, und prüfte es hiernach. Langeweile und Schmerz ſuchte er durch Arbeit und Mäßigkeit zu entfernen. Ohne gleichgültig gegen den Ruhm zu ſeyn, verachtete er doch ungerechte Urtheile; und wenn ihn zwar Dankbarkeit erfreute, ſo wußte er doch auch dem Neide zu verzeihen. Im Umgange war er äußerſt anziehend. Als Nachkommen hinterließ er einen Sohn und eine Tochter, die den größten Theil ſeines Vermögens erbten; ſeinem Enkel William Temple Franklin aber vermachte er ſeine Bibliothek und alle ſeine Papiere, ſowie auch mehreren Stiftungen anſehnliche Legate. Der berühmte Encyklop. d'Alembert bewillkommte Franklin bei ſeiner Aufnahme in die franz. Akademie mit dem trefflich bezeichnenden Hexameter:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis.

Dem Himmel entriß er den Blitz, den Tyrannen muthig das Scepter.

Die Grabſchrift, welche Franklin ſich ſelbſt ſetzte, lautet alſo: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der ſeiner Inſchrift und Vergoldung beraubt iſt), eine Speiſe für die Würmer; doch wird das Werk ſelbſt nicht verloren ſeyn, ſondern (wie er glaubt) dermaleinſt erſcheinen in einer neuen, ſchönern Ausgabe, durchgeſehen und verbeſſert von dem Verfaſſer."

Frankreich, Geſchichte von. Im höhern Alterthum war nicht allein das heutige Frankreich, ſondern auch noch das ganze linke Rheinufer mit den Niederlanden, und ein großer Theil des nördlichen Italiens von einem mächtigen Volke, den Galliern, bewohnt. Jahrhunderte lang hatten die Römer mit den Galliern in Italien zu kämpfen, und die Unterjochung dieſer bahnte ihnen endlich den Weg in das eigentliche Gallien, das heutige Frankreich. Schon hatten ſie Städte, wie Aix und Narbonne, gegründet, ſchon

Digitized by Google

die Provence unterjocht, als endlich Jul. Cäſar in 8 blutigen Feldzügen, von 58—50 vor Chriſti Geburt die verſchiedenen Völkerſchaften der Gallier überwand, und ganz Gallien in eine römiſche Provinz verwandelte. In keinem Lande ſchlugen römiſche Sprache, Sitten und Einrichtungen ſo tiefe Wurzeln als hier; ſo daß nach einigen Jahrhunderten Gallien zwar alle Wohlthaten eines gebildeten Zuſtandes genoß, aber auch alle Laſter der Verfeinerung angenommen hatte, und das entartete Volk nicht im Stande war, den, vom Ende des 4ten Jahrhunderts an, von allen Seiten eindringenden Schwärmen germaniſcher Völker Widerſtand zu leiſten. Furchtbar war das Schickſal dieſes blühenden Landes während der Völkerwanderung, vom 4ten bis zum Ende des 5ten Jahrhunderts. Schon mit dem Ende des 3ten Jahrhunderts brachen die Franken, ein mächtiger deutſcher Stamm, oder vielleicht auch ein Bund mehrerer Völkerſchaften, über den Rhein und breiteten ſich immer mehr in den Niederlanden und dem nördlichen Frankreich aus. Im Anfange des 5ten Jahrhunderts, drangen Vandalen, Alanen, Sueven, andre germaniſche Völker, über den Rhein, und durchzogen verwüſtend das Land bis an die Pyrenäen, von wo ſie in Spanien eindrangen. Um dieſelbe Zeit dringen die Weſtgothen aus Italien vor, und überſchwemmen das ſüdliche Frankreich und Spanien; die Burgunder endlich, nachdem ſie von den ohnmächtigen Römern Land in der Schweiz und an der Rhone erhalten, verbreiten ſich über das ſüdöſtliche Frankreich. Um den Greuel der Verwüſtung zu vollenden, erſcheint um die Mitte des 5ten Jahrhunderts Attila, an der Spitze der Hunnen, eines mongoliſchen Volkes aus dem Innern Aſiens, und vieler andrer ihm unterworfenen Völker, und dringt bis Chalons vor, wo aber die Anſtrengungen der Römer, Weſtgothen und andrer ihn zum Rückzug bewegen. Endlich gelingt es dem kühnen Anführer der Franken, Chlodowich (Clovis), der ſich zum Chriſtenthum bekehrte, (von 482—486) den Römern den letzten Schatten der Macht in Gallien zu entreißen, die Weſtgothen beinahe ganz zu vertreiben, und ſich die Burgunder unterwürfig zu machen. Zu gleicher Zeit hatte er auch ſeine ſiegreichen Waffen bis tief ins Innere von Deutſchland getragen, und ward ſo der Stifter des großen Frankenreiches, welches ſich von den Gränzen der Sachſen und der ſlaviſchen Völker im öſtlichen Deutſchland bis an die Pyrenäen erſtreckte. Die große fränkiſche Monarchie unter Chlodowig ſetzte der Völkerwanderung ein Ziel, aber innere Unruhen folgten auf ſeinen Tod, 511. Nach der Sitte der Zeit hatte er ſein Reich unter ſeine 4 Söhne getheilt, und über 200 Jahre hindurch bietet nun die fränkiſche Geſchichte das traurige Schauſpiel von Bruderzwiſt, Enthronungen und Ermordungen dar, in welchem beſonders zwei Weiber, Brunehild und Fredegunde, die ſchändlichſte Rolle ſpielen. Gegen das Ende dieſes Zeitraums war das Anſehn der Könige faſt gänzlich geſunken, und ihre vornehmſten Hofbediente, die majores domus, (maires du palais, urſprünglich Aufſeher über das Hofgeſinde) hatten alle Gewalt an ſich geriſſen, und regierten an der Stelle der unfähigen und trägen Fürſten. Auch dieſes Amt ward endlich wie andre Aemter und Lehne erblich; Pipin von Herſtall übertrug es ſeinem Sohne, dem Helden Carl Martell, welcher durch ſeinen Sieg über die Sarazenen bei Tours 732 berühmt iſt. Dieſer konnte es ſchon wagen, den Thron eine Zeitlang unbeſetzt zu laſſen. Unter ſeinen Söhnen Carlmann und Pipin ward zwar noch einmal ein Abkömmling Chlodowigs, Childerich III., 742 auf den Thron geſetzt; als aber Carlmann den geiſtlichen Stand ergriffen, ſteckte Pipin den unfähigen Schattenkönig in ein Kloſter, und ließ ſich mit Bewilligung des Volks zu Soiſſons 752 zum König krönen und ſalben. So endete die erſte Dynaſtie der fränkiſchen Könige, die der Merowinger, von Merowäus, einem Vorfahren Chlodowigs, genannt.

Pipin der Kurze oder Kleine, Vater Carls des Großen, begründete die 2te

Digitized by Google

Dynaſtie, die der Carolinger. Pipin hinterließ 768 zwei Söhne, Carlmann und Carl; Letzterer beherrſchte ſeit dem Tode ſeines Bruders 771 das ganze fränkiſche Reich. Große Siege, ausgezeichnete Talente zur Verwaltung eines ungeheuern Reichs, vortreffliche Einrichtungen und Geſetze, und Liebe zu den Wiſſenſchaften haben Carln mit vollem Rechte den Namen des Großen erworben. In ſeinen früheren Jahren beſchäftigten ihn beinahe unaufhörliche Kriege. Die unruhigen Araber wurden kräftig zurückgewieſen, und eine fränkiſche Mark (Gränzprovinz), die ſich bis an den Ebro erſtreckte, in Spanien errichtet, 778. Die Longobarden, deren Reich das nördliche Italien umfaßte, und die in ewigem Streite mit den Päpſten lebten, beſiegte Carl 773; der letzte König Deſiderius wird gefangen und in ein Kloſter geſchickt, und die Beſitzungen des Papſtes anſehnlich erweitert. Die ſlaviſchen Völker im Oſten von Deutſchland werden theils unterjocht, theils in ihre Gränzen zurückgetrieben. Den hartnäckigſten Kampf indeß hatte Carl mit den noch heidniſchen Sachſen im nördlichen Deutſchland zu beſtehen. Häufig geſchlagen und zum Frieden gezwungen, brachen ſie mehrmals unter ihrem tapfern Wittekind wieder hervor, und es koſtete Carln 32 Jahre, von 772—804, ehe es ihm gelang, die Sachſen zu überwinden, und ſie zur Annahme des Chriſtenthums zu zwingen. So erſtreckte ſich ſein Reich von der Eider bis jenſeits Rom, und von der Raab in Ungarn bis an den Ebro. Unermüdlich war dabei Carl, für die innere Wohlfahrt ſeiner Staaten zu ſorgen; er demüthigte die mächtigen Vaſallen, brach ihre Macht, indem er an die Stelle großer Herzöge mehrere Grafen ſetzte; durchzog in unaufhörlichen Reiſen ſein weites Reich, um mit eigenen Augen zu ſehen, und ſendete häufig Abgeordnete, (missi regii). welche die Verwaltung der Grafen und Biſchöfe unterſuchen mußten. Er ſelbſt hatte wohl nur wenig Bildung, aber liebte die Wiſſenſchaften, zog fremde Gelehrte an ſeinen Hof, und zwang überall die Geiſtlichkeit, bei jedem Kloſter und jeder Hauptkirche Schulen anzulegen. Um den Glanz ſeines Reiches zu vermehren, ließ er ſich 800 zu Rom vom Papſte Leo III. zum römiſchen Kaiſer krönen, und ſtellte ſo das durch die Völkerwanderung zerſtörte abendländiſche Kaiſerthum wieder her, welches ſeitdem bei ſeinen Nachfolgern in Deutſchland bis auf unſre Tage geblieben iſt. Er ſtarb 814. Unwürdige Nachkommen, welche die Geſchichte nur nach ihren geiſtigen und körperlichen Gebrechen: der Kahle, der Dicke, der Stammler, der Einfältige, der Faule, unterſcheidet, führten bald die Zertrümmerung ſeines großen Reiches herbei. Schon ſein Sohn Ludwig der Fromme vermochte nicht das große Gebäude aufrecht zu erhalten, und ſtarb 840 als ein Gefangener ſeiner unnatürlichen Söhne, denen er das Reich getheilt, und die ihn zweimal abſetzten. Unter dieſen Söhnen kam die Theilung des Reichs durch den Vertrag von Verdun 843 zu Stande; Lothar erhielt Italien, Ludwig der Deutſche, Deutſchland und Carl der Kahle die weſtlichen Theile des Reiches, woraus von nun an ſich das franzöſiſche Reich entwickelte. Bis 987 herrſchten noch dem Namen nach die elenden Carolinger, aber ihre Schwäche vermochte es nicht zu hindern, daß große Provinzen von ihrem Reiche abgeriſſen wurden: die ſpaniſche Mark ging verloren, im Süden entſtand das burgundiſche Reich, im Oſten das Lothringiſche, und der kühne Rollo, ein Anführer normänniſcher Abentheuer, erzwang ſich den Beſitz von Neuſtrien oder der Normandie. Zu gleicher Zeit ertrotzten die mächtigen Vaſallen die Erblichkeit ihrer Lehne, ja der Verwaltungsämter im Staate, und unterjochten immer mehr die ſchwachen Städte, die minder mächtigen Vaſallen und Freien, ſo daß am Ende dieſer Periode den Königen nichts als ein leerer Titel geblieben war, und außer dem Adel das ganze Volk unter der ſchmählichſten Knechtſchaft ſeufzte. Wie einſt unter den Merowäern die Majordomen, ſo erhaben ſich unter den letzten Carolingern die tapfern Nachkommen Roberts,

Digitized by Google

Grafen von Paris, bis endlich einer derſelben, Hugo, mit dem Zunamen Capet (Kopf, tüchtiger Mann), ſich nach dem Tode des letzten Carolingers Ludwigs des Faulen 987 zum König krönen ließ, und ſo das noch jetzt vorhandene Geſchlecht franzöſiſcher Könige, das der Capetinger, gründete. Von hier an zeigt die franzöſiſche Geſchichte das von allen Königen mit mehr oder weniger Glück und Geſchick verfolgte Beſtreben, die Uebermacht ihrer Vaſallen zu brechen, einen freien, den Königen allein ergebenen Mittelſtand zu ſchaffen, und die königl. Macht auf den Trümmern jener furchtbaren Adels-Ariſtokratie zu erheben: ein Beſtreben, welches vom 15ten Jahrhundert an raſche Fortſchritte machte, und unter Ludwig 14. ſeine höchſte Vollendung erhielt. Robert (987—997), Hugo's Sohn, war ſchon bei der Thronbeſteigung ſeines Vaters zum Mitregenten ernannt worden. Er führte eine lange, ziemlich friedliche Regierung, und beſaß eine große Gutherzigkeit, ohne ſchwach zu ſeyn. Heinrich 1. (1003—60) hatte viel zu thun, um die Empörungen zu dämpfen, die ſeine Mutter erregte, um ihm den Thron zu rauben. Mit Hülfe des Herzogs von der Normandie, Robert des Teufels, unterdrückte er ſie. Beſonders erregten Graf Otto von Champagne, dann ſeine beiden Söhne, Stephan und Theobald, Heinrichs jüngerer Bruder, Odo, und der Graf von Meulun, gefährliche Unruhen, wurden aber überwunden und beſtraft. In den Erbfolgekrieg wegen der Normandie wurde er gleichfalls verwickelt, und kriegte auf Seiten des Herzogs Wilhelm glücklich gegen ihn, auf Seiten des Grafen Wilhelm von Talou aber unglücklich. Unter Heinrichs 1. Regierung wurde der Gottesfriede in Frankreich eingeführt, und das Königreich Burgund oder Arelat fiel nach Rudolphs 3. Tode an Deutſchland. Philipp 1. führte die Reichsregierung mit Weisheit und Würde, und vergrößerte das königliche Anſehen. In Flandern benahm er ſich bei dem Streit um den Beſitz dieſer Grafſchaft, als Beiſtand des rechtmäßigen Erben, höchſt zweideutig, und verlor dabei, außer einer Schlacht, auch die Achtung ſeines
7 Volkes. Gregor 8. widerſetzte er ſich nicht, und gab ihm dadurch den Muth, ihn in den Bann zu thun, und die franzöſiſche Cleriſei ſich gänzlich zu unterwerfen. Der Herzog Wilhelm von der Normandie hatte England erobert, und ſeinen älteſten Sohn zur Regierung des Herzogthums zurückgelaſſen. Dieſer zettelte gefährliche Unruhen gegen ſeinen Vater an, und Philipp unterſtützte ihn dabei auf eine unedle Weiſe. Als er ſich aber einen unziemlichen Scherz über Wilhelms Dickheit und Kränklichkeit erlaubte, ſo reizte er ihn dadurch zum Zorne, den er durch die Verheerung mehrerer franzöſiſchen Provinzen kühlte. Philipp ſchied ſich von ſeiner Gemahlin, entführte die Frau eines Andern, und ließ ſie ſich antrauen. Er wurde deßhalb in den Bann gethan, und ſein Anſehn gerieth darüber ſo in Verfall, daß das Reich einer gänzlichen Zerrüttung nicht entgangen wäre, wenn ſein Sohn und Mitregent Ludwig nicht eine ausgezeichnete Kraft und Klugheit beſeſſen hätte, und dadurch im Stande geweſen wäre, Ordnung in der Verwaltung und Ruhe im Staate zu erhalten. Unter Philipp 1. fingen die Kreuzzüge an. Ludwig 6., der Dicke, war einer von Frankreichs würdigſten Königen, der dem Unweſen der großen Reichsvaſallen Schranken ſetzte, wozu ihm die Kreuzzüge, durch die Entfernung vieler mächtigen Barone, einen bequemen Anlaß darboten, und wobei ihn ſein weiſer Miniſter, der Abt Suger von St. Denys, auf das Beſte unterſtützte. Mehr noch wirkte er zur Einſchränkung des hohen Adels durch die Einführung der ſtädtiſchen Gemeinheiten, aus denen ein dritter Stand hervorging, der zum Gegengewicht der Geiſtlichkeit und des Adels diente, und das Anſehen der Könige vermehrte. Er führte langwierige Kriege mit England, hauptſächlich wegen der Normandie, in denen viel Blut vergoſſen und doch wenig entſchieden wurde. Unter ſeiner Regierung ſtiftete Hugo von Payens in-

Digitized by Google

Paläſtina den Tempelherren-Orden; auch lebte zu ſeiner, ſeines Vaters und ſeines Sohnes Zeit der heil. Bernhard, Abt von Clairveaux, und Abälard. Ludwig 7. beſaß mehr Tapferkeit und Gutmüthigkeit, als Klugheit, doch überließ er ſich während der erſten fünfzehn Jahre ſeiner Regierung der Leitung des ſtaatsklugen Suger, der die Reichsverwaltung mit großer Weisheit und vielem Glücke führte. In ſeiner Regierungszeit fallen die Kriege mit England. Die erſte Veranlaſſung dazu gab die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer, Herzog von Normandie (1066), der zugleich alſo nun ein Vaſall Frankreichs und ein unabhängiger König war. Die Veranlaſſungen zur gegenſeitigen Eiferſucht wurden noch vermehrt, als die verſtoßene Gemahlin Ludwigs 7., Eleonore, 1152 ihr Erbgut Guyenne und Poitou ihrem zweiten Gemahl Heinrich von Anjou, in der Folge König von England, zubrachte, ſo daß England nunmehr beinahe alle weſtliche Provinzen Frankreichs beſaß. Schon hatten die gegenſeitigen Neckereien und Kriege mit abwechſelndem Erfolge über 2 Jahrhunderte gedauert, als endlich das Emporkommen des Hauſes Valois in Frankreich ernſtlichere Kriege mit England veranlaßte. Philipps des Schönen 3 Söhne, Ludwig 10., Philipp 5. und Carl 4., ſtarben ſchnell nach einander, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen, und nach des Letztern Tode ward Philipp 6. von Valois, Philipps des Schönen Bruders Sohn, von den Ständen ohne Ausnahme 1328 als König anerkannt. Nur Eduard 3., König von England, machte Anſprüche auf die Krone Frankreichs, wegen ſeiner Mutter, einer Schweſter des letzten Königs. Seine Gründe, allerdings unbedeutend, waren es indeß weniger in einer Zeit, wo noch in keinem Reiche die ſtrenge Erbfolge in männlicher Linie geſetzlich beſtimmt war, und auch in Frankreich ihm nur das alte Herkommen entgegengeſetzt werden konnte; und nur zu gut wußte er und ſein tapferer Sohn, Eduard, Prinz von Wales, bekannter unter dem Namen des ſchwarzen Prinzen, ſeine Anſprüche mit den Waffen zu unterſtützen. Mit einem an Zahl weit geringeren Heere erfocht er 1346 den großen Sieg bei Crecy in der Picardie, worauf Calais in ſeine Hände fiel, und 10 Jahre nachher (1356) ward ſogar der König Johann von Frankreich in der Schlacht bei Poitiers gefangen. Mit dem Tode dieſer beiden Helden verſchwand das Kriegsglück der Engländer; Carl 5. der Weiſe (1364—80) entriß ihnen, vorzüglich durch den tapfern Bertrand du Guesclin, eine Provinz nach der andern; aber noch Einmal erreichte ihr Glück ſeinen Gipfel unter dem blödſinnigen Carl 6. (1380—1422), um dann unter deſſen Sohne Carl 7. (1422—61) auf immer vernichtet zu werden. Die Minderjährigkeit und dann der Wahnſinn Carls 6. ſtürzten ſein Reich in einen Abgrund von Verwirrung; von Außen durch England gedrängt, ward es innerlich durch die Herrſchſucht der Königin Iſabella von Baiern, ihre Feindſchaft gegen ihren Sohn, den Dauphin Carl (7.), den ſie von der Regentſchaft verdrängte, und durch die Eiferſucht und Zwietracht mächtiger Vaſallen, vorzüglich der Herzoge von Burgund und von Orleans, zerfleiſcht. Iſabella hatte ſich mit dem Herzoge von Burgund gegen ihren Sohn verbunden, und an den kriegeriſchen Heinrich 5. von England angeſchloſſen, dem ſie ihre Tochter zur Gemahlin gegeben, damit er nach des blödſinnigen Königs Tode beide Reiche vereinigen ſollte. Der große Sieg bei Azincourt 1415 hatte den Engländern Paris und ganz Frankreich eröffnet, und ſelbſt der bald erfolgte Tod Heinrichs änderte wenig in der Lage Frankreichs; ſein Sohn Heinrich 6. ward als Kind von 9 Monaten zum König von England und Frankreich zu Paris ausgerufen, die Heere Englands unter den tapfern Brüdern Heinrichs 5., Bedfort und Gloſter, ſiegen überall, und ſchon blieb dem Dauphin Carl kein Platz an dem rechten Ufer der Loire übrig, außer dem hart bedrängten Or-

leans, als plötzlich ein unbekanntes Hirtenmädchen Jeanne d'Arc, (ſ. d. A) aus dem Dorfe Dom Remi, ſich dem Dauphin darſtellt, und ſich ihm als eine von Gott geſendete Retterin Frankreichs ankündigt. Alle Zweifel ſchwinden vor ihrer einfachen und beſtimmten Rede; ihr Anblick, ihr Wort, ihr Beiſpiel begeiſtert das Heer, Orleans wird entſetzt, die Engländer in mehreren Gefechten geſchlagen; ihr Ruf verbreitet ſich mit reißender Schnelle, erfüllt die Ihrigen mit unüberwindlicher Zuverſicht, die Feinde mit Grauen und Schrecken, und ihrer Zuſage gemäß geleitet ſie den Dauphin mitten durch ſeine Feinde nach Rheims, wo er zum Könige gekrönt wird. Unbegreiflich iſt es, wie nach ſolchen Thaten Carl 7. nichts zu ihrer Rettung unternahm, als ſie bei einem Ausfall aus Compiegne von den Burgundern gefangen, von dieſen an die Engländer verkauft, und von einem bloß aus Franzoſen zuſammengeſetzten Gerichte, und auf Betrieb der Univerſität von Paris als Zauberin zum Tode verurtheilt, und zu Rouen 1431 verbrannt wurde. Ihr Tod hemmte indeß nicht die Fortſchritte der franzöſiſchen Heere; ihrer beſten Heerführer nach und nach beraubt, und in bürgerlichen Fehden verwickelt, vermochten die Engländer nicht, ihre franzöſiſchen Beſitzungen zu behaupten, ſie gingen Alle in wenig Jahren, bis 1451, mit Ausnahme Calais's, verloren. Dieſe langen, verheerenden Kriege, indem ſie den Wohlſtand der Städte und des Adels zerrütteten, trugen nicht wenig dazu bei, die Macht der Könige zu vergrößern. Schon wurden ſie als die höchſten Richter des Reichs betrachtet, und unter dem Vorwande der Noth erlaubten ſie ſich immer häufiger Abgaben ohne Zuziehung der Stände auszuſchreiben, welche ſie leicht beitreiben konnten, da eben dieſe Kriege die erſte Veranlaſſung zur Errichtung ſtehender Heere gaben, welche von jeher die nothwendigen und kräftigen Stützen des Despotismus geweſen ſind. Bald fand ſich auch der Mann, der von den Umſtänden begünſtigt, die königliche Macht auf einen damals unerhörten Gipfel erhob. Der feige Ludwig 11. (1461—83), der auch Meineid und Meuchelmord nicht ſcheute um ſeine Abſichten durchzuſetzen, verſtärkte noch ſeine Macht durch 6000 Schweizer, die er in Sold nahm, und vernichtete auf gleiche Weiſe die bisherigen Vorrechte des Adels und der Städte. Er iſt als der wahre Gründer jenes, willkührlichen Regierungsſyſtems anzuſehen, welches von ſeinen Nachfolgern immer höher geſteigert, endlich wohl die Revolution herbeiführen mußte. Sobald die Könige von Frankreich auf dieſe Weiſe zu einer beinahe unumſchränkten Herrſchaft gelangt waren, fingen ſie an auch auf andre Länder ihre Aufmerkſamkeit zu richten. Die verſchiedenen Staaten von Europa traten nunmehr in häufigere Berührung mit einander, und Anſprüche auf oft entlegene Provinzen, Eiferſucht über die wachſende Macht des einen, veranlaßten nunmehr jenes Gewebe von gegenſeitiger Hinterliſt, welches man mit dem Namen der neuern Politik bezeichnet, und welches ſeitdem Bündniſſe und Kriege hervorgerufen hat, die zwar oft für die Zeitgenoſſen wichtig und verheerend genug waren, in der Weltgechichte aber immer nur einen ſehr untergeordneten Platz einnehmen. So waren die zahlreichen Kriege beſchaffen, welche die Regierungen Carls 8. 1483—98, Ludwigs 12. 1498—1515, und ſelbſt Franz 1. 1515—47 ausfüllten, und meiſtens den Beſitz von Neapel und von Mailand zum Gegenſtande hatten. Unter Franz 1. kam noch die Eiferſucht gegen Carl 5. von Spanien hinzu, welcher trotz der Bemühungen ſeines Gegners zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde. Beide Fürſten bekriegten ſich zeitlebens, ohne daß ein bedeutendes Reſultat aus dieſen Kämpfen hervorging; obgleich Franz 1. in der Schlacht von Pavia 1525 gefangen genommen, nach Spanien gebracht, und dort 1 Jahr lang zurück gehalten wurde. Dieſe Kriege legten den erſten Grund zu jener auf Alle ſpätere franzöſiſche Könige fortgeerbten

Digitized by Google

Eiferſucht gegen das Haus Oeſterreich, wodurch in Deutſchland ſo viel Blut gefloſſen. Bedeutender ſind die Bewegungen, welche die Reformation in Frankreich veranlaßte. Die Meinungen Luthers und Zwingli's hatten gleich Anfangs bedeutenden Eingang, beſonders im ſüdlichen Frankreich gefunden; den größten Einfluß aber auf die Bildung des Proteſtantismus in Frankreich hatte Johannes Calvin (ſ. d. Art.). Franz I. verfolgte die Proteſtanten mit Feuer und Schwert, mehr indeß aus politiſchen Gründen, als aus Religionseifer. Unter ſeinem Sohne Heinrich II. 1547—59, und deſſen ſchwachen Söhnen und Nachfolgern Franz II. 1559—60, Carl IX. 1560—74, Heinrich III. 1574—89, gewann der Proteſtantismus immer zahlreichere Anhänger, und veranlaßte beinahe unaufhörliche Unruhen und Kriege, und ward bald unter den Händen der Großen zu einer politiſchen Partei-Angelegenheit. Es war bei der körperlichen und geiſtigen Schwäche der 3 letzten Valois beinahe mit Gewißheit vorauszuſehen, daß mit ihnen ihr Haus ausſterben würde. Neben ihnen hatten ſich damals die Guiſen, ein Nebenzweig der lothringiſchen Fürſten, erhoben, und beherrſchten das Reich bald in Verbindung mit der Königin Mutter, der Catharina v. Medicis (ſ. d. Art.), bald auch mit ihr entzweit. Eifrig für die Sache des Catholizismus eingenommen, verletzte es eben ſo ſehr ihre Ueberzeugung als ihren Ehrgeiz, daß das Haus Bourbon, die Abkömmlinge eines jüngern Sohnes Ludwigs IX., die nächſten Anſprüche auf den Thron hatten, und zugleich die erklärten Häupter der Proteſtanten waren. Verſchwörungen, Meuchelmord, Aufruhr und häufige Kriege waren die Folgen dieſer Spannungen unter den 3 letzten Valois. Schon ließ die gegenſeitige Erſchöpfung einen dauerhaften Frieden hoffen: Heinrich von Bourbon, König von Navarra, in der Folge Heinrich 4., damals das Haupt der Proteſtanten, ward zu einer dauernden Verſöhnung nach Paris gelockt, die Schweſter des Königs Carls 4. ſollte ſeine Gemahlin werden und ward es; der Admiral von Coligny, ein ehrwürdiger Greis, und viele andre der vornehmſten Häupter der Proteſtanten, begleiteten ihn nach Paris; als plötzlich auf das Geheiß der Guiſen und der Königin Mutter, in der Nacht des 24. Auguſt 1572, die Sturmglocke ertönte zum Zeichen der Ermordung aller Proteſtanten. Viele Tauſende fielen unter den Dolchen der Meuchelmörder, Coligny einer der erſten, und ſelbſt ſein Leichnam ward auf das unwürdigſte gemißhandelt. Nur Heinrich von Navarra ward verſchont. Befehle waren nach allen Provinzen geſchickt, dort ein ähnliches Blutbad zu veranſtalten, welches jedoch von einzelnen chriſtlichen Biſchöfen und Commandanten gehindert ward. Doch rechnet man, daß in dieſer Schreckensnacht (ſ. Bluthochzeit), in Paris und in den Provinzen an 30.000 Proteſtanten als Opfer fielen. Dieſes Ereigniß konnte die Macht der Proteſtanten nicht brechen; Carl 9. ſtarb bald darauf in der Blüthe ſeiner Jahre an einer entſetzlichen Krankheit, in welcher ihm das Blut aus allen Theilen der Haut herausdrang, und ſein letzter Bruder Heinrich 3., den die Polen zu ihrem König erwählt hatten, entfloh auf dieſe Nachricht von Warſchau, und eilte ſeinen Thron einzunehmen. Schwächer, aber eben ſo grauſam als ſein Bruder, konnte er doch den Uebermuth der Guiſen nicht ertragen, und ſah ſich bald genöthigt, ſich in die Arme ſeines Feindes Heinrichs von Bourbon zu werfen. Beide vereint belagerten Paris, worin die Guiſen ſich hartnäckig vertheidigten, und hier war es, wo Heinrich 3., der letzte Valois, 1589 von der Hand des Jaques Clément (ſ. d. Art.) fiel. Die Krone fiel nun auf das Haupt Heinrichs 4., welcher indeß noch 4 Jahre um den Beſitz derſelben kämpfen mußte. Die Guiſen und ihre Anhänger hatten unter dem Beiſtande Philipps 2. von Spanien eine Verbindung unter dem Namen der Ligue geſchloſſen, um den proteſtantiſchen König vom Throne zu

entfernen, und bildeten eine mächtige Partei im Reiche. Um ferneres Blutvergießen zu verhüten, bekannte ſich Heinrich endlich 1593 zur katholiſchen Religion, und nun erſt unterwarfen ſich ihm nach und nach alle Städte ſeines Reiches. Den Proteſtanten gab er 1598 das Edikt von Nantes (ſ. d. Art.), worin ihnen völlige Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den katholiſchen Unterthanen eingeräumt wurden. Seine ritterliche Tapferkeit, ſeine ungeheuchelte Liebe für ſein Volk, ſein heitres, einfaches, leutſeliges Weſen, ſeine Bemühungen, den geſunkenen Wohlſtand der niedern Volksklaſſen zu heben, haben ſein Andenken in Segen erhalten, und noch jetzt haben die Pariſer ſeine in der Revolution geſtürzte Statue mit der höchſten Begeiſterung wieder errichten helfen. Ein Ungeheuer, Ravaillac, ermordete den Liebling des Volks mit 2 Meſſerſtichen, auf öffentlicher Straße in ſeinem Wagen 1610. Die Regierung ſeines ſchwachen Sohnes und Nachfolgers Ludwigs 13. war voll bürgerlicher Unruhen, welche der Ehrgeiz ſeiner Mutter Maria von Medicis, der Großen des Reichs und die Bedrükkung der Proteſtanten hervorriefen. Das innere Glück Frankreichs, durch Heinrich 4. und ſeinen großen Miniſter Sully begründet, verfiel immer mehr und mehr; aber eine Reihe großer Miniſter erhoben dagegen die Macht Frankreichs auf den Gipfel, welchen ſie unter Ludwig 14. eine Zeitlang behauptete. Sully hatte ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf den Ackerbau und die Finanzen gerichtet, und durch Ordnung und weiſe Sparſamkeit das Land erleichtert und bereichert. Der allmächtige Cardinal Richelieu (ſ. d. Art.) unter Ludwig 13. brachte durch Verſchwendung und Kriege die Finanzen zwar in Unordnung, aber ſeine Strenge und ſeine großen Talente unterdrückten nicht nur die noch unruhigen Großen, zertrümmerten die Macht der Proteſtanten, und begründeten aufs Neue die unumſchränkte Macht der Könige, ſondern ſtets darauf bedacht, die Macht Oeſterreichs zu brechen, nahm er durch Geld und Truppen einen thätigen Antheil an dem 30jährigen Kriege, welcher damals Deutſchland verwüſtete, und legte den erſten Grund zu dem Vergrößerungsſyſtem Frankreichs, welches ſich unter Ludwig 14. vollkommen ausbildete. Die Regierung Ludwigs 14. (1643—1715) iſt als das Zeitalter des höchſten Glanzes für Frankreich berühmt, aber nur der geringſte Theil des Verdienſtes fällt davon auf ihn ſelbſt zurück. Er herrſchte unumſchränkt und ohne Widerſtand zu finden, aber Richelieu hatte die Macht der Könige begründet, und Mazarin, welcher bis 1661 das Staatsruder führte, ſie befeſtigt. Seine Armeen erfochten glänzende Siege, aber nur ſo lange, als Condé und Tureme ſie führten; die letzten Kriege liefen höchſt unglücklich für Frankreich ab. Er hat Frankreich und beſonders Paris mit den ſchönſten Gebäuden und Denkmälern verziert, aber 4500 Millionen Schulden hinterlaſſen. Künſte und Wiſſenſchaften blühten unter ihm, wie nie vorher, er zog viele bedeutende Gelehrte und Dichter an ſeinen Hof, ja er ließ ſogar ausländiſchen Gelehrten Penſionen zahlen; er ſelbſt aber war höchſt unwiſſend, und daher oft ſehr ungeſchickt in der Wahl derer, die er begünſtigte. Sein Zeitalter heißt das goldene der franzöſiſchen Literatur, aber er ſelbſt war ſo wenig gebildet, daß er 1685 das wohlthätige Edikt von Nantes aufhob, und durch ſchändliche Verfolgung und Grauſamkeiten 50.000 Familien der fleißigſten, betriebſamſten ſeiner Unterthanen zur Auswanderung zwang, welche unter dem Namen Réfugiés in Deutſchland, England und den Niederlanden mit offnen Armen aufgenommen wurden. Er hatte das Glück, zu einer Zeit zu leben, wo nach den Unruhen langer bürgerlicher Kriege große Talente jeder Art emporgekommen und ſich gebildet hatten; dieſen unendlich mehr als ſeiner perſönlichen Eigenſchaften verdankt Frankreich den Glanz jener Zeit, und den ausgebreiteten Einfluß, welchen ſeitdem franzöſiſche Sprache, Anſichten, Gebräuche und Moden

Digitized by Google

über ganz Europa, leider über Deutſchland am Meiſten, ausgeübt haben. Deutſchland war gerade damals durch den 30jährigen Krieg über alle Vorſtellung verwüſtet und verarmt, ſeine Einheit und Kraft durch den weſtphäliſchen Frieden aufgelöſt und gebrochen; kein Wunder wenn unter ſolchen Umſtänden die übermüthigen Anmaßungen Frankreichs in ſeiner höchſten Kraft, ſchwächlich geduldet, ja dieſes ſelbſt als das höchſte Muſter der Bildung der Wiſſenſchaft und der Kunſt verehrt wurde. Ludwig 14. fand beim Antritt ſeiner Regierung 1661, wo er ſich für volljährig erklärte, nachdem die unbedeutenden Unruhen während ſeiner Minderjährigkeit, unter dem Namen der Fronde (ſ. d. Art.) bekannt, beigelegt waren, ein zahlreicheres Heer, als irgend ein Monarch damals hatte, treffliche Feldherren, und einen nach Kriegsruhm dürſtenden, übrigens ganz unterjochten Adel; für Ordnung und Wohlſtand im Innern ſorgte der große Colbert (ſ. d. Art.), dem Frankreich ſeine Fabriken und ſeinen Handel verdankt. Anreizungen genug für einen jungen und eitlen Monarchen, ſeine Macht nach Außen zu wenden. Die ſpaniſchen Niederlande, auf welche er einige unbedeutende Anſprüche vorgab, waren das erſte Ziel ſeiner Kriege. Siegreich zwar mußte er ſich doch im Aachner Frieden 1668 mit einigen feſten Gränzplätzen begnügen, weil Holland und England ſich mit Spanien verbunden hatten. Ein neuer Krieg ſollte Holland dafür ſtrafen, und brachte dieſen damals zu Lande beinahe wehrloſen Staat an den Rand des Verderbens. Die Franche-Comte, und der größte Theil vom Elſaß waren die Früchte dieſer Feldzüge, welche der Friede zu Nimwegen 1678 endete. Bald darauf wurden mitten im Frieden eine Menge Ortſchaften an der deutſchen Gränze in Beſitz genommen, unter dem Vorwande, daß ſie zu den im letzten Frieden abgetretenen Landestheilen gehörten. Das ohnmächtige Spanien und Deutſchland, von den Türken bedroht, mußten dieſe unerhörten Gewaltthaten dulden. So ward auch Straßburg, ohne irgend einen Schein des Rechts in Beſitz genommen. Der aufs Neue mit dem deutſchen Reiche, Holland, England und Spanien ausgebrochene Krieg 1688—97 ward von Frankreich im Ganzen ſiegreich, aber mit ſolcher Grauſamkeit geführt, daß die Pfalz zweimal auf das Furchtbarſte verwüſtet, und viele Städte und Dörfer auf Befehl des Kriegsminiſters Louvois mit kaltem Blute eingeäſchert wurden. Der Ryswicker Friede 1697, der dieſen Krieg beendigte, ließ Frankreich im Beſitz von ganz Elſaß, und bezeichnet überhaupt den höchſten Gipfel der Macht in der Regierung Ludwigs 14. Deſto verderblicher für Frankreichs Wohlſtand, wenn auch ſeiner Ausdehnung nicht nachtheilig, war der letzte, durch das Abſterben Carls 2. von Spanien 1700 veranlaßte Krieg über ſeine Erbfolge, 1702—1713. Carl 3. hatte den Enkel Ludwigs, Philipp von Anjou, zum Erben eingeſetzt, und Oeſterreich, von England unterſtützt, focht für die näheren Rechte des Erzherzogs Carl. Colbert war geſtorben, Kriege, Hoffeſte und Verſchwendungen aller Art hatten die Finanzen in Unordnung gebracht, die Widerrufung des Edikts von Nantes das Land entvölkert; Condé und Turenne waren nicht mehr, Weibergünſtlinge vertraten ihre Stelle, und Marlborough und Eugen führten die verbündeten Heere. Daher war dieſer Krieg nur eine Reihe von Niederlagen der Franzoſen in den Niederlanden, in Deutſchland und Italien. Das Elend des Landes ſtieg aufs Höchſte, als Uneinigkeit unter den Verbündeten und andre günſtige Umſtände auch diesmal noch Frankreich retteten: der Utrechter Friede veränderte nichts an den Gränzen Frankreichs, und Philipp V. blieb König von Spanien. Noch erlebte der unglückliche Ludwig den Tod beinahe aller ſeiner Kinder und Enkel, ſo daß, als er 1715 ſtarb, ſein Urenkel Ludwig 15., ein Kind von 5 Jahren, ſein Nachfolger wurde. In dem Zeitraume von 1715 bis zur Revolution zeigt uns die Geſchichte das unaufhaltſame

Digitized by Google

Forteilen zum gänzlichen Umſturz der bisherigen Ordnung der Dinge. Die Schuldenlaſt von 4500 Millionen, die Ludwig 14. hinterlaſſen, vermehrt ſich von Jahr zu Jahr durch unſinnige Verſchwendung, gränzenloſe Unſittlichkeit des Hofes, Untüchtigkeit und Unredlichkeit der Miniſter. Von der andern Seite verbreitet ſich zwar das Licht der Wiſſenſchaften nach allen Richtungen, aber der unwürdige Gang der Regierung, die Sittenloſigkeit der Vornehmen, der Druck des Adels und das Elend des Volks wecken immer mehr die Stimmen des Unwillens aller Beſſern, und Alles reift einer Revolution entgegen, deren Urſachen in der ganzen frühern Geſchichte, nicht aber, wie Kurzſichtige wohl behaupten, in dieſem oder jenem Fehler der letzten Miniſter Ludwigs 16. geſucht werden müſſen. So ſtirbt der Menſch ſein ganzes Leben hindurch, und ein einzelner Fehler in der Diät im höhern Alter kann den Tod höchſtens um einige Tage beſchleunigen. — Ludwigs 14. Nachfolger war ſein Urenkel Ludwig 15., ein Kind von 5 Jahren, an ſeiner Statt führte bis 1723 der Herzog von Orleans ſein Vetter, bekannter unter dem Namen der Regent, die Regierung. Die niedrigſte Sittenloſigkeit, und die tollſte Verſchwendung bezeichnen dieſen Zeitraum. Ludwig 15. war ein durchaus unfähiger in die gemeinſte Sinnlichkeit verſunkener Menſch. Seine Maitreſſen, die Pompadour und ſpäter die Dubari, verſchwendeten ungeheure Schätze, beſetzten alle Stellen, und die koſtſpielige, wenn gleich ſchwache Theilnahme an den ſchleſiſchen und dem 7jährigen Kriege in Deutſchland ſtürzten vollends Alles in die ſchrecklichſte Verwirrung. So betrat der gutmüthige, redliche Ludwig 16. 1774 den wankenden Thron. Sein beſter Wille, ſeine Sparſamkeit vermochten nicht das ſinkende Gebäude zu ſtützen. Ueberall herrſchten Verwirrung und Mangel bei der Regierung, Elend und Unzufriedenheit beim Volke, und die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege, wodurch Nordamerika ſeine Freiheit errang, trug nicht wenig dazu bei, den Wunſch nach einer freien Verfaſſung in Frankreich zu verbreiten. Es blieb endlich kein anderes Mittel übrig, als dem allgemeinen Wunſche nachzugeben, und die ſeit Jahrh. nicht verſammlet geweſenen Reichsſtände, états généraux, beſtehend aus Deputirten der Geiſtlichkeit, des Adels und des Bürger- oder dritten Standes, tiers état, zuſammenzuberufen. Es geſchah; ſie verſammelten ſich zum erſten Male den 5. Mai 1789 zu Verſailles; weil aber Adel und Geiſtlichkeit hartnäckig auf ihren Vorrechten beſtanden, ſich jedem Opfer zum allgemeinen Beſten entziehen wollten, ſo erklärten die Deputirten des dritten Standes, von der ganzen Macht der öffentlichen Meinung unterſtützt, ſich zu einer ungetheilten National-Verſammlung, an welche ſich viele Beſſergeſinnte oder Furchtſame der beiden erſten Stände anſchloſſen. Dies kann man als den erſten Schritt und den Anfang der Revolution betrachten, die nun bald unaufhaltſam ihre zerſtörenden Wirkungen nach allen Seiten äußerte, und eine ſo unüberſehbare Maſſe von Begebenheiten herbeiführte, daß wir uns hier begnügen müſſen, nur die wichtigſten derſelben anzuführen. Indeß waren in Paris unruhige Auftritte ausgebrochen, die Baſtille war erſtürmt worden, und der Pöbel eilte nach Verſailles und zwang die königl. Familie, ihm nach Paris zu folgen. Auch die National-Verſammlung kam dahin, und ein Dekret, eine Neuerung folgte nun raſch der andern. Mehrere der königl. Prinzen und viele Adelige wanderten aus, in der Hoffnung, durch die Unterſtützung der übrigen Mächte Europens die Unruhen zu dämpfen. Auch der unglückliche König, dem man kaum noch einen Schatten von Macht gelaſſen, verſuchte zu entfliehen, 1791, ward aber zu Varennes in der Champagne erkannt, und unter lauten Verwünſchungen des Volkes nach Paris zurück gebracht. Oeſterreich, Preußen und das deutſche Reich hatten nach und nach ſich zum Kriege gerüſtet, die National-Ver-

Digitized by Google

ſammlung aber erwartete den Angriff nicht, ſondern erklärte dieſen Mächten 1792 den Krieg, worauf ſogleich die Verbündeten in Frankreich einrückten, mehrere Gränzfeſtungen einnahmen und bis Chalons ſur Marne vordrangen, von wo aber üble Witterung, Krankheiten und Mangel ſie im Spätherbſt zu einem verderblichen Rückzuge nöthigten. Dieſer Angriff ward dem unglücklichen Ludwig verderblich, ſchon am 10. Auguſt 1792 ſtürmte das Volk die Tuilerien, ermordete die Schweizergarde, die allein dem Könige treu geblieben war, und ſchleppte die königl. Familie in das Gefängniß des Temple. Der National-Convent, denn dieſen Namen führte nun die National-Verſammlung, ward immer mehr von einer wüthenden Partei, den Jakobinern, beherrſcht, die königliche Würde ward abgeſchafft, und ſchon im folgenden Jahre fiel die königl. Familie als Opfer ihrer Wuth, Ludwig 17. ward am 21. Jan. 1793, ſeine Gemahlin Marie Antoinette von Oeſterreich den 16. Oktober, ſeine Schweſter, Madame Eliſabeth, den 10. Mai 1794 guillotinirt, und ſein einziger Sohn der Dauphin, Ludwig 17., ſtarb 1795 an empörender Behandlung und Kerkerluft. Ein furchtbarer Despotismus laſtete jetzt auf Frankreich, Robespierre und ſeine Gehülfen vergoſſen Ströme des Bluts, zu Hunderten wurden ohne Unterſchied des Standes, des Geſchlechts, des Alters, Reiche, Gelehrte, Vornehme, jeder irgend Ausgezeichnete zum Tode geführt. Mehrere Provinzen, die Vendée, die Bretagne, die bedeutendſten Städte, Lyon, Marſeille, Toulon, griffen zu den Waffen gegen dieſe unſinnige Tyrannei, und während an den Gränzen, vorzüglich in den Niederlanden, die republikaniſchen Heere überall unterlagen, wüthete der Bürgerkrieg im Innern mit unerhörter Grauſamkeit. Eine revolutionäre Regierung, d. h. die abſolute Despotie des ſogenannten Wohlfahrts-Ausſchuſſes, trat an die Stelle des Convents, alle waffenfähige Mannſchaft ward aufgeboten, ganz Frankreich verwandelte ſich in eine Waffenwerkſtatt, und von Carnots Talenten geleitet erhielten bald die ungeübten, aber an Zahl und Begeiſterung überlegenen Heere, überall das entſchiedenſte Uebergewicht. Robespierre fiel 1794, und das Direktorium, aus 5 Mitgliedern beſtehend, mit etwas gemäßigteren Geſinnungen, trat an ſeine Stelle. Die Hinrichtung des Königs hatte alle übrige Mächte, England, Spanien, Sardinien, gegen Frankreich bewaffnet, aber nach allen Seiten ſiegte die Republik: ſchon 1795 ward Holland in einem ſtrengen Winter erobert und republikaniſirt, Deutſchland bis an den Rhein war verloren, und Preußen, wegen der polniſchen Unruhen beſorgt, trat leider zuerſt, durch den Baſeler Frieden 1795, vom Kampfplatz zurück. Die Jahre 1796 und 97 ſind durch große Siege der Republik ausgezeichnet. Buonaparte (ſ. d. Art.), aus Ajaccio in Corſika, in der Kriegsſchule von Brienne erzogen, hatte ſich zuerſt bei der Belagerung von Toulon durch Kenntniſſe, Tapferkeit und Grauſamkeit ausgezeichnet; er leiſtete dem Convent in Paris blutige Dienſte gegen die beſſer geſinnten Bürger, und erhielt zum Lohn die Führung der Armee in Italien. Seine raſchen Siege erſetzten reichlich die Niederlagen Jourdans in Deutſchland, der vom Erzherzog Carl vernichtet wurde. Er drang bis ins Herz der öſterreichiſchen Staaten vor, und erzwang in einer höchſt mißlichen Lage den Frieden von Campo Formio 1797, wodurch das ganze linke Rheinufer verloren ging und ganz Italien, bis auf Venedig, welches an Oeſterreich fiel. Nun entſtanden raſch in dem ausgeplünderten und gebrandſchatzten Italien eine Ciſalpiniſche Republik, welche den größten Theil des nördlichen Italiens, eine Liguriſche, welche das Genueſiſche, und eine Römiſche, welche den Kirchenſtaat umfaßte. Der Papſt Pius 9. ward nach Frankreich geführt, wo er 1799 zu Valence in der Gefangenſchaft ſtarb. Dieſer Friede konnte nicht von langer Dauer ſeyn; überall erlaubte ſich das Direktorium

die gewaltſamſten Anmaßungen, die Schweiz ward revolutionnirt, Genf abgeriſſen, und zu Frankreich geſchlagen, eben ſo das Bisthum Baſel. England war jetzt noch allein auf dem Kampfplatze geblieben, und wahrſcheinlich um es in ſeinen oſtindiſchen Beſitzungen anzugreifen, ward der tollkühne und räthſelhafte Zug nach Aegypten, 1798, unter Buonaparte unternommen. Glücklich entging er der engliſchen Flotte, Malta ward ihm durch Verrätherei übergeben, und er landete bei Alexandrien in Aegypten. Hier aber erreichte ihn Nelſon, und vernichtete vom 1. bis 3. Auguſt die ganze franzöſiſche Flotte in der Rhede von Abukir. Das Jahr 1799 war reich an großen Begebenheiten. Oeſterreich, mit Rußland vereint, hatte den Krieg aufs Neue begonnen, und Souwarow, Kray, Melas in Italien, der Erzherzog Carl in Deutſchland erfochten die glänzendſten Siege; ganz Italien, mit Ausnahme Genua's, welches Maſſena aufs Aeußerſte vertheidigte, waren in den Händen der Verbündeten. Indeß war Buonaparte am 9. Okt. in Fréjus gelandet. Nachdem er Aegypten leicht erobert, auf ſeinem Zuge nach Syrien aber bei der Belagerung von St. Jean d'Acre geſcheitert war, und abgeſchnitten von Frankreich den Untergang ſeiner Armee vorausſah, kehrte er heimlich nach Frankreich zurück, wo er als ein Retter empfangen wurde. Klug benutzte er dieſe Stimmung, und ſchon am 9. Nov. (18ten Brûmaire) war das Direktorium geſtürzt, und Buonaparte zum erſten Conſul mit zweien ihm ganz untergeordneten Collegen auf zehn Jahre ernannt. Sogleich dachte er nun auf die Bildung neuer Armeen, ging Anfang 1800 durch die Schweiz über die Alpen, überraſchte die von dort her keinen Feind erwartenden Oeſterreicher, und die blutige, lange zweifelhafte Schlacht bei Marengo am 14. Juni brachte das ganze nördliche Italien in ſeine Gewalt. Aehnliche Unfälle in Deutſchland nöthigten das erſchöpfte Oeſterreich 1801 zum Frieden von Lüneville, welchem endlich 1802 auch die Engländer zu Amiens beitraten. Auch dieſer Friede, wie alle nun folgenden, war nur ein längerer Waffenſtillſtand; unmöglich konnten die Mächte Europa's die beiſpielloſen Anmaßungen und Ungerechtigkeiten dulden, welche ſich Buonaparte mitten im Frieden erlaubte. Schon 1803 brach der Krieg mit England wieder aus. Oeſterreich brauchte längere Zeit, um ſich zu erholen. Buonaparte fuhr indeß fort, Länder an ſich zu reißen, kleinere Fürſten in Italien zu verdrängen, und ſeine Macht auf eine wahrhaft furchtbare Höhe zu erheben. Im Jahre 1804 ließ er ſich vom Papſt Pius 7. zum Kaiſer krönen, und vereinigte zugleich auf ſein Haupt die eiſerne Krone des Königreichs Italien; denn die dortigen Republiken hatte er aufgehoben, und vermuthlich um den Bourbons jede Hoffnung der Verſöhnung zu benehmen, ließ er den talentvollſten unter ihnen, den Herzog von Enghien (ſ. d. Art.), auf deutſchem Boden, in der Nähe von Straßburg, mitten im Frieden überfallen, nach Vincennes bei Paris ſchleppen, und dort in den Schloßgräben bei Nacht erſchießen. Ein neuer Krieg mit Oeſterreich, dem ſich Rußland anſchloß, brach 1805 aus; Preußen rüſtete ſich zwar, blieb aber dennoch unthätig, obwohl es durch Verletzung ſeines Gebiets mehr als zuviel Urſache zum Kriege gehabt hätte. Drei Monate entſchieden das Schickſal Oeſterreichs. Ein bedeutender Theil der Armee wird bei Ulm den 14—19. Okt. geſchlagen, abgeſchnitten und gefangen genommen; raſch eilt der Sieger durch die wehrloſen Provinzen; Wien fällt ohne Schwertſtreich, und nach der entſcheidenden Schlacht bei Auſterlitz am 2. Dec. wird ein übereilter Friede geſchloſſen, in welchem Oeſterreich Venedig und ganz Tyrol aufgeben muß. Raſch ſchreitet nun Napoleon auf ſeiner Bahn vorwärts. Baiern und Würtemberg werden für ihre Dienſte durch Länderzuwachs und den Königstitel belohnt. Neapel wird ohne Mühe erobert, und Napoleons Bruder, Joſeph, zum Könige eingeſetzt, Holland in ein Königreich, für

Digitized by Google

einen andern Bruder, Ludwig, umgeſchaffen, endlich die meiſten deutſchen Fürſten zu einem Vereine, dem Rheinbund unter dem Beſchützer Napoleon verbunden; Oeſterreich legte die deutſche Kaiſerkrone nieder. Zu ſpät verſuchte nun Preußen, allein ſich der Uebermacht Frankreichs zu widerſetzen. Die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerſtädt (ſ. d. Art.) am 14. Okt. 1806 entſchied über ſein Schickſal; Preußen hatte damals nur eine Armee. Dieſe iſt ſo gut als vernichtet, alle Feſtungen fallen durch Feigheit und Verrath, mehrere beim erſten Anlauf, viele nach unbedeutendem Widerſtande, das Land iſt in wenigen Wochen bis an die Weichſel vom Feinde überſchwemmt. In Preußen ſammeln ſich die ſchwachen Trümmer des Heeres, und vereint mit den zu ſpät erſchienenen Ruſſen wird die blutige aber nichts entſcheidende Schlacht bei Preußiſch Eylau (ſ. d. Art.), am 7. und 8. Febr., geliefert. Mit neu geſammelten Kräften ſiegt Napoleon noch einmal bei Friedland (ſ. d. Art.), 14. Juni, und Preußen muß den unglücklichen Frieden von Tilſit, 9. Juli 1807, annehmen, wodurch es die Hälfte der Monarchie, alle Länder bis zur Elbe verliert, unerſchwingliche Contributionen bezahlt, und die Oder-Feſtungen Glogau, Küſtrin und Stettin in franzöſiſchen Händen läßt. Aus den abgetretenen preußiſchen Provinzen, Hannover, Braunſchweig und Heſſen wird ein neues Königreich, Weſtphalen, für den jüngſten Bruder Napoleons, Hieronymus, gebildet; der preußiſche Antheil von Polen, unter dem Namen des Herzogthums Warſchau, dem nunmehrigen Königreiche Sachſen einverleibt. Oeſterreich fiel 1805 ohne preußiſche Hülfe, Preußen 1806 ohne öſterreichiſche. — England blieb nun abermals allein auf dem Kampfplatze; da es aber wegen der längſt vernichteten Marine für Frankreich unangreifbar war, ſo beſchloß Napoleon durch gänzliche Ausſchließung der Engländer von den europäiſchen Häfen, ihren Handel zu vernichten, und leicht war es ihm, alle Mächte zur Annahme dieſes Continentalſyſtems zu vermögen. Nur Portugal unter unmittelbarem engliſchen Schutz nahm keinen Theil daran, franzöſiſche Heere ſollten es dafür züchtigen, und dies gab die erſte Veranlaſſung zu den ſchändlichen Auftritten in Spanien, und zu dem hartnäckigen Kriege. S. Spanien, Geſchichte von. — Joſeph Buonaparte mußte den Thron von Neapel gegen den von Spanien vertauſchen, und Napoleons Schwager, Murat, erhielt Neapel. Auch Rom ward unter mancherlei Vorwänden erſt beſetzt, dann dem franzöſiſchen Reiche einverleibt, und der Papſt Pius 7. (ſ. d. Art.) als Gefangener nach Savona geſchleppt. Noch einmal verſuchte Oeſterreich den langen Kampf zu erneuern, und Deutſchland von dem immer ſchwerer laſtenden Joche zu befreien. Zahlreicher als je traten ſeine Heere 1809 auf, und der wackere Sinn der Tyroler wie die Stimmung in einem großen Theile von Deutſchland ließen einen beſſern Ausgang erwarten. Aber von der ganzen Macht des Rheinbundes nur allzu ſehr unterſtützt, gelang es Napoleon in den blutigen Tagen bei Abensberg, Eckmühl und Regensburg (ſ. d. Art.), vom 19—23. April die Oeſterreicher zu überwältigen, und ſich den Weg nach Wien zu öffnen, welches auch diesmal nach einer leichten Vertheidigung am 12. Mai ſeine Thore öffnen mußte. In Böhmen hatte der Erzherzog Carl das Heer wieder geſammelt, und ſiegte in der blutigen Schlacht bei Aſpern (ſ. d. Art.), 22. Mai. Nach Zerſtörung der großen Donaubrücke auf der Inſel Lobau eingeſchloſſen, war Napoleon verloren, wenn man ihm nicht Zeit ließ, die italieniſche Armee an ſich zu ziehen. Man zögerte, und als er zum zweiten Male über die Donau hervorbrach, beendigte die zweitägige Schlacht bei Wagram, 5. und 6. Juli, den Krieg. Oeſterreich verlor einen Theil von Galizien, Salzburg und einen breiten Küſtenſtrich am adriatiſchen Meere, welcher unter dem Namen der Illyriſchen Provinzen dem franzöſiſchen Reiche

einverleibt wurde. Die Tochter des Kaiſers, die Erzherzogin Marie Louiſe, ward die Gemahlin Napoleons. Jetzt, 1810, nachdem auch Holland, deſſen König die Krone niedergelegt hatte, weil er ſeine Unterthanen nicht länger ſchützen konnte, und ein bedeutender Theil vom nordweſtlichen Deutſchland bis nach Lübeck dem Coloſſe des franzöſiſchen Reiches einverleibt, wo Deutſchland vollkommen unterjocht war, ſtand Napoleon auf dem höchſten Gipfel ſeiner Macht. Der nächſte Schritt ſollte ihn hinabſtürzen. Nur unwillig hatte Rußland bisher ſich dem Continentalſyſtem gefügt, und Napoleon ihm mehr als eine gegründete Veranlaſſung zur Unzufriedenheit gegeben. Gegenſeitige Rüſtungen begannen, und verblendet von ſeinem bisherigen Glück wies Napoleon jede friedliche Annäherung von ſich, in der Hoffnung, Rußland, die letzte Macht auf dem feſten Lande, zu vernichten. Eine halbe Million Krieger, Franzoſen, Italiener, Deutſche, ſelbſt Oeſterreich und Preußen mußten Hülfsvölker ſtellen, wälzte er ſich im Sommer 1812 nach Rußlands Gränzen, und am 24. Juni ward der Niemen überſchritten. Raſchen Laufes, obwohl ſchon unter manchen Beſchwerden und Entbehrungen, eilte Napoleon ohne alle Vorſicht nur immer vorwärts; Smolensk fiel nach einem blutigen Kampfe, 18. Auguſt, halb eingeäſchert in ſeine Gewalt, und die ungeheure Schlacht bei Moſaisk (ſ. Borodino), 7. Septbr., öffnete ihm die Straße nach Moskwa, wo er am 14ten einzog. Er wähnte den Krieg beendigt, und nun erſt ſollte er beginnen. Moskwa (ſ. d. Art.), von beinahe allen ſeinen Einwohnern verlaſſen, gerieth die nächſten Tage in Brand, wohl ohne Verdienſt der Ruſſen, und ohne Abſicht der Franzoſen, und in ſeinen rauchenden Trümmern erloſch die letzte Hoffnung des Heeres. Bis zum 18. Oktober bleibt Napoleon mit der ihm eignen, diesmal verderblichen Hartnäckigkeit in Moskwa ſtehen, und läßt beim Abzuge, aus kleinlicher Rache, den Kreml, die alte Reſidenz der Czaren, ſprengen. Nun begann jener in der Geſchichte ewig denkwürdige Rückzug, der nach wenigen Wochen und einigen Gefechten, durch die mit ungewöhnlicher Strenge einbrechende Kälte, den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln, die unabläſſige Verfolgung der Ruſſen, bald in eine wilde Flucht ausartete, in welcher weniger durch das Schwerd der Feinde als durch Hunger und Kälte, Hunderttauſende umkamen, und alle Beute, alles Geſchütz in die Hände der Sieger fiel. Wenige Tauſende, und auch dieſe elend und verſtümmelt, entkamen, und ſchon am 5. Jan. 1813 rückten die erſten Ruſſen in Königsberg ein. Napoleon, wie einſt in Aegypten, hatte auch hier ſein Heer in der höchſten Noth verlaſſen, und war nach Frankreich geeilt, um neue Hunderttauſende mit unerhörter Schnelligkeit aufzubieten. Die Oeſterreicher zogen ſich in ihr Land zurück, und Preußen ſchloß ſich ſchon im Februar an Rußland an, um zum letztenmale für ſein Daſeyn zu kämpfen. Dennoch war Frankreichs Macht nicht gebrochen, und mit wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit erſchien Napoleon ſchon Ende Aprils mit einer den Verbündeten weit überlegenen Macht in Sachſen. Die Schlacht bei Lützen, oder vielmehr bei Groß-Görſchen (ſ. d. Art.) am 2ten Mai blieb unentſchieden; doch mußten die Verbündeten, zu ſchwach auf die Länge zu widerſtehen, ſich hinter die Elbe zurückziehen. Napoleon folgte ihnen mit gewohnter Schnelligkeit, doch ohne auch nur Ein Geſchütz erbeuten zu können. Mörderiſcher noch war die Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai, welche mehr abgebrochen als verloren, dennoch die Verbündeten zwang ſich tiefer nach Schleſien zu ziehen. Beide Theile hatten viel verloren; es kam ein Waffenſtillſtand, vom 5. Juni bis 10. Auguſt zu Stande, welchen Beide zu ihrer Verſtärkung benutzten, und welcher Napoleons Untergang entſchied. Der Uebermuth, womit er auch die billigſten Friedensbedingungen auf dem Kongreß zu Prag verwarf, beſtimmten endlich Oeſterreich, am 27. Juli, ſich an die Sache

Digitized by Google

Deutſchlands anzuſchließen. Eine Reihe von Siegen begleitete für die Verbündeten den Wiederanfang der Feindſeligkeiten. Zwei bedeutende Abtheilungen der franzöſiſchen Heere wurden, das eine von Bülow bei Groß-Beeren (ſ. d. Art.), in der Nähe von Berlin, am 23ſten, das andere von Blücher in Schleſien an der Katzbach (ſ. d. Art.), am 26. Auguſt, aufgerieben. Noch einmal lächelte Napoleon das Glück: er warf die Verbündeten, nicht ohne großen Verluſt, von Dresden (ſ. d. Art.), am 27ſten, nach Böhmen zurück, aber ſchon 3 Tage nachher war das Vandammeſche Corps, welches zu unvorſichtig verfolgte, vernichtet. Ein neuer Verſuch auf Berlin ward von Bülow bei Dennewitz (ſ. d. Art.) am 6. Sept. mit ſehr ungleichen Kräften, höchſt verderblich für die Franzoſen, zurück gewieſen. Von allen Seiten war nun Napoleon umſtellt, und genöthigt, ſich von Dresden nach Leipzig zurückzuziehen. Hier, in einer im Fall des Unglücks höchſt nachtheiligen Stellung, wollte er noch einmal ſein Glück verſuchen; aber die Rieſenſchlacht bei Leipzig (ſ. d. Art.), vom 14. bis 19. Oktober, vernichtete alle ſeine Hoffnungen in Deutſchland. Mit den Trümmern ſeines gewaltigen Heeres zog er nun ohne Raſt nach dem Rhein; die indeß zur deutſchen Sache übergetretenen Baiern fochten, wenn auch nicht glücklich, doch ausgezeichnet, bei Hanau (ſ. d. Art.), am 29. Oktober, ſo daß etwa nur 40.000 Franzoſen, und auch dieſe größtentheils erſchöpft und krank, das linke Rheinufer wiederſahen. Im raſchen Siegeslaufe ward noch im November und Dezember Holland erobert. Auch jetzt war Napoleons Starrſinn noch nicht gebrochen, unwillig verwarf er jede Bitte um Frieden, welche ihm ſein ganzes Volk durch den Senat und das geſetzgebende Corps vortrug; neue gewaltſame Aushebungen ſollten den ungeheuern Menſchenverluſt decken; ſie gingen indeß diesmal nur langſam und höchſt unvollſtändig von Statten. Die Verbündeten hatten indeß ſchon im Dezember und Januar den Rhein überſchritten, ohne Widerſtand zu finden, und drangen von mehreren Seiten auf Paris los. Nicht unwürdig ſeines alten Feldherrn-Ruhms, ſtellte ſich ihnen Napoleon, beſonders zwiſchen der Seine und Marne entgegen. Am 2. Februar bei Brienne von den Oeſterreichern und Ruſſen geſchlagen, gelang es ihm doch, den etwas zu vereinzelt vorrückenden Preußen und Ruſſen bei Montmirail am 11ten, und bei Champeaubert am 14. Februar empfindlichen Verluſt beizubringen. Bald hierhin, bald dahin in geſchloſſener Maſſe ſich wendend, trieb er nun auch die Hauptmacht der Oeſterreicher und Ruſſen an der Seine zurück. Noch einmal bei Laon von den Preußen und Ruſſen am 9. März geſchlagen, wendete er ſich nach Lothringen, um in Verbindung mit den Beſatzungen der dortigen Feſtungen die große öſterreichiſche Armee im Rücken zu bedrohen. Hier aber hatte er falſch gerechnet. Die Verbündeten eilten mit vereinten Kräften nach Paris, und die Schlacht von Paris am 30. März öffnete ihnen am folgenden Morgen die Thore der Stadt. Eine proviſoriſche Regierung erklärte Napoleon für abgeſetzt, die Verbündeten verweigerten, mit ihm zu unterhandeln, und von ſeiner Hauptſtadt und dem Heere ſelbſt verlaſſen, mußte er am 11. April ſeine Entſagung unterzeichnen. Die Inſel Elba, an den Küſten von Toskana, wurde ihm als Eigenthum, mit Beibehaltung des Kaiſertitels eingeräumt; die Bourbons wurden zurückberufen, und Ludwig XVIII., der Bruder des unglücklichen Ludwigs XVI., hielt am 3. März ſeinen Einzug in Paris. Er verwarf die von dem Senat abgefaßte Conſtitution, und verſprach, dem Volke eine andere zu geben, die ſeinen Bedürfniſſen entſprechend wäre, und dieſes Verſprechen hat er gehalten. Die freie Volksvertretung, Preßfreiheit, Geſchwornen-Gerichte, Religions-Duldung, Herſtellung des alten, und Anerkennung des neuen Adels, waren die Grundzüge der neuen Verfaſſung, die im Weſentlichen mit der Engliſchen übereinkam. Ludwigs erſtes Geſchäft war der Abſchluß des Friedens mit den gegen Frankreich verbündeten Mäch-

ten (ſ. Friedensſchlüſſe). Frankreich ſchien nun einem langen Friedenszuſtande entgegen zu ſehen, deſſen es auch höchſt bedürftig war; die Gemüther waren zur Verſöhnung geneigt, und die wahrhaft liberalen Anſichten des Königs, die ſich, ſo wie in der von ihm gegebenen Conſtitution, ſo auch in allen ſeinen Handlungen ausſprachen, waren eine ſichere Bürgſchaft, daß er das Wohl ſeines Volkes ernſtlich wünſchte, und ihm gern den höchſt möglichſten Grad der, mit einem monarchiſchen Staate vereinbarlichen, Freiheit gönnte. Leider dachten die ehemals ausgewanderten, nunmehr zurückgekehrten, Altadlichen nicht ſo! Sie wollten ihre ehemaligen Lehnsrechte, ihre Vorzüge, mit einem Worte, den alten Zuſtand der Dinge wieder, und fanden Unterſtützung ihrer unbilligen Foderungen bei mehreren am Staatsruder Sitzenden, und ſogar bei Perſonen von der königlichen Familie. Wie ernſtlich nun der König auch dieſe Anmaſſungen zurück wies, ſo war das doch nicht hinreichend, die Furcht, daß die gegenwärtige Regentenfamilie das ganze Unweſen des Feudalſyſtems und der Willkührherrſchaft wieder einführen, beſonders aber dadurch die Käufer von Nationalgütern in dem Beſitz ihres wohlerworbenen Eigenthums beeinträchtigen möchte, den durch mancherlei Umſtände aufgeregten Gemüthern zu benehmen. Noch kannten die Franzoſen ihren König nicht, wie konnten ſie ihm vertrauen, beſonders, da die Royaliſten, die Partei, die eine Herſtellung des Zuſtandes von 1789 in Frankreich verlangte, Alles thaten, um Ludwig XVIII. um die Liebe ſeines Volkes zu bringen. Auf dieſe Stimmung und auf eine augenblickliche Kälte rechnend, die zwiſchen den Souveränen eingetreten war, die in Wien an der vollſtändigen Beruhigung Europa's arbeiteten, verließ Napoleon Elba mit einem, etwa 900 Mann ſtarken, Truppencorps, landete glücklich bei Cannes, und zog, da er keinen Widerſtand fand, nach Grenoble, wo ſich ein Corps von 6000 Mann Linien-Truppen befand, welches ohne alle Weigerung zu ihm überging. Von Lyon ab, bis nach Paris, thaten alle Truppen daſſelbe, und er hielt am 20. März ſeinen Einzug in Paris, welche Hauptſtadt Ludwig XVIII. die Nacht vorher verlaſſen, und ſich nach Lille, dann aber nach Gent begeben hatte. Ganz Frankreich war nun wieder in des Uſurpators Gewalt, denn alle Städte und Feſtungen und Behörden erklärten ſich, theils aus alter Anhänglichkeit, theils auch aus Furcht, ſich durch eine Weigerung unglücklich zu machen, für ihn. Er beſtätigte die Conſtitution, und gab noch eine Ergänzungs-Akte, führte die alten Maifelder, eine verfehlte Maßregel, beſonders bei den obwaltenden Umſtänden, wieder ein, und rüſtete ſich gegen einen Angriff der verbündeten Mächte, den er vorausſehen durfte. Zu Frankreichs Glück, welches ſeine abermalige Uſurpation, wäre ſie von Beſtand geweſen, in unabſehbare Kriege geſtürzt haben würde, waren die größten europäiſchen Monarchen oder deren Miniſter noch in Wien verſammelt, und daher konnten ſchnell entſcheidende Maßregeln genommen werden, um den Thronräuber zu überwältigen. Alle Mächte von Europa erklärten gemeinſchaftlich durch eine Akte den Napoleon außerhalb des Völkerrechts; die vier Hauptmächte aber ſchloſſen ein neues Bündniß gegen ihn, und übernahmen, jede 180.000 Mann gegen Frankreichs gegenwärtigen Gewalthaber zu ſtellen. Da man ihm nicht die Vortheile einräumen wollte, die er ſonſt durch die Schnelligkeit ſeiner Maßregeln erhalten hatte, ſo wurde ſogleich ein preußiſches und ein brittiſch-deutſches Heer unter Blüchers und Wellingtons Befehl in den Niederlanden aufgeſtellt, und dieſe Vorſicht war gut berechnet; denn wirklich hatte er in Kurzem ein Heer von 170.000 Mann zuſammen gebracht, womit er in den Niederlanden vordrang. Er traf damit bei Ligny auf Blücher, deſſen Heer ungleich ſchwächer als das ſeinige war, und der, da ihm Wellington wegen der zu weitläufigen Auseinanderlegung ſeiner Truppen, keine Hülfe leiſten konnte, geſchlagen, und bis Wavre zurück gedrängt wurde. Doch ließ der graue Held

ſein Heer nicht ſprengen, und hielt Napoleon von weiterem Vordringen ab. Dieſer griff zwei Tage darauf Wellington an, der, nach einer tapferen Gegenwehr von mehreren Stunden, kaum noch Stand halten konnte, als Blücher mit ſeinen Truppen auf dem Schlachtfelde zu Belle-Alliance, oder Waterloo, erſchien, das franzöſiſche Heer angriff, beſiegte, zerſprengte, und ſo das Glück des Gewaltigen für immer vernichtete. Napoleon war an der Spitze eines großen Heeres nach den Niederlanden gegangen, als einzelner Flüchtling kehrte er, zwei Tage nach der verlorenen Schlacht, nach Paris zurück. Daſelbſt legte er die Regierung zu Gunſten ſeines Sohnes nieder, und reiſte nach Rochefort ab, um ſich nach Amerika einzuſchiffen. Da er aber den Engländern nicht entkommen konnte, ſo übergab er ſich ihnen, in der Hoffnung, nach England gebracht zu werden. Doch der Prinz-Regent ließ ihn nicht landen, ſondern ſendete ihn mit Genehmigung der übrigen großen verbündeten Mächte nach St. Helena, wo er unter ſtrengem Gewahrſam gehalten wurde. Paris capitulirte nun zum zweiten Mal, und der König hielt, nach einer Entfernung von hundert und zwölf Tagen, abermals ſeinen Einzug in Paris. Die Alliirten waren, zur Bekämpfung Napoleons, zu großen Anſtrengungen gezwungen worden, eine Entſchädigung dafür, und auch Sicherſtellung gegen wiederholte Angriffe auf den Thron von Frankreich, war daher ſo billig als nothwendig, und Beides wurde im zweiten Pariſer Vertrage feſtgeſtellt (ſ. Friedensſchlüſſe). Die ſogenannten Royaliſten, auch Ultra's geheißen, gewannen nach der zweiten Herſtellung des Königsthrones bald wieder Einfluß genug bei der Regierung, um das, der Mehrzahl des Volkes verhaßte, und das Intereſſe ſo vieler angeſehenen Staatsbürger verletzende, Reaktionsſyſtem, wodurch ſchon einmal der König um das Zutrauen ſeines Volkes gebracht worden war, wieder einzuführen. Es entſtanden Unruhen und Komplotte in verſchiedenen Gegenden des Reichs, die eine Beſchränkung der allgemein bewilligten Amneſtie zur Folge hatten; es wurden mehrere angeſehene Perſonen aus dem Reiche verbannt, und mehrere Generale, die bei der Wiederkunft Napoleons ſich für ihn erklärt hatten, als Ney und Labedoyere, erſchoſſen. Da der Einfluß der Anhänger des alten Syſtems immer größer wurde, und Alles in Verwirrung zu ſetzen drohte, ſo hob der König die Deputirtenkammer, worin ſie das entſchiedene Uebergewicht erhalten hatten, auf, und ließ eine andere berufen, die gemäßigtere Grundſätze annahm, wodurch die Gemüther in ſo weit beruhigt wurden, daß auf Anſuchen der franzöſiſchen Regierung ein Drittel des Heeres der Verbündeten, und bald darauf das ganze Heer aus Frankreich gezogen wurde. Die Royaliſten hatten unter der Zeit immer mehr Boden gewonnen, und durch ihre Einwirkung wurde das Wahlgeſetz verändert, die Preßfreiheit eingeſchränkt, und manche den Conſtitutionellen anſtößige Maßregel durchgeſetzt, wozu auch der öftere Wechſel der, für conſtitutionell geſinnt gehaltenen, Miniſter gehörte. Doch ließ ſich Ludwig XVIII. nie ſo weit von ihnen hinreißen, daß er die Grundverfaſſung auf eine weſentliche Art angegriffen hätte. Uebrigens äußerte der Friede und eine zweckmäßige Finanz-Verwaltung auf Frankreichs Wohlſtand die erfreulichſten Wirkungen, und dieſer Staat dürfte zu denen zu zählen ſeyn, deren Finanzweſen in der beſten Verfaſſung iſt. Der Mord des Herzogs von Berry (ſ. d. Art.) durch einen Handwerker, Louvel, begangen, als der Prinz eines Abends die Oper verließ, brachte eine allgemeine Beſtürzung hervor, denn man hielt dieſes Bubenſtück für den Ausbruch einer Verſchwörung gegen die königliche Familie. Das war es aber nicht, ſondern nur das Werk eines rohen, überſpannten Schwärmers. Da der Herzog von Berry der Einzige war, auf dem die Fortdauer der Familie der Bourbonen beruhte, ſo wurde ſein Tod um ſo mehr bedauert, doch gebar ſeine hinterlaſſene

Digitized by Google

Wittwe acht Monat nach ſeiner Ermordung einen Prinzen, der den Namen eines Herzogs von Bordeaux erhielt. Der im Jahr 1821 erfolgte Tod Napoleons, trug einigermaßen zur Beruhigung der Gemüther bei; denn dieſes Ereigniß machte den ſanguiniſchen Hoffnungen ein Ende, die ſeine Anhänger auf ſeine einſtige Rückkehr nach Frankreich geſetzt hatten, wie wenig Wahrſcheinlichkeit auch dazu vorhanden war. Die Komplotte und Verſchwörungen, die nun noch von Zeit zu Zeit ausgebrochen ſind, haben nie eine große Bedeutung gewonnen, und die noch Statt findenden Reibungen der verſchiedenen Parteien, dürfen mehr für die Eigenthümlichkeit eines conſtitutionell regierten Staats, als für eine allgemein herrſchende Unzufriedenheit angeſehen werden. Ludwig wurde Mitglied der heiligen Allianz, und trat als ſolches allen Maßregeln bei, die die drei Stifter dieſes Bundes zur Erhaltung des monarchiſchen Prinzips in Europa zu nehmen für gut fanden. In Folge dieſes Syſtems wurde eine Armee an den Pyrenäen zuſammen gezogen, als in Spanien die Anhänger des alten Syſtems gegen die neu eingeführte Conſtitution die Waffen ergriffen, und endlich erklärte ſich Frankreich, in Uebereinſtimmung mit den Beſchlüſſen des Monarchen-Congreſſes zu Verona, zu ihren Gunſten. Die franzöſiſche Armee überſtieg nun die Pyrenäen und beſetzte, in Gemeinſchaft mit der ſogenannten Glaubensarmee, Spanien, um den König wieder in den vollen Beſitz ſeiner Gewalt zu ſetzen, und bewirkte, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Angouleme die Befreiung Ferdinands VII., Königs von Spanien, welcher von den exaltirteſten Köpfen der conſtitutionellen Partei in einer Art Gefangenſchaft zu Cadix gehalten wurde. Noch hält ein Theil der franzöſiſchen Truppen zur öffentlichen Sicherheit mehrere feſte Plätze in Spanien beſetzt. (Vergl. Spanien.) 1824 ſtarb Ludwig XVIII., König von Frankreich, und Carl X. beſtieg den Thron der Bourbonen, und macht ſich durch mehrere treffliche Verordnungen bei dem Volke beliebt. Vergleiche übrigens die Art. Ludwig 9. 13. 14. 15. 16. 17. und 18., Heinrich 1. 2. 3. 4., Franz 1. und 2., Buonaparte, Fleury, Fronde, Louvois, Mazarin, Retz, Richelieu u. A. m.

Frankreich in geograph. und ſtatiſt. Hinſicht. Im Norden von der Meerenge zwiſchen England und Frankreich, la Manche (der Aermel) oder der Kanal, in ſeinem engern Theile Pas de Calais genannt, von den Niederlanden und einem Theile von Deutſchland; im Süden von Spanien und dem mittelländiſchen Meere; im Weſten von dem atlantiſchen Ocean; im Oſten von Deutſchland, der Schweiz und Italien begränzt, enthält Frankreich auf 10.265 □ Meilen etwa 29 ½ Millionen Einwohner. Das Innere des Landes, beſonders im Norden, iſt mit wenigen Ausnahmen eben, oder nur wenig hügelig; in den ſüdlichen Theilen ſind einige Gebirge, die man als Zweige der Pyrenäen und der Alpen betrachten muß. Von den Pyrenäen aus erſtreckt ſich, in nordöſtlicher Richtung, ein Gebirgszug, das Lozere-Gebirge, welcher ſich bald in 2 Arme theilt. Der eine zieht ſich nordweſtlich, das Gebirge von Auvergne, welches die Waſſerſcheidung zwiſchen der Loire und der Garonne bildet, und zu welchen der Mont d'or über 6000, der Cantal über 5000, der Puy de Dome nahe an 5000 Fuß hoch, gehören; der andre nord- und nordöſtlich ſtreichende Arm, das Gebirge der Cevennes, zwiſchen der Loire und der Rhone, erhält weiter nördlich den Namen der Côte d'or, und ſchließt ſich an die zu den Alpen gehörigen Gebirgszüge an. Die hohen Alpen, welche die Gränze zwiſchen Frankreich und Italien bilden, finden ſüdlich einige Verzweigungen, die See-Alpen, von mäßiger Höhe, welche die Provence durchziehen, und ſich an der Küſte des mittelländiſchen Meeres verlieren. Nach Norden erſtreckt ſich von den Alpen aus, und noch ganz zu ihnen gehörend, der Jura, die Gränze zwiſchen Frankreich und der Schweiz; dieſer hängt auf das

genaueſte mit den gegen Norden parallel mit dem Rhein ſich ziehenden Vogeſen, les Vosges, zuſammen, welche wiederum durch mäßige Höhenzüge, die Lothringen durchſtreichen, mit den Ardennen, dem Gränzgebirge gegen einen Theil der Niederlande, zuſammenhängen. Es zählt eine große Menge von Flüſſen und Bächen, wovon viele ſchiffbar ſind, und welche durch zahlreiche Kanäle verbunden, der innern Schifffahrt, dem Handel, der Betriebſamkeit, und ſomit dem Wohlſtande des Landes äußerſt günſtig ſind. In das atlantiſche Meer ergießen ſich: der Adour; die Garonne und die Loire. In den Kanal ergießen ſich: die Seine und die Somme. In die Nordſee fließen, gehören aber nur zum Theil zu Frankreich, die Schelde, die Maas, die Moſel, der Rhein. Ins mittelländiſche Meer ergießen ſich: die Rhone, der kleine Fluß Var. Von den zahlreichen Kanälen, welche theils dieſe Flüſſe untereinander, theils mittelbar die beiden Meere verbinden, theils die Schwierigkeiten heben, welche ſeichte oder ſonſt gefährliche Stellen in den Flüſſen der Schifffahrt entgegen ſetzen; ſo wie auch von den vielen vortrefflich erhaltenen Chauſſeen oder Kunſtſtraßen, ſind zwar einige ſchon ſeit mehr als 100 Jahren, bei weitem die meiſten aber erſt ſeit der Revolution angelegt worden. Wir können hier nur kürzlich die bedeutendſten anführen. Der wichtigſte und größte Kanal von allen, der Kanal du midi, auch Kanal du Languedoc, ehemals auch wohl Kanal royal genannt, ward unter Ludwig XIV. in den Jahren 1667—81 nach den Planen Paul Riquets zur Verbindung des atlantiſchen mit dem mittelländiſchen Meere angelegt. Er iſt an 50 Lieues, etwa 30 deutſche Meilen, lang, hat 65 Schleuſen, welche deßhalb in ſo großer Zahl nothwendig ſind, weil er in ſeinen höchſten Punkten 600 Fuß über dem Meeresſpiegel ſich erhebt. Er mündet einerſeits in die Garonne bei Toulouſe, und andrerſeits in das mittelländiſche Meer bei Cette. Mit dem nöthigen Waſſer verſieht ihn ein ungeheures Becken bei St. Ferrol, welches zwiſchen Gebirgen und einer 36 Toiſen (216 Fuß) dicken Mauer angelegt, einen Umfang von einer Stunde, eine Tiefe von 100 Fuß hat, und wenn es voll iſt, gegen eine Million Kubiktoiſen Waſſer enthält. Er läuft brückenartig über viele Bäche hinweg, und iſt an einer Stelle 92 Toiſen lang durch einen Berg gegraben. Andre, wenn gleich weniger bedeutende, Kanäle ſind: Der Kanal du centre, der von Digoin an der Loire bis nach Chalons ſur Saone führt, und alſo mittelbar ebenfalls die beiden Meere verbindet. Der Kanal de Briare, welcher Loire und Seine vermittelſt des kleinen Fluſſes Loing, der in die Seine fällt, verbindet. Der Kanal von St. Quentin, welcher die Somme und Schelde verbindet. Endlich der Kanal de l'Ourcq, der vorzugsweiſe Paris mit Trinkwaſſer verſehen, außerdem aber noch die Seine und Oiſe verbinden ſoll; er war in den letzten Jahren noch nicht ganz vollendet, wie denn außerdem noch mehrere Kanäle ſchon entworfen und zum Theil angelegt ſind, deren Vollendung nur der letzte Krieg gehindert hat. Der Boden von Frankreich iſt, im Ganzen genommen, fruchtbar zu nennen, obgleich auch einzelne Stellen jedes Anbaues unfähig ſind. Dahin gehört vorzüglich die große Sandfläche zwiſchen Bordeaux und Bayonne, les Landes, die an 20 Meilen lang und an 10 Meilen breit eine öde Steppe das Meer entlang bildet, in welcher die wenig zahlreichen Einwohner meiſt von etwas Schafzucht leben, und ſich zum beſſern Fortkommen in dem leichten Sande faſt allgemein der Stelzen bedienen. Auch an den Küſten des Kanals in der Picardie ſind ähnliche mit Flugſand bedeckte, doch nicht ſo bedeutende Strecken. Das Klima iſt, wie es die Lage, zwiſchen dem 42ſten und 50ſten Grad N. B., mit ſich bringt, durchaus gemäßigt; im Süden der Gebirge von Auvergne und der Cevennen ſelbſt heiß. Eine wahre Landplage für dieſe ſüdlichen Gegenden iſt beſonders in der Provence ein häufig im Frühjahr wehender, äußerſt ungeſtümer und kalter Nordweſtwind, der Miſtral genannt, welcher Krankheiten verbreitet, und oft die zarten Pflanzen tödtet. In Bezie-

hung auf das Klima, wie überhaupt in vieler Hinſicht, iſt Frankreich in Nord- und Süd-Frankreich getheilt; die oben genannten Gebirgszüge bilden ſo ziemlich die Gränzen. Im ſüdlichern Theile gedeihen außer den edleren Weinen auch die meiſten Südfrüchte, Kaſtanien, Orangen und vorzüglich Oliven; im nördlichern reicht der Weinbau zwar noch bis zum 50°, doch iſt das Gewächs nur von geringer Güte; die Kaſtanien werden hier ſchon nur ſelten der Früchte mehr des Holzes wegen angebaut, welches, alle 9 Jahre etwa geſchlagen, vortreffliche Tonnenreife liefert, wie bei uns der Haſelnußſtrauch. Die Produkte Frankreichs ſind zwar ſehr mannichfaltig, indeß doch nur die nämlichen, welche man im ganzen mittlern Europa findet. Die ausgezeichneteren und Frankr. mehr eigenthümlichen ſind: der Wein (ſ. Franzweine). In den nordweſtlichen Provinzen hört der Weinbau ganz auf; dort aber iſt der Obſtbau, beſonders der Aepfel ſo bedeutend, daß man daraus ein eignes geiſtiges Getränk, den Cider, bereitet, wovon der aus der Normandie der berühmteſte iſt. Der Obſtbaum, vorzüglich der feineren Sorten, iſt in Frankreich ſehr bedeutend, wie die franzöſiſchen Namen vieler feineren Pflaumen- und Birnen-Arten auch in Deutſchland beweiſen. Ferner gehört zu den Haupt-Produkten Frankreichs das Oel, welches aus der Frucht des Olivenbaumes gepreßt wird. Die Olivenbäume gedeihen nur im ſüdlichen Theile von Frankreich, vorzüglich in der Provence (daher der Name Provencer-Oel) und auch da nur auf den ſüdlichen Abhängen der Hügel. Hier, wie in allen ſüdlichen Ländern, vertritt das Oel die Stelle der, wegen Mangel an Weide und geringerer Viehzucht, ſeltneren Butter. Alle Speiſen werden damit zubereitet; auch iſt es ein Hauptbeſtandtheil der zur Seidenfabrikation unentbehrlichen franzöſiſchen, unter dem Namen der Marſeiller, bekannten Seife. Zum mindeſten eben ſo wichtig für Frankreich iſt der Seidenbau, der ebenfalls nur in den ſüdlichen Provinzen getrieben wird. Die Seidenfabrikation in Frankreich, beſonders in Lyon, iſt vortrefflich, und beſchäftigt viele Tauſend Menſchen. In Frankreich wurden die erſten Verſuche damit im 15. Jahrhundert gemacht, und im Jahr 1470 legte Ludwig XI. die erſte Seidenmanufaktur zu Tours an, doch erſt ſeit den Zeiten Heinrichs IV. im Anfang des 17. Jahrhunderts haben die franzöſiſchen Seidenfabriken angefangen, bedeutend zu werden. Der Bergbau Frankreichs iſt nicht bedeutend; zwar fehlt es nicht an Eiſen, Blei und Kupfer, aber der Holzmangel legt der Gewinnung zu große Schwierigkeiten in den Weg. Seit Kurzem hat man auch in den Gebirgen von Auvergne Zinn gefunden, ein ſonſt in Europa ziemlich ſeltenes Metall. An den Gränzen der Niederlande findet man viele und ſchöne Steinkohlen. Unter den Feuerſteinen, welche vorzüglich die Provinzen Champagne und Picardie bedecken, findet man hin und wieder einige Arten, welche zu Flintenſteinen bearbeitet werden können. Die Flintenſteine werden aus freier Hand mit eiſernen Werkzeugen zugehauen, und nur die große Uebung der Arbeiter macht ihre Wohlfeilheit begreiflich (ſ. Feuerſtein). An Salz, beſonders Quellſalz, hat Frankreich eher Mangel als Ueberfluß; man bedient ſich daher gewöhnlich eines groben, zwar ſehr ſcharfen, aber ſchmutzig grauen, unanſehnlichen Seeſalzes. Der Mangel an Gebirgen macht auch, daß Frankreich nur wenige Heil-Quellen, meiſtens am Fuße der Pyrenäen, beſitzt. Der Ackerbau hat ſeit der Revolution durch Aufhebung unzähliger Bedrückungen des Bauerſtandes, durch Zerſplitterung der großen, ſchlecht benutzten Güter der Geiſtlichkeit und des Adels außerordentlich gewonnen, und liefert in der Regel weit mehr Getreide, als das Land bedarf; indeß ſteht er an Vollkommenheit dem deutſchen, beſonders aber dem niederländiſchen, noch unendlich nach. Ueberhaupt iſt der Franzoſe größtentheils mehr zu der feineren Bearbeitung der rohen Stoffe, als zu der mühſameren und ſchwereren Arbeit des Ackerbaues geneigt. Frankreich leidet

Digitized by Google

großen Mangel an bedeutenden Waldungen, die ſich ſeit der Revolution, wo ſo viele große Güter als National-Eigenthum eingezogen und verkauft wurden, noch außerordentlich vermindert haben. Das Brennholz iſt daher meiſtens ſo theuer, und muß es jährlich mehr werden, da man durchgängig in Hütten wie in Palläſten keine andre, als die außerordentlich Holz verſchwendende Feuerung in Kaminen kennt. Die ärmere Klaſſe hat meiſtens kein andres Feuerungsmittel, als das unbedeutende Feuer, woran die Speiſen gekocht werden. Vor der Revolution erhielt der Adel, zum unendlichen Schaden der Bauern, und durch die drückendſten Geſetze, das Wild in ſeinen Parks und auf dem ganzen Umfang ſeiner Güter; nicht ſelten war es, daß der Bauer einen Theil ſeiner Ernte auf dem Halme mußte ſtehen laſſen, damit die junge Brut der Rebhühner Schutz und Nahrung fände. Seitdem menſchlichere Geſetze auch hierin eine billige Freiheit eingeführt haben, iſt das Wild ziemlich ſelten geworden; doch findet man noch immer in den Gebirgen und ſelbſt in kleinen Gehölzen Wölfe und ſelbſt Bären. Hochwild aber, als Hirſche, Rehe u. ſ. w. werden beinahe nur noch als Luxusartikel in umzäunten Parks gehalten und gefunden. — Obgleich ſämmtliche Einwohner Frankreichs durch Gleichheit der Bildung, und beſonders ſeit der Revolution durch eine große Gleichförmigkeit der politiſchen Denkungsart innig zu Einem Volke verſchmolzen ſind, ſo erkennt man doch noch deutlich die Spuren ihres verſchiedenen Urſprungs. Die eigentlichen Franzoſen findet man nur im nördlichen Frankreich; in der Normandie zeigt die Schönheit des Geblüts deutlich die Spuren ihrer alten Abſtammung von Einwohnern des höhern Nordens, den Normannen oder Normännern. Die Einwohner der Bretagne ſind, wie ſchon der Name ſagt, mit den älteſten Bewohnern Englands, den Britten, und vorzüglich den Bewohnern von Wales verwandt. Die Süd-Franzoſen ſind theils Gaskogner, mit den Spaniern verwandt, theils Provenzalen, die in Sprache und Bildung das Mittel halten zwiſchen Italienern, Spaniern und Franzoſen. Endlich ſind die Einwohner von Elſaß und einem Theile von Lothringen Deutſche. Mit der Sprache verhält es ſich eben ſo. Das Franzöſiſche iſt zwar die allgemeine Sprache aller Gebildeten, eigentliche Nationalſprache iſt es indeß nur in dem größten Theile des nördlichen Frankreichs. Der Bauer in der Bretagne verſteht ſelten Franzöſiſch, ſondern redet noch immer ſein Bas Breton, die altbrittiſche oder gäliſche Sprache, die mit dem Franzöſiſchen durchaus nichts gemein hat. Eben ſo wird vom Volke in der Nähe der Pyrenäen das Baskiſche, entfernter davon das Gaskogniſche, und mehr nach Italien zu das ſchöne Provenzaliſche geſprochen, welche beide letzteren dem Spaniſchen wenigſtens eben ſo nahe ſtehen, als dem Franzöſiſchen. Im ganzen Elſaß und in einem bedeutenden Theile von Lothringen iſt das Deutſche, allerdings ſehr verdorben und ungebildet, das herrſchende. An den Gränzen der Niederlande wird auch wohl noch das Walloniſche, eine arge Verſtümmelung des ältern Franzöſiſchen, geſprochen. Die herrſchende Religion in Frankreich iſt die katholiſche; andre Religionsparteien ſind ſeit der Revolution geduldet und ihre Bekenner haben völlig gleiche Rechte mit den Katholiken. Es leben jetzt an zwei Millionen Proteſtanten in Frankreich, wovon die im eigentlichen und beſonders ſüdlichen Frankreich ſich zur reformirten oder ſchweizeriſchen, im Elſaß hingegen zur lutheriſchen Confeſſion bekennen. Die Geiſtlichen der erſteren können ihre Bildung auf der Schule zu Montauban erlangen, gehen aber gewöhnlich deßhalb nach Genf; die der andern haben eine Univerſität zu Straßburg. Die Revolution hat die katholiſche Kirche in Frankreich furchtbar erſchüttert; ihre Güter wurden eingezogen, und der größte Theil der Geiſtlichen mußte entfliehen. Unter Napoleon ſind zwar die Kirchen wieder hergeſtellt, und von den jetzt herrſchenden Bourbons

Digitized by Google

werden die Geiſtlichen ſehr begünſtigt; aber der Geiſt des Volks hat ſich größtentheils von ihnen gewendet, und die Unwiſſenheit und die Armuth des größten Theiles der franzöſiſchen katholiſchen Prieſter laſſen ſo bald noch keine günſtige Veränderung in dem durch Revolution und ewige Kriege verwilderten Geiſte des Volkes erwarten. Die Juden wurden vor der Revolution nur in Metz und Bordeaux geduldet; jetzt haben ſie größere Freiheit erlangt, und dürfen überall wohnen. Die jetzige Verfaſſung von Frankreich iſt eine gemäßigte Monarchie, deren Grundzüge darin beſtehen, daß jeder Franzoſe gleich iſt jedem andern vor dem Geſetz, zu jedem Amte und jeder Würde gelangen kann, und verhältnißmäßig gleiche Abgaben zahlt, und gleiche Pflichten leiſtet; alſo giebt es dort keine bevorrechteten Stände. Jeder genießt der freien Ausübung ſeiner Religion, indeß trägt der Staat nur die Unkoſten für den katholiſchen und proteſtantiſchen Gottesdienſt. An der Spitze des Staats ſteht der König, jetzt Carl X. aus dem Hauſe Bourbon. Die Thronfolge iſt in der Dynaſtie der Bourbonen erblich, nach dem Rechte der Erſtgeburt in männlicher Linie, mit gänzlicher Ausſchließung der weiblichen. Der König wird mit dem 18. Jahre mündig; eine Vormundſchaft oder Regentſchaft führt die Königin Mutter oder der nächſte Agnat. Der König iſt bei ſeinem Regierungsantritt zu dem Königseide verbunden, daß er die Verfaſſung vom 4. Juni 1814 treulich aufrecht erhalten wolle; er wird von dem Erzbiſchof zu Rheims gekrönt und geſalbt, und muß katholiſcher Religion ſeyn. Sein Titel iſt: von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Von Fremden wird er der allerchriſtlichſte, von dem Papſt der erſtgeborne Sohn der Kirche, von dem Groß-Sultan und den orientaliſchen Herrſchern Padiſchah von Frankreich genannt. Die Franzoſen reden ihn in der zweiten Perſon mit Sire an, oder in der dritten Perſon: le Roi. Der älteſte Sohn des Königs führt den Titel Dauphin, der älteſte Bruder heißt Monſieur, die übrigen Prinzen, auch die Kinder des Dauphin und die fernern Abkömmlinge in gerader Linie haben den Beinamen de France, und die männlichen noch beſondere, ihnen vom König beigelegte Titel. Die Seitenverwandten des kön. Hauſes heißen Prinzen vom Geblüt, führen den väterlichen Titel, und ſind geborne Pairs. Das Wappen beſteht aus 2 zuſammengeſchobenen Schildern; im rechten blauen ſind 3 goldene Lilien wegen Frankreich, im linken rothen goldne, in Form eines gemeinen und Andreaskreuzes, und zweimal in's Gevierte gelegt, und mit Knöpfen zuſammen geſchloſſene Kettenglieder, mit einem viereckigen Smaragde in der Mitte, wegen Navarra. Um den Schild hängen die Ordensketten von dem heil. Michael und dem heil. Geiſte. Die beiden Schildhalter ſind 2 Engel in Wappenröcken, deren einer eine Flagge mit dem franzöſiſchen, der andre mit dem navarriſchen Wappen hält. Das Ganze ſteht unter einem von außen blauen und mit goldnen Lilien beſtreuten, inwendig aber mit Hermelin gefütterten Wappenzelte, über dem die königl. Krone ſchwebt, hinter welcher die Oriflamme mit einem fliegenden Bande, worin die Umſchrift: Mont-joie Saint Denis hervorragt. Zu dem prachtvollen und zahlreichen Hofſtaat des Königs gehören zunächſt die Großbeamten, die ihr Amt nur mit dem Leben verlieren, aber außer Verwaltung geſetzt werden können; der Connetable, Kanzler und Großſiegelbewahrer, der Oberhofmeiſter, der Oberkammerherr, der Admiral, der Oberſtallmeiſter, der Oberjägermeiſter, die Marſchälle von Frankreich, wovon 4 Major-Généraux der kön. Garde ſind. Der übrige Hofſtaat (maison du Roi) theilt ſich in den Civil- und Militärhofſtaat. Die königl. Gewalt wird beſchränkt durch die Kammern, wovon die erſte die Kammer der Pairs (der Gleichen) heißt, und aus den Prinzen vom Geblüt und denen beſteht, die der König entweder für Zeitlebens, oder erblich dazu ernennt. Die Zahl der Mitglieder iſt unbeſtimmt, beläuft ſich aber ſeit 1819 auf 269. Die zweite Kammer heißt die der Deputirten,

Digitized by Google

weil ſie ſolche Perſonen enthält, die von den verſchiedenen Departementern erwählt und abgeſendet (députés) werden; ihre Zahl iſt auf 402 beſtimmt. Jedes Jahr tritt ein Fünftel von ihnen aus, und andre werden erwählt. Beide Kammern verſammeln ſich auf Befehl des Königs; die Berathſchlagungen der Pairs werden geheim gehalten, die der Deputirten ſind öffentlich. Neue Geſetze, Abänderung der alten, Steuern und Abgaben u. ſ. w. ſind die Gegenſtände ihrer Berathungen. Kein Geſetz iſt gültig, was nicht von den Kammern angenommen worden iſt; eben ſo nothwendig iſt die Beſtätigung des Königs, der in der Regel die Geſetze in Vorſchlag bringt. Die Perſon des Königs iſt heilig und unverletzlich; ſeine Miniſter aber können von den Kammern zur Verantwortung gezogen werden. Der alte, in der Revolution aufgehobene und größtentheils ausgewanderte, in der Folge aber theils zurückgerufene, theils jetzt erſt, ſeit der Wiedereinſetzung der Bourbons, zurückgekehrte Adel iſt zwar in ſofern wieder hergeſtellt, daß er berechtigt iſt, ſeine alten Titel zu führen, doch ohne dadurch irgend eines Vorrechtes oder einer begünſtigenden Ausnahme von den Staatslaſten und Pflichten zu genießen. Eben ſo verhält es ſich mit dem unter Napoleon 1808 neu errichteten Adel. Die Prädikate: Herzog, Baron, Graf, Ritter u. ſ. w. ſind bloß ehrenvolle Auszeichnungen, und geben durchaus keine bürgerlichen Vorzüge vor dem Geſetz. Vor der Revolution beſtanden in Frankreich die Ritterorden des heil. Geiſtes, du St. Esprit, von Heinrich III. 1578 geſtiftet; des heil. Ludwigs, von Ludwig XIV. 1693 für verdienſtvolle Offiziere katholiſcher Religion geſtiftet; weßhalb Ludwig XV. 1759 den Orden du mérite militaire für proteſtantiſche Offiziere errichtete; der Orden des heil. Michael, von Ludwig XI. 1469 geſtiftet, und der des heil. Lazarus, der ſchon in den Zeiten der Kreuzzüge 1137 entſtand, und von Heinrich IV. erneuert wurde. Die drei erſteren ſind ſeit der Rückkehr der Bourbons wieder hergeſtellt worden. Napoleon, der die Ordensſucht ſeines Volkes kannte, und nach und nach die alten monarchiſchen Einrichtungen wieder einzuführen ſuchte, errichtete 1802 den Orden der Ehrenlegion, de la légion d'honneur (ſ. d. Art.), welchen ſowohl Civil- als Militärperſonen ohne Unterſchied der Geburt oder der Religion erhielten. Dazu iſt noch 1815 der zu Genf geſtiftete Orden der Treue gekommen, für diejenigen, welche bei der Rückkehr Napoleons dem Könige treu geblieben. Die ſilberne Lilie am weißen Bande, welche viele tragen, iſt nicht ſowohl ein Orden, als ein Partei-Abzeichen, welches diejenigen ſich zulegen, welche für Anhänger der Bourbons gehalten ſeyn wollen. — Die Revolution, aus dem Haſſe gegen die das Volk bedrückenden Formen der alten königl. Regierung, und gegen Geiſtlichkeit und Adel hervorgegangen, die als bevorrechtete Stände die Eiferſucht des unterdrückten Volkes erregen mußten, hatte nichts eiligeres, als nicht allein jene alten Einrichtungen, ſondern auch alles dasjenige abzuſchaffen und zu verändern, was nur auf das Entfernteſte mit ihnen zuſammenhing, oder daran erinnern konnte. So ward auch ein ganz neues Syſtem der Maaße und Gewichte erfunden, welches der Gleichförmigkeit, welche es im ganzen Reiche einführte, und ſeiner mathematiſchen Grundlage wegen unſtreitig höchſt vernünftig und wohlthätig gewirkt, und nur darin etwa es verſehen hat, daß an die Stelle der bekannten und dem Volke verſtändlich gewordenen Benennungen neue, meiſtens aus dem Griechiſchen entlehnte, alſo dem Volke höchſt wunderlich und unverſtändlich klingende, Namen dafür erſonnen wurden. Selbſt der bisherige Calender mit ſeinen auf chriſtlichen Anſichten beruhenden Eintheilungen und ſeinen Heiligen-Namen war den wüthenden Republikanern ein Gegenſtand des Aergerniſſes; er mußte mit einem neuen vertauſcht werden (ſ. Calender). Die neue Einrichtung der Maaße und Gewichte und ihre neuen Benennungen ſind in ſofern beibehalten, daß ſie bei allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden müſſen; im gemeinen Le-

Digitized by Google

ben aber hört man noch immer die alten Benennungen. Als Einheit zur Beſtimmung aller Maaße wird der Mètre angenommen, d. h. der 10millionſte Theil eines Quadranten oder eines Viertels eines Erdmeridians: er beträgt etwas über 3 Fuß. Hiernach werden die übrigen Maaße und Gewichte beſtimmt und durch die Endigung der Benennung bezeichnet. Mètre iſt alſo die Einheit des Längenmaaßes, Are des Flächenmaaßes, Stère des kubiſchen oder Körpermaaßes, Litre des Hohlmaaßes, Gramme endlich des Gewichts, welches von einem Kubik-centimètre deſtillirten Waſſers genommen iſt. Die Vermehrung oder Verminderung wird durch die erſten Sylben der Benennung angedeutet, und zwar ſo, daß die aus dem Griechiſchen ungeſchickt genug abgeleiteten Worte die Vermehrung, die aus dem Lateiniſchen aber die Verminderung angeben. Die griechiſchen heißen: déca 10, hecto 100, kilo 1000, myrio 10,000; die lateiniſchen: deci 10, centi 100, milli 1000. Alſo iſt ein décamètre = 10 mètres, ein decilitre $^1/_{10}$ litre, ein hectogramme = 100 grammes, ein centistère = $^1/_{100}$ stère u. ſ. w. Im gemeinen Leben hört man alle dieſe Benennungen nur ſelten; jedermann ſpricht von une corde de bois, ein Strick Holz (was mit einem Strick von einer gewiſſen Länge gemeſſen wird), wie wir ſagen: eine Klafter; von pied, pouce, Fuß und Zoll, von livre Pfund, von pinte Schoppen u. ſ. w. Eben ſo rechnet man durchaus die Entfernungen nach lieues, wovon 25 auf einen Grad des Aequators gehen; alſo etwa eine gute Stunde Weges. Bei den Münzen iſt man zwar auch dem Dezimalſyſtem gefolgt, jedoch mehr mit Beibehaltung der üblichen Namen. Die Einheit heißt hier centime, ein Hundertel; da dies aber ein zu unbedeutender Werth iſt, um ausgeprägt werden zu können, ſo heißt es das nur, daß der franc, eine wirkliche Silbermünze, 6 gGr. 6 Pf. preußiſch an Werth, in 100 centimes getheilt gedacht wird; nach Franken oder livres rechnete man aber von jeher in Frankreich. Die kleinſte Kupfermünze iſt die pièce de 5 centimes, etwa 3 Pfen. preußiſch, gewöhnlicher mit der alten Benennung 1 sol (ſpr.: ſou) genannt. Dann hat man Silbermünzen von 10 sols, von 15 sols — $^1/_2$ und $^3/_4$ Franken; ferner von 1 und 2 Franken. Die größte Silbermünze ſind die pièces de 5 francs, etwa 1 Rthlr. 8 gGr. 10 Pf. preußiſch an Werth. Goldmünzen giebt es nur 2, die Stücke von 20 Franken, 5 Rthlr. 11 gGr. 5 Pf. preußiſch, nach ihrem Gepräge Napoléond'or oder Louisd'or, auch ſchlechthin Napoléons oder Louis genannt; und die Stücke von 40 Fr. doppelt ſo viel Werth. — Auch die alte Eintheilung des Landes in 16 Provinzen ward durch die Revolution aufgehoben. Dieſe Provinzen waren in verſchiedenen Zeiten an die Krone Frankreich gekommen; hatten zum Theil vorher eigenthümliche Fürſten gehabt, und behielten auch nach ihrer Einverleibung noch manche Spuren ihrer alten Verfaſſung und mit dieſen manche eigenthümliche Karakterzüge des Volkes bei; etwa ſo wie es noch jetzt in Deutſchland der Fall iſt. Dieſe Verſchiedenheiten mußten verſchwinden, alle provinzielle Erinnerungen vertilgt werden, ſollten alle Einw. Frankreichs ſich nur als Franzoſen fühlen und von einem und dem nämlichen Gemeingeiſte beſeelt werden. Um dieſen Zweck zu erreichen, theilte man das ganze Reich in Departementer, d. h. kleinere Provinzen oder Kreiſe, wobei geſliſſentlich gar keine Rückſicht auf die Gränzen der alten Provinzen genommen wurde, ſondern nur allein auf eine gewiſſe Gleichförmigkeit des Umfangs und der Einwohnerzahl, und dieſe Departements wurden vorzüglich nach den ſie durchſtrömenden Flüſſen, zum Theil auch nach den darin enthaltenen Gebirgen benannt. Obgleich nun dieſe Eintheilung ſeit vielen Jahren die allein in Frankreich geltende iſt, ſo hat ſie doch noch keinesweges die alten Provinzen-Namen aus dem Munde und der Erinnerung des Volkes verdrängt. Das franzöſiſche Reich wird jetzt in 86 Departements,

Digitized by Google

dieſe in Bezirke (Arrondissements), dieſe in Kantone, und dieſe in Gemeinden eingetheilt. Jedes Departement hat an ſeiner Spitze einen Präfekten, deſſen Gewalt der eines Statthalters gleicht. Ihm ſind ein Präfektur- und Departementsrath beigeſetzt; der letzte hat 16, 20 bis 24 Mitglieder, verſammelt ſich jährlich 15 Tage lang, und berathſchlagt ſich über die Bedürfniſſe ſeiner Provinz und die Vertheilung der Steuern. Als Verweſer des Präfekten hat jeder Bezirk einen Unterpräfekten mit einem Bezirksrath. Jede Stadt, Marktflecken und Dorf hat einen Maire als Vorgeſetzten, und 1 oder 2 Adjunkte, nebſt Polizei-Commiſſär und einen Municipalrath; in den Städten von 100.000 Einwohnern iſt noch ein Oberpolizei-Commiſſär. Die höchſten Centralbehörden ſind der Staatsrath, welcher unter Leitung des Königs über den der Krone zukommenden Theil der Geſetzgebung wacht, und das Miniſterium iſt in ſeinem Geſchäftskreis unabhängig, aber für ſeine Handlungen der Nation verantwortlich. Zu den hohen Centralbehörden gehören noch der Caſſationshof als oberſtes Juſtizreviſorium, und die Oberrechnungskammer als höchſte Finanzcontrolle. Die Juſtiz, an deren Spitze der Kanzler von Frankreich ſteht, wird durch 27 königl. Gerichtshöfe in oberſter Inſtanz, durch die Tribunale erſter Inſtanz, deren jeder Bezirk einen hat, und durch die Friedensgerichte in unterſter Inſtanz verwaltet; die Handelsprozeſſe werden von den Handelsgerichten entſchieden. Nach dem Budget für 1818 betrug die Einnahme 767.778.600 Franken, und die Ausgabe 1.098.362.693 Franken. Zur Deckung des Ausfalls von 228.465.422 Franken ward eine neue Anleihe und die Eintragung von 16 Millionen Renten auf die fundirte Staatsſchuld beſchloſſen. Die Staatsſchuld beträgt 3300 Millionen Franken, und die Einnahme zur Abbezahlung derſelben 1626 Millionen, die zu 4 Prozent berechnet, ein Capital von mehr als 4000 Millionen ausmachen. Die halbjährigen Zinſen der immerwährenden Schuld betragen 44.655.364 Franken. Die Landmacht war unter Napoleon die bedeutendſte auf dem Contingente; ſie betrug 650.000 Mann reguläre Truppen, und 600.000 Nationalgarden; jetzt iſt ſie bedeutend eingeſchränkt, und beſteht aus 150.000 Mann, worunter über 24.000 Mann Garde. Der Generalſtaab beſtand 1817 aus 5 Colonels généraux, 19 Maréchaux de France, 127 Lieutenants généraux, 261 Maréchaux de camp und 107 Colonels d'état major. Das franzöſiſche Gebiet iſt ein 23 Militär-Diviſionen abgetheilt. Die Seemacht zählt 40 Linienſchiffe und eben ſo viele Fregatten. Die meiſten Schiffsbaumaterialien müſſen aus dem Auslande bezogen werden. Die Matroſen liefern die Seeküſten, weßwegen Frankreich nach den Haupthafen in die Arrondiſſements oder Marinepräfekturen Dünkirchen, Havre, Breſt, l'Orient, Rochefort und Toulon getheilt iſt. Feſtungen hat Frankreich folgende: die drei Vauban'ſchen Feſtungs-Linien an der Gränze der Niederlande. a) Dünkirchen, Bergen in Flandern, Ryſſel, Condé, Valenciennes, le Quesnoy, Maubeuge, Philippſtadt oder Philippeville, jetzt niederländiſch), Givet mit Charlemont. b) Grevelingen, St. Omar, Arien (Aire), Bethüne, Atrecht (Arras), Douay, Bouchain, Kamerye (Cambray), Landrecy, Avesnes, Königſtein (Rocroy), Mezières. c) Calais, Ardres, Montreuil, Hesdin, Doulens, Bapaume, Peronne, Guiſe. Als vierte Linie kann betrachtet werden: Abbéville, Ham an der Somme, Lafère, Soiſſons. 2) Gegen die deutſchen Bundesſtaaten. a) An der Maas: Givet mit Charlemont, Mezières, Sedan, Verdün; an der Chiers Montmedy und Longwy. b) An der Moſel: Diedenhofen, Metz, Toul. c) Auf dem Wasgau-Gebirge: Pfalzburg, Lützelſtein, Lichtenberg, Bitſch. d) An dem Rhein und der Ill: Straßburg, Schlettſtadt, Neu-Breiſach. 3) Gegen die Schweiz: Béfort, Beſançon, Dijon, die Klauſenſchanze an der Rhone oberhalb Genf. 4) Gegen Italien: Barraux, Gre-

noble, Blianſon, Montdauphin, Embrün. 5) Am mittelländiſchen Meere: Antibes, St. Tropez, Toulon, Cette. 6) Gegen Spanien: Perpignan, Bellegarde, Prats de Molo, Villefranche, Mont Louis, Lourde, Navarreins, St. Jean Pied de Port, Andaye, Bayonne. 7) Am biskayiſchen Meere: Blaye, Rochefort, La Rochelle, die Veſten auf den Inſeln Ré und Oléron, Le Palais, Port-Louis, Breſt. 8) Am Kanal: St. Malo, Cherbourgh, Le Havre, Boulogne. Die auswärtigen Beſitzungen Frankreichs ſind: in Aſien das Gebiet von Pondichery, Chandernagor, Carical und Mahé; in Afrika La Calle und Bonne im Gebiet von Algier, die Inſeln Senegal und Goree und das Fort St. Michael in Senegambien, das Fort Francois und einige Faktoreien auf Guinea, die masearenische Inſel Bourbon; in Amerika ein Theil von Guiana mit der Inſel Cayenne, die Fiſcherinſeln St. Pierre und Miquelon bei Newfoundland und von den Antillen: ein Theil von St. Domingo (in den Händen der Neger und Mulatten), Martinique, Guadeloupe, Deſiderade, Marie galante und Saintes; zuſammen 1368 Quadratmeilen mit 835.000 Einwohnern; ohne St. Domingo 850 Quadratmeilen mit 350.000 Einwohnern.

Frankreichs gelehrte Geſellſchaften. 1) die franzöſiſche Akademie in Paris, herrſchend über Sprache und Literatur, Privatgeſellſchaft im Hauſe Val. Conrart's 1625, von Cardinal Richelieu 1635, eröffnete ihre Sitzungen im Louvre den 16. Juli 1637. 2) Königliche Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften in Paris, von Colbert geſtiftet 1663, hielt ihre erſte öffentliche Sitzung im Louvre den 16. Juli 1701; ging ein 1792, und wurde 1796 mit dem National-Inſtitut vereinigt, wieder hergeſtellt in alte Verfaſſung, 1815. 3) Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, geſt. von Colbert 1666, neu eingerichtet von Bignon 1699, beſtehend aus ſechs Klaſſen, Geometrie, Aſtronomie, Mechanik, Anatomie, Chemie und Botanik; 1785 wurden Metallurgie mit Chemie, Landwirthſchaft mit Botanik verbunden, und zwei neue Klaſſen der allgemeinen Phyſik und der Naturgeſchichte und Mineralogie errichtet. 4) Das National-Inſtitut 1796; es ſollte alle bisherigen Akademien vereinigen, wurde aber 1803 und noch mehr 1815 wieder auf die alte Einrichtung zurückgeführt. 5) Geſellſchaft für Medicin und Philoſophie in Paris 1776. 6) Geſellſchaft des Ackerbaues in Paris 1784. 7) Philomatiſche Geſellſchaft, in Paris den 15. Dec. 1788 geſtiftet. Akademien zum Theil landwirthſchaftlich, zum Theil wiſſenſchaftlich, beſtehen, in Arles 1668; Soiſſons 1674; Nimes 1682; Toulouſe 1694; Caen 1705; Montpellier 1706; Lyon 1712; Bordeaux 1714; Marſeille 1716; Dijon 1722; Pau 1722; Beziers 1723; St. Germain 1729; Bayeux 1731; Rochelle 1733; Montauban 1744; Clermont-Ferrand 1747; Nancy 1751; Metz 1757 u. m. a.

Frankreichs literariſche Zeitſchriften. A) Allgemeine: 1) Journal des Savans. Paris 1665 — 1792. Auf Colberts Veranlaſſung unternommen von Denys de Sallo den 5. Januar bis 30. März, da die Fortſetzung unterſagt wurde; fortgeſetzt von J. Gallois den 4. Januar 1666, mit Unterbrechungen bis 1675; von A. de la Roque bis 1636; von Couſin bis 1701; dann von einem gelehrten Verein, welcher bei A. Bignon rc. Sitzungen hielt, alsdann von Baudin, Camus u. A. m. Noch beſtehende Fortſetzung als eines literariſchen Regierungsjournals ſeit September 1816. 2) Mémories p. s. à l'hist. des sciences et des beaux arts etc. Trev. 1701 — 1767; von Jeſuiten, Tornemine u. A.; fortgeſetzt von A. bis 1778. 3) Journal étranger. Paris 1754 — 1762; Prevoſt, Touſſaint, Arnaud, Suard rc. Journal encyclopédique, Lüttich und Bouillon 1756 — 1791. 5) Esprit de Journaux. Lüttich und Brüſſel 1771 — 1818. 6) Straßburger gelehrte Nachrichten, von Oberlin rc. 7) Decade (nachher

Révue) litt. p. Ginguéré, Say, Duval etc. Paris 1795 — 1816. 8) Journal gén. de la litt. étrangére. Straßb. 1801, wird fortgeſetzt. 9) Archives litt. de l'Europe. Paris und Tübingen 1804; von Suard, Morellet, Dégérando u. A. B) Beſondere, ſich auf Frankreich beſchränkend: 1) Mercure galant. Par. 1672. 2) Mercure de france, 1717. 3) Le nouvelliste du Parnasse. Par. 1732. 4) Observations sur les écrits mod. 1737. 5) Jugéments sur quelques ouvr. nouv. Avignon 1744. 6) Lettres sur quelques écrit mod. Par. 1752. 7) Année litt. Amſterd. (Paris) 1754. 8) Avant coureur, oder Verzeichniß der neueſten franzöſiſchen Schriften. Straßburg 1787. 9) Journal général de la litterature de Fr. 1798. 10) Biblioth. fr. Par. 1800. 11) Bibliographie de l'empire 1813. u. a. m.

Franz von Aſſiſi (der heilige) wurde im Jahre 1182 zu Aſſiſi in Umbrien geboren. Bei der Taufe erhielt er den Namen Johann, welchem man aber in der Folge den Namen Franz hinzufügte, wegen der Leichtigkeit, mit welcher er bald die franzöſiſche Sprache erlernte, welche damals den Italienern zur Führung ihres Handels, zu welchem Geſchäfte der Vater den jungen Johann beſtimmte, ſo ſehr nothwendig war. Nur Frommſinn hatte für den Jüngling Intereſſe. Er verließ das väterliche Haus, verkaufte das Wenige, was er hatte, und zog einen langen Kittel an, den er mit einem Stricke ſchürzte. Sein Vorgang fand Nachfolger, und er hatte ſchon einen großen Haufen Schüler gewonnen, als der Papſt Innocenz III. im J. 1210 ſeine Lebensweiſe billigte. Die Sage berichtet uns, daß der Papſt anfänglich dieſen, im Aeußeren unanſehnlichen Mann nicht vor ſich kommen laſſen und anhören wollte, daß er aber, als ein Traum ihm dieſen ärmlichen Mann zeigte, wie er die, dem Einſturze drohende Kirche des h. Johann von Lateran, ſtützte, ihn zurückrufen ließ, und ihm ſein Geſuch bewilligte. Im darauf folgenden Jahre erhielt er von den Benediktinern die Portiunkul-(kleine) Kirche Unſrer Lieben Frauen, in der Nähe von Aſſiſi, und hier iſt die Wiege des Minoriten-Ordens zu ſuchen, der ſich bald durch ganz Italien, Frankreich und Spanien verbreitete. Der Ruf der Heiligkeit des Franz von Aſſiſi ging ſo weit, daß man, wohin er nur kam, mit den Glocken läutete, ihm, geiſtliche Lieder ſingend, entgegen ging, und ſeinen Weg mit Mayen beſtreute; weil dieſes freiwillig geſchah, ſo meldet die Legende, die Glocken haben von ſelbſt geläutet. Sein Orden nahm ſo ſchnell zu, daß auf dem erſten großen Kapitel, welches er im J. 1219 in der Nähe von Aſſiſi hielt, ſich faſt 4000 Minoriten einfanden. Kurze Zeit darnach erließ Papſt Honorius III. eine Bulle zu Gunſten des Ordens. Mehrere ſeiner Schüler lagen ihm an, er möge die Erlaubniß nachſuchen, daß ſie überall, wo es ihnen beliebte, ſelbſt ohne die Biſchöfe darum zu fragen, predigen dürften. Aber der weiſe Stifter antwortete ihn bloß dieſes: „Laßt uns ſtreben, die Großen durch Demuth und Ehrfurcht zu gewinnen, die Geringen durch Lehre und Beiſpiel. Unſer beſonderes Privilegium ſoll dieſes ſeyn, daß wir gar kein Privilegium haben." Um dieſe Zeit begab ſich Franz von Aſſiſi nach Paläſtina; er verfügte ſich zu dem Sultan Mehledin, um ihn zum Chriſtenthume zu bekehren. Er bot ſich an, die Wahrheit der chriſtlichen Religion zu erproben, und einen brennenden Scheiterhaufen zu beſteigen. Der Sultan, der den heiligen Mann einer ſolchen Probe nicht ausſetzen wollte, entließ ihn mit Auszeichnung. Da er nach Italien zurückgekehrt war, ſtiftete er die dritte Regel ſeines Ordens, um auch ſolchen im Volke, die der ganzen Strenge ſeines Ordens nicht nachkommen wollten und konnten, Gelegenheit zu einem ähnlichen Lebenswandel zu geben. Nachdem er ſo ſeine Ordensangelegenheiten zu Stande gebracht, und die Oberleitung derſelben niedergelegt hatte, zog er ſich auf eine der höchſten Spitzen der Apenninen zurück. Hier war es, wo

er, wie uns der h. Bonaventura berichtet, einen gekreuzigten Seraph erblickte, der ihm Hände, Füße und die rechte Seite mit den Wundmalen des Erlöſers bezeichnete; daher führt Franz von Aſſiſi auch den Beinamen des Seraphiſten, der bald auf den ganzen Orden überging: ein ſonderbares Ereigniß, von welchem der ſcharfſinnige Kirchenſchriftſteller Fleury ſagt und beweiſet, daß es über alle Angriffe einer billigen Kritik erhaben ſteht. (S. Fleury's Kirchengeſchichte, B. 79. Nro. 5.) Der h. Ordensſtifter ſtarb zwei Jahre nachher zu Aſſiſi im J. 1226 im 45. Jahre ſeines Alters. Seine Grabſtätte mit ſeinen Gebeinen hat man 1820 unter dem Hochaltar der Hauptkirche zu Aſſiſi wieder entdeckt. Sein Wahlſpruch war: Deus meus est omnia (mein Gott iſt mein Alles). Sein Leben hat beſchrieben: Chalippe, ein Mönch ſeines Ordens; ſeine Werke gab Johann de la Haye im J. 1641 heraus.

Franz von Paula (der heilige) wurde im Jahre 1416 zu Paula, einer kleinen Stadt in Calabrien, geboren. Seine Eltern, welche ihn, in Folge eines Gelübdes, daß ſie dem heil. Franz von Aſſiſi gethan hatten, von Gott erhalten zu haben glaubten, ertheilten ihm den Namen Franz, und übergaben ihn den Geiſtlichen des Kloſters von St. Markus, im biſchöflichen Sitze derſelben Provinz. Nachdem er dort ein Jahr zugebracht, aber noch nicht Gelübde gethan hatte, bat er ſeine Eltern, ihn aus dieſem Aufenthalt wegzunehmen. Er trat hierauf mehrere Pilgerfahrten an, in Folge welcher er ſich endlich in eine Höhle, etwa fünfhundert Schritte von Paula entfernt, begab; als er aber hier zu häufig beſucht wurde, verbarg er ſich in eine Felſengrotte, in der Nähe des Meeres. Hier hatte er nur das Geſtein zu ſeinem Lager, Wurzeln und Kräuter waren ſeine Nahrung, und Almoſen ſeine Unterſtützung. Der Ruf ſeiner Heiligkeit vermochte, daß mehrere fromme Gemüther ſich zu ihm hingezogen fühlten, welchen zuerſt eine Hütte, bald darauf, als die Anzahl ſeiner Schüler beträchtlich zunahm, ein Kloſter erbauet wurde; es war dieſes das erſte der Ordensbrüder, welche ſich minimi (die Geringſten) nennen. Papſt Sixtus IV. beſtätigte dieſen Orden im J. 1474, und Franz von Paula wurde der erſte Vorſteher deſſelben. Der Ruf ſeiner Heiligkeit verbreitete ſich bis nach Frankreich hin, und als Ludwig XI. zum Tode krank darniederlag, ließ er den heiligen Mann kommen, daß er ihm durch Gottes Kraft die Geſundheit möge wieder geben. Aber Franz von Paula bat nicht für ſeine Geneſung, ſondern beſtrebte ſich durch Ermahnung und Unterricht, ihn zu einem chriſtlichen Tode vorzubereiten. Carl VIII., Nachfolger Ludwigs XI., bauete dem heiligen Ordensſtifter ein anſehnliches Kloſter im Parke von Pleſſis, und der Orden breitete ſich in Frankreich, Spanien und Deutſchland aus. Auch Papſt Alexander VI. beſtätigte ſeine Ordensregeln. Er ſtarb in ſeinem 92ſten Lebensjahre, und wurde im Kloſter zu Pleſſis begraben, wo man ſeinen Körper bis zum J. 1562, wo ihn die Hugenotten verbrannten, aufbewahrte. Sein Gedächtniß feiert die kathol. Kirche am 2. April.

Franz von Sales (der heilige), Fürſtbiſchof von Genf, Stifter des Ordens von der Heimſuchung Mariä, aus einer der älteſten und vornehmſten Familien Savoyens entſproſſen, wurde im J. 1567 auf dem Schloſſe Sales, in der Nähe von Genf, geboren. Kaum 12 Jahre alt, erhielt er die Tonſur, feſt entſchloſſen, ſich nur dem Dienſte Gottes zu widmen. Hierauf begab er ſich nach Paris, daſelbſt ſeine Studien anzufangen. Der berühmte Genebrandus war ſein Lehrer in den alten Sprachen; Philoſophie und Theologie hörte er bei den Jeſuiten. In dieſer großen Stadt kannte er nur die Kirchen und Hörſäle, bis ihn ſein Vater nach Padua abrief, um ſich dort der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen. Hier legten ſeine Studiengenoſſen ſeiner Tugend gefährliche Schlingen, denen er aber immer zu entgehen wußte. Beſonders

machte eine Hofdame heftige Anfälle auf ſeine Keuſchheit; er aber warf ihr einen Feuerbrand an den Kopf, und ſpie ihr ins Geſicht. Nachdem er in Padua das Doktorat der Rechte erlangt hatte, begab er ſich nach Rom, die Gräber der Apoſtelfürſten und die übrigen Oerter, welche Zeugen ſo vieler heldenmüthigen Aufopferungen der heil. Märtyrer waren, zu beſuchen. Hierauf kehrte er nach Savoyen zurück, wo ihm ſeine Eltern eine Advokatenſtelle im Senate von Chambery verſchafften, die er jedoch bald verließ, um den geiſtlichen Stand zu ergreifen. Er wurde zum Probſte der Kirche von Genf zu Annecy erwählt, und ließ ſich zum Prieſter weihen. Schon als Diakon widmete er ſich, auf Anrathen ſeines Biſchofs, dem Predigamte, und hatte die Freude, durch ſeine erſte Predigt drei Männer von Bedeutung von denen aber allgemein bekannt war, daß ſie ein ſchlechtes Leben führten, zu beſſeren Geſinnungen zu bringen. Nachdem er Prieſter geworden war, ließ er ſich ſein Amt mit ſolcher Aemſigkeit angelegen ſeyn, daß er alle umliegende Dörfer durchlief, um durch Predigten der Unwiſſenheit des Landvolkes abzuhelfen; nirgend aber wirkte ſeine religiöſer Eifer mehr, als im Ländchen von Chablais, wo er eine Menge ſolcher, die ſich hartnäckig von der alten Kirche getrennt hielten, durch die Kraft ſeiner Beweiſe und die Sanftmuth ſeines Betragens, wieder zu derſelben zurückführte. Da ſein Biſchof Granier ſich ſowohl durch Alter als Körperſchwäche in ſeinen Geſchäften gehindert fand, ſo erwählte er den unermüdlichen Franz von Sales zu ſeinem Coadjutor, welchem der Herzog von Savoyen auch zuſtimmte; aber es bedurfte des ganzen Anſehns Clemens VIII., ihn dazu zu bewegen. Er mußte endlich ſelbſt nach Rom gehen, wo ihn der Papſt im verſammelten Conſiſtorium den Apoſtel des Ländchens von Chablais nannte, und ihn, mit Lobſprüchen und Segnungen begleitet, als Biſchof von Nicopoli und Coadjutor des Biſthums Genf entließ. Im Jahre 1602 kam er nach Paris, wo er durch ſeine Predigten und ſein ganzes Betragen großes Aufſehn machte, und unſäglichen Nutzen ſtiftete. Heinrich IV. gab ſich Mühe, ihn dort zu behalten, und bot ihm eine Penſion von 20.000 Franken an, bis zur nächſten Erledigung eines Erzbiſthums, und der Cardinal von Retz drang in ihn, während der Regierung Ludwigs XIII., die Coadjuterie von Paris zu übernehmen; er aber zog ſein armes Biſthum allen dieſen Anerbietungen vor. Nach dem Tode des Biſchofs Granier wurde er am 8. Dec. 1602 zum Biſchof von Genf eingeweihet. Von nun an war er beſonders darauf bedacht, die geiſtlichen Orden auf die Urſprünglichkeit ihrer Lebensregel und Beſtimmung zurückzuführen. Wo er nur immer eine verirrte Seele zu gewinnen hoffte, unterließ er nichts; er wagte ſein Leben dran, ſuchte die Verirrten auf den höchſten Bergen, in den Thälern und Schluchten ſeines Biſthums auf. Im Jahre 1610 gründete er den Orden von der Heimſuchung Mariä. Aus Auftrag des Herzogs von Savoyen reiſte er im Jahre 1622 nach Avignon; ſeine Sendung führte ihn, nach einem achttägigen Aufenthalt in dieſer Stadt, nach Lyon, wo er, vom Schlage gerührt, am 28. Dec. 1622, nur 56 Jahre alt, das Zeitliche verließ. Sein Körper wurde nach Annecy gebracht, ſein Herz aber blieb zu Lyon in dem erſten dort errichteten Kloſter zur Heimſuchung Mariä. Franz von Sales hat mehrere ſchätzbare Werke zurückgelaſſen, unter welchen ſeine geiſtlichen Briefe, die Einleitung zu einem frommen Leben und die Abhandlung über die Liebe zu Gott, die vorzüglichſten zu nennen ſind. Sein Leben haben beſchrieben, ſein Vetter Carl Auguſt von Sales, der Pater Grulü, Heinrich du Maupan du Tour, Marſoiller und Renſing.

Franz von Xavier. Dieſer Apoſtel Indiens, das ausgezeichnetſte Mitglied des Jeſuitenordens, der durch ſeine großen Thaten und wahrhaft heroiſche Aufopferung für die Religion eine weltgeſchichtliche Berühmtheit und die Ehre der Canoniſation ſich erworben hat, ſtammte aus einem altade-

Digitized by Google

ligen Geſchlechte, und wurde 1506 auf dem Schloſſe Xaviero im ſpaniſchen Navarra geboren. Seine erſte literariſche Bildung erhielt der mit ſeltenen Naturgaben ausgeſtattete Jüngling in ſeinem Vaterlande, ſtudirte dann auf der Hochſchule zu Paris die höhern Wiſſenſchaften, und trat nach erlangter Doktorwürde in der Philoſophie im Collegium von Beauvais als Lehrer mit vielem Beifalle auf. Indeß bewog ihn ſeine Freundſchaft zu Ignaz Lojola, der akademiſchen Laufbahn zu entſagen, und ſich dieſem berühmten Stifter der Geſellſchaft Jeſu als Schüler anzuſchließen. Mit Ignaz und deſſen Genoſſen reiſte er jetzt nach Italien, widmete ſich zu Venedig mit vieler Liebe der Krankenpflege, empfing dort die Prieſterweihe, und ging nach Rom, wo er durch ſeine Predigten nachhaltig auf das öffentliche Wohl einwirkte. Johann III., König von Portugal, verlangte vom Papſt einige Miſſionärs nach Oſtindien, und Xavier wurde zu dieſer Sendung erkoren. Mit der Würde eines apoſtoliſchen Botſchafters bekleidet, und mit königlichen Vollmachten verſehen, ſegelte er am 7. April 1541 von Liſſabon ab, und kam nach einer 13monatlichen Fahrt zu Goa an, wo er nach Erlernung der Landesſprache als Verkündiger des Evangeliums auftrat, und zur Verbreitung und Befeſtigung der chriſtlichen Religion für ſeine Ordensbrüder, die ihm aus Europa als Gehülfen nachgeſandt wurden, ein Seminar errichtete, dem er als Oberdirektor vorſtand. In Cochin, Ceylon, Negapatnam, Meliapor, Malacca ꝛc., und auf den meiſten Inſeln des unermeßlichen indiſchen Archipels errichtete er das triumphirende Zeichen der Erlöſung, und bekehrte eine zahlloſe Menge zur Heilslehre Chriſti. Weil das Miſſionsgeſchäft in dieſen Ländern immer leichter wurde, und die Zahl der Mitarbeiter ſich täglich mehrte, entſchloß er ſich, ſelbſt in das weitentlegene Japan den Samen des Chriſtenthums auszuſtreuen. Hier errang ſich Xavier die ſchönſte Palme durch ſein ſegenvolles Wirken. Unbedeutend war damals noch der commerzielle Verkehr Japans mit den portugieſiſchen Colonien in Oſtindien. Aber Xavier beharrte mit eiſerner Feſtigkeit auf ſeinem Entſchluſſe, und beſtieg, aus Mangel einer ſchicklichen Gelegenheit, mit zwei Jeſuiten und einem von ihm in Goa getauften Japaner das Schiff eines heidniſchen Corſaren. Nach einer äußerſt gefahrvollen Fahrt von 7 Wochen landete das Heil Japans auf den Küſten von Xaruma; bei 12.000 Meilen von ſeinem Vaterlande entfernt, durch unwirthbare Meere und unbekannte Länder von ſeinen Landsleuten in Indien getrennt, von aller menſchlichen Hülfe abgeſchnitten, ohne allen Schutz, ohne Waffen, ohne Geld, ſelbſt der Landesſprache unkundig, ſtand jetzt Xavier am Geſtade des japaniſchen Meeres; aber ſein Stab war ſeine Begeiſterung für das Unvergängliche; ſein die ganze Menſchheit mit Liebe umfaſſender Buſen ſein leitendes Geſtirn. Xavier ging gerade auf die Hauptſtadt zu, ließ ſich von Auger (dem getauften Japaner) beim König melden, und gelangte zur Audienz. Gleich bei der erſten Unterredung gewann Xavier das Herz des Monarchen; dieſer unterrichtete ihn nun ſelbſt in der Landesſprache, und ermächtigte ihn, das Evangelium öffentlich zu predigen, welches bald viele Anhänger zählte. Mißglückte Handelsſpekulationen des Königs mit den Portugieſen aber waren Urſache, daß die Miſſionärs nach einem einjährigen Aufenthalte zu Saxuma aus dem Reiche vertrieben wurden; Xavier ſegelte, nachdem er den Auger zum Vorſteher der Gemeine zu Saxuma ernannt hatte, nach dem durch die neu angeknüpften Handelsverbindungen mit den Portugieſen befreundeten Firando, wo er die freundlichſte Aufnahme fand. Alles, was der große Apoſtel von dem daſigen König foderte, ward ihm geſtattet; der Sprache des Landes jetzt völlig kundig, predigte er mit einer Leichtigkeit, und in einer ſo zierlichen und reinen Sprache, daß alle Japaner dem Fremdling ſtaunend zuhörten. Die Wirkungen ſeiner Reden überſtiegen alle menſchlichen Erwartungen. Viele der Vornehmſten am Hofe, Bonzen, Ge-

Digitized by Google

lehrte, und eine zahlloſe Menge aus dem Volke drängten ſich herbei, und foderten die Taufe. Jetzt entſchloß ſich Xavier nach Meaco, der Hauptſtadt Japans, zu gehen, welche 15 Tagreiſen von Firando entfernt liegt. Von allen, man will nicht ſagen, Bequemlichkeiten, ſondern ſelbſt den allernothwendigſten Erfoderniſſen entblößt, unternahm Xavier in Mitten eines damals ungewöhnlich ſtrengen Winters durch die unwirthbarſten Gebirge und Wüſten die Reiſe, und langte nach einer mühevollen Wanderſchaft von 28 Tagen in Meaco an. Da gerade hier eine Thronrevolution ihre Ungebundenheit zeigte, wandte er ſich nach Amanguchi, wo in wenigen Wochen über 4000 Seelen die Lehre des Heils annahmen. Von hier ging er nach Bungo. Dort ſollte die höhere Kraft der Wahrheit einen ihrer ſchönſten Triumphe feiern. In der Hauptſtadt dieſes Landes angelangt, wurde er vom daſigen König, einem Jüngling von trefflichen Anlagen des Kopfes und des Herzens, aufs Freundlichſte empfangen. Entzückt über die herrliche Stimmung des Monarchen, drückte Xavier mit väterlicher Zärtlichkeit ihn an ſeine Bruſt; Freuden einer höhern Welt ſtrahlten von den Augen des Heiligen; himmliſche Ahnungen ſchwellten ſeine Bruſt, und er ſah jetzt ſchon im Geiſte die ſegenvollen Früchte der japaniſchen Kirche. Die Bonzen in Bongo verlangten vom König, eine öffentliche Unterredung mit Xavier, um ihn und ſeine Lehre zu widerlegen. Der König bewilligte dieſes Geſuch, und Xavier war mit Freude dazu bereit. Mit großem Scharfſinn trugen die Bonzen ihre Fragen, und ihre Einwürfe gegen das Chriſtenthum an Xavier vor. Aber er wußte ihre grübelnde Afterweisheit verſtummen zu machen, und ſprach mit ſolcher Würde und Salbung von allen beſeligenden Lehren des Chriſtenthums, daß am ſechſten Tage der Unterredung der Oberbonze plötzlich von ſeinem Sitze aufſtand, ſich dem Apoſtel zu Füßen warf, und die Wahrheit des Evangeliums, ſowie die Nichtigkeit des Götzendienſtes vor der ganzen Verſammlung bekannte. Groß war der Eindruck, den dieſes Geſtändniß machte; mehrere Glieder der königlichen Familie, viele Staatsbeamten und Bonzen waren unter den Bekehrten. Der König ward erſt ſpäter ein Chriſt. Mit jedem Tage vermehrte ſich nun die Zahl der Gläubigen. Xavier reiſte jetzt mit einigen Gehülfen durch ganz Bongo, und ſtiftete an vielen Orten Gemeinden; kurz jedem ſeiner Tritte entſproßten Blüten und Früchte des Chriſtenthums. Aber überall wirkte auch ſein hervorleuchtendes Beiſpiel und die auffallende Heiligkeit ſeines Wandels eben ſo ſehr, und oft mehr, als ſeine Lehren. Seine, auch dem blödeſten Auge nicht entgehende, beiſpielloſe Uneigennützigkeit, ſeine ſich überall beurkundende Geringſchätzung alles deſſen, was den Menſchen aller Zonen das Wünſchenswertheſte iſt, ſeine glühende, für das körperliche, wie für das geiſtige Wohl, ſtets raſtlos thätige Menſchenliebe, ſeine, unter den größten Arbeiten und Anſtrengungen und ununterbrochenen Abtödtungen und Privationen jeder Art, ſtets hervorſchimmernde Heiterkeit und Gleichheit des Geiſtes, ſeine edle, männliche Demuth, und ſeine in allen Handlungen und bei jeder Gelegenheit ſich offenbarende Größe der Seele konnten unſtreitig auch dem gemeinſten Beobachter nicht unbemerkt bleiben; und alles dieſes, in Verbindung mit den Beglaubigungszeichen ſeiner höhern Sendung, mußten freilich die Gemüther trefflich vorbereiten, und für die Lehre, die er predigte, empfänglicher machen. Sein Name erfüllte ganz Indien und das Gerücht ſeiner Thaten drang bis in die entfernteſten, von den wildeſten Horden bewohnten Inſeln des indiſchen Meeres. Die Wunder, welche der Allmächtige durch Xavier wirkte, wurden ruchbar durch ganz Indien, und noch lange Zeit nachher waren ſie der allgemeine Gegenſtand des Geſprächs und Staunens aller oſt- und ſüdaſiat. Nationen. Nach einem Aufenthalt von 2 ½ Jahren verließ er endlich wieder den japaniſchen Boden, nach Goa zurückkehrend. Der König von Bongo hatte ihm ſchon öfters von der übertriebenen Meinung geſprochen,

Digitized by Google

die alle Japaner von der hohen Weisheit der Chineſen hätten, und ihn dabei verſichert, daß, wenn das Chriſtenthum einſt Eingang in China fände, alle Japaner zu demſelben übertreten würden. Von dieſem Augenblicke an war die Bekehrung China's der Lieblingsgedanke ſeiner Seele und das Ziel aller ſeiner Wünſche. Auf ſeiner Rückreiſe beſuchte er einen großen Theil jener Inſeln und Länder, in welche er das Chriſtenthum verpflanzt, und an deren nun aufblühenden Kirchen ſein Herz ſtets mit zärtlicher Beſorgniß hing. Während eines 10jährigen Aufenthalts in Indien hatte Xavier in einer Strecke von mehr als 3000 Stunden das Evangelium gepredigt, bei 52 größere und kleinere Staaten dem ſanften Scepter Jeſu unterworfen, mehr als 300.000 Menſchen mit eigener Hand getauft, und die Gränzen des Chriſtenthums bis an die äußerſten Endpunkte des ſüdlichen und öſtlichen Aſiens erweitert. In Goa hielt Xavier häufig Conferenzen mit dem daſigen Erzbiſchof, und that Alles, um den vielen ſo weit zerſtreuten Kirchen Dauer, Feſtigkeit und Einheit zu verſchaffen. Nach Beſorgung dieſer wichtigen Angelegenheit, dachte der Apoſtel mit allem Ernſte an ſeine Reiſe nach China. Der Vicekönig von Indien nahm die trefflichſten Maßregeln; aber als dieſe ein Unterbefehlshaber von Malacca vereitelte, verzichtete Xavier auf alle menſchliche Hülfe, und ſchiffte ſich nach der an der chin. Küſte gelegenen Inſel Sancian ein, von wo er gedachte, ſich durchs erſte Schiff auf China's Küſte ausſetzen zu laſſen, dem Himmel alles Uebrige vertrauend. Aber wie einſt Moſes im Angeſichte des gelobten Landes — eben ſo ſtarb Xavier im Angeſichte China's an den Folgen eines hitzigen Fiebers im 45ſten Jahre ſeines Lebens (1552). Um die Gebeine Xaviers füglicher nach Indien zu bringen, wollte man die Verweſung befördern, und legte ihn in eine Grube voll ungelöſchten Kalks. Nach 2½ Monaten, als Alles zur Abreiſe fertig war (ſo erzählt ſein Biograph Bouhours), öffnete man das Grab, nahm die oberſten Kalklagen hinweg, und man fand den Körper mit der prieſterlichen Kleidung ganz unverſehrt und wohl erhalten. Wohldüftende Gerüche verbreiteten ſich um ihn her; die blühende Farbe der Geſundheit ſchmückte ſeine Wange; er glich einem Schlafenden, den himmliſche Träume wiegen, und über ihn ſchien ein Leben ausgegoſſen, auf welches Tod und Vergänglichkeit keine Rechte mehr hätten. Der Leichnam wurde nun zuerſt nach Malacca, und von da nach Goa gebracht, wo er noch ruht. Bei ſeinem Canoniſationsprozeſſe wurden von den nach Indien geſchickten Commiſſarien ohne Unterſchied des Cultus, Chriſten, Juden, Mohamedaner und Heiden vernommen, von denen freilich ein jeder die außerordentliche Thaten Xaviers nach den Grundſätzen ſeiner eigenen Religion beurtheilte. Selbſt unbefangene Proteſtanten, welche ſeine Zeitgenoſſen waren, oder bald nach ihm lebten, beſonders, wenn ſie ſelbſt an Ort und Stelle geweſen, und die vielen Stimmen und redenden Zeugen vernommen, dieſelben geprüft und unterſucht hatten, verſagten Xaviern und der Wahrheit nicht ihr ehrenvolles Zeugniß. (Vergl. die Proteſtanten: R. Haklwit, engliſche Seereiſen, 2te Thl.; Baldeus Geſchichte Indiens, wo er mit Paulus verglichen wird; Taverniers Reiſen u. m. A.) Seine Werke ſind: Briefe in 5 Büchern; ein Katechismus; kleinere Schriften. Die Jeſuiten Turſelin und Bouhours haben ſein Leben beſchrieben; auch iſt ein Heldengedicht: die Xavieriade, lateiniſch und franzöſiſch, vorhanden.

Franz I., König von Frankreich, war zu Cognac den 12. Sept. 1494 geboren. Er war der Sohn von Carl von Orleans, Graf von Angouleme, und Luiſens von Savoyen, und ein Vaterbruder-Enkel von Ludwig XII. Als ein einundzwanzigjähriger Jüngling beſtieg er den 1. Jan. 1515 den Thron. Das Herzogthum Bretagne, daß ſeine Gemahlin Claudia ihm zugebracht hatte, vereinigte er auf immer mit der Krone. Seine heiße Ruhmbegierde trieb ihn zuerſt an, das ſeinem Vorgänger auf ſo unrühmliche Weiſe

entriſſene Mailand wieder zu erobern. In einer zweitägigen Schlacht bei Marignano (13. u. 14. Sept. 1515) hatte Franz einen heißen Kampf gegen den mailändiſchen Herzog Maximilian Sforza zu beſtehen, der ſich mit den damals für unüberwindlich gehaltenen Schweizern verbunden hatte. Franz vernichtete ihren alten Ruhm, und brachte den Schweizern eine blutige Niederlage bei. Die Frucht des ſchwer erkämpften Sieges war das Herzogthum Mailand, deſſen Regent Maximilian Sforza auf ein Jahrgeld geſetzt ward. Der Papſt Leo X., über das Glück des jungen Königs beſtürzt, bat hierauf um eine Zuſammenkunft in Bologna; hier überhäufte er den jungen Sieger mit Ehrenbezeugungen, wodurch ſich das ehrgeizige Gemüth des Königs ſo geſchmeichelt fühlte, daß er ſogar ein Bündniß mit dem Papſte einging. Als er nach Frankreich zurückgekehrt war, erfreute ihn die Todesnachricht des alten Feindes ſeines Hauſes, Ferdinands des Katholiſchen (1516). Der 16 jährige Erzherzog Carl folgte ihm in der Regierung; mit dieſem ſchloß Franz noch in demſelben Jahre einen Freundſchaftsbund zu Noyon in Isle de France. Jedoch die Freundſchaft dauerte nicht lange. Die Erledigung des römiſch-deutſchen Kaiſerthrones machte Beide zu Nebenbuhlern, indem ſowohl der ſpaniſche, als der franzöſiſche König Anſpruch auf denſelben zu haben glaubte. Carl V. erhielt die deutſche Kaiſerkrone. Die perſönliche Rivalität der beiden benachbarten Herrſcher brach jetzt in offene Feindſchaft aus, die in vier Kriegen die Kraft beider Länder erſchöpfte. Der erſte Krieg dauerte von 1521 — 1526. Carl ſtand mit Papſt Leo X., und ſpäter mit Adrian VI., in einem geheimen Bündniſſe, dem die kleineren ital. Mächte beitraten. Angeblich verlangte Carl V. Mailand als deutſches Reichslehn und das von Ludwig XI. eingezogene Herzogthum Burgund als einen Theil ſeiner Niederlande von Frankreich, Franz I. aber Navarra und ſeine Rechte auf Neapel von Spanien zurück. Franz I. wurde zuerſt in Italien angegriffen, und obgleich er ein zahlreiches Heer unter dem Marſchall von Lautrec dahin ſandte, ging doch das ſchöne Mailand verloren, und Franz Sforza, des abgeſetzten Maximilians Bruder, ward mit kaiſerlicher Bewilligung zum Herzog ausgerufen. Den unerſetzlichſten Verluſt aber erlitt Franz dadurch, daß er den tapfern Connetable Carl von Bourbon verlor, der, von ihm gereizt, ſich auf die Seite Carls V. ſchlug. Carl V., ſo wie ſeine Verbündete, der König von England Heinrich VIII. und Bourbon, entwarfen nun einen neuen Plan, ganz Frankreich zu erobern, und ſich in das Reich zu theilen. Der Plan zerſchlug ſich zwar, doch ein Angriff auf Frankreich von dreien Seiten wurde noch in demſelben Jahre verſucht. Der Erfolg war aber nicht glücklich. Erſchöpft und faſt vernichtet, kamen beſonders die kaiſerlichen Truppen zurück; Franz I. glaubte keinen beſſern Zeitpunkt zur Wiedereroberung Mailands wählen zu können, als wenn er gleich jetzt auf friſcher That die Fliehenden verfolgte, die jetzt wirklich einem ſolchen keinen Widerſtand leiſten konnten. Jedoch Franz ließ durch ſeine langdauernde Belagerung von Pavia ſeinen Gegnern Zeit, ſich zu erholen. Dazu beging er noch die Unvorſichtigkeit, einen Theil ſeines Heeres zur Eroberung wegzuſchicken. Am 24. Februar 1525 ward endlich das blutige Treffen bei Pavia geliefert, das mit der gänzlichen Niederlage der Franzoſen und mit Franzens Gefangennehmung endete. Der junge König bewies viel Tapferkeit und Muth in der Schlacht, zwei Pferde wurden unter ihm erſchoſſen. Als ein Offizier des Connetable ihn gefangen nahm, wollte er eher ſterben, als ſich dieſem zu ergeben. Nur dem Vicekönig von Neapel, Lannoy, überreichte er ſeinen Degen, und zwar mit den Worten: „Empfangen Sie den Degen eines Königs, der Lob verdient, denn ehe er ihn verlor, hat er das Blut der Ihrigen damit vergoſſen; er iſt Ihr Gefangener, nicht durch Feigheit, ſondern durch Unglück.“ Seiner Mutter ſchrieb er: „Madame, Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht.“

Digitized by Google

Er wurde hierauf nach Madrid geführt. Nach elf Monaten (14ten Januar 1526) unterzeichnete er dort zur Wiedererlangung ſeiner Freiheit einen Frieden unter folgenden harten Bedingungen: daß er das Herzogthum Burgund auf immer abtreten, auf Italien verzichten, ſeine beiden älteſten Söhne als Geißeln ſtellen, und mit Eleonoren, der Schweſter Carls V., ſich vermählen wollte. Kaum war aber Franz nach Frankreich zurückgekehrt, als er die Abtretung Burgunds unter dem Vorwande zurücknahm, daß ihm die Stände ihre Einwilligung verſagten. Auch keine von den andern zugeſtandenen Bedingungen zu erfüllen, war er feſt entſchloſſen. Franz I. begann aufs Neue und unter vortheilhaften Ausſichten den zweiten Krieg (1527). Ein Jahr vorher (1526) hatte er ſich zu Cognac mit der heiligen Liga verbunden, die durch Papſt Clemens VII., Venedig und Mailand geſtiftet worden war, um den weitern Fortſchritten des Kaiſers Einhalt zu thun. Franz hatte ſogar Heinrich VIII. von England, der früher auf Carls V. Seite war, in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt. Carl von Bourbon, der ehemalige Connetable Frankreichs, zog jetzt, unterſtützt von dem deutſchen Feldherrn v. Freundsberg, gegen Rom, plünderte und brandſchatzte die Stadt, und nahm den Papſt gefangen. Erſt nach ſechs Monaten wurde der Papſt von den Franzoſen befreit, die unter Lautrec's Anführung Neapel erobern ſollten. Doch das zahlreiche Heer der Franzoſen wurde theils von den treuloſen Italienern, theils von einer Peſt aufgerieben, welcher ſelbſt ihr Führer Lautrec unterlag. Ein anderes Heer, das im folgenden Sommer gegen Mailand rückte, wurde auch ſehr bald zurückgeſchlagen. Abermals beſiegt und erſchöpft, mußte Franz ſchon wieder einen neuen Frieden zu Cambrai 1529 ſchließen. Dieſer enthielt wieder neue demüthigende Bedingungen für ihn, indem er auf Italien und Mailand verzichten, ſeine beiden Söhne für 2 Millionen Goldgülden zurückkaufen, und Eleonoren, Wittwe des Königs von Portugal, und Schweſter Carls V., heirathen mußte. Nicht lange glimmte das Feuer der Rivalität zwiſchen beiden Fürſten unter der Aſche, als es in einen dritten Krieg wieder aufloderte. Franz, deſſen Politik ſich über die Vorurtheile ſeiner Zeit hinweggeſetzt, hatte ſich mit dem Sultan Soliman verbunden. Während 1535 der Kaiſer ſeinen berühmten Zug gegen Tunis unternahm, benutzte Franz die Gelegenheit, Mailand wieder zu erobern, deſſen Herzog Franz Sforza kinderlos ſtarb. Carl aber kam ihm zuvor, und ließ durch ſeinen General Leiva Mailand in der Geſchwindigkeit wegnehmen. Hierauf that Carl einen Einfall in die Provence, wodurch er aber den beſten Theil ſeines Heeres verlor; Franz brach nochmals in Italien ein, und bemächtigte ſich Savoyens. Da erſchien eine türkiſche Flotte an Italiens Küſte, die den Papſt Paul III. ſo beunruhigte, daß er zwiſchen Carl und Franz einen Waffenſtillſtand zu Nizza (18. Juni 1538) auf zehn Jahre vermittelte. In demſelben behielt der Kaiſer Mailand, und Franz einen großen Theil von Savoyen. Franzens zuvorkommende Behandlung Carls im folgenden Jahre bei einer Durchreiſe deſſelben durch Frankreich nach Gent, und die Freundſchaftsverſicherungen des Kaiſers ließen einen abermaligen Ausbruch der Feindſchaft nicht befürchten. Jedoch Mailand ward bald darauf wieder die Urſache eines neuen Krieges, der ſich darüber entzündete, daß Carl Mailand als ein erledigtes Reichslehn ſeinem Sohne Philipp übergab. Franz hatte ſich bei dieſem Kriege mit mehreren auswärtigen Mächten, mit der Pforte, mit Dänemark und Schweden verbunden. Schon hatte er einen herrlichen Sieg über den ſpaniſchen Feldherrn del Guarto in Italien erfochten, als er ſich auch von Heinrich VIII., der mit einer Flotte in Calais angelandet war, bedroht ſah, und ſein Heer zerſplittern mußte. Carl brach auch mit einem gewaltigen Heere in Frankreich ein, und war ſchon bis vor die Thore von Paris gedrungen, als Franz Friedensvorſchläge that, und der Friedensſchluß zu Creſpy (12. Sept. 1544) zu

Digitized by Google

Stande kam, der auf die Bedingungen des Waffenſtillſtandes zu Nizza gebaut wurde. Nun aber hatte Franz noch 1545 mit Carls Verbündeten, dem König Heinrich VIII., zu kämpfen, der ihn zwei Jahre lang zu See und zu Lande ſehr beunruhigte. Nach vielem unnütz verſchwendetem Gelde und Menſchenblute wurde endlich auch mit dieſem Friede geſchloſſen (1546). Nicht lange darnach ſtarb Franz (31. März 1547) an den Folgen eines ausſchweifenden Lebens im 53ſten Jahre ſeines Alters. — In Hinſicht ſeines Karakters hatte Franz große Aehnlichkeit mit Carl dem Kühnen. Er war ein raſcher, feuriger Mann, der unternehmenden Geiſt genug beſaß, um unter den Regenten ſeines Zeitalters emporzuragen. Der Schutz und die Begünſtigung, die er den Wiſſenſchaften und Künſten angedeihen ließ, haben ihm den Namen des „Vaters der Wiſſenſchaften" erworben. Er hob den Glanz der Pariſer Univerſität, und ſuchte das Studium der klaſſiſchen Literatur in Frankreich einzuführen. Fremde Künſtler fanden ſtets eine ehrenvolle Aufnahme bei ihm. Benvenuto Cellini arbeitete ſehr oft unter ſeinen Augen; Leonardo da Vinci ſtarb in ſeinen Armen. Auch mit der Gerichtspflege und dem Kriegsweſen nahm er bedeutende Reformen vor. Eine k. Marine, die früher gar nicht exiſtirte, verdankte ihm ihr Daſeyn. Auch wurden ſchon franz. Entdeckungsreiſen gemacht, und ein geſchickter Seefahrer, Jacques Cartier, war ſo glücklich, Canada zu entdecken. Zu der berühmten Pariſer Bibliothek wurde von Franzen der Grund gelegt. Handel und Manufakturen wurden ebenfalls von ihm befördert. So ſuchte Franz nicht allein den Glanz Frankreichs von Außen zu erhöhen, ſondern er war auch darauf bedacht, ſeine Unterthanen wohlhabender, und ſein Reich durch Künſte und Wiſſenſchaften blühender zu machen. Vergl. Carl V.

Franz II., König von Frankreich, geboren zu Fontainebleau den 19. Jan. 1544, Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medicis, beſtieg den Thron nach dem Tode ſeines Vaters den 10. Juli 1559, nachdem er ſich das Jahr zuvor mit der unglücklichen Marie von Schottland vermählt hatte. Ungeachtet ſeine Regierung nur 17 Monate dauerte, gehört ſie doch zu einer der unglücklichſten, die Frankreich gehabt hat; denn, indem er die Oheime ſeiner Gemahlin, den Herzog Franz von Guiſe und den Card. v. Lothringen, an die Spitze der Regierung ſtellte, legte er den Grund zu den Bürgerkriegen, die noch lange nachher Frankreich zerrütteten. Die Ränke der Catharine von Medicis, der Zwiſt der Häuſer Guiſe und Bourbon, die Verfolgungsſucht der Katholiken und die Einmiſchung Philipps II. ſind Hauptpunkte in dieſem ſcheußlichen Gemälde. Franz II. ſtarb den 5. Dec. 1560, das Reich, mit 43 Millionen Schulden belaſtet, ſeinem Bruder Carl IX. hinterlaſſend.

Franz I., römiſch-deutſcher Kaiſer, früher Stephan Franz, Herzog von Lothringen, geboren 1708, war ein Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen, und verm. ſich 1738 mit Maria Thereſia, Tochter Kaiſer Carls VI., nachdem er 1729 dieRegierung van Lothringen und Bar angetreten, aber durch den Wiener Prälimiar Frieden von 1735 gezwungen worden war, ſeine väterlichen Staaten gegen Toskana zu vertauſchen. Nach Kaiſer Carls IV. Tode wurde er zwar durch ſeine Gemahlin König von Ungarn, Böhmen und der übrigen Ländern der öſtreichiſchen Monarchie; allein die eigentliche Regierung führte ſeine Gemahlin Maria Thereſia. Römiſcher Kaiſer wurde er nach Kaiſer Carls VII. Tode, den 13. Sept. 1745, ſchloß als ſolcher 1747 den Frieden zu Aachen, den 15. Febr. 1763 den Hubertsburger Frieden, und † 1765 zu Innsbruck (den 18. Aug.), allgemein wegen ſeiner Tugenden und Menſchenliebe betrauert. Ihm folgte als deutſcher Kaiſer ſein Sohn Joſeph II.

Franz I., Herzog von Bretagne, Graf von Richmond und Montfort, gewöhnlich der Vielgeliebte genannt, geb. zu Vannes den 11. Mai 1414 folgte ſeinem Vater Johann V. 1442, beſudelte ſeine kurze Regierung durch

Digitized by Google

Brudermord, und ſtarb kurz darauf den 19. Juli 1450. — 2) Franz II., letzter Herzog von Bretagne, Enkel von Johann V., erhielt nach Artus III. Tode 1458 das Herzogthum Bretagne, huldigte im folgenden Jahre König Carl VII., führte aber mit deſſen Nachfolger Ludwig XI., in Gemeinſchaft mit mehreren andern Vaſallen, Kriege, die länger oder kürzere Zeit dauerten und erſt unter König Carl VIII, durch den Tod Franz II. ihr Ende erreichten. Beim Tode dieſes Fürſten zu Couëron d. 8. oder 9. Sept. 1438 hinterließ er nur eine Tochter, Anna (ſ. d. A.), welche Bretagne durch Heirath an Frankreich brachte.

Franz (Ludwig), Fürſt-Biſchof von Bamberg und Würzburg, ein geborner Freiherr von Erthal, einer der würdigſten und größten Biſchöfe, Fürſten und Regenten ſeiner Zeit, geboren den 16. Dec. 1730, ſtudirte Theologie und die Rechte, erweiterte ſeine Kenntniſſe durch eine Reiſe nach Italien, wurde darauf in Würzburg Regierungsrath, ſpäter Präſident, trat dann in Joſephs II. Dienſte, und wurde auf deſſen Betrieb Biſchof zu Bamberg und Würzburg. Auf die edelſte und uneigennützigſte Weiſe erwarb er ſich hier durch raſtloſe Thätigkeit, Verbreitung aufgeklärter Begriffe, durch beſſern Unterricht in Städten und auf dem Lande, durch zweckmäßigere Einrichtung der Univerſitäten zu Würzburg und Bamberg, durch größere Einfachheit in den Verwaltungsbehörden und Verbeſſerung der Rechtspflege, der Polizei und anderer Staats-Einrichtungen unendliche Verdienſte, ſo daß er tief betrauert von ſeinen Unterthanen, die Achtung von ganz Deutſchland bei ſeinem Tode den 14. Februar 1795 mit ins Grab nahm.

Franzbranntwein, ſ. Branntwein.

Franzensbrunnen, ſ. Eger.

Franz. Bank, ſ. Pariſer Bank.

Franzöſiſche Bibliotheken. Petit-Radel giebt gegen 300 öffentliche Bibliotheken in Frankreich an, die etwa 3.345.287 Bände enthalten ſollen, welche vielen Veränderungen, Verwüſtungen und Zerſplitterungen ſeit 1789, beſonders in Anſehung der kirchlichen Sammlungen, unterlagen. 1) Die königliche Bibliothek zu Paris, angelegt von König Franz I. durch Vereinigung des zu Blois vorgefundenen Büchervorraths in ſeiner in Fontainebleau 1527 angefangenen Sammlung; unter Heinrich IV. nach Paris geſchafft und fortwährend, beſonders ſeit Ludwig XIV. und ſeit 1798 vermehrt; ſie hat einen Schatz von mehr als 50.000 Handſchriften, welche in neueren Zeiten häufig benutzt worden ſind, und noch lange reiche Ausbeute, namentlich für orientaliſche, altklaſſiſche und ältere Nationalliteratur verſprechen; unter den 450.000 gedruckten Büchern befinden ſich ſehr viele Seltenheiten und große Sammlungen von Flugſchriften. Aufgenommen in die königliche Bibliothek ſind: die Bibliothek der Abtei der heil. Genovefa, mit 2000 Handſchriften und 110.000 Büchern; die Bibliothek von St. Germain des Prez; die Bibliothek der vier Nationen, enthaltend die Mazariniſche (ſeit 1661) mit 3473 Handſchriften und 90.000 Büchern; und viele andere; die Bibliothek des Staatsrathes; Bibliotheken mehrerer Behörden, Corporationen und Anſtalten u. a. Eine große Menge von anſehnlichen Privatbibliotheken ſind zerſtreut worden; z. B. die Thou'ſche, C. M. le Tellier'ſche, die Valliere'ſche u. a. 2) Die Lyoner Bibliothek, gegründet durch G. Prouſteau 1644. 3) Bibliotheken in Orleans, Montpellier, Rennes, Nismes, Avignon, Bordeaux, Marſeille, Straßburg u. a.

Franz. Bildhauerkunſt, ſ. Bildhauerkunſt.

Franzöſiſche Bühne. Die dramatiſche Poeſie der Franzoſen iſt nicht nur ihres kaum unüberſehbaren Reichthums wegen, ſondern auch in Beziehung auf ihre politiſch-geſellſchaftliche Wirkſamkeit überaus merkwürdig. Seit früheren Zeiten befriedigte ſie faſt allein die geiſtigen Bedürfniſſe der beweglichen, neuerungsſüchtigen, ſchauluſtigen Menge, und erhob ſich zu einer

bedeutungsvollen; in ihren ſtill fortſchreitenden Erfolgen alle Berechnungen vormundſchaftlicher Wachſamkeit und Aufſicht vereitelnden Anſtalt der Volkserziehung, bald als Ausdruck, bald als Leitungsmittel und Prüfung der öffentlichen Meinung; in ihr ſpiegeln ſich Sitten und Beſtrebungen des Zeitalters treu und anſchaulich ab; ſie rüget Irrthümer und ſtrafet Thorheiten, welche unter dem Schutze der Gewohnheit unverletzlich geworden zu ſeyn ſchienen; ſie läßt Wahrheiten laut werden, denen Vorurtheil und Selbſtſucht das Bürgerrecht verſagen. Von ihr gingen Gedanken und Hoffnungen aus, fremdartige Geſinnungen der alten Welt, fruchtbringende Samenkörner für die Zukunft, Bilder und Sprüche, deren Gehalt das Leben entwickelte; dem gebildeteren Schönheitsſinne Genuß bereitend, dem ſich erkräftigenden Menſchenverſtande reiche Texte, welche Erfahrung und Nachdenken deuten lehren. Die Bühne, beſonders ſeit dem 17ten Jahrhunderte, und namentlich in der für die meiſten Provinzen den Ton angebenden Hauptſtadt, wirklich Nationalangelegenheit, hat auf die vollſtändigſte Aufmerkſamkeit des politiſchen und literäriſchen Geſchichtforſchers gleichen Anſpruch. Das Drama erhob ſich auf der Grundlage der Myſterien, deren kein Land mehr gehabt hat, als Frankreich (in Deutſchland iſt eine der anſehnlichſten Sammlungen auf der k. Bibliothek zu Dresden); ungeachtet ihrer Einſchränkung durch eine Parlamentsverfügung (1548), dauerten ſie ausſchließlich fort, und ließen keine regelmäßige Schauſpiele, die aus Werken des klaſſiſchen Alterthums überſetzt oder dieſen genau nachgebildet waren, zu öffentlicher Aufführung gelangen; dieſe wurden entweder in Privathäuſern gegeben, oder blieben nur der Leſewelt vorbehalten. Erſt als eine Schauſpielergeſellſchaft (1592) den Inhabern der Myſterien das Privilegium abgepachtet hatte, entſtand eine Nationalbühne, das Théâtre français (1598), neben welchem Alexander Hardy, ein fruchtbarer tragiſcher Schriftſteller (Tragédies, P. 1623, 8.), ein anderes im Marais errichtete (1600), und ebenfalls privilegiren ließ. Dabei erhielten ſich die Myſterien bis in die erſten Jahrzehnte des 17ten Jahrhunderts. Die Kunſtgeſtalt des Drama war ärmlich, und mit wenigen, durch erſchütternde Ereigniſſe veranlaßten, oder aus Fügſamkeit des Myſterientones in neue Formen erklärbaren Ausnahmen in knechtiſcher Abhängigkeit von den Muſtern des Alterthums. Unter dem Miniſterium Richelieu's gewann ſpaniſche Literatur Eingang, und ihr iſt größtentheils die Vervollkommnung zu verdanken, zu welcher ſich die franz. Bühne während der Regierung Ludwigs des Vierzehnten erhob. P. Corneille, welchem Rotrou vorgearbeitet hatte, und J. Racine regelten das Trauerſpiel, Scarron und Molière die Komödie, Quinault die Oper, und es entſtand die volksthümliche Poſſe, welche Le Sage ſpäterhin geiſtreich bearbeitete. Fortan drängten ſich die Nebenbuhler um dramatiſchen Ruhm in dichten Schaaren. Bei allen Neuerungen hat ſich im Weſentlichen der dramatiſche Grundton, wie ihn die großen Meiſter des 17ten Jahrhunderts angegeben haben, ziemlich gleich erhalten. Von der, nicht ohne Einſeitigkeit ausgelegten, Geſetzgebung des Ariſtoteles haben Wenige ſich frei zu machen geſucht, und den Grundſatz von den drei Einheiten ermäßigt; die Vorliebe für das deklamatoriſche, für das theatraliſche Ceremonie, für den Alexandriner, herrſcht noch heute, und ketzeriſche Abweichung von ſolchem Herkommen hat nur überraſchende Geiſtesüberlegenheit oder ein die Nationalſitte auf kürzere Zeit in Vergeſſenheit bringender Zeitgeiſt entſchuldigen mögen. Die Theilnahme des Publikums iſt unter allen Umſtänden dieſelbe geblieben, und die Würdigung dramatiſcher Erſcheinungen behauptet unter allen literäriſchen Beſchäftigungen die erſte Stelle; Richelieu und die, oft anmaßlich abſprechenden, Mitglieder der franzöſiſchen Akademie regte ſie an, und ſeitdem iſt ſie Hauptbeſtandtheil der geleſenſten Zeitſchriften worden. Als einer der thätigſten theatraliſchen Kri-

tiker iſt Julian Louis Geoffroy aus Rennes (geb. 1745, † 1814) zu nennen; er legte ſeine Urtheile in Année litt. (1776—1791) und im Journal des debats (1800) nieder. A) Das kunſtmäßige Trauerſpiel begann mit Ueberſetzungen der Alten, deren ſeit den letzten Jahrzehnten des 15ten Jahrh. mehrere vorhanden waren, ohne auf die Bühne gebracht zu werden. Für dieſe arbeitete Etienne Jodelle (ängſtlich genau die klaſſiſchen Muſter nachbildend, und den Chor beibehaltend); ſeine Cleopatra (1552) und Dido, auf Privatbühnen aufgeführt, fanden großen Beifall. Jean de la Peruſe überſezte wörtlich Seneca's Medea (Poitiers 1570, 4.), an welchen ſich auch J. de la Taille u. m. A. anſchloſſen. Beachtung verdient Robert Garnier aus Laferté-Bernard in Maine (geb. 1546, † 1601), der zwar ebenfalls das römiſche Vorbild im Auge behielt, aber ſich freier bewegte, romantiſche Stoffe (Bradamonte) wählte, und den Chor aufgab, eigenthümliche Karakterzeichnungen verſuchte, und nicht arm iſt an ſchönen dichteriſchen Zügen, welche Racine zu ſchätzen wußte. Dabei wurde bei Vielen der ſelbſtſtändige und eine politiſche Richtung zulaſſende Ton der Myſterien beibehalten; z. B. von J. Fr. de Chantelouve (Oeuvres. Lyon 1582 16.): la tragédie de Colligny, 1575, 8.; Fronton du Luc l'hist. trag. de la Pucelle de D. Remi, Nancy 1581, 4. (und eines ſpäteren Ungenannten: Tragédie de Jeanne d'Arc. Rouen 1611, 12.); P. Matthieu's la Guisiade. Lyon 1580, 8; le Triomphe de la ligue. Leyden 1607, 12; la Magicienne étraigère. Rouen 1617, 8.; Trag. du Marq. d'Ancre. 1626. etc. Die Bahn der veredelten tragiſchen Kunſt brach Jean de Routrou aus Dreux (geb 1609, † den 28. Juni 1650), großartig in der Geſinnung, ergreifend durch Ausdruck tiefen Gefühls, kräftig redneriſch und auf Reinheit und Wohllaut der Sprache bedacht; ſein Wenceslaus (1647), nach dem Spanier Franc. de Roas gearbeitet, erhielt ſich auf der Bühne. Unter ſeinen Nebenbuhlern trata hervor: Jean Mairet aus Beſancon (geb. 1609, † 1660), deſſen Sophonsbe regelmäßig angelegt iſt; und Pierre du Ryer aus Paris (geb. 1605, † 1658) der im Scevol (16 63) Karaktergröße würdig ausdrückt. Die Trauerſpiele des durch ſeine Romane berühmten Gautier de Coſtes de la Calprenee († 1663) athmen ritterlichen Geiſt; Scudery's Arbeiten, wegen Theaterreichen und breiten Prunkes von den Zeitgenoſſen bewundert, ſind wohlverdienter Vergeſſenheit anheim gefallen. Der Vater des als muſterhaft anerkannten tragiſchen Kunſtſtyles, Pierre Corneille aus Rouen (geb. 1606, † den 10. Okt. 1684), beſeelt von ſittlich edelm Freiheitsgefühl und geiſtig hochgebildet, ſtudirte neben den Alten ſpaniſche Muſter. Er trat zuerſt als Komiker auf (Melite 1625); unter 5 Luſtſpielen iſt der Menteur, nach einem ſpaniſchen Vorbilde, das gelungenſte. Weit größer erſchien er zuerſt (1635) in der dem Seneca nachgeahmten Medea als Tragiker; mit großer Stärke des Geiſtes erſtrebt er epiſche Erhabenheit, und will nicht theilnehmende Gefühl, ſondern ſtaunende Bewunderung hervorrufen; ſeine Darſtellung und Karakterzeichnung weicht oft von der Natur ab; die Hoheit der Grundanſicht und die Gedankenſtärke in den Reden erſchüttert; die Sprache hat männliche Würde, ohne von rhetoriſchem Prunke frei zu ſeyn. Von 33 Trauerſpielen ohne Chor zeichnen ſich Cid (1636), nach dem Spaniſchen des Guilien de Caſtro, die Horazier und Cinna (1639), durch die meiſten dichteriſchen Vorzüge aus; er ſelbſt hielt Rodogune für ſein Meiſterſtück. Thomas Corneille (geb. 1623, † 1709) unterſcheidet ſich von ſeinem Bruder durch Vorliebe für romantiſche Verwickelungen und durch kälteres Pathos. Antoine de la Foſſe aus Paris (geb. 1658, † 1708) ahmte mit gewiſſenhafter Treue den Corneille'ſchen Ton nach; bei ſeinem beſten Stücke Manlius war Otway ihm Vorbild. Jean Racine aus La-Ferte-Milon in Isle de France (geb. 1639, † den 22. Apr. 1699), vertraut mit den Meiſterwerken der Griechen, und von ihrem Geiſte

Digitized by Google

befruchtet, Kenner des menſchlichen, beſonders weiblichen Herzens, lyriſch-zart in ſeiner Weltanſicht, der Sprache und des rhythmiſchen Wohllauts mächtig; idealiſirt die Karaktere, ohne ihre geſchichtliche Wahrheit zu verletzen, die Entwickelung und der Ausdruck der Leidenſchaften haben pſychologiſches Intereſſe, die geſammte Darſtellung ergreifet das Gemüth mit milder Rührung. Von ſeinen 11 Trauerſpielen ſind Andromache (1661), Brittanicus (1670), Iphigenie (1675) und Phèdre (1677) die vollendetſten. Durch religiöſe Würde und Salbung zeichnen ſich Esther (1689) und Athalie (1691) mit ihren herrlichen Chören aus. Das Luſtſpiel les Plaideurs (1668) iſt ein den ariſtophaniſchen Weſpen humoriſtiſch geiſtreich nachgebildetes Gaukelſpiel. Die für das Kloſter St. Cyr beſtimmten religiöſen Lieder behaupten in dieſer lyriſchen Gattung den erſten Rang; ſo wie ſeine Epigramme mit den beſten der franzöſiſchen Literatur wetteifern. Unter ſeinen proſaiſchen Schriften werden die Histoire de Port royal bis 1665 und die Lobrede auf Corneille als klaſſiſch anerkannt. Nik. Pradon aus Rouen († 1698) iſt nur als der, von ränkevollem Parteigeiſt erhobene Nebenbuhler Racine's erwähnenswerth; ſein Tamerlan und Regulus haben ſich ziemlich lange auf der Bühne erhalten. Jean Galbert de Campiſtron aus Toulouſe (geb. 1656, † 1722) arbeitete zur Zufriedenheit der Zeitgenoſſen in Racine's Manier, meiſt ſchwach und nachläßig, am gelungenſten in Tiridate und Andronic. Sein Luſtſpiel: le jaloux des abusé und die von Lulli componirte Oper Acis et Galaté ſind nicht ohne alles Verdienſt. A. H. de la Motte drang mit entſchloſſenem Widerſpruche gegen die vermeintliche ariſtoteliſche Geſetzgebung, auf Einheit des dramatiſchen Intereſſe. Guymond de la Touche aus Chateaurour (geb. 1731, † 1760) traf in der Iphigenia auf Tauris den edeln antiken Ton, und gleiche Beſtrebung iſt bei J. Bapt. Vivien de Chateaubrun aus Angouleme (geb. 1686, † 1775) zu rühmen, wenn gleich ſeine Arbeiten ſich nicht über das Mittelmäßige erheben. Einen neuen Weg betrat Pierre Laurent Buirette de Belloy aus der Auvergne (geb. 1729, † 1770), indem er die tragiſche Stoffe (Gabriele de Vergy, die Belagerung von Calais u. a. m.) aus der vaterländiſchen Geſchichte entlehnte, oft allzu romantiſch ſie geſtaltend, und Uebertreibung in Ton und Sprache nie vermeidend. Schaudern und Entſetzen erreget Proſper Jolyot de Crebillon aus Dijon (geb. 1674, † 1762), nicht ohne Talent für das Hochtragiſche; ſeine dramatiſche Laufbahn beginnend mit Idomeneus (1705); er läßt die Laſter des Menſchen in ſchwarzer Uebertreibung hervortreten; ſeine Darſtellungen trotzen in romantiſcher Hyperbel dem antiken Kunſtſtyle; die Sprache artet gewöhnlich in Schwulſt aus. Ant. Marie d'Argis le Mierre aus Paris (geb. 1733, † 1793), auch als didaktiſcher Dichter (les fastes) (la peinture) bekannt, bildete ſich dramatiſch nach Belloy und Crebillon, und gewann, ohne Correktheit der Darſtellung und Sprache, theils durch Wahl der bearbeitenden Stoffe (Barneveld 1766; Guill. Tell 1767, Calas 1791), theils durch Theaterſtreiche bedeutenden Beifall. Voltaire als Tragiker, ſiehe den Artikel franzöſiſche Poeſie. Jean Fr. Ducis (geb. 1733, † 1816) ſchloß ſich mit Geiſt und Gefühl an Shakeſpeare an, und iſt reich an herrlichen, ſchön verſificirten Stellen, ſcheint aber doch das richtige Verfahren, den großen Britten zu franzöſiren, nicht gefunden zu haben. Noch weniger kann dieſes von Louis Sebaſtien Mercier aus Paris (geb. 1740, † 1814), berühmt durch humoriſtiſche Zeitgenoſſen, und wiſſenſchaftliche Seltenheiten (de l'imposs. du systeme astron. de Copernice et de Newton 1806, 8.), behauptet werden. Von den neueſten Tragikern ſind einige der berühmtern: A. V. Arnault; Fr. Jean Guill. Stanislas Andrieux, beſonders wegen ſeiner Anaximandre; Fr. Juſte Marie Raynourd: les Templiers; Nepomucène L. Lemercier; Clovis; Caſimir Delavigne: Vèpres siciliennes

Digitized by Google

1818; Paria 1821; E. Jouy: Sylla 1821 u. a. — B. Die regelmäßige Kunſtgeſtalt des Luſtſpieles wurde um dieſelbe Zeit, in welcher ſie die Tragödie erhielt, und nach gleichen Grundſätzen und Muſtern eingeführt, und verdrängte die rohen Poſſen und Schwänke, gegen deren Alleinherrſchaft Jodelle, Verfaſſer des verſificirten Eugène, und Andere, faſt wörtliche Nachahmer des röm. Komikers Terenz, vergeblich angekämpft hatten. Rotrou und Scarron, nach ſpaniſchen Muſtern ſich bildend, brachen die Bahn, welche bald ein hochbegabter Meiſter betrat, und den für künftige Zeiten gültigen Nationalton angab. Jean Bapt. Pocquelin, genannt Molière, aus Paris (geb. 1622, † d. 17. Febr. 1673), nach Boileau's in mehrerer Rückſicht ſinnvollem Ausſpruch das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten literäriſch am Glänzendſten verherrlichend, bildete ſich praktiſch als Schauſpieler (1642), und durch Studium italieniſcher und ſpaniſcher Komiker, des Plautus und Terenz und des Rabelais zum dramatiſchen Dichter. Sein in mehreren Provinzialſtädten, Lyon, Beziers, Grenoble und Toulouſe, begründeter Ruhm verſchaffte ihm 1658 die Erlaubniß, mit ſeiner Geſellſchaft (troupe de Monsieur) in Paris zu ſpielen, und er wurde Liebling des durch ihn erheiterten Königs, der ihn gegen Beeinträchtigung ſeines oft ariſtophaniſchen ſatyriſch-luſtigen Freimüthigkeit ſchützte. Von ſeinen 30 Luſtſpielen (das erſte l'Etourdi 1653) ſind die heiter ſpottenden l'école des femmes und les femmes savantes, die ernſteren le Misantrope und le Tartuffe in Verſen, le Bourgeois Gentilhomme, l'Avare und der ſtark ariſtokratiſirende George Dandin in Proſa die berühmteſten. Es offenbaret ſich in ihnen reiche Kenntniß des geſellſchaftlichen Lebens, beſonders in den untern Volksklaſſen; die allgemeineren Karaktere ſind mit treuer Wahrheit umſichtig aufgefaßt; die Thorheiten und Albernheiten der Zeit werden nach dem Leben, oft mit Benutzung einzelner Vorfälle und Züge aus der Wirklichkeit und nächſten Umgebung, anſchaulich geſchildert, namentlich die Blößen der Aerzte und Sachwalter ſchonungslos aufgedeckt. Die Darſtellung des Niedrigkomiſchen iſt meiſterhaft, die moraliſirende Betrachtung meiſt langweilig rhetoriſch. Der Dialog iſt in der Regel unübertrefflich, die Sprache eigenthümlich plaſtiſch, und, bei auffallender Ungleichheit, reich und gefällig, der Versbau bequem wohllautend. Viele ſeiner Arbeiten, nicht bloß Kleinigkeiten und Gelegenheitsſtücke, wozu ihn ſeine Stellung verpflichtete, ſind nachläßig hingeworfen, und von geringem Kunſtgehalt. Mit ihm wetteiferte Edme Bourſault aus Bourgogne (geb. 1638, † 1701), und gefiel durch leichten Witz und angenehme Verſifikation, obgleich ſeine Schubladenſtücke (die beſten: Mercure galant, Esope à la ville, Esope à la cour) beſchränkten Kunſtwerth haben. J. Fr. Regnard aus Paris (geb. 1647, † 1709) iſt glücklich in der Wahl und Anordnung des Stoffes, in Gruppirung und oft in Karakterzeichnung; ſeine Luſtigkeit artet nicht ſelten in das Anſtößige aus; der Versbau iſt ungemein leicht; der Zerſtreute und die Univerſal-Erbin haben ſich von 25 Stücken allein auf der Bühne erhalten; und Charles Rivière du Fresny aus Paris (geb. 1648, † 1724), ein genauer Beobachter des menſchlichen Treibens, gemäßigt luſtig, eigenthümlich anziehend und beißend. Unter ſeinen, in der Sprache, aber nicht im Versbau, die Regnard'ſchen übertreffenden, Luſtſpielen iſt l'esprit de Contradiction das beſte; welchem le faux sincère, und le jaloux honteux de l'étre am nächſten ſtehen. Florent. Carnot d'Ancourt aus Fontainebleau (geb. 1661, † 1726), von dem wir 56 dramatiſche Arbeiten haben, ſatyriſirt derb und haſchet nach Witz, dialogiſirt gut; ſeine Proſa iſt lobenswerth, nicht ſo die Verſifikation. Marc Antoine le Grand (geb. 1668, † 1728) war nicht ſpröde in der Wahl des Stoffes aus gemeiner Wirklichkeit, humoriſtiſch im Volksſtyle, ohne die Sittlichkeit zu verletzen; Meiſter in der phantaſtiſchen Poſſe, wie ſein Roi de Cocagne beurkundet. Michel Boy-

Digitized by Google

ron, genannt Baron, aus Paris (geb. 1652, † 1729), ein vortrefflicher Schauſpieler, dramatiſirte die Sitten ſeiner Zeit in flandriſchem Style. Alain René le Sage aus Ruys (geb. 1668, † 1747) hat durch Selbſtſtändigkeit, geſunden Witzes und heiterer Laune, ſo wie wegen herrlicher Haltung im lebendigen Dialog, rechtskräftigen Anſpruch auf eine der nächſten Stellen neben Molière. Viele ſeiner Stücke ſind ſpaniſchen nachgebildet; ihm eigenthümlich iſt ſein Meiſterſtück Turcaret, auch Crispin rival de son maître machte großes Glück. Er gab im Vaudeville, deren er mehrere für Marionettentheater verfaßte, den Ton an. Unter ſeinen Romanen gelten die ſpaniſchen Urſchriften freier nachgebildeten (le Diable boiteux) und beſonders Gilblas als klaſſiſch. Gegen die Mitte des 18ten Jahrh. wurde das Hochkomiſche, als den feinen Anſtand und guten Weltton verletzend, aufgegeben, und kalt nüchterne Regelmäßigkeit und moraliſirende Schicklichkeit erſtrebt; ſo von dem gewöhnlich ſteifen, willenloſen Studienfleiß verrathenden Phil. Nericault Deſtouches aus Tours (geb. 1680, † 1754), deſſen Glorieux und Philosophe marié das verhältnißmäßig meiſte Verdienſt, auch gute Verſifikation haben, und von ſeinem im Versbau ihm überlegenen, übrigens unbelebten Nebenbuhler Louis de Boiſſy aus Vic in Auvergne (geb. 1694, † 1758), welcher arm an Erfindung iſt, und dem Zeitgeſchmacke fröhnte. Unter ſeinen Stücken gelten les Dehors trompeurs, le Français à Londres und le Babillard als die beſten. P. Cl. Nivelle de la Chauſſée aus Paris (geb. 1691, † 1754) führte die verkünſtelte, mit Betrachtungen und Sittenſprüchen überladene, bald in pathetiſche Empfindelei ausartende, Comédie larmoyante ein; die Verſifikation ſeiner Stücke, von welchen Mélanide das gelungenſte iſt, hat Verdienſt. Pierre Carlet de Chamblain de Marivaux aus Paris (geb. 1688, † 1763) zeiget Scharfblick und feine Beobachtung im Studium des menſchlichen Herzens, aber Alles iſt bei ihm manierirt, auch das Naive; Handlungen und Karaktere ſind ohne naturgemäße Wahrheit. Die wenig behagende, beſchwerliche Breite ſeiner Proſa iſt in Marivaudage ſprüchwörtlich geworden. Von ſeinen Romanen gilt daſſelbe Urtheil. Nach wenigen Jahrzehnten kehrten die beſſern Köpfe zum Molière'ſchen Kunſtſtyle zurück; z. B. Pannard, Greſſet, Piron, Voltaire, Dorat, deſſen Bijoux indiscrets Aufſehen erregten. Bernard Joſ. Saurin aus Paris († 1783), deſſen Trinklieder geſchätzt werden, entwarf dramatiſche Gemälde aus dem bürgerlichen Leben; ſeine Trauerſpiele ſind unbedeutend. Charles Collé aus Paris (geb. 1709, † 1783) hatte bedeutende Anlage zum Hochkomiſchen, ſtellte lebendig dar, und verſtand die Kunſt des raſchen Dialogs. Denys Diderot aus Langres (geb. 1713, † den 31. Juli 1784), einer der glänzendſten Köpfe, welche Frankreich hervorgebracht hat, reich an Ideen und Bildern, humoriſtiſch im Denken und Urtheilen, mit beiſpielloſer Unbefangenheit ſich gegen alle Geſetze herkömmlicher Schicklichkeit auflehnend, und mit behaglicher Schadenfreude ihre Unhaltbarkeit ſophiſtiſch erweiſend, arbeitete, wie früher La Motte, an der Umſtaltung des franzöſiſchen Luſtſpiels, indem er daſſelbe von conventionellem Zwange befreien, und zum ſittlichen Familiengemälde erheben wollte. Seine kritiſch-äſthetiſche Anſichten haben, wenigſtens für Deutſche, viel Treffendes, bewährten ſich jedoch weniger durch eigene Arbeiten. Der „natürliche Sohn" und der „Hausvater," beide in Proſa, wurden zwar vorübergehend geprieſen, geriethen aber bald in Vergeſſenheit; ſie ſind ſentimental moraliſirend, weder durch Anlage, noch durch künſtleriſchen Ton, oder durch Dialog und Sprache hervorſtechend. Für ſeinen literäriſchen Ruhm ſind feſtere Stützen, als er in den dramatiſchen Leiſtungen finden kann, vorhanden. Er war Begründer und Herausgeber der welthiſtoriſch-wichtigen Encyclopädie, ein freiſinniger Denker und muthiger Bekämpfer hergebrachter Vorurtheile (lettres sur les aveugles, 1751; de l'édu-

Digitized by Google

cation publique, 1762; Essais sur la peinture, 1796; ſeine Romane: la religieuse 1796, Jacques le fataliste et son maître 1796, und der unerreichbare, vielleicht in der geſammten neueren Literatur einzige Rameau's Vetter, ſind meiſterhafte ſinnvolle Gemälde des menſchlichen Herzens und Gefühls, welche für manche der Zeit und ihren unreinen Verhältniſſen angehörige Mittelmäßigkeiten vollauf ſchadlos halten. An Diderot ſchloß ſich Mercier an; desgleichen der Operndichter Michel Jean Sedaine aus Paris (geb. 1719, † 1797) mit le Philosophe sans le savoir (1765) in ſchlechten Verſen, und Pierre Aug. Carron de Beaumarchais aus Paris (geb. 1732, † 1799) welcher auf abenteuerliche Verwickelungen und ſeltſame Theaterſtreiche entſcheidendes Gewicht legte, und einer, zum Theil von politiſchen Beziehungen abhängigen, nicht dauerhaften Berühmtheit theilhaftig wurde; unter ſeinen Arbeiten ſind, außer der noch auf der Bühne beibehaltenen beliebten Oper: le Barbier de Séville, le Mariage de Figaro, und les Amours de Cherubin (1784) und Eugènie ou la mère coupable die bekannteſten. Dieſe neue Schule, nie allgemein herrſchend, kam bald in Verfall, und die alte gewann, nach kurzem Kampfe die Oberhand; zu dieſer hatten ſich Florian und Chamfort, der heitere Charles Al. Demouſtier (geb. 1760, † 1801): Cours de morale, Opuscules et théatre; der beſſere im Optimisme (1788), und noch mehr in vieux Célibataire (1792) ſich als glücklicher Karakterzeichner erweiſende Jean François Collin d'Harleville aus Maintenon (geb. 1755, † 1806); ſein Freund Andrieux; der fruchtbare Louis Benoit; Picard; der franzöſiſche Kotzebue Pigault le Brun und ſeines gleichen nicht zu gedenken. Von den neueſten dramatiſchen Dichtern geben ſich mehrere einer politiſchen Richtung hin; z. B. Lemercier, Eman. du Paty, Ch. Guill. Etienne u. m. A.

Franz. Decimalſyſtem, ſ. Frankreich, in geogr. u. ſtatiſt. Hinſicht.

Franz. Geſetzgebung, ſ. Code civil.

Franz. Geſchichtſchreiber, ſ. Franz. Proſa.

Franzöſiſche Malerkunſt Mit der Unterjochung Galliens durch die Römer pflanzten die Sieger allmählig römiſche Sitten und Künſte auf den ihnen zinsbaren Boden. Im 6ten Jahrhundert, wo das nördliche Gallien unter fränkiſche Herrſchaft kam, verhinderten die Durchzüge barbariſcher Horden, daß ſich die Keime römiſcher Kunſt glücklich hätten entwickeln können. Mit der Ausbreitung des Chriſtenthums fanden ſie jedoch einen neuen Schutz. Von Biſchöfen und Aebten wurden nun die Künſte zum Dienſt der Kirche angewendet. Wie in allen übrigen Theilen von Europa, herrſchte jedoch in dieſem Zeitalter der fränkiſchen Monarchie noch ein roher Geſchmack in den Kunſtwerken. Gregor von Tours, der ein großer Beförderer der Kunſt war, ließ viele Kirchen mit Gemälden ſchmücken; man verfertigte auch ſchon muſiviſche Malereien, welche derſelbe opera farsuria und musiva nennt. Aus der karolingiſchen Zeit ſind wenige Kunſtwerke auf uns gekommen; einige Bildniſſe von Carl Martel, Pipin und Carl dem Großen ſind ſpäter verfertigt, und gehören dem Zeitalter Ludwigs des Heiligen an. Ludwig der Fromme ſchätzte und beförderte die Kunſt, und wie mittelmäßig auch um dieſe Zeit des 9ten bis 10ten Jahrhunderts die Werke der Kunſt ſind, ſo übertreffen ſie jedoch die Arbeiten, welche im 11ten und 12ten Jahrhundert in Frankreich hervorgebracht wurden. Die Zerſtörungsſucht der Normänner bei ihren öftern Einfällen in Frankreich mußten jedem Gedeihen der Kunſt hinderlich ſeyn, und bei der äußerſten Zerrüttung des Reiches ſank auch dieſelbe immer tiefer. Etwas ſpäter findet ſich wieder einiges Kunſtſtreben in den Miniaturmalereien. Die Handſchrift der vier Evangeliſten, mit dem Bilde des Kaiſers Lothar, und die Bibel Carls des Kahlen

vom Jahre 869, in der k. Bibliothek beweiſen dieſes hinlänglich. Carls des Kahlen Prachtliebe begünſtigte die Kunſt, aus Griechenland und Aſien ließ er Künſtler zu ſich kommen; doch ſeine vielen Bemühungen vermochten nicht den rohen Geiſt des Zeitalters zu bezwingen. Die Frescomalerei wurde ſchon in den Zeiten Wilhelms des Eroberers ausgeübt. Das allmählige Emporblühen der Künſte unter Ludwig VI. beförderte der Abt Suger. Er entwarf den Plan zur Erneuerung der Kirche von St. Denis, und berief aus den entfernteſten Gegenden erfahrene Meiſter zu ſich, um dieſe Kirche mit Glasmalereien zu verzieren. Die Emaillemalerei (ſ. d. Art.) wurde ebenfalls in dieſem Zeitraum ſehr verbreitet. Mit Ludwig dem Heiligen gewannen die Künſte an Vollkommenheit. Das Porträt dieſes Fürſten vom Jahre 1226, welches Montfaucon anführt, iſt in einem ſehr guten Geſchmack gemalt. So gering die Anzahl der Kunſtwerke iſt, welche ſich aus der Merovingiſchen und Carolingiſchen Periode bis auf uns erhalten haben, ſo beträchtlich ſteigt ihre Menge gleich nach Ludwigs des Heiligen Regierung, und am meiſten unter Carl V. Dieſer hielt viele geſchickte Künſtler in ſeinen Dienſten, und ſeine Liebe und Achtung für Künſte und Wiſſenſchaften bewogen mehrere Gelehrte, ihm ihre Werke, mit Miniaturmalerei verſchönert, zu widmen. Unter Carl V. fertigte man ſchon gewirkte Tapeten, und merkwürdige Kunſtwerke. Vorſtellungen der Kriegsbegebenheiten unter der Regierung Carls VII. finden ſich in mehreren Miniaturen dieſer Zeit. Eben ſo begeiſterten die Thaten der Jeanne d'Arc mehrere Künſtler, und ihr Andenken wurde durch bedeutende Kunſtwerke verherrlicht. Nach der erſten ſchönen Morgenröthe der Kunſt im 14ten Jahrh. kommen wir nun auf die Zeiten des kunſtliebenden Franz I., wo die Blume ſich herrlich entfaltete. Dieſer Fürſt wußte den hohen Kunſtgenius Leonardo's da Vinci an ſeinen Hof zu feſſeln (1515). Derſelbe endete jedoch leider nach wenigen Jahren hier ſeine künſtleriſche Laufbahn in den Armen ſeines königlichen Freundes. Andrea Vanuchi, genannt del Sarto, geb. 1488, geſt. 1530, hielt ſich nur einige Zeit in Frankreich auf (1518); nach ihm wurde Roſſo de Roſſi, geb. 1496, geſt. 1531, wegen ſeiner rothen Haare Maître Roux genannt, 1530 berufen; er erhielt die Würde eines erſten Hofmalers und die Oberaufſicht über alle Kunſtarbeiten zu Fontainebleau. Viele Frescomalereien wurden durch ihn ausgeführt, und da man dieſelben mit Stukaturarbeiten zu verzieren pflegte, ſo ließ man den Franceſco Primaticcio, geboren im Jahre 1490, geſtorben 1570, einen geübten Künſtler dieſes Faches, im J. 1531 kommen. Roſſo de Roſſi liebte das Sonderbare, färbte lebhaft, kannte die Wirkung des Helldunkels, und hatte die Leidenſchaften und ihren Ausdruck ſtudirt. Gerühmt ſind ſeine weiblichen Figuren, und herrlich ſeine Greiſenköpfe. Primaticcio war wenig korrekt, fehlte öfter in der Zeichnung, erſetzte jedoch dieſen Fehler durch gute Zuſammenſetzung und Haltung. Nach Roſſo de Roſſi's Tode leitete derſelbe alle Kunſtwerke, und durch ſeine Verwendungen erhielt Frankreich eine bedeutende Anzahl italieniſcher Künſtler jedes Kunſtzweiges. Die einheimiſchen Maler verdankten ihre Bildung einzig nur dieſen, und waren meiſtens Nachahmer des Roſſo und Primaticcio. Dieſer herrſchende Geſchmack zeigte ſich auch in der Kunſt, Tapeten zu wirken, zu emailliren, und auf Glas zu malen. Arnould Desmoles, Robert Pinaigrier, Valentin Bouch, beſonders Claude und Guillaume de Marſeille thaten ſich in dieſer Kunſt ſo hervor, daß Bramante die beiden letztern Künſtler nach Rom kommen ließ, um die Fenſter des Vatikans für den Papſt Julius II. zu zieren. Einheimiſche Porträtmaler unter Franz I. waren François Clouet, auch Janet genannt, und Corneille von Lyon. Nebſt dieſen blühten noch Charles Charmois, Louis François, Euſtache du Bois und Jean Couſin, zu Soucy bei Sens geboren. Mit Letzterm hebt die eigentliche franzöſiſche Schule an. Er war der erſte franzöſiſche Ma-

ler, welcher ſich in der Hiſtorienmalerei auszeichnete; ſein Oelgemälde des jüngſten Gerichts in der ehemaligen Sakriſtei der Minimen zu Bois de Vincennes verſchaffte ihm dieſen Ruhm. Vorzüglich beſchäftigte ihn die Glasmalerei, und mit dem oben erwähnten Rob. Pinaigrier wetteifernd, brachte er die herrlichen Glasgemälde in dem Chor der Kirche St. Gervais zu Paris zu Stande. Seine Zeichnung iſt gut, ſeine Gedanken ſind edel, und den Bewegungen ſeiner Figuren und ſeinen Köpfen wußte er vielen Ausdruck zu geben. Touſſaint du Breuil und der Italiener Rugero Ruggieri arbeiteten unter Carl IX. gemeinſchaftlich zu Fontainebleau. Von Jacques Bünel, zu Blois geb. 1558, finden ſich eine Abnehmung vom Kreuz in der Kirche der großen Auguſtiner, und ein treffliches Bild der Himmelfahrt Maria's bei den Feuillantinern. Martin Freminet, geb. zu Paris 1567, geſt. 1619, bildete ſich in Italien nach Michel Angelo Buonarotti und Parmeſano. Heinrich IV. wählte ihn nach ſeiner Zurückkunft zum erſten Hofmaler, und übertrug ihm die Decke der Capelle zu Fontainebleau zu malen; er vollendete dieſe Arbeit unter Ludwig XIII., welcher ihn dafür mit dem Orden des heiligen Michels beehrte. Die ſchöne Natur findet man nicht in ſeinen Werken, ſeine Figuren ſind zu derb, und die Bewegungen der Muskeln hat er ſogar unter der Hülle des Gewandes ausgedrückt. Die vielen Hoffaktionen unter Heinrich II. und Franz II., dann die Religionsverfolgungen und Parteiungen während der Regierung Carls IX. und Heinrichs III. drohten den Kunſtgeiſt der Nation, der unter Franz I. ſo ſchön hervorleuchtete, zu verlöſchen. Die herrlichen Werke der Italiener weckten wenig Nacheiferung unter den Franzoſen; Phantaſie und Empfindung ſchienen ihnen überhaupt zu mangeln, und ihre Arbeiten arteten in flache Manier aus. Simon Vouet, geb. zu Paris 1582, geſt. 1641, brachte jedoch den guten Geſchmack in der Malerei wieder empor, und gründete eine National-Schule, woraus vortreffliche Künſtler hervorgingen. Nachdem er durch den franz. Geſandten bei der Pforte, M. de Saucy, veranlaßt worden war, mit nach Conſtantinopel zu folgen, ging er von hier nach Venedig und Rom, wo er nebſt der Antike die Werke Raphaels und Michel Angelo's eifrigſt ſtudirte. Ludwig XIV. bewog ihn, 1627 nach Paris zu gehen, und behandelte ihn mit Auszeichnung. Der Cardinal Richelieu ließ ihn die Capelle und die Gallerie des königlichen Pallaſtes ausmalen (1632). Die vielen Arbeiten, die er außerdem übernahm, veranlaßten ihn zu einer flüchtigern Behandlung, und verleiteten ihn zuletzt zur Manier. Er bildete vortreffliche Schüler, unter welchen Le Sueur, Le Brun, J. B. Mola, François Perrier, P. Mignard, N. Chaperon, Charles Poerſon, Dorigny, L. Teſtelin, Alfonſe du Fresnoy, und ſeine Brüder Aubin und Claude Vouet die vornehmſten ſind. Zeitgenoſſen waren Noël Jouvenet, George Allemand und Quintin Varin, der Lehrmeiſter des geiſtreichen Nicolas Pouſſin. Letzterer ward 1594 zu Andely in der Normandie von adelichen Eltern geboren. Er bildete ſich in Rom nach den großen Muſtern, und ſtudirte vorzüglich nach Dominichino. Sein ausgebreiteter Ruf beſtimmte Ludwig XIII., ihn 1640 nach Frankreich zu ziehen, wo man ihm die Arbeiten der Gallerie des Louvre übertrug. Die vielen Reibungen mit dem Architekten Mercier, dem Landſchaftsmaler Fouquier und Vouets Partei verleideten ihm den Aufenthalt in dieſem Lande; er verließ daher 1642 ſein Vaterland, und ging nach Rom zurück, wo man ihn freudevoll empfing; er ſtarb hier 1665. Pouſſin war ein gelehrter Maler, voll Kenntniß der Zeichnung und der Antike, aber ein ſchwacher Coloriſt; denn er hielt nur auf Ausdruck, Gedankenfülle, Richtigkeit der Zeichnung und genaue Beobachtung der Coſtüme des Alterthums. In ſeinem Vaterlande wußte man ſeine großen Verdienſte nicht zu ſchätzen. Die großen farbenſchimmernden Bilder eines Rubens, welcher hier unter Maria de Medicis und Ludwig XIV. die Luxemburger

Digitized by Google

Gallerie malte, wirkten magiſcher als die geiſtreichen Pouſſin'ſchen Kunſtwerke auf die Nation. In der Landſchaftsmalerei weckte Pouſſin zuerſt den heroiſchen Styl, und ſein Schwager Dughet, auch Caspar Pouſſin genannt, war darin ganz vorzüglich. Erſt zu Ende des verfloſſenen Jahrh. wurden die Verdienſte des erſtern gewürdigt, und man erkannte in ihm den Raphael der franzöſiſchen Schule. Um dieſe Zeit blühten noch Jacques Stella, geb. zu Lyon 1596, geſt. 1657 zu Paris, deſſen Neffe Antoine Bouſſonnet Stella, geſt. 1682, George Charmenton, Jean Mosnier, geb. 1600 zu Blois, Nicolas Bolleri und Claude du Menil de la Tour; die beiden Letzteren thaten ſich in der Darſtellung von Nachtſtücken ſehr hervor. Am berühmteſten war jedoch Moſes Valentin, geb. zu Colomiers 1600, geſt. 1632, ein Schüler des Vouet und Nachahmer des Caravaggio. An Jacques Blanchard, geb. 1600, geſt. 1638, erhielt Frankreich einen vorzüglichen Coloriſten, den man den franzöſiſchen Tizian nennt; aber größer, als jeder Andere, war der Landſchaftsmaler Gelée, genannt Claude Lorrain, geb. 1600, geſt. 1682. Er war ein Vertrauter der Natur; Tage und Nächte lang lebte er auf freiem Felde, um jede Erſcheinung am Himmel, jede Regung des Laubes, und Regen und Sturm zu beobachten, dann eilte er nach Hauſe, und zauberte die herrlichſten Effekte der Natur mit der meiſterhafteſten Luftperſpektive auf der Leinwand hervor. Laurent de la Hire, geb. zu Paris 1606, geſt. 1656, colorirte lebhaft, wurde aber manierirt; Alles iſt in ſeinen Arbeiten in einen gewiſſen Nebel gehüllt, ſein Schüler François Chauveau zeichnete ſich durch geiſtreiche Compoſition beſonders aus. Nicolas Mignard zu Troyes in Champagne, geb. 1608, geſt. 1668, auch Mignard von Avignon genannt, war ein geſchickter Porträtmaler; er wurde von ſeinem jüngern Bruder Pierre, geb. 1610, geſt. 1695, Mignard le Romain genannt, übertroffen. Dieſer vervollkommnete ſich durch die Nacheiferung der Werke des Raphael, Michel Angelo, der Carracci, und glänzte als Porträt- und Hiſtorienmaler. Ein leichter, markiger Pinſel, ein liebliches natürliches Colorit und gute Zuſammenſetzung finden ſich in ſeinen Werken. In der Kirche Val de Grace zu Paris malte er die große Kuppel in Fresco und viele Bilder aus der Mythologie in dem großen Saale zu St. Cloud; außerdem hat er viele Gemälde italieniſcher Meiſter auf das Täuſchendſte nachgeahmt. Charles Alfonſe du Fresnoy, geb. 1611, geſt. 1665, Mignards unzertrennlicher Freund, kam dem Tizian im Colorit nahe, und zeichnete gut in der Art der Carracci's. Sein lateiniſches Lehrgedicht über die Malerei (de arte graphica) iſt ein ſch[illegible]ner Beweis ſeiner Theorie, und von de Piles ins Franzöſiſche überſetzt. Sebaſtian Bourdon, geb. 1616, geſt. 1671, beſaß viel Feuer, und colorirte lieblich mit leichtem Pinſel, beſonders gelangen ihm betende Perſonen und Madonnen. Bemerkenswürdig iſt Thomas Blanchet, geb. zu Paris 1617, geſt. 1689 zu Lyon, wo er eine Malerſchule ſtiftete. Eine hohe Stufe in der Kunſt erreichte Euſtache le Sueur, ein Schüler Vouets, geb. zu Paris 1617, geſt. 1655. Italien ſah er nie; die Meiſterwerke der Italiener und beſonders Raphael kannte er nur durch Kupferſtiche, doch leiteten ſie und die Natur ſeine großen Naturgaben. Mit richtiger Zeichnung verband er eine Einfalt der Compoſition, einen treffenden Ausdruck, und ein angenehmes Colorit; nur im Helldunkel blieb er zurück. Seine wichtigſten Werke befinden ſich im Carthäuſer-Kloſter zu Paris, wo er auf 22 Tafeln den Lebenslauf des heiligen Bruno malte. Dieſe Arbeiten erregten einen ſolchen Neid, daß man dieſelben nach ſeinem Tode mit Gittern umgeben mußte, um ſie gegen boshafte Zerſtörungsſucht zu ſichern. Sein Nebenbuhler Charles le Brun, geb. zu Paris 1619, geſt. 1690, ſtudirte in Rom unter Pouſſin, und gelangte durch die Nachahmung Raphaels und der Antike zu einer richtigen Zeichnung und einer genauen Kenntniß der Coſtüme des Alterthums. Mit einem durchdringenden Geiſte

Digitized by Google

verbreitete er ſich über alle Gattungen der Malerei, über Fabel, Allegorie, Geſchichte und Porträt, und verband eine lebhafte Phantaſie mit einer bewunderungswürdigen Kraft im Ausdrucke mannichfaltiger Leidenſchaften. Unter Ludwig XIV. eröffnete ſich ihm eine glänzende Laufbahn; er errang die unbeſchränkte Oberaufſicht über alle Kunſtunternehmungen, und durch den Einfluß des Miniſters Colbert gründete er die franzöſiſche Kunſtakademie in Rom, die noch beſteht; ſie arbeitete der alten Akademie des heiligen Lukas thätig entgegen. Unter Le Bruns zahlreichen Arbeiten zeichnen ſich die fünf großen Gemälde aus der Geſchichte Alexanders, und jene in der Gallerie zu Verſailles aus Ludwigs XIV. Geſchichte beſonders aus. Nach deſſen Tode nahm die franzöſiſche Schule jene Richtung, die ſie immer mehr von den wahren Grundſätzen entfernte; ſie ſuchte den Ausdruck zu übertreiben, und Alles in der höchſten Wirkung darzuſtellen. Vorzügliche Künſtler dieſer Zeit waren Le Bruns Schüler, Nicolas Loir, Jean Baptiſte Mola, geboren 1620, die Schlachtenmaler Guill. und deſſen Bruder Jacques Courtois, geſt. 1676. Bourguignon genannt. Noël Coypel, geb. 1628, geſt. 1707, und ſein Sohn Antoine, geb. zu Paris 1661, geſt. 1722, zeichneten ſich durch blühende Phantaſie und Farbenzauber aus; der Letztere überſchritt jedoch die Gränzen der Wahrheit und Natur, und fiel in alle Ausſchweifungen der Manier. Claude le Fevre, zu Fontainebleau geboren 1603, geſt. 1633, war ein guter Bildnißmaler. Herrliche Blumen und Fruchtſtücke malte Jean Baptiſte Menoyer, geb. zu Lille 1635, geſt. 1699 zu London, und Jean Foreſt aus Paris, geb. 1636, geſt. 1712, ſchöne Landſchaften. Charles de la Foſſe, geb. zu Paris 1640, geſt. 1710, ein Schüler von Le Brun, ſuchte den großen venetianiſchen Meiſtern im Colorit nachzuſtreben, fiel jedoch in eine fehlerhafte Zeichnung, und zuweilen in eine übertriebene Lebhaftigkeit der Farbe; er lieferte eine große Menge Werke zu Lyon, in den königlichen Sälen zu Verſailles, in den Kirchen zu Paris und in London. Jean Jouvenet, geb. zu Rouen 1664, geſt. 1717, hatte eine große Leichtigkeit im Erfinden und einen großartigen Styl, ſeine Zeichnung iſt aber etwas manierirt, mit dem Helldunkel war er ſehr bekannt, ſeine Farbe fällt zuweilen zu ſehr ins Gelbe. Einer Erwähnung verdienen noch Franz de Troy, zu Toulouſe geb. 1645, geſt. 1730, und ſein Sohn Jean Franz, geb. 1680, geſt. 1752, Claude Hallé, Jean Baptiſte Santerre, Louis Dorigny, Eliſabeth Cheron, und ihr Bruder Cheron, der ſich in Italien vervollkommnete und in England niederließ. Ein talentvoller Künſtler dieſer Periode war Joſeph Parocel, geb. 1648 zu Brignole in der Provence, geſt. 1704, welcher einen ganz eigenthümlichen Karakter beſaß, und beſonders kriegeriſche Auftritte mit großem Feuer darſtellte; er gerieth auf den wunderlichen Einfall, einige ſeiner Bilder nicht nur mit Gold zu verzieren, ſondern auch Helme und andere Waffen, welche er darauf anbrachte, mit bunten Steinen zu beſetzen. Seine Schüler waren ſein Sohn Charles, der Landſchaftsmaler Franz Sylveſtre und ſeine Neffen Louis, Ignace und Pierre Parocel. In den Werken des Louis de Boullogne, geb. 1609, geſt. 1674, findet ſich der gute Geſchmack der italieniſchen Meiſter; ſeine Töchter Genevieve, geb. 1645, geſt. 1708, und Madeleine, geb. 1646, geſt. 1710, hatten viele Anlagen zur Hiſtorienmalerei, und wußten auch Blumen und Früchte gut darzuſtellen. Von Boullogne, geb. 1649, geſt. 1717, bildete ſich nach ſeinem Vater, und ſpäter in Rom nach Guido Reni und Dominichino. Einen großen Ideenreichthum und die eigene Geſchicklichkeit, die Werke verſchiedener Meiſter, welche er ſtudirt hatte, täuſchend nachzubilden, zeichnen ihn vortheilhaft aus; ſein jüngerer Bruder Louis, geb. 1654, geſt. 1733, erwarb ſich einen noch größeren Ruhm durch richtige Zeichnung und Einfachheit der Anordnung. Nicolas de Largilliere, geb. 1656, geſt. 1746, Joſeph Vivien,

Digitized by Google

geſt. 1753, und H. Rigaud, geſt. 1743, erreichten in der Bildnißmalerei eine hohe Stufe. Attiret (ſ. d. A.) verpflanzte die franz. Kunſt nach China. Blumen, Früchte, Viehſtücke und Jagdſcenen wußte Fr. Desportes, geſt. 1743, mit bewunderungswürdigem Talente darzuſtellen. Jean André, Nicolas Bertin, Antoine Rivalz, La Fage, Pierre Jacques Cazes, Jean Raoux und Claude Gillot waren ebenfalls talentvolle Künſtler dieſes Zeitraums, welche jedoch mehr oder weniger zu dem falſchen abenteuerlichen Geſchmacke beitrugen, welcher immer mehr herrſchend wurde, und durch die geſuchtwitzigen Vorſtellungen eines Watteau, Lancret und Paters aufs Höchſte ſtieg. Die Malerfamilie Vanloo, Antoine Pesne, Pierre Subleyras, François le Moine, Jean Louis Tocque und Charles Natoire ſuchten dem verdorbenen Geſchmacke ihrer Zeit entgegen zu ſtreben, bis endlich Chriſtophe Huet und François Boucher, geb. 1704, geſt. 1770, durch die Darſtellung der ſchlüpfrigſten Gegenſtände die völlige Ausartung der Kunſt herbeiführten. Joſeph Vernet, geb. 1714, geſt. 1789, glänzte in dieſer Periode der Modeſucht und des Luxus als ein neuer Stern am trüben franzöſiſchen Kunſthimmel. Mit großer Geiſteskraft und blühender Phantaſie zeigte er in ſeinen Seeſtücken bald das furchtbar tobende, bald das ruhige Element. J. F. Hué, geb. 1750, ahmte denſelben in dieſer Gattung glücklich nach. Jean Baptiſte Greuze, geb. 1726, geſt. 1805, zeichnete ſich durch häusliche Scenen noch beſonders aus. Der Wiederherſteller des guten Geſchmacks war jedoch Joſeph Marie Vien, geb. 1715 zu Montpellier. Sein berühmteſter Schüler iſt Jacques Louis David, geb. zu Paris 1756, welcher die neue Schule gründete, und ein tieferes Studium der Antike und einen beſſern Styl hervorbrachte; Davids vorzüglichſte Werke ſind: Beliſar, der Kampf der Horazier und Curiatier, Brutus, ſeine Söhne zum Tode verdammend, die Sabiner und mehrere Bildniſſe von Napoleon Buonaparte. Taillaſſon, Ménageot, Vincent und Regnault wirkten eben ſo thätig zur Veredlung des Kunſtſinnes der Nation, und zur Aufrechthaltung deſſelben während den Stürmen der Revolution. Wir bemerken hier noch Suvée, geb. 1743, welcher ſeiner Verdienſte wegen die Stelle als Direktor der franz. Malerakademie in Rom erhielt. Seine Schüler waren Duvivier, Ducq, Honoré Fragonard und ſein Sohn Fragonard der Jüngere. In Davids Schule bildeten ſich Ingres, Jean Baptiſte Peytavin, Ph. Aug. Hennequin, Berthon, Fortuné Dufau, Harriet, Claude Gautherot, Serangeli, Barbier, Madame Barbier Valbonne, Madame Laville Leroulx und Angelique Mongés. Die ausgezeichnetſten Zöglinge ſind: Germain Jean Drouais, geb. 1763 zu Paris, welcher ſeinem Lehrer nach Rom folgte, und hier ſeinen Marius und Cajus Gracchus malte. Mit ſeiner reichen Einbildungskraft und Begeiſterung für alles Große und Erhabene würde er zu der höchſten Stufe der Kunſt gelangt ſeyn, wenn ihn der Tod nicht zu frühzeitig ereilt hätte. Drouais ſtarb in Rom 1788. François Gerard, geb. 1770, der ſich durch ſeinen Beliſar, welcher ſich gegenwärtig in der Sammlung des Herzogs Eugen Beauharnais zu München befindet, durch das Gemälde des Einzugs Heinrichs IV. in Paris, welches er für Ludwig XVIII. fertigte, und durch viele Bildniſſe einen dauernden Ruhm erworben; und Antoine Jean Gros. Eben ſo gerühmt iſt Richard aus Lyon, welcher, ſo wie Vambrée, Scenen aus der Geſchichte des Mittelalters mit großer Ausführung darſtellt. Zu der Schule von Vincent gehören: Charles Meynier, Anſiaux aus Lüttich, Charles Thevenin, Noël, Pajou der Sohn, Pallierer Laurent Dabos, Antoine Brun, van der Lyn und Joſeph Alfonſe Boichard. Guerin, ein Schüler von Regnault, iſt einer der verdienſtvollſten Künſtler der neueren Schule; in den Gemälden des Marius Sextus, des Aeneas, welcher der Dido das Unglück von Troja erzählt, und der Clytämneſtra herrſchen eine edle Einfalt, richtige Zeichnung und eine kräftige Farbe.

Digitized by Google

Ihm zur Seite ſteht Girodet Trioſon; deſſen geiſtreichſte Werke ſind: eine Sündfluthsſcene, der Aufruhr von Cairo, Endymions Schlummer und Atala beim Grabe, nach der Erzählung von Chateaubriand. Paul Landon, (bekannt durch die Herausgabe der Annales du Musée), Le Fond, Menjaud, Mery Joſeph Blondel, Vauthier, Charles Brocar, Marlay, Vaſſlard, Herſent, J. F. P. Moreau, Alex. Rom. Honnet, Devauge und der Bildnißmaler Robert Le Fèvre ſind die übrigen bedeutendſten Schüler Regnaults. Prudhon, Caraffe, L'Epicié, B. Gagneraux, La Grenée, Peyron, Monſiau, Le Thiers, Gauffier, Cacault, Sablet, Belle und die Landſchaftsmaler Boguet und Tierce ſind eben ſo geſchätzte Künſtler. Wir nennen hier noch Taunay, Perrin, Louis Lafitte, Grandin, Le Barbier, Girouſt und Boichot. Charles Vernet iſt der größte jetzt lebende Pferdemaler, und ſein Sohn Horace hat in ſeinen geiſtreichen Werken die ruhmvollen Thaten der franzöſiſchen Krieger verewigt. Drolling und Madame Chaudet arbeiten im Geſchmack von Greuze; Mallet und Senave in jenem von Teniers und Oſtade; Auguſte Forbin und Grobin ahmen ebenfalls die niederländiſchen Meiſter glücklich nach. Desfontaines malt Schlachtſtücke in van der Meul ns Styl. Bonnemaiſon treibt die moderne Hiſtorienmalerei. Einer der erſten franz. Landſchaftsmaler iſt Valenciennes. Jean Fr. Vandael, Gerard van Spaendonk und Redouté, gehören zu den vorzüglichſten Blumenmalern. Die Miniaturmalerei haben Iſabey, Auguſtin und Laurent; Kanz, Pasquier, Soiron und Madame Kugler die Emaillemalerei ſehr vervollkommnet. Die Richtung, welche die Kunſt unter den neueſten Meiſtern genommen, kann im Allgemeinen nicht ſehr erfreulich ſeyn. Der tiefe innige Geiſt, der Sinn für Wahrheit, Natur und edle Wahl der Darſtellung haben ſich faſt gänzlich verloren, und an deren Stelle ſind theatraliſcher Ausdruck, ein Haſchen nach Effekt und eine Nachahmungsſucht der Niederländer, welche der Individualität ſo wenig entſpricht, herrſchend geworden. Seit der Wiederherſtellung des Königthums ſind die zahlreichen genommenen Kunſtſchätze der Italiener und Niederländer, welche unter Napoleon Buonaparte von dem wirkſamen General-Direktor der Muſeen, Vivand Denon, zu Paris aufgeſtellt waren, wieder in ihre Heimath gekehrt. Ludwig XVIII. vereinigte die großen Gemälde der Gallerie des Luxembourg mit dem großen Muſeum, und gründete ein neues für die Kunſtwerke der lebenden Meiſter. Wir hoffen, daß unter der jetzigen Regierung Carls X. die Kunſt neu erblühen wird, und es iſt dieſes um ſo mehr zu erwarten, da er Alles zu ihrer Ermunterung aufbietet. Vergl. d. Art. Franzöſiſche Schule.

Franzöſiſche Medicin ſ. Arzneikunde (Geſchichte der).

Franzöſiſche Muſik. Wie alle Völker in grauer Vorzeit, hatten auch die Gallier eine, ihrem Nationalkarakter entſprechende, Muſik. Aus den Berichten eines Diodor, Gregor von Tours u. A. entnehmen wir, daß ſchon im J. d. Welt 2140 Muſikſchulen hier beſtanden, deren Hauptſitz zu Montbard geweſen, und deren Gründer ein gewiſſer Bardus, galliſcher König, nach welchem ſich die Sänger und Spieler Barden (ſ. d. Art.) nannten, geweſen ſeyn ſoll. Mit dem Verluſte ihrer Freiheit durch die Römer, verließen Barden und Druiden ihr unterjochtes Vaterland, und ihr Geſang verſtummte auf einige Zeit. Unter den Franken finden wir zuerſt wieder einige muſikaliſche Anklänge; denn die Geſchichte erzählt, daß Pharamond unter dem Klange kriegeriſcher Inſtrumente als König ſey begrüßt worden. Die Taufe des Königs Clovis wurde in der Kirche von St. Rémy zu Rheims mit Muſik gefeiert. Clovis wurde dadurch in der Folge ein ſolcher Beſchützer der Tonkunſt, daß er ſich in einem Friedensſchluſſe mit Theodorich, König der Oſtgothen, die Ueberſendung eines guten Guitarrenſpielers und eines Muſikchors aus Italien ausbedang. Mit dem Sänger Acorèdes, welcher einen mildern und lieblichern Styl in der Muſik auf Frank-

Digitized by Google

reichs Boden verpflanzte, diente die Tonkunſt in den Kirchen zur Aufregung des Gemüths. Chilperich, welcher ſelbſt Dichter und Muſiker war, fügte dem Alphabete vier Buchſtaben bei, um die Reime der franzöſiſchen Sprache zu erleichtern, und ſie zum Singen geeigneter zu machen. Unter Pipins Regierung fällt der Zeitpunkt, in welchem die Orgel in Frankreich eingeführt wurde. Indem er die erſte (757) vom griech. Kaiſer Conſtantin zum Geſchenke empfing, gab ſie dieſer wieder als Geſchenk an die Kirche St. Corneille in Compiegne. Unter Carl dem Großen wurde durch zwei treffliche Sänger, Theodorus und Benedikt, in den Muſikſchulen zu Soiſſons und Metz Verſuche zur Wiederherſtellung des echten gregorianiſchen Kirchengeſanges gemacht. Einen neuen erfolgreichen Zeitpunkt der Tonkunſt in Frankreich nimmt man mit der Vermählung des Königs Robert mit Conſtance, der Tochter Wilhelms, Grafen v. Provence, an. Allmählig ging das Streben der Dichter dahin, Europa aus der barbariſchen Unwiſſenheit zu erheben, in die es verſunken war. Die Klaſſe der reimenden Sänger wurde in verſchiedenen Ländern ſehr zahlreich, aber nirgends ſtieg ihre Zahl höher, als in der Provence, einem Lande, das Noſtrodamus die *Mutter der Troubadours und Meiſterſänger* nennt. Den Enthuſiasmus und Muth, den ihre Anſpielung auf den Ruhm der Kriegsthaten weckten, nebſt dem Zauber der von ihnen ſo wohl verbundenen beiden Künſte, machten ihre Gegenwart an den Höfen der Fürſten höchſt erwünſcht, und von dieſen freigebigen Gönnern wurden ſie mit der größten Achtung behandelt. Im 12ten Jahrh., wo die Provenzalpoeſie ſchon auf einem hohen Grade der Vollkommenheit ſtand, fing man an, zu Inſtrumenten zu ſingen, oder ſich von ſolchen begleiten zu laſſen; die erſten waren die Violars oder Spieler auf der Vielle oder Viole, Juglars oder Flötenſpieler, Comiques oder Komödianten. Dieſe Muſiker, ehemals in Frankreich unter dem Namen Jongleurs, Ménétriers, Chantiers ꝛc. bekannt, zogen von Provinz zu Provinz, und empfingen für das Vergnügen, das ſie gewährten, Geſchenke an Kleidern, Pferden, Waffen und Geld. Die eigentlichen Troubadours hatten aber einen höhern Rang, als die herumziehenden Muſikanten. Unter den Kirchenmelodien waren viele, in Vergleichung mit dem alten Choral (plainchant), ſehr verziert und verſchönert, und man hat nicht ohne Grund vermuthet, daß ſolche Freiheiten der Phantaſie für Feſte und feierliche Gelegenheiten beſtimmt und darauf eingeſchränkt waren, bei welchen man gewiſſe Theile des Gottesdienſtes mit beigefügten Ausſchmückungen und in ſogenannten faux-bourdons vortragen ließ. Bei feſtlichen und fröhlichen Gelegenheiten beſtand die Vokalmuſik aus dem verzierten Kirchengeſange; Lieder oder Arien wurden in Frankreich erſt unter Philipp Auguſt gebräuchlich; Gautier de Coincy, ein Geiſtlicher zu St. Medard in Soiſſons, verfertigte eine beträchtliche Zahl, welche noch im Manuſkripte vorhanden ſind. Die älteſten dieſer Art hießen Lays. Die Lieder des 13ten Jahrh. waren von verſchiedener Art, einige moraliſch, andere luſtig, andere verliebt. Aber die weltliche Melodie war nur noch wenig von dem verzierten Kirchengeſange abgewichen, und wurde auch wie dieſer in viereckigen Noten auf Syſtemen von vier Linien im C-Schlüſſel und ohne Taktzeichen geſchrieben. Das geſchätzteſte Inſtrument war die *Harfe* mit 25 Saiten. Die Begleitung beſtand aber aus weiter nichts, als daß die Geſangnoten auf der Harfe im Einklange mitgeſpielt wurden. Ein anderes, zu derſelben Zeit übliches, Inſtrument war die *Viole*; ſie war unſerer Geige nicht unähnlich, hatte aber Bände, wurde jedoch mit dem Bogen geſpielt. Dieſe Viole war ganz von der *Vielle* verſchieden, deren Töne durch die Reibung eines Rades hervorgebracht wurden. Kriegs- und Liebeslieder waren in dieſer Zeit ſchon ſehr ausgebildet, davon zeugt der bekannte Geſang auf Roland (Chanson de Roland), welcher ſich unter den

Digitized by Google

Kriegern Frankreichs bis zur Schlacht von Poitiers, zur Zeit des Königs Johann, erhielt. Unter den Liebesliedern ſind keine ſo zärtlich und pathetiſch, als die des unglücklichen Châtelain de Coucy (ſ. d. Art. Coucy). Nicht minder berühmt waren die Lieder des Thibault, Königs von Navarra. Die beſten Balladen in der Provenzalſprache rühren von Wilhelm dem Neunten, Herzoge von Aquitanien. Dieſe Art Muſik war aber bloß *melodiſch*, die Harmonie war in Frankreich noch unbekannt. Erſt mit dem Anfange des 14ten Jahrh. wurde der Contrapunkt in dieſem Lande allgemein. Die erſten Beiſpiele franzöſiſcher Muſik in Stimmen erſchienen zur Hälfte des 14ten Jahrh. Sie beſtanden in einem Bande von *Virelais*, *Balladen*, *Rondeaux* und andern Gedichten, von Wilhelm de Machau. Einige dieſer Stücke ſetzte der Verfaſſer für eine einzelne und andere für vier Stimmen in Muſik. Die Melodie war in dieſen Compoſitionen meiſt dem Tenor gegeben. Um dieſe Zeit wurden Noten von Geſtalt eines geſchobenen Vierecks gewöhnlich, welche, wenn ihre Köpfe *voll* oder *ſchwarz* waren, den Namen minimae (Zweiviertel-Noten) trugen. Wir übergehen hier einen Zeitraum, wo die Harmonie und Melodie, beſonders durch die Italiener und Niederländer, vorzüglich ausgebildet wurde, ohne jedoch einige Männer zu übergehen, welche, wenn ſie auch keine geborne Franzoſen waren, doch den größten Theil ihres Lebens an franzöſiſchen Höfen zubrachten. Josquin del Prato, Capellmeiſter Ludwigs des Zwölften von Frankreich, ſtarb zu Anfange des 16ten Jahrh. Johann Moutan, ein Schüler Josquins, wahrſcheinlich ſein Nachfolger bei Ludwig d. Zwölften, blühte auch noch unter Franz dem Erſten. Zeitgenoſſen waren noch Pierre de la Rue, und Anton Brumel. Obgleich während der Regierung Franz d. Erſten, die Könige und Edle Frankreichs nichts ihrer Aufmerkſamkeit werth hielten, was nicht militäriſch war, und Jagd, Tourniere und Schachſpiel, als kriegsähnliche Beſchäftigungen, die einzigen Vergnügungen ausmachten, ſo wurde die Muſik von den franzöſiſchen Damen nicht nur geliebt, ſondern auch ausgeübt, welche nicht nur ſangen, ſondern auch ihre Muße auf das *Spinet* (ſ. d. Art.) verwandten, dem ſie zärtliche Melodien zu entlocken ſuchten. Indeſſen läßt ſich nicht behaupten, daß während der Regierung Franz des Erſten oder bis zum 17ten Jahrh. Frankreich Componiſten hervorgebracht habe, die an Zahl, an Wiſſenſchaft und Talenten mit den zu derſelben Zeit in den Niederlanden oder Deutſchland, Italien oder England erſchienen, zu vergleichen geweſen wären. Die franzöſiſchen Theoretiker dieſer Periode waren eben ſo ſelten, als die ausübenden Tonkünſtler. Rabelais Verzeichniß von berühmten Tonkünſtlern enthielt den Namen von Certon, Kinderlehrer der heil. Capelle zu Paris, Verfaſſer einer trefflichen fünfſtimmigen Motette, Diligebat autem eum Jesus, erſchien in Cipriani's erſter Partie 1544; derſelbe Verfaſſer lieferte zwei Jahre ſpäter eine vierſtimmige Compoſition zum 31ſten Pſalme; Didier Lupi, bemerkenswerth wegen ſeiner Chansons spirituelles (1548); Guillaume Bellin, wegen ſeiner vierſtimmigen Cantica (1560). Philib. Jambe de Fere componirte Marots Pſalme vielſtimmig (1561). Pierre Santerre ſetzte alle 150, zu Poitiers 1569 gedruckte Pſalme in Muſik. Jean d'Eſtrée, Verfaſſer von 4 Büchern Danseries. Während der Regierungen Heinrichs d. Zweiten, Franz d. Zweiten, Carls d. Neunten und Heinrichs d. Dritten, zeichnete ſich Ant. Bertrand durch die Compoſitionen vieler Lieder Ronſard's, des damaligen Lieblingsdichters der Franzoſen, aus. Ein Theil derſelben gab er 1578 unter dem Titel: Amours de Ronsard, heraus. Franz Regnard machte vier- und fünfſtimmige Motetten bekannt. Franz oder Wilhelm Coſteley, Organiſt Carls d. Neunten, Adrian le Roy, ein Lauteniſt, ſtanden durch ihr Talent unter dem königlichen Schutz, an welchem auch Geanier (Glanier oder

Glanerus), berühmter Componiſt vieler Hymnen, geiſtlicher und weltlicher Lieder, Theil hatte. Antoine Subjet machte ſich als Sänger ſo beliebt, daß ihn Carl d. Neunte 1572 zum Biſchof v. Montpellier ernannte. Goudimel, den die Franzoſen den Ihrigen nennen, war unſtreitig der größte Tonkünſtler, deſſen ſich Frankreich um dieſe Zeit rühmen konnte. Sein liber quartus ecclesiasticarum cantionum, quatuor vocum, vulgo Moteta vocant (Antwerpen 1554) enthält Proben von Phantaſie und reiner Harmonie, ſo wie von Genie und gründlicher Kenntniß. Sein würdiger Zeitgenoſſe Claude le Jeune ſtand ſehr in Heinrichs d. Dritten u. Vierten Gunſt. Seine Hauptwerke ſind ſeine Grande musique à Ceres et ses Nymphes (Ballet), vermiſchte Geſänge, Motetten und Pſalme, von denen viele in vermiſchten Sammlungen erſchienen, die bei und nach ſeinem Leben in Italien und den Niederlanden erſchienen. Fr. Euſtache du Caurroy (geboren 1549), von ſeinen Zeitgenoſſen der Fürſt der Tonkünſtler genannt, war Capellmeiſter Carls d. Neunten und Heinrichs d. Dritten u. Vierten, wie auch Canonikus der heil. Capelle zu Paris, und Prior von St. Anoul de Provies. Jaques Mourduit (geb. 1557), ein bedeutender Muſiker unter Heinrich dem Vierten, vortrefflicher Lauteniſt, welcher auch der Viole eine ſechste Seite hinzugefügt hat. Er wurde bei ſeinen Lebzeiten Père de la Musique genannt. Die erſte Compoſition, mit der er ſich auszeichnete, war ein Requiem, daß er zum Leichenbegängniſſe ſeines Freundes, des berühmten Dichters Ronſard, ſetzte; es wurde nachmals bei dem Leichenbegängniſſe Heinrichs d. Vierten, und endlich bei ſeinem eignen (1627), unter Leitung ſeines Sohnes Louis Mourduit aufgeführt, bei welcher Gelegenheit Merſenne das heil. Amt eines Prieſters verrichtete. Gegen den Ausgang des 16ten Jahrh. ſcheinen die Laute und die Violine die Lieblingsinſtrumente der Franzoſen geweſen zu ſeyn. Die Violine wurde durch Baltazarini in Frankreich eingeführt. Das Genie und die lebhafte Phantaſie dieſes Virtuoſen gaben die erſte Idee zu den Balletten, Divertiſſements und anderen dramatiſchen Vorſtellungen, welche dem regelmäßigen Ballet heroïque und Ballet historique die Form oder Entſtehung gegeben zu haben ſcheinen. Baltazarini's (bekannt unter dem Namen Beaujoyeux) Tonſtücke waren nicht von ihm ſelbſt, ſondern von Beaulieu und Salmon, Muſikern des königlichen Orcheſters. Der Cardinal Mazarin (1645), welcher alle mögliche Mittel ſuchte, um den damals noch ſehr jugendlichen Ludwig d. Vierzehnten zu unterhalten, ließ in Gegenwart des Monarchen und der Königin, ſeiner Mutter, ein ſogenanntes lyriſches Schauſpiel aufführen, wo der erſte Akt mit einem Ballet von Affen und Bären, der andere mit Papageien ſchloß. Durch den Beifall, welchen man einem ähnlichen Schauſpiele (Orpheus), ebenfalls durch Veranlaſſung des Cardinals aufgeführt, zollte, wurde die Idee rege, franzöſiſche Opern zu componiren, da die Italiener ſchon längſt eine Oper hatten. Der Abbé Perrin verſuchte es zuerſt. Nach ſeiner Poeſie lieferte Cambert die Muſik dazu. Dieſe Vorſtellung und beſonders die Flötenpartien gefielen ſo ſehr, daß dieſer Verſuch bald Nacheiferung fand. Die Oper ſtieg nach und nach, beſonders durch Lulli, ſo ſehr, daß der König nach Molière's Tode (1673) das Theater im Palais-Royal dazu hergab, wo ſich die Oper länger als ein Jahrhundert erhielt. Aber erſt durch Lulli (ſiehe d. Art.) wurde die Oper in Frankreich ſelbſtſtändig, und er wird noch immer als der Schöpfer des muſikaliſchen Nationalgeſchmacks anerkannt. Deſtouches, Campra, Montéclair und Lalande ſind unter den zahlreichen Nachfolgern Lulli's der Erwähnung würdig; keiner erreichte ihn jedoch. Endlich erſchien Rameau, und trat mit Hippolyte et Aricie auf. Er hatte aber eine ſtarke Partei zu bekämpfen; denn immer wurden noch die Opern Lulli's, Armide und Atys, gegeben, bis es ihm endlich gelang, den

Digitized by Google

Lulli eben ſo zu verdrängen, wie jener einſt über ſeine Zeitgenoſſen ſiegte. Die Namen der geachteten Zeitgenoſſen Rameau's (Mondenoille, Rebel, Francoeur, Mouret, Berton) ſind längſt vergeſſen, und unter dieſen Altvordern der franzöſiſchen Oper ſind bloß Lulli und Rameau, welche im Geſchichtsbuche der Tonkunſt ihren Ruhm fortwährend behaupten. Pergoleſe war der erſte Italiener, welcher durch ſeine Seroa padrona die Hauptſtadt Frankreichs in ein Feuer brachte, welches ſobald nicht wieder erloſch. 1753 wurde Paris mit Rouſſeau's Devin du village unterhalten, welches aber zuerſt im Opernhauſe als Zwiſchenſpiel aufgeführt wurde. Der gefällige einfache Muſikſtyl, weder ganz italieniſch noch franzöſiſch, war dem unſtäten Geſchmack der Franzoſen angenehm, aber nicht von Dauer. Das Altväteriſche und Gezwungene, das Schwulſtige und Rauhe ihrer eigenen Componiſten kam wieder in Gunſt; und die Wiederauferweckung der Opern Lulli's und Rameau's, ſo wie die Vertreibung der italieniſchen Bouffons, vollendeten den Triumph der franzöſiſchen Virtuoſen über ihre eigene Reform. Im Jahre 1758 fing Duni, ein Tonſetzer aus Parma, an, für die komiſche Oper zu arbeiten; Philidor und Monſigny folgten bald nach mit den Opern: Roſe et Colas, Annette et Lubin, Le Roi et le Fermier, Le maréchal ferrant, Le Sorcier und Iſabelle et Gertrude. Goſſec und Rodolphe gaben mehrere Opern, aber ohne Beifall. Jetzt erſchien Grétry (1768) (ſ. d. Art.), und erfreuete Paris mit faſt 30 Opern; z. B. Le Huron, Lucile, Zemire et Azor, Richard Coeur de Lion. Gluck's Scharfſinn erkannte, bei ſeiner Ankunft zu Paris 1774, die faſt eingewurzelte Vorliebe der Franzoſen für ihre eigene Manier, und behielt daher Lulli's und Rameau's Styl immer im Auge. Es konnte alſo gar nicht fehlen, daß ſein Orpheus und ſeine Iphigenie in Aulis eine ſehr günſtige Aufnahme fanden. Unter dem Enthuſiasmus der Bewunderer dieſer Muſik, deren allgemeiner Ausruf war, Gluck habe die alte Muſik der Griechen wiederhergeſtellt, erſtand Picinni. Eine Fehde war unvermeidlich. Paris theilte ſich in zwei Stimmen, entweder Glukiſten oder Picinniſten (ſ. d. Art. Gluck und Picinni). Der ausdrucksvolle Sachini ſah in Frankreich einen Weg gebahnt, und ſetzte daher ein Jahr 1783 die Oper Renaud für das franzöſiſche Theater, und im darauf folgenden Chimene und Darbanus. Anfoſſi, Paeſiello und Salieri hörte man ſpäter mit Beifall. Dalayrac gab ſeine erſte Oper l'Eclipſe totale 1782. Dieſem folgten noch La Mélomanie von Champein, Le Droit du Seigneur, von Martini, Blaiſe et Babet von Dezèdes. Das Theater Feydeau wurde im Januar 1789 eröffnet, und erhielt durch die abwechſelnden franzöſiſchen und italieniſchen Vorſtellungen einen bedeutenden Zulauf. Man hörte da die beſten Opern ausländiſcher Meiſter; z. B. Paeſiello's ſchöne Müllerin; der Barbier von Sevilla; Salieri's König Theodor; Mozarts Figaro; Vogel's Demophoon wurde von Cherubini's Oper ſelbigen Namens verdrängt. Im Jahr 1790 erſchienen Alexandre aux Jndes von Moreaux; Phèdre von Lemoine; Antigone von Zingarelli; Cora von Méhul; Les Rigueurs du Cloitre von Berton; Gretry's Blaubart, deſſen Peter der Große; Cherubini's Lodoiska; Le Sueur's Telemach; Steibelts Romeo; Kreutzers Paul und Virginie, deſſen Lodoiska; Gaveaux's kleiner Matroſe u. ſ. w. Zur Bildung des Conſervatoriums wurden alle berühmte Componiſten und Virtuoſen Frankreichs 1793 nach Paris gerufen. Goſſec, Méhul und Cherubini lehrten den Contrapunkt; Catel, Berton und Perne war die Lehre der Harmonie übertragen; Mengozzi, Garat, Richer, Plantade ertheilten den Geſangunterricht; Kreutzer, Levaſſeur, Duvernoi, Delcambre, Wunderlich bildeten vortreffliche Inſtrumentiſten. — Boyeldieu trat 1796 mit Zoraime und Zulnar auf, und erhielt Beifall. Nicolo Iſouard erſchien in Paris 1800, und gab ſeinen

Tonnelier. Hierauf folgten Les Femmes vengées, v. Boyeldieu; Isabelle et Gertrude von Picinni; Le Calife de Bagdad von Boyeldieu; Cherubini bereicherte das Repertoire des Feydeau-Theaters mit dem portugieſiſchen Gaſthof, Eliſe, Medea und dem Waſſerträger (Les deux Journées). Catel gab im Jahre 1802 auf dem größern Opernhauſe ſeine Semiramis, die Bayaderen, dieſen folgten: die Barden von Le Sueur, Trajan von Perſuis, die Veſtalin von Spontini (1807), Fernando Cortez von demſelben (1808). Unter den Schülern des Conſervatoriums, welche ſich durch Opern bekannt gemacht haben, verdienen folgende einer rühmlichen Erwähnung: Dourlen, Bochſa, Hérold (Componiſt der Oper La Clochette) und Batton. Noch verdienen die mit Beifall aufgenommenen Opern Olympia von Spontini, die Wunderlampe von Nicolo, und Olinde und Sophronie von Paer, genannt zu werden. Vergl. den Art. Compoſition.

Franzöſiſche Nationalliteratur. Nach mehreren Durchzügen und öfterem Wechſel unterworfenen Eroberungen germaniſcher Kriegsſchaaren, unter welchen Burgunder durch Milde, und Weſtgothen im Süden durch Achtung für geſetzliche Ordnung bemerklich wurden, gründete Chlodwig (486) in Gallien die fränkiſche Monarchie. Die ſüdlichen Schulen in Bordeaux, Arles, Clermont in Auvergne, Vienne und Lyon, wo Studum der claſſiſchen Literatur am Längſten fortdauerte, gingen ſpäter ein, als de nördlichen. Bis gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts zeigt ſich Bekanntſchaft mit Virgil, Cicero, Cato, Varro, Ariſtoteles u. A.; auch reiſten Geiſtliche nicht ſelten nach Conſtantinopel, und ſammelten da Kenntniſſe ein; abr ſeit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts nehmen Unwiſſenheit und Gſchmackloſigkeit überhand, wie ſelbſt der Hiſtoriker Gregorius von Turs eingeſteht, und durch ſeine Darſtellung veranſchaulicht. Die vorherhäufigen rhythmiſchen Verſuche verlieren ſich, und die lateiniſche Proſa nimmt eine eigenthümliche Fehlerhaftigkeit an; der Clerus verwilderte, und ſtelle ſich dem Herrenſtande zur Seite; durch die geringen Leiſtungen der Stiftsſchulen (570) wurde der unter ihm einreißenden Unwiſſenheit und dem Sittnverderbniß nicht geſteuert. Carl der Große (768—814) ſuchte durch Beiſpiel, Geſetze und Schulen (788) eine beſſere Volksbildung zu begründn; er verſammelte gelehrte Ausländer um ſich, und wies ihnen einen angeneſſenen Wirkungskreis an; ſo Petrus von Piſa, Paulus Diakonus aus Frli, den Italiener Theodolfus, Biſchof von Orleans (794), Leidradus au Noricum, Biſchof von Lyon (798), ſo Sänger (787) aus Rom. Sein teueſter und thätigſter Gehülfe (ſeit 782) war der Britte Alkuin, unter deſſen Litung (796) die Stiftsſchulen zu Tours und in andern Städten ſtanden; diſe und die Unterrichtsanſtalten in Ferriere's, Paris, Rheims, Metz wurden bald berühmt; die Kloſterſchulen wurden (788) beſſer eingerichtet. Die Büchervorräthe vermehrten ſich hier und da, wenigſtens in Vergleichung mit den znächſt vorhergegangenen Zeiten. Zwar erwirkten die Anſtalten des geiſtreichen Kaiſers unter ſeinen ihm unähnlichen Nachfolgern das nicht, was mit ihner beabſichtigt worden war; aber ihre fruchtbare Erfolge erwieſen ſich in der Vermehrung beſſerer Schriftſteller im 9. Jahrhundert, des Dichters Milo, des Hiſtorikers Nithard, der Theologen Druthmar, Radbert, Angelom, Hinkmar, Serv. Lupus u. A., der durch vorurtheilloſe Naturbeobachtung aisgezeichneten Agobard und Dungal. Seitdem die den Staat mit Auflöſurg bedrohenden Verwirrungen gewaltthätiger Vielherrigkeit unter der Dynaſtie der Capetinger (987) vermindert, und einige Ordnung und Ruhe wieder hergeſtellt zu werden anfingen, machten ſich die zu Clugny (980) reformirten Bendiktiner, ſo wie ſpäterhin die Cartheuſer (1084) und die Ciſtercienſer (1098) um die Literatur vielfach verdient. Die vorzüglichſten Schulen waren die zu Bec, wo Philoſophie, Rechtskunde und Medicin bearbeitet

wurden, zu Tours, Rheims, Laon und Fleury; in mehreren Klöſtern der nördlichen Länder herrſchte rühmlicher literäriſcher Fleiß; auch ſiedelten ſich griechiſche Mönche in der Diöceſe Toul (980), in Rouen (1022) und in Marſeille (1044) an. Anſehnliche Bücherſammlungen waren in den Abteien St. Germain de Prés zu Paris und zu Gemblours, auch zu Pontivy in Bretagne; von den beiden Letztern wiſſen wir, daß ſie viele Werke der alten Claſſiker enthielten. Unter den Schriftſtellern dieſes Zeitalters ſind der Grammatiker Ratherius, der durch Einführung arabiſcher Kenntniſſe hochverdiente und freiſinnige Gerbert, und der vielſeitig gebildete Abbo die bemerkenswertheren. Frankreichs geſellſchaftlicher Zuſtand gewann durch Sicherſtellung der königlichen Gewalt Einheit, und der Hof wurde das Muſter, nach welchem das Volk in allen ſeinen Abſtufungen ſich bildete. Mehrere Könige, Philipp d. Zweite († 1223), beſonders Ludwig d. Neunte († 1270), und Carl d. Fünfte († 1380), förderten wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, und begünſtigten die Gelehrten. Unter den Kloſtergeiſtlichen zeichneten ſich viele, beſonders Cartheuſer, Ciſtercienſer, auch Dominikaner durch gründliche Kenntniſſe und literäriſche Thätigkeit aus. Die Univerſität zu Paris und ihre zahlreichen Töchter und Schweſtern, die öffentliche Meinung in literäriſchen Angelegenheiten leitend und beherrſchend; die Scholaſtik, welche in Frankreich ihren ausgebreitetſten Wirkungskreis hatte, trugen zum Fortſchreiten der geiſtigen Bildung gleichmäßig bei, und früher, als anderswo, wurden hier ſchon ſeit dem 12ten Jahrh. die Gränzen der Mäßigung, welche Sittlichkeit und Frömmigkeit gebieten, überſchritten, und der frechſte Unglaube der großen Welt zur Schau geſtellt. Nationalpoeſie nahm im Süden und Norden eine verſchiedenartige eigenthümliche Richtung; von jenem ging Lyrik und Satyre, von dieſem das romantiſche Heldengedicht aus. Die Landesſprache wurde im 13. Jahrhundert zur Bücherſprache erhoben; viele Ueberſetzungen römiſcher Claſſiker halfen ſie bereichern und veredeln; franzöſiſche Geſchichtsbücher vermehrten ſich beträchtlich; auch über Angelegenheiten des täglichen Lebens, ſelbſt über Jurisprudenz und Medicin wurde häufig in der Mutterſprache geſchrieben. Die unglücklichen Kriege mit England (1339—1453) und innere Unruhen, durch Zwieſpalt zwiſchen König und Herrenſtand veranlaßt, hemmten den raſcheren Fortgang der literäriſchen Bildung und Thätigkeit. Franz d. Erſte (geb. 1494, † 1547), le Père des lettres, Restaurator literarum, unterſtützte freigebig Wiſſenſchaften und Künſte, die er kannte und liebte, vervollkommnete den gelehrten Unterricht, gründete die Bibliothek in Fontainebleau, und führte 1539 den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache im Geſchäftsleben ein. Altclaſſiſche und italieniſche Literatur gewann entſcheidenden Einfluß, welcher unter den folgenden Regierungen zunahm. Hartnäckige Kampf herrſchſüchtiger Hofparteien und religiöſe Bürgerkriege zerrütteten ſeit 1559 das öffentliche Leben; der Nationalgeiſt verwilderte in fanatiſcher Leidenſchaftlichkeit der Sinnlichkeit und abenteuerlicher Ueberſpannung des Haſſes und der Rachluſt. Durch den Bourbon Heinrich d. Vierten von Navara (König 1593) wurde die Anarchie gebändigt, an Wiederherſtellung des Gewerbfleißes und Handels gearbeitet, wozu ſein wackerer Miniſter Max de Bethune, Herzog von Sully (geb. 1560, † 1641), am Erfolgreichſten mitwirkte. Leiſtete auch die Regierung den Wiſſenſchaften und Künſten unmittelbar keine beträchtliche Unterſtützung, und gelang es ihr kaum, für Vermehrung und Verbeſſerung der Unterrichtsanſtalten etwas zu thun, ſo reinigte und erkräftigte ſie doch den Nationalgeiſt, wußte Talent und Verdienſt zu würdigen, und bereitete eine beſſere Zukunft vor. Unter den Männern, welche damals die wiederbelebte literäriſche Thätigkeit großartig förderten, verdienet Nicolas Claude Fabre de Peiresc zu Aix (geb. 1580, † 1637) eine ausgezeichnete Stelle; Bayle nennt ihn den General-Prokurator der Literatur; er ſtand mit den angeſehen-

ſten Gelehrten in Verbindung; unterſtützte fähige Köpfe und literäriſche Unternehmungen. Das, die Erhebung Frankreichs zur erſten europäiſchen Macht bezweckende Syſtem des großen Königs wurde nur auf kurze Zeit verlaſſen; Cardinal Arm. Jean de Pleſſis, Herzog von Richelieu (geb. 1585, † 1642), Alleinherrſcher unter Ludwig d. Dreizehnten, nahm es wieder auf (1625), und begründete die glänzendſte Periode der franzöſiſchen Monarchie; er unterdrückte die ariſtokratiſche Oppoſition, und erſtrebte in der von dieſer beeinträchtigten monarchiſchen Willkühr eine Staatseinheit, welche auf demokratiſchen Grundlagen ruhte. Er liebte und begünſtigte Wiſſenſchaften und Künſte, ſtiftete 1635 die franzöſiſche Akademie und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten, belohnte Schriftſteller, und regte die literäriſche Betriebſamkeit an. Spaniens voraufgeeilte Nationalliteratur fing an, williger beachtet zu werden; das Anſehen des claſſiſchen Alterthums war im Steigen; Selbſtgefühl und Eitelkeit der Franzoſen fanden reichere Nahrung, und beſchäftigten die durch Aeuſſerlichkeiten regierte Einbildungskraft. Mit ſeinem Lehrer und Vorbilde verglichen, erſcheint der kleinlich ſelbſtſüchtige Cardinal Julius Mazarini aus Piscina in Abruzzo († 1661) ſehr untergeordnet; doch liebte auch er Gelehrſamkeit und begünſtigte literäriſche Thätigkeit. Mit Literatur und Kunſt wurde am Hofe und in der großen Welt geprunkt; ſie gehörten zum guten Ton und zu den Ergötzlichkeiten, welche dieſer gebot, und hatten Geltung und vielwirkende Herrſchaft in der öffentlichen Meinung gewonnen; ein geiſtig gebildeteres Geſchlecht war erwachſen, deſſen Fruchtbarkeit an guten Werken die Regierung Ludwigs d. Vierzehnten († 1715) verherrlichte. Der eitle und unerſättlich herrſchſüchtige König hatte kräftigen Naturſinn für Großes und Schönes; mit großartiger Freigebigkeit wurden Künſte und Wiſſenſchaften gefördert, Unterrichtsanſtalten und gelehrte Geſellſchaften eröffnet und vervollkommnet, Bücher-, Kunſtwerke- und Naturalien-Sammlungen angelegt und bereichert, berühmte Gelehrte belohnt und in das Land gezogen, und für Alles, was auf Geſchmack und Wiſſenſchaft Bezug hat, wurde vielſeitig geſorgt. Das goldene Zeitalter der franzöſiſchen Literatur, welche von den Nachbarn bald als geſetzgebendes Muſter betrachtet wurde, begann, und ſchon glaubten viele, daß ſie der altclaſſiſchen gleichgeſtellt, und von der Abhängigkeit von derſelben entbunden werden könne. Die Sprache erhob ſich zur Vollendung in Geſchliffenheit und abgemeſſener Beſtimmtheit, und herrſcht ſeit 1697 in den diplomatiſchen Geſchäften der europäiſchen Mächte, an den Höfen und in den Kreiſen der vornehmen Welt, wozu die Auswanderungen franzöſiſcher Proteſtanten nach der, für Frankreich in langen Nachwirkungen verderblichen Aufhebung des Edikts von Nantes viel beitrug. Die nahmhafteſten Verdienſte um äußerliche Unterſtützung und Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte erwarb ſich der Miniſter Jean Baptiſte Colbert aus Rheims, welcher die Akademien der Inſchriften (1663), der Malerei und Bildhauerkunſt (1664), der Wiſſenſchaften (1666), die Sternwarte (1667), den botaniſchen Garten (1673), das chemiſche Laboratorium u. dgl., das Journal des savans (1664) begründet hat. Die Schriftſteller bildeten bald eine mächtige Oppoſition gegen den unter Ludwig d. Fünfzehnten (1715—74) durch Frechheit der Sittenloſigkeit und des Ariſtokraten-Trotzes zu allgemeiner Verächtlichkeit herabgeſunkenen Hof; ſie waren die Ausleger und Stimmführer der öffentlichen Meinung. Britanniens politiſche Anſichten und empiriſche Philoſophie fanden Eingang; freier Vernunftgebrauch und kecke Aufklärungsſucht deckten ohne Schonung oft ſchadenfroh die Schwächen und Blößen in der Verwaltung auf, und griffen herkömmliche Vorurtheile an. Die Revolution (1789) vernichtete das alte morſche Staatsgebäude, und ein Menſchenalter verging, ehe die Ergebniſſe gewaltiger Erfahrungen verſtanden, und mit beſonnener Mäßigung zur feſteren Begründung des Gemeinwohles

Digitized by Google

benutzt zu werden anfingen. Ob die Volksbildung gewonnen habe, wird das kommende Geſchlecht richtiger beurtheilen, als das gegenwärtige, welches im Meinungskrieg befangen iſt. Die Volksſchulen waren vor der Revolution dürftig und unzweckmäßig, die gelehrten Unterrichtsanſtalten zum Theil vortrefflich; beſonders zeichneten ſich die von Portroyal, der Väter des Oratoriums, und der Jeſuiten vortheilhaft aus; ſie hatten eine rein-philologiſche Grundlage. Nach der Revolution herrſcht Realismus vor, welcher 1808 zu einem noch fortdauernden einförmigen Zwangsſyſtem geſtaltet worden iſt. Unter den gemeinnützlich-wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten nimmt die polytechniſche Schule in Paris die erſte Stelle ein. Alterthumswiſſenſchaft wurde bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts eifrig bearbeitet; in neuerer Zeit wird ſie vernachläſſigt; für morgenländiſche Philologie wird mehr geleiſtet, als für altclaſſiſche. Geſchichte in ihrem ganzen Umfange, beſonders vaterländiſche, hat treffliche Bearbeiter gefunden; einzelne Theile der Erdkunde haben beträchtlich gewonnen. Für Philoſophie des Lebens iſt viel geſchehen; deſto weniger für Schulphiloſophie, die ſelbſt einer feſtſtehenden Kunſtſprache ermangelt; Staatswiſſenſchaft im weiteſten Sinne iſt vielfach und trefflich bereichert worden. Um Mathematik und Naturkunde haben Franzoſen unſterbliche Verdienſte; auch verdankt ihnen Medicin und beſonders Chirurgie bedeutenden Zuwachs. Die gelehrte Jurisprudenz war im 16ten und 17ten Jahrhundert unter ihnen einheimiſch. Der Theologie haben ſie, beſonders im 17ten Jahrhundert, dankenswerthe Dienſte geleiſtet.

Franzöſiſche Philoſophie. Frankreich nahm ſeit dem Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts an Wiederherſtellung der altclaſſiſchen Literatur und Beſtreitung der Scholaſtik lebhaften Antheil; dennoch herrſchte einſeitiger Ariſtotelismus im öffentlichen Unterrichte, und unterlag erſt ſpät nachdrücklichen Angriffen, von welchen der des P. la Ramée der folgenreichſte war. Mehr als Schulphiloſophen wirkten einige praktiſche Denker auf die geiſtige Richtung der Nation, z. B. Et. de la Bontin (ſt. 1563), M. Montaigne, P. Charron. Schon jetzt entſchied ſich die Vorliebe für unmittelbare Beziehung des Denkens und Beobachtens auf das tägliche Leben. Descartes Philoſophie fand eben ſo viele Freunde als Gegner; in Verbindung mit den gleichzeitigen Fortſchritten der Mathematik förderte ſie wiſſenſchaftliche Gründlichkeit; und einen tüchtigern Metaphyſiker als Malebranche, hat Frankreich nicht hervorgebracht. Der Erhebung derſelben zur Schulphiloſophie widerſetzten ſich die, ihren ſcholaſtiſchen Eklekticismus aufrecht erhaltenden Jeſuiten, denen von Pascal, Arnauld, Nicole und Andern entgegen gearbeitet wurde. Ausgezeichnete Männer begünſtigten den Skepticismus; ſo der treffliche P. Gaſſendi, welcher einſichtsvoll der Erfahrung vertraute, in Naturforſchung Meiſterſchaft bewies, und ariſtoteliſchen Dogmatismus und willkührliche Myſtik gleich muthig und ſcharfſinnig beſtritt; der jovial-humoriſtiſche Vielwiſſer Franc. de la Mothe le Vayer (ſt. 1672), P. D. Huet, nur im Offenbarungsglauben Rettung findend gegen die Zweifel der Vernunft; und der viel umfaſſend wirkende Bayle. Das allgemeine Ergebniß dieſer weit verbreiteten Anſichten trat bald hervor; die Mehrheit der Gelehrten und Gebildeteren wendete ſich von Elementarphiloſophie und reiner Spekulation ab, leiſtete auf wiſſenſchaftliche Selbſtſtändigkeit der Philoſophie Verzicht, und konnte daher das Bedürfniß einer Uebereinkunft über philoſophiſche Kunſtſprache nicht anerkennen; ihr genügte der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand und ſkeptiſche Freiheit. Nach glücklichen oder blendenden naturgeſchichtlichen Beobachtungen über Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Handelns (Rochefoucauld und La Bruyère) war die Aufmerkſamkeit auf dieſe Art von Unterſuchungen angeregt, und alles philoſophiſche Streben mußte praktiſchen Gehalt und nähere Beziehung auf geſellſchaftliches

Leben und auf Kunſtgenuß haben, um auf Theilnahme der Leſewelt zu rechnen. Unter dieſen Verhältniſſen gewann die Locke'ſche Erfahrungsphiloſophie leicht allgemeinen Eingang. Neben geiſtreicher Naturbetrachtung (Maupertuis, Robinet, Buffon, Bonnet ꝛc.) wurden muthwillige Zweifelſucht und grundſatzloſer Eklekticismus, auch frecher, das praktiſche Intereſſe der ſittlichen Vernunft verhöhnender Materialismus u. Mechanismus zur Tagesordnung. Eine Fluth von Pensées, Mélanges, Esprits, mit größerm und geringerm Aufwand von Witz, Geiſt, Phantaſie und Ueberredungskunſt, faſt immer mit hinreichender Selbſtgenügſamkeit ausgeſtattet, überſchwemmten den Büchermarkt, und Frankreich, als Sitz einer gefährlichen Philoſophenſekte verſchrieen, hatte offenkundig keine Philoſophie. Tiefere Denker, wie die metaphyſiſchen Politiker Sieyes, Condorcet ꝛc., können kaum als Ausnahme geltend gemacht werden. Die Ideologen der neuern Zeit, Deſtütt, Ct. de Tracy, C. Laromiguière u. m. A., behalten mit allen Abweichungen die Grundzüge der Condillac'ſchen Philoſophie bei; die von Villers, Dejérando, Couſin ꝛc. gemachten Verſuche, ihre Landsleute mit deutſcher Philoſophie bekannt zu machen, haben geringen Fortgang gehabt; und für jetzt dürfte zur Begründung einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Philoſophie faſt keine Ausſicht vorhanden ſeyn. Eher könnte noch der, bei ſeinem Hervortreten (1775) in Deutſchland faſt mehr als in Frankreich beachtete Myſticismus des edlen Louis Claude St. Martin (geb. 1743, ſtarb 1803) wieder aufleben, und für eine beſchwerliche Leere einige Befriedigung gewähren.

Franzöſiſche Poeſie. Die nordfranzöſiſche Poeſie in der ſehr früh (813), unter dem Volke herrſchenden lebenden, feſt geſtalteten romaniſch-walloniſchen oder oil, oui Sprache ſcheint ſchon in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrh. begonnen zu haben. Von geiſtlichen Reimereien ſind unter andern: Leben der Heiligen eines Mönches von Stablo (1071), und die frommen Geſichte des Thibauld von Provins (1078) bemerkenswerth. Im Anfange des 12ten Jahrh. überſetzte Marbod ſein lateiniſches Gedicht „von den Kräften der Steine" in die Landesſprache, und Abälard und Heloiſe wußten ſich zierlich darin auszudrücken. Ihre eigenthümliche Richtung und Ausbildung erhielt ſie durch Trouvères, Minneſänger, auf welche das Beiſpiel und die Muſter der provenzaliſchen Troubadours, beſonders in dem lyriſchen Gedichte, ſichtbar einwirkten, am normanniſchen Hofe, ſeit der Regierung des Herzogs Wilhelm Langſchwerd (ſt. 943), Sohns des H. Rollo, dem Sitz und der Pflegeanſtalt ritterlicher Sitten und Vergnügungen. Die Normannen, mit dem bei ihnen einheimiſchen romantiſchen Ritterſinn und Naturhange zu kühnen Abenteuern, feierten die Waffenthaten der Väter, und führten der mit Wunderbildern der Vorzeit befruchtenden Phantaſie durch neue Unternehmungen und Erfahrungen fortgeſetzt reichen Stoff zu. Unter ihnen und für ſie wurde der Roman bearbeitet, deſſen Geſtaltung im Laufe mehrerer Jahrhunderte zu wunderſamer Mannichfaltigkeit erwuchs; neben ihm entſtanden im 13ten Jahrh. Erzählungen und Märchen, ſatyriſche und allegoriſche Sittengemälde und Belehrungen, lyriſche Gedichte und dramatiſche Verſuche. Auf dieſer Grundlage erhob ſich erſt im 16ten Jahrh. die neuere franzöſiſche Poeſie. Faſſen wir dieſe verſchiedene Aeußerungen des dichteriſchen Strebens nach den Kreiſen, in welche ſie ſich zuſammenordnen laſſen, auf, ſo ergiebt ſich folgende Ueberſicht: a) die dem normänniſchen Rittergeiſte vorzüglich zuſagenden, mit wahrer Leidenſchaft und in kaum überſehbarer Menge bearbeiteten, großen Theils noch ungedruckten, von Deutſchen, Italienern, Spaniern, Engländern häufig nachgeahmten und frei benutzten, Romane floſſen aus lateiniſchen Quellen, deren England im 12ten Jahrh. mehrere hatte. Der Schauplatz, auf welchem ſich das ritterliche Leben in den älteſten Romanen bewegt, ſind die brittiſchen Inſeln,

Digitized by Google

Frankreich und die heiligen Oerter. Eine der früheſten Erſcheinungen der Art ſcheint die, von Meiſter Wistace oder Euſtach (1150), aus dem Lateiniſchen des Gottfried v. Monmouth (1138) übertragene, Histoire des Bretons oder Brut d'Angleterre, zu ſeyn, welche Robert Wace oder Gaſſe, Canonikus in Caen (1160), im Roman von Rou oder Rollo fortſetzte; dieſe beſteht aus drei Theilen, deren erſter die Geſchichte Rollo's, Wilhelm's und den Anfang der Regierung Richard's in Alexandrinern, der zweite die Geſchichte der normänniſchen Herzoge bis unter Heinrich den Erſten, und der dritte die Geſchichte der Herkunft der franzöſiſchen Normänner und die frühern Heldenabenteuer Haſtings und Björn in kurzen achtſylbigen Reimen erzählt, und auch den Sagenkreis von König Arthus und der runden Tafel berührt. Der fruchtbarſte und berühmteſte Schriftſteller war Chrétien de Troyes (1190), deſſen Dichtungen ſämmtlich in den mit morgenländiſchen Ueberlieferungen und Bildern verſchmolzenen Sagenkreis von Arthus gehören. Die Thaten Alexanders fanden im Zeitalter des Königs Philipp Auguſts, auf deſſen Hof manche ſchmeichelhafte Anſpielungen gemacht worden, eine cykliſche Bearbeitung in Alexandrinern durch Lambert li Cors, Alexander de Bernay und Thomas de Kent. Der Sagenkreis von Carl dem Großen und ſeinen Waffenbrüdern, voll geographiſcher und hiſtoriſcher Verwirrungen, reich ausgeſtattet mit prächtiger Wunderbarkeit in morgenländiſcher Ueberladung, eine große Schaar von Rieſen und Zwergen, Feen und Zauberern mit ſich führend, auch vieles aus dem vorhandenen romantiſchen Stoff aufnehmend, kam nach den Kreuzzügen in allgemeineren Umlauf; des Adenez (1270) Ogier der Däne eröffnete einen langen Zug von Romanen, unter welchen Regnault de Montauban, die Haymonskinder, Doolin von Mainz, der König Ponthus einige der bekannteren ſind. Der jüngſte Kreis romantiſcher Sagen iſt der von Amadis, welcher aller geſchichtlichen Grundlage und feſteren Oertlichkeit ermangelt; wahrſcheinlich ſind ſeine Grundzüge ſpaniſchen Urſprungs, wenn auch der Portugieſe Vasco Lobeira bei ſeiner Bearbeitung (1290 — 1325) ein franzöſiſches Urbild vor ſich hatte. b) die Mährchen und romanhaften Erzählungen, Fabliaux und Contes, heiter und naiv, meiſt rückſichtslos derb, überaus wichtig für die Sittengeſchichte, ſind morgenländiſchen Urſprungs. Eine Hauptquelle, aus der ſie zuerſt geſchöpft wurden, ſcheint Dolopathos, der König und die ſieben Weiſen, eine frühzeitig in das Lateiniſche überſetzte Sammlung indiſcher Erzählungen geweſen zu ſeyn; der Stoffvorrath wurde durch Kreuzfahrer und Reiſen der Abendländer in Aſien vermehrt; auch fanden einheimiſche Abenteuer und Schwänke bald Beachtung und geſchickte Benutzung. Viele derſelben ſind in die neuere Literatur eingegangen; viele waren Gemeingut, welches Italiener und Deutſche in ihren Nutzen verwendet haben. Weit geringern Gehalts ſind die Legenden, Miracles, welche Hugues Farſi, Mönch zu Soiſſons, im 12ten Jahrh. lateiniſch, und Coinſi, Prior im Kloſter des heil. Medardus zu Soiſſons (ſt. 1236), franzöſiſch bearbeitete, und woran ſich nachher die Vies des pères du desert etc. anſchloſſen. c) Allegoriſche und ſatyriſche Sittengemälde treten ſeit Anfang des 13ten Jahrh. in großer Menge hervor, und ſind meiſt gegen Sittenverderbniß und kirchliche Mißbräuche gerichtet. Eine der älteſten und beliebteſten Sagen von Reginald oder Goupil dem Füchslein, welcher von dem lotharingiſchen König Zwentibold im Anfange des 10ten Jahrh. verbannt worden ſeyn ſollte, war die Grundlage zu der allegoriſchen Erzählung von Reinecke dem Fuchs (le rénard couronné), welche ſchon vielfach bearbeitet worden war, als ſie Peter von St. Cloud (1233) in einem 2000 Verſe ſtarken Gedichte darſtellte. Guiot de Provins, wahrſcheinlich Mönch in Clugny, griff in der Bible Guiot die Gebrechen aller Stände, beſonders der kirchlichen und welt=

lichen Großen und der Mönche ohne Schonung an; ein Gleiches that der Caſtellan, Hugues de Berſil, auch in einer Bibel, aber mit etwas mehr Mäßigung. Durch kauſtiſche Freimüthigkeit und reiche Phantaſie zeichnete ſich der Ciſtercienſer Franz Helinand in Froimond (ſt. 1223) aus; ſein allegoriſches Gedicht „über den Tod" ſtand in allgemeiner Achtung. Henry d'Andely (1240) ſtellte „in der Schlacht der ſieben Künſte" den literäriſchen Streit zwiſchen den Univerſitäten Paris und Orleans allegoriſch dar, und Omons (1265) verſificirte in Image du monde eine Encyklopädie der Wiſſenſchaften. Alle dieſe Werke wurden durch den, von Guillaume de Lorris (ſt. gegen 1240) begonnenen, und von Jean Clopinel de Mehün (1280), mit geringerer Schonung des ſittlichen Anſtandes zu Ende gebrachten, zum Theil ſatyriſchen Roman „von der Roſe oder von der Kunſt zu lieben," ein allegoriſches Traumgeſicht in 22.000 elfſylbigen Reimen, verdunkelt. Gelehrſamkeit, Bilderreichthum und ſchöne Sprache, erwarben ihm claſſiſchen Ruhm. d) Die Lyriker ſcheinen beſonders im Anfange des 13ten Jahrh. dem Muſter der provenzaliſchen Troubadours gefolgt zu ſeyn, und mehrere können bei Vergleichung mit dieſen nicht verlieren. Einige der uns zugänglichen ſind: Thibault der Vierte, König von Navarra (ſt. 1253); ſein Freund Gaſſes Brulez; Thierry de Soiſſons; Raoul de Coucy (ſt. 1249); Marie de France (1204), glücklich in Lais, Leich, kleinen erzählenden Liedern, und berühmt durch ihre Fabeln. Gegen Ende des 14ten Jahrh. gewann die Sprache mehr Regelmäßigkeit, und im 15ten wirkten zahlreiche Ueberſetzungen der römiſchen Claſſiker zu ihrer fortſchreitenden Vervollkommnung bedeutend mit; aber der dichteriſche Ton erfuhr wenige Veränderungen. Das breite didaktiſche Allegoriſiren waltete in der Regel vor, und die lyriſche Einförmigkeit wurde ſelten durch Aeußerungen tieferen Gefühls oder ſchalkhaften, oft ſchmutzigen Muthwillens unterbrochen. Aus der nicht kleinen Dichterſchaar treten durch geiſtiges Verdienſt oder durch geſchichtliche Berühmtheit, unter andern folgende Namen hervor: Jean Froiſſart aus Valenciennes (ſt. 1401), der berühmte Geſchichtſchreiber, Verfaſſer anmuthig leichter und gefühlvoller Paſtourelles und Rondeaux; Alain Chartier (ſt. 1458), durch Reinheit und Gediegenheit der Sprache ſich auszeichnend, doch bei weiten mehr in proſaiſchen Aufſätzen, unter welchen auch moraliſirende ſind; Martin Franc (1450) führte in einer gedehnten Allegorie die Vertheidigung des weiblichen Geſchlechts gegen die in dem Roman von der Roſe demſelben gemachten Vorwürfe, und erntete damit großen Beifall der Mitwelt. Charles, Herzog von Orleans (ſt. 1466), zieht in lyriſchen Gedichten durch tiefes Gefühl und oft ernſte Wehmuth an; auch iſt er in Balladen glücklich. Der Gauner Franz Corbevil, genannt Villon (geb. 1461), machte ſich durch zügellos witzige Poſſen und freche Spöttereien berühmt. Geiſtesverwandte mit etwas mehr Anſtand, ſind Guill. Coquillart, und der ernſtere Guill. Coquillart. Volksluſtigkeit athmen die zahlreichen Liebespoſſen und die gefälligen Trinklieder des Müllers Olivier Baſſelin bei Vire (ſt. 1417). Im poetiſch-dürftigen 16ten Jahrh. iſt als Wortführer und Tonangeber zu betrachten, Clement Marot aus Cahors (geb. 1495, ſt. 1544), deſſen Vater Jean (ſt. 1523?) durch hiſtoriſche Reime ſich bekannt gemacht hatte; er überſetzte aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Italieniſchen, und geſtaltete Sprache und Rhythmus in ſeinen eigenen Werken nach fremden Muſtern. Die Chanſons und Rondeaux drücken die Sinnlichkeit eines verliebten Weltmannes aus, und ſollten kaum wahrſcheinlich finden laſſen, daß derſelbe Verfaſſer, ein ſehr wankelmüthiger Chriſt, mit Th. Beze die Pſalme zum Kirchengebrauche in das Franzöſiſche überſetzt habe. Seine Epigramme, Idyllen und Erzählungen, in naivem, nach ihm benannten Style, werden vorzüglich geſchätzt. In ſeiner Manier arbeiteten Et. Dolet

aus Orleans, als Ketzer verbrannt (1546), ein verdienter Humaniſt; Mellin de St. Gelais (ſt. 1558), ein beliebter Epigrammatiſt u. m. A. Unter den Dichterinnen iſt, außer Louiſe Labé, la belle cordière, aus Lyon (geb. 1526, ſt. 1566), die berühmteſte: Margarethe (ſt. 1549), Schweſter König Franz des Erſten, Gemahlin König Heinrich des Zweiten von Navarra, Großmutter König Heinrichs des Vierten, in welcher weibliche Frömmelei und Lüſternheit auffallend vereinigt ſind. Etienne Jodelle aus Paris, (geb. 1532, ſt. 1573), vertraut mit den Alten und Italienern, der Vater des regelmäßigen franzöſiſchen Drama, verfaßte Capitel und Sonette, auch didaktiſche Epiſteln in Alexandrinern. Der Abgott der Zeit war Pierre de Ronſard, eigentlich Rouſſard aus der Vendemois (geb. 1525, ſt. 1585), claſſiſch gebildet, ausgeſtattet mit reicher, kühner Phantaſie, prunkend mit unzeitiger Gelehrſamkeit und Neues und Großes erſtrebend, ohne Schönheitsgefühl, Verderber der Sprache, durch Aufnahme griechiſcher Wörter und durch willkührliche Benutzung aller franzöſiſchen Dialekte. Seine feierliche Oden ſind dem Pindar nachgebildet; die Gelegenheitsgedichte verkünſtelt und überladen, die Idyllen höfiſch glatt; auch verſuchte er ſich mit der Franciade im Epos. Unter ſeinen Freunden und Nachahmern verräth Joachim du Bellay (ſt. 1560) das meiſte Talent. Auch erregten damals Scévole de St. Marthe, und Jacques Tahureau Aufmerkſamkeit. Einer der erſten Dichter, welche ſpaniſche Muſter vorliegen gehabt, iſt Jean Vauquélin de la Fresnaye (ſt. 1606), von dem wir gefällige Eklogen und ſatyriſche Sittengemälde haben; Mathurin Regnier aus Chartres (geb. 1573, ſt. 1613) machte in der Satyre Epoche; ſie iſt dem Perſius und Juvenal nachgebildet, reich an treffenden Einfällen und glücklichen Zügen, welche von ſeiner Menſchenbeobachtung zeugen; die Sprache iſt bei vieler Rauheit ſinnvoll, kräftig und ſprüchwörtlich. Um dieſelbe Zeit vereinfachte ſich der lyriſche Ausdruck, wie aus Jean Bertant's religiöſen Gedichten und Phil. des Portes Liedern zu erſehen iſt, und Francois de Malherbe aus Caen (geb. 1556, ſt. 1628) erwarb ſich um Reinheit und Wohllaut deſſelben, ſo wie um rhythmiſche Regelmäßigkeit unbeſtreitbares Verdienſt. Seine lyriſchen Gedichte ſind zu ſehr rhetoriſirend, um als reife Früchte der Begeiſterung gelten zu können; haben aber würdige Haltung und ſtyliſtiſche Muſterhaftigkeit. Sein Zeitgenoſſe Mathurin Theophile Viaud (ſt. 1526) blieb weit hinter ihm zurück; und Francois Maynards (ſt. 1646), der dem Epigramme Sonettenform gab, mißfällt wegen ſchwerfälliger Breite. Paul Scarron aus Grenoble (geb. 1598, ſt. 1660), ſcurril luſtig nach Grundſätzen, ganz hingegeben an geſellſchaftliche Zeitverhältniſſe, franzöſiſche Sinnlichkeit und Leichtfertigkeit verſchmelzend mit burleskem Witzſpiel der Italiener, unter denen er geſchwelgt, und der Spanier, deren launige Lebensgemälde er ſtudirt hatte, lebte von Einfällen und perſönlichen Satyren; er wetteiferte mit Mezeray (der ſich unter dem Namen Sandricourt verbarg) in Spottſchriften auf Mazarin, von denen die Mazarinade eine der berühmteſten iſt; er traveſtirte die Virgiliſche Aeneide in 8 Bänden, verfaßte die Gigantomachie, und führte in dem, als eins der erſten proſaiſchen Muſterwerke ausgezeichneten „komiſchen, Roman," den ſpaniſchen bürgerlichen Roman ein; ſeine, ebenfalls ſpaniſchen nachgebildete, Luſtſpiele und Poſſen waren für jene Zeit verdienſtliche Bereicherungen der noch dürftigen Bühne. Der Vielſchreiber George de Scudery (geb. 1601, ſt. 1662) verſuchte ſich in mehreren Dichtarten, ſelbſt im Epos, welches ihm ſo wenig gelang, als dem kenntnißreicheren Jean Chapelain aus Paris (ſt. 1674), deſſen Pucelle d'Orleans, ou la France delivrée einzelne gute Stellen, aber keinen poetiſchen Karakter hat, und ſchnell vergeſſen wurde. Mehr Werth von Seiten der Darſtellung und der Sprache haben Jean Desmarets de St. Sorlin (ſt. 1674), Clovis, ein zum

Digitized by Google

Theil gut verſificirter Ritterroman, und des phantaſiereicheren P. Le Moine (ſt. 1672) Heldengedicht „St. Louis ou la sainte couronne reconquise.“ Honorat de Bevil, Marquis de Racan (ſtarb 1670), Malherbe's Zögling, ahmte in lyriſch-dramatiſchen Bergeries den Taſſo'ſchen Amynt und Guarini'ſchen Pastor fido nicht unglücklich nach. Mit Molière, Corneille, Quinault, Racine, von denen in dem Artikel Franzöſiſche Bühne die Rede iſt, beginnt die Reihe des gefeierten, goldenen Zeitalters der franzöſiſchen ſchönen Literatur. Claude Emanuel Luillier de la Chapelle (geb. 1626), genußverſtändiger Weltmann und feiner Menſchenbeobachter, ſang im Catull'ſchen Style; Meiſter anmuthiger Nachläſſigkeit und üppig-zarter Natürlichkeit; außer Gelegenheitsgedichten, flatterhaften Kindern des Augenblicks, hinterließ er eine ungemein anziehende und unerreichte, theils poetiſche, theils proſaiſche Reiſebeſchreibung, woran ſein Freund Fr. le Coigneux-Bachaumont (geb. 1624, 1702) Antheil hatte. Der beliebte Gelegenheitsdichter und Epigrammatiſt, auch für die Bühne thätige, Iſaac de Benſerade aus Lions la Foret (geb. 1612, ſt. 1691) gehörte nur ſeiner Zeit und ihrem Hofpublikum an. Unter den franzöſiſchen Dichterinnen nimmt die erſte Stelle ein, Antoinette du Ligier de la Garde, verheir. Deshoulières, aus Paris (geb. $16^{33}/_{34}$ d. 17. Febr. 1694), eng verbunden (ſeit 1674) mit den vorzüglichſten Köpfen der Hauptſtadt; von ihren Gedichten gefallen mehrere lyriſche und epigrammatiſche durch liebliche Leichtigkeit, beſonders aber zeichnen ſich die Idyllen durch Einfachheit, ſanfte Schwermuth und milden Ausdruck aus. Ihre Tochter Antoinette Thérèſe de la Fon-de-Bois Guérin (geb. 1662, ſt. 1718) kam ihr nicht gleich. Der unübertroffene Fabuliſt und Erzähler Jean de la Fontaine aus Château-Thierry (geb. 1621, ſt. d. 13. April 1695) eignete ſich durch Studium Marot's und Rabelais den Ton plaſtiſcher Natürlichkeit zu, deſſen hinreißende Lebendigkeit und Wahrheit nur anſpruchsloſer Kindlichkeit einer ſich ungeſtört überlaſſenen ſinnlichen Empfindung gelingen kann; in der Darſtellung herrſchet wunderſame Mannichfaltigkeit und Neuheit der Anſicht, in der Sprache zauberiſche Leichtigkeit und vollendet einfacher Wohllaut. Die Fabeln, dem Stoffe nach meiſt aus den Alten entlehnt, ſagen den verſchiedenartigſten geiſtigen Bedürfniſſen zu, und veranſchaulichen bedeutſame Ergebniſſe der Lebensweisheit und Welterfahrung; in den, oft aus Boccaccio und Arioſto geſchöpften Märchen und Erzählungen walten behagliche Schalkhaftigkeit und üppige Lüſternheit vor, welche der Züchtigkeit und Unſchuld unbewachter Gemüther gefährlich werden können. Jean Regnault de Segrais aus Caen (geb. 1625, ſt. 1701) ſtand bei den Zeitgenoſſen in nicht geringem Anſehen; im Chanſon war er am glücklichſten; ſeine Virgiliſchen Eklogen empfahlen ſich durch Einfachheit, welche bald als dichteriſche Schwäche erſcheinen mußte. Seine Romane, diejenigen ausgenommen, welchen er ſeinen Namen lieh und ſprachliche Richtigkeit gab, ſind mit Recht vergeſſen. Nicolas Boileau Despréaux aus Crone bei Villeneuve St. Georges (geb. 1636, ſt. d. 13ten März 1711) iſt dankbarer Zögling der Alten, und Vater und vielwirkender Vertreter der, von der Geſetzgebung dieſer klaſſiſchen Vorbilder abhängiger Geſchmacks-Schule, ſich immer gleich in äſthetiſcher Beſonnenheit und Rechtlichkeit. Das komiſche Epos, le Lutrin, iſt heiter witzig; die Satyren (1666) freimüthig und ſtreng gegen Unarten der Zeit, ohne den Anſtand zu verletzen, und die Epiſteln athmen Horaziſchen Geiſt; das Lehrgedicht über die Theorie des Versbaues und verſchiedenen Dichtarten, hat ſich über ein Jahrhundert in vollgültigem Anſehen behauptet; die Epigramme drücken treffende Einfälle mit Feinheit aus; die lyriſchen Gedichte ſind mittelmäßig. Seine Proſa iſt korrekt, lichtvoll und gedrängt. Fr. de Salignac de la Motte Fenelon (ſt. 1715), Erzbiſchof von Cambray, ein fleckloſer, edler Menſch und

Digitized by Google

treuer Diener des göttlichen Wortes, endlich ringend nach ſeligmachender Wahrheit, erfüllt von evangeliſcher Liebe, welche die Welt überwindet, und vertraut mit der geheimen Sehnſucht des menſchlichen Herzens, nach dem, was allein Noth und Gut iſt, kann als einziger Epiker Frankreichs geltend gemacht werden. Sein Telemach in 24 Büchern, zwar proſaiſch geſchrieben, aber wirklicher Abglanz tiefer Studien der Homeriſchen und Virgiliſchen epiſcher Darſtellungen, zeichnet ſich eben ſo ſehr durch romantiſche epiſche Anlage, durch Adel der Geſinnung, Kraft und Wahrheit des Gefühles und Schönheit der Sprache, wie durch alles beſtimmende pädagogiſche Abſichtlichkeit aus; die letztere ſcheint der unbefangenen Würdigung des künſtleriſchen Gehaltes oft Eintrag gethan zu haben. Seinen proſaiſchen und erbaulichen Schriften wird bedeutender Werth zugeſprochen, obgleich manche oft zu wortreich ſind. — Unter den frohſinnigen Sängern des Lebensgenuſſes, deren dieſes Zeitalter eine große Zahl hatte, ſind einige der bemerkenswertheren: Alex. Lainez aus Chimay (geb. 1650, ſt. 1710), den Eingebungen des Augenblickes folgend, nachläſſig, reicher Laune; Charles Auguſte, Marq. de la Fare (ſt. 1712), gefällig anakreontiſch; Guill. Amfrye de Chaulieu aus Vexin-Normand (geb. 1639, ſt. 1720), ein Freund und Schüler des de la Chapelle, anmuthig ſpielend mit den Freunden der Geſelligkeit, ſorglos um Kunſtgeſtalt, in einzelnen Zügen ſeltene Geiſtesbildung andeutend. Antoine Houdart de la Mothe aus Paris (geb. 1672, ſt. 1731), ein geiſtreicher Nachahmer, der ſich in allen Dichtarten verſuchte, und von vielen Zeitgenoſſen überſchätzt wurde; unter den Eklogen und Catulliſchen Liedern ſind manche gelungene; den meiſten Werth haben ſeine Fabeln, obgleich ſie die einfache Natürlichkeit der Lafontainiſchen lange nicht erreichten; auch als dramatiſcher Schriftſteller (Trag. Inès de Castro, le Magnifique; Kom.) machte er einiges Glück. Seine Proſa iſt angenehm und ſophiſtiſch gedankenvoll. Lebendige Phantaſie und zarte Empfindung offenbaren ſich in den mit anmuthiger Nachläſſigkeit hingeworfenen dichteriſchen Spielen und vorzüglich auch in den Epigrammen des mit Unrecht faſt vergeſſenen Ant. Bauderon de Senecé aus Maçon (geb. 1643, ſt. 1737). Jean Baptiſte Rouſſeau aus Paris (geb. $16^{69}/_{71}$, ſt. d. 17. März 1741), ein, wahrſcheinlich unſchuldiges, Opfer literäriſch-polizeilicher Willkühr (1712), behauptet als rhythmiſcher und ſprachlicher Künſtler unbeeinträchtigter Ruhm. Wenn er als einer der vorzüglichſten Lyriker geltend gemacht wird, ſo ergiebt ſich daraus, welche beſchränkte Foderungen an höhere Lyrik in Frankreich herrſchen. Seine Oden halten keine Vergleichung mit Muſtern des Alterthums und Deutſchlands aus; ſie ermangeln wahrer Begeiſterung durch einen vorwaltenden und das Gefühl in ſeiner ganzen Macht ergreifenden Grundgedanken; der Styl hat Kraft, die Sprache Wohllaut; die Cantaten eignen ſich nicht zur muſikaliſchen Bearbeitung. Die zahlreichen Epigramme ſind gehaltvoll und wahre Muſter. Die Epiſteln ſind mittelmäßig, die Allegorien kalt, die dramatiſchen Verſuche, bis auf das Luſtſpiel „der Schmeichler," wie es zuerſt in Proſa gearbeitet war, unbedeutend. J. Bapt. Joſeph Villars de Grécourt aus Tours (geb. 1682, ſt. 1743), ein Schwelger vom erſten Range, deſſen ſchmutzige Berühmtheit nur für verdorbene Lüſtlinge volle Gültigkeit hat, ohne daß ihm deßhalb leichte Anlegung und oft epigrammatiſche Ausführung im Erzählen ſtreitig gemacht wird — Louis Racine aus Paris (geb. 1692, ſt. 1764), Sohn des großen Tragikers, deſſen Leben er beſchrieb und zu deſſen Trauerſpielen er ſchätzbare Bemerkungen bekannt machte, zeichnet ſich durch religiöſen Ernſt und männliche Eleganz aus; im Mechanismus des Versbaues und in Reinheit und Richtigkeit des dichteriſchen Ausdruckes wird er als Muſter anerkannt; in dieſer Hinſicht gebühret ſeinen Lehrgedichten, la Grace, in 4 Geſängen, und dem weniger

Digitized by Google

monotoniſch-kalten la Religion eine ehrenvolle Erwähnung. Ch. Franc. Panard aus Courville bei Chartres (geb. 1699, ſt. 1765) iſt als unverwüſtlich heiterer Volksdichter berühmt. Zu großen Erwartungen berechtigte der zu früh verblühte J. Ch. Louis Malfilatre aus Caen (geb. 1733, ſt. 1769) mit ſeiner durch einzelne ſchöne Züge hervorſtechenden lyriſch-romantiſchen Darſtellung Narciſſus in 4 Geſängen. Franc. Aug. Paradis de Moncrif (geb. 1687, ſt. d. 12. Nov. 1770) bearbeitete die Romanze allein mit Erfolg unter ſeinen Landsleuten. Alexis Piron aus Dijon (geb. 1689, ſt. 1773), überaus reich an heiterer Laune und geſundem Witze, iſt entſchieden glücklich in der humoriſtiſchen Epiſtel, im Epigramm, in der nicht ſelten zum Schlüpfrigen ſich hinneigenden Erzählung und in Kleinigkeiten. Unter ſeinen Luſtſpielen iſt die Metromanie (1738) das gelungenſte. Ch. Pierre Colardeau aus Janville bei Orleans (geb. 1732, ſt. 1776), welcher die Heroide in Frankreich am beſten bearbeitete, ein trefflicher, faſt vollendeter Verſifikator, glänzt in der Epiſtel und im Liede; weniger bedeutend ſind ſeine dramatiſchen Verſuche. Pierre Joſeph Bernard aus Grénoble (geb. 1708, ſt. 1776), le Gentil benannt, ein Zögling der ſyſtematiſchen Leichtfertigkeit und ſinnlichen Genußgier des Zeitalters, trug mit reizender Nachläſſigkeit Einfälle und Eindrücke angenehmer geſellſchaftlicher Augenblicke vor, und ſpielte anmuthig mit friſchen Bildern des Lebens, ohne kindliche Natürlichkeit und gemüthliches Gefühl. Die Nachbildung der Ovidiſchen Kunſt zu lieben, in 3 Bänden, iſt in Vorzügen und Mängeln ein würdiges Seitenſtück der Urſchrift. Von den dramatiſchen Arbeiten iſt das Singſpiel Caſtor und Pollux am berühmteſten. Jean Bapt. Louis Greſſet aus Amiens (geb. 1709, ſt. 1777) tändelt mit liebenswürdiger Eigenthümlichkeit, und bezaubert durch argloſe Natürlichkeit, anmuthige Leichtigkeit und zarten Muthwillen; die unfruchtbarſten Stoffe weiß er geiſtvoll zu beleben; ſeine Darſtellung iſt meiſt etwas wortreich, die Verſifikation höchſt wohllautend. Als Meiſterſtücke gelten das Märchen oder komiſche Epos Vert-Vert, welches ſeinen Austritt aus dem Jeſuitenorden zur Folge hatte, die Epiſtel la Chartreuse und mehrere Ergießungen ſorgloſer Gemüthlichkeit. Weniger bedeuten die ernſteren lyriſchen Gedichte und Virgiliſchen Eklogen; unter den dramatiſchen Arbeiten hat das ſchön verſificirte Luſtſpiel le Méchant unbeſtrittenen Werth. Den entſcheidendſten und allgemeinſten, auch heute noch fortdauernden Einfluß auf Frankreichs Literatur und die Geiſtesrichtung des ganzen Zeitalters hatte Marie Francois Arouet de Voltaire aus Chatenay (geb. 1694, ſt. d. 30. Mai 1778), l'enfant gâté du monde, qu'il gâta, ein Zögling der Jeſuiten, welcher, ausgeſtattet mit ſeltenen Naturgaben, reich an mannichfaltigem Wiſſen und an vielſeitigen Erfahrungen, das Glänzende und Ergreifende der nächſten Vergangenheit und der durch dieſe geſtalteten Gegenwart, die Fülle des Nationalſinnes in ſich aufnahm, und durch die, eigentlich in ihm am Sichtbarſten gewordene furchtbare Macht des Wortes, über Weltanſichten und geſellſchaftliche Verhältniſſe eine in neuern Zeiten faſt beiſpielloſe Herrſchaft ausübte. Sein Karakter war ſchwankend und voll nie erlöſchenden inneren Widerſpruchs, abhängig von Aeußerlichkeiten, Launen, Verſuchungen eines Alles überwältigenden Witzes und einer unbegränzten Eitelkeit, welche die Huldigungen der Großen und der lärmende Beifall der Menge nährten und ſteigerten; noch kurz vor ſeinem Tode (7. Apr. 1778) unterlag er den Lockungen einer ſich überall zudrängenden Neugier. Er war, ein oft die Rollen wechſelnder Schauſpieler auf der Bühne des Lebens, Alles für den Augenblick, ſittlich-fromm oder ſtrengrechtlich, oder würdevoll und ruchlos, oder ungezügelt und ſchmutzig-ſinnlich, gleich empfänglich für das Erhabene und hingegeben an das Gemeine, kind-

Digitized by Google

lich in muthwilliger Heiterkeit und verwundend mit ſchneidender Bitterkeit, begeiſtert=kräftiger Sprecher für die Rechte der Menſchheit oder als Anwald unterdrückter Unſchuld, und höhniſcher Spötter über das, was Millionen heilig iſt und durch gläubige Achtung des Volkes gegen frazzenhafte Verzerrung geſchirmt ſeyn ſollte. Tiefgewurzelte Menſchenverachtung verwahrte ihn gegen die ernſtliche Abſicht, die beſtehende geſellſchaftliche Ordnung umſtürzen zu wollen; doch gefiel er ſich als beharrliche Oppoſition einer bis zur Verächtlichkeit ausgearteten Staatsverwaltung, deren willkührliche Machtſtreiche er ſelbſt, nicht ſchuldlos, empfunden hatte, und eines Kirchenweſens, welches er nur von der ſchadhafteſten Seite auffaßte; es ſchmeichelte ſeiner nie befriedigten Eigenliebe, als Wortführer der öffentlichen Meinung zu gelten, und den Geſammtwillen der geiſtig Mündigen in Europa zu vertreten. Bei bewundernswerther Mannichfaltigkeit des Wiſſens und überraſchender Neuheit der Anſicht und Betrachtung werden Gründlichkeit und Tiefe, bei raſtloſer Geſchäftigkeit wird männlich ernſte Ausdauer, bei faſt immer gleicher geiſtiger Gewandtheit oft weltbürgerliche Klugheit, öfter ſittliche Beſonnenheit in ihm vermißt, nie Keckheit der Vorſtellung, nie warme Lebendigkeit und jugendliche Friſche der Einbildungskraft, nie Anmuth der Darſtellung, nie Schönheit der Sprache. Er trieb mit der Welt ein bald ernſtes, bald muthwilliges Spiel, verſcherzte in Tändeleien das Feierliche, und brütete altklug über Kleinigkeiten; rügte eifrig mancherlei Ungebühr, und verlachte die Schwermuth derer, welche in dem Leben mehr als Gaukelwerk haben wollten; ſtrafte Pedanterei und witzelte über Leichtſinn, und ging auf Belehrung der Großen und Bürger, der Weiber und Zunftgelehrten aus. Ohne Schonung bekämpfte er Aberglauben und Vorurtheile, über welche er durch Studium und Umgang, beſonders in Folge ſeines Aufenthalts in England (1726 — 28), Herr geworden war. Er regte die Vorliebe für brittiſche Anſichten und Einrichtungen an, enthüllte die Blößen und Schmutzflecken in der geſellſchaftlichen Ordnung des Vaterlandes, ſprach die Foderungen einer geiſtig erſtarkten, von vielgeſtaltigem Egoismus geleiteten Zeit rückſichtslos aus, und rief eine Wechſelwirkung zwiſchen Leben und Literatur hervor, wie ſie ſeit dem 16ten Jahrh. nirgends Statt gefunden hat. Voltaire's Leiſtungen haben an Verſchiedenartigkeit und tief eingreifender Wirkſamkeit kaum ihres Gleichen. In den dichteriſchen Kleinigkeiten, Erzeugniſſen augenblicklicher Eindrücke und Stimmungen, auch in Epigrammen und in vielen, durch veredelten leichten Umgangston ausgezeichneten Epiſteln ſpiegelt ſich ſeine Selbſtheit am Hellſten und Wahrſten ab. Das Lehrgedicht la Loi naturelle hat kräftige und rhetoriſch warme Stellen; den Novellen und Erzählungen iſt eine reizende Kunſtloſigkeit, gepaart mit ſatyriſcher und ſinnlicher Schalkhaftigkeit, eigenthümlich; die üppigſte und phantaſiereichſte, la Pucelle d'Orleans, wird durch ausgelaſſene Unzüchtigkeit entſtellt, und kann als Zerrbild einer großen Nationalbegebenheit vor dem Richterſtuhle der wahren Vaterlandsliebe keine Gnade finden. Das ſogenannte Epos, die Henriade, in wohllautenden Alexandrinern, iſt eine mit glänzenden Deklamationen und Sentenzen reich ausgeſtattete kalt hiſtoriſche Darſtellung, welche alles, wie es ſcheint, mit franzöſiſcher Sprache und Rythmik unvereinbaren, epiſchen Geiſtes ermangelt. Im Trauerſpiel wurde Voltaire Lehrer der Nation, und wirkte am nachhaltigſten auf Geſinnung und Geſchmack derſelben; er ſuchte die Vorzüge Corneille's und Racine's in ſich zu vereinigen, und den Geiſt der Griechen im Sinne und nach den Bedürfniſſen der neuern Welt zu verjüngen; in den beſſeren walten philoſophiſche Richtung und didaktiſcher Ton vor; in manchen die oft gelungene Erregung eines näher liegenden geſchichtlichen Intereſſe, doch gilt ihm Schilderung

Digitized by Google

mehr als Handlung, ſententiös redneriſche Kunſt mehr als Karakterzeichnung; nur allzu häufig drängt ſich des Dichters Geſinnung vor, und ſtört das Leben dramatiſcher Wahrheit. Für die Sinnlichkeit und Einbildungskraft der Zuſchauer iſt hinreichend geſorgt; an erſchütternden Ueberraſchungen, zum Theil aus Shakespeare entlehnt, kein Mangel; Versbau und Sprache ſind in der Regel vortrefflich. Aus der großen Anzahl von Trauerſpielen ſind die bemerkenswertheſten: Oedipe, Brutus, Mahomet. Die Luſtſpiele erheben ſich nicht über die Gränze der Mittelmäßigkeit. Die proſaiſchen Schriften laſſen ſich, abgeſehen von dem zwar ungemein reichhaltigen, aber in literäriſcher Hinſicht ſtrenger Richtung bedürfenden Briefwechſel, in vier Abtheilungen ordnen. Die Gelegenheitsſchriften, z. B. über Duldung, zur Ehrenrettung der durch Juſtizmord gefallenen Calas, Lally, La Barre, Sirven u. a. m. beurkunden edle Geiſteskraft und reinen Wahrheits- und Rechtsſinn in würdiger Darſtellung und Sprache. Die philoſophiſchen beſtreiten entweder wirkliche oder vermeinte Irrthümer und Vorurtheile, oft mit knabenhafter Schadenfreude und witzelnder Unkunde; oder ſie tragen bald in ermüdender Breite, bald in abſprechender Kürze den Lockiſchen Eudämismus und Empirismus vor, ſelten durch lichte Einfälle für das Alltägliche entſchädigend; was von wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und Ergebniſſen für Weltleute und Weiber in anziehender Einkleidung meiſt flach aufgefaßter Wahrheiten verdeutlicht wird, kann nur vorübergehende zeitgemäße Bedeutſamkeit in Anſpruch nehmen; ſowie die kritiſchen Anſichten und Urtheile über fremdes Dichterverdienſt ſich mit vollem Rechte ſchnell überlebt haben. Die, durch wundervolle Miſchung des Ernſtes und Scherzes, bezaubernde Leichtigkeit und üppige Anſchaulichkeit der Darſtellung hervorſtechenden Märchen oder kleinen Romane bezwecken Verſinnlichung eines philoſophiſchen Lehrſatzes, oder Entwurzelung der ihm entgegenſtehenden vorgefaßten Meinungen, und haben durchgehends mehr künſtleriſchen und ſtyliſtiſchen als ſittlichen Werth. Um die Geſchichte hat Voltaire das anerkannte große Verdienſt, daß er ſie zur Sittenſchule der Menſchheit erhob, und auf ihren wichtigſten Beruf die innere geſellſchaftliche Entwickelung und die lehrreiche Eigenthümlichkeit einzelner Zeitalter, Staaten und Völker in Thatſachen zu vergegenwärtigen, hinleitetete. Dieſer durch ihn herrſchend gewordene pragmatiſch-ethiſche Geſichtspunkt bei hiſtoriſchen Arbeiten iſt ein dankenswerthes und in ſeinen Früchten verherrlichtes Vermächtniß an die Nachwelt. Seine hiſtoriſchen Darſtellungen ermangeln, bei entſchiedenen Vorzügen der Anordnung des Stoffes und der Sprache, des allein bleibenden Werth beſtimmenden Ruhmes gewiſſenhafter Wahrheit und Genauigkeit. Gedankenreich und fruchtbar an glänzenden Verbindungen und Blicken iſt: Essai sur Hist. générale et sur les moeurs et l'esprit des nations depuis Charlemagne jusqu' à nos jours; wegen verhältnißmäßig größerer Treue ſtehet Hist. du Parlament de Paris, und wegen Reichhaltigkeit des Stoffes der Verarbeitung deſſelben Essai sur le siècle de Louis XIV. in Achtung. Der erſte hiſtoriſche Verſuch Histoire de Charles XII. bleibt als Meiſterſtück des in voller Einheit gehaltenen romanhaften Tones merkwürdig. Die übrigen hiſtoriſchen Schriften ſind von äußerſt geringem Belange, und nur als warnende Beiſpiele unkritiſcher Leichtfertigkeit zu betrachten. Von den geiſtigen Zöglingen und dichteriſchen Nachahmern Voltaire's haben viele mit Kleinigkeiten, ſchnell verwelkenden Blüthen des Tages, vorübergehendes Glück gemacht; die meiſten, deren Namen, mit ſehr ungleichem Ruhme, auf die Nachwelt gekommen ſind, zeichneten ſich durch ernſt didaktiſchen Ton und philoſophiſche Beſtrebungen aus. Am fleißigſten und gelungenſten, oft mit Berückſichtigung brittiſcher Vorbilder, wurde das beſchreibende und das Lehrgedicht bearbeitet; auch ſind einige Fabuliſten bemerkenswerth. Einer

der glücklichſten Nachahmer Lafontaine's war Jean Louis Aubert aus Paris (geb. 1731, ſt. 1776), beſonders in philoſophiſchen Apologen, weniger in Erzählungen und Mährchen, unter welchen Pſyche ſich auszeichnet. Claude Joſeph Dorat aus Paris (geb. 1736, ſt. 1780), vielgeltend in den höheren geſellſchaftlichen Kreiſen ſeiner Zeit, gefiel durch lyriſche Tändeleien und leichtfertige Erzählungen; in den Epiſteln herrſcht feiner Weltton; das Lehrgedicht la Déclamation, in 4 Büchern, hat franzöſiſche Selbſtſtändigkeit und manche gelungene Stellen; dergleichen finden ſich auch in den allzu künſtlichen allegoriſchen Fabeln; von ſeinen dramatiſchen Verſuchen hat ihn nur das Luſtſpiel la Feinte par amour überlebt. Nicol. Joſ. Gabr. Gilbert, ein Lothringer, verſprach viel für die Juvenaliſche Satyre, und zeigte auch lyriſche Anlagen, wenn ſich dieſe gleich in ſeinen Gelegenheitsgedichten oft verleugnen. Marie Anne Lepage, Frau Duboccage, aus Rouen (geb. 1710, ſt. 1802), eine der gefeiertſten Schriftſtellerinnen des 18ten Jahrh., bildete Milton's verlornes Paradies und Pope's Tempel des Ruhmes nach, verherrlichte Columbus in 10 Geſängen, und verſuchte ſich auch in der religiöſen Lyrik und im Trauerſpiel. J. J. le Franc, Marquis de Pompignan, aus Montauban (geb. 1709, ſt. 1784), claſſiſch gebildet, verfaßte religiöſe Lieder in ſchöner Sprache; ſein Trauerſpiel Dido wird geſchätzt. Ant. Leonard Thomas, aus der Nähe von Clermont (geb. 1732, ſt. 1785), prunkt mit überſpannten Gedanken, Gefühlen und Redensarten. Seine Oden und Epiſteln, namentlich die gehaltvollſte au Peuple, ſind, bei aller Ueberladung, reich an kräftigen Sprüchen, welche die ſittlich edle Geſinnung des Verfaſſers beurkunden. Von derſelben Beſchaffenheit ſind ſeine berühmten Lobreden, in Proſa; dem Essai sur les Eloges wird mit Recht entſchiedenes Verdienſt zugeſtanden. Claude Henry Watelet aus Paris (geb. 1711, ſt. 1786) entwickelt in dem Lehrgedichte von der Malerei eigenthümliche Betrachtungen, bisweilen mit warmberedtem Gefühl, zeiget aber im Ganzen mehr Kunſtkenntniß als Dichtergeiſt. Barthélemy Imbert aus Nismes (geb. 1747, ſt. 1790) erzählt geiſtreich, oft etwas ſchleppend: le jugement de Pâris. Franc. Joachim Pierre de Bernis aus St. Marcel (geb. 1715, ſt. 1794), Cardinal, dichtete in ſeiner Jugend zarte erotiſche Lieder und heitere Epiſteln, in männlichen Jahren bilderreiche Naturbeſchreibungen im Thomſonſchen Style, und im Alter verfaßte er ein frommes Lehrgedicht, welches dem von L. Racine nicht gleich geſtellt werden kann. Ch. Franc. de St. Lambert aus Nancy (geb. 1717, ſt. 1803) ſchilderte ebenfalls nach Thomſons Muſter die Jahrszeiten im Ganzen etwas einförmig, im Einzelnen mit maleriſcher Wahrheit und edler Einfachheit; auch ſeine lyriſche Kleinigkeiten ſind anmuthig. Nicolas Germain Léonard von der Inſel Guadeloupe (geb. 1744, ſt. 1793), in der Idylle und im Thomſonſchen Lehrgedichte glücklich. Séb. Roch. Nic. de Chamfort aus Auvergne (geb. 1741, ſt. 1794), helldenkend und ſcharfſinnig; Kenntnißreichthum mit Welterfahrung und reifem Geſchmack verbindend, ein geiſtvoller Dichter, deſſen Epiſteln zu den beſſeren gehören; in ſeinen Luſtſpielen herrſchen frohe Laune und heiterer Witz; das Trauerſpiel Muſtapha und Zeangir (1780) zeuget von fruchtbar tiefem Studium des Racine'ſchen Kunſtſtyles. Die proſaiſchen Lobreden auf Molière und Lafontaine ſind vortrefflich, und die Maximes, et Pensées enthalten einen Schatz gediegener Beredſamkeit und gründlich aufgefaßter Lebensweisheit. J. Pierre Claris de Florian aus Languedoc (geb. 1755, ſt. 1794) erlangte Dichterruhm durch warmen Ausdruck edler Gefühle und anmuthige Kleinigkeiten; ſeinen Fabeln wurde eine Stelle neben den Lafontainiſchen eingeräumt; die witzige Natürlichkeit und kindliche Heiterkeit ſeiner Luſtſpiele ſind unübertroffen geblieben. Mit eigenthümlicher Zartheit ſchilderte er das Leben der unſchuldigen Hirtenwelt in poetiſcher Proſa; ſeine Galatée, dem

Digitized by Google

Cervantes nachgebildet, und noch mehr Eſtelle gelten als die muſterhafteſte Bearbeitung der Ekloge. Auch die Rittergeſchichten nach ſpaniſchen Originalen, Erzählungen, Novellen und Mährchen ſtehen in verdienter Achtung; in dem epiſchen Roman Numa Pompilius iſt wenigſtens Einzelnes gelungen. Louis Jules Mancini, Duc de Nivernois, aus Paris (geb. 1716, ſt. 1798), glänzt durch literäriſch=artiſtiſche Bildung, und verdankt hauptſächlich dieſes dem ſchriftſtelleriſchen Ruhm, welchen ſeine Zeitgenoſſen ihm zugeſtanden. Seine Lieder, Romanzen und Betrachtungen empfehlen ſich durch Reinheit und Wohllaut des Ausdrucks; die oft gekünſtelten Fabeln halten eine Vergleichung mit den La Motteſchen aus; die zahlreichen freien Ueberſetzungen aus älteren und neueren Dichtern können die leichteren Foderungen des Weltmannes befriedigen. Unter den proſaiſchen Schriften ſind die kritiſchen Verſuche über Horaz, Boileau und J. B. Rouſſeau zu beachten. Des vielgeſchäftigen und anſpruchsvollen Jean Francois de la Harpe aus Paris (geb. 1740, ſt. 1803), Briefe und Heroiden, obſchon geſperrt und ungleich, hinterlaſſen einen günſtigeren Eindruck auf die Oden; unter ſeinen mittelmäßigen Trauerſpielen gilt Melanie als das beſte. Paul Jerem. Bitaubé (geb. 1732, ſt. 1808), Ueberſetzer des Homer und Verfaſſer epiſcher Verſuche u. a. m. Die würdigſten Repräſentanten der alten Kunſtſchule des 18ten Jahrh., und hochverdient um ihre reife Veredlung, ſind: Ponce Denys Ecouchard le Brun aus Paris (geb. 1729, ſt. d. 31. Aug. 1807), der größte franzöſiſche Lyriker, kühn und neu in Gedankenverbindung, Bildern und Sprache, aber auch üppigen Prunk nicht verſchmähend; glücklich in der Elegie, Epiſtel und im Epigramm. Stanislaus, Marquis de Bouflers, aus Paris (geb. 1737, ſt. 1815), Meiſter in liebenswürdigen Tändeleien und Spielereien, Einfällen, Liedern und zauberhaft anmuthigen Erzählungen. Jacques Montanier de Lille (geb. 1738, ſt. d. 1. Mai 1813), der klaſſiſche Ueberſetzer der Georgica, der Aeneide und der Eklogen Virgils, und von Milton's verlornem Paradieſe, ein edler Menſch und ſinnvoller Dichter von ausgebreiteter Gelehrſamkeit, welcher dem Verſtande und Gefühle gleiche Rechte angedeihen ließ; ſeine Meiſterſchaft in Beſchreibungen und Gemälden, in Correktheit der Sprache, im Wohlklang der Verſifikation iſt anerkannt. Evariſte Parny (ſt. 1814) tändelte mit unzweideutigem Erfolge im Chaulieuſchen Tone, und ſatyriſirte ſarkaſtiſch=muthwillig: la guerre des dieux ancieux et modernes. Auf die Menge beſchreibender und didaktiſcher Gedichte dieſes Zeitraumes kann nur im Allgemeinen aufmerkſam gemacht werden; z. B. Réné Rich. Caſtel, les Plantes; Louis Fontanes (ſt. 1821), le Verger; F. Esmenard (ſt. 1811), la Navigation; G. le Gouvée (ſt. 1812), le mérite de femmes; P. Ph. Gudin, l'Astronomie. J. B. La Lanne u. v. A. Unter denen, welche mit der Revolution in ſichtbarer Wechſelwirkung ſtehen, werden hier ausgehoben: Marie Joſeph Chénier (geb. 1764, ſt. 1811), Verfaſſer der gehaltvollen Epiſtel sur le calomnie und kräftiger Satyren in ſchöngebauten Verſen; einer der geachteſten neueren Tragiker, welcher anziehende Stoffe aus der neueren Geſchichte (Charles IX., Henri VIII., Calas) mit ſittlicher Begeiſterung bearbeitete. Joſ. Rougez Delisle (geb. 1760), Verfaſſer der Marſeiller Hymne. M. J. P. de Beranger, Chanſons; Luc. Buonaparte: Charlemagne; la Cirnéïde u. v. A. In neueſter Zeit hat Alphonſe de la Martine die höhere religiöſe Idee von den Zwecken des Lebens zu veranſchaulichen geſucht: Méditations poétiques; Delphine Gay: Essais poétiques.

Franzöſiſche Proſa. Die Proſa blieb lange auf die Bildung beſchränkt, welche ſie durch Ritterromane und die dieſen nachſtrebenden Memoiren gewonnen hatte. Die Herrſchaft des Lateiniſchen im wiſſenſchaftlichen Leben, das Unentſchiedene in Würdigung der Dialekte, die Ungu-

läſſigkeit fremder und der Mangel eigener Muſter hielten ihre Vervollkommnung auf. Die wenigen achtungswerthen Proſaiſten des 16. Jahrh. hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche Montaigne, Amyot, Etiénne und Béze noch am glücklichſten zu beſeitigen aber nicht zu überwinden vermochten. Für allmählige Sicherſtellung grammatiſcher Reinheit wurde von der franzöſiſchen Akademie thätig genug geſorgt, und Annäherung zur ſtyliſtiſchen Correktheit erſtrebten Voiture und Balzac, nicht ohne pedantiſche Verkünſtelung, gelungener Vaugélas, und mit ſinnvoller Gediegenheit Pascal und Arnauld, deren Wirkſamkeit ſich mit in dem letzten Viertheile des 17ten Jahrh. fruchtbar erwies; die religiöſe und gerichtliche Beredſamkeit, der Roman, die Geſchichte und die Betrachtung und Unterſuchung fanden wackere Bearbeiter; Racine, Boſſuet, Fenelon, Bruyére, Bayle, Hamilton u. A. ſtellten ſchon Muſter auf; und gaben den Ton an, welchen ſtimmberechtigte Nachkommen als gültig anerkannt haben. Die von la Motte und Fontenelle empfohlene poetiſirende Koſtbarkeit drängte ſich nur auf kurze Zeit vor. In der Mitte des 18ten Jahrh. beſtimmten die Encyklopädiſten den Nationalgeſchmack für Einfachheit, Helligkeit und Angemeſſenheit, mit richtiger Unterſcheidung der Eigenthümlichkeit, welche die Gränzen zwiſchen Proſa und Poeſie im Ausdrucke feſtſtellt; der anmuthig veranſchaulichende und leichtfaßlich ordnende Voltaire, der kräftig warme Rouſſeau, der üppig farbenreiche Diderot, de Broſſes mit ſeiner körnigen Gedrängtheit, Buffon mit glänzender Malerei, lebendiger Phantaſie zu Gunſten der Erkenntniß, und Viele, die das Verdienſt ſolcher Meiſter zu würdigen wußten, vollendeten praktiſch die fortwährend anerkannte, ſelbſt im Sturme geſellſchaftlicher Umwälzung nur von Wenigen verletzte Geſetzgebung für proſaiſchen Kunſtſtyl. Die Gattungen des proſaiſchen Styles, in welchen die Franzoſen Bedeutendes geleiſtet haben, ſind folgende: A) die Beredſamkeit bildete ſich nach altclaſſiſchen Muſtern im Zeitalter Ludwigs XIV., und behielt in der Regel einige Ueberladung mit Wörterfülle und Bilderprunk, auch Witz- und Antitheſen-Spiel bei. Die religiöſe Beredſamkeit, meiſt nach Kirchenvätern geſtaltet, ſchritt bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. zu ſteigender Vollkommenheit fort; in neuern Zeiten und namentlich ſeitdem ſie den Regierungsabſichten dienſtbar geworden iſt, wird ihr Verfall immer ſichtbarer. Jean de Lingendes († 1660), und der blendend rhetoriſirende Jeſuite Timoleon Cheminais († 1689), gelten als die erſtern bedeutenderen kunſtgerechten Kanzelredner; ſie wurden bald von ungleich größern Meiſtern übertroffen. J. B. Boſſuet erſchüttert durch Gedankenſtärke und Würde der Darſtellung, ohne immer correkt zu ſeyn. Louis Bourdaloue aus Bourges (geb. 1632, † 1704), Jeſuite, iſt gründlich im Zergliedern des oft in zu viele Unterabtheilungen geſonderten Hauptſatzes und in der Beweisführung; er arbeitet für den Verſtand, und befleißigt ſich ſtrenger Richtigkeit. Esprit Fléchier aus Pernes (geb. 1632, † 1710) vereinigt rhetoriſche Kunſt mit ſorgſamer Correktheit, wiederholet ſich oft. Fenelon ſprach mit herzlicher Innigkeit zum Gefühle. Charles de la Rue, Jeſuite († 1725), belebt ſeine Reden durch dichteriſche Wärme und Anſchaulichkeit. Jacques Saurin (geb. 1677, † 1730), proteſtantiſcher Prediger im Haag, ziehet durch Klarheit und einfachen Entwickelungsgang an, obgleich er zu wortreich iſt. Jean Baptiſte Maſſillon (geb. 1665, † 1742) kann als vollendetes Muſter der franzöſiſchen Kanzelberedſamkeit betrachtet werden; ſeine Vorträge ſind bibliſch und evangeliſch freimüthig, einfach und voll Würde, reich an neuen, tief eingreifenden Anſichten, herzlich und kräftig im Ausdrucke. Jean Bapt. Ch. Marie de Beauvais aus Cherbourg (geb. 1735, † 1789), männlich und der größern

Digitized by Google

Vorgänger nicht unwürdig; J. Siffrein Maury (geb. 1746, † 1717), verſtand ſich beſſer auf Theorie, als auf Praxis. Die gerichtliche Beredſamkeit war von Parlamentsadvokaten lange ohne Anſpruch auf Regelmäßigkeit und Kunſtverdienſt geübt worden, als Ant. le Maiſtre († 1658) einer der erſten war, welche höheren Foderungen an Anordnung des Stoffes, wirkſame Darſtellung und Sprache zu genügen ſuchten. Wohlverdienten Ruhm erlangte Olivier Patru (geb. 1604, † 1693), als feiner Kunſtrichter von den Claſſikern ſeiner Zeit anerkannt, in ſprachlich ſtrenger Richtigkeit Muſter. Ehrwürdig iſt die fruchtloſe Freimüthigkeit, womit Paul Pelliſon Fontanier aus Beziers (geb. 1624, † 1693), der Geſchichtſchreiber der franz. Akademie, ſeinen Beſchützer Fouquet gegen königliche Willkühr vertheidigte. Aus der nicht kleinen Zahl geachteter Parlamentsredner heben wir aus: Denys Talon († 1698); den kräftigen Anwald des freien Rechts, Chr. t. Franc. de Lamoignon (geb. 1644, † 1709), einer der beſten Schüler Rapin's; Matthieu Terraſſon aus Lyon (geb. 1669, † 1734); Henry Franc. d'Agueſſeau aus Limoges (geb. 1667, † 1751), wiſſenſchaftlich hoch und vielſeitig gebildet, Meiſter in redneriſcher Anordnung und Darſtellung, und bewundert wegen ſeines körnig kräftigen und wohllautenden Styles. Nic. Henry Linguet aus Rheims (geb. 1736, guillot. 1794) neuerungsluſtig und ſchneidend bitter, reich an glücklichen Einfällen und überraſchenden Kraftzügen; P. J. B. Gerbier aus Rennes (geb. 1725, † 1788), unerſchöpflich in angemeſſenen Wendungen, und ſiegreich durch die Zaubermacht des Wortes. Die politiſche Beredſamkeit reifte erſt während der Revolutionsperiode. Neben dem hochbegabten Gabriel Honoré Riquetti, Comte de Mirabeau, aus Egreville (geb. 1749, † 1791), dem mannichfaltige Einſichten bei dem entſcheidenſten Rednertalente zu Gebote ſtanden, und demnach die folgenreichſte Einwirkung auf Verſtand, Gefühl und Einbildungskraft faſt nie mißlang, glänzten vorzüglich die vom Terrorismus (1793) geopferten Barnave und Vergniaud; Rabaut St. Etienne aus Nismes (geb. 1742, guillot. 1794); Lanjuinais u. m. A. Die Lobreden (ſ. Eloges), von Alters her gebräuchlich, wurden in den Akademien, deren verſtorbene Mitglieder feierlich geſchildert zu werden pflegten, zu feſte künſtleriſcher Regelmäßigkeit geſtaltet; ſie ſind der Mehrheit nach eintönig deklamatoriſch, und gewähren im Weſentlichen geringe Ausbeute; doch unterſcheiden ſich viele durch eigenthümlichen Gehalt; und bei dieſen kann hier verweilt werden. In wiſſenſchaftlicher Univerſalität und als lichtvoll-methodiſche, feſſelnd lehrreiche Einweiſungen des gebildeten Laien in die Gebiete der Erkenntniß, deren verdienſtliche Bearbeitung durch einen gefeierten Mann geſchildert werden ſoll, ſind die von Fontenelle nicht übertroffen worden. Durch geiſtvolle Bemerkungen und freie Blicke zeichnen ſich die d'Alembertiſchen aus; aber ſie enthalten viel Ungehöriges, und ermangeln bei Ueberladung mit Anekdoten und Betrachtungen im Tone des Zeitgeſchmackes, künſtleriſcher Einheit; die des wackeren Phyſikers J. J. Dortous de Mairan aus Beziers (geb. 1698, † 1771) haben wiſſenſchaftliche Gründlichkeit und edle Einfachheit des Styles; ergreifend lebendig mit kunſtloſer Schönheit des Ausdrucks, wiſſen das Bedeutſame und Unterſcheidende zu veranſchaulichen. Fr. Apollin, Comte de Guibert † 1790), namentlich auf L'Hopital, Catinat, Friedrich II.; und der berühmte Aſtronom J. Silvain Bailly aus Paris (geb. 1736, guill. 1793), vorzüglich in den Lobgen auf Cook, La Caille und Greſſet; La Harpe und Chamfort; der einſichtsvolle Cuvier u. A. B) An Briefen, wofür der conventionelle Ausdruck, ein Spiegel des herrſchenden geſellſchaftlichen Anſtand-Tones, ſich frühzeitig regelte, ohne dem folgenden Geſchlechte als Muſter gelten zu können, hat die franzöſiſche Literatur einen unermeßlichen Vorrath. Da die

meiſten, oft reicher an Worten und Spielen als an Gedanken und Thatſachen, ſich auf die literäriſche oder politiſche und kirchliche Geſchichte des Tages beziehen, ſo haben ſie für die Forſchung eine, vorſichtig zu beſchränkende Brauchbarkeit, und ſelbſt die (ihrer ſind die größte Zahl und ein Beſtandtheil der Werke faſt aller bedeutenden Schriftſteller), welche leicht hingeworfene Einfälle und Bemerkungen enthalten, behaupten in pſychologiſcher Hinſicht einigen urkundlichen Werth. Die Aufführung der Styl-Muſter ſ. im Art. Briefe. C) Im Dialog iſt wenig geleiſtet worden; Beachtung verdienen: César Vichard de Saint Réal aus Chambery († 1692), eines geiſtreichen Sophiſten und ebenſo anmuthigen, als unzuverläſſigen Erzählers; Fenelon (Dialogues des morts etc.); Fontenelle; Touſſaint Remond de St. Mard († 1754) wegen witziger Göttergeſpräche; Ferdinand Galiani aus Neapel (geb. 1699, † 1757), Verfaſſer der claſſiſchen Dialogues sur le commerce des blés; Jean Jacques Vernet aus Genf (geb. 1698, † 1789), ſokratiſirt anziehend über Gegenſtände der Sittenlehre. D) Das Gelingen der Schilderungen iſt aus der den Franzoſen eigenthümlichen lebendigen Theilnahme am geſellſchaftlichen Verkehr und aus ihrer Uebung im Beobachten erklärbar. Schon der philoſophiſche Arzt Marin Cureau de la Chanbre aus Mans (geb. 1594, † 1669) faßte die Bedingungen dieſer Kunſt mit ſcharfem Blicke auf. Jean de la Bruyère aus Dourdans (geb. 1639, † 1699) fügte ſeiner wackeren Ueberſetzung der Theophraſtiſchen Karaktere lebendig treue Sittengemälde bei, die Ergebniſſe tiefeindringender Beobachtung und umfaſſender Menſchenkenntniß, in kräftiger, bisweilen harter und erkünſtelt dunkler Sprache. Charles Duclos aus Dinant in Bretagne (geb. 1705, † 1772), ſittlich ſtreng und hart, freimüthig, Vieles enthüllend, was der feine Weltton zu umſchleiern pflegt, im Ausdrucke alle Wortſchminke und höfliche Prunkerei einer männlichen Derbheit und abſichtlichen Gedrängtheit aufopfernd, entwarf wohlgetroffene, mit kleinlichen Zügen etwas überladene Karakterzeichnungen in den Mém. sur les moeurs de XVIII. siècle (1751). Unter den Romanen nehmen ſeine Confessions du comte B. keine der letzten Stellen ein. Als Hiſtoriker ſuchte er ſich in Anſicht und Betrahtung dem Tacitus zu nähern. Sein Verdienſt um die Geſchichte der franz. Sprache iſt bedeutend. Franc. Vincent Touſſaint aus Paris (geb. 1715, † 1772) beſtreitet kühn herrſchende Vorurtheile und Irrthümer, ohne der Achtung für religiöſe Sittlichkeit wehe zu thun; ſeine Darſtellung iſt gedehnt die Sprache rein und gediegen; Diderot, namentlich in Rameaus Vetter; Thomas; Mercier, ſpielend mit Gegenſätzen, und mehr auf blendenden Glanz, als auf nachhaltige Wahrheit ausgehend; m. A. E) Bei entſchiedener Hinneigung des Nationalgeiſtes zur Spötterei und Neckerei, fand die Satyre frühzeitig Pflege und Ausbildung. Der älteſte Meiſter darin, in tief aufgegriffenen Zügen, mannichfachen Andeutungen, eigenthümlichen Bilden und Zuſammenſtellungen, ſo wie in kühnfreier Geſtaltung der Sprache, Lehrer und Vorbild für die geiſtreichſten Schriftſteller der folgenden Jahrhunderte, war Francois Rabelais aus Chinon in Tourraine (geb. 1483, † 1553), überaus reich an verſchiedenartigen gelehrten Kenntniſſen, noch reicher an geſundem Mutterwitz und an fruchtbarer frohſinniger Laune, unübertrefflich in wunderſamer Miſchung des Ernſtes und Scherzes, überſtrömend von Luſtigkeit in der Weltanſicht und dabei die richtige Würdigung des Wahren im Leben nicht verſäumend. Oft iſt er zügellos, nie gehorſam den Geſetzen des Geſchmacks und feiner Lebensart, immer neu; über die Sprache ſchaltet er nach freiem Belieben, und daher verdankt ſie ihm ſo viel. Vieles im Gargantua und Pantagruel in 5 B., von denen das letzte durch fremde Hand ergänzt iſt, hat unmittelbare Beziehung auf perſönliche und örtliche Zeitverhältniſſe. Die ſpäteren Satyren in Proſa nehmen faſt ausſchließlich eine politiſche Richtung,

Digitized by Google

und haben mehr geſchichtlichen als ſtyliſtiſchen Werth. Hyacinthe Cordonnier, bekannter unter dem Namen Themiſeuil de St. Hyacinthe, aus Orleans (geb. 1684, † 1746), machte ſich über die Pedanterei des Commentirens luſtig. In den neueſten Zeiten iſt der humoriſtiſche Ton beachtenswerth, welchen L. Abel Beffroy de Regny († 1811) in „Vetter Jakobs Launen" angab. F) An angenehmen Erzählern iſt ſeit St. Real kein Mangel, wenn gleich nur wenige ſtrengeren Anfoderungen genügen, und ſich eines dauernden Nachruhmes erfreuen. Ant. Hamilton, ein Irländer oder aus der Normandie (geb. 1646, † 1720), trug die ganze geſchmeidige Anmuth und belebte Munterkeit des höheren Geſellſchaftsſtyles in den ſchriftlichen Ausdruck über. Die Märchen: Fleur d'épine, Bélier und Quatre Facardins ſind in ihrer Art ebenſo vollendete Meiſterſtücke, wie die durch zauberhafte Beweglichkeit der Darſtellung feſſelnden Mémoires de Grammont, welche zugleich für Sittengeſchichte reiche Ausbeute gewähren. In neueren Zeiten genoß Fr. Th. Marie d'Arnaud de Baculard aus Paris (geb. 1715, † 1805), auch als terroriſtiſcher Tragiker bald vergeſſen, vorübergehenden Beifall; verdienteren und bleibenderen ernteten: Jacques Cazotte aus Dijon (geb. 1720, guill. 25. Sept. 1792), zugleich als politiſcher Seher merkwürdig, maleriſch und das Gefühl ergreifend; Arnaud Berquin aus Bourdeaux (geb. 1749, † 1791), ein anſpruchsloſer Idyllen- und Romanzendichter, führte den von deutſchen Vorbildern entlehnten Erzählungston milder Kindlichkeit ein; Marmontel; Marie Moreau, verh. Monnet († 1800); Florian u. m. A. Ungleich reichhaltiger und von bedeutungsvoller Einwirkung auf die geſellſchaftliche Volksbildung erſcheint die Literatur des Romans, von welcher hier nur ein allgemeiner Umriß gegeben werden kann. Ritterliche Abenteuer, aus den romantiſch-epiſchen Dichtungen des Mittelalters entlehnt, wurden im 16ten Jahrh. häufig zu Unterhaltungsbüchern verarbeitet, und neben ihnen hatten Legenden und romantiſche Volksſagen ein großes Publikum. Honoré d'Urfé, Comte de Chateauneuf, aus Marſeille (geb. 1567, † 1625), führte den rhetoriſch-prunkenden Schäfer-Roman ein; ſeine, aller Naturerfahrung fremde Perſonen gefallen ſich in breiten metaphyſiſchen Betrachtungen über die Liebe; die Sprache gewann einige Bereicherung. Das Glück, welches dieſe Gattung machte, war von kurzer Dauer, und unter den Nachahmungen keine bedeutend. Allgemeineren Eingang fand der politiſche Roman; den Ton deſſelben gab in lateiniſcher Sprache an Jean Barclay aus Pont à Mouſſon (geb. 1583, † 12 Auguſt 1621), humaniſtiſch-philoſophiſch gebildet, und mit dem Hofleben vertraut, verfaßte einen romantiſchen Sittenſpiegel für Fürſten, Miniſter und Hofleute, mit näherer Beziehung auf Frankreichs innere Angelegenheiten. Cl. Barth. Moriſot aus Dijon (geb. 1592, † 1661) ſchilderte die Streitigkeiten des Card. Richelieu mit Marie v. Med. und Gaſton d'Orleans; N. de Montfaucon de Villars (geb. 1640, † 1675), Verfaſſer eines Romans l'Amour sans foiblesse (1671), verſpottete die kabbaliſtiſche Geheimnißkrämerei. Der Provenzal Denys Vairaſſe d'Allais verſinnlichte eine idealiſche Staatsverfaſſung und die Gleichheit der Rechte und des Beſitzes; Calprénède zeichnete in weitſchichtigen hiſtoriſch-politiſchen Romanen hochherzige Karaktere. Inzwiſchen verpflanzte Scarron die burleske ital. ſpan. Romantik auf franzöſiſchen Boden, St. Real weckte den Geſchmack am Novellenſtyle, und eine geiſtreiche Frau brach die Bahn, welche zum höheren Ziele des modernen Romans führte: Marie Magdeleine Pioche de Lavergne, Comteſſe de la Fayette (geb. 1633, † 1693), entwickelte Begebenheiten und Karaktere naturgemäß, und ſtellte treue Gemälde menſchlicher Stimmungen und Leidenſchaften auf; ihre anziehende, auch von Seite der Sprache hervorſtechende Romane erſchienen unter Segrais Namen. Durch ſie wurden die, einige Jahrzehnte faſt allein gültigen,

Digitized by Google

wohlgemeinten, breiten, in rhetoriſchem Prunke ſtolzirenden Romane der hochgefeierten Magdeleine de Scudery aus Havre de Grace (geb. 1607, † 1701) verdrängt; und ihr Discours sur la Gloire (Paris 1671) ſollte ſie gegen gänzliche Vergeſſenheit ſchützen. Unter den vielen Schriftſtellerinnen, welche dem ſchönen Vorbilde nachſtrebten, machten ſich vorzüglich bemerkbar: Marie Cather. Jumelie de Berneville, Comteſſe d'Aunoy (geb. 1650, † 1705), deren Contes des Fées entſchiedenen Werth haben; Cather. Bernard aus Rouen (geb. 1662, † 1712), deren Arbeiten von Fontenelle gefeilt wurden; Henr. Julie de Caſtelnau, Comt. de Murat aus Breſt (geb. 1670, † 1716), welche wahre Begebenheiten der neueren Zeit romantiſch ausſchmückte; daſſelbe thaten Charl. Roſe de Caumont de la Force (geb. 1650, † 1724), Antoinette de Salvan, verh. de Saliez (1638, † 1730), M. L. Charl. de Pelard de Givry, Comte de Fontaines († 1730), u. m. A. Auch waren um dieſe Zeit durch Galland († 1715) und P. de St. Croix († 1713) morgenländiſche Märchen, „Tauſend und eine Nacht, Tauſend und ein Tag" in Umlauf gekommen. Nach ſpaniſchen Urſchriften gab Le Sage treffliche, die wachſende Frivolität des Zeitgeiſtes abſpiegelnde Sitten- und Lebensgemälde; Claudine Alex. Guérin de Tencin aus Grénoble (geb. 1681, † 1749) erneute in den Mém. de Comminges nicht ohne Glück den La Fayetteſchen Kunſtſtyl; Marguerite de Luſſan (geb. 1682, † 1758) ſchilderte die Lebensweiſe des franzöſiſchen Hofes in verſchiedenen Zeitaltern; von ihren hiſtoriſchen Romanen ſind Anecdotes de la cour de Philippe Auguste (Paris 1733) der gelungenſte; Montesquieu's ſinnvoll-lebendige Handzeichnungen in Lettres Persannes (1721) weckten eine große Schaar von Nachahmern, denen kaum etwas weiter, als die Mummerei, unter welcher ſie ihre Beobachtungen laut werden ließen, zu einigem Verdienſt angerechnet werden kann; nur Marie Françoiſe d'Iſſembourg d'Happoncourt, verh. de Grafigny, aus Nancy (geb. 1694, † 1758), Scharfblick mit zartem Schönheitsgefühl vereinend, leiſtete mehr in Lettres d'une Peruvienne; ſie gab den Ton der pſychologiſch-ſentimentalen Betrachtung an, welchen Marivaux zur Ungebühr geſteigert hat; Magdaleine Angel. Poiſſon, verh. Gomez, aus Paris (geb. 1694, † 1770), unermüdlich im Buchmachen, behauptete einen nicht ganz unverdienten Rang durch unterhaltende Novellen. Nach allen dieſen Vorarbeiten und wechſelnden Verſuchen geſtaltete ſich der Roman zu einer, ſittliche Wirkſamkeit bezweckenden, Veranſchaulichung dramatiſch entwickelter Lebensverhältniſſe, und täuſchend wahrer Karaktere; die Löſung dieſer Kunſtaufgabe unternahm Ant. François Prevoſt d'Exiles aus Hesdie in Artois (geb. 1697, † 1763), deſſen ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit keine künſtleriſche Reife ſeiner Werke verſtattete; ſeine Romane, worunter der beſte Hist. du chév. de Grieux et de Manon l'Escaut, zeugen von regſamer Phantaſie und von angeſtrengter Aufmerkſamkeit auf Weltgang und menſchliche Eigenthümlichkeiten; Anlage und Karakterzeichnung ſind nachläſſig, die Darſtellung iſt gedehnt, die Neigung zum märchenhaft Wunderbaren oft vorherrſchend, die Sprache manirirt oder zu wortreich; und dennoch waren ſie die erſten, welche die dem Bedürfniſſe der Zeit und des Nationalſinnes zuſagende Beſchaffenheit dieſer Gattung richtig bezeichneten. Dieſen Vorgänger zu übertreffen, konnte einem Duclos nicht ſchwer werden; er ſelbſt wurde wiederum bald in den Hintergrund verdrängt. Claude Prosper Jolyot de Crébillon aus Paris (geb. 1707, † 1777), der franzöſiſche Petron, zeichnete mit genialer Leichtigkeit und allzu lebendiger Wahrheit die ſinnlichen Genüſſe und ſündhaften Freuden der verdorbenen großen Welt, meiſterhaft mit durchſichtigem Schleier umhüllend, was züchtige Augen beleidigen würde, und doch durchweg fauniſch lüſtern; die Kunſtſprache der höheren Stände hat er ſich angeeignet und ſtyliſtiſch ausgebildet. Dieſe anſtößige Schlüpfrigkeit und Hinneigung der Phantaſie zum Unſittli-

Digitized by Google

chen waltete in den meiſten und geiſtvollſten Romanen nach der Mitte des 18. Jahrh. vor; die philoſophiſchen von Voltaire, die pſychologiſch-phantaſtiſchen von Diderot, J. J. Rouſſeau mit der Gluth des leidenſchaftlichſten Gefühles mögen als voll wichtige Belege angeſehen werden; und die, ſelbſt ſchwelgeriſchen Lüſtlingen mißfällige, Schamloſigkeit ſtieg bis zu der Ausgelaſſenheit, daß die etwas feinere Lüderlichkeit in de Laclos (geb. 1741, † 1803) Liaisons dangéreuses und in J. Bapt. Louvet de Couvray (geb. 1760, † 1797) Amours de Faublas, als Mäßigung und zärtere Anſtändigkeit geprieſen werden konnte. L. Eliſ. de Lavergne, Comte de Treſſan, aus Mans (geb. 1705, † 1782) hoffte vergeblich, durch Auszüge die Liebhaberei an alten Ritterromanen zu erneuern; Maria Jeanne de Mézieres de Laboras, verh. Riccoboni aus Paris (geb. 1714, † 1792) arbeitete im brittiſchen Geſchmacke; Marmontel hiſteriſirte in poetiſcher Proſa; Nic. Edme Rétif de la Brétonne (geb. 1734, † 1806) gefiel als flandriſch treuer Sittenmaler. Ueber alle gleichzeitige Schriftſteller erhebt ſich Jacques Henry Bernardin de St. Pierre aus Havre de Grace (geb. 1737, † den 20. Jan. 1814), der freiſinnige Ausleger der Natur, durch Adel, Reinheit und Kindlichkeit des Gefühls, und durch ergreifende Einfalt der Sprache und Darſtellung. Von den neueſten Erſcheinungen können nur einige der gehaltvolleren genannt werden, ohne weder der Manufaktur-Arbeiten des Pigault le Brun und ſeiner Genoſſenſchaft, noch der fad-empfindſamen und in prunkende Abſichtlichkeit eingezwängten mancherlei Sittenpredigten der Frau von Genlis, noch der ernſthaften Gaukelſpiele des frömmelnden Chateaubriand, noch der zahlreichen politiſirenden Carrikaturen zu gedenken. Anne Germaine Necker, verh. Stael-Holſtein (geb. 1768, † 1817), eine der hochgebildeten und vielſeitigſten Frauen unſerer Zeit, keine Franzöſin, ſondern eine hochherzige Weltbürgerin, philoſophirend, politiſirend, kritiſirend, veranſchaulichte das geſellſchaftliche Leben der höheren Stände in: Delphine (1802) und huldigte begeiſterndem Kunſtgefühle in: Corinna (Paris 1807; — deutſch von Fr. Schlegel, Berl. 1807), u. a. Sophie Riſteau Cottin (geb. 1773, † 1807), durch weiblichen Zartſinn, unbefleckte ſittliche Reinheit und tiefe Seelenkunde ausgezeichnet; Adele de Souza, Verfaſſ. der Adele de Sénanges, Emilie und Alphonſe ꝛc.; Fievée: Le Dot de Suzett u. m. A. G) Der franzöſiſchen Hiſtoriker, deren eine große Menge iſt, kann hier nur in ſofern gedacht werden, als ſie für Sprache und künſtleriſche Proſa etwas Bedeutendes geleiſtet haben. Durch fleißige Ueberſetzungen altclaſſiſcher Hiſtoriker, und als ein die Vervollkommnung der Sprache nicht erfolglos erſtrebender Geſchichtſchreiber erwarb ſich Claude de Seyſſil aus Aix bei Chambery, Erzbiſchof von Turin († 1520), ein Verdienſt, welches erſt nach mehreren Menſchenaltern fruchtbarer wirkſam wurde. Nach ihm ſind im 16ten Jahrh. Guill. Paradin († 1590), der männlich-kräftige Michel de Caſtelnau († 1592), der wackere Forſcher Cl. Fauchet, der geiſtvolle Theodor de Beze (geb. 1519, † 1605) und der methodiſche Bern. de Girard, S. de Haillan (geb. 1535, † 1610) merkwürdig. Bedeutendere Fortſchritte zur Veredlung der geſchichtlichen Proſa erfolgten am Ende des 16ten, und mit dem beginnenden 17ten Jahrh., deſſen zweite Hälfte durch glänzende Muſter verherrlicht wird. Reich an neuen Anſichten, aber unbeholfen im Ausdrucke, iſt Lancelot Voeſin de la Popelinière († 1608). Pierre de Bourdeilles, S. de Brantôme (geb. 1527, † 1614) ſchildert die Zeitgenoſſen am franzöſiſchen Hofe mit heiterer Laune im leichten Umgangsſtyle. Marguerite de Valois (geb. 1552, † 1615), Gemahlin Heinrichs IV., beſchrieb die Hofgeſchichte ihrer Zeit anziehend und naiv elegant. Phil. de Mornay, S. du Pleſſis (geb. 1549, † 1623), hinterließ gehaltvolle Beiträge zur Geſchichte ſeiner Zeit in gediegener Sprache. Theodor Agrippe d'Aubigné (geb. 1550, † 1630) ſtellte die neuere Welt-

Digitized by Google

geſchichte von 1550 bis 1600 freimüthig dar; der Ausdruck iſt ungleich; beſſer und natürlicher in ſeiner Autobiographie. Henry, Duc de Rohan († 1638), zeichnete den Verlauf der von ihm geleiteten bürgerlichen Unruhen (1611 bis 1629) wahrhaftig in heller körniger Sprache auf. Jean Fr. Sarrazin (geb. 1603, † 1655), eines Schülers von Voiture, Darſtellung und Sprache deuten die Vollendung an, welche ihnen unter Ludwig XIV. zu Theil wurde. Francois Eudes de Mézeray aus Rye in der Normandie (geb. 1610, † 1683) erzählte die vaterländiſche Geſchichte chronikenartig im echten Nationalton, keck urtheilend, und witzige Einfälle nicht unterdrückend, leicht und gefällig. Claſſiſchen Werth haben die Memoiren zweier Schriftſteller, welche an den Bewegungen der Fronde den thätigſten Antheil nahmen, Francois, Duc de la Rochefoucault (geb. 1512, † 1680), erzählt im einfachen Welttone meiſterhaft anſchaulich, und ſprach die Endergebniſſe ſeiner Beobachtungen über den Menſchen, wie ſich derſelbe in großſtädtiſcher vornehmer Verdorbenheit, von Selbſtſucht und Leidenſchaft zum Handeln beſtimmen läßt, in ſcharfen Umriſſen aus; J. Franc. Paul de Gondy, Cardinal de Retz (geb. 1613, † 1679), geiſtreicher politiſcher Fanatiker, oder ariſtokratiſcher Demagog, Muſterbild und Wortführer leidenſchaftlich revolutionärer Eitelkeit, ſchilderte ſeine Beſtrebungen und Unternehmungen mit beiſpielloſer Offenherzigkeit und reicher Menſchenkenntniß, zauberiſch anziehend durch natürliche Lebendigkeit und eigenthümliche Leichtigkeit des höheren Umgangtones. Eine Reihe rhetoriſirender Hiſtoriker wirkte nun zur Verſchönerung des künſtleriſchen Styles und zur Begründung des vorherrſchenden Nationalgeſchmackes einträchtig mit, ſämmtlich durch anſprechende Gefälligkeit der Darſtellung und des Ausdruckes ausgezeichnet: der Jeſuite Louis Maimbourg (geb. 1616, † 1687), polemiſch ein ſeitig und deklamatoriſch glänzend; unter ſeinen Werken, deren mehrere zu nicht gehaltleeren Streitigkeiten Veranlaſſung gegeben haben, iſt Hist. de la décadence de l'Empire etc. eins der beachtenswertheren; der muſterhaft lügneriſche Ant. Varillas (geb. 1624, † 1696); St. Real, ſeltſamen Paradoxien nachjagend, behandelte mit leichtfertiger Verletzung der Wahrheit die Geſchichte romantiſch, und war überaus glücklich im Veranſchaulichen der Begebenheiten und der ſelbſtgeſchaffenen Karaktere; der Jeſuite Joſ. Pierre d'Orleans (geb. 1641, † 1698) erreichte ſeine Vorgänger weder im Schildern, noch in der Sprache, überraſcht jedoch im Einzelnem; J. B. Boſſuet faßte die Weltgeſchichte aus dem Geſichtspunkte ihrer religiöſen Einheit auf, und bearbeitete ſie mit eindringend kräftiger Beredſamkeit; E. Fléchier idealiſirt deklamatoriſch; J. Racine iſt als Meiſter in Anordnung, Ton und Sprache anerkannt. Auch ſind zu erwähnen: Chr. Perrault's († 1708) gut ſtyliſirte biographiſche Lobreden; Claude Fleury's (geb. 1640, † 1723) lehrreiche, in Einfachheit der Darſtellung und Sprache muſterhafte, Kirchengeſchichte, und die von Jacq. le Quien de la Neufville (geb. 1647, † 1728) angenehm erzählte Geſchichte Portugals bis 1521. Réné Aubert de Vertot aus der Normandie (geb. 1655, † 1735), der Sprache vollkommen mächtig, ein vortrefflicher Erzähler, weil er ſich die Begebenheiten und die Eigenthümlichkeiten der handelnden Perſonen lebendig zu vergegenwärtigen wußte, ſchilderte, zwar ohne gründliche Forſchung und kritiſche Genauigkeit, aber mit Gefühl und Einbildungskraft befruchtender Wärme, politiſch entſcheidende Ereigniſſe aus der älteren und neueren Staatengeſchichte. Charles Rollin aus Paris (geb. 1661, † 1741), ſchulgerecht in Nachahmung der Muſter des Alterthums, arbeitete mit edelm, ſittlichen Ernſte für die Jugendbildung, einfach faßlich, beſcheiden mild rhetoriſirend. Von den jetzt ſich anſehnlich vermehrenden, Unterhaltung und Belehrung gewährenden, durch Methode und Sprache der Leſewelt zuſagenden, Geſchichtsbüchern konnen als, auch jetzt noch in Achtung ſtehend, angeführt werden: des Jeſuiten Guill. Hyac. Bou-

Digitized by Google

geant (geb. 1690, † 1743); Mich. André de Ramſay (geb. 1686, † 1745); Ch. Phil. de Monthenault d'Egly (geb. 1696, † 1749); Guill. Alex. de Méhégan (geb. 1721, † 1766) geiſtreich anmuthiges Tableau de l'hist. moderne dep. la chute de l'emp. docc. jusqu'a la paix de Westphalie; Gabr. Fr. Coyer (geb. 1707, † 1782) u. m. A. Die philoſophiſch-pragmatiſche Anſicht und die politiſche Freimüthigkeit, welche Montesquieu und Voltaire in geſchichtliche Darſtellungen eingeführt hatten, waren von fruchtbarer Wirkſamkeit begleitet, und die geſchichtliche Literatur wurde mit Werken von mannichfaltiger Vorzüglichkeit bereichert. Gabr. Bonnot de Mably aus Grénoble (geb. 1709, † 1785), alterthümlich einfach und ſittlich achtbar, erörtert mit hiſtoriſcher Einſicht, aber unwillig über Verfall des politiſchen Lebens, das Verfaſſungsweſen alter und neuerer Staaten, beſonders auch Frankreichs. Gab. Henry Gaillard (geb. 1726, † 1806), am bekannteſten durch ſeine Geſchichte Kaiſer Franz I., und Verfaſſer der hiſtoriſchen Artikel in der Encyclopédie méthodique, ſtellte die auswärtigen Verhältniſſe Frankreichs in mehreren weitſchweifigen Werken einſeitig befangen rhetoriſiend dar. Gediegener arbeitete Jean Jacq. Garnier (geb. 1729, † 1805) der kenntnißreiche) freilich auch breite Fortſetzer der Velly-Villaretſchen Geſchichte Frankreichs. Durch gefällige Darſtellung und Sprache empfehlen ſich Cl. Franc. Xavier Millots (geb. 1726, † 1785) Elemens d'hist. générale (Paris 1772). Guillaume Thomas Raynal aus St. Geniez (geb. 1711, † den 7. März 1796), ein edler Menſch, begeiſtert von philantropiſchen Grundſätzen der neueren franzöſiſchen Philoſophie, welche bei ihm nicht bloß Theorie blieben, gab ſich in ſeinen frühern geſchichtlichen Arbeiten dem rhetoriſirenden Prunkſtyle hin, verließ ihn jedoch bald in der wackern Darſtellung der Eheſcheidung Heinrichs des Achten von Catharina von Aragon, und unternahm in reiferen Jahren ein Werk von großem Umfange und Gehalte, deſſen Erfolg für Europa welthiſtoriſch heißen darf. Er ſchilderte in mühevoll zuſammengebrachten, neuen bedeutenden Thatſachen, die tief eingreifende Wirkſamkeit der europäiſchen Niederlaſſungen und Handelsgeſchäfte in den beiden Indien, hart, freimüthig in Beurtheilung der Regierungsmaßregeln, mit Ungeſtüm das Wort führend für die Rechte der Menſchheit und des Volkes gegen ihre Unterdrücker, mit üppigen redneriſchen Ergießungen, politiſch und philoſophiſchen Inhaltes, zum Theil von Diderot u. A. verfaßt; die Anordnung des reichen Stoffes iſt lobenswerth; der Styl ungleich, ſtellenweiſe auch in der Erzählung vortrefflich. (Hist. philos. et polit. des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes. Amſterd. 1771.) Charles de Broſſes aus Dijon (geb. 1709, † 1777), vielſeitig gelehrt und hoch gebildet, um gründliche Weltkunde und wichtige Unterſuchungen in der Geſchichte der Menſchheit wohlverdient, ſtrebt in der Wiederherſtellung der Salluſtiſchen röm. Geſchichte und Bruchſtücken, nach alterthümlicher Kunſtgeſtaltung, und ſtellte ein unübertroffenes Muſter männlich kräftiger Gedrängtheit, Einfachheit und Helligkeit der Sprache auf. Em. Guill. Joſ. de Clermont, Baron de St. Croux (geb. 1746, † 1811), wußte den Gang und Endertrag gehaltvoller Forſchungen über mehrere Gegenſtände der alten Geſchichte lichtvoll und würdig darzulegen. Das Lob lehrreicher Gemeinnützigkeit und anſpruchslos gefälliger Darſtellung gebühret auch dem fleißigen P. Ch. Lévesque. Gefeiert wird das Verdienſt des gelehrten und geiſtreichen archäologiſchen Forſchers Jean Jacques Barthélémy aus Caſſis (geb. 1716, † den 30. April 1795), welcher für die gebildete Leſewelt ein reich ausgeſtattetes, in Darſtellung und Sprache meiſterhaftes, Gemälde von dem geſellſchaftlichen Leben Griechenlands vor Alexander entwarf, gründliche Unterſuchung mit geſchmackvoller Unterhaltung glücklich vereinbarend. Claude Carlomann de Rulhière († 1791) ſchildert maleriſch lebendig; Chriſtoph

Wilh. Koch (geb. 1737, † 1814), ein geachteter Publiciſt, gab eine, auch in Hinſicht auf Compoſition preiswürdige, Ueberſicht der Geſchichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Aus der neueſten Zeit iſt aufmerkſam zu machen auf Seroux d'Agincourt (geb. 1721, † 1814), den klaſſiſchen Geſchichtſchreiber der Kunſt im Mittelalter, L. Ph. Segur, Lacretelle d. j., Pierre Ant. Noël Bruno Daru, hochverdient um die Geſchichte Venedigs (Par. 1819), F. Guizot u. A.; viele Memoiren aus den Zeiten der Revolution; ausgezeichnete Bearbeiter der Kriegsgeſchichte: M. Dumas u. A. — H) Die didaktiſche Proſa war ſeit dem 15. Jahrh. in Hausbüchern und gemeinnützigen Bearbeitungen wiſſenſchaftlicher Erfahrungen verſucht und nach lateiniſchen Muſtern geſtaltet worden; auch erreichte ſie auf dieſem Wege frühzeitig eine gewiſſe Reife. Anſichten vom öffentlichen Leben und über menſchliche Beſtrebungen wurden zum Gegenſtande ſchriftſtelleriſcher Belehrungen gewählt, und dieſe populär-philoſophiſche Richtung blieb die vorherrſchende, unterſtützt von dem der Nation eigenthümlichen Sinn, das Ziel angenehm lichtvoller Veranſchaulichung geiſtiger Betrachtungen erſtrebend. Ihre, ſchneller als bei andern europäiſchen Völkern erfolgende, vollſtändigere Ausbildung wurde dadurch bedeutend gefördert, daß ſeit der Mitte des 17ten Jahrh. wiſſenſchaftliche Werke in der Mutterſprache abgefaßt zu werden pflegten. Etienne de la Bortie (geb. 1531, † 1563) bekannte ſich in kräftiger Sprache zu kühnen Grundſätzen alterthümlicher Freiheit. Michel de Montaigne aus Perigord (geboren 1533, † 1592) iſt durch gelehrte Bildung, reiche Welt- und Menſchenkenntniß und geniale Unbefangenheit, womit er die Ergebniſſe ſcharfer Selbſtbeobachtung zu geſellſchaftlichem Gemeingut werden läßt, einer der ausgezeichnetſten Männer des 16ten Jahrh. Seine Verſuche, ein gehaltvolles Lehrbuch vielſeitiger Erfahrung, ſind aus Sammlungen mannichfacher, beſonders geſchichtlicher Leſerei erwachſen; der Stoff, meiſt ſehr anziehend dargeſtellt, wird vorurtheillos, nach geſunden Begriffen, mit ſelbſtſtändiger Eigenthümlichkeit beurtheilt, und zu fruchtbaren Folgerungen und Belehrungen angewendet; in dieſen Winken und Betrachtungen liegt oft tiefer Sinn; jugendlich heiter, mit ſittlichem Ernſte und üppiger Laune, erhebt ſich des ſeltſamen Mannes kühner Geiſt über Herkömmlichkeit und ſteifes Schulwiſſen, vornehmen Dünkel und Selbſtbetrug oder gemeinen Wahn; die Einbildungskraft erweiſet ihre wunderſame Geſchäftigkeit, und Alles wird doch der praktiſchen Bedeutſamkeit untergeordnet. Die natürliche vertraute Sprache überraſcht durch Reichthum, beſonders im angemeſſenen Gebrauche veralteter Wörter, körnige Kraft und anſprechende Lebendigkeit. Weit ſchwereren Kampf mit der noch unbeholfenen Sprache hatten zu beſtehen: Jean Bodin (geb. 1530, † 1596), in ſeinem inhaltſchweren Werke „über den Staat,“ und der unſterbliche Buchdrucker Henry Etienne (geb. 1528, † 1598), welcher die Leichtgläubigkeit religiöſer Verblendung aus dem proteſtantiſchen Geſichtspunkte der höhern Kritik auffaßte. Dem Montaigneſchen Tone näherte ſich am meiſten der ſittlich-fromme Zweifler Pierre Charron aus Paris (geb. 1541, † 1603). Eine ganz neue Bahn brach der große Mathematiker Blaiſe Pascal aus Clermont (geb. 1623, † d. 9. Aug. 1662), welcher die letzten Jahre ſeines Lebens (ſeit 1654), religiös und wiſſenſchaftlich in ſich zurückgezogen, lange (ſeit 1658) in beſtändigem Todeskampf, in der Abtei Portroyal zubrachte. Die zur Rechtfertigung ſeines Freundes Arnauld verfaßten Briefe ſind ein vollendetes Meiſterſtück reiner und geiſtvoller Proſa, überſtrömend von kauſtiſchem Spotte und hinreißender Beredſamkeit; und die religiöſen Gedanken enthalten echte Goldkörner. Um dieſe Zeit breitete der ſinnvolle, klaſſiſch gebildete Skeptiker Franc. de la Mothe le Vayer aus Paris (geb. 1588, † 1672) helle Anſichten über mannichfaltige wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eindring-

Digitized by Google

licher Sprache aus, und gewann vielgeltenden Einfluß auf die Denkart des Zeitalters. Während in dem letzten Viertheile des 17ten Jahrh. religiöſe Angelegenheiten von hoher Bedeutung mit ernſter Kraft verhandelt wurden, Ant. Arnauld aus Paris (geb. 1612, † 1694), von den Feinden des Janſenismus verfolgt, von den achtungswertheſten Zeitgenoſſen hochgefeiert, anerkannte Muſter didaktiſcher Helligkeit und anſchaulich-überzeugender Beſtimmtheit aufſtellte; Pierre Nicole aus Chartres (geb. 1625, † 1695) mit kalter Correktheit den Verſtand der Leſewelt in Anſpruch nahm; Boſſuet glänzende Dialektik mit ſiegreicher Beredſamkeit in Streit- und Lehrſchriften vereinte; Fenelon in Erbauungsbüchern den Weg zum Herzen fand, und überſpannte Myſtik zu der im Ueberſinnlichen entzückten Geiſteszerrüttung ſyſtematiſche Anleitung gab, wie durch die raſtloſe Geſchäftigkeit der Antoinette Bourignon aus Lille (geb. 1616, † 1680), arbeitete der kenntnißreiche Charles de St. Denys, S. de St. Evremond, aus der Normandie (geb. 1613, † 1703), leicht philoſophirend und witzig ſpottend, für die Aufklärung der vornehmen Welt; und erlangte Pierre Bayle aus Carlat (geb. 1647, † 1706), durch gründliche Aufdeckung der Blößen des menſchlichen Wiſſens, durch Demüthigung des gelehrten Stolzes, entſchloſſene Beſtreitung des Irrthums und Vorurtheils, ſtrenge Würdigung des wahren Verdienſtes, die fruchtbarſte und nachhaltigſte Wirkſamkeit für das geiſtige Leben; Methode, Darſtellung und Sprache ſind eines hochgebildeten, kräftig freien Selbſtdenkers würdig. Fontenelle wird in den Entretiens sur la pluralité des mondes fortleben. Anne Thereſe de Courcelles, Marq. de Lambert (geb. 1647, † 1733), zeiget in ihren, durch edle Faßlichkeit des Ausdrucks gefallenden, didaktiſchen Verſuchen Menſchenkenntniß und anſpruchslos milde Selbſtſtändigkeit; Charles Irénée Caſtel de Saint Pierre aus der Normandie (geb. 1658, † 1743) ſchwärmeriſch ſtrenge Sittlichkeit und fruchtloſe politiſche Rechtlichkeit; und Luc. Clapier de Vauvenargues aus der Provence (geb. 1715, † 1747) herzliche Achtung für die Menſchlichkeit, ohne ihre Schwachheiten weder zu verkennen noch zu übertreiben. Charles de Secondat, Baron de la Brède et de Montesquieu (geb. 1689, † 1755), eifrig für Wahrheit und Recht, beide oft einſeitig auffaſſend, und zu raſch aus nicht probehaltigen Folgerungen feſtſtellend, populariſirte hiſtoriſch-philoſophiſch die Staatswiſſenſchaft, und erhob ſie zur Lieblingsbeſchäftigung des gebildeten, ſich bald zum Tadel der beſtehenden Ordnung berufen wähnenden, Publikums. In den perſiſchen Briefen (1721) beurtheilte er geiſtreich, mit faſt muthwilliger Freimüthigkeit den Zuſtand des franzöſiſchen Staats und geſellſchaflichen Lebens; unterſuchte dann (1734) männlich reifer die Urſachen der Größe und des Verfalls der römiſchen Staatsmacht, und zergliederte (1748) pſychologiſch den Karakter des Despoten Sylla; zuletzt erſchien (1749) ſein mit unzweideutiger Vorliebe für brittiſche Einrichtungen gearbeitetes Hauptwerk, der Geiſt der Geſetze, geſtützt auf Bodinſche Grundanſichten und auf Erfahrungen, welche oft hinreichend begründeter Gewährleiſtung ermangeln, mit Auslegungen und Nutzanwendungen begleitet, die bei ſtrengerer Prüfung vielfach ermäßigt und berückſichtigt werden müſſen. Die Sprache, ziemlich ungleich, am vollendetſten in den Betrachtungen über den römiſchen Staat, hat Klarheit und Kraft, bisweilen Gedehntheit und rhetoriſchen Schmuck. Claude Adrien Helvetius aus Paris (geb. 1715, † 1771), deſſen Leben ſeine Theorie praktiſch widerlegte, führte Alles auf ſinnliches Gefühl zurück, erkannte Selbſtſucht als alleinige Triebfeder des menſchlichen Handelns an, und ſuchte die geſetzgebende Macht auf Ausgleichung dieſes Grundtriebes mit dem öffentlichen Gemeinwohle aufmerkſam zu machen; in ſeinem Werke de l'Esprit (1758) ſind, bei allem Irrthum des Hauptgedankens, Beobachtungskunſt, Kühnheit in Beſtreitung tiefgewurzelter Vorurtheile,

Digitized by Google

folgerichtiger Gang und glückliche Benutzung mannichfaltiger Erfahrung nicht zu verkennen; die ſpätere Arbeit de l'Homme (1772) iſt von bitterem Unwillen über Verſunkenheit der Menſchheit in Frankreich eingegeben, enthält aber, neben grämlichen Uebertreibungen, gewichtvolle Wahrheiten und helle Blicke. Die Sprache iſt blühend deklamatoriſch. J. J. Rouſſeau, unerreicht in bezaubernder Kraftwärme und ergreifend lebendiger Veranſchaulichung der innigſten Ueberzeugung oder des Alles beherrſchenden Gefühles. Der große Mathematiker Jean le Rond d'Alembert aus Paris (geb. 1717, † 1789), Mitherausgeber der Encyklopädie, glücklich in Würdigung literäriſchen Verdienſtes, erörterte wiſſenſchaftliche Gegenſtände freiſinnig, gewandt und für Viele angemeſſen. Georg Louis le Clerc, Comte de Buffon et Montbard (geb. 1707, † 1788), beſchrieb maleriſch die Natur in oft dichteriſcher Sprache. Ruhiger in Forſchung und einfacher in der Darſtellung iſt Charles Bonnet aus Genf (geb. 1720, † 1793), ein tiefer Denker und genauer Beobachter. Der vielſeitig tiefſinnige, nicht überall metaphyſiſch kalte J. A. N. Caritat, Marq. de Condorcet (geb. 1744, † d. 22. März 1794); Edm. Sieyes; Conſtant Franc. Chaſſeboeuf Volney aus Craon (geb. 1757, † 1820), gründlich forſchend, umſichtig beobachtend, tief fühlend; Joſ. Alex. de Segur aus Paris (geb. 1762, † 1805); Stael-Holſtein; Paſtoret; die politiſchen Schriftſteller J. Mallet du Pan (geb. 1750, † 1800); J. Joſ. Mounier (geb. 1761, † 1806); Benj. Conſtant; Bailleul; Guizot'; Fievée u. A. m.

Franzöſiſche Romanenliteratur, ſ. Franz. Proſa.

Franzöſiſche Schule. Es iſt ein ſehr uneigentlicher und unbeſtimmter Ausdruck, wenn man überhaupt die Künſtler, die ſich in Frankreich berühmt gemacht haben, unter der Benennung der franzöſiſchen Schule zuſammenfaßt; denn dieſe haben nicht, wie die Künſtler einer wahren eigentlichen Schule, ihren beſondern Karakter, noch haben ſie ſich nach einem Muſter gebildet. Frankreich hat Meiſter und Zeichner gehabt, die man, ihrem Karakter nach, zu der römiſchen Schule rechnen müßte, Andere, die in ganz andere Klaſſen kommen. Es geht alſo nicht an, daß man Frankreichs Künſtlern überhaupt einen eigenen Karakter beilegt. Die franzöſiſche Schule iſt eine Tochter der italieniſchen Malerei, die Primaticcio und ſeine Gehülfen nach Frankreich verſetzten. Selbſt Pouſſin, Le Brun, Mignard und Andere, ernteten auf fremdem Boden, und trugen das Geſammelte in ihr Vaterland. Doch die Nachfolger vermochten das Großartige nicht feſt zu halten; veränderlich, wie die Nation, wechſelte auch ihr Geſchmack, der die Grazie verſcheuchte, und in Affektation der Schauſpieler ausartete. Bald iſt hier etwas Geſuchtes, bald eine zweideutige Anſpielung angebracht. Das Kolorit iſt glänzend, aber oft unwahr, und in der Darſtellung der Griechen und Römer blickt der Nationalfranzoſe hervor. Erſt durch den Einfluß Davids iſt der Styl dieſer Schule reiner geworden, und jetzt theilt man die franzöſiſche Schule in drei Klaſſen, welche wohl von einander zu unterſcheiden ſind. Die erſte Klaſſe enthält einige achtungswerthe Zöglinge von David, Vien und Regnauld, die, als Freunde des Wahren und Schönen, durch gründliche Studien in das Innere der alten Kunſt eindringen, die ſich mit der Natur und Anatomie ernſtlich beſchäftigen, die Werke von Raphael, Giulio Romano und Dominichino zu ihren Hauptmuſtern nehmen, ein glückliches Talent im Erfinden und Ausführen beſitzen, und den Farbenzauber der venetianiſchen und lombardiſchen Pinſel auf's Neue hervorrufen. Die Nachahmer dieſer Künſtler bilden die zweite Klaſſe, welche zwar die Vorzüge der neuen Schule einſehen, aber ſich mit ihrer Phantaſie nicht zur Höhe des Ideals erheben können, und nur an dieſen oder jenen Aeußerlichkeiten hängen bleiben. Sie wollen glänzen, aber nicht arbeiten. Sie ver-

ſchmähen das Studium der gemeinen franzöſiſchen Natur, weil ſie glauben, Besquin zu werden, und ahmen nur allein die Statuen nach, daher ihre milder das Anſehen von kolorirten Basreliefs bekommen. Dabei affektiren ſie eine Simplicität, die ihrem franzöſiſchen Naturell ganz entgegengeſetzt iſt, werden extravagant, um Ausdruck zu erzwingen, und geben allen ihren Werken einen gewiſſen Anſtrich von ägyptiſcher Einfalt und Kälte, was ſie wenigſtens damals thaten, um dem Geſchmacke Napoleons zu fröhnen, der, wie ein zweiter Hadrian, eine große Neigung zur ägyptiſchen Kunſt hatte. Die dritte Klaſſe endlich beſteht aus den Ueberreſten der ſogenannten alten Schule, welche auf eine erbarmungswürdige Weiſe hinter ihrem Zeitalter zurückgeblieben ſind, den geordneten und gemäßigten Gang ihrer Praxis nicht verlaſſen können, und wenn ſie auch einen Verſuch wagen, ſich zu den neuen Ausſichten zu erheben, in ihre alten, frühzeitig angenommenen, Fehler zurückfallen. Zur franzöſiſchen Schule werden gewöhnlich gerechnet: Jean Couſin, Martin Freminet, Jacques Blanchart, Simon Bouet, Euſtache le Sueur, Nicolas Pouſſin, Sebaſt. Bourdon, Claude Lorrain, Charles le Brun, Pierre Mignard, Joſeph Parrocel, Noel Coypel, Charles de la Foſſe, Jean Jouvenet, Antoine Coypel, Francois de Tecy, Antoine Wateau, Francois le Moine, Hiacynthe Rigaut, Nicolas de Largiliere u. A. S. Franzöſiſche Malerkunſt.

Franzöſiſches Singſpiel. Die Unterbrechung des Schauſpiels durch Geſang und Tanz fand in Frankreich frühzeitig (vor 1560) Statt, und ſchon Ronſard und J. A. Baif († 1592) verfaßten Singſpiele von geringem dichteriſchen Gehalte. Mazarin veranſtaltete die Aufführung komiſcher (1645) und ernſter (1647) Opern. Durch Italiener, und unmittelbar darauf wurde dieſe dramatiſche Dichtart nationaliſirt, und mit begeiſterter Aemſigkeit bearbeitet; von P. Corneille die Andromeda (1650). P. Perrin († 1680) erlangte (1669) für die franzöſiſche Oper ein Privilegium, und es entſtand l'Académie Royale de musique (1672), deren Leitung Giov. Batt. Lulli aus Florenz (geb. 1633, † 1687) übernahm; dieſer führte den Gebrauch der Blaſeinſtrumente und die Beſetzung der weiblichen Rollen mit Weiberſtimmen ein, und machte ſich durch Armide (1686) unſterblich. Des großen Tonkünſtlers würdig war der mit ihm gleichzeitig arbeitende dramatiſche Dichter Philippe Quinault aus Paris (geb. 1634, † 1688), reich an wahrem lyriſchen Gefühl, und Meiſter im ſanft melodiſchen Ausdrucke; ſeine lyriſche Tragödien ſind nicht übertroffen worden, und die Komödie la mère coquette gilt als ein gefälliges Intriguenſtück. Während die Compoſition ſich fortdauernd veredelte, ſeitdem J. Ph. Rameau aus Paris (geb. 1683, † 1764) und der Deutſche Chriſtoph Gluck (geb. 1714, † 1776) einen folgereichen Wettſtreit beſtanden hatten, viele Italiener ihre muſikaliſche Triumphe feierten, und Et. H. Méhul (geb. 1763, † 1817) ſie zu verdunkeln vermochte, blieb die Dichtkunſt zurück, die Macht des Wortes den Tönen untergeordnet, im eigentlichſten Sinne von ihnen getragen. La Motte ſuchte ſeiner Dürftigkeit durch Ueberraſchungen und Aeußerlichkeiten nachzuhelfen. Höher ſtehen Ant. H. Poinſinet aus Fontainebleau (geb. 1735, † 1769), der gut dialogiſirt; aber nur Ernelinde erhält ſeinen Namen; er hatte mehr Anlage für das abenteuerliche Komiſche. Ausgezeichnet durch hervortretendes Verdienſt hat ſich Keiner. Die komiſche Oper ging aus theatraliſchen Vorſtellungen während der Meßzeit, Théâtre de la foir (1678) hervor, wahre Volksdramen, Poſſen, in welchen der, oft durch witzige, oder luſtige Einfälle aus dem Stegreife gehobene Dialog mit Abſingung von Vaudevillen wechſelte. Als dieſe, anfangs nur für die geringere Volksklaſſe beſtimmte Gattung allgemeinern Beifall fand, erwirkte die dadurch ökonomiſch beeinträchtigte privilegirte franzöſiſche Bühne (1697) den Befehl, daß

Digitized by Google

auf dem Meßtheater nicht geſprochen werden dürfe, und dieſes beſchränkte ſich daher auf Mimik mit Vaudevillen, welche zuerſt außer dem Theater, ſpäterhin (1714) von den Schauſpielern geſungen wurden. Dieſe komiſche Singſpiele oder Operetten parodirten oft ernſte Schauſpiele, oder bezogen ſich auf Tagesneuigkeiten, ſtellten Auftritte aus dem Leben bekannter Perſonen dar, und zeichneten ſich durch leichtfertigen Muthwillen und witzige Laune, überhaupt durch einen dem Nationalſinne zuſagenden Ton ſo vortheilhaft aus, daß ſie die Lieblingsunterhaltung des Pariſer Publikums wurden, und die Entſtehung mehrerer Unternehmungen der Art nothwendig machten. Neben dem Théâtre Italien (1721) erhob ſich das Théâtre de Vaudeville, Théâtre des Troubadours, Théâtre de Feydeau u. a. Vorzügliche Tonkünſtler arbeiteten für die komiſche Oper mit glänzendem Erfolge. Duni († 1757), And. Danican Philidor (geb. 1726, † 1795), P. Al. Montigny (geb. 1729, † 1817), Andr. Erneſte Modeſte Grétry (geb. 1741, † 1813), ſpäter Nic. Daleyrac (geb. 1753, † 1809), Nicolo Iſouard (geb. 1777, † 1818), J. Fr. le Sueur u. A. Die Dichtkunſt hielt mit den muſikaliſchen Leiſtungen hier weit gleicheren Schritt, als in dem ernſten Singſpiel, und mehrere treffliche Köpfe, berufen durch eigenthümliche Stimmung, und ermuntert durch augenblicklichen rauſchenden Beifall, wetteiferten, dem nie erkaltenden Bedürfniſſe eines entſchiedenen Nationalgeſchmackes Genüge zu leiſten; nur einige der bemerkenswertheren können hier angeführt werden: Iſaac de Lafont aus Paris (geb. 1686, † 1735), erfinderiſch und reich an glücklichen Einfällen, aber nachläßig; Jacques Autrau aus Paris († 1745), naiv, heiter und zart; Le Sage erwarb ſich um das Meßtheater klaſſiſches Verdienſt; mit ihm arbeiteten nach gleichen Anſichten und Muſtern Le Grand und d'Orneval; Chriſtoph Barthelemy de Lugny Fagan aus Paris (geb. 1702, † 1755) hat leichten Witz, und würde bei mehr Strenge gegen ſich ſelbſt viel geleiſtet haben; Jean Joſeph Vadé (geb. 1720, † 1759), unter deſſen Namen Voltaire ſich mehrmalen verborgen hat, iſt burlesk populär bis zur Gemeinheit, oft glücklich im Parodiren und im natürlich leichten Volksgeſang; Germ. Franc. Poullain de Saint Foix aus Rennes (geb. 1703, † 1776), muſterhaft anmuthig in kleinen dramatiſchen Gemälden durch geiſtreiche Wechſelwirkung zwiſchen Natur und Kunſt. Durch Erneuung der von dem italieniſchen Kunſtſtyl faſt verdrängten, echten Vaudevillen erwarben ſich Pierre Yvon Barré, in Verbindung mit dem Chevalier de Piis u. m. A., großen Ruhm. Gleiches Talent beurkundeten Pierre Laujon und Sedaine in beſchränkterem Sinne. Jean Franc. Marmontels (geb. 1719, † 1799) mittelmäßige Singſpiele wurden nur durch Grétry's Compoſition gehoben.

Franzöſiſche Sprache. Die franzöſiſche Sprache entſtand (vor 700) in ſehr vielen eigenthümlichen Provinzial-Dialekten aus der Vermiſchung der ausgearteten und bald (900) nicht mehr lebenden lateiniſchen und der frühe romaniſirten Landesſprache mit der Sprache der Weſtgothen, Burgunder, Franken und andern Germanen; ihre reifere Ausbildung erfolgte zuerſt im Süden. Die älteſten Denkmäler (852—860) ſind dem Provenzaliſchen verwandt. Auf der Kirchenverſammlung zu Mouſon (833) ſtimmte E. B. Haymo von Verdun in der Landesſprache; im Anfange des folgenden Zeitraumes predigten Robert (1119) in Belgien, und Vital, Abt von Savigny (1120), in Rheims franzöſiſch. Gegen Ende des elften Jahrhunderts wurde die Sprache in der Normandie, welchem Lande ein großer Theil ihrer früheren Ausbildung zu verdanken iſt, und in Belgien zum ſchriftſtelleriſchen Gebrauch erhoben; mediciniſche Schriften, Dares Prygius und Legenden wurden in dieſelbe übergetragen. Marbod bearbeitete ſein lateiniſches Gedicht „von den Edelſteinen“ franzöſiſch (1096); mehrere Volksgeſänge, von denen einige, dem Inhalte nach, aus Hiſtorikern bekannt ſind, ſcheinen hohen Alters zu ſeyn. Der nördliche Dialekt der franzöſiſchen Sprache galt ſeit

Digitized by Google

der Regierung Königs Franz des Erſten als alleinige Geſchäfts-, Gerichts- und Bücherſprache, und wurde in der Hauptſtadt mit eifriger Betriebſamkeit ausgebildet und geregelt. Nachdem mehrere Privatgeſellſchaften mit Vervollkommnung derſelben ſich beſchäftigt hatten, wurde (1534) die franzöſiſche Akademie als oberſter Gerichtshof in Angelegenheiten der Nationalſprache und des literäriſchen Geſchmacks beſtellt; ihr entſcheidendes Anſehen gab dem ſchriftſtelleriſchem Sprachgebrauche geſetzliche Beſtimmtheit, und beſchränkte, nicht ohne Nachtheil und genial lebendige Reichhaltigkeit, die Freiheit der Einzelnen. Theils durch grammatiſche Thätigkeit dieſer Geſellſchaft, und durch die zugleich damit veranlaßten Streitigkeiten, und mannichfaltigen Verhandlungen, theils durch die ſeit Ende des 15ten Jahrhunderts zahlreichen Ueberſetzungen der alten Claſſiker, theils durch die ſeit Ende des ſechszehnten Jahrhunderts vermehrte Wirkſamkeit achtbarer Schriftſteller, von Montaigne, Malherbe und Pascal an bis Voltaire, Rouſſeau, Diderot u. A., wurden der franzöſiſchen Sprache eine geſellſchaftliche Geſchliffenheit und bequeme Angemeſſenheit zu Theil, welche ihre, von politiſchen Verhältniſſen in den letzten Jahrzehnten des ſiebzehnten Jahrhunderts begünſtigte Erhebung zur Univerſalſprache der gebildetſten Menſchen in Europa, wo nicht rechtfertigen, doch erklärbar machen. Um die Geſchichte der franzöſiſchen Sprache haben ſich verdient gemacht: C. Flauchet (geb. 1531, ſtarb 1601) Réc. de l'origine et de la poesie fr. Par. 1581; Et. Pasquier (ſtarb 1615) Récherches de la Fr. Orleans 1526; Ch. Duclos in Mém. de l' Ac. des inscr. T. 15; J. B. Geruzez Dicc. sur l'origine et les progr. de la l. fr. P. 1802; Gabr. Henry Hist. de la l. fr. P. 1812; J. J. Champollion-Figeac Nouv. récherches sur les Patois etc. P. 1809; Lacombe, Roquefort, Raynouard u. A. Die Menge der Sprachlehrer, deren das Ausland, und namentlich Deutſchland eine Legion hervorgebracht hat, und fortwährend erzeuget, iſt kaum zu überrechnen. Die älteſten ſind: von J. Dubois Sylvius, mit Provinzialismen der Picardie (1541); L. Meigret, der auch 1542 die Orthographie umſtalten wollte; Robert Etienne (1558); J. B. Duval u. A. — Philoſophiſchen Forſchungsgeiſt beurkunden Cl. Fabre des Vaugélas (ſtarb 1549); ſo auch die Bemerkungen von Fr. de la Mothe le Vayer, Dom. Bouhours, G. Ménage u. A. Unter den Grammatikern verdienen neben Andern ausgezeichnet zu werden: Franc. Seraphim Regnier des Marais aus Paris (ſtarb 1713), der in Bearbeitung des Wörterbuchs (1694) und der Sprachlehre (1705) gleich rühmliche Sorgfalt bewies; Louis le Courcillon de Dangeau (ſtarb 1723), dem die gründlichere Unterſuchung des Zeitwortes zu verdanken iſt; P. Reſtaut (1730), welcher die Grundſätze der Orthographie genügender beſtimmte; G. Girard (ſtarb 1748); C. Chesneau du Marſais (1756); N. F. Wailly; J. C. de la Vaux (ſt. 1785); Pancouke; M. A. Caminade; Mozin (1802) u. m. A. Ueber die Synonymen ſchrieb, nach den Vorarbeiten von Bouhours, Ménage u. m. A., am vollſtändigſten G. Girard: die älteren Wörterbücher von Rob. Etienne 1540; J. Nicot (1706); Ph. Monet (1628) wurden in Vergeſſenheit gebracht durch das Werk, woran die Mitglieder der franzöſiſchen Akademie ſeit 1639 gearbeitet hatten.

Franzöſiſche Staatskunſt. Sie war ſeit dem Ende des 15ten Jahrh. der Anfangspunkt und fortwährend die erſte bewegende Kraft in dem europäiſchen Staatenleben, bis die Seemächte und Rußland Einfluß auf die Angelegenheiten von Süd-, Weſt- und Mitteleuropa gewannen. Als nämlich Frankreich unter den Staaten des Mittelalters zuerſt eine unumſchränkte Monarchie durch Ludwigs XI. Tyrannei (1461 bis 1483) geworden war, ſo wandte ſich unter Carl VIII. und deſſen Nachfolgern die ungeſtüme Kraft des Nationalkarakters, von einem Könige mit beinahe despotiſcher Ge-

walt gelenkt, nach Außen, und Frankreich wurde eine erobernde Macht. Indem nun Ferdinand der Katholiſche in Spanien ebenfalls nach unumſchränkter Gewalt und Vergrößerung ſtrebte, geriethen ſeit 1495 franzöſiſche Waffen und aragoniſche Staatsklugheit, wobei Venedig und der Papſt nicht unthätig blieben, wegen Italien in vieljährigen Kampf der Eiferſucht, aus welchem ſich die, zwiſchen der Vergrößerungs-, Abrundungs-, Gleichgewichts- und Conventions-Politik drei Jahrhunderte lang hin und her ſchwankende, europäiſche Staaten-Ordnung und Staatskunſt entwickelt hat. (S. Heeren's Handbuch d. Geſch. d. europ. Staatenſyſtems und ſeiner Colonien. Gött. 2te Aufl. 1810, und Saalfelds allgem. Geſch. d. neueſten Zeit. I, 1 Abth. Lpz. 1815.) — Frankreichs Staatskunſt blieb, bis in die neueſte Zeit, im Innern auf unumſchränkte Gewalt, im Aeußern auf Vergrößerung gerichtet. Sie erſchütterte dadurch unaufhörlich Mittel- und Südeuropa, entkräftete Oeſterreich und Spanien, reizte die Pforte, Ungarn, Polen und Schweden auf, und herrſchte durch Trennung. Da ſie Geiſt mit Kraft, Liſt mit Feinheit und Gewalt vereinigte, ſo behauptete Frankreich, auch wenn es durch Kriege erſchöpft, in die Schranken der Mäßigung zurückgeführt worden war, fortwährend eine der erſten Stellen unter den Hauptmächten von Europa. Zugleich erwarb, ſeit Ludwigs XIV. ſchimmerndem Zeitalter, die, durch die geiſtige Lebhaftigkeit der Nation für den Umgang ausgebildete, franz. Sprache, indem ſie die Sprache der Höfe wurde, der franzöſiſchen Diplomatie den Vorzug, das Muſter für Europa zu ſeyn. In der Geſchichte der franzöſiſchen Staatskunſt muß man unterſcheiden die Zeiten vor Richelieu und ſeit demſelben bis zur Revolution. Hier iſt Flaſſan (Histoire générale de la Diplomatie Française, Sec. Edit. Paris 1811. 7 Vol.) ein guter Führer. Das Streben und der Geiſt der franzöſiſchen Politik in Hinſicht auf Deutſchland und der Einfluß der Franzoſen auf unſere Bildung und ſelbſt auf unſern Karakter muß in Erſtaunen ſetzen, wenn man die Thatſachen, wie wir ſie in franzöſiſchen Quellen finden, im Zuſammenhange ſeit drittehalbhundert Jahren betrachtet. In vier Jahrhunderten hat Deutſchland an Frankreich verloren 7840 Quadratſtunden Land, mit 8 Mill. 270.877 Einwohnern; nämlich:

Elſaß	541	franz. Quad. Stunden	554.525	Einw.
Lothringen mit den Biſthümern .	1424	= = = = = = =	1.139.200	=
Hochburgund . .	1309	= = = = = = =	1.047.200	=
Niederburgund mit Breſſe . . .	1341	= = = = = = =	1.072.800	=
Lyonnais	444	= = = = = = =	666.000	=
Dauphiné . . .	1006	= = = = = = =	804.800	=
Provence	1104	= = = = = = =	980.352	=
In den Niederlanden	671	= = = = = = =	1.006.000	=

Aber auch Deutſchlands innere Auflöſung war das Werk dieſer älteren Staatskunſt Frankreichs, welche einigermaßen das zu Ludwigs XIV. Zeit in Deutſchland üblich gewordene Sprichwort bezeichnet: Si non vis falli, fugias consortia Galli. — Auf Richelieu's und Mazarins Syſtem folgte die revolutionäre franzöſiſche Staatskunſt von 1789 bis 1815, in deren anmaßendem und gewaltſamen Verfahren man drei verſchiedene Phaſen unterſcheiden kann: die des ſchwärmeriſchen Eigendünkels, welche Bezeichnung Mirabeau's eitle Verſicherung rechtfertigt, daß die franzöſiſchen Geſetzgeber in der Revolution gefunden hätten: une manière fixe d'être gouverné par la seule raison! welche Vernunftherrſchaft aber Sieyes's bekannter Ausſpruch richtig deutet: il faut que les prop étes changent!; — die des jacobiniſchen Fanatismus, welcher in der

Digitized by Google

Raſerei des Berges nur halb austobte, und von welchem Pitt für den Feind des menſchlichen Geſchlechts erklärt wurde; — und die des militäriſchen Stolzes, deſſen Despotismus in der Diplomatie, ſchon unter Napoleons Regierung, Grouvelle in der Vorrede zu den Werken Ludwigs XIV. angedeutet, A. W. Schlegel aber in ſeiner Schrift über das Continentalſyſtem zergliedert hat. — Die neueſte franzöſiſche Staatskunſt, ſeit der Reſtauration in den J. 1814 und 1815, ſchwankte in Hinſicht der innern Angelegenheiten zwiſchen liberalen und ultraroyaliſtiſchen Anſichten. In Anſehung des Auslandes ſchien ſie, unter des Herzogs von Richelieu Leitung, zur ehemaligen Feinheit mit Choiſeul's und Vergenne's Rechtlichkeit zurückzukehren. — Ueber das Verhältniß Frankreichs zu Deutſchland, ſ. Rühs's hiſtor. Entwickelung des Einfluſſes Frankreichs und der Franzoſen auf Deutſchland und die Deutſchen. Berl. 1815, und Cramer über den ſchädlichen Einfluß des franz. Despotismus auf die Literatur der Deutſchen. Quedlinb. 1815.

Franzöſiſche Theorie und Kritik. Die franzöſiſche Kritik und Theorie der redenden Künſte blieb im Weſentlichen und bei der überwiegenden Mehrheit, immer von den Muſtern des klaſſiſchen Alterthums abhängig; in den Anweiſungen wurden ſprachliche und rhythmiſche Aeußerlichkeiten faſt ausſchließlich berückſichtigt. So in der älteſten Poetik des Jean Jourdain aus Calais, und in Thom. Sibillets art poétique. Gleiches Verfahren fand in den rhetoriſchen Lehrbüchern eines Ant. de Fouquélin, Pierre de Courcelles, und in vielen andern Statt, unter welchen des beredten Biſchofs von Liſieux, Guill. du Vair (geb. 1556, ſtarb 1621), Aufſätze, Früchte des Studiums des Demoſthenes und Cicero, die beachtenswerthern ſeyn dürften. Die franz. Akademie eignete ſich oberrichtliches Anſehen in Sachen des Geſchmacks zu, und in Auftrag des Cardinals Richelieu fing der vielthätige Arzt Hippolyte Jules Pilet de la Mesnardière (geb. 1610, ſtarb 1663) an, eine Poetik auszuarbeiten, welche nicht beendet und wenig beachtet wurde. Der lebhafte und lange fortgeführte Streit über den Werth der Alten, welcher gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts die franzöſiſche Literaturwelt beſchäftigte, entſchied ſich nach offenkundigen Thatſachen für Anerkennung der vollgültigen Muſterhaftigkeit der Werke des klaſſiſchen Alterthums. Zu dieſer Kunſtſchule bekannten ſich, nach dem Vorgange Boileau's in der Poetik, die geachteſten Kritiker, der Jeſuite Réné Rapin (geb. 1621, ſtarb 1687) und ſein Ordensbruder Dominique Bouhours (geb. 1628, ſtarb 1702), der als korrekter Styliſt geſchätzt wird; Réné le Boſſu (geb. 1631, ſtarb 1680); Fenelon in ſeiner Anweiſung zur Beredſamkeit; Ch. Rollin; der geiſtreiche L. Racine u. m. A. Die zahlreichen Zeitſchriften und P. Bayle wirkten zur allgemeineren Verbreitung und Aufrechthaltung dieſer äſthetiſchen Anſichten mit. Fontenelle, deſſen Schildknappe Nic. Ch. Joſ. Trublet (ſtarb 1770); La Motte; der wackere Skeptiker Nic. Cartaud de la Vilate; Jean P. de Crouſaz (geb. 1663, ſtarb 1748) u. A., zum Theile mit flachen Betrachtungen und Erklärungen, zum Theil, beſonders die zuletzt genannten, mit ſcharfſinnigen und den Selbſtdenker weiter führenden Einwürfen gegen die vorherrſchende Meinung, fanden nur beſchränkten, aber nicht ganz erfolgloſen Eingang. Als ſelbſtſtändiger, tiefblickender Forſcher ſtehet Jean Bapt. du Bos aus Beauvais (geb. 1670, ſtarb 1742) in wohlverdientem klaſſiſchem Anſehen. Das erſte vollſtändige Syſtem der Aeſthetik bearbeitete der Jeſuite Yves Marie André (geb. 1671, ſtarb 1764); es wurde aber weniger beachtet, weil Charles Batteux (geb. 1713, ſtarb 1780), dialektiſchen Scharfſinn mit anmuthiger Faßlichkeit vereinend, den Foderungen und Bedürfniſſen des lediglich durch Erfahrungsbegriffe geleiteten Publikums mehr als alle ſeine Vorgänger Genüge leiſtete, indem er die Redekünſte auf den oberſten Grundſatz der Nachahmung der ſchönen

Natur zurückführte. Seinen eigenthümlichen Scharfſinn und ſophiſtiſchen Muthwillen, womit er den Troz auf vermeinte Regelmäßigkeit zu beſtreiten pfleget, beurkundet Diderot in der Unterſuchung über Urſprung und Natur des Schönen und in zerſtreuten Winken und Urtheilen über Kunſt in allen ihren Verhältniſſen. Marmontel's Poétique française und Elémens de Littérature ſind reich an fruchtbaren, von den herrſchenden abweichenden, Anſichten; er iſt mit Moſes verglichen worden, der ſeinem Volke das gelobte Land zeigte, ohne ſelbſt hinein zu kommen. Unter den neuern äſthetiſchen Kritikern ſind neben Andern beachtenswerth: N. Chabanon, J. B. A. Suard, J. A. Segur, der wackere Pſycholog P. Joſ. Barthez u. A. La Harpe hat im Lycée de Littérature den in Frankreich vorwaltenden äſthetiſch-kritiſchen Nationalgeiſt vollſtändig ausgeſprochen, und es dürfte lange dauern, ehe entſcheidende Veränderungen in demſelben wahrzunehmen ſeyn werden, ſo gewiß auch durch die alles Alte erſchütternde Ereigniſſe der letzten Jahrzehnte auf Phantaſie und Gemüth tief eingewirkt, und eben ſo ſehr Entfernung von Herkommen in Angelegenheiten des Geſchmacks und der Kunſt gebieteriſch herbeigeführt, als Empfänglichkeit für die bisher fremdartige Erfahrungen und Belehrungen gefördert werden zu ſeyn ſcheinen.

Franzöſiſche Unterrichtsanſtalten. 1) Rheims, ſeit 1547; 2) Beſançon, geſtiftet 1564; 3) Pont-à-Mouſſon, Juriſtenfakultät vom Loth. H. Carl II. 1568 errichtet, päpſtlich privilegirt 1572, eingeweiht 1574, mediciniſche Fakultät ſeit 1592, nach Nancy verlegt 1768; 4) Pau, ſeit 1720, ſämmtlich katholiſch. Die reformirten höheren Lehranſtalten entſtanden in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrh. zu Montauban (aufgehoben 1639), Durtes, Puy-Laurens, Nismes, Dié. Sedan (geſtiftet 1592) und Saumur (geſtiftet 1601 v. Phil. de Mornay), verfielen theils früher, theils gingen ſie 1681 ein; nur wenige wurden 1816 dürftig als theologiſche Specialſchulen wieder hergeſtellt. Napoleons ſyſtematiſcher Despotismus untergab durch Errichtung der kaiſerlichen Univerſität (den 17. März 1808) alle höhere Bildungsanſtalten einem verderblichen Geiſteszwange und kleinlichen Mechanismus. Seit 1815 beſtehen höhere Specialſchulen oder Fakultäten, deren mehrere noch nicht eingerichtet ſind; als Univerſitäten im eigentlichen Sinne können die zu Paris und Straßburg nicht ſowohl nach ihrer vorſchriftsmäßigen Verfaſſung, als durch zufälliges Zuſammentreffen der zum vollſtändigeren allgemeinen Unterrichte nothwendigen Erfoderniſſe gelten. Auch bei dieſer Zerſtückelung des ſeiner wiſſenſchaftlichen Natur nach Untrennbaren und bei Abweichung von der alten Herkömmlichkeit im Univerſitätenweſen finden ſich zu mißtrauiſchen Beſorgniſſen und politiſchen Anklagen mannichfaltige Veranlaſſungen.

Franzweine heißen im Allgemeinen alle aus Frankreich herrührende Weine. Man kann von ihnen drei Hauptarten unterſcheiden: 1) die Weine von Bordeaux, welche entweder in der Nähe der Stadt, oder höher hinauf an den Ufern der Garonne wachſen; dazu gehören die rothen, Medoc, Chateau la Fite u. a.; die weißen: der Preignac, Berſac, Sauterne u. a.; oder ſolche, die nur über Bordeaux ausgeführt werden, wozu mehrere ſpaniſche und die ſüdfranzöſiſchen ſüßen Weine gehören; der vin de grave iſt zwar auch ein Bordeauxwein, aber dieſer Name bezeichnet eigentlich bloß die Art des Bodens, worauf er wächſt; vins de grave ſind ſolche, die auf Sandboden, vins de la palud ſolche, die auf Moorboden wachſen. Der im Norddeutſchland ſo bekannte Franzwein iſt nichts als die ſchlechteſte Sorte Landwein aus der Gegend der Garonne, mit etwas ſpaniſchem Wein, oder auch wohl Branntwein veredelt und verſtärkt. 2) Die Burgunder Weine, wovon die beſten an dem ſüdlichen Abhange desjenigen Zweiges der Cevennen

wachſen, welcher la cote d'or genannt wird. Die edelſten ſind der von Reaume, von Romanè, der von Nuys, der von Chambertin u. a. 3) Die Champagner Weine (S. Champagne), wovon die edleren Sorten, ſo wohl der brauſende (mousseux), als der nicht brauſende (non mousseux); nur in einem kleinen Diſtrikte an den Ufern der Marne, in der Gegend von Epernay und Ay wachſen. Der brauſende iſt eigentlich nur halb ausgegohrenes Getränk.

Frascati, befeſtigte Stadt in der päpſtlichen Delegation Rom, in einer ſehr geſunden Gegend, mit prächtigen Landhäuſern, Waſſerkünſten und einem Bisthum, das ſtets einer von den 6 Cardinalbiſchöfen hat. In der Nähe ſtand das alte Tusculum.

Frauen. Mit dieſem Ausdrucke bezeichnet der edlere Sprachgebrauch das ganze weibliche Geſchlecht. Formen, die etwas Ueppiges mit ſich führen, ohne der Zierlichkeit Abbruch zu thun; Augen, aus denen Liebe unter Führung der Sittlichkeit hervorbricht; Mienen, die Heiterkeit der Seele, Selbſtwürde und Sympathie verkündigen; Stellungen, die keine Ueberlegung, aber doch angewöhnte Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und Andere regiert; Bewegungen der Gliedmaßen, die Blumenranken ähneln, welche die geſchickte Hand des Künſtlers zieht und ordnet: das ſind die Geſtalten, die den zarten Körper der Frauen karakteriſiren, die ihnen den Titel ſchönes Geſchlecht erworben, und ſie zu den Repräſentanten der Liebe gemacht haben. Ein karakteriſtiſches Merkmal der Frauen iſt ihr vorherrſchendes Gefühl für das Schöne, ſowohl in ſittlicher als äſthetiſcher Hinſicht, und das Anſtändige; die Blüthe aller ihrer Tugenden: Schamhaftigkeit, welche ſie, wie die Roſe vom Dorne bewehrt, mit einer ehrfurchtgebietenden Glorie umringt, und ihre Hauptbeſtimmung, als rein weibliches Weſen, die Foderungen der Natur und des Menſchenlebens als Gattin, Mutter und Vorſteherin des Hausweſens zu verwirklichen. Unerläßliche Bedingung ſcheint es deßhalb zu ſeyn, daß das Mädchen bereits von Kindheit an zu denjenigen Kenntniſſen, Sitten, Fertigkeiten und Künſten angezogen ſey, die erfodert werden, um den künftigen Stand als Hausfrau und Beförderin der örtlichen Geſelligkeit nach dem Verhältniſſe ihrer Lage auszufüllen. Ordnung, Reinlichkeit, Kenntniß weiblicher Arbeiten, Wirthſchaftlichkeit überhaupt, laſſen ſich demnach von dem Begriffe achtungswürdiger Frauen nicht trennen. Nur in ihrer Anwendung unterſcheidet ſich die reiche Dame von dem Weibe, das ſelbſt Hand an häusliche Arbeiten legen muß; dieſes handelt ſelbſt, jene ſorgt, daß das Erfoderliche geſchehe. Eben ſo nöthig ſcheint es zu ſeyn, daß das weibliche Geſchlecht durch frühe Bildung geſchickt geworden ſey, ſich mit Anſtand in derjenigen örtlichen Geſellſchaft zu zeigen, worin es dereinſt an der Hand des Geliebten als Mitglied und Beförderin des geſelligen Vergnügens auftreten ſoll. Es gehört zur Selbſtſtändigkeit der Frauen, in der örtlichen Geſellſchaft ihren Platz für die geſellige Mittheilung zu behaupten, und ſich den ſchönen Anſpruch auf Beförderung der Geſelligkeit zu erwerben. Beſſer aber keine Bildung, als eine verſchrobene, als eine ſolche, die Unwahrheit und Unzweckmäßigkeit in jeder ihrer Aeußerungen zeigt, falſche Anſprüche nährt, und auf Koſten des Herzens und der Sittlichkeit erlangt wird. Nach unſern Begriffen gehört immer der ſtärkere Geiſt dem Manne, der zärtere dem Weibe an. Alle Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchäfte, die eine anhaltende Uebung im Denken, Abſtrahiren, Schließen, eine Phantaſie und ein Herz erfodern, die unter ſtrenger Leitung des Verſtandes und der Vernunft ſtehen, gehören beinahe ausſchließend dem Manne. Den Frauen legen wir dagegen diejenigen Kenntniſſe, diejenigen Künſte und Beſchäftigungen bei, die eine leichte Faſſungskraft, einen feinen Beobachtungsgeiſt, ein ſchnelles Auffaſ-

ſen des Zunächſtliegenden, die Gabe, das Schicklichſte für den Augenblick zu wählen, Zeichengedächtniß, Emſigkeit, behende Sorgfalt, Reichthum, Glanz, Foritabilität einer Phantaſie und eines Herzens vorausſetzen, die mehr mit dem Reiche der Sinnlichkeit, als mit dem überſinnlichen zuſammenhängen. Die Frauen ſind zugleich Hausfrauen, Führerinnen geſelliger Zuſammenkünfte und Verhältniſſe, Mütter, endlich Künſtlerinnen in allen Werken des ſchönen Talentes und des Genies, die mehr zur Befriedigung des Geſchmacks an leichter aber edlerer Unterhaltung, als zu Muſtern der Vollkommenheit ſelbſt in den Spielen der Imagination beſtimmt ſind. Sie haben ein entſchiedenes Talent, die Schwächen eines jeden Menſchen bei dem erſten Blick aufzufaſſen, und deſſen kleine aber allgemeine Leidenſchaften, beſonders deſſen Eitelkeit, zu ihrem Vortheile zu behandeln. Sie haben den feinſten Takt für dasjenige, was nach Zeit und Umſtänden Wirkung thut. Sie ſetzen von Jugend auf einen zu hohen Werth auf die öffentliche Meinung, um nicht die Mittel zu kennen, wodurch dieſe geleitet wird. Sie haben eine große Gewalt über ſich ſelbſt, die Kunſt zurückzuhalten, gegenwärtigen Schwierigkeiten auszubeugen, und den Vortheil durch Ueberraſchung zu gewinnen. Vor allen Dingen aber ſteht ihnen jene allgemeine Verſchönerungsgabe, und jene geſellige Liebenswürdigkeit zu Gebote, deren Mangel oft dem wahren Verdienſte in den Weg tritt, und deren Beſitz Natur und Erziehung ihrem Geſchlechte mehr als dem unſrigen ſichern. Weltklugheit und Schmückungsgabe ſind daher ausgezeichnete Geiſtesvorzüge der Frauen, und beide kann der Mann aus dem Umgange mit ihnen lernen, und zu ſeinem Vortheil nutzen. Gelehrſamkeit iſt nicht die Sache der Frauen, aber auf Kenntniſſe haben ſie ſo gut Anſprüche wie wir, weil ſie den Trieb nach Wahrheit mit uns theilen, und ſich keine wahre geſellige Liebenswürdigkeit unter kultivirten Menſchen ohne einen gewiſſen Vorrath von Kenntniſſen denken läßt. Diejenigen, welche das zärtere Geſchlecht ſo gern auf die bloße Beſtimmung der Hausfrau, oder gar der Haushälterin beſchränken möchten; diejenigen, welche ihm höchſtens Anſpruch auf oberflächliche Bekanntſchaft mit den Künſten eingeräumt haben, in ſofern dieſe zu den Reizen der Unterhaltung dienen können, dieſe haben nicht be'acht, daß die Frauen ſo gut wie wir den Trieb nach Wahrheit in ihrem Buſen tragen, daß es Lagen giebt, worin die Frauen aus höheren Ständen in dieſer Ausbildung ihres Geiſtes das einzige Verwahrungsmittel gegen gefährliche Verirrungen des Herzens und der Einbildungskraft finden, und daß es lächerlich ſey, von Frauen, die in großem Wohlſtande leben, die eigene Beſorgung wirthſchaftlicher Angelegenheiten zu fodern, die nur dann mit gehöriger Sorgfalt getrieben werden, wenn Bedürfniß und Nothwendigkeit dazu auffodern. So ſehr man auch über die ſogenannte Schwachheit der Frauen Klage geführt, ſo iſt es doch baarer Egoismus des männlichen Geſchlechtes, der dem Frauengeſchlechte keine andere Energie gönnt, als die, die ihm die Stärke der Leidenſchaft einflößt. Fern ſey es von uns, jenen Irrthum gothiſcher Galanterie in Schutz zu nehmen, der die Stärke des Weibes mit der Stärke des Mannes verwechſelt, und Eigenſinn für Selbſtſtändigkeit hält. Nein, die Energie des weiblichen Karakters beſteht nicht in der Kraft, den Mann zu beherrſchen, und ihm Huldigung für alle ſeine Launen abzudringen, nicht in dem Ruhme, politiſche Intriguen zu führen, einer Amozone gleich, kriegeriſche Uebungen zu treiben, oder pedantiſch über Kunſt und Wiſſenſchaft abzuſprechen. So will es nicht die Natur, ſo wollen es nicht unſere bürgerlichen Einrichtungen. Aber ſie glaube an die Würde ihrer Gattung, als Menſch, und an die Würde ihres Geſchlechtes als Weib! Aber ſie wiſſe, daß ſie eine Vernunft hat, die eben ſo gut, wie die des Mannes, ihren Willen beſtimmt, und eine Stärke, die

obwohl anders als bei dem Manne modificirt, darum nicht minder mächtig iſt, über ihre Sinnlichkeit, und oft über äußere Verhältniſſe zu herrſchen. Die Frauen zeigen Energie des Karakters, indem ſie ihre Anſprüche mäßigen, den Umfang ihres Gebietes willig einſchränken, und die Gränzen ihrer Herrſchaft nach dem Verhältniſſe ihrer Kräfte feſtſetzen. So iſt Mäßigkeit ihre erſte Stärke, und wahrlich! keine geringe, da ſie Selbſtkenntniß, Unterdrückung falſcher Anſprüche, und richtige Beurtheilung des Lokalen vorausſetzt. Die Frauen zeigen Energie, indem ſie anhaltend auf ſich ſelbſt aufmerken, ſich ganz in ihrer Gewalt behalten, damit Aufwallungen von Hitze, Uebermuth, Trotz, oder auch Nachläſſigkeiten, und unbehutſamer Verrath ihrer Abſichten, dieſe nicht vereiteln. So iſt Zurückhaltung ihre zweite Stärke, und wieder keine geringe, da ſie Gewalt der Vernunft über Sinnlichkeit vorausſetzt. Die Frauen zeigen Energie, indem ſie anhaltend auf die Gegenſtände um ſich her aufmerken, dieſe in Acht nehmen, und nicht leicht an ſich ſelbſt und dem Schickſale verzweifeln. So iſt kluges Abgewinnen, emſige Achtſamkeit, ausdauernde Geduld, ihre dritte Stärke, welche der durchſetzenden, die Umſtände und Zeiten zwingenden, Gewalt des Mannes ſehr oft vorzuziehen iſt. Wie auf ſolche Weiſe die Frauen ihre Würde geltend machen, davon wird der Werth und das Wohl der Einzelnen, wie des ganzen Standes, in der Familie und in dem Volke. Obgleich ſich die weibliche Natur in den verſchiedentlichen Formen des Lebens ſtets gleich geblieben iſt, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß die Erziehung oder Staatsverfaſſung der alten Welt die Reize und die Macht der weiblichen Natur weniger hervortreten ließ. So ſehr die Griechen in den meiſten Rückſichten ſich als das erſte Volk des Alterthums zeigen, ſo ſehr wir ſie in ihren Künſten und Wiſſenſchaften bewundern müſſen: ſo wenig finden wir unſere Erwartung unbefriedigt, wenn wir den Zuſtand des ſchönen Geſchlechts bei ihnen betrachten. Beinahe könnten wir glauben, daß wir uns im Wege geirrt, und zu aſiatiſchen Barbaren gekommen wären, wenn nicht jeder Blick um uns herum, den wir auf andere Gegenſtände werfen, uns vom Gegentheil überzeugte. In den älteſten Zeiten der Barbarei Griechenlands befand ſich das weibliche Geſchlecht in einem vollkommenen Zuſtande der Sklaverei. Denn obgleich ſpätere Schriftſteller verſichern, daß die Frauen zu den Zeiten des Cekrops den öffentlichen Volksverſammlungen beigewohnt, und daß eben dieſer Heros zuerſt daurende Ehen, und zwar mit einem einzigen Weibe eingeführt habe, ſo erhellet doch aus dem Homer und andern ſpätern zuverläſſigen Schriftſtellern, daß von den früheſten Zeiten an, wenigſtens bis zum Homer, Vielweiberei oder vielmehr Conkubinat ganz allgemein und tadellos waren, daß gemeine Weiber eben ſo hart, wie im Morgenlande, arbeiten mußten, daß ſie nicht mehr geachtet wurden, als in den ſpätern Zeiten, und daß der Mann nicht durch Liebe ſich ihren Beſitz zu verſchaffen ſuchte, ſondern ſie entweder raubte, oder von den Anverwandten um ein Stück Geld, Vieh u. dgl. kaufte. In der Ehe waren ſie gemeiniglich nichts anders, als Sklavinnen des Mannes, der ſelbſt über ihr Leben zu gebieten hatte, für den ſie die ſchwerſten Laſten der Hauswirthſchaft übernehmen mußten, und der ihre Gunſtbezeugungen als einen Tribut anſah, den ſie ihm als eine Schuldigkeit entrichten mußten. Sie wurden als Eigenthum des Mannes in dem entlegendſten Theile des Hauſes, dem ſogenannten Gynaikeion, Gynaikonitis, eingeſchloſſen, wo ſie keinen Umgang haben durften, als denen ihnen der Mann geſtattete. Ob man gleich von den älteſten Zeiten her einen Unterſchied zwiſchen rechtmäßigen Ehefrauen und Buhlerinnen findet, ſo war die Haltung der Letztern doch ſo gewöhnlich, daß ſelbſt die ehrwürdigſten Männer, ein Neſtor, Laertes und Andere, davon gar keine Ausnahme machten. Daher kam es,

daß die Helden und Könige im heroiſchen Zeitalter ſo viel Söhne hatten, als ſich in den Harems mancher morgenländiſchen Fürſten befinden. Wenn die Frau ſich außer dem Hauſe zeigte, ſo ging ſie verſchleiert, und nicht leicht ohne Begleitung von Sklaven. Der Ton, den Gatten gegen ihre Gattinnen, Söhne gegen ihre Mütter annahmen, war immer herriſch, und verrieth den Oberherrn und Aufſeher. So wenig glücklich auch nach dieſer Schilderung die Lage der Frauen im heroiſchen Zeitalter war, ſo findet man doch auch auf der andern Seite verſchiedene Angaben, welche jenen zu widerſprechen und zu beweiſen ſcheinen, daß das Weib ſchon damals in einem ziemlichen Grade der Achtung ſtand. Ramdohr in ſeiner Venus Urania ſucht daraus manche günſtige Schlüſſe für den Zuſtand des weiblichen Geſchlechts im heroiſchen Zeitalter zu ziehen. Die Gattin, ſagt er, ſtand zu den Zeiten Homers ſchon auf der Stufe der Matrone, der örtlich geachteten Hausfrau. Der Theil des Hauſes, den das Frauenzimmer bewohnte, war kein morgenländiſches Harem, kein Gefängniß, worin die Gattin, abgeſondert von ihrem Manne, ihr Leben zwiſchen ihren Nebenbuhlerinnen hätte zubringen müſſen. Sie theilte nicht nur das Bette des Hausherrn, ſondern auch ſeinen Tiſch und alle Familienverhältniſſe des Hauſes. Bei den eigentlichen Argivern gab es nur eine einzige rechtmäßige Gattin, wodurch das griechiſche Weib ganz von dem morgenländiſchen unterſchieden wird. Noch mehr werden ſie bei Homer durch ihre Wirkſamkeit außer dem Hauſe von dem morgenländiſchen unterſchieden. Sie nehmen an den feierlichen Opfern Theil, halten Prozeſſionen, werden zu Prieſterinnen gewählt, verſchönern die Feier feſtlicher Tage durch Tänze; Chöre von Mädchen ziehen ihre Reigen neben Chören von Jünglingen; auf dem Schilde des Achilles tanzen beide mit verſchlungenen Armen; ſie gehen auf die Straße, wenn Geſchäfte oder Neugierde ſie rufen; ſie leiſten den Gäſten perſönliche Dienſte, helfen ſie an- und auskleiden, ins Bad und ins Bett bringen; ſie ſind bisweilen bei Gaſtmalen zugegen, kaufen ſelbſt ihren Schmuck von fremden Handelsleuten ein, und erſcheinen ſogar vor der Verſammlung der Aelteſten im Volke. Man findet auch Spuren, daß die Gattin einen gewiſſen Grad der öffentlichen Werthſchätzung und Achtung erhält. Homer nennt ſie nicht bloß die Gebieterin in ihrem Hauſe, ſondern auch die Geehrte und Geachtete. Das Betragen der Penelope zeigt, daß das Weib ſchon damals der edelſten Aufopferung für ihren Gatten fähig war, und durch ihre Sittſamkeit ſich Beifall und Achtung erwarb. Die Scenen zwiſchen Hektor und Andromache liefern uns ein Bild der engſten Anſchließung des Gatten an die Gattin. Sie zeigen, daß der Mann nicht immer bloß rohe Sinnlichkeit ſuchte, ſondern auch im traulichen Zuſammenſeyn mit der Gattin, und in der Eintracht der Herzen das häusliche Glück ſetzte. Endlich findet man ſogar, daß Homer einzelne Weiber ſich im Kriege durch Heldenmuth auszeichnen, ja ſogar an der Länderregierung Theil nehmen läßt. Wenn man dieſe verſchiedenen Angaben zuſammen nimmt, ſo ſcheinen ſie ſich am Leichteſten ſo vereinigen zu laſſen, daß vielleicht das Weib faſt eben ſo verſchieden von den Griechen behandelt worden ſey, als es verſchiedene Völker unter denſelben gab. Im Ganzen genommen ſteht allerdings das Weib bei Homer eine Stufe höher als die Morgenländerin. Sie genießt die Rechte eines vernünftigen Weſens und eines Mitgliedes der Geſellſchaft. Die Geſetze Solons, in Betreff des andern Geſchlechts, athmen noch ſehr den Geiſt des Morgenlandes. Von der Erziehung der Töchter ſchweigen ſie ganz, weil dieſe im Grunde keine Erziehung erhielten, da ſie nicht als Beſtandtheile des Volks angeſehen wurden. Um ſie noch mehr inne zu halten, verordnete er, daß ſie bei Tage nicht anders als geputzt, und des Abends nur mit vorgetragener Fackel ausgehen oder ausfahren ſollten. Beim Aeſchylos, dem Vater

Digitized by Google

der alten Tragödie, kommt das Weib bereits als Matrone vor; ſie iſt Genoſſin des Mannes, und außerhalb geehrt, ungeachtet noch rohe Größe der Karakter dieſes Dichters und ſeines Zeitalters war. Man bemerkt bei ihm keinen Uebermuth des Mannes gegen das zärtere Geſchlecht. Dieſes zeigt viele wahre Tugenden, wenigſtens immer eine Seelenſtärke, die ihm die Achtung oder doch das Intereſſe der Zuſchauer ſichert. Nirgends wird die Matrone von den Rechten der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, und bis zur Sklavin herabgewürdigt, ob ſie gleich dem Manne unterworfen, und weniger als er geſchätzt iſt. Beim Sophokles kommt das Weib ſchon mehr als zärtlichliebende, mit Edelſinn begabte Gattin vor. So erſcheint z. B. Dejanira in den Trachinerinnen. Der Mann dagegen zeigt ſich hart und kalt gegen die treue Gattin, und der Sohn wagt es ſogar, ſie mit Vorwürfen zu überhäufen. In der Antigone ordnet er die Geſchlechtsliebe ſelbſt der Ehrfurcht gegen das ungerechte Urtheil eines Vaters unter, ſo daß der fromme Haimon lieber ſeine Geliebte tödtet, als den Verſuch wagt, ſie zu retten. Selbſt Antigone vergißt vorher ihren Geliebten über der Leiche ihres Bruders. Beim Euryptdes zeigt ſich das Weib in der höchſten Veredlung, welche je die gute Sitte in Athen ihm beilegte. Alceſte erſcheint bei ihm als das edelſte, zärtlichſte, fein fühlendſte Weib. Ueber den Zuſtand der Frauen, nach Alexander dem Großen, hat man wenig befriedigende Nachrichten. Indeſſen ſcheint doch im Allgemeinen eine Veränderung in der herrſchenden Denkungsart vorgegangen zu ſeyn, wozu nicht wenig die veränderte Regierungsform beigetragen haben mag. Der Bürger nahm immer weniger Theil an den öffentlichen Geſchäften, und ſo kehrte er immer mehr zum Genuß des häuslichen Lebens zurück, wodurch das Weib an Wichtigkeit gewinnen mußte. Unſtreitig wirkte auch die nach Alexandrien verpflanzte Literatur auf die Denkungsart gegen das andere Geſchlecht nicht wenig. Es ſcheint ziemlich gewiß, daß die übertriebene Empfindſamkeit in der Liebe zu den Weibern, die vergötternde Anbetung, die man ihnen in der verliebten Elegie zollte, von dem reichen und luxuriöſen Alexandrien ausgegangen ſey. Von dem frühern Zuſtande der Spartanerinnen vor Lykurg haben wir keine beſtimmte Nachrichten. Indeſſen ſcheint es nicht, daß wir annehmen können, als ob erſt durch Lykurgiſche Revolution eine ſo große Hauptveränderung in dem Zuſtande der Frauen geſchehen wäre, daß ſie plötzlich aus dem Stande der Sklaverei in den Genuß einer ſo großen Freiheit, wie ſie nachmals hatten, übergegangen ſeyn könnten. Wahrſcheinlicher iſt es, daß die Weiber in Sparta vom Anfange an weniger eingeſchloſſen und mehr geachtet geweſen ſind, als im übrigen Griechenlande. Lykurg ſcheint nur die im Grunde unnatürlichen Einrichtungen eingeführt zu haben, wodurch die Gemeinſchaft der Weiber begünſtigt, und Mädchen und Weiber gleichſam in Jünglinge und Männer umgekehrt wurden. Lykurg wollte das Weib, als ein zum Kinderzeugen unentbehrliches Werkzeug, zwar nicht aus dem Staate verbannen; aber es ſollte aufhören, das zu ſeyn, was es iſt, um ein moraliſch gelähmtes Neutrum abzugeben. Alles war dabei nur auf das Glück des Mannes berechnet; das eigene Wohl des Weibes war nirgends in Anſchlag gebracht. Nach den Geſetzen mußte der Mann den Jüngling lieben; das Weib war alſo bloß ein unſchädlich gemachtes Werkzeug zur Befriedigung der Sinnlichkeit und zur Nachkommenſchaft; es ſtand daher weit unter dem Range einer Matrone bei andern Völkern. Eine beſondere Klaſſe von Frauenzimmern bildeten die Buhlerinnen in Griechenland. S. Hetären. — In Rom waren die Frauen niemals eingeſchloſſen, und von der Geſellſchaft der Männer abgeſondert. Doch lebten die Römerinnen, ſo lange noch die alte Einfachheit der Sitten in Rom herrſchte, ſehr eingezogen. Sie waren, wie Plutarch im Numa ſagt, zur ſtrengſten Nüchternheit, Sittſam-

Digitized by Google

keit und Verſchwiegenheit verpflichtet; ſie durften an ihre Männer keine neugierige Fragen thun, noch überhaupt etwas Ueberflüſſiges ſprechen. Sie erſchienen ſelten an öffentlichen Orten, und wurden mit andern Männern ſehr wenig bekannt oder vertraut. Als die Römerinnen an dem Tage, an welchen über die Abſchaffung oder Beibehaltung des Oppiſchen Geſetzes berathſchlagt werden ſollte, ſich in allen Straßen verſammelten, und alle Senatoren und Tribunen anredeten, um ſie für ihre Sache zu gewinnen; ſo tadelte Cato dieſes als eine höchſtgefährliche Umkehrung der alten Zucht und Ordnung, als eine ſträfliche Empörung wider Männer, Geſetze und Obrigkeiten, und als einen ſichern Beweis des Verluſtes der männlichen Majeſtät und Obergewalt; denn wenn jeder Hausvater ſich beſtrebt hätte, ſein Weib in der gehörigen Unterthänigkeit zu erhalten, ſo würde man öffentlich mit dem ganzen Geſchlechte nicht ſo viel zu ſchaffen gehabt haben. Römiſche Frauen hatten ſchlechterdings kein Eigenthum. Ihr ganzer Brautſchatz, Alles, was ſie erbten oder erwarben, gehörte ipso jure dem Manne. Sie konnten eben ſo wenig als Kinder ein Teſtament machen, keine Klagen gegen ihre Gatten erheben, nicht einmal Geſchenke von ihnen annehmen, weil Geſchenke an die Frau eben ſo nichtig, als wenn man ſie ſich ſelbſt gemacht hätte, geweſen wären. Sie waren der unbeſchränkten Gerichtsbarkeit des Mannes unterworfen, der ſogar Herr über ihr Leben war, und ſie mit Zuziehung ihrer Verwandten beſtrafen konnte. Nach den vom Romulus herrührenden Gebräuchen war die Frau des Todes ſchuldig, wenn ſie Ehebruch begangen oder auch nur Wein getrunken hatte. Es ſcheint, daß in den älteſten Zeiten die Weiber in Rom ſehr viel Hang zum Weine gehabt haben, und daß daher viele Unordnungen entſtanden ſind; ſonſt würde Romulus dieſes Getränk nicht ſo ſtreng unterſagt haben. Die Frau mußte alle Vergehungen des Mannes gegen ſie, ſelbſt die größten Verbrechen, ohne Murren ertragen. Bei den alten Deutſchen und andern Völkern celtiſcher Abkunft genoſſen die Frauen, ungeachtet der niedrigſten Stufe der Cultur dieſer Völker, einer beſondern Achtung. Obgleich ſie durch vorzügliche Schönheit ſich auszeichneten, ſo wurden ſie doch nicht, wie bei den Griechen und morgenländiſchen Völkern, eingeſchloſſen; denn man konnte ſie ohne Gefahr ihrer eigenen jungfräulichen Sittſamkeit überlaſſen. Das Mädchen wurde nicht wider ihren Willen von den Eltern verheirathet; dieſe konnten wohl rathen oder abrathen, aber nie mit Gewalt zwingen. Die Braut brachte dem Manne keine Ausſteuer mit, ſondern dieſer machte ihr bei der Verlobung Geſchenke, welche in kleinern oder größern Heerden, einem aufgezäumten und geſattelten Pferde, und einem Schilde mit Lanze und Schwert beſtanden. Man zeigte dadurch, ſagt Tacitus, daß die junge Frau nicht als Sklavin, ſondern als eine Gefährtin des Lebens, als Genoſſin aller Gefahren und Arbeiten, aller Freuden und Leiden, in das Haus des Mannes kam. Während der Mann dem Kriege und der Jagd oblag, beſorgten die Weiber die Geſchäfte des Ackerbaues und der Haushaltung. Selbſt die vornehmſten und edelſten deutſchen Weiber ſchämten ſich dieſer Arbeiten nicht. Unternahmen die Männer langwierige oder entfernte Feldzüge, ſo wurden ſie von Weibern und Kindern begleitet. Dieſe waren die vornehmſten Triebfedern der Tapferkeit des Kriegers, ſo wie die heiligſten Zeugen und wärmſten Lobredner ihrer Thaten; ihre Aerzte und Pflegerinnen, wenn ſie verwundet waren; ihre Ermunterer zur Tapferkeit, die ſich in die Reihen der Kämpfenden miſchten, und ihnen Erfriſchungen brachten. Die Deutſchen ſchloſſen ihre Weiber nicht nur nicht von religiöſen Handlungen und Oertern aus, ſondern erwählten ſie ſelbſt zu Prieſterinnen, und ließen ſie zu den innerſten Geheimniſſen der Druiden. Sie erblickten im Weibe etwas Heiliges, vorzügliche Anlagen zur Verbindung

Digitized by Google

mit den guten Göttern, und der daher entſtehenden Gabe der Weiſſagung. Gewöhnlich ehrten ſie eine ſolche weiſſagende Jungfrau gleich einer lebenden Gottheit, wie zu den Zeiten des Tacitus die Velleda und Arminia. An dem Göttermunde ſolcher Jungfrauen hingen ganze Völkerſchaften, und harrten in ehrerbietiger Entfernung von den erhabenen Bergen, wo ſie wohnten, auf die Ausſprüche, um welche man ſie erſucht hatte. Dieſe Achtung, welche unſere würdige Altvordern den Frauen zollten, erhielt mit der Menſchwerdung Gottes, oder mit dem Aufgange des allerwärmenden Lichtes des Evangeliums eine tiefere Bedeutung und Nachweiſung. Es flößte Achtung und Liebe für die Frauen und weibliche Tugend ein, und indem es geſetzliche Ehen und Familienverhältniſſe herbeiführte, die auf Anerkennung gegenſeitiger Rechte und Pflichten beruhten, ſo ließ es die Würde der Menſchheit in den Frauen höher achten. Mit dem Ritterthume im Mittelalter, wo Ritter und Sänger weiblicher Schönheit wie einem überirdiſchen Gute huldigten, begann die Blüthenzeit für die Frauen. In dieſen Zeiten, wo der männliche Ritter ſich in einer ſittigen Jungfrau die Gebieterin ſeines Herzens auserſah, entſtanden auch die Cours d'amour, Minnegerichte, wo verwickelte Streitfragen aus dem Buche der Liebe auf eine ſinnreiche Weiſe geſchlichtet wurden. Als das Licht der Wiſſenſchaften im 14. Jahrh. über einen Theil Europa's aufging, waren es Dante und Petrarca, welche zur Vergötterung der Frauen nicht wenig beitrugen. Allein bald brach ſich dieſer kühne Phantaſienſchwung, der an der Liebe einer Beatrice und Laura, eines Abälard und einer Heloiſe unterhalten wurde, und an ſeine Stelle trat franzöſiſche Galanterie, welcher bald in Coquetterie ausartete. Von den gebildeten Cirkeln einer Ninon de l'Enclos, Sevigné, Maintenon, einer du Deffand, Geoffrin und l'Espinaſſe ging ein Ton aus, welcher mit Schicklichkeit lieben lehrte. Durch die Revolution erhielt er aber auch wieder eine andere Geſtalt, und nach dem völligen Umſturze der Dinge ſprach ſich ein Geiſt in den Frauen Deutſchlands aus, der eben ſo geehrt, als beſungen zu werden verdient. S. Gemeingeiſt.

Frauenburg, eine kleine Stadt im preuß. Reg. Bez. Königsberg, Kreis Braunsberg, beim Einfluß der Baude ins friſche Haff, mit 1500 Einw., einem Dom, auf einem Berge bei der Stadt liegend, mit dem Grabmal des berühmten, 1543 verſtorb. Aſtronomen Nikolaus Copernikus (ſ. d. A.); zwei andern Kirchen, Hoſpital; Sitz des Officialats des Biſchofs von Ermeland des Domkapitels und eines biſchöflichen Appellations- und Proſynodalgerichts. Die Domkirche wird von der Stadt durch einen von Copernikus eine Viertelmeile weit hergeleiteten Kanal, die neue Baude, getrennt. An dieſem Kanal, der ins friſche Haff fließt, ſteht noch der von Copernikus erbaute Waſſerkunſtthurm, durch welchen das Waſſer vermittelſt eines Räderwerks und eiſerner Schöpfeimer auf den Domberg getrieben, und alle Wohnungen der 12 Domherren mit Waſſer verſehen wurden. Allein dieſes Kunſtwerk, welches, nach den Trümmern zu ſchließen, dem noch jetzt zu Graudenz beſtehenden völlig gleich war, iſt ſchon längſt aus Mangel der nöthigen Unterhaltung im Verfall gerathen. Zu Copernikus Andenken ließ der ſamländiſche Biſchof Cromerus 36 Jahre nach deſſen Tode in der daſigen Kirche einen Denkſtein ſetzen, der im Verſammlungszimmer des Kapitels aufbewahrt wird. Auch ſieht man den kleinen Thurm mit Fenſtern gegen Norden und Süden, und die kleine Gallerie, wo Copernikus ſeine Beobachtungen anſtellte. Sein Bildniß in dem obern Zimmer mit einer Sphaere armillaris in der Hand.

Frauenglas, Marienglas, Ruſſiſches Glas, eine Art durchſichtiger weißer Glimmer, von brauner oder weißer Farbe, beſteht aus lauter biegſamen, elaſtiſchen, gleichlaufenden Blättern, die zuweilen einige

Schuhe im Quadrat haben, ſich leicht von einander trennen, und ſich äußerſt fein entblättern und ſpalten laſſen. In Rußland und Sibirien, wo man es am meiſten und in großen Stücken findet, dient es zu Fenſterſcheiben, Leuchtern ꝛc., vornehmlich auf Schiffen; auch kann man es ſehr gut zu Objektivſcheiben, beſonders bei einfachen Vergrößerungsgläſern, gebrauchen.

Frauenlob (Heinrich) auch Browenlob, Vrouwenlob, Frawenlob geſchrieben, der angenommene Name eines Meiſterſängers aus dem vierzehnten Jahrhunderte, von deſſen Lebensumſtänden wir weiter nichts wiſſen, als daß er zu Mainz ſeine Kunſt geübt, und daſelbſt im Jahre 1317 geſtorben. Nach Einiger Meinung ſoll er Doktor der Theologie, nach Andern Domherr zu Mainz geweſen ſeyn. In ſeinen Geſängen pries er vornehmlich die Tugenden des ſchönen Geſchlechts. Daher erhielt er den Namen Frauenlob, und die durchgängige Hochſchätzung der Weiber. Weiber trugen ihn, ſagt man, mit eigenen Händen zu Grabe, und begoſſen ſeine Gruft mit Wein. Durch ganz Deutſchland trauerten ſie um ihren Lobredner. Unter andern ſoll er einen Geſang auf die heil. Jungfrau verfertigt haben, der unter dem Namen Unſerer Frauen Lied bekannt geweſen. Auch wird ihm eine Ueberſetzung des Salomoniſchen hohen Liedes beigelegt. Die Meiſterſänger entlehnten von ihm viele Töne, unter andern den Zugton, deſſen Erfinder er war. Gedichte von ihm befinden ſich unter andern in der Maneſſiſchen Sammlung von Minneſingern; (Einige hier vorkommende Strophen von der Mutter Gottes findet man aus einer ſehr alten Handſchrift im öſterreichiſchen Dialekte theils verbeſſert, theils mit noch zwei Strophen vermehrt, in Denis Leſefrüchten); in einem Codex zu Colmar; in einer Sammlung von Meiſtergeſängen, welche ſich handſchriftlich in der Heidelberger Bibliothek befindet.

Frauenſommer, oder fliegender Sommer, heißen die Fäden welche im Herbſte die Luft durchziehen, und von der fliegenden Sommerſpinne herrühren. Dieſes Inſekt, von der Größe eines Nadelkopfs, auf dem länglichen Vorderkopfe mit acht grauen, in einem Kreiſe liegenden Augen verſehen, mit einem eirunden Hintertheile und einem glänzenden, ſchwarzbraunen, mit einzelnen Haaren beſetzten Körper, läßt ſich zu Anfang Auguſt in Wäldern, Gärten und Wieſen blicken, wo die Eier ungeſtört ausgebrütet werden können, und erſcheint dann auf Feldern, die es mit ſeinen Geſpinnſte überzieht, um Inſekten zu fangen. Der Wind wirrt die feinen Fäden zuſammen, und führt ſie durch die Luft.

Frauenthal, gräfl. Frieſiſches Schloß und Herrſchaft im ſteiermärkiſchen Kreiſe Marburg, in einer romantiſchen Gegend, an der Laßnitz, mit 243 Einw., einem Eiſenblechhammer, einer Meſſinghütte ꝛc. In dem nahen ſchönen Frauenthale erhalten jährlich am 15. Okt. oder am Thereſientage ſeit 1817 durch eine Stiftung des Beſitzers, Grafen von Fries, Gemahls der Thereſe von Hohenlohe, 6 arme Brautpaare von unbeſcholtenem ſittlichen Wandel Kleidungsſtücke von 500 Gulden.

Frauenverein, ſ. Gemeingeiſt.

Frechen, ein ſchönes großes Dorf, 2 Stunden von Köln, mit 1890 Einw., worunter 48 Potbäcker, die jährlich 100 Karren ſteinerne Krüge und Töpfe, Waſſerröhren, Buttertöpfe, Apothekergefäße ꝛc. liefern, und 12 Töpfer, die gewöhnliche Töpferwaare und ſchwarzes Geſchirr verfertigen. Hier iſt der Fundort der ſogenannten kölniſchen Erde (terre d'ombre de Cologne). Auch hat man Braunkohlengruben, und in der fruchtbaren Ebene nach Köln zu iſt ſtarker Rübſamenbau.

Frédégonde, Königin von Frankreich, Gemahlin Chilperichs I., geb. zu Montdidier in der Picardie, von niederer Herkunft, erwarb ſich durch Unkeuſchheit, Grauſamkeit und Mordluſt, einen Namen in der Geſchichte.

Digitized by Google

Als Hoffräulein bei den beiden erſten Gemahlinnen des Königs Chilperich, den ſie durch ihre Schönheit feſſelte, entfernte ſie die erſte durch Liſt, die andere durch Meuchelmord aus ihrer Nähe, und entzündete dadurch einen Krieg zwiſchen den beiden Brüdern Chilperich und Siegbert. Angefeuert durch ſeine Gemahlin Brunehild, der Schweſter der Gemordeten, ſchlug Siegbert ſeinen Bruder, und belagerte ihn in Tournai. Frédégonde, die indeß die Gemahlin Chilperichs geworden war, ſchaffte den Gegner ihres Gatten durch Meuchelmord aus dem Wege, ſchlug hierauf ſeine beſtürzten Truppen, drang raſch bis nach Paris, und nahm hier Brunehild mit ihren Töchtern gefangen, die ſie in ſtrenger Haft hielt. Chilperichs Söhne ſo wohl, als er ſelbſt, fielen alle als Opfer ihrer Leidenſchaften und Mordluſt. Mit Hülfe ihres Schwagers Guntram, Königs von Orleans, behauptete ſie ſich als Regentin des Reichs, zog gegen Childebert zu Felde, und hinterließ bei ihrem Tode (597) ihrem Sohne Clotar II. ein befeſtiges Reich.

Fregatte. 1) ein leichtes gebautes Kriegsſchiff, das von mehr länglicher Form als die Galliote iſt, nicht hoch über Waſſer geht, zwei Verdecke und hinten einen Spiegel hat. Es führt von 20 bis etliche 40 Kanonen. 2) In der Naturgeſchichte ein Seevogel, von der Größe eines Huhns, und mit ſo großen Flügeln, daß ſie ausgebreitet von einer Spitze zur andern 14 Fuß betragen.

Fregatton, ein Fahrzeug von mittelmäßiger Größe, das ein viereckigtes Hintertheil, einen Mittelmaſt, Hintermaſt u. ein Bogſpriet hat, 4—500 T. Ladung trägt, zum Ausladen der Galeeren, und zum Transporte gebraucht wird.

Freiberg, Hauptſtadt des erzgebirgiſchen Kreiſes an der Mulde, iſt der Sitz des Oberbergamtes. Im 12. Jahrhundert ſiedelten ſich mehrere Bergleute vom Harz, durch die Silberwerke herbeigelockt, hier an. Die Bevölkerung ſtieg mit jedem Jahre, ſo daß es ſchon zu Anfang des 16. Jahrhunderts gegen 30.000 Einwohner zählte. Im 30jährigen Kriege litt der Wohlſtand der Stadt ſehr bedeutend. Sie zählt jetzt 11000 Häuſer mit 9000 Einw. In der Domkirche, als der fürſtlichen Begräbnißkapelle, ruht Herzog Heinrich der Fromme mit ſeinen Nachkommen bis auf den Churfürſten Johann Georg den Vierten. Unten den Grabmälern zeichnet ſich das des Churfürſten Moritz (ſ. d. Art.) von Alabaſter aus. In dem Chor der Kirche ruht auch der Mineralog Werner (ſ. d. Art.). Neben dem Gymnaſium mit einer nicht unbeträchtlichen Bücherſammlung, erhebt ſich die 1765 geſtiftete Bergakademie, deren Blüthe mit Werner (1775) begann, mit einem vortrefflichen Mineralien- und Modellkabinette. Die Stadt hat verſchiedene Gewerbzweige; eine Mineralien-Niederlage, Gold- und Silbertreſſen-, Schwefel-, Vitriol-, Tabak-, Pulver-, Schrot-, Wollen- und Baumwollen-Fabriken, eine Stück- und Glockengießerei ꝛc. Die Haupterwerbsquelle bleibt aber immer der Bergbau. Unter den Gruben iſt die vorzüglichſte, die Grube Himmelsfürſt, welche ſeit 200 Jahren gebaut wird, und jährlich für 95.000 Thaler Silber liefert.

Freibeuter heißt ein Seeräuber, der überall auf Beute ausgeht, und ſeine Flagge nach der Lage der Umſtände ändert. Wenn der Caper unter Autoriſation ſeiner Regierung nur gegen die Nation feindſelig ſich beträgt, mit welcher die ſeinige in Fehde begriffen iſt, ſo iſt hingegen der Freibeuter ein gemeiner Räuber, dem kein Eigenthum, gehöre es auch, wem es wolle, heilig iſt.

Freibrief, Patent, ein Erlaubnißſchein, den ſich jeder, der ein Gewerbe treiben will, von der Regierung auswirken muß. Auch heißt Freibrief oder **Laßbrief** die Urkunde, wodurch Jemand aus der Sklaverei oder Leibeigenſchaft entlaſſen wird. In England und Frankreich wurden während des letzten Krieges zwiſchen beiden Mächten allen Handelsſchiffen — feindlichen

ausgenommen — auf beſtimmte Zeit Freibriefe oder Licenzen, d. h. Erlaubnißſcheine zur Aus- und Einfuhr gewiſſer (unentbehrlichen) Handelsartikel, die an ſich nicht aus- und eingeführt werden durften, ertheilt, um den gänzlichen Untergang des Handels, der durch das engliſche Blokadeſyſtem und die franzöſiſchen Dekrete von Berlin und Mailand zwiſchen England und dem feſten Lande gehemmt war, zu vermeiden. Auch Schweden ertheilte 1812 Licenzen, um ſeinem Getreidemangel durch dieſe Maßregel abzuhelfen. In England verſteht man unter Patent eine Urkunde, vermittelſt welcher dem Erfinder einer Sache das ausſchließende Eigenthum, und die Befugniß zur ausſchließenden Anwendung und Betreibung derſelben auf ein gewiſſe Anzahl Jahre verliehen wird, um nicht nur ihn für die Anwendung ſeiner Zeit, Geiſteskräfte und ſeines Vermögens zu belohnen, ſondern ihn und Andere auch zu mehreren Erfindungen anzuſpornen. Die erfundene Sache pflegt man mit dem Zuſatze „Patent" zu bezeichnen, z. B. Patentſtrümpfe.

Freiburg, der Rangordnung nach der neunte Canton der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, in der weſtlichen Schweiz, von Bern, Waadt und dem Neuburger See umgränzt, enthält auf ungefähr 34 □Meil. an 72.000 meiſt katholiſche Einw., welche theils die deutſche, theils die verdorbene franzöſiſche Sprache reden, und ſich durch einen gutmüthigen Karakter auszeichnen. Im Süden des Landes ſind hohe Berge, die zur vortrefflichen Viehzucht und Alpenwirthſchaft Gelegenheit geben; der nördliche ſehr fruchtbare Theil liefert Getreide, Obſt, Tabak ꝛc.; der Hauptausfuhrartikel ſind die Greyerzer Käſe (jährlich 25.000 Ctnr.), welche als die vorzüglichſten Schweizer Käſe berühmt ſind. Die Verfaſſung iſt ariſto-demokratiſch mit einem großen Rathe von 144 Mitgliedern für die Geſetzgebung, und einem kleinen Rath von 28 für die Vollziehung. Der letzte theilt ſich in den Staats- und Appellationsrath. Merkwürdig iſt das Tribunal der Cenſoren, das aus ſieben Sekrets oder Heimlichen beſteht, ſich ordentlich alljährig am Jahrestag der Schlacht bei Murten zur Aufrechthaltung der Verfaſſung und guten Sitten verſammelt. Das Land wird in 12 Amtsbezirke abgetheilt, und hat zur Hauptſtadt Freiburg in Uechtlande, an der Saane, welche den ganzen Canton durchſtrömt, in einer wild-romantiſchen Gegend, theils im Flußthale, theils auf ſchroffen Sandfelſen liegend, mit 6500 Einw., 3 Brücken, 28 Brunnen, 4 Kirchen, worunter die im gothiſchen Style aufgeführte Hauptkirche St. Nikolaus mit einem 256 Berner Fuß hohen Thurm, dem höchſten in der Schweiz, die herrliche, auf einem Hügel liegende, Jeſuitenkirche ſich auszeichnen; 3 Hoſpitälern, einigen Klöſtern, einem Lyceum und Gymnaſium mit 12 Profeſſoren (ſeit 1818 aus dem Jeſuitenorden), kathol. Prieſterhaus, einer ökonomiſchen Geſellſchaft, Schwefelbadanſtalt, die erſte in der Schweiz, 2 Bibliotheken, Gemälde-, Kunſt- und Naturalien-Sammlung, einigen Fabriken, Handel ꝛc. Merkwürdig iſt die auf dem Hauptplatz zum Andenken des Sieges bei Murten 1476, gepflanzte große Linde. Die Stadt ward 1679 von Berthold IV., Herzog von Zähringen, gegründet, kam dann ans Haus Oeſterreich, mit welchem ſie oft gegen die Eidsgenoſſen kämpfte, trat aber nach dem burgundiſchen Kriege ihrem Bunde bei (1481), und erhielt die Unabhängigkeit von Savoyen erſt am Anfange des 16ten Jahrh. Seit der Reformation hat der ehemalige Biſchof von Lauſanne hier ſeinen Sitz. Im J. 1803 verſammelte ſich die erſte Tagſatzung der Vermittlungs-Regierung in Freiburg.

Freiburg. Dieſe alte Hauptſtadt des Breisgaus, und jetzt Hauptort des badiſchen Treiſamkreiſes, liegt an der Spitze der Gebirgskette des Schwarzwaldes, der ſich rechts und links hinter ihr ausdehnt, in einer höchſt romantiſchen Gegend; öſtlich fließt die Treiſam vorüber, welche aus dem nahen Höllenthale herabſtrömt. Freiburg wurde 1118 von Berthold III. von Zähringen erbaut, und mit großen Freiheiten begabt. Nach dem Erlöſchen des

Digitized by Google

Zähringiſchen Mannsſtammes Berthold V. kam es an den Gemahl ſeiner Schweſter, Graf Egon I. von Urach. Jene ſtarben aus mit dem Grafen Johann 1457, die Stadt hatte ſich aber bereits 1368, nach einem langen ſchrecklichen Kriege, von ihrer Herrſchaft losgekauft, und unter den Schutz der Herzoge von Oeſterreich begeben. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich über 10.000. Hauptmerkwürdigkeiten ſind: der Münſter, einer der ſchönſten und vollendetſten unter den alten Domen Deutſchlands. Den Bau deſſelben fing Herzog Conrad von Zähringen (zwiſchen 11—1152) an, die Vollendung des Ganzen geſchah aber wohl erſt unter Conrad I., Grafen von Freiburg. Hundert Jahre ſpäter wurde der alte Chor erneuert und erweitert. Das Gebäude iſt aus rothem Sandſtein aufgeführt, in der Form eines Kreuzes. Der Thurm erhebt ſich an der Abendſeite in gleicher Breite mit dem Mittelſchiffe, an welches er ſich anſchließt; ſeine 3 übrigen Seiten ſind frei. Der Haupteingang gehet durch den Thurm, deſſen Höhe 356 Pariſer Fuß mißt. Im Innern ſind beſonders ſehenswerth: die Statue Bertholds V., der hier ſein Grab hat, und die Steinbilder der übrigen Zähringer; die Gemälde des Hochaltars von H. Baldung (ſ. d Art.), ein wahres Meiſterwerk der altdeutſchen Schule; mehrere treffliche Fenſtergemälde, einige Grabmäler, verſchiedene kunſtreiche Werke im Münſterſchatz ꝛc. Dieſe Kirche wird jetzt zur erzbiſchöflichen Cathedrale erhoben, und man hat ſehr zweckmäßig den innern Raum von ſeinen Verunſtaltungen befreit, und dem Gebäude dadurch ſeine erſte würdige Geſtalt wieder gegeben. Das Kaufhaus, ein altes gothiſches Gebäude; das Theater; der Brunnen auf dem Fiſchmarkt, mit dem Monument des Erbauers der Stadt; die Univerſität, 1454 geſtiftet, beſitzt eine ſehr reiche Bibliothek, ein Naturalienkabinet, welches von St. Blaſien dahin gebracht wurde, eine ſchöne Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente, die vorhin dem Kloſter Salem gehörten, einen botaniſchen Garten, ein anatomiſches Theater, ein kliniſches Inſtitut und ſehr viele Stipendien. In der Univerſitäts-Capelle iſt ein treffliches Gemälde von Holbein. Die Stadt hat außerdem noch ein Gymnaſium, Normalſchule, Forſtinſtitut, polytechniſches Inſtitut zur Bildung künftiger Kaufleute, Fabrikanten, Künſtler ꝛc.; auch verdient das in vielfacher Richtung thätige Herder'ſche Kunſt-Inſtitut einer rühmlichen Erwähnung. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten ſind mehrere Hoſpitäler und ein Waiſenhaus. Freiburg iſt der Sitz des Hofgerichts, Direktoriums, Oberforſtamts ꝛc., hat mehrere Fabriken und ein Mineralbad. Die ehemaligen Feſtungswerke wurden 1744 von den Franzoſen geſchleift.

Freicorps waren ſonſt Heeresabtheilungen, die, für die Dauer des Krieges errichtet, zum Dienſt der leichten Truppen gebraucht, und als ein leicht zu verſchmerzender Verluſt dem Feind an den gefährlichſten Stellen entgegen geworfen wurden. Friedrich der Große hatte im 7jährigen Kriege ſolche, meiſt aus Ueberläufern gebildete, Freibataillons, die aber, wegen ihrer zügelloſen Lebensart, weder bei den übrigen Truppen, noch bei dem Volke in Anſehen ſtanden. In dem deutſchen Befreiungskriege wurden ſie zu Verſammlungspunkten freiwilliger Vaterlandsvertheidiger gemacht, und zu dem kleinen Krieg, zum Abſchneiden der feindlichen Zufuhr, der Ergänzungsmannſchaften, der Depeſchen und Couriere, zur Auskundſchaftung der feindlichen Bewegungen gebraucht; z. B. das 1813 errichtete Lützow'ſche Freicorps. S. Freiwilligen.

Freidank. Unter dem Namen Frygedank, Frydank, Freydank, haben wir ein moraliſches Gedicht (Spruchgedicht) in kurzen gereimten Verſen (mehrentheils vierfüßigen Jamben), welches in das 13te Jahrh., und wahrſcheinlich nicht in die letzte, ſondern noch in die erſte Hälfte deſſelben, gehört. Es iſt aber noch zweifelhaft, ob Freidank der wirkliche, oder bloß ein

angenommener Name des Verfaſſers iſt, der vielleicht auf die Freimüthigkeit der Gedanken in dieſem Gedichte Beziehung hat. Von den Lebensumſtänden des Verfaſſers iſt gar nichts bekannt. Es gehört dies Gedicht unſtreitig zu den ſchätzbarſten Denkmälern der altdeutſchen Lehrpoeſie, und hatte ehedem ein ausgezeichnetes, klaſſiſches Anſehen. Hugo von Trymberg in ſeinem Renner, Agricola in ſeinen Sprüchwörtern, Baumann in ſeinem Commentar zum Reineke Fuchs, Holzmann in ſeinen Fabeln u. A. haben Vieles aus ihm entlehnt. Rudolph Dienſtmann zu Montfort, aus dem letzten Viertheil des 13ten Jahrh., führt den Verfaſſer deſſelben in ſeinem Wilhelm von Brabant unter den allgemein verehrten Dichtern der Vorzeit auf. Wenn er ihn übrigens, wie auch Andere thun, den „Maiſter Freidank" nennt, ſo hat das nicht den Sinn, als ob er ihn zu den Meiſterſängern rechne. Man weiß, daß der Name Meiſter in jener früheren Periode mehreren Dichtern als ein Ehrenname gegeben wurde, und Freidank iſt weit eher zu den Minneſingern, als zu den erſt ſpäterhin ſo benannten und zunftmäßigen Meiſterſängern zu zählen. Das Gedicht führt den Titel: Beſcheidenheit, und handelt in 4138 Verſ. vorzüglich von der Tugend, im moraliſchen Thun und Laſſen das gehörige Maaß zu halten. Freidanks moral. Lehren hängen aber ſelten zuſammen; ſie beſtehen meiſtens in kurzen Sprüchen, Lebensregeln und Betrachtungen, die zwar öfters lange von einem Hauptſtücke handeln, aber unter ſich nicht verknüpft ſind. Wenn in denſelben wenig eigentliche Poeſie herrſcht, ſo herrſcht doch darin viel Energie der Gedanken.

Freie Künſte, ſ. **Kunſt**.

Freienwalde, Stadt im preuß. Reg.-Bez. Potsdam, an der Oder in einer hügeligen Gegend liegend, zählt über 2600 Einwohner, hat ein ſchönes königl. Schloß, und iſt vorzüglich berühmt durch eine 1683 entdeckte Heilquelle, welche in einem anmuthigen, von waldigen Bergen eingeſchloſſenen, Thale ½ St. v. d. St. an 7 Stellen hervorſprudelt, worunter die Küchenquelle und der Königsbrunnen die vorzüglichſten. Das Waſſer gehört zu den alkaliſch-erdigen Stahlwaſſern, hat einen dintenähnlichen Geſchmack, und wird bei Magenſchwäche, beim Samen- und weißen Fluße, bei Hypochondrie, Gicht, und mehreren anderen Uebeln mit Nutzen gebraucht. Auch hat Freienwalde ein Alaunwerk, welches jährlich über 3000 Centner giebt; eine Braunkohlen-Grube, Webereien ꝛc. In der Nähe wird der feine Quarzſand gegraben, den man bei der Spiegelfabrik zu Neuſtadt an der Doſſe gebraucht.

Freie Städte. Bis zum J. 1803 gab es in Deutſchland 51 freie Reichsſtädte, d. h. ſolche, welche im Mittelalter durch Gewerbe und Handel emporgeblüht, ihre Freiheit theils durch Kauf von ihren Oberherren, theils durch Waffen erworben, oder von den Kaiſern erhalten hatten. Sie bildeten im Mittelalter durch Weisheit und Tapferkeit eine ſichere Zuflucht gegen die Fehden und Bedrückungen der Großen, und alle Künſte des Friedens blühten herrlich unter ihrem Schutze auf. Zu mächtigen Bündniſſen vereinigt, wie der ſchwäbiſche, rheiniſche, vorzüglich aber die Hanſa, bildeten ſie ein heilſames Gegengewicht gegen die Fehde- und Raubſucht der Mächtigen. Nur den Kaiſer erkannten ſie als ihren Oberherrn. Im weſtphäliſchen Frieden wurden ihnen alle die Rechte, ſich nach eigenen Geſetzen zu regieren, Münze zu prägen, und eine Stimme auf dem Reichstag zu führen, beſtätigt. In neueren Zeiten, wo der Handel ſich ganz andere Wege eröffnet, und die Macht der Fürſten ohne Vergleich gegen ehemals geſtiegen, verſanken die meiſten Reichsſtädte in Unbedeutenheit und Schulden, und mit Ausnahme von Augsburg, Nürnberg, Hamburg Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main, wurden ſie alle, durch den Reichsbeſchluß vom J. 1803, aufgehoben, und den verſchiedenen weltlichen Fürſten zugetheilt, in deren Gebiet ſie lagen. Nach dem Preßburger Frieden und der Stiftung des Rheinbundes 1806 verloren auch

Digitized by Google

Augsburg, Frankfurt und Nürnberg ihre Freiheit; ja 1810 wurden ſelbſt die drei letzten, Hamburg, Lübeck und Bremen, dem franzöſiſchen Reiche einverleibt. Die Siege des Jahres 1813 gaben vieren von ihnen, nämlich Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen, ihre alte Freiheit und ihre Stimme im deutſchen Bunde wieder. Ehemals wurden die Reichsſtädte auf den Reichstagen in zwei Bänke getheilt; die rheiniſche Bank zählte 14, die ſchwäbiſche 37 Städte; jetzt führen die 3 nördlichen freien Städte noch den Namen der hanſeatiſchen. Auf dem Wiener Congreſſe 1815 wurde auch Cracau (ſ. d. Art.) als freie Stadt erklärt. S. Hanſa und Reichsſtadt.

Freigedinge, Freigerichte. Der Urſprung dieſer vorzüglich in Weſtphalen üblichen Gerichte des Mittelalters iſt ungewiß, wie die Bedeutung des Wortes Vehm. Jenen leitet man gewöhnlich von Carl d. Großen her; allein der erſte Schriftſteller, der ihrer erwähnt, ſchrieb im J. 1353; ſie mögen alſo wohl ſpäteren Urſprungs ſeyn. Vielleicht entſtanden ſie aus einem geheimen Bunde, der den Greueln und der Anarchie jenes Zeitalters abhelfen wollte. Sie arteten in der Folge ſehr aus, und wurden im 14ten und 15ten Jahrh. wahrhaft furchtbar. In den J. 1404, 1439, 1442, 1495, 1512, u. 1521 wurden ſie von den damaligen Kaiſern, unter welchen ſie zwar ſtanden, die aber von dem, was in den Gerichten vorging, wenn ſie nicht ſelbſt Mitglieder der Gerichte oder Wiſſende waren, nichts erfuhren, reformirt, und verloren ſich endlich ganz durch die Privilegien, welche die Kaiſer mehreren Städten und Ständen wider ſie ertheilten, vorzüglich aber durch die Cultur des Zeitalters, das ihrer nicht mehr bedurfte. Ihr Wirkungskreis erſtreckte ſich bloß auf ſchwere Verbrecher, die mit dem Verluſt von Ehre, Leib und Leben beſtraft zu werden pflegten. Sie wurden gewöhnlich im Geheim gehalten, und glichen deßhalb, ſo wie wegen ihrer Strenge gegen angebliche Zauberer und Ketzer, den ſpätern Inquiſitions-Gerichten. Unter den Mitgliedern dieſer Gerichte gab es 3 Claſſen: Stuhlherren, Freigrafen und Freiſchöffen. Die erſtern leiteten das ganze Gericht, und waren gewöhnlich Fürſten weltlichen und geiſtlichen Standes, bisweilen auch bloße Grafen und Edelleute. Die Freigrafen waren die eigentlichen Vorſitzenden, und wurden von dem Fürſten, in deſſen Gebiet das Gericht ſeinen Sitz hatte, erwählt. Sie ſprachen die Urtheile. Die Freiſchöffen wurden von den Freigrafen ernannt, und waren entweder ſchöffenbare Freie, von Adel und aus dem Soldatenſtande, die eigentlichen Ankläger und Beiſitzer, oder echte rechte Freiſchöppen und Fröhnboten von gemeinem Stande. Letztere waren der erſten Diener, ſchlugen die Ladungsbriefe an, ſpäheten die Verurtheilten aus, und vollzogen die Urtheile. Ihre Verfahrungsart war folgende: Hatte ein Freiſchöffe Jemanden eidlich als einen Verbrecher denuncirt, ſo wurde der Denunciat dreimal vorgeladen, indem ihm ein Freiſchöffe eine Ladung an die Thüre heftete, ohne ſich weiter zu erkennen zu geben. Erſchien der Angeklagte, ſo wurde über ihn erkannt, und das Urtheil ſofort vollzogen. Erſchien er auf dreimalige Ladung nicht, ſo wurde er für vervehmt erklärt, und den Freiſchöffen Preis gegeben, die ihn, wenn ſie ihn fanden, an dem erſten Baum aufknüpften, oder, wenn er ſich wehrte, niederſtießen, und dann noch aufhingen. Geiſtliche, Frauenzimmer und Juden konnten jedoch vor dieſe Gerichte nicht gezogen werden. S. Vehmgericht.

Freigeiſt, Freigeiſterei, freier Geiſt. 1) Im theoretiſchen Sinne iſt ein Freigeiſt der, welcher ſich in Anſehung deſſen, was er glauben ſoll, allein an die Erfahrung hält, und allen Glauben verwirft, z. B. keinen Gott glaubt, weil ihm keine Gottheit ſichtbar iſt; keine Unſterblichkeit, weil ihm kein Todter erſchienen iſt ꝛc. Dieſe Art der Freigeiſterei iſt eine wahre Herabwürdigung des göttlichen Geſchenkes der Vernunft, die um deſto ſchädlicher iſt, je unreiner ihre Quellen ſind, entweder Unwiſſenheit

Digitized by Google

oder Trägheit, oder Laſterliebe, welche dieſen Unglauben zum Schlaftrunk des Gewiſſens benutzt. 2) Im praktiſchen Sinne iſt ein Freigeiſt derjenige, welcher wähnt, an keine Pflichten gebunden zu ſeyn. Dieſes folgt unmittelbar aus jener theoretiſchen Freigeiſterei. Denn wer nicht an ſeine Vernunft als Geſetzgeberin des Willens glaubt, wie kann ſich der zu irgend einer Pflicht verbunden erkennen, ſobald ſie ſeinen thieriſchen Trieben entgegen ſteht. Von dieſen verwerfenen Freigeiſtern muß man aber wohl die achtungswürdigen Menſchen unterſcheiden, die man freie Geiſter nennt, d. h. ſolche, die ihren Glauben auf eigne innere Ueberzeugung zu bauen ſich verpflichtet halten. Ein Freigeiſt ſpottet des Volksglaubens, ohne ihn und ſeine Gründe geprüft zu haben. Ein freier Geiſt unterwirft den Volksglauben ſeiner Kritik, um zu ſehen, ob er ihn zu ſeinem Eigenthum machen könne, und iſt weit entfernt, über einen Irrglauben, ſobald er nur moraliſch unſchädlich iſt, zu ſpotten.

Freigelaſſene (liberti, libertini) hießen bei den Römern die von ihrem Herrn in Freiheit geſetzte Sklaven, im Gegenſatze der freigebornen Bürger. Ein Freigelaſſener trug zum Zeichen der Freiheit eine Mütze oder einen Hut auf ſeinem Kopfe (den er nach erlangter Freiheit im Tempel der Feronia hatte ſcheeren müſſen), da die Freigebornen ohne Hut in ihren Haaren gingen. Er nahm den Namen ſeines Herrn an, z. B. Cicero's Freigelaſſener hieß vorher bloß Tiro, nachher aber M. Tullius Tiro. Von ſeinem Herrn wurde er mit einem weißen Kleide und einem Ringe beſchenkt. In den ältern Zeiten war der Zuſtand aller freigelaſſenen Sklaven derſelbe. Nach der Anordnung des Servius Tullius erhielten ſie mit ihrer Freiheit das Bürgerrecht. Indeſſen gehörten ſie zu den Plebejern, und als Leute von geringerer Bedeutung waren ſie unter die vier ſtädtiſchen Tribus vertheilt. Zum Soldatenſtande bediente man ſich ihrer nur im höchſten Nothfalle; zu Ehrenämtern konnten ſie gar nicht gelangen, nicht einmal ihre Kinder ließ man gern dazu kommen. In der Folge wurden der Freigelaſſenen zu viel in Rom, und manche unter ihnen thaten ſogar in die Rechte der Bürger Eingriffe; daher wurden verſchiedene Geſetze gegeben, um die Freiheit, Sklaven loszulaſſen, zu beſchränken. So z. B. durfte keiner in ſeinem Teſtamente über eine gewiſſe mit der Menge ſeiner Sklaven in Verhältniß ſtehende Anzahl, z. B. bei 20.000 Sklaven nicht über 100 frei laſſen. Die Freilaſſung geſchah in ältern Zeiten auf dreierlei Art. Die erſte Art (per censum) beſtand darin, daß der Sklave mit Wiſſen, oder auf Befehl ſeines Herrn in die Bürgerliſte des Cenſors eingetragen wurde. Vom Tage der Luſtration an wurde dann der Sklave als ein römiſcher Bürger angeſehen. Zu Tibers Zeiten ſcheint dieſe Art der Freilaſſung, die übrigens die wenigſten Umſtände erfoderte, ganz abgekommen zu ſeyn. Die zweite Art (per vindictam) war die feierlichſte. Der Herr führte den Sklaven an der Hand zum Prätor oder Conſul, und in den Provinzen zum Proconſul oder Proprätor, zu welchem er ſagte: „Ich verlange, daß dieſer Mann nach der Gewohnheit der Römer frei ſey.“ Gab nun der Prätor ſeine Einwilligung dazu, ſo ſchlug er mit einem Stabe auf den Kopf des Sklaven, und ſagte: „Ich erkläre dieſen Mann für frei nach der Gewohnheit der Römer.“ Die dritte Art der Freilaſſung (per testamentum) war, wenn ein Herr ſeinen Sklaven in ſeinem Teſtamente für frei erklärte. Dies geſchah entweder gerade zu und mit ausdrücklichen Worten, oder der Teſtator erklärte ſeinen Willen bloß als Wunſch oder Bitte. In beiden Fällen aber war der Sklave von dem Tage an frei, an welchem der Erbe die Erbſchaft antrat. Noch auf eine dritte Art wurden die Sklaven (per testamentum) freigelaſſen, wenn ihre Freiheit auf einen gewiſſen Tag oder bei einer gewiſſenen ſich ereignenden Bedingung feſtgeſetzt war, z. B. mein Sklave ſoll vier Monate nach meinem Tode, oder nach dem Tode meiner Frau frei ſeyn. Solche Freigelaſſenen blieben zwar noch ſo lange Sklaven, bis der

Digitized by Google

feſtgeſetzte Tag, oder die angegebene Bedingung eintrat. Die Zeit, wann dieſe feierlichen Freilaſſungen aufgekommen ſind, läßt ſich nicht angeben. Die Geſchichte erwähnt des Königs Servius, als des erſten Freigelaſſenen. Obgleich die Freilaſſung eigentlich die Belohnung verdienter Sklaven ſeyn ſollte, ſo wurde doch in der Folge großer Mißbrauch damit getrieben, indem man oft den nichtswürdigſten Sklaven die Freiheit ſchenkte, ſo daß man eigene nachdrückliche Geſetze dagegen geben mußte (vergl. oben).

Freigrafſchaft, der Sprengel eines Freigrafen. Nach Berck's (Geſch. d. weſtphäl. Vehmgerichte. 2te Abth. Bremen, 1815) enthielt jede Freigrafſchaft gewöhnlich mehrere Freiſtühle, oder ſolche Oerter, wo die Freigerichte, oder Freidinge, d. h. die Sitzungen des Gerichts, gehalten wurden. Nur durch ſpätern Mißbrauch erſtreckte ſich der Sprengel eines Freigrafen über ſeine Freigrafſchaft hinaus. Die Sitzungen ſelbſt theilten ſich in das ſogenannte offene Ding, zu dem Jedermann freien Zutritt hatte, und in das heimliche Ding, oder die heimliche Acht, zu welcher nur die Wiſſenden zugelaſſen wurden, deren Zahl im 14ten u. 15ten Jahrh. über 100,000 betragen haben ſoll. Das gerichtliche Perſonale beſtand aus Freigrafen, Freiſchöppen und Freifrohnen oder Frohnboten. Der Stuhlherr ernannte die Freigrafen, und ſchlug ſie dem Kaiſer und deſſen Statthalter, dem Erzbiſchofe von Köln, zur Beſtätigung vor. War der auf handhafter That Betroffene entflohen, ſo ward er ohne weiteres vervehmt und ins Blutbuch geſchrieben, und alle Wiſſenden und ſonſt Jedermann zur Vollziehung des Urtheils aufgefodert. Die gewöhnliche Todesart war das Erhenken. In zweifelhaften Fällen fand eine förmliche Ladung und Anklage Statt. Man appellirte an das General-Capitel der heimlichen Acht oder an den Kaiſer und deſſen Statthalter in Weſtphalen, ſpäterhin auch an das Reichskammergericht. Das General-Capitel, oder jährlich ein Mal ausgeſchriebene allgemeine Verſammlung der Stuhlherren, Freigrafen und Schöppen ward gewöhnlich zu Dortmund oder Arensberg gehalten. Präſident war der Kaiſer, deſſen Statthalter oder der Subſtitut deſſelben. Der Kaiſer hatte das Recht, neue Freiſtühle zu errichten, und die Urtheile wurden in ſeinem Namen geſprochen; auch übte er über die Freiſtühle das Recht der oberſten Aufſicht. Der Statthalter — ſeit 1437 wurden die Erzbiſchöfe von Köln allgemeine Statthalter innerhalbe und außerhalb ihres Herzogthums — belehnte die Freigrafen mit dem Blutbanne, ernannte die Freiſchöppen u. ſ. w. Die Stuhlherren waren nur Gerichtsherren der Freiſtühle, die ſie durch Freigrafen verwalten ließen; jedoch konnten ſie auch das Amt ſelbſt verwalten, wenn ſie wiſſend geworden waren. Als in der Vehmgerichts-Anſtalt Mißbräuche einriſſen, wurden auf den Reichstagen, vorzüglich von Max I., Reformationsverſuche vorgenommen, obgleich größtentheils vergeblich. Man wagte aber nicht, ſie aufzugeben, ſo groß war ihr Anſehen bei der durch die Schwäche der Kaiſer herbeigeführten Anarchie, weßwegen allerdings bei dem gänzlichen Mangel einer ordentlichen Juſtizpflege die Vehmgerichte eine lange Zeit hindurch einem weſentlichen Bedürfniſſe abgeholfen hatten. Ohne förmlich aufgehoben zu ſeyn, gingen die Vehmgerichte allmählig von ſelbſt unter, theils durch innere Gebrechen, theils durch kaiſerl. und päpſtl. Evokationsprivilegien, vor allen durch den ewigen Landfrieden, das Kreisregiment, die Carolina und das Reichskammergericht; doch wurden die Namen der Freiſtühle und Freigrafen noch im 16ten Jahrh. gehört, und zum letzten Male geſchieht dieſer Gerichte in einem Landesgeſetze vom J. 1596 Erwähnung. S. Vehmgericht.

Freihafen, ein freier oder mit verſchiedenen Freiheiten begabter Hafen, wo Schiffe aller Völker zollfrei einlaufen und handeln können.

Freiheit. Die Freiheit ſteht der Nothwendigkeit, das Freie dem Nothwendigen und Gebundenen entgegen. Jedes endliche Ding iſt aber, als

ſolches betrachtet, theils überhaupt dem Geſetze des Ganzen unterworfen, in welches es als Glied verflochten iſt, theils ſelbſt in ſeiner eigenthümlichen Natur von einem Grundweſen abhängig, welches die Welt in ihrer Mannichfaltigkeit ſchuf und ordnete. Jedes endliche Weſen iſt daher auch gebunden und unfrei; in der ihm angewieſenen Kraftſphäre aber wirkt es frei, d. i. unabhängig von dem andern. So wie nun dieſe Kraftſphäre, oder der Grad der Kraft verſchieden iſt, mit welchem es ausgeſtattet, in die von ihr verſchiedene Welt eingreift, in dem Maaße iſt es auch frei; und je freier es iſt, deſto mehr hängt es nur von ſich ſelbſt ab, und die Nothwendigkeit wird ihm eine innere, an die es ſich ſelbſt bindet. Betrachten wir die äußern Dinge in ihrer ſtufenweiſen Entwickelung bis zum Menſchen herauf, ſo finden wir: unfrei iſt der Boden, auf dem wir leben, und das Mineral, das zu dieſem Boden gehört, in ſoferne ſie dem Geſetze der Schwere und Bewegung folgen müſſen. Frei iſt die rollende Erde aber, in ſoferne z. B. ihre Bewegung nicht unmittelbar beſtimmt wird durch die Bewegung eines Körpers, der einem andern Sonnenſyſteme angehört, frei iſt das Mineral, in ſoferne z. B. deſſen Bildung von der Pflanzennatur unabhängig iſt. Unfrei iſt die Pflanze, in ſofern ſie von dem Boden abhängig iſt, dem ſie entſproßte; aber ſie ſteht frei über dem Boden, zum Lichte hinauf gerichtet. Doch kann ſie ihre Stelle nicht verlaſſen; das Thier verändert ſie, ſchwingt ſich in die Lüfte, es ſteigt hinunter in die Tiefen des Meeres; es bewegt ſich hin zu ſeiner Nahrung, welche die Pflanze aus Luft und Boden zieht, und entwickelt ſich aus ſich ſelbſt; daher redet man von einer animaliſchen (thieriſchen) Freiheit, die ſich in der Fähigkeit der willkührlichen Bewegung und inneren Entwickelung offenbart (daher auch thieriſche Willkühr), und welche auch der Menſch als thieriſcher Organismus beſitzt. Aber in ſofern das Thier bei dieſer Bewegung einem Geſetze ſeiner Natur blind und bewußtlos folgen muß, und in ſofern es in dieſer Bewegung durch Weſen von gleicher Fähigkeit, oder andere raumerfüllende Körper beſchränkt oder aufgehoben wird, ſo daß weder der Menſch noch das Thier über gewiſſe Gränzen im Raume ſich hinaus bewegen können, und beide gewiſſen Einflüſſen anderer Körper unterliegen, in ſoferne iſt auch dieſe Freiheit nur eine relative. Aber der Menſch unterſcheidet ſich von dem Thiere dadurch, daß er Vorſtellungen ſelbſtthätig erzeugen, nach Vorſtellungen mit Bewußtſeyn auf die Außenwelt einwirken, und unter den möglichen Handlungen wählen kann. Dieſes Vermögen nennt man die menſchliche Willkühr oder die pſychiſche (auch pſychologiſche) Freiheit des Menſchen. Daß wir nicht bloß inſtinktmäßig von den Gegenſtänden an- oder abgezogen werden, iſt Thatſache des Inneren, welche Jeder wahrnehmen kann. Wir vermögen nämlich unabhängig von äußeren Eindrücken Vorſtellungen zu bilden, und uns über den ſinnlichen, unwillkührlichen Gedankenlauf zu erheben durch Abſtraktion und Reflexion. Im Handeln zeigt ſich die Willkühr erſtens als Unbeſchränktheit des Triebes. Daß wir in Hinſicht unſeres ſinnlichen Triebes freier und unbeſchränkter ſind, als die Thiere, leuchtet aus Folgendem ein. Wenn der Trieb des letztern auf die Gegenwart ohne Bewußtſeyn gerichtet, und von augenblicklichen Einflüſſen abhängig iſt, in allem demjenigen aber, was dieſer Trieb verlangt, ſich, ohne hinzutretende Verwöhnung durch Menſchen, weit einfacher, und ſich ſelbſt gleich bleibend zeigt (wie wir z. B. an der Nahrung ſehen, welche gleichſam die Natur ſelbſt einer Thierart feſt und unveränderlich angewieſen hat): ſo vermag der Menſch, von den Einflüſſen des Augenblickes unabhängiger, mit ſeinem Trieb weit über ſeinem Standpunkt, in eine ferne Zeit, ja über dieſes Leben ſelbſt und über die

Digitized by Google

Gränzen dieſes Planeten hinauszuſchweifen, ihn auf eine unbegränzte Summe mannichfaltiger Gegenſtände zu richten, und ſelbſt die Gegenſtände zu erſtreben, die ſeiner körperlichen Natur ſchädlich und verderblich ſind. Daher die Menge ſinnlicher Wünſche und Hoffnungen, an welchen der Menſch unerſchöpflich iſt. So wünſcht der ruhmſüchtige Eroberer auch ferne Welten zu beherrſchen, und der Schauplatz dieſer Erde iſt ſeiner Herrſchſucht nicht weit genug. So bevölkert der Muſelmann auch ſein Paradies mit ſchönen Houri's. Daher kommt es auch, daß die Menſchen in ihren Genüſſen ſo verſchieden ſind, wie die Thiere es nie ſind. Daher auch weicht der Menſch von der Ordnung der Natur ab, und ſchafft ſich durch Verkehrung der Naturordnung eine Cultur des Luxus und der Willkühr, die zur Unnatur führt, und ihm zur neuen, tyranniſchen Feſſel wird. Der Grund dieſer unbeſchränkteren Wirkſamkeit des ſinnlichen Triebes, iſt die dem Menſchen verliehene Phantaſie, durch welche das Sinnliche zu einem Unendlichen erweitert, das ſinnlich Mögliche vorgeſtellt, und jede Schranke des Raums und der Zeit aufgehoben wird. Schon durch dieſe ſinnliche Freiheit hört der Menſch auf, reines Naturweſen zu ſeyn, und die Ausartungen derſelben machen es begreiflich, warum viele Moraliſten die Rückkehr zur Natur, oder ein der Natur angemeſſenes Leben, ja ein Rouſſeau ſogar die Vertilgung jener Freiheit zum Princip eines ſittlichen Beſtrebens machen konnte. — Eine andere Geſtalt und Aeußerung der pſychiſchen Freiheit in Hinſicht des Handelns iſt die ſogenannte verſtändige Freiheit, welche in jener Selbſtbeherrſchung und feſten Willenskraft des verſtändigen und klugen Menſchen ſich kund thut, mit welcher er nach eignen Grundſätzen und Begriffen des Verſtandes handelt, und, um ſich eine Glückſeligkeit zu verſchaffen, wie ſein Verſtand ſie ſich denkt, vielen einzelnen und augenblicklichen Genüſſen entſagen, ſich im Genuſſe mäßigen, ja ſelbſt die ſinnliche Luſt ertödten kann (z. B. der Geizige), um nach berechneten Mitteln nach einem, oft weit angelegten Plane und Syſteme zu wirken. Viele nämlich glauben eben dadurch, daß ſie ſich in der Luſt beherrſchen, eine deſto dauerndere Glückſeligkeit zu gewinnen; Andere machen die Erreichung ihrer Plane und Zwecke ſelbſt, oder den Genuß einer ausgebreiteten und energiſchen geiſtigen Wirkſamkeit, ohne Hinſicht auf ſinnliche Empfindung, aber auch ohne Hinſicht auf ſittliche Veredlung, zum Endzwecke ihres Handelns; ſie vermögen ſich, um dieſe Glückſeligkeit zu erlangen, über den ſinnlichen Genuß in das weite Reich der Begriffe und das Gebiet der abſtrakten Wiſſenſchaft zu erheben. Der Grund einer ſolchen Handlungsweiſe bleibt immer ein (wenn auch freier) Egoismus, und die Moral, die dieſe verſtändige Freiheit zum Principe machen wollte, würde nur eine eudämoniſtiſche Klugheitslehre ſeyn. Von dieſer verſtändigen Freiheit, ſo wie von der ſinnlichen Willkühr, iſt daher ſehr verſchieden die vernünftige oder ſittliche (moraliſche) Freiheit, auch die Freiheit des Willens genannt, d. i. das Vermögen, ſich unabhängig von den Einwirkungen des ſinnlichen Triebes und des Eigenwillens durch die Foderung der Vernunft oder des ſittlichen Geſetzes zu beſtimmen. Durch die Vernunft erkennen wir die Foderung der Menſchheit an uns, oder gleichſam den allgemeinen, geſetzlichen Willen der Menſchheit. Nach dieſem beurtheilen wir unſere Handlungen, und dieſe Beurtheilung nach einem allgemeinen menſchlichen Geſetz iſt das Gewiſſen. Das Gewiſſen iſt daher die Thatſache, welche uns die innere, ſittliche Freiheit des Menſchen bewährt. Denn die Beurtheilung unſerer Handlungen nach einem höheren Geſetze, welches dem Eigenwillen und aller Selbſtſucht entgegen iſt, iſt ſelbſt ohne dieſe Freiheit unmöglich. Doch müſſen wir unterſcheiden dieſe Freiheit, als eine verliehene

Digitized by Google

Fähigkeit gedacht (d. i. als Möglichkeit, ſich unabhängig zu machen von den Foderungen des Eigenwillens), von dieſer Freiheit, als *wirklicher* Unabhängigkeit. Sie verhalten ſich wie *Vernunft* u. *Vernünftigkeit*. *Frei* im *erſtern* Sinne iſt auch der *Böſe*, denn er hat ein Gewiſſen, durch welches er ſich ſeine Handlungen zurechnet. *Sittlich frei* im höchſten Sinne aber iſt der Menſch allein; wenn er der Stimme des Gewiſſens wirklich folgt, und, von dem Einfluſſe des ſinnliches Triebes ſich befreiend, nicht aus Zwang, ſondern aus *Liebe* zu dem Sittlichen, als zu dem Göttlichen ſelbſt, handelt, und er iſt es für ſeine ganze Lebenszeit; — nur der Tugendhafte iſt in dieſem Sinne ſittlich frei, denn er iſt ſich des Strebens bewußt, ſeine Handlungen fortdauernd von dem Triebe des Eigenwillens unabhängig gemacht zu haben. Sonach iſt auch das Princip der Moral Erhebung des Menſchen über den Eigenwillen zur freien vernünftigen Selbſtbeſtimmung, und dieſe Freiheit ſelbſt eine Foderung des *Willens*, eins mit Sittlichkeit, und ein hohes Ideal. Wie ſich dieſe Freiheit verhalte zur Welt, d. i. zu dem Ganzen der dem Cauſalnexus (Mechanismus der Natur) unterworfenen Erſcheinungen, ob der Menſch überhaupt in ſeinen ſittlichen Beſtrebungen ſich *urſprünglich* beſtimme, und in wiefern dieſelben nicht durch andere Erſcheinungen beſtimmt oder bedingt ſind, iſt eine *metaphyſiſche* Aufgabe (weßhalb man auch von *metaphyſiſcher* Freiheit geſprochen hat, im Gegenſatze der *pſychologiſchen*, d. i. der Freiheit, in ſofern ſie als Thatſache des Bewußtſeyns, oder der innern Erfahrung angeſehen wird). Die *Moral* betrachtet die Freiheit nur in ihrer Beziehung zur *Sittlichkeit*. So viel iſt aber gewiß, daß auch der ſittliche Freie nur nach ſeiner vernünftigen Einſicht handeln kann, und daß darum auch die höchſte Freiheit nicht ohne *Nothwendigkeit* iſt, denn die Vernunft iſt das Vermögen des Wahren, und das Vernünftige (Wahre) hängt nicht von unſerer Willkühr ab; ferner, daß die *menſchliche* Freiheit auch nicht *abſolut*, d. i. in jeder Hinſicht unbedingt ſeyn kann; daß es aber dem Menſchen praktiſch nothwendig iſt, an ſeine Freiheit zu *glauben*, wie er an den höchſten Urquell aller Dinge glaubt, ohne welchen ſie nicht wäre. Weil wir uns aber jene *innere Freiheit*, oder Unabhängigkeit der Willensbeſtrebungen von dem Einfluſſe der Sinnlichkeit beilegen, durch welche der Menſch allein die erkannte, höhere Beſtimmung zu verfolgen fähig iſt, ſo legen wir auch jedem Menſchen im *Verhältniß zu andern*, als Weſen gleicher, erhabener Natur, eine *äußere* Freiheit bei, d. h. die Befugniß, unabhängig von der Willkühr Anderer ſeine menſchlichen Zwecke in der Sinnenwelt zu verfolgen, ſeine Kräfte für dieſelben anzuwenden; denn *ohne* dieſe äußere Selbſtbeſtimmung würde die freie Realiſirung der Vernunft-Ideen, worin die Beſtimmung des Menſchen beruht, fortdauernd von Menſchen beſchränkt werden, und die Menſchheit daher in Widerſpruch mit ſich ſelbſt treten. Man nennt die Freiheit in dieſer äußern Beziehung auch die *äußere* (weil ſie ſich bloß auf das äußere Handeln bezieht), ferner *Socialfreiheit*, weil ſie ſich auf das *Zuſammenleben* der Menſchen bezieht, endlich *rechtliche* oder *juridiſche* Freiheit, weil auf ihr alles Recht und Rechtsverhältniß beruht. Der Menſch hat nämlich einen Trieb, von ſeiner Willkühr einen unbeſchränkten Gebrauch zu machen, und ſie in's Unendliche zu erweitern; da aber dieſem Streben das Streben aller Andern entgegen ſteht, ſo würde die gefoderte Freiheit und ein vernünftiges Zuſammenleben der Menſchen aufgehoben werden, wenn nicht alle ihre Willkühr gegenſeitig beſchränkten, und ein Gleichgewicht der Willkühr jedes Einzelnen (Rechtsverhältniß, Recht) nach Vernunft beſtimmten. Erſt dadurch wird jenes *Befugniß* in einen wirklichen *Zuſtand*, den wir *äußere Freiheit* im eigentlichſten Sinne nennen (d. i. *negativ*: Unab-

Digitized by Google

hängigkeit von fremden, der Würde der menſchlichen Natur widerſtreitendem Zwang, poſitiv: ein Zuſtand des Beſitzes anerkannter urſprünglicher und erworbener Rechte), verwandelt. Jene gegenſeitige Beſchränkung findet aber nur in einer bürgerlichen Geſellſchaft Statt, in welcher ein allgemeines Geſetz und eine Geſammtgewalt zur Aufrechthaltung deſſelben vorhanden iſt. Die Vernunft alſo gebietet dieſe Geſellſchaft, oder der Staat, als Mittel, zu Erreichung der menſchlichen Beſtimmung. In ſofern nun jene Freiheit von dem Staate einem Jeden geſichert wird, heißt ſie im allgemeinen Sinne politiſche Freiheit, bürgerliche Freiheit. Insbeſondere aber betrifft die bürgerliche Freiheit, die natürliche Unabhängigkeit der Staatsbürger und Claſſen derſelben (Stände) von einander (ſ. d. Art. Gleichheit). In dem Staate nun wird die rechtliche Freiheit auf mannichfaltige Weiſe modificirt und zum Theil eingeſchränkt; daher die rechtliche Freiheit vorzüglich in Hinſicht dieſer vom Staate herrührenden Modifikationen bürgerliche Freiheit genannt wird. Namentlich hängen dieſe Modifikationen auch von den Zwecken und Verhältniſſen der Staaten gegen einander, und von der beſondern Verfaſſung eines Staats ab. In letzterer Hinſicht ſchreibt man z. B. den Bürgern eines Freiſtaats größere politiſche Freiheit zu, worunter man den größern Antheil an der Staatsverwaltung verſteht. Aber auch dem Staate ſelbſt legt man politiſche Freiheit (und zwar in eigentlicher Bedeutung) bei, in wiefern er unabhängig von andern und ſelbſtſtändig iſt, oder — dies ſeltener — in wiefern er ohne erblichen Herrſcher iſt, ſondern als Freiſtaat von gewählten Perſonen oder vom Volke ſelbſt durch ſeine Repräſentanten regiert wird. Endlich redet man auch noch von rechtlicher und bürgerlicher Freiheit in beſondern Beziehungen und Rückſichten auf einzelne Gegenſtände, z. B. körperliche Freiheit, oder Orts-Freiheit (das Recht, ſeinen Aufenthalt frei zu verändern, welches Recht durch Gefängnißſtrafe ꝛc. eingeſchränkt oder entzogen wird), Gewerb- und Handelsfreiheit (Freiheit des Handels und der Gewerbe von drückenden Abgaben), Preßfreiheit, Denkfreiheit, Gewiſſensfreiheit, Glaubens- oder Religionsfreiheit, insbeſondere kirchliche Freiheit. Nur iſt zu bemerken, daß von letztern, als von beſondern, den Menſchen zukommenden Rechten, nur in ſofern geſprochen werden kann, als eine beſchränkende Einwirkung und Störung dieſer Anſprüche der Menſchheit durch äußern Zwang möglich iſt, und in ſoweit Wahrheit, Sittlichkeit und Religion ſich in äußern Handlungen zu Tage legen.

Freiheitsbaum, ein Baum, welcher während der franzöſiſchen Revolution als ein Symbol der Freiheit aufgepflanzt wurde. Mit Feierlichkeiten pflanzte man den erſten in Paris, dann in den übrigen Städten und Ortſchaften, welche von den franzöſiſchen Heeren eingenommen wurden. Anfangs wählte man Pappeln, nachher aber Eichen oder Tannen zu dieſem Freiheitszeichen. — Freiheitsmütze. Das Recht der Kopfbedeckung war von jeher ein Sinnbild der Freiheit, ſo wie das Hutabziehen im Leben der gebildeten Völker ein Zeichen der Achtung iſt. Es iſt bekannt, daß dem Hute (Mütze), welchen Geßler als Zeichen ſeiner Herrſchaft aufſtecken ließ, und welchen Tell zu grüßen verweigerte, die Schweizer in gewiſſer Hinſicht ihre Freiheit verdanken. Auf dieſe Weiſe findet man das vereinigte Wappen ſämmtlicher Schweizer-Cantone unter dem Schirme des Hutes dargeſtellt. In England kennt man die Mütze (blau mit weißem Rande und der goldenen Umſchrift: Liberty) als Sinnbild der verfaſſungsmäßigen Volksfreiheit. In Frankreich war die ſogenannte Freiheitsmütze eigentlich eine rothfarbige Mütze der Galeerenſklaven. Im April 1792 begann man ſie zum Andenken einer Zahl zu den Galeeren verdammten, nachher aber wieder freigeſprochenen

Soldaten zu tragen, und eine Zeitlang mußte Jeder, der ſeinen Freiheitsſinn hinlänglich bewähren wollte, in dieſem ſchimpflichen Putze erſcheinen, bis er endlich nach und nach wieder abkam. Da ſie die Jakobiner am häufigſten trugen, ſo erhielt ſie ſpäterhin den Spottnamen Jakobinermütze.

Freiherr, in früheren Zeiten ein Edelmann, der, weil er kein Lehngut beſaß, keinem Großen zu Dienſtleiſtungen verpflichtet war. Als freier Gutsbeſitzer hatten ſie über ihr großes Landeigenthum die nämliche Gewalt, wie urſprünglich die Statthalter über die Provinzen. Als hoher Adel hatten ſie Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Jetzt führt dieſen Titel derjenige, der zwiſchen dem gemeinen Edelmann und dem Grafen in der Mitte ſteht. Die Baronin, Baronne oder Baroneſſe heißt im Deutſchen Freifrau, Freiin. (S. Baron u. Dynaſt.)

Freimaurer-Orden, die ausgebreitetſte unter allen geheimen Geſellſchaften, welche nicht nur in allen Ländern Europens, ſondern auch in vielen Beſitzungen der Europäer in andern Welttheilen, ſo wie in den vereinigten amerikaniſchen Staaten Mitglieder zählt, und in den mehreſten Staaten öffentlich geduldet wird. Eine Menge, ſowohl über Entſtehung und Einrichtung, als über den Zweck dieſes Ordens erſchienener Schriften haben ſeine Geheimniſſe enthüllen und das Innere deſſelben aufdecken wollen, wirklich aber nur die Meinungen mehr verwirrt und irre geleitet. Manche verlegen den erſten Schauplatz des Ordens nach Aegypten, oder machen den König Salomo zum erſten Großmeiſter, und noch Andere legen dieſen Namen ſogar dem Stammvater der Menſchen, Adam, bei. Die wahrſcheinlichſte Meinung iſt, daß dieſe geheime Geſellſchaft von allen frühern, die es ſchon vor Jahrtauſenden gab, keine eigentliche Tochter, ſondern eine neue Einrichtung iſt, die ſich einigermaßen nach ältern formte, oder ſich ihnen anſchloß, und zuerſt in England bekannt wurde. Hier vereinigte ſich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Geſellſchaft patriotiſcher Männer und heller Köpfe zu dem edeln Zwecke, dem Aberglauben zu ſteuern, die Cultur der Wiſſenſchaften und überhaupt Aufklärung zu befördern, und mit vereinigten Kräften mehr Gutes und Großes wirken zu können, als ein einzelner Menſch wegen ſeiner eingeſchränkten Verhältniſſe vermag. Da es in London gebräuchlich war, jeder Geſellſchaft eine zunftmäßige Geſtalt zu geben, und viele Mitglieder dieſer neuen Geſellſchaft ohnehin ſchon zu der Maurerzunft gehörten, geſellten ſich die übrigen auch dazu, bedienten ſich der Abzeichen der Maurer und hielten ihre Verſammlungen oder Logen in dem Zunfthauſe derſelben. Auch das Bildliche und Geheimnißvolle dieſer Geſellſchaft, welches ſie vielleicht nur deßhalb annahm, um ſich nach dem Hange der mehrſten Menſchen zum Myſteriöſen zu bequemen und ihm zu ſchmeicheln, iſt von dem Maurer-Handwerke entlehnt, und ſo entſtand, nach der wahrſcheinlichen Meinung, der Name Maurer oder Freimaurer. Der letzte vielleicht daher, weil die Geſellſchaft ſich bemühte, unter ihren Mitgliedern ſittliche Freiheit und Gleichheit geltend zu machen. Aus England verbreitete ſich dieſe Geſellſchaft auch in andere Länder, und in Deutſchland findet man in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die erſten Spuren. In einigen wurde der Freimaurer-Orden verboten, und von zwei Päpſten mit dem Banne belegt, indeſſen er in anderen Staaten nicht nur Schutz fand, ſondern auch Fürſten Mitglieder deſſelben wurden, von welchen wir nur den König Friedrich II. und den Kaiſer Franz I. nennen wollen. Es iſt nicht zu leugnen, daß durch dieſen Orden vieles Gute vollbracht und geſtiftet worden iſt, und er beſtändig eine Menge der würdigſten und verdienteſten Männer unter ſeine Mitglieder zählte. Durch ihn wurden hier und da Schulen und Erziehungsanſtalten geſtiftet, und wohlthätige Handlungen verrichtet, die ſich nicht ſelten über ganze Länder ausbreiteten. Er rettete, um nur ein Beiſpiel anzugeben, in

Digitized by Google

der ſchrecklichen Theuerung in den Jahren 1770 und 71 in dem ſächſiſchen Erzgebirge eine Menge Menſchen von dem Hungerstode. Es ließe ſich alſo wohl überhaupt annehmen, daß die mehrſten Logen oder Verbindungen dieſes Ordens dem Allgemeinen nützlich ſind, dagegen iſt aber auch wohl nicht zu leugnen, daß andere, vielleicht nur ausgeartete Logen nachtheilig werden können und müſſen, vornehmlich durch das Beſtreben, die mit dem Orden Verbundenen emporzuheben, welches ſehr natürlich nicht jederzeit ohne ein Verdrängen oder Zurückdrängen der außer dem Orden Befindlichen, der Ungeweihten oder Profanen, geſchehen kann. Bei mehreren Geſellſchaften dieſes Ordens iſt es Geſetz, politiſche und theologiſche Gegenſtände von ihren Arbeiten auszuſchließen, und dieſe nur der ſittlichen Cultur, der Beförderung des Guten und der Unterſtützung ſolcher Perſonen zu widmen, die ſich in einer widrigen Lage befinden, und zunächſt ſolcher, welche zu den Mitgliedern des Ordens gehören; bei anderen Geſellſchaften hingegen ſcheinen die, von jenen ausgeſchloſſenen Dinge, allerdings Hauptſache und Zweck zu ſeyn. Von dem eigentlichen Freimaurer-Orden ſind Frauenzimmer ausgeſchloſſen, doch hat man auch Geſellſchaften für ſie, nur können ſie nicht zu den höhern Graden gelangen, deren nähere eigentliche Beſchaffenheit unter die Geheimniſſe gehört, die, von ſo geringer Bedeutung ſie an ſich auch ſeyn mögen, von keinem, auf Ehre haltendem, Mitgliede des Ordens verrathen werden, und über welche aus der geſammten Fluth der erſchienenen Freimaurerſchriften nichts Beſtimmtes und Gewiſſes zu erfahren iſt. S. Geheime Geſellſchaften.

Freinsheim (Johann) wurde den 16. Nov. 1608 zu Ulm geboren. Die ſich frühzeitig bei ihm äußernden vortrefflichen Fähigkeiten des Verſtandes, bewogen ſeine Eltern, die ſich in vermögenden Umſtänden befanden, ihn den Wiſſenſchaften zu widmen. Mit was für erwünſchtem Erfolge dies geſchehen ſey, kann man daraus ſchließen, daß man ihn, als er kaum ſein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte, ſchon tüchtig fand, die akademiſchen Studien anzutreten. Er ging, um die Rechte zu ſtudiren, anfänglich nach Marburg, ſodann nach Gießen, verband aber mit der Rechtsgelehrſamkeit zugleich das Studium der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften. In der Folge wendete er ſich nach Straßburg, wo damals Matthias Bernegger wegen ſeiner großen Kenntniſſe der römiſchen und griechiſchen Literatur, ſo wie der Geſchichte, berühmt war. Er erwarb ſich bald die Zuneigung dieſes ſehr geſchätzten Mannes in einem ſo vorzüglichen Grade, daß er durch ihn alle nur mögliche Unterſtützung erhielt, um ſich in Sprachen und Wiſſenſchaften immer mehr zu vervollkommnen. Von Straßburg begab er ſich nach Frankreich, um die dortigen Bibliotheken und den Umgang der Gelehrten zu benutzen. Er hatte hier das Glück, an dem franzöſiſchen Miniſter, Michel Marescot, einen großen Beförderer ſeiner Studien zu finden. Durch die Empfehlung deſſelben gelang es ihm, eine Zeitlang als königlicher Sekretär in dem Archive zu Metz zu arbeiten. Aus Frankreich kehrte er wieder nach Straßburg, und in ſeines Gönners und Freundes Bernegger Haus zurück. Das Band zwiſchen beiden Gelehrten wurde jetzt dadurch noch feſter geknüpft, daß Freinsheim Berneggers Tochter heirathete. Er gab unterdeſſen einen lateiniſchen Panegyricus auf den König von Schweden, Guſtav Adolph, heraus. Durch die eindringende Beredſamkeit und die ſchöne Schreibart deſſelben erwarb er ſich zuerſt einen öffentlichen Namen unter den Gelehrten ſeiner Zeit, und zugleich die Gnade des ſchwediſchen Hofes. Im J. 1642 wurde er daher als Profeſſor der Staatswiſſenſchaft und Beredſamkeit nach Upſal berufen. Den Erwartungen, die man ſich von ihm gemacht hatte, leiſtete er auch ein vollkommnes Genüge, und als der Ruhm von ſeiner Gelehrſamkeit ſich immer mehr und mehr verbrei-

tete, ernannte ihn die Königin Chriſtine im J. 1647 mit einem Gehalte von zweitauſend Thalern und noch anderweitigen Vortheilen zum Bibliothekar und Hiſtoriographen in Stockholm. Ja, als Freinsheim auch auf ſie, zu ihrem Geburtstage, eine lateiniſche Lobrede verfertigte, ließ ſie ihm dafür eine Belohnung von fünfhundert Dukaten auszahlen. So viel Ehre und Einkommen er aber in Schweden hatte, ſo war doch das Land ſeiner Geſundheit nicht zuträglich. Er wünſchte daher, nach Deutſchland zurückgehen zu können, und die Königin erlaubte dies nicht nur, ſondern, als er darauf von dem Churfürſten von der Pfalz den Ruf zum Profeſſor Honorarius auf der Univerſität Heidelberg mit dem Titel und Range eines churfürſtlichen Rathes erhielt, entließ ſie ihn auch gänzlich aus ihren Dienſten. Zu Heidelberg ſtand Freinsheim in dem größten Anſehen, genoß aber ſeines dortigen Glückes nicht lange, indem er den 30. Auguſt 1660 ſtarb. Er hinterließ den Ruhm eines großen Gelehrten, und beſonders eines ſich auszeichnenden Kenners der alten Literatur und Geſchichte. Seine große Beleſenheit und Kenntniß der alten Geſchichte aber hat er nicht nur in den glücklichen Ergänzungen der mangelnden Bücher und Stellen des Curtius, ſondern auch, und zwar vorzüglich, in ſeinen Ergänzungen der fehlenden Bücher des Livius bewieſen. Er iſt dabei mit ſolcher Kenntniß der Quellen der römiſchen Geſchichte, ſolchem ungemeinen Fleiße, ſolcher Ordnung zu Werke gegangen, daß er ſich durch ſeine Arbeit den allgemeinſten Beifall bis auf unſere Zeiten erworben hat.

Freiſaſſe, Innhaber und Beſitzer eines Freigutes.

Freiſingen, eine ſchöne wohlgebaute Stadt im baieriſchen Iſarkreis, der Sitz eines Landgerichts, liegt zwiſchen zwei Bergen, am Einfluß der Moſach in die Iſar, mit 3560 Einw., einem ſehenswürdigen Dom und 4 andern Kirchen, einem prächtigen Schloſſe, vortrefflich eingerichteten Schullehrerſeminar, Taubſtummen- und Armeninſtitute ꝛc. Rent- und Forſtamte, mehreren Fabriken ꝛc. Der zu München reſidirende Erzbiſchof führt den Titel: Erzbiſchof v. München u. Freiſingen. Freiſingen, ſonſt Hauptſtadt des gleichnamigen Hochſtifts, iſt eine der älteſten Städte Deutſchlands und Baierns. Unter den Agilolfingern war ſie eine der baieriſchen Hauptſtädte, und bei der Landes-Vertheilung, die Herzog Theodo II. im Jahr 702 vornahm, ſchlug deſſen Sohn Grimald, der Südbaiern erhielt, hier ſeine Reſidenz auf. Während ſeiner Regierung kam ein Franzoſe, Corbinian, der ums Jahr 710 von Papſt Gregor II. zum Biſchof geweihet worden, als Glaubensprediger nach Baiern, und erhielt vom Herzoge im Jahr 717 die Erlaubniß, ſich in Freiſingen als Biſchof niederzulaſſen. Durch Schenkungen, Käufe und Stiftungen vergrößerte ſich das Biſthum bis auf einen Flächenraum von 15 □Meilen mit 23.000 Einw. und 160.000 Fl. Einkünfte; die Biſchöfe wurden Reichsfürſten, und hatten auf dem Reichstage auf der geiſtl. Bank die 14. Stelle. Unter den Freiſingiſchen Biſchöfen haben ſich viele als gelehrte und wiſſenſchaftliebende Männer, ſo wie als Stifter nützlicher Anſtalten und als treffliche Regenten ausgezeichnet. Im Jahr 1802 kamen die Länder dieſes Hochſtifts größtentheils an Baiern.

Freiſtaaten, Republiken, ſind diejenigen Staaten, in welchen die höchſte Gewalt verfaſſungsmäßig in den Händen einer moraliſchen Perſon iſt. Sie werden entgegengeſetzt den Reichen im engern Sinne, in welchen die Staatsgewalt in den Händen einer phyſiſchen Perſon iſt. Dieſe heißen daher auch Monarchien, jene Polykratien, oder polykratiſche Staatsverfaſſungen. Die Freiſtaaten ſind entweder Ariſtokratien oder Demokratien. In jenen beſteht die moraliſche Perſon, welche regiert, in einer auserwählten Volksklaſſe oder einem Ausſchuſſe des Volkes;

in letztern übt das Volk, d. i. die Geſammtheit der Staatsbürger, ſelbſt die höchſte Gewalt, gewöhnlich durch ſeine gewählten Repräſentanten aus. Der Name Freiſtaaten ſcheint auf dem Irrthume zu beruhen, oder ihn wenigſtens zu begünſtigen, als gewährten die republikaniſchen Staaten ihren Bürgern überhaupt größere Freiheit, als die Monarchie. Nur die politiſche Freiheit (ſ. d. Art. Freiheit) iſt in jenen größer. Dagegen läßt ſich eine Mehrheit von Menſchen ſchwer zur Einheit verbinden, innerlicher Zwieſpalt und äußere Gefahr führen die Freiſtaaten ihrem Untergange zu, und in Freiſtaaten wüthet die Tyrannei oft ſchrecklicher, als in der Despotie. Man denke an Frankreich während der Revolution! Die alte Zeit begünſtigte vorzüglich das Beſtehen der Freiſtaaten; ſie hatten einen geringen Urſprung, beſtanden vorzüglich durch Einfachheit der Sitten und eine größere Gleichheit der Güter, die politiſche Freiheit bewirkte eine große Vaterlandsliebe, der Ehrgeiz trieb zu öffentlichen Unternehmen, Alles, was nur durch Oeffentlichkeit gedeiht, war durch ſie begünſtigt: aber mit dem Verſchwinden der Bürgertugend und mit dem Aufhören jener Bedingungen treten auch alle Laſter in den Republiken weit greller hervor. — Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten bilden keinen einfachen Freiſtaat, ſondern ein demokratiſch-repräſentatives Staatenſyſtem. Die Schweiz beſteht aus mehrern (22) Freiſtaaten, welche durch ein Föderativſyſtem vereinigt ſind.

Freitag heißt der ſechste Tag in der Woche; daher auch ſeine kirchliche Benennung Feria sexta. Bei den Alten war er der Venus geheiligt; daher ihn auch die Franzoſen Vendredi, und die Italiener Venerdi nennen. Da die Frea, Freha oder Freija, eine Göttin der alten Sachſen, die Venus der nordiſchen Völker geweſen ſeyn ſoll, ſo erhielt er den bei den Deutſchen gebräuchlichen Namen Freitag. In der römiſchen und griechiſchen Kirche iſt er ein Faſttag, an welchem man ſich des Genuſſes des Fleiſches enthält. Bei den Mahomedanern iſt er das, was den Juden der Sabbath, und den Chriſten der Sonntag iſt.

Frejuls, Frejus, Stadt im franzöſiſchen Departement Var, in einer moraſtigen, ungeſunden Gegend, am Mittelmeere, mit 2200 Einwohnern, berühmt in der neueren Geſchichte dadurch, daß Buonaparte, als er Aegypten verlaſſen, am 15. Okt. 1799 hier landete, und ſeiner glänzenden Laufbahn zueilte, im April 1814 aber, nachdem er ſeine große Rolle ausgeſpielt hatte, von hier aus nach der Inſel Elba abging. Die Stadt hat ein Handelsgericht, Parfumerien, Verarbeitung des Gartenrohrs, das in den daſigen Moräſten in ſolcher Menge wächſt, daß man jährlich für 50.000 Franken erhält. Fiſcherei, Handel mit Sardellen, Wein, Feigen und Schilfrohr; Hafen, der aber ſchon ſeit dem Ende des 8ten Jahrh. verſandet iſt, gute Rhede; Fundort von Amethyſten und Cryſtallen in der Nähe des Colle de Groue, eines mit rothem und weißem Jaspis bedeckten Hügels; dabei der Hafen St. Rapheau, römiſche Alterthümer, z. B. Aquädukt, Amphitheater, Pantheon. Auch iſt Frejus der Geburtsort des Jul. Agricola, Corn. Gallus und des Abbé Sieyes.

Freiwilligen, die preußiſchen, auch **freiwillige Jäger** genannt, waren diejenigen jungen Männer, welche, obwohl nach den Cantonsgeſetzen des preußiſchen Staates von der Verpflichtung zum Kriegsdienſte befreit, auf den Aufruf des Königs beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im J. 1813 eintraten, ſich aus eigenen Mitteln ausrüſteten, und in beſondere Abtheilungen formirt (in freiwillige Jägerdetaſchements oder in ſelbſtſtändige Freicorps, wie z. B. das Lützow'ſche), dem gedachten Kriege beiwohnten. Sie haben durch ihre Hingebung und Tapferkeit ſo allgemeine Theilnahme erweckt, daß man gern die folgenden näheren Notizen über ſie leſen wird. Als der Krieg gegen Frankreich im J. 1813 beſchloſſen war, und alle

Digitized by Google

lang vorbereiteten Mittel in Bewegung geſetzt wurden, mußte man auch ſehr auf die thätigſte Theilnahme der gebildeteren und wohlhabenden Stände rechnen, die bis dahin von der Militärpflichtigkeit frei geweſen, wobei es natürlich nöthig ward, den Individuen derſelben ein ihrer Bildung angemeſſenes Dienſtverhältniß zu verſchaffen; es entſtand dadurch die Idee, eigne Abtheilungen zur Aufnahme ſolcher jungen Männer zu bilden, und ſie erhielten, ihrer dienſtlichen Beſtimmung gemäß, den Namen Jägerdetaſchements, wodurch zugleich vielleicht ein etwas freieres Verhältniß angedeutet werden ſollte. Es ward demnach die waffenfähige Jugend der eximirt geweſenen Stände aus dem Alter von 17 mit 24 Jahren bei der gefahrvollen Lage des Staats aufgefodert, freiwillig bei einer beliebigen Truppengattung in Dienſt zu treten unter Verhältniſſen, welche die Verordnungen vom 3., 10. und 19. Febr. 1813 näher beſtimmen, aus denen wir das Weſentlichſte ausheben: Es ſollen bei den Infanteriebataillons und Cavallerieregimentern Jägerdetaſchements errichtet werden, um beſonders diejenige Claſſe der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Cantonsgeſetzen vom Dienſte befreit und wohlhabend genug ſind um ſich ſelbſt bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältniſſen angemeſſenen Form zum Militärdienſt aufzufordern, und dadurch beſonders ſolchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verſtand ſogleich ohne vorherige Dreſſur gute Dienſte leiſten, und demnächſt geſchickte Offiziere oder Unteroffiziere abgeben können. Dieſe Detaſchements werden zu dem Dienſt der leichten Truppen, nicht aber zu dem innern Dienſt der Garniſon, zu Bagagetransporten, Ordonanzen u. ſ. w. gebraucht; ſie werden einſtweilen durch commandirte Offiziere und Unteroffiziere (die ſich zu der Bildung ſolcher jungen Männer eignen) geführt; nach zwei bis drei Monaten gehen dieſe ab, und die Freiwilligen wählen aus ihrer Mitte Subjekte zu Beſetzung ihrer Stellen, auch ſollen die Detaſchements die Schule für künftige Offiziere, und aus ihnen nach Umſtänden die in den Regimentern vacanten Offiziersſtellen beſetzt werden. Die Freiwilligen erhalten den Sold des Truppentheils, bei dem ſie attaſchirt ſind, ſie ſtehen in dem Verhältniß des Jägercorps und unter den allgemeinen Militärgeſetzen, nach welchen ſie beſtraft werden, ohne jedoch in der äußern Behandlung die billige Rückſicht, die ſie verdienen, zu verletzen; diejenigen, die ſich auszeichnen, ſollen auch in ihrer einſtigen Civillaufbahn berückſichtiget werden, ſo weit es ihre Qualifikation erlaubt; dagegen kann kein junger Mann von 17 bis 24 Jahren, welcher in keinem activen königlichen Dienſt ſteht, zu irgend einer Stelle, Würde oder Auszeichnung gelangen, wenn er nicht ein Jahr bei den activen Truppen oder in den Jägerdetaſchements gedient hat, mit Ausnahme der Gebrechlichen und der einzigen Söhne einer Wittwe, deren Erhaltung den Beiſtand des Sohnes erfodert. Jedes Individuum kann ſich endlich den Truppentheil wählen, bei welchem es dienen will, und den Dienſt zu jeder Zeit, nur nicht im Laufe des Feldzuges, verlaſſen. — Die Reſultate dieſes Aufrufs waren ungeheuer, denn Jeder wußte, ohne daß es mit klaren Worten ausgeſprochen war, gegen wen dieſe Rüſtungen gerichtet ſeyen, und eilte, ſich einem Kriege zu weihen, welcher ſeit Jahren der ſehnlichſte Wunſch der durch Mißhandlungen aller Art empörten Nation geweſen. Die Hörſäle der Akademien, der obern Claſſen in den Schulen wurden leer, die übrigen Stände blieben nicht zurück, und von allen Seiten ſtrömte die waffenfähige Jugend, vermiſcht mit Männern, welche ſchon lange über das geſetzliche Alter hinaus waren, den Sammelplätzen zu, und wer nicht aus eigenen Mitteln oder durch Anderer Unterſtützung (denn unglaublich viele wurden durch ganz Fremde ausgerüſtet) die Equipirung zu den Detaſchements erſchwang, trat freiwillig in das ſtehende Heer, oder die Landwehr. Es läßt ſich nicht überſehen, wie

Digitized by Google

viele ſich auf dieſe Art dem Dienſte des Vaterlands gewidmet haben, aber ihre Zahl muß ſehr bedeutend geweſen ſeyn; ſie vermehrte ſich auch noch durch eine Menge Jünglinge aus fremden Ländern, welche, von patriotiſchem Hochgefühl aufgeregt, zu den preußiſchen Fahnen eilten (wie Körner), und wir bedauern, hier, wegen Beengung des Raums, nicht mehrere uns bekannt gewordene Züge des edelſten Patriotismus mittheilen zu können, ſo wie wir denn auch viele ſehr rührende und erhebende Beiſpiele von Privatleuten übergehen müſſen, welche faſt all ihre Habe zur Ausrüſtung Unbemittelter freudig hingaben. — Die freiwilligen Jägerdetaſchements folgten der Armee ſchon in die Schlacht von Großgörſchen, und wenn dieſe hier unvergänglichen Ruhm erwarb, ſo zeigten jene, daß ſie würdig ſeyen, in den Reihen ſolcher Helden zu fechten. Unter ihnen kämpften beſonders die Freiwilligen der Garde mit einer Ausdauer, die den alten Soldaten ehren würde. Sie haben nachher an allen Schlachten dieſes blutigen Krieges, wo Preußen fochten, Theil genommen, und ihr Muth, ihre Ausdauer und Hingebung haben ihnen die allgemeine Achtung und den Dank des geretteten Vaterlandes erworben, das ſich in dem würdigen Empfang ſeiner ſiegreichen Heldenſöhne ſelbſt ehrte. Bei der Rückkehr Napoleons nach Frankreich wurden auch ſogleich wieder freiwillige Jägerdetaſchements gebildet. Bei der raſchen Folge der Begebenheiten im Feldzuge des Jahres 1815 haben dieſe aber weniger Gelegenheit gefunden, ſich auszuzeichnen, als dies in dem erſten Kriege der Fall war. Das Benehmen dieſer jungen Krieger, welchen die Strapatzen eines Feldzuges vorher ganz fremd geblieben, wird gewiß für immer eine glänzende, eine erhebende Erſcheinung in der Geſchichte des preußiſchen Volkes ſeyn! — Haben wir ſo das, was die freiwilligen Jäger geleiſtet, in ſeinem vollen Werthe anerkannt, ſo können wir doch die Bemerkungen nicht mit Stillſchweigen übergehen, welche ſich gegen die Bildung ſolcher Detaſchements machen laſſen. Die Vereinigung ſo vieler hoffnungsvollen Männer auf einem Punkte macht es möglich, daß im unglücklichen Falle alle auf ein Mal vernichtet werden, was bei ihrer Verſtreuung in das ganze Heer nicht geſchehen würde (es trägt ſich ja oft zu, daß ein ganzes Detaſchement vernichtet wird), und es kann dem Staate nicht gleichgültig ſeyn, wenn ſolches aus lauter gebildeten Menſchen, künftigen Staatsdienern u. ſ. w. zuſammengeſetzt ward, wiewohl wir hierdurch nicht die übertriebene Aengſtlichkeit derer annehmen wollen, welche bei der Zuziehung der Gebildeten zum Kriegsdienſt einen allgemeinen Rückſchritt in der wiſſenſchaftlichen Cultur fürchten. Die nützlichen Wirkungen, welche die Vertheilung gebildeter Individuen unter die Maſſe der gewöhnlichen Krieger für der Letztern Geiſt haben muß, fallen bei der Vereinigung in Detaſchements nicht nur ganz weg, ſondern es veranlaßte wohl deren Begünſtigung gar eine ungünſtige Stimmung bei den übrigen Truppentheilen, deren natürliche Folge, eine ſtillſchweigende Abſonderung, in vielen Fällen nicht ausgeblieben iſt. Endlich leuchtet es jedem, der auch nur oberflächliche Kenntniſſe vom Kriegsweſen hat, ein, daß eine abgeſonderte Truppe noch ungeübter Krieger bei dem feurigſten Willen nicht zu leiſten vermag, was ſie, in eine größere Maſſe erfahrner Soldaten vertheilt, gewiß leiſten würde. Alle dieſe Inconvenienzen können den Männern, welche die Bildung der freiwilligen Jäger-Detaſchements veranlaßten, eben ſo wenig, wie die Weiſe entgangen ſeyn, auf welche man bei weitem größern Nutzen von der Thatkraft ſo vieler wackern Jünglinge zu ziehen vermocht hätte; die Gründe, aus welchen ſie ſich demnach dafür entſchieden, ſind daher wohl in Folgendem zu ſuchen. Bei dem raſchen Uebergange von unbedingter Befreiung von der Militärpflichtigkeit zu der allgemeinen Verpflichtung war es nöthig, den gebildeten Ständen den Dienſt ſo leicht und angenehm als möglich zu machen, und dies ſich durch Bildung abgeſonderter Abtheilungen allerdings leichter be-

Digitized by Google

wirken, als wenn jene Individuen hätten in Regimenter eintreten müſſen. Die Finanzverhältniſſe des Staats geſtatteten nicht, Summen auf die Ausrüſtung einer ſo großen Anzahl Krieger zu verwenden; und es war daher wohl zweckdienlich, die Aufopferungen jedes Einzelnen, durch die bewilligten Begünſtigungen — und der Umgang Gebildeter mit Gebildeten iſt keine geringe — gleichſam zu vergüten. Endlich regte es die Theilnahme der Nation gewiß lebhafter au, daß ſie den vorzüglichſten Theil der waffenfähigen Jugend in eigne ausgezeichnete Abtheilungen formirt ſah, als wenn er namenlos im ganzen Heere vertheilt geweſen wäre.

Fremdenbill (Alienbill), der Name einer 1793 vom Parlament genehmigten Bill, nach welcher jeder Ausländer bei ſeiner Ankunft in England der genaueſten Unterſuchung unterworfen ward, und ſich mit einem Sicherheitspaß vom Staatsſekretär verſehen laſſen mußte, der den Fremden bei jedem Argwohn aus England zu entfernen das Recht hatte. Sie ward vom Parlamente am 16. Juli 1814 mit der Modifikation beibehalten, daß der Fremde ſich zwar einſchreiben laſſen muß, aber nicht vom Staatsſekretär verhaftet und fortgeſchickt werden kann.

Freret (Nic.), geb. zu Paris 1688, anfangs Advokat, entſchlug ſich dieſem Fache, widmete ſeine Muße dem Studium ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Geſchichte und Chronologie, und machte ſich bald mit den geiſtreichſten Schriften über dieſe Theile der Wiſſenſchaften, eines Scaligers, Uſher's, Petau's u. A., ſo bekannt, daß er in ſeinem 25ſten Jahre als Mitglied in die Akademie der Inſchriften aufgenommen wurde. Eine allzufreie Rede, die er bei ſeiner Aufnahme hielt, verſchaffte ihm einen Platz in der Baſtille. Hier war Bayle faſt ſeine einzige Lektüre, womit er ſich ſeine Gefangenſchaft zu verkürzen ſuchte. Welchen Einfluß die Werke dieſes Skeptikers auf ſeine Schriften hatte, erſieht man aus ſeinen Lettres de Thrasybule à Leucippe und aus ſeinem nachgelaſſenen Examen des apologistes du Christianisme, worin er die Theorie des Atheismus ſyſtematiſirt. Nach Wiedererlangung ſeiner Freiheit ward er Erzieher bei den Kindern des Marſchalls von Noailles. 1723 hatte er hier ſeine Beſtimmung erfüllt, und er kehrte nun nach Hauſe und zu dem Studium der Chronologie zurück. Als Reſultat ſeiner geſchichtlichen Forſchungen vernahm man, daß die älteſte Geſchichte von Aegypten erſt 2900 Jahr vor Chriſti Geburt anfange, und daß die chineſiſche nicht über das Jahr 2575 hinausgehe. Ueber die e Theſen hatte er viel, unter andern mit Newton zu kämpfen. Seinem emſigen Studium ſetzte ſein im Jahr 1749 erfolgter Tod ein Ziel. Unter ſeinem Nachlaſſe fand man 1357 geographiſche Karten von ſeiner Hand gezeichnet. Eine Ausgabe ſeiner Werke erſchien in 20 Bänden zu Paris.

Freron (Elie Catharine), geb. zu Quimper 1719, erhielt von den Jeſuiten ſeine erſte Bildung, und wurde von Brumoi und Bougeant in die Literatur eingeführt. Sein im Jahr 1741 unter dem Titel: Lettres de Madame la Comtesse, herausgegebene Journal, welches auf eine gewandte Art mehrere Schriftſteller mit dem Stachel der Satyre angriff, wurde auf deren Vermittelung unterdrückt. 1749 erſchien es wieder, wiewohl unter verändertem Titel, in verjüngter Geſtalt, als Lettres sur quelques écrits de ce temps, welche in ſeinen Kritiken ſarkaſtiſchen Witz, ohne Schonung gegen die gleichzeitigen Schriftſteller, ausſprach. Da ſie dem Könige Stanislaus ſehr wohl gefielen, ſo ſcheiterte der Plan ſeiner Feinde, ihn in's Gefängniß zu bringen. Nachdem er ſein Journal bis auf 13 Bände gebracht hatte, kleidete er es abermals in ein neues Gewand, und gab es vom J. 1754 bis zu ſeinem Tode 1776 unter dem Titel: Année litéraire, ununterbrochen heraus. Natürliches Talent, ein feiner Geſchmack, Anhänglichkeit an alte Grundſätze und blindes Eifern gegen die Modephiloſophie karakteriſiren dieſen Journaliſten.

Dadurch, daß er Voltaire zwar als einen genialen Dichter anerkannte, ihn aber eine Rangſtufe tiefer als Corneille, Boileau und Racine ſtellte, und die Schaale einer beißenden Kritik über deſſen: La femme qui a raison, ausgoß, erbitterte er den Philoſophen von Ferney in dem Grade, daß ihn dieſer in ſeiner Schottländerin auf die Bühne brachte.

Frescomalerei. Dieſe Malerei wird mit Waſſerfarben auf naſſem Kalk ausgeführt, und weicht alſo von der Behandlung der ſonſtigen Waſſermalerei ſehr ab. Es iſt eine beſondere Art zu malen, die auf einer friſch mit Mörtel überworfenen Mauer geſchieht. Von ihrem Alter findet man noch Spuren aus den Zeiten Conſtantins des Großen, und wenn auch ungünſtige Ereigniſſe ſie völlig wieder in die Kindheit verſetzten, ſo erhob ſie ſich doch wieder zu Ende des 16ten und zu Anfange des 17ten Jahrh. zu ihrer höchſten Vollkommenheit. Dieſe Malerei auf naſſem Kalk verlangt eine genaue Kenntniß der Farben, und in der Ausführung eine geübte kunſtfertige Hand, da ſich hier nicht, wie bei der Oelmalerei, zum zweitenmale übergehen läßt, ſondern was der Pinſel ausführt, auch zugleich beendigt werden muß. An Vertreibung der Farben in einander iſt gar nicht zu denken, denn die Dinten ſind vorher in ihren verſchiedenen Abſtufungen gemiſcht, und werden in der Anwendung bloß neben einander geſetzt, und nur die dunkeln Partien, nach völligem Trocknen, da, wo es nöthig iſt, durch Staffiren oder Punktiren verbunden. Doch hat Lanfranco durch mehreres Ineinanderſchmelzen der Dinten ſeinen Arbeiten Vorzüge zu geben gewußt. Da die Wirkung dieſer Malerei nur auf die Ferne berechnet iſt, ſo läßt ſie ſich nur an hohen Gewölben und auf Mauern anwenden; betrachtet man ein ſolches Gemälde in der Nähe, ſo erblickt man nur grobe Pinſelſtriche, helle und dunkle Maſſen, ohne Verbindung und Harmonie. Aber das Wegrücken dieſer Gegenſtände vom Auge, und der Zwiſchenraum der Luft, giebt nicht nur den Figuren, die in hohen Gewölben in übernatürlicher Größe dargeſtellt werden, ihr richtiges Verhältniß, ſondern auch die Maſſen, die flüchtig hingeworfen ſcheinen, bilden ein Ganzes, und Colorit und Helldunkel befriedigen Wünſche und Foderungen. Da an den Deckgemälden, von dem Standpunkte aus, wo ſie betrachtet werden, die Zeichnung nothwendig andere Berückſichtigung erfodert, indem die Figuren, in der Höhe betrachtet, anders, als auf der Erde erſcheinen, ſo iſt eine gründliche Kenntniß der Perſpektive, zur nöthigen Verkürzung derſelben, ſo wie auch anderer Gegenſtände, nothwendig; denn, wenn die Wahrheit nicht ſchwinden ſoll, ſo können die Figuren, indem das Auge aufwärts ſieht, in jeder Handlung, ſtehend oder ſitzend, nur verkürzt erſcheinen. Wollte der Künſtler aber von ſeiner gewöhnlichen Regel abweichen, und ſeine Handlungen ſo darſtellen, wie wir ſie gewöhnlich mit unſern Augen betrachten, ſo wäre zu befürchten, daß ſie auf den Zuſchauer herunter fielen. Will ein Künſtler ein ſolches Werk malen, ſo läßt er vorher ſo viel naſſen Kalk, als er glaubt, in Einem Tage übermalen zu können, auftragen; auf dieſen glattgeſtrichenen Kalk, der aber, ehe er gebraucht wird, wenigſtens ſchon ein Jahr alt ſeyn muß, befeſtigt er ſeinen Carton, und fährt mit einem Stifte über deſſen Umriſſe, welche ſich in die naſſe Stelle eindrücken, und bedient ſich dann bei ſeiner Ausführung der Borſtenpinſel, oder anderer Pinſel von ſteifen, langen und ſpitzigen Haaren. Auch eckige oder ſtumpfe Borſtenpinſel laſſen ſich beim Gründen gebrauchen, doch müſſen die Haare allemal lang ſeyn. Hier laſſen ſich aber nicht alle Farben mit gleichem Erfolge anwenden, denn die Säure des Kalks verändert bei manchen das Anſehen völlig, daher ſind nur Erdfarben brauchbar, und alle Mineralfarben ausgeſchloſſen. Die Zubereitung der Dinten an ſich ſelbſt iſt einfach; ſie werden mit Waſſer angerieben, und, um die Stärke oder Schwäche herauszubringen, mit mehr oder weni-

ger Kalk vermiſcht. Aber die Kenntniß dieſer Dinten muß ſchon vor ihrem Auftrage berechnet ſeyn, indem ſie naß viel dunkler erſcheinen, beim Trocknen aber um die Hälfte ihrer Stärke verlieren. Daß die Frescomalerei in der neuern Zeit nicht gleich ſo vollkommen ſeyn konnte, giebt man der frühern ängſtlichen, trocknen Ausführung, bis zum Erſcheinen Raphaels, Schuld, aber ſelbſt bei dieſem will man noch jene Dreiſtigkeit, und das beſſere Bearbeiten der Farben vermiſſen, wodurch ſich die ſpäteren Künſtler auszeichneten. Noch weniger praktiſche Uebung will man in Buonarotti's (ſ. d. Art.) Werken in der Sixtiniſchen Capelle finden, wo das Colorit düſter und trocken iſt. Seinem Schüler, Daniel von Volterra, giebt man in den Malereien in der Kirche Trinida da Monti zu Rom, die Geheimniſſe des heil. Kreuzes darſtellend, den Vorzug vor ihm. Vaſari beſaß ſchon mehr Gewandtheit des Pinſels. Correggio überſtrahlte alle dieſe Meiſter durch ſein Colorit zu Parma; gleich groß in der Verkürzung, iſt er Muſter für alle Künſtler, von denen hier die Rede iſt. Dieſe Vortheile findet man ſchon im Colorit der berühmten Farneſiſchen Gallerie von Annibal Carracci, die zugleich als Muſter diente, dem verdorbenen Geſchmacke der Maler zu Rom eine beſſere Richtung zu geben. Durch Lanfranco gewann dieſe Malerei an techniſcher Vollkommenheit. Guido Reni, Barbieri und Dominichino zeichneten ſich gleichfalls aus. Einer der ausgezeichnetſten aber war Giovanni Mannozzi, und Pietro Berettini übertraf alle übrigen. Obgleich dieſer Meiſter viele Nachahmer ſeiner Manier fand, ſo ging die Frescomalerei doch immer mehr rückwärts, bis endlich Raphael Mengs durch ſeine Darſtellung des Plafonds in der Kirche des heil. Euſebius, und noch mehr des Zimmers del Papiri, in der Bibliothek des Vatikans, das dahin geſchwundene ſchöne und wahre Colorit aufs Neue einführte. So viel und ſo große Künſtler aber auch Italien, in dieſer Art zu malen, hervorgebracht hat, ſo haben ſich ſolche doch mit dem Wachsthume der Oelmalerei ſehr vermindert, und es bequemt ſich ein Maler ungern dazu, da er, mit dem Kopfe über ſich, auf Gerüſten, und ſehr eilfertig, auf dem Kalke der Dekken (Plafonds) zu arbeiten genöthigt iſt.

Freſenius (Johann Philipp), Senior zu Frankfurt am Main, geb. zu Nieder-Wieſen in der Pfalz den 22. Okt. 1705, war an mehreren Orten Prediger, und ſtarb den 4. Juli 1761. Seine Streitigkeiten mit den Herrnhutern und ſeine Paſtoral-Sammlungen (Frankf. a. M. 1743—60. 24 Bde. 8.) haben ihn zu ſeiner Zeit berühmt gemacht.

Freude iſt das lebhafte Gefühl des Vergnügens über ein gegenwärtiges oder zu erwartendes Gut. **Freude** ſteht der **Traurigkeit** entgegen. Das Gefühl des Vergnügens iſt die Grundlage. Durch die verſchiedenen Grade der Lebhaftigkeit des Gefühls geht daſſelbe in Affekt über. Der erſte Grad iſt die **ſtille Freude**, der zweite Grad die ſich als **Fröhlichkeit** in Worten, als **Luſtigkeit** in Handlungen, Geberden ꝛc. äußernde Freude; der dritte Grad die **ausgelaſſene Freude**, die durch keine Beſorgniß gemäßigt wird: ein Affekt, der, wenn er plötzlich entſteht, dem Leben gefährlich werden kann. **Freude** ſteht auch für Freudenquellen, und hat in dieſem Sinne einen Plural. Die Freuden der Jugend ꝛc.

Freudenpferd, ein prachtvoll ausgeſchmücktes, in der Proceſſion bei feierlichen Beerdigungen geführtes Pferd, welches man dem gewöhnlichen Trauerpferde, welches ſchwarz behangen iſt, entgegenſetzt. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß auf dem Freudenpferde zuweilen ein Ritter in herrlicher Rüſtung, dagegen auf dem Trauerpferd ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung ſich befindet.

Freudenſtadt, kleine Stadt im Schwarzwaldkreis des Königreichs Würtemberg, in einer finſteren Gegend des Schwarzwaldes, mit 2800 Einw.,

Digitized by Google

einem geräumigen Marktplatz, einer ſchönen Kirche, Silber-, Kupfer- und Eiſenwerken, Tuchmachern, Nagelſchmieden und Granatenſchleifern, Stahl- und Senſenfabriken, im Chriſtoph- und Friedrichsthale; Fundort von röthlichem Marmor. Der Ort ward für die 1599 aus den öſterreichiſchen Erblanden vertriebenen Evangeliſchen vom Herzog Friedrich angelegt, und ſollte Friedrichsſtadt heißen; nach ſeinem Tode veränderte ſich aber der Name wegen der allgemeinen Freude über den glücklichen Fortgang in Freudenſtadt. In der Nähe iſt der Paß Kniebiß.

Freundſchaft wird in zweierlei Sinne genommen, 1) iſt es ſo viel als Verwandtſchaft, alle zu einer Familie in gerader und Seitenlinie gehörigen Perſonen. So hat es Luther oft in der Bibelüberſetzung gebraucht. 2) Gewöhnlicher iſt dieſes Wort in dem Sinne, da es den wechſelſeitigen uneigennützigen Trieb bezeichnet, Einer des Andern Zwecke zu ſeinen eignen zu machen. Wahre Freundſchaft gründet ſich alſo nicht ſowohl auf das Bedürfniß, wie die berühmten Freundſchaftsbündniſſe unter alten rohen Völkern und den heutigen Morlaken; denn hier iſt ſchon Eigennutz. Zweitens auch nicht auf bloße Gleichheit des Geſchmacks; denn auch hier iſt Eigennutz. Der Geſchmack will durch Umgang, Mittheilung und gemeinſchaftliches Vergnügen, das nur in Geſellſchaft genoſſen werden kann, befriedigt ſeyn. Die wahre Freundſchaft iſt ganz moraliſcher Natur, und beruht auf gegenſeitiger Liebe und Achtung, die aus der Gleichheit der Empfindungen, Geſinnungen und Grundſätze entſpringt, ſo weit ſie in der gegenwärtigen Welt möglich iſt; denn eine vollkommene Gleichheit derſelben iſt ein Ideal, das ſich nirgends realiſirt findet. Daraus entſteht denn wieder der Trieb, ſich einander zu nähern, der Wunſch des gegenſeitigen Zutrauens, und eine Art von Seelenruhe, wenn man es erworben hat, und kein Bedenken tragen darf, ſeine geheimſten Geſinnungen, Empfindungen und Urtheile in den Schooß eines Freundes auszuſchütten, und gleichſam als in ein Heiligthum niederzulegen, wo ſie wohl verwahrt ſind, ſo weit dieſes mit beiderſeitiger Achtung gegen einander geſchehen kann. Freundſchaften dieſer Art ſind ſelten, aber doch noch nicht ganz ausgeſtorben. Nach einer ſolchen Freundſchaft zu ſtreben iſt Pflicht, inſofern ſie nicht nur eine Quelle der reinſten Lebensfreuden, ſondern auch ein wirkſames Mittel wird, durch das Beſtreben nach gleichen Geſinnungen und Grundſätzen ſie ſelbſt zu veredeln. Der Leichtſinnige wird geſetzter; der Hitzige gelaſſener; der Unentſchloſſene, Feige, entſchloſſener und muthiger ꝛc. Daraus ergiebt ſich denn von ſelbſt, daß wahre Freundſchaft nur ein Produkt eines reinen Tugendſinnes ſeyn könne. Ein Verein laſterhafter Menſchen, bei völlig gleichen Geſinnungen, kann nie auf gegenſeitiger Achtung gegründet ſeyn, nie beruhigendes Zutrauen, muß vielmehr Mißtrauen erwecken, und kann nur ſo lange dauern, als der Eigennutz des Einen oder des Andern dieſe Verbindung für nöthig findet. Allgemeine Menſchenfreundſchaft würde der Trieb ſeyn, ſich mit den Zwecken der Menſchheit aus Achtung und Liebe zu beläſtigen.

Freundſchaftsinſeln, eine Gruppe von 150 Inſeln, die 200°—205° L. 13°—22° S. Br. im ſtillen Ocean liegen, zu Auſtralien gehören, und von Cook, ihrem eigentlichen Entdecker (1643 hatte ſchon der Holländer Tasmann einige dieſer Inſeln geſehen), wegen der Gutherzigkeit ihrer Bewohner, ſo genannt wurden. Die meiſten ſcheinen keine andere Grundlage, als Korallenfelſen zu haben; andere ſind vulkaniſchen Urſprungs, und alle freuen ſich des geſundeſten Klima's, ſind aber den Erdbeben ſehr häufig ausgeſetzt. Die Natur zeigt ſich hier in der üppigſten Vegetation und ihrer reizendſten äußern Schönheit. Die kleinen zierlichen Proſpekte um die Wohnhäuſer her, mit ihren mannichfaltigen Anpflanzungen, erſetzen den Mangel großer Landſchaften; vor allen aber die Gegenden um die Morais, oder Begräbnißorte,

Digitized by Google

wo Natur und Kunſt gemeinſchaftlich das Auge ergötzen. Nord- und nordoſtwärts von der Inſel Anamoka iſt die See mit einer großen Anzahl kleiner Eilande gleichſam beſäet. Die meiſten ſind mit Bäumen; vorzüglich mit Kokospalmen beſetzt, und ſehen daher wie liebliche, mitten im Ocean ſchimmernde Gärten aus. Ein heiterer Himmel erhöht den Reiz dieſer Naturgemälde, und giebt der Gegend das Anſehen einer bezauberten Feenlandſchaft, wie kaum die Einbildungskraft ſie hinzaubern kann. Die wichtigſten unter den köſtlichen Pflanzen, mit denen dieſe Gefilde geſegnet, ſind: Yams, Zuckerrohr, Bambus, Südfrüchte, Gewürze, Piſang, Kokos, Sago, Brotfrucht, Areka, Taumelpfeffer, europäiſche Gartengewächſe (von den Miſſionären mit Glück angebaut). Aus dem Thierreich finden ſich Rindvieh, Pferde, Schweine, Hunde, wildes Geflügel, Papageien, Fiſche, Schildkröten, Auſtern ꝛc. hier. Die Einwohner (70—80.000) gehören zum weißbraunen Menſchenſtamme, haben einen ſanften, freundſchaftlichen Karakter, ſind fleißig, erfinderiſch, zeigen vielen Sinn für Muſik, und ſtehen an Kultur allen übrigen Südſeeinſulanern weit vor. Ihre aus Matten beſtehende Kleidung wiſſen die Frauen aus dem Baſt des Maulbeerbaumes geſchickt zu weben und verſchiedentlich zu färben. Ihre Wohnungen ſind kunſtlos, das Hausgeräthe äußerſt einfach, aber Alles wird möglichſt rein gehalten, und ſie ſelbſt baden ſich, aus Liebe zur Reinlichkeit, ſehr oft. Die Männer treiben Landbau und Fiſcherei, verfertigen die Häuſer und Kähne, nebſt vielen Kunſt- und andern Sachen. Keule und Speere ſind ihre Hauptwaffen. Zwar herrſcht bei dieſen Inſulanern die abſcheuliche Sitte der Menſchenopfer; aber ſie glauben an eine Unſterblichkeit, und ihre Religion erinnert an die Mythen des alten Hellas: Bäume, Wälder, Quellen, Winde, und alle Naturerſcheinungen ſind Aufenthalt und Wirkung von höhern Geiſtern, und ſelbſt ihre Helden ſtehen in Verwandtſchaft mit dieſen Geiſtern. Man findet hier eine ordentliche bürgerliche Verfaſſung, und die meiſten Inſeln ſind einem König unterworfen, dem die kleinern Fürſten und Gutsbeſitzer Abgaben entrichten, und Gehorſam leiſten. Die bedeutendſten Inſeln ſind: Tongatabu, wo der mächtigſte König reſidirt, und Hamoa, die größte Inſel dieſes Archipels, mit einem trefflichen Hafen.

Freya, ſ. Nordiſche Mythologie.

Freyre d'Andrade (Gomez), geboren 1762 zu Wien, wo ſein Vater portug. Geſandter war, ſtammte aus einer berühmten portug. Familie, diente in der Landarmee und eine Zeitlang auch auf der Flotte, ging aber, da ſein Vaterland in tiefem Frieden war, in ruſſiſche Kriegsdienſte, und war bei der Erſtürmung Oczakows den 22. Sept. 1789 unter Suwarow einer der erſten auf dem Walle, weßhalb ihn die Kaiſerin Catharina II. auch zum Oberſten ernannte, und den St. Georgsorden ertheilte. In den Feldzügen von 1792—94 befehligte er eine portug. Brigade in Catalonien und der Grafſchaft Rouſſillon, und wurde nach dem Frieden General-Lieutenant. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich trat er 1808 in franz. Dienſte, machte als Diviſionsgeneral den ruſſ. Feldzug mit, war 1813 Commandant von Dresden, wurde daſelbſt gefangen, und blieb es bis zum Pariſer Frieden, worauf er nach ſeinem Vaterlande zurückkehrte. Auf Befehl des Marſchall Beresford wurde er den 25. Mai 1817 als Theilnehmer einer Verſchwörung, die den Zweck gehabt haben ſollte, die Engländer aus Portugal zu verjagen, und den Herzog von Cadaval, einen Prinzen vom Geblüte, auf den Thron zu erheben, verhaftet, und den 18ten Oktober 1817 hingerichtet.

Friaul, Friuli (vom lateiniſchen Forum Julii), ehemalige Landſchaft in Nordoſtitalien, in das venetianiſche und öſterreichiſche getheilt. Jenes ward 1805 durch den Preßburger Frieden dem Königreich Italien beigefügt, und bei dem 1803 erfolgten Austauſch durch die im Weſten des Li-

Digitized by Google

ſonzo liegenden Strichs des öſterreichiſchen Friaul vergrößert; es hieß nun das Departemente Paſſeriano. Von dieſem Lande hatte der vormals franzöſiſche Obermarſchall des Pallaſtes, Duroc, den Namen: Herzog von Friaul. Seit 1814 iſt das Land wieder unter Oeſterreichs Herrſchaft. Unter den vorzüglichſten Produkten ſind: Getreide, Wein, Südfrüchte, Seide, Mineralien ꝛc. Die größten Städte ſind: Görz, Gradisca, Udine, Pordenon und Palmanova.

Frickthal, eine Landſchaft am Oberrhein, von 5 □Meilen Größe mit 20.000 Einwohnern, vorzüglich fruchtbar an Wein und Getreide, gehörte bis 1801 zu Vorderöſterreich, ward in Folge des Lüneviller Friedens an Frankreich, von dieſem der Schweiz, und durch die Vermittlungs-Urkunde dem Canton Argau zugetheilt. Sie hat ihren Namen von dem Flecken **Frick**. Beim Dorfe Augſt am Rhein ſtand einſt die große Römerſtadt **Augusta Rauracorum**.

Friedberg, Stadt in der großherzogl. heſſiſchen Provinz Oberheſſen, in der Wetterau, an der Usbach, mit 2000 Einwohnern. Sie war eine ehemalige freie Reichsſtadt, und kam 1802 als Entſchädigung an Heſſen-Darmſtadt. Von der alten kaiſerlichen Burg hat man eine ſchöne Ausſicht in die tiefer liegenden, fruchtbaren Fluren der Wetterau. Hier iſt überall claſſiſcher Boden für die alte deutſche Geſchichte. Uſipeten und Catten bewohnten dieſe Gegend, und beſtanden manchen Kampf, ohne zu erliegen. Römiſche Denkmäler finden ſich in der ganzen Gegend. Die Carolinger hatten vermuthlich eine Pfalz hier, und aus ihrer Zeit iſt noch ein Bad vorhanden. Jene Pfalz war wahrſcheinlich auf den Trümmern eines Römercaſtells erbaut. Unter den Franken erhielt das Land den Namen **Wetterau**. Friedberg wurde von Friedrich I. wieder erneuert, und die Burg, welche er auf den Trümmern der alten Pfalz erbaute, erhielt wohl den Namen **Friedrichsburg**, den nachher auch die Stadt angenommen. Die Kaiſer aus dem Hohenſtaufiſchen Hauſe hatten hier oft ihren Aufenthalt, und Friedrich II. verſchönerte den Ort, und ertheilte ihm manche Privilegien. Die Stadt hatte in älterer Zeit vielbeſuchte Meſſen. Merkwürdig ſind in der Stadt einige unterirdiſche Gewölbe, von denen eines eine weite Rotunde bildet, mit einer Oeffnung in der Mitte der Kuppel. Der Brunnen, das Judenbad genannt, verdient gleichfalls Aufmerkſamkeit. Da Friedberg auf einer Höhe liegt, ſo mußte er ſehr tief gegraben und mit einer Treppe verſehen werden. Sie läuft ringsum in's Gevierte, und wird durch Säulen und Gewölbe geſtützt, deren Styl auf das 13te und 14te Jahrhundert zeigt. In der Mitte iſt ein offener Raum, durch welchen das Licht einfällt. Die Hauptkirche (in Mollers Denkmälern abgebildet) iſt ein bedeutendes Gebäude, im Styl der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, und verbindet Simplicität mit Eleganz. Die Thürme ſind beide unvollendet, und haben das Eigenthümliche, daß der untere Theil eine Halle bildet, welche nicht nach vorn, auf der Weſtſeite, ſondern ſeitwärts, gegen die Nord- und Südſeite offen iſt. Das Innere hat drei gleich hohe Reihen von Gewölben, welche auf 12 verzierten Pfeilern ruhen, und bildet ein majeſtätiſches Ganze.

Friede, derjenige Zuſtand der Ruhe und der herrſchenden Rechtsverhältniſſe unter mehreren Staaten, den man dem Krieg entgegen ſetzt; dann auch der Vertrag kriegführender Mächte, durch welchen ein Krieg beendigt wird. Alle zur Gültigkeit eines Vertrags nöthigen Erfoderniſſe müſſen auch beim Abſchluß eines Friedens vorhanden ſeyn. Soll ein Friede dauerhaft ſeyn, ſo muß er auf ſolche Bedingungen geſchloſſen werden, wodurch die Sicherheit des beleidigten Theiles befeſtigt, und, wo möglich, unter die Garantie mehrerer Staaten geſtellt wird, ohne den andern Theil zu neuem Kriege zu reizen. Die einzelnen Sätze eines Friedensſchluſſes nennt man **Friedensartikel**, und die Urkunde, welche dieſe Artikel enthält, und

Digitized by Google

von den Bevollmächtigten der abſchließenden Mächte, deren Vermittlern und Garants unterzeichnet worden iſt, ein Friedensinſtrument. Die vorläufige zur Wiederherſtellung des Ruheſtandes getroffene Uebereinkunft der kriegführenden Mächte über die wichtigſten Streitpunkte, welchen nur die weitere Ausführung oder die äußere Form noch fehlt, nennt man einen Präliminarfriedenstraktat, oder die Friedenspräliminarien, welche dem noch zu entwerfenden Haupt- und Definitivfriedensſchluſſe vorangehen, worin auch die übergangenen Nebenpunkte, worüber man ſich leichter zu verſtändigen hoffte, als über die Hauptſachen, berichtigt werden. Man verſteht aber auch bisweilen unter Friedenspräliminarien die vorläufigen Unterhandlungen über den Ort der Zuſammenkunft, die Art, wie der Friede abgeſchloſſen werden ſoll, das dabei zu beobachtende Ceremoniel, die Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit der Vermittelung oder Garantie fremder Mächte u. ſ. w. Von dem Präliminarfriedenstraktat iſt die Präliminarkonvention unterſchieden, in welcher ſolche Punkte verhandelt werden, ohne deren Bewilligung ſich der eine Theil in gar keine Unterhandlungen einlaſſen will. S. Friedensſchlüſſe. — In der heil. Schrift heißt Friede, jede Art leiblicher oder geiſtlicher Glückſeligkeit, beſonders Einigkeit der Menſchen unter einander, die aus der Rechtfertigung entſtehende Gemüthsruhe und Gottergebenheit, Glück und äußerer Wohlſtand; daher auch der Gruß: Friede ſey mit euch (dir), nichts anders ſagen will, als ich wünſche euch (dir) alles mögliche Gute, oder es müſſe euch wohl gehen!

Friede (ewiger) (in rechtlicher Hinſicht), der Wirklichkeit nach ein relativer Zuſtand, welcher dem Kriege entgegengeſetzt, und daher der Zuſtand iſt, in welchem die unter gewiſſen Völkern eintretenden Gewaltthätigkeiten aufgehoben und beendigt ſind, und wo der gegenſeitige, ruhige Verkehr wiederhergeſtellt iſt. Sind jene Gewaltthätigkeiten nur auf gewiſſe feſtgeſetzte Zeit eingeſtellt, ſo findet ein Waffenſtillſtand Statt. Der Idee nach iſt der Friede der Zuſtand des Rechts ſelbſt, angewendet auf das gegenſeitige Verhältniß der Völker. Wie nun das Recht als Idee der Vernunft von Zeit unabhängig iſt, ſo iſt es auch die Idee des Friedens, und wie daher das Recht von vernünftigen Weſen ohne Unterlaß und Unterbrechung beſtrebt werden ſoll, ſo wird auch der Friede beſtrebt, nicht bloß für beſtimmte Zeit, ſondern für immer. Dies deuten ſelbſt die temporären Friedensſchlüſſe an, wenn ſie von ewiger Freundſchaft und ewigem Frieden reden. Gleichwohl iſt dieſer ewige Friede, ſo wie der ewige Friede überhaupt, als ununterbrochener Rechtszuſtand unter allen Völkern der Erde, vermöge deſſen ſie die zwiſchen ihnen vorkommenden Streitigkeiten nicht durch Gewalt, ſondern auf vernünftige, d. i. geſetzliche Weiſe, ſchlichten ſollen, nur eine Foderung der Vernunft, in deren Geiſte jeder Einzelne und jedes Volk für ſich handeln ſoll, die aber unter den vorhandenen äußern Umſtänden ſchwerlich vollkommen verwirklicht werden möchte, da die äußere und innere Ungleichheit der Völker ſtets Reibungen unter denſelben hervorbringt, welche den Krieg und die Tapferkeit auf der Erde nicht ausſtreben laſſen. Dennoch iſt die Idee des ewigen Friedens keine bloße Chimäre der Einbildungskraft, eben ſo wenig, als es die Idee der Sittlichkeit, und alle andere Ideen der Vernunft überhaupt ſind. Denn der Menſch iſt ein vernünftiges Weſen, und wie die Vernunft dem Einzelnen gebietet, ſeine Willkühr zu beſchränken, damit ein Rechtsverhältniß zwiſchen ihm und andern Statt finden könne; ſo gebietet ſie auch den menſchlichen Vereinen, zu deren Hauptzwecken das Recht gehört, d. i. den Staaten, das Recht fortdauernd im Verhältniſſe zu andern Staaten auf vernünftige Weiſe zu begründen und zu erhalten. Folgende Mittel ſind es vorzüglich, welche man als Maßregeln, den ewigen Frieden in der Wirklichkeit herzuſtellen, betrachtet hat, nämlich ein politiſches Gleichgewicht der Staa-

Digitized by Google

ten, ein Bündniß der Völker, eine Univerſalmonarchie, oder ein Völkerſtaat überhaupt. Das zweite empfahl ſchon St. Pierre in ſeinem von Rouſſeau bekannt gemachten Entwurfe. Kant (in ſeiner Schrift zum ewigen Frieden, Königsb. 1796) brachte dieſen Gegenſtand ebenfalls lebhaft zur Sprache, und Andere haben ihn weiter verfolgt. Die Hauptſchwierigkeit liegt darin, daß es unter Völkern keine ſichere Bürgſchaft eines Geſetzes oder Vertrages giebt. Ferner ſind dieſe Mittel nur äußere Veranſtaltungen, welche unter gewiſſen Bedingungen von partikulären Staaten verfolgt, höchſtens zu einem dauernderen Frieden führen können, und alſo der Idee nur annähern. Mehr als ſie würde eine innere Vervollkommnung der Völker wirken, vermöge deren die Staaten immer mehr den Karakter von Vernunftperſonen annehmen würden. Viele nun von denen, welche die Unzulänglichkeit jener Mittel eingeſehn haben, ſind als Läſterer der Idee des ewigen Friedens, und als unbedingte Vertheidiger des Krieges aufgetreten.

Friedensconferenzen heißen die auf einem Friedenscongreß gehaltenen Zuſammenkünfte der Regenten oder ihrer Geſandten zur gemeinſchaftlichen mündlichen oder ſchriftlichen Unterhandlung. Doch werden auch bei Privatzuſammenkünften manche Gegenſtände verhandelt, ehe ſie in den öffentlichen Conferenzen zur Sprache und Entſcheidung kommen.

Friedensgerichte waren vormals in Deutſchland gewiſſe Gerichte, welche nicht nur die in ihrem Bezirk entſtandenen Streitigkeiten zu entſcheiden, ſondern auch die Störer der öffentlichen Sicherheit und des Landfriedens zu beſtrafen das Recht hatten. Sie wurden im 12ten Jahrh., um den unaufhörlichen Befehdungen zu ſteuern, ſowohl von den Kaiſern und Reichsſtänden, als auch von den letztern allein durch beſondere unter ſich abgeſchloſſene Bündniſſe eingeführt, und dauerten ſo lange, als dieſe Bündniſſe ſelbſt beſtanden. Seit Errichtung des ewigen Landfriedens im J. 1495 ſind ſie außer Gebrauch gekommen.— In England wurden die Friedensgerichte (justices of peace) zuerſt von Eduard I. im J. 1575 eingeführt, indem er in ſeinem ganzen Reiche redliche und weiſe aus einem durchs Geſetz beſtimmten Stand der Bürger gewählte und vereidete Polizeibeamte unter dem Namen der **Friedensrichter** anſtellte, deren Amt, welches ſie unentgeldlich verwalten, darin beſteht, in einem gewiſſen Bezirk über die öffentliche Sicherheit zu wachen, die Urheber geringerer Vergehungen ausfindig zu machen, und ſie in einer feierlichen Sitzung, d. h. mit zwei oder mehrern Friedensrichtern, zu beſtrafen, in Abſicht auf ſchwere Verbrechen aber ſolche Vorbereitungen zu treffen, daß die höhern Gerichtshöfe darüber ein Urtheil fällen können. Sie entſcheiden auch Rechtsfälle von geringer Wichtigkeit in erſter Inſtanz. Dieſe Friedensrichter haben mit den römiſchen defensoribus civitatis einige Aehnlichkeit, welche unter andern Funktionen auch die hatten, daß ſie über die öffentliche Ruhe wachten, und leichte Vergehungen mit Verbeſſerungsſtrafen belegen konnten. Im J. 1790 wurden die Friedensgerichte auch in Frankreich eingeführt, um den Einwohnern ohne viele Proceßkoſten eine ſchnelle Gerechigkeit zu verſchaffen. Sie beſtehen aus einem Friedensrichter (juge de paix, zwei Gehülfen (suppléans) und einem Greffier, welche die Polizei handhaben, in gewiſſen bürgerlichen, beſonders perſönlichen Angelegenheiten, Recht ſprechen, und Klageſachen, deren Werth eine beſtimmte Summe nicht überſteigt, entſcheiden.

Friedenspfeife (Calumet), bei den Ureinwohnern Nordamerika's eine ungefähr 4 Schuh lange Pfeife, mit einem Kopfe aus rothem Marmor und einer Röhre aus leichtem Holz, das mit buntfarbigen Figuren bemalt und mit Vogelfedern geziert iſt. Jedes Volk hat eine beſondere Zierrath, und die Völker können beim erſten Anblick beſtimmen, welchem Stamm ſie gehört. Sie dient bei allen Unterhandlungen zur Vorbereitung, ſteht in der

Digitized by Google

größten Achtung, und ſchützt den Träger vor Beleidigungen. Wenn ſich die Häupter eines Volks verſammelt haben, ſo füllt ſie der Begleiter des Feldherrn mit Tabak oder andern Kräutern, hütet ſich aber, die Erde zu berühren. Dann zündet er ſie mit einer Kohle an, hält ſie gegen Himmel und Erde, und dreht ſich dann in einem Kreiſe umher, wobei er ſie wagrecht hält; durch die erſte Bewegung bietet er ſie dem großen Geiſte dar; die zweite beugt den Tücken der böſen Geiſter vor, und durch die dritte ſucht man den Schutz der Luft, Erde und Waſſer bewohnenden Geiſter zu erlangen. Hierauf wird die Pfeife dem Erbregenten des Volks gereicht, der etliche Züge daraus thut, und den Rauch gegen den Himmel und rund um ſich her auf die Erde bläſt. Nachher geht ſie bei den Abgeſandten, Fremden, dem Feldherrn und den Häuptern umher, die ſie aus Ehrerbietung nur mit den Lippen berühren.

Friedensſchluß, ſ. Friede.

Friedensſchlüſſe der neuern Zeit (die wichtigſten). Am Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrh. begann die Bildung des neuern Staatenſyſtems von Europa. Das Gefühl, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu regeln und zu befeſtigen, erwachte vorzüglich in Deutſchland. Der Gewalt und dem Eigenwillen zu ſteuern, und ſo das Fauſtrecht mit allen ſeinen Gräueln aus den Gauen des deutſchen Reiches zu verbannen, ſchloſſen die Stände 1495 zu Worms den Landfrieden auf ewige Zeiten. — Die Politik Europens erhielt ihren neuen eigenthümlichen Karakter durch die Abſichten, welche zugleich mehrere Mächte auf Italien richteten. Beſonders wurden die Anſprüche Frankreichs auf Mailand, und die Anſprüche Spaniens und Frankreichs auf Neapel, ſo wie die Eroberungen beider italieniſchen Länder die Urſache der unter den andern Staaten Italiens beginnenden Politik. Es wurden Bündniſſe geſchloſſen, ſich gegenſeitig gegen den Einbruch jeder fremden Macht Hülfe zu leiſten, und ſo ward das Syſtem der Coalitionen zur Behauptung des Gleichgewichts der Macht begründet, deſſen Wirkungen ſich bald in den europäiſchen Friedensſchlüſſen zeigten. — Die erſten wichtigen Friedensſchlüſſe ſeit jener großen Reform der Politik und Diplomatie ſind die, durch welche die vier Kriege beendigt wurden, die Carl V. und Franz I. in Betreff Italiens geführt haben. Ihr erſter Friede wurde nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525), wo Franz I. in Gefangenſchaft gerieth, zu Madrid am 14. Jan. 1526 auf folgende Bedingungen abgeſchloſſen: Franz entſagte allen Anſprüchen auf Italien, ſo wie der Souveränität von Flandern und Artois, trat das Herzogthum Burgund an Carl ab, gab ſeine älteſten Söhne als Geißeln, und heirathete Eleonore, die Schweſter des Kaiſers. Kaum war aber Franz I. in Freiheit geſetzt, als er dieſen Vertrag für erzwungen erklärte, und mit dem Papſt, dem König von England, Mailand u. Venedig eine Ligue bildete, um die Fortſchritte des Kaiſers in Italien aufzuhalten. Allein da dieſer Krieg einen eben ſo unglücklichen Ausgang nahm, ſo kam es bald zum Frieden von Cambray (5. Aug. 1529), worin Franz das im Madrider Vertrag aufgegebene Burgund behielt, dagegen aber der Lehnsherrlichkeit über Artois entſagte, und für die Löſung ſeiner Söhne als Geißeln 2 Mill. Thlr. bezahlen mußte. Die Urſachen zum dritten Kriege lagen ſchon in den Bedingungen des Cambrayer Friedens, da Franz Italien und beſonders Mailand nicht verſchmerzen konnte. Nach Erlöſchung des Mannsſtammes der Sforza's mit Herzog Franz II. foderte der franzöſiſche König vom Kaiſer das Herzogthum für ſeinen Sohn Heinrich als Lehn. Da aber bei dem neuen Kampfe mit Carln der franz. König ſelbſt mit der Pforte Freundſchaftsverhältniſſe anknüpfte, ſo brachte der Papſt 1538 zu Nizza einen zehnjährigen Waffenſtillſtand zuwege, welcher jedoch durch die Ermordung der beiden franzöſiſchen Geſandten, an Venedig und die Pforte,

Digitized by Google

im Mailändiſchen (3. Juli 1541) unterbrochen ward. Der am 18. Sept. 1544 zu Crespy auf die Baſis des Vertrags von Cambray abgeſchloſſene Friede endete endlich die Reihe von Kriegen zwiſchen Carl V. und Franz I. — Indeß hatte ſich während dieſer Kämpfe ſeit 1518 die Kirchenreformation Luthers in Deutſchland ausgebreitet. Die gegen den Abſchied des Reichstags zu Speier 1529 proteſtirenden evangeliſchen Stände ſchloſſen 1530 zu Schmalkalden ein Bündniß, wogegen die katholiſchen 1538 zu Nürnberg den heiligen Bund gründeten. Mit den Befehdungen des Herzogs Heinrich von Braunſchweig durch die ſchmalkaldiſchen Verbündeten 1540, und Vertreibung aus ſeinem Lande, begann der Religionskrieg in Deutſchland. 1546 rückte Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen mit Philipp, Landgrafen von Heſſen, gegen den Kaiſer vor; der Churfürſt wurde bei Mühlberg 1547 geſchlagen und gefangen, und mußte den größten Theil ſeiner Länder und die Churwürde an Herzog Moritz von Sachſen abgeben. Dieſer aber, die Lage der Proteſtanten erwägend, verband ſich heimlich mit Heinrich II., König von Frankreich, rückte ſchnell gegen den Kaiſer, indeß ein franz. Heer in Lothringen einfiel, und die Bisthümer Metz, Toul und Verdun beſetzte, und zwang ihn 1552 zum Paſſauer Vertrag, der 1555 durch den Religionsfrieden zu Augsburg beſtätigt wurde, wodurch die Proteſtanten Sicherheit und Ruhe erhielten. — Zwiſchen Frankreich und Spanien kam erſt ſpäter, nachdem erſteres die Schlacht bei St. Quintin verloren hatte, 1559 der Friede von Chateau-en-Cambreſis zu Stande, in welchem der Herzog Emanuel Philipp von Savoyen wieder in ſeine Staaten eingeſetzt wurde, Spanien die Eroberungen in der Picardie zurück gab, und von Frankreich mehrere Gränzplätze in den Niederlanden erhielt. — An den Küſten des baltiſchen Meeres hatte ſich ſeit 1230 der deutſche Orden niedergelaſſen, und mit Hülfe der Schwertritter nach und nach ganz Preußen, Liefland, Curland nebſt Semgallen erobert. Aber gegen die Mitte des 15ten Jahrh. ſank ſeine Macht, ſo daß er im Thorner Frieden 1466 die Hälfte des Ordenslandes, Weſtpreußen, an Polen abtreten, und der Hochmeiſter wegen Oſtpreußen dem polniſchen König den Lehnseid leiſten mußte. Um von dieſem Schimpfe befreit zu werden, wählten die Ritter den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zum Hochmeiſter, der aber das Land ſekulariſirte, die Reformation dort einführte, und durch den Vertrag von Crakau daſſelbe als ein erbliches Herzogthum von Polen zu Lehn erhielt. Als der Heermeiſter der Schwertritter, Kettler, nicht mehr vermögend war, ſich gegen die andringende Macht Rußlands zu behaupten, überließ er Liefland durch den Vertrag von Wilna 1561 an Polen, und empfing ſelbſt nur Curland und Semgallen als ein von Polen zu Lehen gehendes erbliches Herzogthum. Eſthland erhielt Schweden. Da der ruſſiſche Czar Iwan Waſiliewitſch II. ſeinen Anſprüchen auf Liefland nicht entſagte, und der Rigaer Erzbiſchof, der die öſtliche Hälfte des Landes beſaß, ſich an Schweden anſchloß, ſo ward Liefland der Gegenſtand der Zankſucht zwiſchen den drei Hauptmächten des Nordens, in welchen Krieg auch Dänemark aus Eiferſucht gegen Schweden mit verwickelt wurde. Beide letztern Mächte ſchloſſen 1570 zu Alt-Stettin Frieden, worin Schweden auf Norwegen, Halland, Schonen, Biekingen, Gothland, Jänkeland, Herjedalen verzichtete; Dänemark aber ſeinen Anſprüchen auf das Königreich Schweden entſagte. Der liefländiſche Krieg dauerte indeß fort, bis 1582 im Frieden zu Kiewerowa Horka der ruſſiſche Czar auf Liefland Verzicht leiſtete (welches jetzt Schweden und Polen unter ſich theilten), und an Schweden noch Carelien abtrat, das er aber 1595 im Vertrag von Teuſina nebſt Ingermannland zurück erhielt. Kaum ruhten im Norden die Waffen, als 1600 der ſchwediſch-polniſche Succeſſionsſtreit begann. Indeſſen

Digitized by Google

verhinderte die eben damals in Rußland herrſchende Anarchie noch den wirklichen Krieg, weil die Könige von Polen und Schweden ſich hier bemühten, einen ihrer Prinzen auf den ruſſiſchen Thron zu bringen. Allein durch die Erhebung des Hauſes Romanow (1613) wurden ihre Abſichten vereitelt. Seitdem Fortgang des Krieges mit Schweden bis zum Frieden von Stolbowa (27. Febr. 1617), worin Schweden das eroberte Ingermannland nebſt Carelien behielt, und mit Polen bis zur 14jährigen Waffenruhe vor Moskau, 3. Jan. 1619 (ſpäter, am 15. Juni 1634, in einen Frieden verwandelt), wodurch der polniſche König Wladislaus ſeinen Anſprüchen auf Rußland entſagte, aber Smolensk mit ſeinem Gebiete, Severien und Tſchernigow bei Polen blieb. Dänemark hatte indeß die Verflechtung Schwedens in den ruſſiſch-polniſchen Krieg zu einem glücklichen Angriff gegen dieſes Reich benutzt (1611), der ihm im Frieden von Siöröd am 20. Jan. 1613 gegen die Herausgabe der Eroberungen 1 Mill. Thlr. von Schweden einbrachte. Die unglückliche Theilnahme Dänemarks am 30jährigen Kriege in Deutſchland, nöthigten es, ſeit dem Lübecker Frieden 1629 zur Ruhe; allein die Ausſichten Schwedens während den weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen reizten aufs Neue die Eiferſucht Dänemarks, und hatten den Krieg von 1643—45 zur Folge, der durch den Frieden zu Bremſebroe am 13. Auguſt 1645 für Dänemark unglücklich endete. Schweden erhielt auf immer Jämteland, Herjedalen, Gothland, Oeſel, Halland (letzteres als Unterpfand auf 30 Jahre), dann noch völlige Befreiung vom Zoll und Viſitation im Sund und auf der Elbe bis Glückſtadt. Im Jahr 1657 begann die Erneuerung des Krieges; aber die ſchnelle Eroberung Dänemarks durch die Schweden führte den Frieden von Roeskild herbei (26. Febr. 1658), in welchem Dänemark Halland, Schonen, Blekingen, Bahus, Drontheim und Bornholm verlor, die Zollfreiheit im Sund beſtätigt, und die Aufhebung des Lehnsnexus des Herzogs von Hollſtein-Gottorp gegen Dänemark beſtimmt ward. Die großen Projekte des ſchwediſchen Königs Carl Guſtav verſchwanden mit ſeinem plötzlichen Tode, und alle kriegführende Mächte ſehnten ſich nach dem Frieden. Dänemark erhielt im Frieden von Copenhagen (27. Mai 1660) Bornholm und Drontheim zurück, und im Frieden zu Oliva mit Polen (23. April 1660) entſagte der polniſche König Johann Caſimir allen Anſprüchen auf Schweden, welches letztere Liefland, Eſthland nebſt Oeſel erhielt, dagegen auf Curland und Semgallen verzichtete. Von beiden Mächten wurde die Souveränität Preußens anerkannt. — In den ſpaniſchen Niederlanden waren ſeit 1566 durch die Bemühungen Philipps II., die Freiheiten der Niederländer zu beſchränken, Unruhen ausgebrochen, welche 1579 die Utrechter Union zur Folge hatte, wo ſich die 7 nördlichen Provinzen enge verbanden, und, von Frankreich und England unterſtützt, gegen Spanien ihre Unabhängigkeit erkämpften, welche 1609 ſchon von mehreren Mächten, im weſtphäliſchen Frieden aber allgemein anerkannt wurde. Dieſer letztere Friedensſchluß, der dem 30jähr. Kriege in Deutſchland ein Ende machte, wurde zu Münſter zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich, zu Osnabrück zwiſchen dem Kaiſer und Schweden verhandelt; beide Friedensſchlüſſe jedoch nur als Ein Frieden angeſehen. Man ſchloß ihn am 24ten Oktober 1648 unter folgenden Hauptbedingungen: Frankreich erhielt das öſterr. Elſaß, die Beſtätigung der Hoheit über Metz, Toul und Verdun, wie auch über Pignerol, und das Beſatzungsrecht in Philippsburg. Schweden bekam Vorpommern, nebſt der Inſel Rügen und einem Theile von Hinterpommern, Wismar, Bremen und Verden, Alles mit den Rechten der Reichsſtandſchaft, und 5 Mill. Thlr. Churbrandenburg die ſekulariſirten Stifter Magdeburg, Halberſtadt, Camin und Minden; Mecklenburg die Stifter Schwerin und Ratzeburg;

Digitized by Google

Heſſen die Abtei Hirſchfeld und vier Aemter nebſt 600.000 Thlrn. u. ſ. w. Die Beſtimmungen der innern Verhältniſſe des deutſchen Reichs betrafen nicht ſowohl neue, als bisher ſtreitige oder ungewiſſe Gegenſtände. In Anſehung der Religion wurde nicht nur der augsburgiſche Religionsfrieden beſtätigt, ſondern auch ausdrücklich auf die Anhänger der reformirten Kirche ausgedehnt, und völlige Gleichheit der Rechte feſtgeſetzt, in Anſehung der geiſtlichen Güter und der Religionsübung aber der Anfang des Jahres 1624 als Norm feſtgeſetzt; in Anſehung der politiſchen Verhältniſſe eine Amneſtie (mit einigen Einſchränkungen) und Reſtitution bewillig (jedoch bei dem pfälziſchen Hauſe mit der Beſchränkung, daß eine neue achte Chur für daſſelbe errichtet ward, die ihm genommene Chur nebſt der Oberpfalz aber bei Baiern blieb). Nebſtdem wurden den ſämmtlichen Ständen im Verhältniß gegen den Kaiſer ihre Hochheitsrechte in ihren Ländern, ſo wie ihre Rechte auf den Reichstagen geſichert. Die Souveränität der vereinigten Niederlande wurde von Spanien, und die der Schweiz von den Reichsſtänden feierlich anerkannt. Zwar wurden in dem europäiſchen Staatenſyſtem durch dieſen Friedensſchluß keineswegs alle wichtige, oder auch ſelbſt nur ſtreitige Verhältniſſe beſtimmt; aber durch die Beſtimmung der politiſchen Hauptgrundſätze ward er die Grundlage der nachmaligen praktiſchen Politik in Europa. — Der pyrenäiſche Friede machte 1659 dem Kriege zwiſchen Frankreich und Spanien ein Ende. Letzteres erhielt 1) Rouſſillon, 2) mehrere Plätze an der niederl. Gränze, 3) verſprach Portugal nicht beizuſtehen. 4) Der Herzog von Lothringen, Spaniens Verbündeter, wurde zum Theil, Prinz Condé gänzlich reſtituirt. 5) Regulirung der Handelsverhältniſſe. 6) Beſtimmung der Heirath zwiſchen Ludwig XIV. und der älteſten Infantin Maria Thereſia. — Während dem hatte ſich die Republik der Niederlande durch ihren ausgebreiteten Handel nach Oſt- und Weſtindien, und ihre ſtarke Marine zu einer bedeutenden Macht erhoben; dies erregte, zum Theil durch Handelseiferſucht, zum Theil durch Carls II. perſönlichen Haß gegen die Niederlande von Seiten Englands einen Krieg gegen die Republik (1665), den aber der Friede von Breda (31. Juli 1667) nach dem uti possidetis beendete, und worin England einige Modifikationen der Navigationsakte zu Gunſten der Republik in Rückſicht der Rheinſchifffahrt bewilligen mußte. Die Abſichten Ludwigs XIV. auf die Niederlande veranlaßte die Trippel-Allianz, wodurch Ludwig zur Abſchließung des Achener Friedens (2. Mai 1668) genöthigt wurde, worin er auf die von ihm in Anſpruch genommenen ſpan. Niederlande Verzicht leiſtete, aber doch 12 feſte Plätze an der niederl. Gränze behielt. Auf Rache denkend, beſchloß Frankreich den Sturz der Republik, und erklärte ihr, in Verbindung mit England, 1672 den Krieg; doch mußte Carl II. ſchon 1674 im Frieden von Weſtminſter vom Kriegsſchauplatze abtreten, weil das Parlament zu dieſem Kriege die Subſidien-Gelder verweigerte. Durch die kräftige Unterſtützung der Republik von Seiten des großen Churfürſten von Brandenburg und des deutſchen Reichs, wurde endlich der Nimweger Friede herbeigeführt (1678), der mit Frankreich und der Republik, dann mit Spanien, endlich mit dem Kaiſer und dem Reiche abgeſchloſſen ward. Die Republik erhielt alle Eroberungen zurück; Spanien trat an Frankreich die Franche Comté und 12 feſte Plätze an der niederl. Gränze ab; Kaiſer und Reich tauſchten an Frankreich Freiburg gegen das Beſatzungsrecht in Philippsburg ein. Mehr Schwierigkeiten machten die Friedensſchlüſſe des ſeiner Nebenländer beraubten Schwedens mit Brandenburg und Dänemark: Friede Frankreichs und Schwedens mit Brandenburg zu St. Germain, und bald nachher mit Dänemark; in dieſem völlige, in jenem faſt gänzliche Reſtitution. Noch keine 10 Jahre hatte der Friede gedauert, als Ludwig XIV. 1688 den Krieg wieder erneuerte, wogegen ſich die große Al-

Digitized by Google

lianz zu Wien 1689 zwiſchen Oeſterreich, Spanien, Holland, England ꝛc. bildete. Den Kampf, meiſtens von Frankreich glücklich geführt, beendeten die Friedensſchlüſſe zu Ryßwik (1677). In dem Vertrag mit Holland ward im europäiſchen Beſitzſtande nichts verändert; Wilhelm III. als König von England anerkannt; an das deutſche Reich kamen Kehl, Philippsburg, Breiſach, Freiburg zurück, dagegen behielt Frankreich nebſt andern reunirten Plätzen und Gebieten im Elſaß. — Während ſo der Weſten Europa's von Kriegen erſchüttert ward, brach ein nicht geringerer Sturm im Oſten aus, wo die Türken mit einer furchtbaren Heeresmacht gegen Deutſchlands Gränze heranrückten. 1664 blieb ihnen im Frieden zu Temeswar (geſchloſſen auf 20 Jahre) mit dem Kaiſer, ganz Großwardein und Neuheuſel; aber 1682 drangen ſie durch Ungarn und Deutſchland vor, und belagerten 1683 Wien, welches aber von dem vereinten deutſch.-poln. Heere glücklich entſetzt wurde. Mit Rußlands und Venedigs Beiſtande gelang es Oeſterreich, die Türken aus Ungarn zu vertreiben, und nach der Niederlage bei Zentha 1697 waren ſie gezwungen, den Frieden zu Carlowitz zu ſchließen. Mit dem Kaiſer kam Stillſtand auf 25 Jahre zu Stande: er behielt Siebenbürgen, die Pforte aber Temeswar; Venedig erhielt Morea, nebſt Mauro und Egina; die Ruſſen Aſow, und freien Handel auf dem ſchwarzen Meere; Polen endlich Podolien, die Ukraine, nebſt der Feſtung Kaminiek. Lange konnten die Türken dieſen Verluſt, beſonders Morea's, nicht verſchmerzen; ſie erneuerten daher 1715 mit Venedig den Krieg, und entriſſen ihm Morea, Cerigo ꝛc. wieder; aber Oeſterreichs Theilnahme, ſeit 1716, der Sieg bei Peterwardein, das Vordringen der öſterreichiſchen Heere in die türkiſchen Länder, die Einnahme Belgrads 1717 ꝛc., nöthigten die Pforte zur Abſchließung eines 20jährigen Friedens zu Paſſarowitz 1718, dem zufolge ſie Belgrad, Temeswar, die Wallachei bis an die Aluta, und einen anſehnlichen Theil von Bosnien und Servien an Oeſterreich überließ, von Venedig aber Morea ꝛc. gegen einige Plätze in Dalmatien zurückerhielt. Zugleich eröffnete ein abgeſchloſſener Handelstraktat Oeſterreich alle türkiſchen Staaten. — Nach dem Tode Carls II. von Spanien, mit dem die ſpaniſch-habsburgiſche Linie ausſtarb, entſtand ein Erbfolgekrieg, 1701—14, in welchem die bisherige Obermacht Frankreichs im europäiſchen Staatenſyſtem gebrochen ward. Der Tod Kaiſer Joſephs I., wodurch der zum ſpaniſchen König beſtimmte Erzherzog Carl, der Erbe der Staaten ſeines Bruders wurde, und auch die deutſche Kaiſerkrone erhielt; ſo wie durch die Veränderung im brittiſchen Miniſterium und den Sturz Marlboroughs und der Whigs, kamen zwiſchen Frankreich und England Friedenspräliminarien zu Stande, welche die Friedensſchlüſſe zu Utrecht (1713) und Baden (1714) zur Folge hatten. Ludwigs XIV. Enkel, Philipp von Anjou, wurde als König von Spanien und im Beſitz der ſpaniſchen Colonien anerkannt, Oeſterreich aber erhielt von Spanien Belgien, Mailand und Neapel; Savoyen die Inſel Sicilien als Königreich, vertauſchte es aber ſpäter gegen Sardinien an Oeſterreich; England behauptete ſich im Beſitze von Minorka und Gibraltar; Preußens Königswürde wurde anerkannt, nebſt der Souveränität über Neufchatel und Valengin und das Oberquartier von Geldern mit Enklaven; an der deutſchen Gränze mußte Frankreich Kehl, Philippsburg und Breiſach räumen, wogegen es Landau erhielt; der Kaiſer reſtituirte die wegen ihres Bündniſſes mit Frankreich in die Reichsacht erklärten Churfürſten von Baiern und Köln. — Gleichzeitig mit dieſem Kriege in Weſten Europa's, brach im Norden und Oſten der große nordiſche Krieg aus (1700—21). Dänemark, Polen, Rußland, gegen den jungen König Carl XII. von Schweden, deſſen Macht zu zertrümmern. Erſteres ward durch Carls Landung auf Seeland zu dem Frieden von Travendal (1700, 18. Auguſt) gezwungen, worin es verſpre-

chen mußte, gegen Schweden nichts Feindliches zu unternehmen. Jetzt wandte ſich der ſiegende Carl gegen Polen, zwang den König Auguſt II., Churfürſt von Sachſen, 1706 im Altranſtädter Frieden der Krone zu entſagen, und ſetzte Stanislaus Lescinsky zum König ein. Während dem war Peter I. in die ſchwediſchen Provinzen Carelien und Ingermannland ſiegend vorgedrungen, gründete in der letztern die neue Hauptſtadt St. Petersburg, und ſchlug endlich Carln bei Pultawa 1709 aufs Haupt. Dänemark und Auguſt II., ſelbſt Preußen und Hannover traten jetzt gegen Schweden auf; aber der Kampf endigte ſich mit Carls XII. Tode (1718) durch mehrere Separatfriedensſchlüſſe: 1) mit England (9. Nov. 1719); die von den Dänen eroberten ſchwediſchen Länder Bremen und Verden, welche dieſe 1715 durch Vertrag für 877.000 Fl. an Hannover überlaſſen hatten, blieben Letzterm gegen Zahlung von 1 Mill. Thlr. 2) Preußen (15. Feb. 1720). Dieſes behält Stettin nebſt Vorpommern bis an die Penne und die Inſeln Wollin und Uſedom, und zahlt an Schweden 2 Mill. Thlr. 3) Mit Dänemark (14. Juli 1720), welches alles von Schweden Eroberte zurückgiebt, dagegen dieſes ſeiner Zollfreiheit im Sund entſagt, und 600.000 Thlr. an Dänemark zahlte. 4) Mit Polen blieb es bei dem am 17. Nov. 1719 gezeichneten Waffenſtillſtande. 5) Mit Rußland zu Nyſtädt am 10. Septbr. 1721. Schweden verlor Liefland, Eſthland, Ingermannland, erhielt dagegen von Rußland 2 Mill. Thlr. — Mit dem Tode Auguſts II. von Polen entſtand eine ſtreitige Königswahl; Frankreich mit ſeinen Verbündeten beförderten Stanislaus Lescinsky; aber durch Oeſterreichs und Rußlands Bemühungen beſtieg der Churfürſt von Sachſen, als Auguſt III. den polniſchen Thron. Frankreich und ſeine Verbündeten führten indeß in Italien den Krieg zum größten Nachtheile Oeſterreichs fort, welches 1735 zur ſchnellen Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Wien nach direkter Unterhandlung mit Frankreich, denen Sardinien und Spanien 1736 beitraten, gezwungen wurde. Die hierbei obwaltenden Bedingungen waren: Oeſterreich überläßt an Spanien, als eine Sekundogenitur, ohne je mit ihm vereint werden zu dürfen, Neapel und Sicilien, die Inſel Elba, der Stati degli Preſidi zu Gunſten Don Carlos, Philipps V. älteſtem Sohn aus ſeiner zweiten Ehe mit Eliſabeth von Parma. Frankreich erhält die Anwartſchaft auf Lothringen und Bar, das nach ſeiner Verzichtleiſtung auf die polniſche Krone dem Stanislaus Lescinsky gegeben wird, wogegen der Herzog Franz Stephan von Lothringen die Anwartſchaft auf Toskana (erledigt 1737) erhielt. Parma und Piacenza fiel als Entſchädigung an Oeſterreich, Sardinien bekam einige Diſtrikte von Mailand, und die pragmatiſche Sanktion wurde von Frankreich garantirt. Erſt am 8. Nov. 1738 konnten die Präliminarien in einen Definitivfrieden verwandelt werden. — Den unglücklichen Feldzug Peters des Großen gegen die Türken (1711 am Pruth) zu rächen, wandte Rußland 1735 ſeine Macht gegen die Pforte, und fand an Oeſterreich einen Verbündeten. Siegreich drangen die Ruſſen in die türkiſchen Länder vor, aber die Oeſterreicher wurden von den Türken auf allen Seiten geſchlagen, und ſo kam der Belgrader Friede 1739 zu Stande, dem auch Rußland beitrat. Oeſterreich verlor Belgrad und alles jenſeit der Save und Donau ihm gehöriges Land, nebſt der Wallachei bis an die Aluta. Rußland verzichtete auf ſeine gemachten Eroberungen und das ſchwarze Meer. — 1740 ſtarb Kaiſer Carl VI.; die pragmatiſche Sanktion, von allen Mächten anerkannt, ſollte ſeiner Tochter Maria Thereſia ihre Erbſtaaten ſichern; indeß erhoben ſich viele Gegner mit Anſprüchen auf ihre Länder, und ſo entſpann ſich der öſterreichiſche Erbfolgekrieg (1740—48) gegen Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien, Preußen, Baiern, Sachſen. Nur England, durch Walpole geleitet, blieb treu, und die begeiſterten Ungarn retteten ihre Königin. Friedrich der Große von Preu-

Digitized by Google

ßen beſetzte Schleſien, und behauptete es nach zwei Feldzügen im Breslauer Frieden 1742, ſo wie in Dresdener 1746, dem auch Sachſen beitrat. 1745 hatte ſchon der Churfürſt Maximilian von Baiern im Frieden zu Füßen Maria Thereſia als Erbin Carls VI. anerkannt, und ihrem Gemahl, Herzog Franz von Lothringen, die Churſtimme bei der Kaiſerwahl zugeſagt; dagegen erhielt er ſeine geſammten, von den Oeſterreichern eroberten, Lande zurück. Endlich machte der 1741 zu Aachen geſchloſſene Friede dem Kampfe ein Ende. Die Eroberungen von beiden Seiten wurden herausgegeben; nur Oeſterreich verlor Schleſien, Parma und Piacenza. — Die Eiferſucht Oeſterreichs auf die ſteigende Macht des preußiſchen Staates veranlaßte nach 8jähriger Waffenruhe den ſiebenjährigen Krieg (1756—63). Oeſterreich, Frankreich, Rußland, Sachſen, die meiſten deutſchen Reichsfürſten und Schweden gegen Friedrich II., der nur England für ſich hat. Nach dem Tode der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth ſchloß ihr Nachfolger Peter III. am 5. Mai 1762 mit Preußen Friede, gab alle Eroberungen zurück, und erſchien ſelbſt als Verbündeter Friedrichs. Auch Schweden ſchloß mit Preußen den Hamburger Frieden auf den status quo (22. Mai 1762). Endlich beſchleunigten die großen Seeſiege und auswärtigen Eroberungen der Engländer die Friedensſchlüſſe von Paris und Hubertsburg (1763). Friedrich behielt alle ſeine Länder, und Frankreich mußte bedeutende Beſitzungen in Oſtindien und Amerika an England überlaſſen. Deutſchland erfreute ſich jetzt einiger Zeit der Ruhe, bis nach dem Abſterben des baieriſchen Churfürſten Maximilian Joſeph 1778 Oeſterreich Anſprüche auf Baiern machte, und ſo der baieriſche Erbfolgekrieg ausbrach. Friedrich II. unterſtützte die Proteſtation des Herzogs von Zweibrücken, als nächſten Agnaten, gegen den zwiſchen Oeſterreich und Pfalz zu Wien abgeſchloſſenen Vergleich, ſo wie die Anſprüche Churſachſens auf die Allodialverlaſſenſchaft, und Mecklenburgs auf Leuchtenberg. Doch kam es ohne eine einzige Schlacht am 13. Mai 1779 zum Frieden von Teſchen: Baiern kam an Pfalz, nur das Innviertel nebſt Braunau erhielt Oeſterreich gegen die Aufhebung der Wiener Convention, und verſprach nebſtdem noch, ſich der künftigen Vereinigung der Markgrafthümer Ansbach und Baireuth mit der preußiſchen Monarchie nicht zu widerſetzen. Sachſen ward mit 6 Mill. Thlr. befriedigt, und Mecklenburg erhielt das Privilegium de non appellando. Indeſſen konnte Joſeph II. ſeinen Lieblingsplan auf Baiern nicht aufgeben; er verſuchte nun (1785), dieſes Land gegen den größten Theil von Belgien einzutauſchen, als Friedrich II., um des Kaiſers Vorhaben zu hintertreiben, mit Sachſen und Hannover ꝛc. am 27. Juli 1785 den deutſchen Fürſtenbund ſchloß. — Schon 1764 entſtanden zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Colonien wegen der Handelseinſchränkung der letztern bedeutende Streitigkeiten, welche endlich 1775 in offenen Krieg gegen das Mutterland ausbrachen. Auf einem 1776 gehaltenen Generalkongreſſe erklärten ſich die 13 Colonien für unabhängig. Franklin ſchafft ihnen 1778 den Beiſtand Frankreichs; auch Holland und Spanien ſind günſtig. Nach mehrern Unglücksfällen der Britten zu Lande und Siegen zur See wurde 1783 der Friede zu Verſailles geſchloſſen. Die völlige Unabhängigkeit der 13 Provinzen wurde von England anerkannt; es mußte an Frankreich Pondichery, Senegal, Tabago abtreten, ihm die Theilnahme an den Fiſchereien zu Terreneuve nach erweiterten Gränzen geſtatten, Spanien im Beſitze von Minorka und Florida laſſen, und erhielt nur im Frieden mit Holland (1784) von dieſem Negapatnam, nebſt ſeinem Gebiete. — Schweden, in der Hoffnung, die im Nyſtädter Frieden verlornen Provinzen an der Oſtſee wieder zu erobern, erklärte 1741 an Rußland den Krieg, führte ihn aber ſo unglücklich, daß

Digitized by Google

es 1743 im Frieden zu Abo ganz Finnland bis an den Fluß Kymene an Rußland abtreten mußte. Auch die ſpätern Verſuche Guſtavs IV. (1788), ſich von den Uebergewichte Rußlands zu befreien, endeten mit dem Frieden zu Werelä (14. Auguſt 1790), worin die Wiederherſtellung des vollen status quo vor dem Kriege die Hauptbedingung war. Die Einmiſchung Rußlands in die polniſchen Reichsangelegenheiten waren Veranlaſſung, daß die Pforte jenem Reiche 1768 den Krieg erklärte, den der Friede zu Kutſchuk-Kaynardſchi 1774 für Rußland glücklich endete. Die Tataren in der Krimm und Kuban wurden von der Pforte unabhängig; Rußland behielt Aſow, Jenekae und Kertſch, Kinburn an der Mündung des Dneprs, und das Land zwiſchen dem Ausfluſſe des Bug und des Dneprs; nebſtdem mußte ihm die Pforte freie Handelsſchifffahrt auf dem ſchwarzen Meer und allen türkiſchen Meeren geſtatten. 1787 erklärte der Sultan an Rußland aufs Neue den Krieg, den auch Oeſterreich, als Rußlands Bundesgenoſſe, mitkämpfte, und die Friedensſchlüſſe zu Sziſtowa (1790 mit Oeſterreich) und zu Jaſſy (1793 mit Rußland) zur Folge hatte. Oeſterreich erhielt Altorſowa, Rußland Oczakow mit dem Landſtrich zwiſchen dem Bog und Dnieſter; beide gaben die gemachten Eroberungen zurück. Nach dem ſpätern Kriege, welchen die Pforte 1806 Rußland erklärte, erhielt letzteres im Frieden von Buchareſt (28. Mai 1812) die Moldau bis an den Pruth, Beſſarabien und die Hauptmündungen der Donau. — Die wichtigſten Friedensſchlüſſe aber, welche eine gänzliche Umſtaltung der meiſten Staaten Europa's bewirkten, waren die Folgen des 1792 ausgebrochenen franz. Revolutionskrieges. Preußen trennte ſich zuerſt von den gegen Frankreich verbündeten Mächten, und ſchloß mit ihm 1795 am 5. April den Frieden zu Baſel unter folgender Hauptbedingung: Frankreich bleibt bis zu dem beim Reichsfrieden zu treffenden Arrangement, im Beſitze der preuß. Provinzen auf dem linken Rheinufer. Am 22. Juli deſſelben Jahres kam der Friede zu Baſel zwiſchen Frankreich und Spanien zu Stande, worin letzteres auf ſeinen Antheil an der Inſel Domingo Verzicht that. Der Name Buonaparte's verbreitete in Italien Schrecken, und des jugendlichen Heerführers Siege beſtimmte das Loos der Länder. Der König von Sardinien mußte am 15ten Mai 1796 den Frieden eingehen, wodurch Savoyen, Nizza, Tenda und Beuil an Frankreich kam, welches auch 10 feſte Plätze in Piemont beſetzt hielt. Am 10. Okt. ſchloß Neapel mit Frankreich Frieden ohne Verluſt. Parma erhielt den Frieden am 5. Novbr. auf die Bedingungen des früher geſchloſſenen Waffenſtillſtandes, wo es ſich außer andern Lieferungen zu 2 Mill. Livres verpflichtet hatte. Mit dem Papſt: Frieden zu Tolentino (19. Febr. 1797); Abtretung der Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna; Entſagung aller Anſprüche auf Avignon, und Erlegung von 30 Mill. Livres nebſt einer Anzahl von Kunſtwerken. Endlich kam auch der Friede zu Campo Formido mit Oeſterreich (17. Okt. 1797) unter folgenden Bedingungen zu Stande: Oeſterreich entſagte den belgiſchen Provinzen und der Lombardei, mit Vernichtung der bisherigen Republik Venedig bekam es von den Beſitzungen derſelben die Stadt Venedig, und was auf dem feſten Lande liegt, bis an die Adige, dem Tartaro und dem Po, Iſtrien, Dalmatien und die Inſeln im adriatiſchen Meere; Corfu, Zante, Cephalonia ꝛc., und die Städte und Häfen von Albanien blieben Frankreich. Die cisalpiniſche Republik wurde vom Kaiſer förmlich anerkannt. Der Herzog von Modena ſollte den Breisgau erhalten. — Unter den traurigſten Ausſichten für das deutſche Reich eröffnete ſich indeß der Friedenskongreß zu Raſtadt (vom 5. Dezbr. 1797, 8. April 1799); Frankreichs doppelte Foderung: Abtretung des ganzen linken Rheinufers und Annahme des Grundſatzes der Vergütung der beeinträchtigten Fürſten durch Se-

Digitized by Google

kulariſationen, zogen die Verhandlungen in die Länge, und der Congreß löſte ſich nach der Erneuerung des Krieges auf. Die neue Coalition, aus dem Kaiſer und Reichsſtänden, England, Rußland, Neapel, Portugal und der Pforte gebildet, entwickelte nun gegen Frankreich ihre Streitkräfte. Der Friede von Lüneville am 9. Febr. 1801 beendete den Krieg zwiſchen Frankreich, dem Kaiſer und den deutſchen Reichsſtänden. Er war im Ganzen auf die Grundlage des Friedens von Campo Formido errichtet. Frankreich erhielt das ganze linke Rheinufer, die belgiſchen Provinzen, das Frickthal, zu Gunſten der Schweiz, Breisgau blieb für den Herzog von Modena beſtimmt, Oeſterreich erhielt den größten Theil des venetianiſchen Staats, das Großherzogthum Toskana ward dem Infanten von Parma als Königreich Etrurien überlaſſen, und dem bisherigen Großherzog dafür eine Entſchädigung in Deutſchland zugeſagt. Die weltlichen Reichsfürſten ſollten für den Verluſt, welchen ſie durch den Abtritt des linken Rheinufers erlitten, durch Säkulariſationen entſchädigt werden (welches Geſchäft in dem Reichsdeputationshauptſchluſſe vom 25. Feb. 1803 beendet ward). Anerkennung der bataviſchen, helvetiſchen, cisalpiniſchen und liguriſchen Republiken, die in den Frieden mit eingeſchloſſen wurden. Der Friede mit Neapel wurde am 28. März 1801 zu Florenz auf die Bedingungen unterzeichnet, daß Neapel ſeine Beſitzungen in Toskana, Elba und Piombino (Stati degli praesidi), an Frankreich abtrat, und deſſen Feinden alle Häfen verſchließen mußte. Rußland ſchloß bloß mit Herſtellung der alten Verhältniſſe, den Frieden ſowohl mit Frankreich (8. Okt. 1801), als mit Spanien (4. Okt. 1801); auch England wünſchte den Frieden, und die eigentliche Entſcheidung gab die Räumung Aegyptens durch die Franzoſen. Der Friede, den Portugal unter Abtretung Olivenza's an Spanien und Ausſchließung der britt. Schiffe aus ſeinen Häfen mit Spanien u. Frankr. (6. Juni 1801 zu Badajoz) hatte ſchließen müſſen, war ein neuer Antrieb, und ſo wurden die ſchon längſt in London verhandelten Präliminarien (1. Okt. 1801) geſchloſſen, und auf die Baſis derſelben der Definitivfriede zu Amiens am 27. März 1802 zwiſchen England und Frankreich und ſeinen Alliirten unterzeichnet (ſ. d. Art. Amienſer Friede). Nach dem Frieden Frankreichs mit England konnte der mit der Pforte keinen Anſtand finden; er wurde am 25. Juni 1802 unterzeichnet, und hatte zur Hauptbedingung die Erneuerung der alten Verträge, und für Frankreich freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere. Doch von kurzer Dauer war der Friede mit England, welches am 18. Mai 1803 ſchon wieder die Kriegserklärung an Frankreich ausſprach, und durch ſeine Bundesgenoſſen Oeſterreich und Rußland auch auf dem Continente (1805) den Krieg gegen Frankreich auswirkte, den dieſes aber im Preßburger Frieden (26. Dez. 1805) glorreich beendete. In dieſem Frieden erkannte Oeſterreich alle von Frankreich in Italien gemachten Einrichtungen, Napoleon als König von Italien, die Unabhängigkeit der helvetiſchen und der bataviſchen Republik, die Königswürde und die Souveränität der Churfürſten von Baiern und Würtemberg, ſo wie die Souveränität des Churfürſten von Baden, und verzichtete auf Tyrol, Vorder-Oeſterreich, Breisgau, Ortenau ꝛc. zu Gunſten dieſer Fürſten, überließ ſeinen, durch die Traktate von Campo Formido und Lüneville erhaltenen, Theil der ehemaligen Republik Venedig dem Königreich Italien, erhielt dagegen Salzburg und Berchtoldsgaden als ein ſouveränes Herzogthum, an deren Stelle die Sekundogenitur des Erzhauſes von Baiern das Fürſtenthum Würzburg bekam, auf welches die churfürſtliche Würde von Salzburg überging. Der jetzt wieder aus Breisgau vertriebenen Tertiogenitur ſollte ehemöglichſt eine vollſtändige Entſchädigung ausgemittelt werden, und das Hoch- und Deutſchmeiſterthum einem öſterr. Prinzen erblich zufallen. — Die dem Preßburgen Frieden

Digitized by Google

binnen 6 Monaten gefolgte Rheiniſche Bundesakte entwickelte nur die in demſelben bereits vollſtändig enthaltenen Keime der gänzlichen Auflöſung und Zertrümmerung der deutſchen Reichsverfaſſung. — Die unterdeſſen angeknüpften Friedensunterhandlungen Englands und Rußlands mit Frankreich zerſchlugen ſich wieder, und Preußen, aus mehr als Einer Urſache mit Frankreich unzufrieden, trat im Vereine mit Rußland auf den Kampfplatz gegen daſſelbe. Dieſer Krieg dauerte vom 8. Okt. 1806 — 8. Juli 1807, wo der für Preußen ſo unglückliche Tilſiter Friede geſchloſſen wurde. Der ruſſiſche Kaiſer erkannte in dieſem Frieden, der zu Tilſit am 7. Juli abgeſchloſſen und am 9. ratifizirt wurde, die rhein. Conföderation, und die Könige von Holland und Neapel an, trat an erſtern die Herrſchaft Jener, in einem geheimen Artikel an Frankreich die Republik der 7 Inſeln ab, und empfing zur Entſchädigung preußiſches Beſitzthum, namentlich das Land zwiſchen der bisherigen ruſſiſchen Gränze vom Bug bis zur Mündung der Loſſasna, in einer Linie, welche von dieſer Mündung ausgeht, und längs dem Thalwege jenes Flußes, dem Thalwege der Narew bis Suradz, der Liſa bis zu ihrer Quelle bei dem Dorfe Niem u. ſ. f. bis zur gegenwärtigen ruſſiſchen Gränze fortläuft. Das Herzogthum Warſchau und Königreich Weſtphalen wurden im Voraus anerkannt, die Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und der Pforte ſollten eingeſtellt werden, und die Ruſſen die Moldau und Wallachei verlaſſen, ohne daß die Türken dieſe Provinzen vor der Genehmigung des künftigen definitiven Friedens zwiſchen Rußland und der Pforte, wozu der Kaiſer ſich als Vermittler erbot beſetzen dürften. Der franzöſiſche Kaiſer ſtellte als Beweis der Freundſchaft die Herzoge von Coburg, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin wieder her, doch ſo, daß die Länder der beiden letztern bis zur Auswechslung eines Friedensvertrags zwiſchen England und Frankreich von den Franzoſen beſetzt blieben. Die Stadt Danzig, mit einem Gebiete von 2 Meilen im Umkreiſe, erhielt unter dem Schutze von Preußen und Sachſen ihre alte Unabhängigkeit zurück. Der Hafen dieſer Stadt und die preußiſchen Häfen wurden für England verſchloſſen. Zur Gemeinſchaft zwiſchen dem Königreiche Sachſen und dem Herzogthum Warſchau mußte ſich Preußen eine Militärſtraße durch ſeine Staaten gefallen laſſen, an Rußland das oben angegebene Gebiet abtreten, den Rheinbund, die Könige von Neapel, Holland, Weſtphalen ꝛc. anerkennen. Dieſer Friede war mit den ſchwerſten Opfern verbunden. Preußen verblieben durch ihn nur noch 2798 Quadratmeilen mit 5.570.000 Einw. und 22 Mill. Einkünften; dagegen gingen verloren: Südpreußen, Neuoſtpreußen, Gebiet von Weſtpreußen und Danzig, der Cotbuſſer Kreis, Altmark, von Magdeburg und Mansfeld, Halberſtadt, Hohenſtein, Quedlinburg, Mühlhauſen, Nordhauſen, Untergleichen, Blankenhain, Erfurt und Eichsfeld, Hildesheim, Goslar, Minden, Ravensberg, Paderborn, Mark, Eſſen, Werden, Lippſtadt, Minſter mit Kappenberg, Lingen, Tecklenburg, Oſtfriesland, Baireuth, die hannöveriſchen Lande, zuſammen 3322 Quadratmeilen mit 5.278.300 Einw. — Oeſterreichs nochmaliger Verſuch (1809), den Uebermuth Frankreichs zu beugen, ſcheiterte auf den blutigen Schlachtgefilden von Abensberg, Eckmühl, Aspern und Wagram, und in dem Frieden von Wien (14. Okt. 1809) verlor es an 2000 Quadr. Meilen Flächeninhalts, 3 ½ Mill. Seelen, jede Verbindung mit dem Meere, jeden Ausweg ſeines Handels. Es trat ab zu Gunſten der Bundesgenoſſen Frankreichs, zu mehrenden Beſtandtheilen des Rheinbundes: Salzburg und Berchtoldsgaden, das Innviertel nebſt einem Theile des alten Oeſterreich ob der Ens; an Sachſen einige, bisher zu Böhmen gehörige Ortſchaften; an die betreffenden rhein. Bundesfürſten ſämmtliche von ihren Gebieten umſchloſſene Beſitzthümer des deutſchen Ritterordens, deſſen Großmeiſterthume zugleich der Erzherzog Anton gänzlich entſagte. Krain, und von

Kärnthen der Villacher Kreis, Trieſt, Görz, Monfalcone, Fiume, Iſtrien, das ungariſche Küſtenland, Croatien bis an die Sau, vereinigte Napoleon mit dem neugebildeten Staate der illyriſchen Provinzen. Das öſterr. Weſtgalizien, mit Krakau, nebſt dem Zamosker Kreis von Oſtgalizien vergrößerte das Herzogthum Warſchau. Rußland erhielt vom öſtlichen Altgalizien eine Bevölkerung von weniger als einer halben Million. Alle in der pyrenäiſchen oder italieniſchen Halbinſel bereits vollbrachten, oder Frankreich noch ferner gefälligen Umwälzungen wurden anerkannt, auch mußte Oeſterreich dem Continentalſyſtem unbedingt beitreten. — Der König Guſtav IV. von Schweden, Englands treuer Bundesgenoſſe, verlor durch ſeine Leidenſchaftlichkeit gegen Frankreich 1807 ſeinen Antheil an Pommern, 1808 in einem Kriege mit Rußland Finnland, und 1809 in einem Aufſtande die Krone. Sein Nachfolger Carl XIII. ſchloß mit Rußland den Frieden von Friedrichsham (17. Sept. 1809). In dieſem Vertrage trat Schweden ganz Finnland mit Einſchluß der Alands-Inſeln ab. Alands Haf, der bothniſche Buſen und die Flüſſe Tornea und Muneo wurden die künftige Gränze zwiſchen Rußland und Schweden. Bei der Mündung des Tornea ſollten das Eiland Björkör, der Hafen von Reuteham und die Halbinſel, worauf Tornea liegt, die äußerſte ruſſiſche Begränzung bilden. Ein, bei dem dortigen Landesbedarf an den erſten Erzeugniſſen der Natur für Schweden ſehr wichtiger Artikel geſtattete von Seiten Rußlands die jährliche Ausfuhr von 50.000 Tſchetwerts Roggen aus den Häfen des finnländiſchen Buſens oder des baltiſchen Meeres nach Schweden. Der Jönköpinger Friede mit Dänemark (10. Dez. 1809) ward faſt ganz auf die Baſis früherer Verträge abgeſchloſſen. Im Pariſer Frieden (6. Jan. 1810) mit Frankreich erhielt Schweden, Pommern und Rügen mit Erlaß des Rückſtandes an Contributionen zurück, mußte aber die Dotationen, die mit ehemals königlichen Domänen gemacht worden waren, anerkennen. Napoleon übernahm die Garantie des Reichsbeſtandes von Schweden, behielt ſich den Gebrauch des Rechtes einer Waarenniederlage in Gothenburg bevor, und ſtellte die alten Handelsverbindungen wieder her. Schweden ſeiner Seits trat dem Continentalſyſteme bei. 1810 den 17. Nov. mußte Schweden, von Frankreich gezwungen, an England den Krieg erklären, knüpfte aber im Frieden zu Orebroe (18. Juli 1812) mit dieſem Reiche die alten Handelsverhältniſſe wieder an, und öffnete ſeine Häfen den Flaggen aller Nationen. Dänemark war ſeit dem Bombardement von Copenhagen und der Wegnahme ſeiner Flotte durch die Britten (1807) im Kriege mit England. Seine Lage war aber nach der Vertreibung der Franzoſen aus Deutſchland ſehr mißlich geworden, und es mußte am 15. Dez. 1813 mit Schweden einen Waffenſtillſtand ſchließen, und im Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814) an letzteres ganz Norwegen gegen Schwediſch-Pommern und die Inſel Rügen abtreten, vertauſchte aber dieſe Länder gegen das Herzogthum Lauenburg an Preußen. — Am 8. Febr. 1814 unterzeichnete Dänemark mit Rußland den Frieden zu Hannover auf den status quo. — Der Krieg Napoleons mit Rußland (1812), welchem letztern ſich 1813 Preußen und Oeſterreich anſchloſſen, endete mit Napoleons Reſignation, und, nach der Wiederherſtellung der Bourbonen, der am 30. Mai 1814 abgeſchloſſene Pariſer Friede. Frankreichs Ausdehnung blieb durch dieſen Frieden nicht nur dieſelbe, wie ſie vor dem Ausbruche des Revolutionskrieges geweſen. Es wurde ſogar durch den beſten Theil Savoyens, durch Avignon, Venaiſſin, Mümpelgard, es wurde gegen Belgien und gegen Deutſchland erweitert. Des letzteren, durch ein föderatives Band näher zu vereinigenden Staaten (durch die Bundesakte zu Wien vom 8. Juni 1815 näher beſtimmt), die ſchweizeriſche Eidsgenoſſenſchaft und das zu vergrößernde Holland (zu Gunſten des Hauſes Oranien, welches die Königswürde erhielt) wurden für un-

Digitized by Google

abhängig erklärt. Italien ſollte, mit Ausnahme der an Oeſterreich fallenden Länder, aus vollkommen ſelbſtſtändigen Staaten beſtehen. England behielt Malta, gab aber die eroberten Colonien zurück, Isle de France, St. Lucia und Tabago ausgenommen. Spanien erhielt den, durch den Basler Frieden abgetretenen Theil von San Domingo, Frankreich Guiana von Portugal wieder, Guadeloupe von Schweden; überall vollkommene Vergeſſenheit alles Geſchehenen. Dieſer Friede, der geſchreckten Welt ein troſtreicher Bundesbogen nach der allgemeinen Sündfluth, nach dem allgemeinen Gräuel der Verwüſtung, war auch merkwürdig durch die Männer, die, ihn unterzeichnend, ihre Namen der ſpäteſten Nachwelt überlieferten: für Oeſterreich und ſeine deutſchen Verbündeten, Fürſt Metternich und Graf Stadion; für Rußland Graf Raſumowsky und Graf Neſſelrode; für Preußen Fürſt Hardenberg und Humboldt; für Großbritannien Caſtlereagh, Aberdeen, Cathcart, Stewart. Durch den *Wiener Congreß* wurden endlich die durch den Pariſer Frieden begründeten Veränderungen vollendet. Rußland erhielt das Herzogthum Warſchau unter dem Titel: *Königreich Polen*; einen Theil deſſelben kam unter dem Namen eines Großherzogthums Poſen an Preußen. Die Stadt Krakau wurde für eine freie Stadt erklärt. Die im Wiener Frieden 1809 an Rußland gekommene Kreiſe von Galizien erhielt Oeſterreich zurück. Von dem Königreich Sachſen fiel an Preußen über die Halbſcheide des Flächeninhaltes und $^2/_5$ der Volksmenge; außerdem erhielt es ſeine im Tilſiter Frieden verlorenen Provinzen (mit Ausnahme Ansbach und Baireuth) zurück, von welchen es aber Hildesheim und Friesland an Hannover abtrat; Schwediſch-Pommern, ſämmtliche Länder des Hauſes Oranien, und eine große Strecke auf beiden Ufern des Rheins unter dem Namen Großherzogthum Niederrhein. Die Gebiete der Großherzoge von Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und des Herzogs von Coburg wurden anſehnlich vergrößert. Oeſterreich erhielt Tyrol und Vorarlberg, in Italien Alles bis zum Wiener Frieden Verlorne wieder, außerdem noch anſehnliche Vergrößerungen, aus welchen Ländern das lombardiſch-venetianiſche Königreich und das Königreich Illyrien gebildet wurde. Die Häuſer Modena, Florenz, der Papſt, die Bourbons in Neapel, und Sardinien wurden reſtituirt, letzteres noch durch das Gebiet der ehemaligen Republik Genua vergrößert. Lucca kam als Herzogthum an die vormalige Königin Etruriens, Parma, Piacenza und Guaſtalla an die geweſene Kaiſerin der Franzoſen. Baiern erhielt für die an Oeſterreich abgetretenen Länder, das Großherzogthum Würzburg, das Fürſtenthum Aſchaffenburg nebſt einer bedeutenden Ländermaſſe am Rhein u. ſ. w. — In dem *Frieden zu Tiflis* 1813 mit Perſien, erhielt Rußland alle Länder weſtlich vom kaspiſchen Meere zwiſchen dem Kur und Aras, an der Oſtküſte aber bis an den Golf von Balkan, und nebſt wichtigen Handelsvorzügen, die ausſchließende Schifffahrt auf dem kaspiſchen Meere. Der Krieg zwiſchen England und den vereinigten Staaten von Nordamerika (ſeit 18. Juni 1812) ward in dem *Frieden zu Gent* am 25. Dez. 1814 beendigt: Rückgabe der Eroberungen und Gefangenen, Wiederherſtellung der indianiſchen Stämme in den Rechts- und Beſitzſtand v. J. 1811. — Nach Napoleons Entweichung von Elba nach Frankreich (1. März 1815) ward ſein Schickſal bei Belle-Alliance (18. Juli) wieder entſchieden. *Ludwig XVIII.* kehrte wieder auf ſeinen Thron zurück, und am 20. Nov. 1815 wurde der *zweite Friede* zwiſchen ihm und den verbündeten Monarchen geſchloſſen. Die Hauptbedingungen waren: Frankreichs Gränzen bleiben, wie ſie 1790 waren, aber es tritt vier Feſtungen (Landau, Philippeville, Saarlouis, Marienburg), das Herz. Bouillon, den auf dem linken Ufer der Lauter liegenden Theil d. Dep. d. Niederrheins, einen Theil der Landſchaft Gex und den ihm 1814 verbliebenen Theil v. Savoyen

Digitized by Google

(zuſammen mit 434.000 Bewohner) ab; es zahlt an die Alliirten 700 Mill. Franken Contribution, räumt ihnen auf 3—5 Jahre 17 Feſtungen ein, und unterhält während dieſer Zeit eine Armee alliirter Truppen von 150.000 Mann. Ueberdies mußte ſich die franz. Regierung verbindlich machen, alle die rechtmäßigen Anſprüche zu befriedigen, welche Individuen, Corporationen oder Inſtitute in den Ländern der Alliirten an ſie zu machen hatten, und alle Schätze der Kunſt und Literatur, welche die Franzoſen aus den von ihnen beſetzten Ländern weggenommen hatten, zurückgeben. Endlich mußte Frankreich dem Sklavenhandel unbedingt entſagen.

Friedland, eine Stadt in Böhmen, im Bunzlauer Kreis an der Willich, Hauptort einer gräflich klamgallaſiſchen Herrſchaft, mit einem gleichnamigen Schloſſe, kam durch Kauf (1622) an den Grafen von Wallenſtein, welcher zum Herzoge von dieſer Beſitzung erhoben wurde. Nach ſeiner Ermordung belehnte der Kaiſer mit dieſer ihm wieder angefallenen Herrſchaft einen Grafen Gallas damit, deſſen Nachkommen ſie noch beſitzen. Das daſelbſt befindliche, weitläufige, durch ſeinen Bau und mancherlei deutſche Alterthümer merkwürdige Schloß wurde wegen ſeiner hohen und freien Lage ehedem für feſt gehalten; die Schweden behaupteten ſich wenigſtens während des 30jährigen Krieges eine geraume Zeit in demſelben. Unter den Sehenswürdigkeiten, die es aufbewahrt, nimmt ein treues Originalgemälde Wallenſteins in Lebensgröße die Aufmerkſamkeit der Reiſenden in Anſpruch. Vergl. hierüber die Schrift: das Schloß Friedland ꝛc., nebſt Urkunden und eigenhändigen Briefen des Herzogs Waldſtein von Némethy, Oberamtmann in Friedland. Prag 1818, mit 5 Kupfern und 30 Facſimile.

Friedland, Kreisſtadt in dem preußiſchen Regierungsbezirk Königsberg, an der Alle mit 247 H., 1706 Einw., Kirche, Gerbereien, Tuchweberei. Hier beſiegte Napoleon am 14. Juni 1807 die Ruſſen, worauf der Tilſiter Friede folgte. Der Kreis gleiches Namens enthält 15¾ □Meil. und 22.574 Einw. in 19 Kirchſpielen.

Friedland (Schlacht bei), am 14. Juni 1807. Während des Herbſtes 1806 hatte ſich das ruſſiſche Heer mit dem preußiſchen vereinigt, um der Uebermacht des gefürchteten Siegers bei Auſterlitz und bei Jena die Spitze zu bieten. Am 26. Oktober kündigte Napoleon ſeinem Heere den Krieg mit Rußland an. Er ſelbſt war während ſeines Aufenthaltes in Berlin eines Theils mit der Mehrung und Ergänzung des Heeres, andern Theils mit dem Aufſtande der Polen beſchäftigt. Die große Armee wurde neu gekleidet, alle Gewehrfabriken wurden zu deren beſſerer Bewaffnung geleert, große Kriegsſchatzungen aus deutſchen Provinzen verwendet, und alle in Berlin vorgefundenen Karten zu dem neuen Feldzuge benutzt. Am Ende Nov. d. J. 1806 langte Napoleon in Poſen an, und begeiſterte von hier aus die polniſche Nation. Den Aufſtand derſelben betrachtete er als eine Hauptſtütze ſeiner Plane; denn in der Mitte Novembers waren 74.000 Ruſſen über die Gränze geſchritten, und ihnen folgten ſtarke Heerhaufen nach. Die bedeutende ruſſiſche Streitmaſſe unter Bennigſen und Buxhöwden hatten den Feldmarſchall Kaminsky zum Oberbefehlshaber. An dieſe ſchloſſen ſich 25.000 Preußen unter Leſtocq an. Als ſich die Franzoſen der Hauptſtadt Polens näherten, zog ſich Bennigſen, der dieſe Gegend hütete, zurück. Die Verwüſtung der Städte und Dörfer durch ſeine Schaaren reizte die erbitterten Polen zum Aufſtand und verzweifeltem Patriotismus, und willkommen waren ihnen die befreienden Franzoſen. Beide Heere mochten an Mannszahl ſich gleich ſeyn. Napoleon befehligte, als die Truppen des neuen Königs von Sachſen zu ihm geſtoßen waren, 250.000 Mann. Als aber von der gleichen Anzahl der vereinigten Ruſſen und Preußen 60.000 nach der Türkei marſchirten, blieb Napoleon im Vortheil der Uebermacht. Am 25. Dezember ſiegte er bei Pultusk, Bernadotte am 25. Januar

Digitized by Google

1807 bei Mohrungen. Am 7—8 Febr. verloren die Ruſſen das Schlachtfeld bei Eylau (ſ. d. A.), und am 16. bei Oſtrolenka. Gegen Ende Mai's drängten ſich die Heere auf's Neue, am 11. Juni wichen die Ruſſen bei Heilsberg, am 12. abermals bei Oſtrolenka. So erſchien der Jahrestag der Schlacht bei Marengo, an dem zum zweiten Male Europens Schickſal ſollte entſchieden werden. — Südöſtlich von Königsberg liegt die Stadt Friedland auf dem linken Ufer der dort halbkreisartig gebogenen Alle deren hohe und ſchroffe Ufer jeden Uebergang erſchweren. Auf dem rechten Ufer bei Schippenbeil ſtand das ruſſiſche Heer nach Süden hin. Von hier aus ſetzte es ſich am 13., 75.000 Mann ſtark, in Bewegung gegen Königsberg, und der Vortrab vertrieb, indem es Nachmittags um 3 Uhr die Brücke bei Friedland beſetzte, die franzöſiſchen Vorpoſten aus Friedland. Nachts ſandte Bennigſen viel Fußvolk mit Reiterei und Geſchütz über die ſteinerne Brücke auf das linke Alle-Ufer; dieſe Abtheilung ſtieß Morgens 4 Uhr mit dem Feinde zuſammen, wurde zurückgeworfen, verſtärkte ſich, und trieb den Feind bis nach dem Dorfe Poſthenen, eine Feldſtunde von Friedland, und auf dem Kampfplatz ſtellten ſich die Ruſſen ſiegjubelnd auf. Man fragte die Gefangenen, ob außer ihrem Corps noch andere in der Nähe ſtünden, und wo ſich das Hauptquartier befände. Sie wußten Beides nicht, und glaubten das letztere in Preußiſch-Eylau. Die Entfernung dieſer Stadt (2 Meilen von Friedland) verführte die Sieger zu einer verderblichen Sicherheit; ſie achteten der zuſammengedrängten Feinde, 15.000 Mann, nicht, und der Oberfeldherr gab Erlaubniß, die Soldaten theilweiſe nach Lebensmitteln in die Stadt zu laſſen. Dieſe Erlaubniß wurde mißbraucht, in unordentlichen Haufen ſtürmten ſie nach Friedland, unordentlicher noch zurück, nicht ahnend, welch ein Ausgang des Tages nahete. Während der unordentlichen Auflöſung des ruſſiſchen Heeres ordnete Napoleon das ſeine zum Angriff. Schon um 9 Uhr hatte Mortier das Corps des M. Lannes aufgenommen; gegen Mittag war der Kaiſer ſelbſt mit der Reiterei der Garde und Ney erſchienen, und endlich rückte auch Victor in die Linie. Mit einem Mal weckte der franzöſiſche Schlachtdonner die Sorgloſen. Bennigſen gab Befehle, ſich zu ſammeln, aber nur mit Mühe wurden ſie vollzogen, und das Heer in Schlachtordnung geſtellt. Sein rechter Flügel ſtieß an die Alle, er war die Hauptſtärke des Heeres, und ſtark mit Reiterei beſetzt; der linke lehnte ſich oberhalb Friedland an den Sortlacker Wald, und war im Rücken und der Flanke durch den Fluß gedeckt; das Mitteltreffen ſtand vor Friedland; jenſeits der Stadt auf dem rechten Ufer hielt die Nachhut, 9 Regimenter Fußvolk mit Reiterei. Napoleon entwickelte ſein Heer von dem auf dem Wege nach Eylau gelegenen Domnau aus. Der rechte Flügel unter Lannes und Oudinot ſtellte ſich bei Heinrichsdorf auf, der linke unter Ney bei dem Domnauer Walde. Dieſes Alles wurde ſo raſch vollzogen, daß die Ruſſen bei der Unordnung ihres Heeres es nicht hindern konnten. Indeſſen hatten ſich ihre Reihen geſchloſſen, und Oudinot wurde nachdrücklich zurückgewieſen; die ganze ruſſiſche Linie bewegte ſich vorwärts, und auch Lannes wurde gedrängt. Bennigſen ging nur langſam zu Werke. Darum ſchwankte die Schlacht, auf der ganzen Linie nur durch Tirailleurs und Kanonen unterhalten, bis das letzte franzöſiſche Corps eingetroffen war. Jetzt fing das Blatt von Neuem an, ſich zu wenden. Napoleon, der bisher die Schlacht gehalten hatte, begann ſie kräftig zu lenken. Der neue Angriff war den Ruſſen, die den Feind bald erſchlafft glaubten, unerwartet. — Es war 5 Uhr Abends, als ſich die ruſſiſchen Colonnen mit Macht gegen Ney wandten, der dem ſchon nöthig erachteten Rückzuge, durch ſein Andrängen gegen die Brücke, am gefährlichſten ſtand. Ney aber ſchlug die Ungeſtümen mit Verluſt zurück, vertrieb ſie aus dem vorliegenden Gehölze, und ſandte einen großen Theil ſeiner Streitkräfte, nach der Brücke zu, dem Feind in die Flanke. Grimmig

Digitized by Google

erneuten die Ruſſen ihre Angriffe, wohl wiſſend, daß es hier um die Schlacht gelte; aber vergebens: denn mit aller heldenmüthigen Anſtrengung konnten ſie dem mörderiſchen Feuer aus 40 Kanonen, die Ney von einer Anhöhe ſpielen ließ, nicht widerſtehen; ſie ſahen ihre Kameraden reihenweiſe niedergeſchmettert, wandten ſich nun nach der Stadt, zündeten die Vorſtadt an, u. gingen über die Brücke. Ney folgte auf dem Fuße, und beſetzte Friedland. Dieſes entſchied die Schlacht. Bennigſen, welcher den rechten Flügel der Franzoſen mit Erfolg erſtürmt hatte, mußte den Verſuch auf das Centrum aufgeben, und ſich nach 6 Uhr ſeinem rechten Flügel nach gegen Friedland zurückziehen. Aber es war zu ſpät, die Franzoſen wieder aus der Stadt zu vertreiben. Schrecklich war die Lage des ruſſiſchen Heeres. Ein furchtbares Kartätſchenfeuer trieb ſie gegen die brennende Stadt, wo ſie von Ney blutig empfangen, und auf der Brücke durch ein Kreuzfeuer beſchoſſen wurden. Da galt es einen Kampf, wie die Kriegsgeſchichte wenige kennet. In wilder Verzweiflung ſtürzten ſich die Ruſſen in die brennende Stadt, mit dem Bajonnet ſich einen Weg bahnend durch Kugeln, Schwerter und Flammen. Was das Würgen Gräßliches je gezeigt, vereinte ſich in dem unglücklichen Friedland, und ſelbſt ſchlachtgewohnte Krieger erzählten noch lange nachher mit erneuter Bewegung von den herzzerreißenden Auftritten dieſes traurigen Rückzuges. Um den Rückzug zu erleichtern, ließ Bennigſen die Furthen des Fluſſes unterhalb der Stadt ſuchen; aber die ſteilen Ufer der Alle waren gefährlicher, als der Feind; Reiter, Fußvolk und Geſchütz ſtürzten hinab, Hunderte verſanken ſogleich, und Tauſende am jenſeitigen Ufer. Endlich wurde die ſteinerne Brücke zerſtört, und 2 Abtheilungen, welche den Rückzug deckten, retteten ſich kaum durch die Nacht. Der Verluſt beider Heere war groß; die Ruſſen, welche ſich rühmlich geſchlagen hatten, zählten 7500 Todte mit 2 Generalen, 12.000 Verwundete mit 4 Generalen, größtentheils gefangen, dazu 16 Kanonen, die in Feindes Hand fielen. Die Franzoſen mochten 4000 Mann verloren haben. Bennigſen zog ſich nach Welau und ſpäter nach Tilſit zurück, wo bald darauf der Friede zwiſchen den kriegführenden Mächten abgeſchloſſen wurde.

Friederike (Sophie Wilhelmine), Markgräfin von Baireuth, Tochter Friedrich Wilhelms I. und Lieblingsſchweſter Friedrichs des Großen, geboren zu Berlin den 31. Juli 1709, vermählte ſich am 20. Nov. 1731 mit dem Erbprinzen von Baireuth, und hatte während ihres ganzen Lebens mit einer Menge Widerwärtigkeiten zu kämpfen, wovon ſie einen Theil in den ſpäter erſchienenen Denkwürdigkeiten, aus dem Leben der königl. preuß. Prinzeſſin, Friederike Sophie Wilhelmine, von 1709—33. Tübingen 1811, 2 Bde. franz. beſchrieb.

Friedrich I., mit dem Beinamen Barbaroſſa, oder der Rothbart, römiſch-deutſcher Kaiſer, ein Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, war 1121 geboren. Im J. 1147 folgte er ſeinem Vater auf den Thron. Nach dem Tode Conrads III. (1152) beſtieg er den deutſchen Kaiſerthron, als der zweite Kaiſer aus dem Hauſe der Hohenſtaufen. Seine erſte glänzende Handlung war die Entſcheidung eines Thronſtreites zwiſchen zwei däniſchen Prinzen auf dem Reichstage zu Merſeburg. Mit Glück bekriegte er den König Boleslav von Polen (1157), und erhob das Herzogthum Böhmen zu einem Königreich. Das Hauptaugenmerk Friedrichs war aber auf Italien gerichtet, wo er das geſunkene Anſehen des Kaiſers mit Gewalt wieder herſtellen wollte. Die lombardiſchen Städte nämlich, an deren Spitze Mailand ſtand, reich und mächtig durch Handel geworden, hatten ſich in ihrem Uebermuthe unabhängig gemacht. Sechs Züge mußte er unternehmen, ehe er die aufrühriſchen lombardiſchen Städte zu züchtigen vermochte. Auf dem erſten Zuge (1154) hielt er einen großen Reichstag auf den ronkaliſchen Feldern. In Pavia erhielt er die lombardiſche Königskrone, und in Rom wurde er (1155) vom Papſt Ha-

drian IV. zum Kaiſer gekrönt. Aber die Beſiegung des Königs Roger von Sicilien, der ſich ſeit 1137 des ganzen untern Italiens bemächtigt hatte, gelang ihm nicht. Nach ſeiner Rückkehr in Deutſchland (1156) gab er dem Herzoge Heinrich dem Löwen von Sachſen, Baiern, das ſein Vater beſeſſen hatte, wieder zurück, wogegen er die Markgrafſchaft Oeſterreich, die bisher zu Baiern gehörte, zu einem unmittelbaren, von Baiern unabhängigen, Herzogthume erhob. Im J. 1158 machte Friedrich einen zweiten Zug nach Italien. Das widerſpenſtige Mailand wurde belagert, und mußte ſich ergeben. Ein neuer Aufſtand der Mailänder reizte den Kaiſer zu einem dritten Zuge. Schrecklich rächte er die beleidigte Majeſtät. Nach einer 3jähr. Belagerung legte er die herrliche Stadt mit den prachtvollen Pallästen und Häuſern in Aſche (1162). Dieſe zu harte Strafe empörte ſämmtliche lombardiſche Städte. Sie traten gegen den Kaiſer in einen großen Bund zuſammen, an deſſen Spitze Venedig, Padua, Verona, Vicenza und andere ſtanden, und deſſen Hauptſtütze der kühne und ſtaatskluge Papſt Alexander III. war. Mailand war ſchnell aus dem Schutte wieder emporgeſtiegen, und in Oberitalien erbauten die vereinigten Lombarden die Stadt Aleſſandria. Ein Heereszug Friedrichs gegen Rom mißglückte. Zum fünften Male erſchien Friedrich (1174) in Italien. Die faſt gänzliche Niederlage ſeines Heeres bei Lignano (1175) nöthigte ihn, zu Venedig einen Vertrag mit dem Papſte und den Lombarden einzugehen, auf den 1183 der Friede zu Coſtnitz abgeſchloſſen ward. Als Friedrich nach Deutſchland zurückgekehrt war, ließ er den Mißmuth über ſeine mißlungenen Unternehmungen dem Herzoge Heinrich dem Löwen entgelten. Dieſer hatte ihn nämlich im Herbſte 1175 verlaſſen, und ſich durch die dringendſten Bitten Friedrichs nicht bewegen laſſen, bei ihm in Italien zu bleiben. Der Kaiſer war unbillig genug, die Schuld ſeines Unglücks auf Heinrichs Rückkehr zu ſchieben. Heinrichs Feinde waren deſſen Kläger und Richter zugleich. Friedrich beraubte ihn nach ausgeſprochener Acht (1180) aller ſeiner Reichslehen, die nun unter mehrere Vaſallen vertheilt wurden. Die Reſidenzſtädte Heinrichs, Lübeck und Regensburg, wurden Reichsſtädte. Dem geächteten Heinrich (ſ. d. Art.) blieben bloß ſeine braunſchweigiſchen Erbgüter. Doch dauerte in Deutſchland und Italien der Kampf der Guelfen (Baiern und Gegner des Kaiſers) und Ghibellinen (Anhänger des hohenſtaufiſchen Hauſes) mehrere Jahrhundert fort. Nach langem Kampfe mit den normänniſchen Königen von Sicilien knüpfte endlich Friedrich mit dieſem Regentenhauſe eine friedliche Verbindung an, nach welcher ſich ſein Sohn und Thronfolger Heinrich mit der normänniſchen Prinzeſſin Conſtantia, der nächſten Erbin des normänniſchen Reiches, vermählte. Als ein Greis von beinahe 70 Jahren unternahm Friedrich noch einen Kreuzzug, vor deſſen Antritt er zu Nürnberg (1188) einen Landfrieden errichtete, der alle Befehdungen auf eine, drei Tage derſelben vorausgehende Ankündigung einſchränkte. Zwar bahnte er ſich durch Aſien ſiegreich einen Weg; doch er ſah das Ziel ſeiner Wünſche nicht. Schon bei Tarſus in Cilicien, nach einem Bade im Cidnus, raffte ihn am 10. Juni 1190 ein ſchneller Tod hinweg. Er hatte 38 Jahre regiert. Friedrich iſt einer der größten Herrſcher des Mittelalters; kein Kaiſer hat nach ihm das Scepter mit größerer Kraft geführt. Alle gleichzeitigen Schriftſteller rühmen ſeine herrlichen, körperlichen Vorzüge und Geiſtesgaben. Er war von gehöriger Größe, ſtarkem Körperbaue und majeſtätiſchem, doch muntrem und freundlichem Anſehen, ſehr blond, mit kurzem krauſem Haar, und einem faſt röthlichen Barte. Bei aller perſönlichen Tapferkeit liebte doch ſein ſanftes Gemüth nicht den Krieg. Er war ein frommer Chriſt und freigebig gegen die Geiſtlichen, wiewohl er deren Herrſchſucht unaufhörlich bekämpfte. Für ſeine Zeit hatte er ausgezeichnete Kenntniſſe; ſeine Wohlredenheit in der Mutterſprache wird gerühmte; im Lateiniſchen fehlte ihm nur die Uebung. Er ſchätzte die

Gelehrten, und liebte vorzüglich die Geſchichtſchreiber, wie er denn auch beſonders ein Freund der Geſchichte war, aus welcher er das Ideal des Helden und des Herrſchers ſchöpfte. Er hatte einen feſten Karakter, der ſich jedoch bisweilen hart zeigte; im Glücke und im Unglücke war er ſtandhaft. Seine Ehrbegierde und Herrſchſucht, welche man ihm vielleicht vorwerfen könnte, werden durch ſeine andern großen Eigenſchaften als Menſch, Held und Herrſcher gänzlich bedeckt.

Friedrich II., der Hohenſtaufe, Sohn Kaiſer Heinrichs VI. und der normänniſchen Prinzeſſin Conſtantia, und Enkel Friedrichs I., geboren 1194, wurde 1196 ſchon zum Nachfolger Heinrichs ernannt; dieſer ſtarb aber ſchon 1197, da Friedrich erſt 3 Jahre alt war. Während er in Sicilien heranwuchs, wurde Deutſchland durch die Spaltungen der Welfen und Ghibellinen zerrüttet. Erſt 1215 wurde Friedrich durch die Vermittlung des Papſtes Innocenz III. zu Aachen zum Kaiſer gekrönt, nachdem er zuvor Otto IV., Heinrichs des Löwen Sohn, vom Kaiſerthrone geſtürzt hatte. Obgleich Friedrich II. ſo große Eigenſchaften hatte, ſo hat er doch wenig für Deutſchland gethan, da ſeine beſte Kraft durch den wieder aufwachenden Kampf mit der päpſtlichen Gewalt verzehrt wurde. Die immer ſteigende Macht des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes war es vorzüglich, die die Eiferſucht der Päpſte erregte. Nun kam noch hinzu, daß Friedrich, der einen Kreuzzug nach Jeruſalem bei ſeiner Kaiſerkrönung zu Rom (1220) verſprochen hatte, noch immer das Verſprechen unerfüllt gelaſſen, da ſein Erbland Deutſchland und die übermühigen lombardiſchen Städte ihm ſo viel zu thun machten, daß er den Kreuzzug von Jahr zu Jahr aufſchob. Darüber erzürnte Papſt Gregor IX., und that den Kaiſer in den Bann. Dieſer aber ging dennoch im folgenden Jahre darauf, ohne ſich losſprechen zu laſſen, nach Paläſtina, ſchloß mit dem Sultane einen Waffenſtillſtand auf 10 Jahre, heirathete die Tochter des Königs Johann von Jeruſalem, und ſetzte ſich ſelbſt die Königskrone von Jeruſalem aufs Haupt. Während ſeiner Abweſenheit in Europa hatte der Papſt aufs Neue das Anathema gegen ihn ausgeſprochen, und war ſelbſt feindlich in ſeine Erbſtaaten eingefallen. Ja er hatte ſogar des Kaiſers Sohn, Heinrich, der inzwiſchen als römiſcher König Deutſchland verwaltete, vermocht, ſich gegen ſeinen eigenen Vater zu empören. Friedrich verließ auf dieſe Nachrichten Paläſtina, und wendete ſich ſchnell nach Italien und Deutſchland zurück. Seine Gegenwart ſtellte bald Alles in die vorige Ordnung wieder her. Den Papſt nöthigte er zum Frieden und zur Entbindung von dem Banne (1230); ſeinen Sohn Heinrich ſetzte er ab, und ließ ihn nach Apulien in ewige Gefangenſchaft bringen (1235). In demſelben Jahre (1235) hielt er zu Mainz einen großen Reichstag, auf welchem 64 Fürſten und 12.000 Edle verſammelt waren. Hier errichtete Friedrich für die innere Ordnung des Reichs einen allgemeinen Landfrieden, ernannte für die Zeit ſeiner Abweſenheit einen Hofrichter, der ihn vorſtellen und in ſeinem Namen die Streitigkeiten der Stände, mit Ausnahme des hohen Adels, entſcheiden ſollte, und machte mehrere andere nützliche Anordnungen, die alle von einer hohen Klugheit Friedrichs zeugten. Im Jahre 1237 ließ er ſeinen zweiten Sohn, Conrad IV., zum römiſchen König erwählen. Jetzt wandte er ſich wieder nach Italien, da eine neue Empörung der lombardiſchen Städte ſeine Gegenwart erfoderte. Gregor verband ſich mit den Städten, warf dem Kaiſer den Bannſtrahl entgegen, und ließ ſogar, als dieſer ihn hart bedrängte, das Kreuz gegen ihn predigen. Da jedoch der Papſt alle ſeine Plane gegen Friedrich vereitelt ſah, ſtarb er vor Gram am 25. Auguſt 1245. Innocenz IV., der ihm folgte, war ein noch heftigerer Feind des Kaiſers, als Gregor, und brachte es ſogar in Deutſchland dahin, daß Friedrichen in Heinrich Raspe von Thüringen ein Gegenkönig geſtellt ward, der aber zu ſchwach war, ſich zu behaupten, und

ſchon im folgenden Jahre ſtarb. Nach ſeinem Tode wählten die geiſtlichen Fürſten einen andern Gegenkönig, den Grafen Wilhelm von Holland. Friedrich ſtarb nicht lange darnach am 13. Dec. 1250 auf dem Schloſſe Fiorentino in Apulien, als er eben mit großen Entwürfen zur Bändigung des Papſtes beſchäftigt war. Er iſt 56 Jahre alt geworden, und hatte 35 Jahre regiert. — Friedrich II. hat ſich durch Heldenſinn, Feſtigkeit des Karakters und Kühnheit des Geiſtes ſeiner Ahnen würdig gezeigt. Doch nie ſind große Talente ſo fruchtlos verwendet worden, als von Friedrichen. Dem chimäriſchen Projekte, die lombardiſchen Städte zu bezwingen, opferte er faſt ſein ganzes Leben auf. Hätte er die Hälfte ſeiner Kräfte, Sorgen und Bemühungen auf Deutſchland gewandt, ſo würde er es vielleicht von der immer näher anrückenden Anarchie und höchſten Verwirrung haben retten können. Uebrigens war er ein eifriger Beförderer der Wiſſenſchaften, der Künſte und des Handels. Er ſtellte die hohe Schule zu Neapel wieder her, ſtiftete die Univerſität zu Wien, und verbeſſerte die Schulen zu Bologna und Salerno. (Vergl. d. A. Arzneikunde, Geſch. d.) Er ließ den Ariſtoteles und mehrere arabiſche Werke ins Lateiniſche überſetzen. Er war auch ſelbſt ſehr gelehrt, und hat ſogar ein Buch über die Kunſt, mit Vögeln zu jagen, geſchrieben (Reliq. libr. Frid. II. de arte venandi cum avibus c. c. J. G. Schneider 1788), worin er ausgezeichnete Kenntniſſe in der Anatomie und Phyſik entwickelte. Auch übte er die Poeſie. Obgleich er aber einer der aufgeklärteſten und vorurtheilfreiſten Männer ſeiner Zeit war, hing er dennoch dem allgemeinen Glauben an die Sterndeuterei zu damaligen Zeiten an, und nie unternahm er etwas Wichtiges, ohne die Sterne um Rath gefragt zu haben. Sonſt aber ſpottete er über alle Thorheiten ſeines Zeitalters mit keckem und muthwilligem Witze; er ſcheute nicht, oft ſelbſt die allgemeine öffentliche Meinung anzugreifen, wodurch er aber ſeinem Anſehen und ſeiner Ruhe ungemein geſchadet hat. Er war ſehr menſchenliebend, und in jedem, was, woher, und welches Glaubens er ſeyn mochte, ſah und achtete er den Menſchen, da er ſogar Muhamedaner unter ſeiner Herrſchaft duldete.

Friedrich III., mit dem Beinamen der Schöne, Erzherzog von Oeſterreich und Gegenkönig Ludwig des Baiern, der Sohn des Herzogs (ſeit 1298 deutſcher König) Albrecht I. und der Eliſabeth, Erbtochter Meinhards III. von Kärnthen, ward 1286 geboren. Nach dem Tode ſeines ältern Bruders (1307), Rudolph des Sanftmüthigen, und der Ermordung ſeines königlichen Vaters (1. März 1308) durch Johann von Schwaben, trat er die Regierung des Herzogthums für ſich und ſeine jüngern Brüder an. Seine Abſichten auf die von ſeinem Vater und Großvater getragene Kaiſerkrone wurden durch die Wahl Heinrichs VIII. von Luxemburg vereitelt. Nach des Kaiſers Tode zu Buonconvento in Italien aber wachten ſeine Hoffnungen weit lebhafter wieder auf; er feierte ſchnell ſeine Verſöhnung mit Ludwig, ſeines Jugendgeſpielen und dem Freunde ſeiner Kindheit, und wußte dieſem das Verſprechen zu entlocken, auf keinen Fall die deutſche Krone annehmen, vielmehr ihm allen erdenklichen Vorſchub leiſten zu wollen. In der That wies er auch wirklich eine Botſchaft der zu Frankfurt verſammelten Fürſten, die ihm die Krone anboten, an Friedrich, und erſt nachdem er ſich von dieſem getäuſcht ſah, entſchloß er ſich zu deren Annahme. Die weltlichen Churſtimmen lagen damals miteinander in Zwieſpalt. Ludwigs eigener Bruder gab ſeine Stimme an Friedrich, und von den zwei ſächſiſchen Linien erklärte ſich die Wittenberger für Friedrich, und die Lauenburger für Ludwig. Im Gegenſatze des Böhmenkönigs Johann, der Ludwig gerne als Regenten des deutſchen Reiches auf Koſten Oeſterreichs geſehen hätte, machte Heinrich von Kärnthen Anſprüche auf die böhmiſche Krone und Stimme, und ſprach für die Wahl Friedrichs. Die zwiſchen Waldemar und Heinrich

Digitized by Google

getheilte brandenb. Stimme erklärte ſich für Ludwig, der, während Friedrich nur von Köln begünſtigt wurde, zu Mainz und Trier auf manche Wahlſtimme rechnen konnte. Vereinzelt langten nun beide Prätendenten auf die deutſche Kaiſerkrone am 19. Okt. 1314 in der Umgegend Frankfurts an. Ohne ſich einander zu nähern, wählte jede Partei eigends für ſich ihren Candidaten. Nach vollzogener Wahl öffnete Frankfurt nur Ludwig dem Baiern ſeine Thore, und trotzte der fruchtloſen Belagerung Friedrichs mit verhöhnender Hartnäckigkeit. Ludwig ließ ſich bald darauf in Aachen krönen, und Friedrichen blieb nichts weiter übrig, als ſich in der Nähe von Bonn auf einer Tonne die Krone Deutſchlands aufſetzen zu laſſen. Deutſchland wurde auf dieſe Art der Schauplatz eines hitzigen Parteikampfes. Da ſich das Oberhaupt der Kirche zum oberſten Verweſer des erledigten Reiches erklärt hatte, ſo machten nun beide Gegner den Papſt mit ihrer Wahl bekannt: das Schwert ſollte jetzt entſcheiden. Die blutigen Gefechte bei Speier und Augsburg und bei Eßlingen waren noch zu wenig entſcheidend, um einen gewiſſen Ausgang der Dinge herbeizuführen. Beider Anhang, der des Friedrichs durch den Zug gegen den Grafen von Trentſchin vereinzelt, und durch ſeines Bruders verlorne Schlacht gegen die Schweizer bei Morgarten (15. Nov. 1315) geſchwächt, mußte ſich ebenſo, wie die Partei Ludwigs, auf den kleinen Krieg beſchränken. Friedrichs Leiden ſtiegen mit jedem Tage, und nur durch ſein Beilager mit Eliſabeth von Aragonien zu Baſel, ward ihm eine Gefährtin, die ihm das Uebermaas derſelben theilend tragend half. Die qualvolle Bedrängniß, welche Baiern (1320) durch Friedrich und Leopold erlitt, und noch andere Unfälle erweckten in Ludwig den Vorſatz, lieber dem Reich zu entſagen, als es auf eine ſolche Weiſe verwüſten zu laſſen. Aber ſein Anhang ermuthigte ihn durch neue Unterſtützung, ſich dem von Salzburg heranziehenden feindlichen Heere entgegen zu werfen, und ſich auf der Behenwieſe zwiſchen Mühldorf und Ampfing zur Schlacht bereit zu halten. Das Treffen begann, zehn Stunden kämpften beide Gegner mit unerſchütterlicher Heldenkraft, da wurde das Glück der Schlacht durch eine neue Schaar, welche Schweppermann in Reſerve gehalten hatte, zum Vortheile Ludwigs entſchieden. Schon floh Alles, nur Friedrich nicht. Als aber in heißem Gefechte mit Albrecht Rindsmaul, Schwager Schweppermanns, ſein Roß unter ihm zuſammenſtürzte, da ergab ſich Friedrich dem Burggrafen von Nürnberg. Nach der verlornen Schlacht brachte man den königlichen Gefangenen in das feſte Schloß Trausnitz bei Nabburg, im Thale an der Pfreimt. Beinahe drei Jahre verlebte hier Friedrich in anſtändiger Haft kummervolle Tage, an welchen ſein lebensmüder Geiſt ſich an geſchnitzten Pfeilern ergötzte, die er nicht gegen ſeine Feinde gebrauchen konnte. Seine edle Gemahlin flehte den Himmel vergebens um ſeine Freiheit an, und weinte ſich um ihre Augen. Sein Bruder Leopold war indeß nicht müßig, ſeine Feſſeln zu löſen; ſein Verſuch, aber durch Erſteigung der Trausnitz ſeinen Friedrich zu erlöſen, mißlang. Nun ſuchte er Ludwig in Johann dem Zweiundzwanzigſten und im Hauſe Luxemburg und Böhmen mächtige Feinde zu erwecken, und den Papſt dahin zu ſtimmen, dem Könige Carl von Frankreich die deutſche Reichskrone zuzuwenden. Da kündigte Ludwig (März 1325) ſeinem hohen Gegenkönige zu Trausnitz die Freiheit an, wobei er ſich ausbedang, daß dieſer allen Anſprüchen auf das Reich entſagen, die Wahlurkunden und die beſetzten Länder herauszugeben, und ihm nebſt ſeinem Bruder gegen den Papſt Hülfe zu leiſten; im Falle er aber dieſe Bedingungen nicht löſen könne, mußte er mit einem Eide angeloben, ſich wieder als Gefangener einzuſtellen. Da weder Leopold noch Papſt Johann ihre Zuſtimmung zu dieſen Bedingungen gaben, ſtellte ſich Friedrich als Gefangener wieder zu München ein, und rührte ſeinen königlichen Gebieter ſo ſehr, daß ihm dieſer ſein ungetheiltes Zutrauen ſchenkte, und ihm ſogar gegen Leo-

Digitized by Google

pold die Vertheidigung der baieriſchen Erblande übertrug. Mit dem Tode des Herzogs Leopold, dem Schrecken Ludwigs und der Stütze Friedrichs, kam ein zweiter Vertrag, daß Friedrich als römiſcher Kaiſer in Deutſchland herrſchen, Ludwig aber den Scepter der römiſchen Krone führen ſollte, nicht in Erfüllung. Zuletzt zog ſich Friedrich auf ſein einſam gelegenes Gut Guttenſtein an der Pieſting zurück, und ſtarb daſelbſt am 13. Jan. 1330. In der von ihm geſtifteten Carthauſe ruhte ſeine Aſche, bis 1783 ſeine Gebeine in den Münſter von St. Stephan beigeſetzt wurden. Wegen ſeiner körperlichen Wohlgeſtaltheit empfing er den Beinamen des Schönen. Seine Eigenſchaften im Felde und im Rathe waren nicht der Art, daß ſie ſeine Liebenswürdigkeit und ritterliche Hochherzigkeit hätten vermehren können.

Friedrich, als römiſcher Kaiſer III., als deutſcher König IV., als Erzherzog von Oeſterreich V. Ihn gebar die maſoviſche Cymburgis ihrem Gemahl, Herzog Ernſt dem Eiſernen, am 21. Sept. 1415 zu Innsbruck. Er wurde das Haupt der über Steiermark, Kärnthen und Krain herrſchenden Linie, während in Tyrol und Nieder-Oeſterreich die Albertiniſche und Leopoldiniſche Linien regierten, die aber an ihn (1458, 1563 und 1456) und ſeinen Sohn in der Folgezeit fielen. Kaum das Jünglingsalter erreicht, zog er nach Paläſtina, und holte ſich den heiligen Grabes- und Cyper-Orden. 1435 ergriff er mit ſeinem unruhigen Bruder Albrecht die Zügel ſeines Reiches, und wurde zugleich Vormund über ſeine Vetter Siegmund von Tyrol und Ladislav Poſthumus von Nieder-Oeſterreich, Ungarn und Böhmen. Friedrich trat ſeine Regentenlaufbahn in einer Zeit an, die an politiſchen, wie an religiöſen Ereigniſſen außerordentlich reich, eine neue Ordnung der Dinge zu verkünden ſchien. In die Zeit ſeines 58jährigen Regentenlebens fällt die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken; das in Deutſchland und in Italien in vereinigter Geſtalt wieder auflebende Streben nach höherer Wiſſenſchaft und Kunſt; die Erfindung der Buchdruckerkunſt; die allmählige Ausbildung der weſteuropäiſchen Staaten zu einem Staatenſyſtem; das Ende des Herzogthums von Burgund; die Beſchlüſſe der Concilien zu Coſtnitz und Baſel; die großen Seeentdeckungen von der pyrenäiſchen Halbinſel aus; in Deutſchland der letzte Kampf des Fauſtrechts mit dem Streben nach einer feſten Ordnung der Dinge, nach Recht und Geſetz. 1440 riefen ihn die deutſchen Fürſten einſtimmig auf den deutſchen Thron, und mit ſeiner Krönung (1442) beginnt (bis 1740) die ununterbrochene Reihe deutſcher Kaiſer aus habsburgiſchem Mannsſtamme. Bei ſeinem Regierungsantritt brach ein Krieg zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Albrecht aus, der ihn fürchten ließ, ſein ganzes Erbland zu verlieren, deſſen Beendigung er aber mit 70.000 Kronen erkaufte, die er für die Räumung ſeiner Länder erlegte. Mit dem Tode ſeines Mündels Ladislav, welcher kinderlos geſtorben war (1457), fiel Nieder-Oeſterreich Friedrich, Ober-Oeſterreich Albrecht, und ein Theil von Kärnthen Siegmund von Tyrol anheim; Wien blieb gemeinſchaftlich. Bei der Demüthigung, die er erlebte, daß trotz ſeiner Anſprüche auf Böhmen und Ungarn, in erſterm ihm Georg Podiebrad, und in letzterem Lande Matthias Corvinus vorgezogen wurde, erlitt er auch noch den Schmerz, Wien von ſeinem Bruder Albrecht (1462) inſurgirt zu ſehen. Nur mit deſſen Tode (1463) endeten die Feindſeligkeiten von dieſer Seite. Die unter ihm gehaltene Reichstage waren von geringen Folgen. Die Abſchließung des ſchwäbiſchen Bundes (1488) war ein Werk der Noth. 1452 holte er ſich die Kaiſerkrone mit der lombardiſchen zugleich in Rom. Bei einem Aufſtande zu Viterbo zeigte er perſönlichen Muth, geringe Energie aber gegen Mailand, als ſich dort der Urſurp. Sforza, nach dem Abſterben der männl. Linie der Visconti, behauptete. Um die dem Hauſe Oeſterr. entriſſenen Krongüter wieder zu erlangen, miſchte er ſich in die Streitigkeiten der uneinigen Schweizer-Cantone, und da er vom Reich verlaſſen wurde, ſo rief er franz. Hülfsvölker zu ſich,

Digitized by Google

die, bei St. Jakob an der Birs von den Schweizern geſchlagen, ihre Waffen gegen einen Theil von Deutſchland wandten. Einer noch größern Bedrängniß ſetzte er ſich in Deutſchland ſelbſt aus, indem er ſich in der pfälziſchen Erbfolgeſache (1449) mit dem Bruder des verſtorbenen Ludwigs, Friedrich dem Siegreichen, der ſtatt ſeines Neffen Philipp die Chur für ſich verlangte, verfeindete. Die Lage des Kaiſers wurde bedenklich, als Friedrich der Siegreiche, eine Anzahl deutſcher Fürſten, Mainz und Trier auf ſeine Seite brachte, und eine Verſammlung mißvergnügter Prinzen dem Kaiſer in einem vorwurfsvollen Briefe (1461) ſogar mit Abſetzung drohten. Friedrich würde dieſen Stürmen unterlegen haben, wenn es nicht Pius II. gelungen wäre, einen Frieden zu Stande zu bringen. 1469 drangen die Osmanen bis Krain, und 1475 bis Salzburg vor, und Friedrich wußte ihren Lauf durch Entgegenſtellung einer kräftigen Heeresmacht nicht zu hemmen. Indem er die Könige von Böhmen und Ungarn unter ſich verfeindete, kehrten zuletzt beide die Waffen gegen ihn, und beſonders von Matthias wurde er hart bedrängt. Mit Carl dem Kühnen, den er bei den Unterhandlungen zu Trier (1473) über die Erhebung Burgunds zu einem Königreiche tauſchte, gerieth er in Fehde, der er in eigener Perſon beiwohnte, deren Beendigung er mit 20.000 Kronen erkaufen mußte. Sein 1486 zum röm. König erwählter Sohn Maximilian, welcher nach Carls Tode (1477) mit der Hand der Maria die Niederlande an ſich gebracht hatte, gerieth mit Frankreich, und wegen der Vormundſchaft über ſeine Kinder, ſelbſt mit den Niederlanden in Krieg, in welchem er (1488) gefangen, von ſeines Vaters Hülfe in eigener Perſon aber wieder aus ſeiner Haft befreit wurde, der ihm dann in der Folge Oeſterreich wieder verſchaffte. Die durch Matthias Tod (1490) erledigte ungariſche Krone mußte er an Ladislav von Böhmen anheim fallen laſſen. An zu reichlichem Genuß von Melonen ſtarb Friedrich den 19. Auguſt 1493, damit das von ihm auf ſeine Bücher geſetzte Anagramm A. E. I. O. U. (Austriae Est Impererae Orbi Universo) von ſeinem größern Nachfolger verwirklicht werde. Ein Bild ſeiner Regierungsgeſchichte entwirft uns Aeneas Sylvius in den Worten: „Wie wohl ihr den Kaiſer für euern Herrn und König anerkennt, ſo iſt ſein Anſehen nur ein bildhaftes; ihr gehorcht ihm nur, wenn es euch gefällt, und es gefällt euch ſelten. Ihr wollt unabhängig ſeyn, und weder Fürſten noch Stände, geben dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Er hat keinen Schatz, kein Einkommen. Daraus entſpringt denn, daß ihr immer in endloſe Kriege verwickelt, und allen Uebeln einer getheilten Macht ausgeſetzt ſeyd.“ Friedrich war friedfertig, von lauterem Karakter, der Aſtrologie, Alchymie und Botanik hold, von trefflichen Anlagen des Verſtandes, aber ohne ausdauernde Kraft und ohne einen ſichern politiſchen Blick. Der Plan zur Errichtung eines Reichskammergerichts trat erſt unter ſeinem Sohne (1495) in Wirklichkeit.

Friedrich der Gebiſſene, oder mit der gebiſſenen Wange, Markgraf zu Meißen und Landg. zu Thüringen. Sein Vater Albrecht, Landgraf, mit dem Zunamen des Unartigen, hatte ihn und ſeinen Bruder Diezmann, oder Dietrich mit Margaretha, einer Tochter Kaiſer Friedrichs II., gezeugt. Albrecht aber verſtieß ſeine vortreffliche Gemahlin Margaretha, und heirathete ein Hoffräulein, Namens Cunigunde von Eiſenberg. Die arme troſtloſe Mutter, als ſie ihre Kinder verlaſſen mußte, biß im Schmerze des Abſchiedes ihren einen Sohn Friedrich, den ſie vorzüglich zärtlich liebte, in die Wange, ſo daß er in der Geſchichte den Namen „Friedrich mit der gebiſſenen Wange“ erhalten hat. Den Haß, den er gegen ſie gehegt, trug er auf die von ihr gebornen Söhne Friedrich und Diezmann über, indem er dieſelben von der Thronfolge auszuſchließen ſuchte, und ſeinen mit der Cunigunde erzeugten Baſtard, Apitz, auf alle Weiſe begünſtigte. Hierdurch wurden die beiden rechtmäßig erzeugten Söhne aufgebracht, und begannen, unterſtützt von

Digitized by Google

mehreren Rittern und Vaſallen, die das ungerechte Verfahren Albrechts mißbilligten, gegen ihren Vater einen Krieg (1281). Derſelbe ward unglücklich für Friedrich geführt, indem dieſer in die Gefangenſchaft ſeines Vaters gerieth, und ein ganzes Jahr auf der Wartburg ſitzen mußte, bis er von einigen ſeiner getreuen Unterthanen mit Gewalt befreit wurde. Von Neuem kam es zwiſchen Vater und Söhnen zum Kriege, als dieſe bei dem Abſterben ihres Oheims, Dietrichs des Weiſen, Markgrafen zu Meißen und Lauſitz (1282), und ſeines Sohnes († 1291), deſſen nachgelaſſene Ländern in Beſitz nahmen, ohne Rückſicht auf ihren Vater, dem die Nachfolge eigentlich gebührte. Albrecht wurde in dieſem Kriege gefangen genommen, und nur durch die Vermittelung des deutſchen Kaiſers, Rudolphs von Habsburg, erhielt er ſeine Freiheit wieder. Da Albrecht nun vergebens verſchiedene deutſche Fürſten zum Kriege gegen ſeine Söhne aufzureizen ſuchte, und da er ſich nicht anders rächen konnte, verkaufte er die Erbländer der beiden Söhne erſter Ehe an den Kaiſer Adolph von Naſſau, Rudolphs Nachfolger, für 94.000 Gulden, und wendete das Geld ſeinem Sohne Apitz aus der zweiten Ehe mit Cunigunde zu. Sich nun der gekauften und verwirkten Länder zu bemächtigen, unternahm Adolph von Naſſau wiederholte Heereszüge in das Land (1294 und 1295), ohne aber zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Denn er fand an Friedrich und Diezmann einen ſolchen kräftigen Widerſtand, daß er ſich nach einer Verwüſtung Thüringens und Meißens zurückziehen mußte. Adolph von Naſſau, der ſich durch ſolch unwürdiges Verfahren in Deutſchland verhaßt gemacht hatte, wurde bald darauf (1298) abgeſetzt, und Albrecht v. Oeſterreich gewählt, gegen welchen er in der Schlacht bei Worms fiel. Albrecht, ein eben ſo unbeſonnener und ungerechter Regent, wie ſein Vorgänger, wollte des Kaiſers Recht auf Thüringen nicht aufgeben. Da es ihm mißlang, den Markgraf Friedrich heimlich zu ermorden, überzog er ihn mit Krieg, und rückte mit einer großen Armee auf Friedrich und ſeinen Bruder los. Doch der Kaiſer ward am 31. Mai 1307 bei Lucka im Fürſtenthum Altenburg völlig auf's Haupt geſchlagen. Ein zweiter Feldzug Albrechts I. fiel eben ſo unglücklich aus; er mußte ſich nach einigen Verwüſtungen Thüringens zurückziehen. An einem dritten Feldzuge gegen Friedrich hinderte ihn Johann von Schwaben, der ihn 1308 unweit Habsburg ermordete. So ritterlich hatten alſo die beiden Brüder Friedrich und Diezmann für ihr treues Erbe gekämpft, und ſich muthig und ſiegreich gegen 2 mächtige Kaiſer behauptet. Da bald darnach Diezmann an der Thomaskirche zu Leipzig ermordet wurde, fiel auch deſſen Landesantheil Friedrichen zu, und ſo wurde dieſer nicht nur alleiniger Markgraf zu Meißen und Lauſitz, ſo wie Landgraf zu Thüringen, ſondern auch Herr von den vorherigen Reichsſtädten Altenburg, Chemnitz und Zwickau. Im J. 1317 wurde nochmals der Friede ſeiner Regierung durch einen Krieg mit dem Churfürſten Waldemar von Brandenburg geſtört. Friedrich wurde ſogar gefangen, und mußte ſich durch 30.000 Mark Silber und durch die Niederlauſitz loskaufen. Nach ſo vielen widrigen Schickſalen und ſo vielen ſchweren Kämpfen, die ihm den Beinamen des Streitbaren erwarben, regierte er ſeine Länder noch einige Jahre in Frieden, und ſtarb 1326 an einem Schlagfluſſe.

Friedrich I., König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holſtein, geboren 1474, wurde, nachdem ſeines Bruders Sohn, Chriſtian II., wegen ſeiner Grauſamkeiten der Königskrone für verluſtig erklärt worden war, 1523 als König anerkannt, führte die lutheriſche Lehre mit Behutſamkeit in ſeinen Staaten ein, und ſt. den 15. Apr. 1533, ſeinem Sohne Chriſtian III. die Krone hinterlaſſend. 2) Friedrich II., Sohn Chriſtians III., geboren den 1. Jul. 1534, folgte ſeinem Vater 1559, unterwarf ſich noch in demſelben Jahre, mit Hülfe des Herzogs von Holſtein, die Ditmarſen, ſchloß mit Schweden den Stettiner Frieden, wodurch die Unabhängigkeit des erſtern Lan-

des anerkannt wurde, Dänemark aber auch einige weſtliche Provinzen Schwedens erhielt (1570). Er erbaute die Feſtung Kronenburg bei Helſingör, die Dänemark den Sundzoll ſicherte, verwickelte aber auch ſein Land über den Beſitz von Liefland in einen langen Krieg, der noch durch die folgenden Jahrh. fortdauerte, und ſtarb den 4. Apr. 1588, ſeinen Sohn Chriſtian IV. zum Nachfolger habend. 3) Friedrich III., Sohn und Nachfolger Chriſtians IV., geboren 1609, wurde König von Dänemark und Norwegen 1648, verlor, da er ſich in den ſchwediſch-polniſchen Krieg miſchte, an Schweden 1660 die Provinzen Schonen, Halland, Blekingen und Bahus, erlangte aber durch ſeine Reichsſtände unumſchränkte Gewalt und die Erblichkeit der Krone in männlicher und weiblicher Linie. Er ſt. den 9. Feb. 1670, und ihm folgte Chriſtian V. 4) Friedrich IV., geboren 1671, folgte ſeinem Vater Chriſtian V. 1699, verband ſich bald nach Antritt ſeiner Regierung mit Rußland und Polen gegen Schweden, wurde aber von Carl XII. 1700 zum Travendahler Frieden gezwungen, ergriff 1709 gegen Schweden von Neuem die Waffen, und erlangte 1720 durch den Frieden zu Friedrichsburg von Schweden den Sundzoll und den Beſitz von Schleswig, welches Holſtein-Gottorp beſeſſen hatte. Friedrich regierte er bis zum 12. Okt. 1730, worauf ſein Sohn Chriſtian VI. ihm folgte. 5) Friedrich V., geboren den 31. März 1723, folgte ſeinem Vater Chriſtian VI. 1746, führte eine friedliche Regierung, in welcher Handlung, Manufakturen, Künſte und Wiſſenſchaften aufblühten, und eine Menge weiſer Einrichtungen getroffen wurden, und ſt. den 14. Jan. 1766. Ihm folgte ſein Sohn Chriſtian VII.

Friedrich Wilhelm (der große Churfürſt v. Brandenburg), geb. am 6. Febr. 1620 zu Berlin, wuchs in früher Kindheit unter der Pflege ſeiner fürſtlichen Mutter auf, und wurde in der Folge von den Geheimenräthen von der Borch, von Kalkhun, Jakob Müller und Johann Willudow erzogen und wiſſenſchaftlich gebildet. Die damaligen Kriegsunruhen nöthigten das um das Leben ihres Sohnes beſorgte königliche Paar, ihn nach dem feſten Jagdſchloſſe Letzlingen, und von hier nach den Feſtung Cüſtrin (1627) zu bringen, wo der Prinz, entfernt von dem Geräuſche und den Zerſtreuungen des Hofes, den Wiſſenſchaften und Künſten ungeſtört obliegen konnte. Nicht lange verweilte er hier; denn die Wuth einer verheerenden Peſt trieb ihn aus ſeinem Vaterlande zu ſeinem alten Oheim Bogislav XIV. nach Stettin, von wo er in Begleitung ſeiner Eltern nach Wolgaſt zu ſeiner Tante, der verwittweten Königin von Schweden, Marie Eleonore, abreiſte. Zu dieſer Zeit (1633) ſah er die Leiche ſeines hochherzigen Oheims, Guſtav Adolphs, nach Schweden überſchiffen. Seine ausgezeichneten Talente, ſeine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und Künſten, und ſein unbeſtechliches Gefühl für alles Wahre und Schöne, Edle und Rechte, zogen ihm ſchon frühe den Haß mehrerer Höflinge zu, die, einen gefährlichen Gegner ihrer ehrgeizigen Abſichten in ihm fürchtend, ihn zum Spielballe ihres Egoismus machten. Schwarzenberg erſcheint als ein Hauptgegner unſers Prinzen. Auf ſeinen Antrieb wurde der fünfzehnjährige Prinz (1634) mit ſeinem Hofmeiſter nach Holland geſandt, wo man ihn durch Entfernung vom Hofe in allen Staatsangelegenheiten ſeines Hauſes unwiſſend zu erhalten gedachte. Auf der Hochſchule zu Leyden lebte der Prinz in einer ruhigen literäriſchen Muße ganz ſeinen Lieblingsſtudien, entfernt von den Kabalen des Hofes, bis ihn eine eben ausgebrochene Peſt zwang, jenen Muſenſitz zu verlaſſen (1634), und ſeinen Wohnſitz in Arnheim, dem damaligen Sitze der holländiſchen Staatenverſammlung, aufzuſchlagen. Hier betrat er das für die Folgezeit ſeines Regentenlebens ſo wichtige Inſtitut, das Lager, das ihn, wie früher die Hörſäle der Wiſſenſchaften mit den Heroen der Vorzeit, jetzt auf dem Schlachtfelde mit den gefeierten Helden der Mitwelt, einem Prinzen Wilhelm und

Digitized by Google

Johann Moritz von Naſſau, dem Grafen von Berg und andern geprieſenen Helden, welche ihr vaterländiſches Schwert gegen Spaniens Uebermuth und Grauſamkeit zogen, bekannt machte. Im J. 1636 begab er ſich nach dem Haag, und von hier in ſeinem ſiebzehnten Jahre in's Lager ſeines Vetters, des Prinzen Heinrich von Oranien, der eben Breda belagerte. Durch dieſe nämliche Entſchloſſenheit erwarb er ſich die ungetheilte Freundſchaft des Prinzen v. Oranien. 1638 kehrte der Churprinz, mit einem reichen Schatze von Menſchenkenntniß ausgeſtattet, in die väterliche Reſidenz nach Berlin zurück, wo er ſich mehreren Mordverſuchen von Seiten Schwarzenbergs ausgeſetzt ſah, denen er aber glücklich entging. Am 3. Dez. 1640 trat der fürſtliche Jüngling in ſeinem 21. Jahre die Regierung eines Staates an, der in ſeinen Grundfeſten wankte, der ſich der gänzlichen Auflöſung zu nähern ſchien, und den er, um ihn zu beſitzen, gleichſam erſt erobern mußte. Um in ſeinen Staaten die innere Ruhe wieder herzuſtellen, ſchloß er, trotz den Lockungen und Drohungen des Kaiſers, mit den Schweden (14. Juli 1641) einen 2jährigen Waffenſtillſtand ab. 1646 verband ihn wahre Zuneigung mit Louiſe Henriette, einer Prinzeſſin von Oranien. Durch das Abſterben der Herzoge von Pommern (1637) waren die Anſprüche auf dieſes Land auf Brandenburg zurückgefallen. Obgleich ſich der Churfürſt alle Mühe gab, den Beſitz von ganz Pommern zu erlangen, und die Schweden, zur Entſchädigung für ihre ungeheuern Kriegskoſten, auf eben dieſer Foderung beſtanden, ſo ſah ſich Friedrich Wilhelm durch den weſtphäliſchen Frieden (24. Okt. 1648) genöthigt, ganz Vorpommern, die Inſel Rügen, Wollin und einige Städte von Hinterpommern an Schweden abzutreten, wogegen er aber als Schadloshaltung die Bisthümer Halberſtadt, Minden und Kamin als weltliche Fürſtenthümer, die Grafſchaft Hohenſtein und das Erzbisthum Magdeburg als ein weltliches Herzogthum, welches letztere jedoch bis zum Tode des Herzogs Auguſt von Sachſen unter ſeiner Adminiſtration ſtehen ſollte, erhielt. Während der Churfürſt nach wiederhergeſtelltem Frieden alle Mittel aufbot, den Wohlſtand ſeines Landes zu fördern, ereignete ſich in Schweden eine Begebenheit, welche ihn bald in einen neuen Krieg verwickelte. Johann Caſimir, König von Polen, widerſetzte ſich nämlich der Thronbeſteigung Carl Guſtav's von Schweden, und es entſpann ſich zwiſchen Beiden ein Krieg, in welchem der König von Schweden ſich des Beiſtandes des Churfürſten von Brandenburg verſichern wollte. Da Friedrich Wilhelm Letzterem die Einräumung der preußiſchen Häfen Pillau und Memel verſagte, Johann Caſimir ſich zur Flucht nach Schleſien genöthigt ſah, und Carl Guſtav das von dem Churfürſten zu Marienburg (12. Nov. 1655) mit den Ständen von Polniſch-Preußen abgeſchloſſene Vertheidigungsbündniß für eine Kriegserklärung anſah, ſo ſchloß er ihn mit ſeinem ſchwediſchen Heere in Königsberg ein, und zwang ihn zu einem Vergleiche (1656), mittelſt deſſen Friedrich Wilhelm allen Lehnsverbindlichkeiten gegen Polen entſagen, dagegen Preußen von Schweden als Lehn annehmen, und demſelben Hülfstruppen verſprechen mußte, wofür er das Bisthum Ermeland als ein weltliches Fürſtenthum und ſchwediſches Lehn erhielt. Durch die Unterſtützung, welche Caſimir von Oeſterreich zu Theil geworden, und mit welcher er ein großes Heer zuſammenbrachte, an deſſen Spitze er den Churfürſten zu züchtigen gedachte, fand ſich Friedrich zur Sicherheit ſeiner Länder bewogen, eine noch engere Verbindung mit Schweden zu Marienburg (15. Juni 1656) anzuknüpfen. Nach der Schlacht von Warſchau (18. Juli 1656), welche die völlige Niederlage der Polen zur Folge hatte, verband ſich Carl Guſtav noch enger mit Friedrich durch einen Traktat zu Liebau in Curland (10. Okt. 1656), in welchem er der Lehnsherrſchaft über Preußen und Ermeland entſagte, ihn für einen ſouveränen Herzog anerkannte, und nur bei Erlöſchung der männlichen brandenburgiſchen Churlinie

Digitized by Google

die Erbfolge ſich vorbehielt. Als Rußland und Ferdinand III. auf die Seite Polens traten, ſchloß er mit Polen, unter öſterreichiſcher Vermittelung, zu Welau (19. Sept. 1657) einen Frieden ab. Obgleich der Churfürſt Ermeland zurückgeben mußte, ſo erhielt er doch für ſich und ſeine männlichen Nachkommen die Beſtätigung der Souveränität über das Herzogthum Preußen, und die beiden Herrſchaften Lauenburg und Bütow als ein polniſches Lehn. Der Tod des unruhigen Carl Guſtavs (im Febr. 1660), dem ſein fünfjähriger Prinz, Carl IX. folgte, befreite ihn von der Rache eines durch den Frieden von Welau aufgebrachten Gegners, und hatte den Frieden von Oliva bei Danzig (3. Mai 1660), in welchem der Welauiſch-Brombergiſche Vertrag und die Unabhängigkeit Preußens beſtätigt, und feſtgeſetzt wurde, daß alle zwiſchen Brandenburg, Schweden und Polen gemachte Eroberungen gegenſeitig herausgegeben werden ſollten, zur Folge. Die Erbhuldigung von Preußen erfolgte an Friedrich Wilhelm erſt am 18. Okt. 1663, weil die Stände ſich anfangs dagegen auflehnten. In dem ausgebrochenen Türkenkriege ſandte er dem Kaiſer 2000 Mann Truppen, unter der Anführung ſeines tapfern Generals Otto von Sparr, zu Hülfe. Als im J. 1672 Frankreichs Feldherr, Turenne, in den Niederlanden einfiel, und Holland durch die feindſeligen Maßregeln des länderſüchtigen Ludwigs XIV. ſtark bedrängt wurde, nahm ſich Friedrich Wilhelm der Sache Hollands an, ſchloß mit demſelben ein Bündniß, und ſtimmte auch Oeſterreich, Dänemark, Braunſchweig und Heſſen-Caſſel für das Intereſſe der Holländer. Im Auguſt 1672 vereinigte er ſeine Armee zu Halberſtadt mit der kaiſerlichen, um den Franzoſen durch Weſtphalen entgegen zu rücken. Der ſchlaue Turenne vermied aber ſorgfältig jede dargebotene Schlacht, ſo daß Mangel an Lebensmitteln den Churfürſten endlich nöthigten, ſich, von den Franzoſen verfolgt, bis über die Weſer zurückzuziehen, und ſeine weſtphäliſchen Länder den Feinden zur Plünderung zu überlaſſen. Da ſich die Oeſterreicher von ihm trennten, und die holländiſchen Hülfsgelder ausblieben, ſah er ſich, zur Rettung ſeiner Länder, zum Frieden genöthigt, der zu Voſſem, einem Dorfe in Brabant, unweit Löwen (6. Juni 1673), zu Stande kam. Indem Frankreich die weſtphäliſchen Länder räumte, und an den Churfürſten eine Entſchädigungsſumme von 200.000 Rthlr. zahlte, entſagte dieſer dem Bunde mit Holland, und verſprach, Frankreichs Feinden nicht beizuſtehen, wobei er ſich jedoch vorbehielt, dem deutſchen Reiche im Fall eines Angriffs Hülfe zu leiſten. Die Verwüſtungen der franz. Armee in der Pfalz führten den Reichskrieg herbei, dem Friedrich Wilhelm beitrat. Mit dem Kaiſer, Holland und Spanien im Bunde, hatte er ſich von den beiden letzten Mächten das Verſprechen geben laſſen, ihm für einen Theil ſeiner Armee Hülfsgelder zu zahlen, wogegen er ihnen 16.000 Mann zuführte. Im Auguſt 1674 ging er mit dieſen in die Pfalz, ſetzte über den Rheinſtrom, brach in Elſaß ein, und vereinigte ſich hier mit der Reichsarmee. Durch die vielen Bedenklichkeiten des kaiſerlichen Feldherrn Bournonville, blieb des Churfürſten ſehnlichſter Wunſch nach einer entſcheidenden Schlacht, unerfüllt, und Turenne erhielt dadurch Zeit, ſich zurückzuziehen und zu verſtärken. Das deutſche Heer erlitt eine Niederlage bei Mühlhauſen im Sundgau, und das ganze Elſaß ging verloren. Indeß waren die Schweden auf Antrieb Frankreichs unter dem General Wrangel (im Dez. 1674) in Pommern und in die Neumark eingefallen, und plünderten dieſe Länder mit unerhörter Grauſamkeit. Kaum erfuhr Friedrich Wilhelm, der eben ſeine Truppen aus dem unglücklichen franzöſiſchen Feldzuge nach Franken in die Winterquartiere verlegt hatte, die ſchreckliche Lage ſeines Landes, als er (im Mai 1675) mit ſeinem Heere aus den Winterquartieren aufbrach, und einen entſcheidenden Sieg bei Fehrbellin (18ten Juni 1675) mit 6500 brandenburgiſchen Reitern über 11.000 furchtbar gewordene Schweden erfocht. Durch dieſen in der

Digitized by Google

vaterländiſchen Geſchichte Preußens unvergeßlichen Sieg, legte der ruhmbekrönte Friedrich Wilhelm den Grundſtein zu der Größe und Macht, welche der brandenburgiſche Staat in der Folge erreichte. Noch in demſelben Jahre eroberte er in Verbindung mit däniſchen und kaiſerlichen Truppen die Stadt Wolgaſt und die Inſel Wollin; im folgenden Anklam und Demmin, und 1677 nach einer 7monatlichen Belagerung die Feſtung Stettin. Sein Waffenglück erweckte jedoch den Neid des kaiſerlichen Hofes. Friedrich Wilhelm war daher geneigt, dem von Spanien und Holland mit Frankreich abgeſchloſſenen Separatfrieden von Nimwegen (1678) beizutreten. Da er aber alle Eroberungen herausgegeben, und Schweden wegen der Kriegskoſten entſchädigen ſollte, ſo ſchloß er mit Dänemark und Münſter einen neuen Bund, ſetzte den Krieg mit Nachdruck fort, bemächtigte ſich dann der Feſtung Stralſund nach einem zweitägigen Bombardement, und vollendete durch die Einnahme von Greifswalde die Eroberung von ganz Schwediſch-Pommern (1678). Aus der Ruhe, die er den Winter über auf ſeinen erkämpften Lorbeer in Berlin zu genießen gedachte, riß ihn die Nachricht, daß General Horn mit 16.000 Schweden in Preußen eingefallen ſey. Mit faſt unglaublicher Schnelligkeit warf er ſich dem feindlichen Heere in den Weg, und ſchlug es (Jan. 1679) beim Dorfe Splitter, eine halbe Meile von Tilſit. Eiferſüchtig auf ſeinen Kriegsruhm, ſchloſſen ſeine Bundesgenoſſen mit Frankreich (Febr. 1679) zu Nimwegen einen Frieden, ohne auf Frankreich und Dänemark Rückſicht zu nehmen, mit welchem der Churfürſt mit Schweden noch allein im Felde ſtand. Ludwig XIV., der freiern Spielraum gewonnen hatte, befahl nun dem Churfürſten, mit Schweden Frieden zu ſchließen, und die Eroberungen herauszugeben. Muthig widerſetzte er ſich dieſem anmaßenden Tone. Als aber 30.000 Mann Franzoſen in Cleve einrückten, ſah er ſich zur Abſchließung des Friedens von St. Germain (29. Juni 1679) gezwungen, nach welchem er alle Eroberungen an Schweden zurückgeben mußte. Er erhielt dafür die wenigen Oerter und die Zölle, welche Schweden in Hinterpommern nach dem weſtphäliſchen Frieden beſaß, und empfing noch von Ludwig XIV. 300.000 Kronenthaler Entſchädigungsgelder. Als Ludwig XIV. (1680) Reunions-(Wiedervereinigungs-) Kammern niederſetzte, die unterſuchen ſollten, welche Oerter in den älteſten Zeiten zum Elſaß ꝛc. gehört hätten, und den Reichstag zu Regensburg, durch die anmaßende Beſitznahme mehrere Bezirke im Elſaß für den Krieg gegen Frankreich ſtimmte; ſo wurde auf Friedrich Wilhelms weiſe Vermittelung (1684), ein 20jähriger Waffenſtillſtand mit Frankreich geſchloſſen, kraft deſſen Ludwig XIV. im Beſitze Alles desjenigen bleiben ſollte, was er ſich bis zum 1. Auguſt 1681 zugeeignet hatte. Sowohl durch das zwiſchen Holland und Brandenburg neuerdings geſchloſſene Bündniß (1685), als auch durch die Aufnahme der reformirten Flüchtlinge in ſeine Staaten, traten neue Mißhelligkeiten zwiſchen beiden Höfen ein. Friedrich Wilhelm näherte ſich jetzt immer mehr dem Hauſe Oeſterreich, und errichtete ſogar 1686 ein Schutzbündniß mit ihm, um für ſeine Anſprüche auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg, Wolau und Jägerndorf ſchadlos gehalten zu werden. Da ſich mit des letzten Herzogs Georg Wilhelms Tode (1675), der Kaiſer Leopold ſich dieſer Länder angemaßt hatte, und der Churfürſt dieſe Fürſtenthümer zurückfoderte, ſo trat ihm der Kaiſer gegen Entſagung jener ſchleſiſchen Fürſtenthümer den Schwibuſer Kreis ab, machte ſich aber durch die Ausſtellung eines ſchriftlichen Revers zur Rückgabe jener Länder gegen Erſtattung von 100.000 Thalern verbindlich, welche mit dem Regierungsantritte ſeines Sohnes (ſ. d. folg. Art.) wirklich erfolgte. Unter der Anführung des Generals von Schöning ſchickte der Churfürſt dem Kaiſer 8000 Mann wider die Türken zur Hülfe (1686), welche ſich bei der Belagerung der Stadt Ofen rühmlichſt auszeichneten. Ackerbau und Viehzucht war ein

Hauptaugenmerk Friedrich Wilhelms bei der Regentſorge für das Wohl ſeines Landes. Schön war die Verordnung, daß kein Landmann ſich verehlichen durfte, bevor er nicht 6 Obſtbäume gepfropft und eben ſo viel junge Eichen angepflanzt hatte, und wodurch er auch den Gartenbau in Aufnahme zu bringen ſuchte. Die Domänengüter, welche ſonſt durch Amtsſchreiber bewirthſchaftet wurden, ließ er verpachten. Am Vortheilhafteſten für den Flor der Städte, für Vermehrung und Verbeſſerung der vaterländiſchen Fabriken und Manufakturen, ſo wie vorzüglich ruhmvoll für den Churfürſten, war die Aufnahme der um der reformirten Religion wegen verfolgten franzöſiſchen Flüchtlinge. Er gewann dadurch dem preußiſchen Staate 20.000 arbeitſame Bürger, welche durch Anlegung von Fabriken und Manufakturen, Urbarmachung wüſter Flecken, Verbeſſerung des Acker- und Gartenbaues, und Verfeinerung der Sitten ihn immer mehr emporhoben. Die Beförderung des in- und ausländiſchen Handels war ebenfalls ein Hauptbeſtandtheil ſeiner Sorgfalt. Er errichtete (1650) die erſten Poſten in ſeinem Lande. Ein Beweis, wie er den Handel zu heben trachtete, iſt die Anlegung des Forts Groß-Friedrichsburg, welches auf ſeinen Befehl der Major Otto Friedr. von der Gröben (1583) auf der afrikaniſchen Küſte anlegen mußte. Eine eben ſo vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete er den Künſten und Wiſſenſchaften. Für die Baukunſt war er nicht weniger thätig. Potsdam und Berlin verdanken ihm beträchtliche Verſchönerungen, ſo wie die Dorotheenſtadt ihm ihren Urſprung. Das Joachimsthalſche Gymnaſium verlegte er nach Berlin (1655), und vermehrte ſeine Einkünfte; zu Duisburg gründete er (1655) eine Univerſität; die königl. Bibliothek zu Berlin verdankt ihm ihre Entſtehung (1650), und das für Berlin errichtete Collegium Medicum war ſeine Stiftung. Die Stempelkaſſe (1685) ſchreibt ſich aus ſeiner Regierungszeit her. Eine ungewöhnliche Thätigkeit, Mäßigkeit und Religioſität waren die glänzenden Hauptzüge ſeines Karakters. Nicht minder bewundern wir in ihm den Gatten und Vater. Wahre Zuneigung verband ihn im Jahre 1646 mit Louiſe Henriette, einer Prinzeſſin von Oranien. Nach ihrem Tode vermählte er ſich mit Dorothea, einer holſteiniſchen Prinzeſſin, verwittweten Herzogin von Braunſchweig-Lüneburg. Mehrere körperlichen Leiden und vorzüglich heftige Gichtſchmerzen, wozu noch die Waſſerſucht kam, führten das Ende ſeines thatenreichen Lebens am 29. April 1688 im 69. Jahre ſeines Alters und im 48. ſeiner Regierung zu Potsdam herbei. Mit dem Augenblicke des Todes begann die Unſterblichkeit dieſes erhabenen Fürſten. Seinem Nachfolger hinterließ er ein beinahe um die Hälfte vergrößertes Land, ein vortreffliches Heer von 28.000 wohl diſciplinirten Krieger, und einen Schatz von 650.000 Rthlr. Friedrich Wilhelm war von mittelmäßiger Größe, aber ſchönem und regelmäßigen Körperbau. Seine angenehme Geſichtsbildung, ſein ſanftes, liebreiches und leutſeliges Betragen flößten Zutrauen und Achtung ein. In verſchiedenen Theilen der Gelehrſamkeit hatte er ſich große Kenntniſſe erworben. Sein Gedächtniß war ſo ſtark, daß er faſt alle ſeine Soldaten namentlich kannte.

Friedrich III. (Churfürſt von Brandenburg und ſouveräner Herzog von Preußen, ſeit 1688 erſter König von Preußen, Friedrich I. ſeit 1701, war den 12. Juli 1657 zu Königsberg in Preußen geboren. Der Baron Otto von Schwerin war in früheſter Jugend ſein Hofmeiſter und Eberhard von Dankelmann ſein Lehrer, welcher durch ſein edles und liebreiches Betragen auf die Bildung des Prinzen folgenreich einwirkte. Der frühzeitige Tod ſeiner Mutter, Louiſe, war für Friedrich mit ebenſo unangenehmen Folgen verknüpft, als er einen großen Einfluß auf ſeine Denk- und Handlungsweiſe hatte. Seine Stiefmutter, Dorothea, war es wenigſtens, welche ihren Gemahl dahin beſtimmte, ſeine Ländereien meiſt an ſeine übrigen Söhne zu vertheilen, und dem Aelteſten nur die Churwürde und Churländer zu überlaſſen, die er

Digitized by Google

ihm nicht entziehen konnte. Seine erſte Gemahlin, Eliſabeth Henriette, Tochter des heſſiſchen Landgrafen Wilhelm IV., ſtarb als Wöchnerin in der Blüthe ihrer Jahre, worauf ſich der Churprinz (1684) mit Sophie Charlotte von Hannover, der Schweſter des nachherigen Königs von England, Georgs I., eine durch geiſtige und körperliche Vorzüge gleich ausgezeichnete Fürſtin, vermählte, und welche nicht wenig zu dem Glanze der Wiſſenſchaften und Künſte, ſo wie zur Veredlung des geſelligen Lebens im preußiſchen Staate beitrug. Schon nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin ſchloß er ſich enge an den öſterreichiſchen Hof an. Nach ſeinem Regierungsantritte erklärte Friedrich das Teſtament ſeines Vaters für ungültig, nahm von allen brandenburgiſchen Ländern Beſitz, und fand ſeine Stiefbrüder auf gütlichem Wege mit anſehnlichen Aemtern, Würden und Jahrgeldern ab. Im übrigen beſtätigte er aber alle Anordnungen ſeines verblichenen fürſtlichen Vaters. Den Prinzen von Oranien, Wilhelm III., unterſtützte er mit Hülfsvölkern (1688), um ihm zu der Krone von England zu verhelfen. Bei den Feindſeligkeiten, welche Ludwig mit dem deutſchen Reiche anfing, um die Anſprüche ſeiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, auf einen Theil der Pfalz zu behaupten; ſchloß Friedrich zu Magdeburg mit Sachſen, Lüneburg und Heſſen-Caſſel einen Bund zur Vertheidigung des deutſchen Reichs (1688), und ließ 20.000 Mann zur Reichsarmee ſtoßen. Er ſelbſt übernahm die Vertheidung des Niederrheins. Im Jahre 1691 ſchloß ſich Friedrich dem großen Bunde des Kaiſers, Spaniens, Englands und Hollands wider Frankreich an, und ſtellte 15.000 Mann zu dem verbundenen Heere in den Niederlanden. Auch gegen die Türken ſandte er dem Kaiſer, unter dem Oberbefehle des General Barfuß 6000 Brandenburger, gegen eine Entſchädigung von 150.000 Rthlr. zu Hülfe, welche viel zu dem herrlichen Siege zu Salankemen (1691) beitrugen. Im Jahre 1693 ſandte er abermals 6000 Brandenburger nach Ungarn, wo ſie bei der Belagerung von Belgrad eine rühmliche Bravour und in dem Siege über die Türken bei Zenta eine unerſchütterliche Tapferkeit an den Tag legten. Als indeß Frankreich, des langwierigen Krieges in Deutſchland müde (1697), den Ryswicker Frieden abſchloß, ſo wurde Brandenburg in demſelben die Vortheile beſtätigt, die ihm im weſtphäliſchen und den Frieden zu St. Germain waren bewilligt worden. Im Jahre 1695 gab Friedrich den Schwiebuſer Kreis an Oeſterreich zurück, erhielt aber zur Vergütung der auf Schwiebus verwandten Verbeſſerungen 250.000 Rthlr. nebſt der Anwartſchaft auf Oſtfriesland und der Grafſchaft Limburg in Franken. Von dem Churfürſten von Sachen, Friedrich Auguſt, welcher als König von Polen (1697) ſeine Krone mit ſchweren Schulden belaſtet hatte, erſtand er die Erbſchirmvogtei über die Stadt und das Stift Quedlinburg, die Reichsvogtei zu Nordhauſen, und das Amt Petersberg bei Halle um eine beſtimmte Summe Geldes. Die Grafſchaft Hohenſtein, welche ſeinem Vater im weſtphäliſchen Frieden als halberſtädtiſches Lehn anheim gefallen war, vereinigte er wieder mit dem Fürſtenthum Halberſtadt (1699). Mit den Fürſten Wilh. von Hohenzollern-Hechingen und Carl Meinh. v. Hohenzollern-Sigmaringen ſchloß er einen Traktat, in Folge deſſen die hohenzollernſchen, nach dem völligen Erlöſchen der brandenburgiſchen Linie, in den fränkiſchen Ländern, und Brandenburg, mit dem Ausſterben der hohenzollernſchen Länder ſuccediren ſollte. Die Stadt Elbing, welche (1657) Friedrich Wilhelm dem Großen für 400.000 Rthlr. war verpfändet worden, ließ er (1698 durch den General Brand beſetzen, und nachher (1703) völlig in Beſitz nehmen. Hatten ſchon früher Ehrgeiz und Prachtliebe in Friedrich den Gedanken erweckt, ſich zum Könige von Preußen erhoben zu ſehen, ſo wurde dieſer Wunſch durch die Wahl des Churfürſten von Sachſen zum Könige von Polen und die Erhebung Wilhelms III. von Oranien auf den engliſchen

Digitized by Google

Thron, noch mehr verſtärkt. Schwer hielt es, das öſterreichiſche Kaiſerhaus zur Anerkennung dieſer Würde zu bewegen. Jedoch die damaligen politiſchen Ereigniſſe vermochten den Kaiſer, in dem am 16. Novbr. 1700 abgeſchloſſenen Kronentraktat, die Königswürde Friedrichs unter folgenden Bedingungen anzuerkennen: Friedrich mußte auf die Bezahlung aller rückſtändigen öſterreichiſchen Hülfsgelder verzichten; während des bevorſtehenden ſpaniſchen Erbfolgekrieges 10.000 Mann auf eigene Koſten unterhalten; die Reichsfeſtung Philippsburg mit Truppen unterſtützen; in allen Reichsangelegenheiten auf die Seite des Kaiſers zu treten, verſprechen; angeloben, bei jeder künftigen Kaiſerwahl ſeine Stimme einem öſterreichiſchen Prinzen zu ertheilen, wenn nicht der Churfürſt durch höchſt wichtige Gründe genöthigt würde, einen Kaiſer aus einem andern Hauſe vorzuſchlagen, und ſich verpflichten, ſeine deutſchen Reichslande keiner Verbindlichkeit gegen das Reich zu entziehen. Nachdem er den 7. Jan. 1701 den ſchwarzen Adler-Orden geſtiftet, ſetzte er ſich und ſeine Gemahlin am 18., dem in der preußiſchen Geſchichte ewig denkwürdigen Tage, die Königskrone auf. Außer dem Papſte, den polniſchen Ständen, dem deutſchen Ritterorden und Frankreich, wurde von allen europäiſchen Staaten die Königswürde Friedrichs anerkannt, der von nun unter dem Titel Friedrich I. in den Geſchichtsannalen auftritt. Trotz den glänzenden Verſprechungen, welche ihm Peter der Große machte, und ſo gewiß die Umſtände einen glücklichen Erfolg verſprachen, nahm Friedrich an dem nordiſchen Kriege keinen Antheil. In dem ſpaniſchen Erbfolgekriege ſandte er für die Sache des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes 20.000 Mann an den Rhein, welche unter dem Fürſten Leopold von Deſſau (1702) Kaiſerswerth und Lüttich einnahmen, woran ſie im folgenden Jahre die Eroberung von Rheinbergen, Bonn und Geldern reihten. Im Jahre 1704 halfen die preuß. Truppen, unter Eugen und Marlborough, jenen glorreichen Sieg bei Hochſtädt erfechten, erwarben ſich einen großen Ruhm in der blutigen Schlacht bei Turin, und wohnten mit eben ſolcher Bravour den Schlachten von Oudenarde (1708), Malplaquet, der Eroberung der Stadt Dornick (1709), und vielen andern Kriegsbegebenheiten bei. Die 1712 begonnenen Friedensunterhandlungen zu Utrecht erlebte Friedrich I. nicht. Seine kräftigen Maßregeln bewirkten (1705) den Düſſeldorfer Religionsvergleich. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III., Königs von England und Statthalters von Holland (1702), nahm Friedrich von den beiden Grafſchaften Mörs und Lingen Beſitz. Aus Dankbarkeit für die weſentlichen Dienſte, welche er dem Könige Wilhelm III. geleiſtet hatte, trat ihm dieſer alle Anſprüche auf Neufchatel und Valengin (1694) ab. Von den Grafen v. Solms-Braunfels erſtand der König noch in demſelben Jahre die Grafſchaft Tecklenburg in Weſtphalen um die Summe von 300.000 Rthlr., die er mit der Grafſchaft Lingen verband. Fabriken und Manufakturen erfreuten ſich ſeiner vorzüglichen Aufmerkſamkeit. Berlin erweiterte er durch die ihm zu Ehren benannte Friedrichsſtadt, und zum Gedächtniſſe ſeiner verblichenen Gemahlin, Charlotte Sophie, verwandelte er Lietzen oder Lützow, ein Dorf ohnweit Berlin, durch Verſchönerung und Erweiterung in das liebliche Charlottenburg. Unter ſeiner Aegide blühten Wiſſenſchaften und Künſte in einem vorzüglichen Grade. Im Jahre 1699 ſtiftete er eine Bildhauer- und Maler-Akademie, die erſte in Deutſchland, nach dem Vorbilde deren zu Rom und Paris; die Societät der Wiſſenſchaften oder die Akademie zu Berlin (geſtiftet 1700, eingeweihet 1711) blühte unter ihm auf. Die Errichtung der Friedrichs Univerſität, durch Thomaſius zu Halle (1694) iſt, wie die Stiftung des halliſchen Waiſenhauſes durch Auguſt Hermann Franke (ſ. d. Art.), ein Denkmal ſeiner Regierung. Die Stiftung der Fürſten- und Ritterakademie (1705) war ein ebenſo verdienſtliches Werk unſers Friedrichs. Am 25. Febr.

Digitized by Google

1713 endete, im 56 Jahre ſeines Alters und im 25ſten ſeiner Regierung, der Tod ſein Leben. Seine zweite Gemahlin, die Tochter des Churfürſten Ernſt Auguſts von Braunſchweig-Lüneburg, hatte ihm den Kronprinzen Friedrich Wilhelm geboren. Seine dritte Gemahlin, Sophie Louiſe, verwittwete Erbherzogin von Mecklenburg-Guſtrow, ſtarb in einem Anfalle von Geiſtesverwirrung. Wenn Friedrich der Große ſeine übertriebene Prachtliebe und ſeine verſchwenderiſche Freigebigkeit an unwürdige Günſtlinge, und die unwürdige Bedingung, mit welcher er die Königswürde erkaufte, in ſtrengen Worten tadelt, ſo verdient ſein weiteres Urtheil in den Worten gehört zu werden: „die Königswürde befreite das Haus Brandenburg von dem Joche, in welchem Oeſterreich damals die deutſchen Fürſten hielt; überdem hinterließ er damit ſeinen Nachfolgern einen Stachel zum Ruhme. Er hatte ihnen einen Namen gewonnen, deſſen ſie ſich würdig erzeigen mußten; er legte den Grund zu einem Gebäude, deſſen Größe zu vollenden, ihnen noch überlaſſen blieb. Bei vielen Fehlern und Schwachheiten — fährt Friedrich fort — gebührt indeß dem Könige Friedrich I. das Lob, daß er von Natur gutherzig war, und daß er ſeinen Staaten in bedenklicher Zeit den Frieden zu erhalten wußte.“

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, Sohn des erſten preußiſchen Königs, war den 15. Auguſt 1688 geboren. Seine Erziehung, auf welche die größte Sorgfalt verwandt wurde, leitete die Frau von Rocoule, eine in den Zeiten der Religionsverfolgungen nach Preußen geflüchtete, geiſtreiche Franzöſin, reformirter Religion. In ſeinem dritten Jahre (1691) erblicken wir ihn an ſeinem großväterlichen Hofe zu Hannover, wo er mit Georg II., nachmaligem Könige von England, gemeinſchaftlich erzogen wurde. Nach ſeiner, im J. 1693 erfolgten Rückkehr nach Berlin, geſellte man ihm den Grafen von Dohna als Führer, und einen gewiſſen Rebäuer aus der Schweiz zum Lehrer zu, deſſen pedantiſcher Erziehungsmethode man dem nachherigen entſchiedenen Widerwillen Friedrich Wilhelms gegen die Wiſſenſchaften und Künſte zuſchreiben will. Der Graf von Finkenſtein, ein Mann von vortrefflichem Karakter und großer Vorliebe für den Militärſtand, bildete (1702) in Wilhelm den ordnungsliebenden Krieger aus. Als ſolcher nahm er an den damaligen Kriegsereigniſſen lebhaften Antheil; er wohnte der Schlacht bei Malplaquet bei, und kehrte nach der Einnahme von Mörs, mit trefflichen Kriegskenntniſſen bereichert, mit dem Ruhme eines tapfern Kriegers nach Berlin zurück. Als Kronprinz feierte er ſeine Vermählung mit der hannöv. Prinzeſſin Sophia Dorothea (1706). Seinen Regierungsantritt (Febr. 1713) eröffnete er mit einer ſparſamen Staats-Oekonomie, einer verbeſſerten Finanz-Organiſation und einer Beſchränkung des Luxus. Durch die Beſchlüſſe des Utrechter Friedens (11. April 1713) wurde nicht ſowohl von Spanien, als auch von Frankreich, nicht nur die preußiſche Königswürde, als eine legitime, und ſeine Souveränität über Neufchatel und Valengin anerkannt, ſondern er blieb auch im Beſitze desjenigen, was ſein Vater vom Oberquartier Geldern früher der Krone Preußens zugewandt hatte, wogegen er alle ſeine Rechte auf das Fürſtenthum Orange und ſeine Anſprüche auf die oraniſche Verlaſſenſchaft und Burgund an Frankreich abtrat. Auch nahm er noch in demſelben Jahre die durch Abſterben des letzten Grafen erledigte Grafſchaft Limburg (1694) in Beſitz, gemäß der Anwartſchaft, die ſein Vater früher darauf erhalten hatte. Als im Laufe des nordiſchen Krieges, welcher an den brandenburgiſchen Staaten wüthete, der ſchwediſche General Steinbock durch die Ruſſen und Sachſen zur Kapitulation der holſteiniſchen Feſtung Tönningen war gezwungen worden, und die Ruſſen und Schweden Mienen zur Beſetzung Schwediſch-Pommerns machten, ſo ſchloſſen, um dieſes zu verhindern, der Herzog Adminiſtrator von Holſtein, und der General Welling,

Statthalter in Pommern (Juni 1713), mit Friedrich Wilhelm I. einen Sequeſtrationsvertrag über Stettin und Wismar. Kaum war aber Carl XII. aus der Türkei, wo er vergeblich um Hülfe nachgeſucht hatte, nach Stralſund (22. Nov. 1714) zurückgekehrt, als er auf der Stelle jenen ohne ſein Vorwiſſen abgeſchloſſenen Sequeſtrationsvergleich zu vernichten beſchloß, unter ſcharfen Drohungen Stettin zurückfoderte, und die Wiederbezahlung der 400.000 Thaler ſtandhaft verweigerte, welche der König als Vergütung für die Ruſſen und Sachſen entrichtet hatte. Nach mehreren gütlichen Vorſtellungen, welche von dieſem hartnäckigen Monarchen nur mit der Einnahme der Inſel Uſedom und der Gefangenſchaft der daſigen Sequeſtrationsvölker beantwortet wurden, ſchloß Friedrich Wilhelm I. mit Dänemark, Polen und Rußland (1715) ein Bündniß, und erklärte ihm durch ein Manifeſt öffentlich den Krieg. Mit dieſen Verbündeten nahm der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, an der Spitze eines 20.000 Mann ſtarken preußiſchen Heeres, die Inſel Rügen und die Feſtung Stralſund, wo Carl nur mit gefahrvoller Mühe des Nachts durch die Flucht der Gefangenſchaft (1715) entging. Der Tod Carls XII. machte dieſem Krieg ein Ende, worauf im Jahre 1720 (21. Febr.) der Friede mit Preußen und Stockholm abgeſchloſſen wurde, nach welchem Friedrich Wilhelm an Schweden 2 Millionen Thaler zahlte, und dafür Stettin und denjenigen Diſtrikt, welcher zwiſchen der Peene und Oder liegt, nebſt der Inſel Uſedom und Wollin als Entſchädigung erhielt. Von dem zwiſchen England, Holland und Preußen zu Hannover errichteten Bündniſſe, worin beide Mächte des Königs Anſprüche auf Jülich und Bergen zu ſchützen verſprachen, und wogegen Oeſterreich, Spanien und Rußland zu Wien ein Bündniß abſchloſſen, wurde er nicht ſowohl durch eine gewiſſe Kälte, welche mit der Thronbeſteigung Georgs II. von England immer mehr wuchs, als vielmehr durch den Grafen von Seckendorf, damaligen öſterreichiſchen Geſandten, durch glänzende Verſprechungen ab, und in das Intereſſe des öſterreich. Hofes gezogen. Friedrich Wilhelm ſchloß deßhalb mit Carl VI. zu Wuſterhauſen (12. Okt. 1726) einen Traktat, in welchem er ſich zur Aufrechthaltung der neuen öſterr. Erbfolge, der pragmatiſchen Sanktion, verbindlich machte, dem Kaiſer im Nothfalle Unterſtützung zuſagte, und von dieſem dagegen die Zuſage aller Hülfe zum Beſitze von Jülich und Berg erhielt. Der Tod des polniſchen Königs, Auguſts II., unterbrach die Ruhe auf's Neue. Indem ſich 3 Kronbewerber zur polniſchen Königswürde meldeten, und alle mächtigen Anhang und Unterſtützungen fanden, ſo begann der polniſche Erbfolgekrieg (1733). Stanislaus Lescinsky, deſſen einzige Tochter an König Ludwig XV. vermählt war, und der faſt allgemein zum Regenten begehrt wurde, fand an Frankreich eine mächtige Stütze. Der zweite Bewerber, der portugieſiſche Prinz Emanuel, wurde bald außer Acht gelaſſen. Der dritte Prätendent, der Sohn des verſtorbenenen Königs Auguſt II., Churfürſt von Sachſen, wußte, indem er den Erbfolgerechten auf Oeſterreich entſagte, und die pragmatiſche Sanktion anerkannte, Oeſterreich und Rußland in ſein Intereſſe zu ziehen. Stanislaus ſah ſich zur Flucht genöthigt, und obſchon er bei Friedrich Wilhelm in Königsberg eine, ſeiner Würde gebührende Aufnahme fand, und ſich dieſer darüber von den Höfen, welche für den Churfürſten von Sachſen das Schwert zogen, ſo leiſtete dennoch der König von Preußen Oeſterreich gegen die Waffen Ludwigs XV., Spanien und Sardinien kräftige Hülfe. 10.000 Mann Preußen ſtießen unter dem Befehl des General-Lieutenants von Röder zur kaiſerlichen Armee am Rheinſtrom, über welche der damals ſchon ſehr bejahrte Prinz Eugen (1734) den Oberbefehl erhalten hatte. Friedrich Wilhelm traf ſelbſt in Begleitung ſeines Kronprinzen, nachherigen Friedrichs des Einzigen, bei dem alliirten Heere ein, welches aber keine glänzenden Thaten verrichtete, da der alte Prinz Eugen aus allzugroßer Vorſicht, und

Digitized by Google

aus Furcht, ſeinen kriegeriſchen Lorbeer entblättert zu ſehen, nichts Bedeutendes gegen die Franzoſen unternahm, bis der Frieden zu Wien (3. Okt. 1735) dieſem fruchtloſen Streite ein Ziel ſetzte. Friedrich Wilhelm I. war ein trefflicher Staatswirth. Den inländiſchen Woll-Manufakturen half er durch zweckdienliche Statuten auf; führte in der ganzen Mark Brandenburg nach berliniſchem Fuße einerlei Elle, Maaß und Gewicht ein; regulirte die unter der Regierung ſeines Vaters in Verfall gerathene Finanzen und Domänen, nahm mit dem Juſtizweſen weſentliche und wohlthätige Reformen vor; errichtete (1714) das in Europa ſo berühmte Leibregiment, nachher Garde genannt, welches einem Vereine von Rieſen glich, und in der Folgezeit Muſter für die ganze preußiſche Armee ward; ſtellte mehrere beſchwerliche Lehnsverpflichtungen ab; ließ Memel, Weſer, Magdeburg und Stettin durch Wallrawe (1716) befeſtigen; legte den Grund zur Ritterakademie (1716), und errichtete eine Cadettenſchule, mit welcher er die aus Magdeburg und Colberg vereinigte. Er ſtiftete (1722) das große Waiſenhaus zu Potsdam; das Collegium-Medico-Chirurgicum war ſeine verdienſtvolle Stiftung; das Collegium-Medicum erhielt eine erweiterte Gewalt und verbeſſerte Einrichtung, und, um tüchtige Aerzte und Wundärzte heranzubilden, und unbemittelten Kranken Unterhalt und Pflege zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit zu verſchaffen, verwandelte er ein Spinnhaus in ein Krankenhaus (1727); die ſogenannte Charité, welches er mit einem anſehnlichen Kapitale ausſtattete; das Findelhaus, zum Beſten verlaſſener Kinder, verdankt ebenfalls ſeine Entſtehung dieſem für das Wohl ſeiner Unterthanen ſo thätigen König. Sein Soldatenweſen war mehr Befriedigung einer Liebhaberei; aber ein ſtehendes Heer war auch Hauptſache in der preußiſchen Monarchie. Freilich führte der Grundſatz, eine größere Armee haben zu wollen, als die Bevölkerung des Landes liefern konnte, zum Syſtem der fremden Werbungen und aller damit verbundenen Gräuel, und der entſetzliche Zwang konnte den Stand des gemeinen Kriegers weder geachtet machen; aber dem Staate war eine gewaltige Macht gegeben, die der große Friedrich mit echtem Geiſte beſeelend durchdrang. Durch dieſe ſtete Aufmerkſamkeit auf die wahren Quellen der Macht, Gold und Eiſen, oder Waffen und Schatz, war König Friedrich Wilhelm I. bei Weitem der mächtigſte Reichsfürſt; ein Heer von Verſtand; gerecht, ſo lange ſein Spielwerkzeug nicht angegriffen ward; in Anordnung der Verwaltung ſo vortrefflich, daß Haupteinrichtungen, die er traf, bis auf uns geblieben ſind. Hunderttauſend Mann hinterließ er, nach langem Frieden disciplinirt, wie alte Krieger, und einen Schatz vieler Millionen, zu Benutzung vortheilhafter Umſtände. Dieſer harte Mann gab eine vortreffliche Criminalordnung; dieſer, der reformirten Glaubensform blindlings ergebene Fürſt gab freie Religionsübung auch griechiſchen und türkiſchen Soldaten. Nie war ein Mann für eine Sache mit ſtandhafterem Willen; nie hat ein Fürſt wahre Macht vom Scheine beſſer unterſchieden. Dieſer Friedrich Wilhelm, der kein Vergnügen genoß, als täglich mit Offiziers, die er ſchätzte, Tabak zu rauchen, und der ſeinem Sohne Ohrfeigen gab, weil er ſich ſilberner Gabeln bediente, ſtellte eine ſultaniſche Pracht dar, wenn der polniſche König, der galante, prachtliebende Churfürſt Friedrich Auguſt von Sachſen, ihn beſuchte. Der 31. Mai 1745 war der letzte Tag ſeines Lebens, an welchem er mit der Ruhe eines unverzagten Weiſen in einem Alter von 52 Jahren ſtarb. Außer ſeinem Nachfolger Friedrich II. hinterließ er noch drei Prinzen: Auguſt Wilhelm, Vater des Königs Friedrich Wilhelm II. (geb. 1722, † 1758); Heinrich (geb. 1726, † 1802); Ferdinand (geb. 1730, † 1813), und fünf Prinzeſſinnen. „Wenn es wahr iſt," ſagt Friedrich von ihm, „daß man den Schatten der Eiche die Kraft der Eichel verdankt, aus welchem ſie erwuchs; ſo wird die Welt eingeſtehen, daß man

Digitized by Google

in dem arbeitſamen Leben dieſes Fürſten und in ſeinen weiſen Anordnungen die Quelle des Glücks ſuchen muß, deſſen das Königshaus ſich noch jetzt erfreut."

Friedrich II., König von Preußen, von ſeinen Zeitgenoſſen der Einzige genannt, einer von den ſeltenen Männern, deren in jedem Jahrtauſende nur Einige erſcheinen, der dritte Prinz des königlichen Paares, Friedrich Wilhelms I. und der Sophia Dorothea, Tochter des Churfürſten Georg Ludwig von Braunſchweig, war am 24. Januar 1712 geboren. Friedrich wurde von ſeinem erhabenen Vater bloß zum Krieger herangebildet. Dem Drucke einer ſolchen ſtrengen Erziehung verdankte er jene nie zu erſchütternde Körpergeſundheit; jene Liebe zur pünktlichſten Ordnung; den Haß gegen verweichlichende Vergnügungen und gegen eine unthätige Lebensweiſe, welche ſein nachheriges thatenreiches Leben ſo rühmlich auszeichnen. Dem aufmerkſamen Beobachter kann es hierbei nicht entgehen, wie herrlich ſein hoher Geiſt von der Natur müſſe begabt geweſen ſeyn, da keine Einſchränkung ſeiner despotiſchen Erziehung im Stande war, den erhabenen Flug dieſes kühnen Geiſtes und ſeinen heißen Drang nach wiſſenſchaftlicher Bildung, zu feſſeln oder zu erſticken. Seine erſte Erziehung erhielt er von der geiſtreichen, franzöſiſchen Dame Marthe du Vial de Rocoulle, der Wittwe eines Obriſten, welche ihm jene Vorliebe für die franzöſiſchen Geiſteswerke einhauchte, und durch öftere Wiederholung dieſer vortrefflichen Muſter des Prinzen Geſchmack ſo ſorgſam ausbildete, daß er in der Folge ein eben ſo vortrefflicher Dichter als Geſchichtſchreiber werden konnte. Der Graf von Finkenſtein, ein unter den Waffen ergrauter Krieger, wurde nebſt drei andern verdienſtvollen Offizieren vom Jahre 1718 an, der Führer des Prinzen, und ſchon jetzt mußte der, von Natur ſchwächliche königliche Zögling, gleich dem gemeinſten Krieger exerciren, reiten und fechten, und ſogar bei ſtarrender Kälte vor dem Schloſſe ſeines Vaters Schildwache ſtehen. In den ritterlichen Uebungen brachte er es in kurzer Zeit ſo weit, daß er in dieſen Künſten Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung wurde. Unter ſolchen, meiſt militäriſchen Uebungen verſtrich der größte Theil ſeiner Jugendzeit; ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen, der Lektüre franzöſiſcher Schriftſteller, der Dichtkunſt und Muſik, konnte er ſich nur in den wenigen Stunden, die ihm zur Erholung übrig blieben, hingeben. Sein, ſchon in der Entwickelung faſt ſelbſtſtändiges Talent, fühlte bald das Drückende ſeiner Lage, und nicht ſowohl der Ueberdruß an den Feſſeln des militäriſchen Zwanges, als auch die Begierde, Männern, welche er durch ihre Schriften ſchon liebgewonnen, in eigener Perſon ſeine Hochachtung zu bezeugen, feuerten ſeinen emporſtrebenden Geiſt an, alles Möglichezu verſuchen, in der größeren Welt mit der ihm eigenen Selbſtſtändigkeit aufzutreten. Alles, was er jedoch nur erlangen konnte, war, daß er ſeinen königlichen Vater auf kleinen Reiſen in Deutſchland begleiten durfte. So kam er im Jahr 1728 nach Dresden in das berühmte polniſche Luſtlager bei Mühlberg, und zwei Jahre darauf nach Leipzig, Coburg, Bamberg ꝛc. und den Rhein hinab nach Weſel. An dem letztern Orte war es, wo der Prinz im J. 1730 der väterlichen Strenge, mit zwei Offizieren von der Garde, Katt und Keith, durch die Flucht zu ſeinem mütterlichen Oheim, Georg II., nach England entgehen wollte. Außer dieſen Vertrauten ſeines Vorhabens wußte ſeine ihm gleichgeſinnte liebenswürdige Schweſter Friederike um dieſen Plan; allein durch unvorſichtige Aeußerungen Katts wurde das Vorhaben entdeckt, der Prinz auf Befehl des erzürnten Königs arretirt, und auf die Feſtung Cüſtrin gebracht, wo man ihn in ein ſchlechtes Wohnzimmer, anfangs ohne alle Bequemlichkeiten, einkerkerte. Sein Freund Katt büßte für die Mitbetheiligung an dieſem jugendlichen Wagniſſe mit ſeinem Kopfe; nur

Digitized by Google

Keith entging, zeitig genug gewarnt, einem gleichen Schickſale durch die Flucht, und verweilte ſo lange in Holland, England und Portugal, bis ihn die Thronbeſteigung ſeines königlichen Jugendfreundes zur Bekleidung hoher Staatswürden, nach Berlin zurück rief. Da ſich der Prinz durch eine beſondere Neigung durch ſeine königliche Mutter hingezogen fühlte, wodurch ohnehin ſchon eine mißliche Spannung zwiſchen Vater und Sohn entſtanden war, welche der Miniſter v. Grumbkow und der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, aus Staatsintereſſe, zu unterhalten und zu ſteigern ſuchten, ſo ſtand dem Sohne wegen ſeines jugendlichen Fehltrittes ein hartes Schickſal bevor, und da der König die Thronfolge dereinſt auf den jüngern Prinzen, Auguſt Wilhelm, übergehen zu laſſen Willens war, ſo wäre das Schickſal Friedrichs noch härter geweſen, wenn des königlichen Vaters raſchen Entſchlüſſen durch kräftige Verwendung des öſterreichiſchen Geſandten, Grafen von Seckendorf, nicht wäre Einhalt geſchehen. Indeſſen wußte der Prinz dieſe Entfernung vom Hofe, wo es ihm ohnehin nicht gefiel, trefflich zu benutzen. In Cüſtrin hat er alle Gelegenheit, die ungemeinen Talente auszubilden, die bei jener ganz militäriſchen Erziehung eine falſche Richtung würden genommen haben. Hier war es, wo er ſich durch die Lektüre der vorzüglichſten Schriftſteller unterrichtete, und aus dem lehrreichen Umgange mit dem Kammerpräſidenten von Münchow reiche Erfahrungen für ſein zukünftiges Leben ſammelte; hier opferte er, ſo ſehr auch ſein Vater gegen Wiſſenſchaften und Künſte, als den kriegeriſchen Geiſt niederdrückende Beſchäftigungen, eingenommen war, und ſo ſtrenge Verfügungen er auch getroffen hatte, dem Prinzen alle Mittel zur Cultur derſelben zu verſagen, dennoch den ihm ſo holden Muſen. Und ſo kam Friedrich mit ungleich mehr Kenntniſſen bereichert wieder nach Berlin zurück, als er beſeſſen, da er es verließ. Dieſe Zurückkunft wurde (1731) durch die Vermählung ſeiner Schweſter Friederike mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth herbeigeführt. Im darauf folgenden Jahre dachte man auf die Vermählung des zwanzigjährigen Prinzen. Die, wegen ihrer Schönheit und vortrefflichen Eigenſchaften allgemein bewunderte Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig (ſ. d. Art.) ward zu ſeiner Gemahlin auserſehen. Er weigerte ſich nicht, hierin dem Willen ſeines Vaters nachzukommen. Die Vermählung wurde am 12. Juni 1733 zu Salzdahlen vollzogen, und ob er ſich ihr gleich lebenslang entzog, ſo verehrte ſie der große Friedrich in dem Grade, als es ihre Tugenden und die ſeltene Güte ihres Herzens verdienten. Bei dieſer Gelegenheit erhielt der Prinz die Grafſchaft Ruppin zum Leibgedinge. Er wählte anfangs das Städtchen gleiches Namens zu ſeiner Reſidenz, zog aber einige Zeit nachher nach Rheinsberg, und verlebte in dieſem Städtchen, entfernt von dem Geräuſche der Welt, ſeine Tage in jener entzückenden Ruhe, die eine Mutter der kühnſten Gedanken und der erhabenſten Empfindungen iſt, und bildete ſich hier zu dem großen Könige und Helden, wie ihn nachmals die Mit- und Nachwelt bewunderte und anſtaunte. Lange erfreute er ſich indeß dieſer philoſophiſchen Ruhe nicht; denn bei Gelegenheit der polniſchen Erbfolge - Streitigkeiten (1734) berief ihn ſein Vater, der 10.000 Mann zur kaiſerlichen Armee an dem Rhein ſandte, unter das Geräuſch der Waffen. Unter Friedrich Wilhelm und dem großen Eugen (ſ. d. Art.), welcher die Reichsarmee befehligte, ſollte er die Kriegskunſt praktiſch erlernen. Allein dieſer Zweck wurde, durch eine in den erſten Wochen erfolgten Krankheit des Königs, und durch die Altersſchwäche Eugens nicht erreicht. Nach einigen Monaten führte deßhalb der Prinz die väterlichen Truppen nach Frankfurt a. M. zurück, reiſte von da allein nach Anſpach und Baireuth zu ſeinen beiden Schweſtern, und fand bei ſeiner Rückkehr ſeinen Vater zu Potsdam ſehr ſchwach. Er verweilte bei ihm bis

Digitized by Google

zur Wiedergeneſung, beſuchte darauf die Feſtungswerke zu Stettin, und ging dann nach ſeinem geliebten Rheinsberg zurück, von dem er ſich nun bis zu ſeiner Thronbeſteigung, einige kleine Reiſen abgerechnet, nicht mehr trennte. Indem er hier ſeinem regen Geiſt durch Muſik und Dichtkunſt erheiterte, und in der Staatskunde, Politik und Kriegswiſſenſchaft vervollkommnete, genoß er dabei des Umgangs vieler würdigen Männer, unter denen ſich der Ritter Chaſot, der Freiherr von Kaiſerling, der Geheimerath Jordan, der Hofprediger des Champs, der Freiherr von Knobelsdorf, die berühmten Maler Pesne und Buiſſon, die beiden Compoſiteurs Gebrüder Graun, der große Violiniſt Benda, u. A. auszeichneten. Den größten Theil des Tages brachte der Prinz in ſeiner Bibliothek, Mittags aber einige Stunden in der Geſellſchaft dieſer von Witz ſprühenden Männer zu. Nur in auserleſener Kenner Gegenwart hielt er gewöhnlich Abends auf ſeinem Zimmer Concert, wo er ſich zuweilen ſelbſt, als ein Virtuoſe auf der Flöte, mit ſeinem meiſterhaften Spiele vernehmen ließ. Auch eröffnete er von hier aus den Briefwechſel mit den geiſtreichſten Männern ſeiner Zeit, vorzüglich aber mit denen, welche Frankreichs Stolz waren, und von denen er viele nach ſeiner Thronbeſteigung an ſeinen Hof zog. Wer nennt nicht die Algarotti, Graveſande, Maupertuis, Voltaire, Wolf, Fontenelle u. A. mit Ehrfurcht und Dank! Keinen ſchätzte er aber höher, als Voltairen, deſſen Bilder in ſeiner Bibliothek zu Rheinsberg wie ein Palladium aufſtellte. Wolfs Schriften waren um dieſe Zeit der Gegenſtand ſeiner eifrigſten Forſchung, und es ſchmerzte ihn tief, daß Intriguen und Kabalen denſelben zwangen, Halle zu verlaſſen. Das verrufene Fürſtenbuch Machiavells empörte das Herz des Prinzen ſo ſehr, daß er (1740) eine Wiederlegung derſelben unter dem Titel: Antimachiavell drucken ließ, die in kurzem in mehrere Sprachen überſetzt wurde, und die ſtets ein Denkmal ſeines edlen Herzens bleiben wird. Sein königlicher Vater hatte indeß ſchon lange gekränkelt, mit dem Jahre 1740 wurden ſeine Umſtände immer gefährlicher, und in der Nacht vom 26. bis zum 27. Mai wurde der Prinz eiligſt, von ihm ergebenen Freunden, nach Berlin gerufen. Sein, über des Prinzen Ankunft erfreute Vater, verſchied den 31. Mai 1740, und hinterließ ſeinem Sohne nur eine Volksmenge von 2.250.000 Menſchen, die derſelbe aber während ſeiner 46jährigen Regierung auf 6.000.000 ſteigerte, und den preußiſchen Staat auf eine nie geahnte Höhe der Macht und des Glanzes hob. Ganz Europa blickte mit geſpannter Erwartung auf einen erhabenen Fürſtenſohn hin, welcher den Thron ſeiner Väter mit dem feſten Vorſatze beſtieg, Preußen in die Reihe der erſten Mächte Europa's zu ſtellen. Ein Schatz von zwei und ſiebenzig Millionen Thaler und ein gut disciplinirtes Herr von 80.000 Mann, welches ſein Vater wegen der jülichiſchen Erbfolge immer ſchlagfertig gehalten hatte, waren die gewaltige Hebel, womit er ſeine großartigen Unternehmungen, die wohl alle auf die Eroberung Schleſiens gerichtet waren, in's Leben zu rufen gedachte. Der Tod Kaiſer Carl VI., welcher auf ganz Europa den merkwürdigſten Einfluß hatte, eröffnete auch Friedrich II. die Bahn des Ruhmes. In Folge der pragmatiſchen Sanktion, ſollte Maria Thereſia, ſeine einzige Tochter, auch alle ſeine Beſitzungen erben. Friedrich ſuchte bei dieſer Gelegenheit ſeine Anſprüche auf einige Theile von Schleſien, auf die Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, die ſeinen Vorfahren von dem Hauſe Oeſterreich waren vorenthalten worden, geltend zu machen. Um das Ziel ſeiner Wünſche ohne große Aufopferungen zu erlangen, ſchlug er anfangs den friedlichen Weg ein, indem er der Maria Thereſia durch den Grafen von Gotter den Vorſchlag machen ließe, ſie möge ihm nur die Herzogthümer Glogau und Sagan abtreten, dagegen wolle er ihr 2 Mill. Thlr. zahlen, mit einem Heere von 30.000 M. Beiſtand

Digitized by Google

gegen ihre Feinde leiſten, und ihrem Gemahl Franz von Lothringen zur Kaiſerkrone behülflich ſeyn. Erſt nachdem dies Anerbieten ausgeſchlagen ward, eröffnete Friedrich II. den erſten ſchleſiſchen Krieg, welchen er, da ſich Schleſien beinahe ohne alle Vertheidigung, und der Finanzzuſtand des Wiener Hofs nicht in der glänzendſten Verfaſſung befand, unter den glücklichſten Vorzeichen begann. Er rückte mit einer Heeresmaſſe in Schleſien ein (Dez. 1741); Breslau verſtand ſich zu einem Neutralitätsvertrag, Glogau wurde von dem Erbprinzen Leopold von Deſſau genommen, und die Oeſterreicher (10. April 1741) in dem ſo wichtigen Treffen bei Molwitz geſchlagen. Dieſe Schlacht verſchaffte Friedrichen den Beſitz von Schleſien. Der König verband ſich hierauf mit Frankreich, machte die beiden Churfürſten von Baiern und Sachſen zu ſeinen Bundesgenoſſen, und der öſterreichiſche Erbfolgekrieg begann. So wenig die Königin von Ungarn und Böhmen ſich unter ſolchen Umſtänden einen glücklichen Erfolg ihrer Waffen verſprechen konnte, ſetzte ſie doch im darauf folgenden Jahre den Krieg fort, bis ſie auf Zureden ihres einzigen Bundesgenoſſen, Georg II. von England, vorzüglich aber die verlorene Schlacht bei Czaslau (Chotuſitz) (17. Mai 1742) ſie zum Frieden beſtimmte, wozu der König um ſo geneigter war, als ihm die allmählige Erſchöpfung ſeines Schatzes einige Ruhe gebot, und er auch nicht, wie er gewünſcht, bisher von ſeinen Bundesgenoſſen war unterſtützt worden. Durch dieſen, unter Englands Vermittelung (11. Juni) zu Breslau vorbereiteten, am 28. Juli 1742 zu Berlin wirklich abgeſchloſſenen Frieden, erhielt der König ganz Ober- und Niederſchleſien, nebſt der Grafſchaft Glatz; Maria Thereſia behielt bloß einen Theil von Oberſchleſien, Teſchen, Troppau und Jägerndorf, nebſt den mähriſchen Herrſchaften, und Alles, was jenſeits des Oppaſtroms liegt. Zugleich machte ſich Friedrich zur Bezahlung der auf Schleſien haftenden Schuld von 1.700.000 Thalern anheiſchig, verſprach den Katholiken ungeſtörten Genuß ihrer Freiheiten und Rechten, und den Proteſtanten Schutz ihrer Privilegien. England und Rußland verbürgten dieſen Frieden, welchem Sachſen ebenfalls beitrat. Selbſt während deiſes, einen ſo ungeheuren Aufwand erfordernden Krieges, war Friedrich darauf bedacht, den Glanz ſeiner Staaten durch Verſchönerungen mancherlei Art zu vergrößern, den inländiſchen Kunſtfleiß zu befördern, neue Fabriken durch Geldvorſchüſſe zu unterſtützen, Künſtler in ſeine Staaten zu ziehen, und den Umlauf des Geldes durch Induſtrie zu befördern. Waren unter der Regierung ſeines Vaters die Wiſſenſchaften vernachläſſigt worden ſo ſuchte ſie jetzt Friedrich nicht nur dadurch in Aufnahme zu bringen, daß er die unter Friedrich I. geſtiftete Societät der Wiſſenſchaften (1743) wieder, unter dem Namen einer Akademie der Wiſſenſchaften herſtellte, ſondern auch, daß er die berühmteſten Gelehrten des Auslandes nach Berlin berief, und ſie wie Freunde um ſeine königliche Perſon verſammelte. Schleſien hatte ſich ebenſolch trefflichen Einrichtungen zu erfreuen, welche ſich eben ſo ſehr durch ihre Zweckmäßigkeit auszeichneten, als ſie dem neuen Beherrſcher zum höchſten Ruhme gereichten. Das Fürſtenthum Oſtfriesland fiel 1744 nach dem Tode des letzten Fürſten, vermöge einer ſeit 1694 ertheilten, und vom Kaiſer beſtätigten Anwartſchaft auf das Haus Brandenburg zurück, und Friedrich nahm Beſitz davon, ohne die Proteſtation von Seiten Braunſchweigs-Lüneburg zu berückſichtigen. Als im Verfolge des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges die öſterreich. Waffen überall ſiegten, und Kaiſer Carl VII. aus dem Beſitze ſeiner Erbländer vertrieben, Friedrich den Verluſt Schleſiens fürchtete, ſo verband er ſich, nach fruchtlos verſuchter Güte, insgeheim (April 1744) mit Frankreich, ſchloß mit dem Kaiſer, dem Churfürſten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Heſſenkaſſel, zu Frankfurt a. M. (22. Mai 1744) einen Bund, in welchem er ſich

Digitized by Google

für die Unterſtützung, welche er der Sache Carls verſprach den Königgrätzer Kreis von Böhmen ausbedang. Im Auguſtmonat (1744) fiel der König mit 80.000 Mann in Böhmen ein, und eroberte im darauf folgenden Monate Prag, deſſen Einnahme er mit dem Tode des heldenmüthigen Prinzen, Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, erkauft hatte. Indeſſen hatte Prinz Carl von Lothringen die Franzoſen gedrängt, und eilte nun an der Spitze von Oeſterreichern und Sachſen nach Böhmen, und nöthigte den König, ſich im Monat November und December, bei der ungünſtigſten Witterung, aus Böhmen zurückzuziehen. Die Unternehmungen der Preußen in Mähren waren ebenfalls von keinem glücklichen Erfolge. Die Feſtungen Troppau und Jägerndorf mußten die Preußen räumen. Doch dies anſcheinende Glück der öſterr. Waffen war nur von kurzer Dauer. Durch den alten Fürſt Leopold von Deſſau und den General Lehwald, welche den Oberbefehl über das in Schleſien verſammelte Heer führten, wurde der Feind aus Oberſchleſien ſowohl, als aus der Grafſchaft Glatz, dergeſtalt zurückgetrieben, daß mit dem Ende des Monat Mai 1745 das Land von dem Feinde gereinigt war. Der Tod Carls XII. (20. Jan. 1745), mußte auf die Fortdauer des Krieges oder deſſen Endigung, nach den verſchiedenen Geſinnungen der kriegführenden Mächte einen entſcheidenden Einfluß haben, und ein verändertes Intereſſe hervorbringen. Friedrichs Bemühungen waren zunächſt darauf gerichtet, Sachſen von den Verbindungen mit Oeſterreich loszureißen; aber Sachſen war, vermöge eines geheimen Artikels des Traktates von Warſchau (8. Jan. 1745), und durch noch einen beſondern Vertrag (18. Mai 1748) zu genau mit dem Hauſe Oeſterreich gegen Preußen verbunden, als daß an eine Aufhebung dieſer Verhältniſſe zu denken war. Ebenſo fruchtlos waren die Unterhandlungen mit den Engländern, welche der Traktat von Warſchau nebſt den Niederlanden an das Haus Oeſterreich feſſelte. Nicht minder unangenehm, als dieſe fehlgeſchlagenen Verſuche, mußte für Friedrich die Nachricht ſeyn, daß der junge Churfürſt Maximilian Joſeph von Baiern (22. April 1745) in Folge, einer erlittenen Niederlage bei Pfaffenhofen, einen Partikularfrieden mit Maria Thereſia abgeſchloſſen habe, daß ſich Heſſen-Caſſel für neutral erklärte, und die Frankfurter Union ſich auflößte. Unter ſolchen Umſtänden begann die Fortſetzung des Krieges, und die Königin von Ungarn machte ſich ſchon große Hoffnungen zur Wiedereroberung des Herzogthums Schleſiens, als die Schlacht bei Hohenfriedberg ihr auch den letzten Strahl von Hoffnung nahm. Nach dieſer für Friedrich ſo merkwürdigen Feldſchlacht (4. Juni 1745) bei Hohenfriedberg, oder bei Strigau, welche 4000 Mann Oeſterreicher mit ihrem Leben, und 7000 mit dem Verluſte ihrer Freiheit bezahlen mußten, zogen ſich die Oeſterreicher nach Böhmen zurück. Noch deſſelbigen Jahres (30. Septbr.) kam es bei Soor zu einem abermaligen Treffen, aber Friedrichs auserleſene Schaar, ſchlug den überlegenen Feind über alle Erwartung. „Ich verdiente bei Soor geſchlagen zu werden, ſagt Friedrich, wenn es nicht durch die Geſchicklichkeit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen wäre verhindert worden.“ Nach der Schlacht ſchrieb der König an ſeinen Miniſter in Breslau: „Ich habe die Oeſterreicher geſchlagen; habe Gefangene gemacht; ſingt das Te Deum.“ Der König verließ hierauf Böhmen, bezog in Schleſien die Winterquartiere, und kehrte bald darauf nach Berlin zurück. Als er von dem hier anweſenden ſchwediſchen Geſandten die verderblichen Pläne ſeiner Feinde erfuhr, ließ er ſein ſchlagfertiges Heer, unter dem Fürſten von Deſſau, in Sachſen einrücken, und nachdem er dem Könige Auguſt vergeblich Vergleichsvorſchläge hatte antragen laſſen, ſchlug er die Sachſen (15. Dez. 1745) bei Keſſelsdorf. Durch dieſen glorreichen Sieg wurde der

Frieden von Dresden (25. Dez.) herbeigeführt. In Folge dieſes, gleichſam erneuerten Friedens von Breslau, machte ſich Sachſen anheiſchig, 1 Mill. Thaler an Preußen bezahlen, die Stadt Fürſtenberg nebſt dem Dorfe Schidlo und dem Oderzoll an Friedrich gegen eine Vergütung abgetreten, und alle ſächſiſchen Unterthanen proteſtantiſcher Religion nach den Beſchlüſſen des weſtphäliſchen Friedens geſchützt werden ſollten; dahingegen erkannte der König von Preußen Franz I., den Gemahl der Maria Thereſia, als Kaiſer an, ließ ſich die Abtretung Schleſiens von Neuem beſtätigen, und zog hierauf ſeine Truppen aus Sachſen. Auf dieſe Weiſe endete der zweite ſchleſiſche Krieg. Seit dieſer Zeit lebte Friedrich in elf friedlichen Jahren ganz ſeinen Staaten und dem Wohle ſeiner Unterthanen. Dahin gehört ſein rühmliches Beſtreben, das Juſtizweſen in der Art zu verbeſſern, daß die Inſtanzen vermindert, die Prozeſſe verkürzt, und jedem Bürger, ſo ſchnell als möglich Hülfe, durch geſetzmäßige Entſcheidung ſeiner Streitſache, geleiſtet wurde. Er legte hierdurch, unter kräftiger Mitwirkung des Großkanzlers von Cocceji und des Staatsminiſters von Carmer (ſ. dieſe Art.), den Grund zu jenem Allgemeinen Landrechte für die preußiſchen Staaten, welches unter der Regierung ſeines großen Nachfolgers in's Leben trat. Den größten Theil der Landeseinkünfte wandte er dem allgemeinen Beſten zu. Die moraſtigen Gegenden längſt der Oder, von Swinmünde bis Küſtrin; von Küſtrin bis Winzen; von Schwedt bis jenſeits Stettin austrocknen, und bevölkerte dieſe urbar gemachte Gegend mit Coloniſten, denen er Abgabe Freiheit und Vorſchüſſe allerlei Art bewilligte. Durch zweckmäßige Finanzeinrichtungen wurden die Kroneinkünfte um 1.200.000 Thaler geſteigert, ohne daß der Einzelne dieſe Erhöhung durch beſondere Auflagen empfunden hätte. Die Städte ſeiner Provinzen wurden theils verſchönert, theils vergrößert, und die Feſtungen in einen trefflichen Stand geſetzt. 1746 war der Bau ſeines Schloſſes zu Sansſouci vollendet, wo der hochherzige König in geräuſchloſem Privatleben faſt zu vergeſſen ſchien, daß er Beherrſcher einer großen Monarchie ſey. Man muß hier in ſeinem Sansſouci geweſen ſeyn, ſeinem Reſidenzſchloſſe, das, wie wenige gelegen und eingerichtet iſt; man muß in dieſen mit vaterländiſchen Erzeugniſſen geſchmückten Gemächern, in dem kleinen Bücher- und Arbeitszimmer, von wo er hier das Bild der Gerechtigkeit, dort eine von ihm geſchaffene Flur mit dem Strome und der Schiffe wehende Segel ſah; man muß auf jenen Teraſſen, in jenen Laubgängen, in jenem Bilderſaale, und allen den heimlichen Lieblingsplätzen des großen und guten Königs geweſen ſeyn, um ganz zu ermeſſen, wie er im Stillen lebte, und ohne Unterlaß ſchuf und wirkte. Wie er dort, im Allerheiligſten ſeines Genius, umgeben von alten Griechen und Römern, dieſen ſtummen Lehrern der Welt, umgeben von geiſtreichen Ausländern nie aufhörte, ſich durch Geſchichte und Philoſophie zu bilden, wie in dieſer geräuſchloſen Werkſtätte, durch den heilſamen Wechſel von Arbeit und Einſamkeit, Blitze in ſeine Seele fielen, die nachmals als wohlthätige Strahlen über ſein ganzes Preußen, ja über ganz Europa leuchteten! Hier ſchrieb er ſeine Mémoires de Brandebourg, welche von anhaltendem Fleiße, tiefem Studium und eindringender Kraft des Geiſtes zeugen; ſein treffliches Gedicht: „über die Kriegskunſt," und andere poetiſche und proſaiſche Aufſätze. Indeſſen fühlte die Kaiſerin Maria Thereſia den Verluſt der Provinz Schleſien mit jedem Jahre immer ſchmerzlicher. Sie ſchloß daher insgeheime mit Rußland, Sachſen und Polen einen Bund, der auf die Vernichtung des Anſehens Friedrichs oder des Schiedsrichters von Europa, wie ihn der Cardinal Fleury mit bittrer Empfindung nannte, abzielte. Dieſer verderbliche Plan wurde aber noch frühe genug durch den ſächſiſchen Kanzleiſekretär Menzel, welcher dem in Dresden befindlichen preußiſchen Geſandten

von Malzahn, die Originale der geheimen Depeſche zur Abſchrift übergab, verrathen, und Friedrich gewann dadurch Zeit ſich mit dem Könige Georg II. von England zu verbinden, und alle Maßregeln zur Vereitelung der Pläne ſeiner Feinde zu ergreifen. Durch einen Einfall mit einem 60.000 Mann ſtarken Heere in Sachſen (24. Auguſt 1756) eröffnete er den ſiebenjährigen oder den dritten ſchleſiſchen Krieg. Dieſer ſiebenjährige Krieg (ſ. d. A.) Friedrichs iſt der lehrreichſte für den Taktiker, der erhabenſte für den Menſchenbeobachter. Welche Kräfte erhoben ſich gegen ihn, der allein da ſtand, wie einig waren die Mächte ſchon über die Theilung ſeines Staates geworden! Oeſterreich, Rußland, Frankreich, Sachſen, das deutſche Reich und Schweden, ſie alle rüſteten, und zogen gegen Friedrich, ſiebenmal hunderttauſend gegen zweimal hundert und ſechszigtauſend Mann, und konnten ihn nicht überwinden. Mitten zwiſchen ihnen Allen, mitten zwiſchen dem Reichthum und Hülfsquellen dieſer Länder lag ſein Staat, preisgegeben jedem Angriff, mit Hülfsquellen, die bald erſchöpft werden konnten. Aber Friedrich verlor den Muth, verlor den Blick nicht, Schleſien und Sachſen zu behaupten, den Kern ſeiner Länder zu decken, das war ſein Hauptaugenmerk. Zum Glück für ihn faßte Frankreich den Entſchluß England in Hannover zu bekriegen, und ſo konnte Herzog Ferdinand, Friedrichs würdiger Zögling, fortdauernd die eine Flanke ſeiner militäriſchen Operationen decken. Im Gefecht wider die meiſt wohlangeführten Heere von Oeſterreich, wider die Franzoſen, wider die unerſchütterliche Beharrlichkeit der Ruſſen, wider Deutſche und Schweden, die die Zahl ſeiner Feinde immer vermehrten, und ihn bisweilen durch Zerſtreuung ſeiner Kräfte in Verlegenheit brachten, floh Friedrich, gleich bereit zu Sieg oder Tod, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld. Er entwaffnete die Sachſen bei Pirna, beſiegte Browne bei Lowoſitz, bei Prag einen übermächtigen wohlpoſtirten Feind, büßte die Blüthe ſeiner Truppen bei Collin (ſ. d. Art.) ein, verlor die Schlacht bei Planian, verlor Deſſau, Schwerin, Winterfeld, den Kern der mit ihm aufgewachſenen Krieger, aber eilte, unerſchrocken, mit dem Muthe und Sinne eines alten Heroen, nach Sachſen zurück, ſchlug die Franzoſen bei Roßbach, ſprengte die Heere, flog nach Schleſien, und erhielt vier Wochen nach der Schlacht bei Roßbach über Prinz Carl von Lothringen den weit größern Sieg bei Liſſa. Die Ruſſen unter Apparin ſchlugen zwar bei Groß-Jägerndorf den General Lehwald, und nahmen das Königreich Preußen in Beſitz; aber weder dies, noch die große Niederlage bei Kunersdorf, die Gefahr bei Hochkirchen, der Verluſt bei Maxen, nichts vermochte Friedrich zu erſchüttern, der nach jedem Verluſte nur ſtärker zu ſeyn ſchien, und es auch war, weil er aus jedem lernte, die üblen Folgen eines Jeden verbarg und verſchmerzte, niemals ganz erlag, und endlich durch das Treffen bei Liegnitz, durch die blutige Schlacht bei Torgau, Sachſen und Schleſien behauptete. Die Eroberung von Schweidnitz benahm endlich Oeſterreich alle Hoffnung, und ſofort ſchloß Friedrich den glorreichen Hubertsburger Frieden (15. Febr. 1763), welchem der Breslauer (1742) und der Dresdener (1745) zur Grundlage dienten, ohne einen Fußbreit Landes verloren zu haben. Auf dieſe Weiſe blieben Oeſterreich und Preußen die beiden erſten Continentalmächte. Friedrichs nächſte Sorge nach dieſem Frieden, nach welchem Deutſchland ſich einer faſt dreißigjährigen Ruhe zu erfreuen hatte, war die Wiederherſtellung ſeines Heeres, damit kein Feind hoffen dürfe, vom plötzlichen Wiederanfange eines Krieges Gewinn zu ziehen. Um Vieles wohlthätiger und dauernder wirkend war Friedrichs Sorge für das Wiederaufleben ſeines zertretenen Landes, welche ihm ein unverwelkliches Blatt in ſeinen Lorbeerkranz flocht. Das Korn, welches ſchon zum nächſten Feldzuge aufgekauft war, wurde den am meiſten verarmten Landleuten als Saatkorn geſchenkt, und die überflüſſigen Pferde

Digitized by Google

unter ſie vertheilt. In Schleſien wurden die Abgaben auf 6 Monate, in Pommern und der Neumark, wo die Ruſſen Vieles zerſtört hatten, auf 2 Jahre erlaſſen. Ja, der König ſchenkte zur Aufhelfung des Ackerbaues und der Gewerbe noch baare Geldſummen, nach der Größe des Bedürfniſſes, und dieſe Geſchenke betragen in den 24 Jahren ſeiner Regierung nach dem Hubertsburger Frieden über 24 Million Thaler. Gemäß ſeines herrlichen Grundſatzes, daß ſein Schatz nicht ihm, ſondern dem Staate gehöre, durch welchen er zuſammengebracht worden ſey, legte er den Grund zu einem Creditſyſteme für den Adel in Schleſien, Pommern und in den Marken, wodurch der Preis der Güter erhöht und der Zinsfuß erniedrigt wurde. Durch die ihm eigene große Sparſamkeit war es ihm möglich, die (1764) von ihm geſtiftete Berliner Bank, mit 8 Millionen Fonds zu verſehen. Die von ihm unternommene Organiſation (1766) der Acciſe nach franzöſiſchem Fuße, wurde lebhaft angefochten. Um ſich aber auch gegen jeden Ueberfall eines hinterliſtigen Nachbars zu decken, ſtellte er ſeine Kriegsmacht in einen ſolchen Stand, daß es kein ſchlecht verſöhnter Feind wagen durfte, ſeine kaum erkämpfte Ruhe plötzlich wieder zu ſtören. Er erhöhte ſeine Armee bis auf 111.000 Mann, und nach Erlangung Weſtpreußens bis zu 200.000 Streitern. Die Ritterakademie (école militaire) zu Berlin, ließ er (1766) errichten, und die Feſtung Silberg, und der Bromberger Kanal wurden (1774) unter ihm vollendet. So wenig ſich Friedrich auch um die deutſche Literatur bekümmerte, ſo ſehr lag ihm doch an der zweckmäßigen Einrichtung aller Bildungsanſtalten, Gymnaſien, Stadt- und Landſchulen. Friedrichs politiſche Laufbahn war indeß noch nicht geſchloſſen. Im März (31. 1764) ſchloß er mit der Kaiſerin Catharina II. ein Schutz- und Trutzbündniß auf 8 Jahre, worin er die Wahl eines neuen Königs in der Perſon des Grafen Stanislaus Auguſtus Poniatowsky zu fördern verſprach. Beide Mächte verbürgten darin einander ihre Staaten, und gelobten den polniſchen Diſſidenten (Nichtkatholiken) Beiſtand gegen die herrſchende (katholiſche) Kirche. Um ſeinem Staate mehr Zuſammenhang und Runde zu geben, entwarf Friedrich den Plan zur Theilung Polens, vereinigte ſich mit Rußland, und ſchloß (am 17. Febr. 1773) mit dieſem Nachbarſtaate den förmlichen Theilungstraktat, dem auch Oeſterreich beitrat, ab. Friedrich erhielt, mit Ausſchluß von Danzig und Thorn, ganz Polniſch-Preußen, das nachher Weſtpreußen genannt wurde, und den Diſtrikt von Großpolen bis an die Netze. Die Provinz wurde nun wie die übrigen brandenburgiſchen Länder regulirt. Zu Marienwerder wurde eine Kriegs- und Domänenkammer niedergeſetzt, und die Feſtung Graudenz angelegt. Mit dem Tode (30. Decbr. 1777) Maximilian Joſeph's, Churfürſten v. Baiern, wurde der Frieden von Deutſchland von Neuem unterbrochen, und Friedrich noch einmal am Ende ſeiner glorreichen Laufbahn gezwungen, wider das Haus Oeſterreich zum vierten Male die Waffen zu ergreifen. Carl Theodor, der ein unbezweifeltes Recht auf die Erbfolge in Baiern hatte, nahm Baiern und die Oberpfalz ſogleich in Beſitz. Allein Maria Thereſia ließ durch ihren Sohn, den Kaiſer Joſeph, ganz Niederbaiern nebſt einem Theil von Oberbaiern mit Truppen beſetzen, und brachte den überraſchten Churfürſten dahin, mit dem öſterreichiſchen Hauſe einen Vertrag zu ſchließen (3. Jan. 1778), kraft deſſen er an ſie die Herrſchaft Mindelheim, und von Ober- und Niederbaiern und der Oberpfalz, und Alles dasjenige, was ehemals die mit Herzog Johann 1425 erloſchene baieriſche ſtraubingiſche Linie von der Krone Böhmen zu Lehn gelegen, in Beſitz nahm. Dieſem Vergleich widerſprach nicht nur der regierende Herzog von Zweibrücken, als nächſter Erbe, ſondern auch Friedrich Auguſt Churfürſt von Sachſen, dem ſeine Mutter, die verwittwete Churfürſtin von Sachſen, Marie Antonie, als alleinige Nachfolgerin in die ge-

Digitized by Google

ſammte baierſche Allodial-Erbſchaft, bereits 1776 ihre Rechte abgetreten hatte. Friedrich II., deſſen Hülfe dieſe Fürſten zur Ausführung ihrer gerechten Forderungen ſich erbaten, und dem überhaupt daran gelegen ſeyn mußte, daß Oeſterreich durch Länderzuwachs das Gleichgewicht nicht geſtört werde, trat deßhalb mit dem Wiener Hofe in Unterhandlung, indem er dieſen Schritt, als den Grundgeſetzen des deutſchen Reichs zuwiderlaufend, laut mißbilligt. Als aber Oeſterreich ſeine gütlichen Vorſchläge verſchmähte, verſicherte er ſich der Neutralität Frankreichs, und eröffnete im Bunde mit Sachſen den baieriſchen Erbfolgekrieg (6. Juli 1778). Mit zwei großen Hauptarmeen rückte er in Böhmen ein, und warf die öſterreichiſchen Truppen aus Rumburg und Gabel. Das feindliche Hauptheer, aus 100.000 Mann beſtehend, hatte ſich unter der Anführung des jungen, nach Kriegsruhm durſtenden Kaiſers, hinter der Elbe von Königingrätz bis Elenau unüberſteigliche Verſchanzungen angelegt, von welcher Stellung ſie jede Schlacht zu vermeiden ſuchten. Der Winter verſtrich unter kleinen, nichts entſcheidenden, mit abwechſelndem Glücke geführten Treffen. Als aber die Kaiſerin Catharina erklärte, daß ſie mit Preußen gemeinſchaftliche Sache machen werde, da entſchloß ſich Maria Thereſia zu einem Waffenſtillſtande und zum Frieden von Teſchen (13. Mai 1779). Der König leiſtete auf den Erſatz der Kriegskoſten großmüthig Verzicht; Oeſterreich mußte ihm aber das Verſprechen ablegen, ſich der Vereinigung der fränkiſchen Fürſtenthümer Anspach und Baireuth mit dem brandenburgiſchen Churhauſe im Erledigungsfalle nicht widerſetzen zu wollen, und alle bisher zwiſchen Böhmen und Oeſterreich beſtandene Lehnsverbindlichkeiten aufzuheben. Noch in demſelben Jahre fiel ihm durch das Ableben der Grafen von Mansfeld, der unter magdeburgiſcher Hoheit ſtehende Antheil der Grafſchaft Mansfeld zu. Durch die Abſicht des Kaiſers Joſephs II., die entferntern, öſterreichiſchen Niederlande unter dem Titel eines Königreichs von Burgund an Baiern abzutreten, und dafür Baiern und die Oberpfalz in Beſitz zu nehmen, bewog Friedrich II., zur Abſchließung des bekannten deutſchen Fürſtenbundes (23. Juli 1775), zum letzten verdienſtvollen Werke, womit er die lange Reihe ſeiner Thaten in dem Augenblicke krönte, wo die Sonne ſeines Lebens ſank. Von einer unheilbaren Waſſerſucht befallen, ſtarb er am 17. Auguſt 1786 auf ſeinem Reſidenzſchloſſe zu Sansſouci, im 75ſten Jahre ſeines Alters und im 47ſten ſeiner unvergeßlichen Regierung, tauſend ſegnende Stimmen geleiteten den Seligen in das Land der Schatten, von wo Keiner wiederkehrt. Seinem Nachfolger hinterließ er einen blühenden kraftvollen Staat von beinahe 3600 □Meilen, mehr als 6 Millionen Bewohner, und mehr als 28 Millionen Thaler Einkünfte, welcher über 200.000 Krieger unterhalten konnte. Dieſer Friedrich, ſagt Hans Dippold (Skizzen der allgemeinen Geſchichte II. Band, Seite 271), dem die Geſchichte den Namen des Großen gegeben, Er, den ſeine Unterthanen voll der wärmſten, dankbarſten Regung, im Zuge des Herzens den Einzigen genannt, bei deſſen Hintritt ſich jedes preußiſche Auge mit heißen Thränen füllte, bei deſſen Todesnachricht ſelbſt jedes gebildeten Fremdlings Auge naß ward, dieſer Friedrich beweiſt, wie kein Andrer, welch' eine Allſeitigkeit und Liebenswürdigkeit des Geiſtes ein deutſcher Fürſt und Held auf allen Wegen zu entfalten fähig ſey! Blickt hin auf die Alexander, die Trajane, die Heinrichs, die Ludwigs. Groß waren ſie Alle, jeder auf andre Weiſe. Aber in Keinem war die Weisheit des Königs, die Kraft und Kunſt des Feldherrn, die Strenge des Richters, die Milde und Liebe des Vaters ſeiner Unterthanen, die Popularität traulicher Begegnung, der Ernſt der Freundſchaft, die Gunſt und Liebe der Muſen, der Gelehrte, der Künſtler, der Philoſoph ſo vollkommen vereint, wie in dem Einzigen Friedrich! — Wenn der narben-

bedeckte, eisgraue Grenadier, der in der Glorie der Lorbeeren von Hohenfriedberg, von Liſſa, von Liegnitz, in dem Schrecken von Kollin, an dem Abend von Kunersdorf, mit und unter Ihm geſtritten, oder auch nur bei friedlicher Muſterung als Flügelmann von der Stiefelſpitze ſeines vorbeireitenden Königs geſtreift worden war, und nie ein andres Wort, als: „Vorwärts!“ aus ſeinem Munde vernommen hatte, wenn dieſer, am Abende ſeines Lebens, beim Namen Friedrich noch von der Krücke auffuhr, und mit Jünglingsglut alle die Augenblicke ſchilderte, wo er ſeinen geliebten Fritz geſehen und ihn vor Freuden faſt angeweint hatte, dann fühlt man, daß Eins in Friedrichs Weſen lag, was nur deutſche Fürſten und Helden in ſo reichem Maaße haben können, das Gemüth. — Dann begreift man, wie Vieles der künftige Geſchichtſchreiber Friedrichs aufbieten müſſe, wenn er ihn ſo zeigen will, daß Alle, die das große durchdringende Herrſcherauge ſahen, die die feſſelnden Worte ſeines Mundes hörten, die der Blitz ſeines Geiſtes traf und entflammte, erkennen und ſagen müſſen: „Dies iſt Friedrich! So war Er!“ Das iſt die Alles feſſelnde Kraft des Genies, die Jeden, wider Willen, ergreift, erwärmt, begeiſtert und beherrſcht! — Friedrich unterſcheidet ſich von der Schaar der gemeinen Eroberer durch den beſtimmten Zweck, den er ſich gleich anfangs vorſetzte. Er wollte nichts, als die Eroberung Schleſiens, und legte die Waffen nieder, als er dieſes gewonnen hatte; die Palme des Friedens ſchmückte ihn und ſeinen Staat nun eben ſo wohl, als ihm der blutige Lorbeer des Kriegs geſtanden hatte. Denn überall zeigte Friedrich das, was die beſten Deutſchen karakteriſirt, das weiſe Maaß, welches um ſo mehr Ehrfurcht gebietet, als es aus freier Wahl, durch die verſtändige Berechnung möglicher Kräfte, entſtanden iſt. Dieſe Klarheit beſaß Friedrich in Allem, was er dachte und that. Die Pflicht eines Königs in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Würde: das war die Idee, welche ſein ganzes Leben beherrſchte, ſeiner Seele Mittelpunkt. Er wollte einen Staat bilden, der, ſo lange ſein Geiſt in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den beſten Menſchen vertrauungsvolle Theilnahme einflößte. Und welche Schickſale dieſes unglücklichen Staates auch von uns erlebt worden ſeyn mögen, iſt Vaterlandsliebe doch noch immer ein hervorſtechender Zug im preußiſchen Karakter, den künftigen Zeiten wohl nur veredeln können. Jegliches wußte er, der große König, zu ſchätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben ſich, und indeſſen er ſich über manchen Herrſcher ſcherzhaft äußerte, und ihren Untergang faſt voraus ſah, bemühte er ſich um Voltaire's Freundſchaft, und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben. Seine ſelbſtſtändige Größe ertrug freie Wahrheit: er war offen, wie weit der Regent es ſeyn kann, und liebte Offenheit und Freimüthigkeit auch an dem Geringſten des Volks. Daher er freimüthige Aeußerungen über ihn ſelbſt, ja Spottgedichte oder Spottbilder, womit Uebelgeſinnte ſeine Größe beſchmitzen wollten, niemals fürchtete, ja mehrmals, wie bekannt iſt, verbreiten, unter andern ein Spottbild an einer Straßenecke, das zu hoch hing, tiefer hängen ließ, um es den Vorübergehenden genießbarer zu machen. Das Geheimniß, ſich immer ſeiner ſelbſt würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu ſeyn, lag in der Art, wie er ſeine Zeit eintheilte und benutzte. Er geizte mit der Zeit trotz dem Privatmanne, der ſein ganzes Leben der Erforſchung der Wahrheit, der Ausbildung einer großen Idee widmet. Die Fülle diplomatiſcher Arbeiten in ſeinen und andrer Fürſten Archiven, die bändereiche Zahl ſeiner Schriften, unter welchen die Denkwürdigkeiten des Hauſes Brandenburg von anhaltendem Fleiße, tiefem Studium und eindringender Kraft des Geiſtes zeugen, während in proſaiſchen und poetiſchen Epiſteln die Funken ſeines Witzes, ſeiner Jovialität und Laune ſprühen — ſie alle beweiſen, wie viel

Stunden ſein wohleingetheilter Tag haben mußte. Rechnet man hierzu, wie viel er außer ſeinem Leben im Felde, auf Uebung und Muſterung ſeiner ſiegreichen Schaaren, auf die Leitung des Kabinets, auf die Verwaltung der Finanzen, wie viel Sorge auf Manufakturen und ihren Flor er verwendet, wie manche Stunde er im heitern Kreiſe witziger Köpfe mit muſikaliſchen Uebungen hingebracht, ſo muß man geſtehen, daß keiner ſeiner Tage verloren worden, als der, wo er ſtarb. Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und ſtatt einer wahren Schilderung, ein unfruchtbares Ideal darſtellen. Dadurch, daß ein großer Mann auch Menſch geweſen, faßt man Muth, ſeine Größe für erreichbar zu halten. Es iſt nützlich, hohe Gemüther zu erinnern, daß ſie die Foderungen an das Glück und an die Sterblichen nicht übertreiben. Gemeineren Menſchen muß man zeigen, welche Haltung des ganzen Lebens erforderlich ſey, auf daß Einiges überſehen werde. Der Flecken ungeachtet, ergießt die Sonne in alle Welt Freude und Leben, und wer, wie Friedrich, faſt ein halbes Jahrhundert als das erhabenſte Muſter hoher Pflichterfüllung daſtand, braucht den Tadel nicht zu ſcheuen. Gingen ja doch ſeine Fehler nur aus ſeiner Größe hervor! Friedrichs Regierung war eine Selbſtregierung. Sie war, mit Ausnahme einiger Nebenländer, durchaus nicht ſtändiſch, der willkührlichen Gewalt in der Verwaltung beugten die Kollegien nicht genugſam vor. Selten konnten, weil Oekonomie und Anhäufung eines Schatzes die Grundmaxime blieb, große Inſtitute gedeihen, bei denen Liberalität die Bedingung war. Was ſich ſonſt Großes und Vortreffliches mit der Selbſtherrſchaft verbinden ließ, in Geſetzgebung, Juſtiz- und Landeskultur, ward geſchützt und befördert. Freiheit der Sprache und der Preſſe herrſchte hier, faſt wie in der freieſten Republik; und die wohlthätigen Folgen davon waren um ſo größer, je mehr Preußen auch darin das Muſter für andere Staaten ward. Aber die ſchlimmſte Folge der Selbſtregierung zeigte ſich in der ganzen Civiladminiſtration, die immer mehr zur Maſchine ward. Sich ſelbſt genug, kannte Friedrich keinen Staatsrath, was in einer erblichen Selbſtherrſchaft unvermeidlich dahin führt, daß der Geiſt eines Herrſchers ſich ſelbſt überlebt. Er allein bildete ſein Kabinet. Nicht jeder konnte es ſo bilden wie Er; aber welche nachtheilige Folgen durch die Reibungen der obern Behörden daraus entſtanden, hat die ſpätere Erfahrung gelehrt. Die Stärke des Staats, die in der Nation und in der Verwaltung liegt, ſah Friedrich bloß in ſeiner Armee, in ſeinem Schatze. Auf jener, meinte er, ruhe der Staat, wie auf den Schultern des Atlas. So ſuchte er das Ideal eines ſtehenden Heeres zu realiſiren, indem er es möglichſt zu einer kunſtfertigen Maſchine machte. Friedrich verſchmolz ſich endlich nie mit ſeinem Volke. Nur der Herrſcher gehörte dieſem, der Menſch einem kleinern Kreiſe von Fremdlingen an. Dieſe Trennung hatte die bedeutendſten Folgen. Ich will nichts davon ſagen, daß er deutſche Kunſt und Gelehrſamkeit nicht achtete oder verkannte. Denn in ſeiner blühenden Zeit hatten die deutſchen Muſen eine kümmerliche Geſtalt, die deutſche Gelehrſamkeit ein ſo abſchreckendes Aeußere, daß ſich Friedrichs reicher Geiſt in dieſer Armuth unmöglich gefallen konnte: und als ein höherer Genius über ſie kam, war Friedrich in ſeinem Kreiſe ſchon ſo einheimiſch, daß er nun das nicht mehr für ſie that, was er früherhin gethan haben würde. Ich will nichts von ſeiner ſogenannten Freigeiſterei ſagen: denn hierin eilte er nur, wie alle große Geiſter, ſeinem Zeitalter voraus. Aber durch dieſe Trennung von ſeiner Nation warf er einen Schatten auf ſie, beſchränkte ſeinen Geſichtskreis, und gab der uralten Sucht der Deutſchen, Alles Fremde, Gutes wie Schlimmes, nachzuahmen, manche verderbliche Nahrung, ſo daß die Folgen davon zum Theil noch jetzt empfunden werden. — Friedrichs ſämmtliche Werke findet man in drei Sammlungen: Oeuvres posthumes de Frédéric II. etc. Berlin

Digitized by Google

1788. 15 Bde. 8.; Supplément aux oeuvres posthumes de Frédéric le grand. Berlin 5 Bde. 8., und Oeuvres de Frédéric II. publiées du vivant de l'auteur. Berlin 1789, 4 Bde. 8.; kritiſcher iſt die Ausgabe: Amſterdam 1789 und 1790. Sein Antimacchiavel (zuerſt à la Haye 1740), welches ſeine Vorbereitung zum Regentenleben enthüllt, iſt ein ſchätzbarer Fürſtenſpiegel.

Friedrich Wilhelm II., in der Reihe der preußiſchen Könige der vierte, der Enkel König Friedrich Wilhelms I. und der Sohn Auguſt Wilhelms und der Prinzeſſin Louiſe Amalie, Tochter Ferdinand Albrechts, Herzog zu Braunſchweig-Wolfenbüttel, wurde am 25. September 1744 geboren. Seine erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhielt er durch den Hofprediger Sack und den Profeſſor Beguelin, unter Aufſicht des General-Major von Bork. Seine vortrefflichen Geiſtesanlagen, verbunden mit einer vorzüglichen Schönheit des Körpers, entwickelten ſich ſehr bald, und zeigten einen vortrefflichen Karakter in dem ſchönſten Lichte. Der Geiſt der Ordnung, der Einfachheit und der Prunkloſigkeit im Aeußern, ſo wie der militäriſchen Pünktlichkeit, war auch auf ihn übergegangen, obgleich die Sparſamkeit ihm nicht in dem Grade, wie ſeinen letzten Vorfahren, Maxime war. Die erſten Proben ſeiner perſönlichen Tapferkeit legte er in dem baieriſchen Erbfolgekriege an den Tag, wo er bei dem Rückzuge der Preußen aus Böhmen (1778) an der Spitze eines preußiſchen Heeres den öſterreichiſchen General Wurmſer ſchlug. Ein Monat nach ſeines Vaters Tode (12. Juni 1758) wurde er im vierzehnten Jahre zum Prinzen von Preußen, d. h. zum Thronerben erklärt. Sein Regierungsantritt (am 27. Auguſt 1786) berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen. Alle ſeine erſten Handlungen verriethen das Beſtreben eines Regenten, der bemüht iſt, ſeine Staaten mit Gerechtigkeit und Milde zu beglücken. Seine erſte auswärtige Unternehmung beſtand darin, daß er ſeinem Schwager, dem von der patriotiſchen Partei gedrückten Erbſtatthalter Prinzen von Oranien, in den vereinigten Niederlanden Hülfe leiſtete. Da die Gemahlin des Prinzen, eine Schweſter des Königs, bei Schonhoven von den Patrioten war beleidigt worden, und der König die verlangte Genugthuung nicht erhielt, ſo ließ er im September 1787 ein Corps von 20.000 Mann, unter dem Befehle des Herzogs von Braunſchweig, in Holland eineinrücken, welcher ſich dieſer Provinz bemächtigte und in Kurzem die Ruhe wieder herſtellte, worauf am 15. April 1788 zwiſchen England, Holland und Preußen ein Defenſivbündniß abgeſchloſſen wurde. Durch den glücklichen Erfolg der öſterreichiſchen und ruſſiſchen Waffen im Türkenkriege, welcher das Gleichgewicht im Oſten erſchüttert haben würde, fand ſich Friedrich Wilhelm zur Abſchließung eines Allianztraktates mit der Pforte bewogen, deſſen Präliminarien zu Conſtantinopel (31. Januar 1790) beſtimmt, und deſſen Bedingungen am 20. Juni deſſelben Jahrs im Hauptquartier Schönwalde ratificirt wurden. Dadurch, daß Preußen in dieſem Bündniſſe dem halben Monde alle ſeine Beſitzungen verbürgte, rüſtete ſich der Wiener Hof zum Kriege. Eine preußiſche Armee von 80.000 Mann ſtellte ſich in Schleſien auf, und ein öſterreichiſches Heer ſtand an der ſchleſiſchen Gränze ſchlagfertig, als der zu Reichenbach (27. Juli 1790) durch den Grafen von Herzberg (ſ. d. Art.) abgeſchloſſene Friede den Feindſeligkeiten ein Ende machte. In Folge dieſes Traktates mußte Oeſterreich den Türken alle gemachten Eroberungen, bis auf den Diſtrikt von Aiuta und namentlich Belgrad wieder herausgegeben. Da Oeſterreich aller Verbindung mit Rußland in Hinſicht dieſes Krieges entſagte, ſo kam bald darauf zwiſchen dem öſterreichiſchen Hof und den Türken der Friede zu Sziſtowa in der Walachei (4. Auguſt 1791) zu Stande. Als der König Stanislaus Auguſtus dem Königreiche Polen eine Reform zugedachte, ſchloß Preußen mit dieſem Nachbarſtaate (9. März

Digitized by Google

1790) ein Bündniß, worin die Zuſage enthalten war, daß Friedrich Wilhelm der Republik Polen mit ſeiner ganzen Macht Hülfe leiſten wolle, im Falle ſich eine dritte Macht in die Regulirung der innern Staatsangelegenheiten miſchen werde. Polen proklamirte nun (3. Mai 1791) eine neue Conſtitution. Mehrere polniſche Magnaten, welche dagegen proteſtirten, riefen Catharina II. (ſ. d. Art.) um Schutz an, welche, da ſie eben den türkiſchen Krieg beendet hatte, ein Heer nach Polen ſandte, das Warſchau beſetzte. Preußen, deſſen Freundſchaft gegen Polen in Folge geheimer Verabredungen mit dem ruſſiſchen und öſterreichiſchen Hofe erkaltet war, beſetzte (Januar 1793) unter der Leitung Möllendorfs ebenfalls das bisherige Groß-Polen, und brachte auf dieſe Weiſe eine Provinz von beinahe 1000 Quadratmeilen, und faſt eine 1 Million Einwohner, welche unter dem Namen von Süd-Preußen mit dem Königreiche vereinigt wurde, an ſich, welches wegen der dadurch bewirkten Verbindung von Oſt- und Weſt-Preußen und Schleſien, für Preußen höchſt wichtig war. Der Reichstag zu Grodno wurde gezwungen, dieſe Theilung zu genehmigen, und die Abtretungsakte (25. Septbr.) zu unterſchreiben. Dieſe gewaltſame Zerſtückelung hatte unter den Polen große Unzufriedenheit erregt, und es brach (April 1794) jene anfangs in ihren Fortſchritten bedeutende Inſurrektion unter Kosciusko (ſ. d. Art.) und Madalinsky aus. Kosciusko, der den ruſſiſchen General Ferſen an der Vereinigung mit Suwarow hindern wollte, wurde bei Maciowice geſchlagen, verwundet, und (10. Oktober 1794) gefangen genommen; Suwarow eroberte Praga mit Sturm (4. November) und entſchied ſo das Schickſal Polens. Rußland, Preußen und Oeſterreich beſchloſſen die Theilung des noch immer anſehnlichen Reſtes eines vormals ſo mächtig geweſenen Staats. Preußen erhielt bei dieſer dritten Theilung Polens (1795) diejenige Spitze von Samogitien, welche durch den Fluß Niemen und durch Oſtpreußen gebildet wird, einen Theil der Woywodſchaft Troki in Litthauen auf dem linken Ufer des Niemen, faſt ganz Podlachien bis an den Bug, den größten Theil von Maſovien in Groß-Polen bis an den Bug und die Pilika mit der Hauptſtadt Warſchau, einen Theil der Woywodſchaft Rawa, und die an Oberſchleſien ſtoßende kleine Spitze der Woywodſchaft Crakau. Dieſer gewonnene Flächenraum von etwa 900 Quadratmeilen wurde theils zu Schleſien, theils zu Süd- und Oſtpreußen geſchlagen; das übrige größere Gebiet aber zu einer beſondern Provinz unter dem Namen Neu-Oſtpreußen regulirt. Die Huldigung wurde im Jahre 1796 (6. Juli) vollzogen. Bei der eben ausgebrochenen franzöſiſchen Revolution (1791) ſchloſſen der Kaiſer Leopold II. und Friedrich Wilhelm (27. Auguſt 1791) auf dem Luſtſchloſſe zu Pilnitz ein Bündniß, vermöge deſſen man ſich zur Erhaltung der franzöſiſchen Regierungsverfaſſung und zur Errichtung einer freien Conſtitution in Polen vereinigte. Im Juni 1792 ließ Friedrich Wilhelm eine Armee von 50.000 Mann unter dem Befehle des Herzogs von Braunſchweig nach Coblenz, dem Waffenplatze der Emigranten, ziehen, und folgte, in Begleitung ſeines älteſten Prinzen, ſelbſt nach. — Ueber die Begebenheiten dieſes Krieges verweiſen wir auf die Art. Braunſchweig (C. W. F., Herzog von) und Möllendorf. Des fruchtloſen Kampfes endlich müde, hatte der Graf von Golz ſchon im Anfange des J. 1795 mit dem franzöſiſchen Geſandten Barthelemy zu Baſel Friedensunterhandlungen begonnen, welche durch den Baron von Hardenberg am 5. April 1795 zu Baſel zwiſchen der Krone Preußen und der Republik Frankreich beendigt und unterzeichnet wurden. Bald nachher ſchloß man eine nachträgliche Convention, kraft deren man eine beſondere Gränzlinie für das nördliche Deutſchland vorzeichnete, welche die kriegführenden Mächte nicht überſchreiten ſollten. Dieſe Demarkations-Linie umſchloß das diesſeitige Weſtphalen, Nieder- und Oberſachſen, den fränkiſchen und einen Theil des oberrheiniſchen Kreiſes.

Digitized by Google

Durch die fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth, welche der letzte Fürſt des Brandenburg=fränkiſchen Mannsſtammes, Markgraf Friedrich Carl Alexander, Friedrich Wilhelm II. am 5. Januar 1792 gegen eine jährliche Leibrente von 500.000 Gulden abtrat, erhielt der preußiſche Staat eine anſehnliche Vergrößerung. Bei dieſer Gelegenheit ward der rothe Adlerorden erneuert, der zweite Ritterorden des königlichen Hauſes, deſſen Großmeiſter der König ſelbſt iſt. Ein bleibendes Verdienſt erwarb ſich Friedrich um die Geſetzgebung, durch die Einführung des allgemeinen Landrechts für die preußiſchen Staaten, deſſen Entwurf unter Friedrich II. ſchon war gemacht worden. Ein neues Religionsedikt (9. Juli 1788) erregte gerechte Bewunderung für die Toleranz des Königs. Für die Aufnahme der ſchönen Künſte ſorgte er durch Errichtung einer Akademie (2. Juni 1790), für deſſen Beſchützer er ſich erklärte. Vortrefflicher Reformen hatte ſich unter ſeiner Regierung das Kriegsweſen zu erfreuen. Am 16. Nov. 1797 endete Friedrich Wilhelm ſein thatenreiches Leben. Er war zweimal vermählt. Zuerſt (am 14. Juli 1765) mit der Prinzeſſin Chriſtine Ulrike, einer Tochter des Herzogs Carl von Braunſchweig, und in der Folge (14. Juli 1769) mit Friederike Louiſe, Tochter Ludwigs IX., Landgrafen von Heſſen=Darmſtadt, aus welchem letztern Bündniſſe Friedrich Wilhelm III., jetziger König von Preußen (3. Auguſt 1770), entſproßte.

Friedrich Heinrich Louis, bekannt unter dem Namen des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen, wurde zu Berlin am 8. Januar 1726 geboren. Seine Eltern waren Friedrich Wilhelm der Erſte, und Sophie Dorothea von Braunſchweig=Hannover, Schweſter Georgs des Zweiten, Königs von England. Bis zu ſeinem fünfzehnten Jahre, wo er ſeinen Vater verlor, war ſeine Erziehung nicht glänzend; und ſeinem eigenen Fleiße nur verdankte er ſein ſpäteres Wiſſen. Sechszehn Jahre alt, machte er im Jahre 1742 als Obriſt bei der in Mähren, unter den Befehlen des Feldmarſchalls Schwerin und des Königs eindringenden Armee, ſeinen erſten Feldzug, und wohnte der berühmten Schlacht von Chotoſitz (am 17. Mai 1742 durch die preußiſche Armee gewonnen) bei. Im Jahre 1744 vertheidigte er mit eben ſo viel Hartnäckigkeit und Erfolg die Stadt Tabor in Böhmen, und zeichnete ſich hauptſächlich in der Schlacht von Hohenfriedberg am 4. Juni 1745, wo die preuß. Armee, die unter den Befehlen des Prinzen Carl von Lothringen ſtehenden Oeſterreicher ſchlug, aus. Als nach dem Dresdner Frieden Friedrich der Große ſeine Reſidenz in Potsdam aufſchlug, berief er den Prinzen Heinrich ſowohl als ſeinen Bruder Ferdinand zu ſich. Erſterer benutzte die Zeit der Muße, um ſich in allen Fächern der Wiſſenſchaften auszubilden, und von dem größten Eifer beſeelt, von dem glücklichſten Gedächtniſſe unterſtützt, konnte es ihm nicht fehlen, daß ſein Fleiß und Mühen mit dem ſchönſten Erfolg gekrönt wurden. Muſik und Malerei trieb er gleichfalls mit Glück, und hatte die gebildetſten und geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit um ſich her verſammelt. Im Jahre 1752 vermählte ihn ſein königlicher Bruder mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen=Caſſel, und ließ ihm in Berlin ein Schloß erbauen. Auch ſchenkte er ihm als Eigenthum die Herrſchaft und das Schloß Rheinsberg, ſchon berühmt durch den Aufenthalt Friedrichs als Kronprinz, und noch berühmter geworden durch den des Prinzen Heinrich. Der 1756 ausbrechende ſiebenjährige Krieg gab dem Prinzen Gelegenheit, ſeine Talente zu entfalten, und ſeine, während des Friedens ſtudirten, militäriſchen Theorien auszuführen. Seine kalte und unerſchrockene Tapferkeit, ſo wie ſein ſcharfer und ſicherer Ueberblick, entſchieden (6. Mai 1755) die glänzende Schlacht bei Prag. Bei Roßbach verherrlichte eine Wunde noch mehr die Lorbeeren, welche er und der König an dieſem Tage ſammelten. Um ſeine Wunde zu heilen, ließ der König ihn nach dieſer Schlacht

Digitized by Google

in Leipzig, und vertraute ihm ſpäterhin den Oberbefehl ſeines zweiten Heeres. Von jetzt an wetteiferten beide Brüder gegenſeitig, um einem Feldzug glücklich zu beendigen, indem beide eine Hauptrolle ſpielten, und ihr Ruhm ſowohl als ihre Sache wurde gemeinſchaftlich. Im Jahre 1758 wurde Prinz Heinrich beauftragt, mit einer Armee von 25.000 Mann nicht allein Sachſen, ſondern auch Hannover, Braunſchweig und Heſſen zu decken, und wußte durch geſchickte Manövers, und glückliche Märſche den Feind, den er zugleich einzeln oft, ohne ſelbſt Verluſt zu erleiden, angriff und ſchlug, aufzuhalten, und die nöthige Zeit zu gewinnen, bis ihm der König, der ſelbſt bedrängt war, Hülfe ſchicken konnte. Den Feldzug von 1759, der mit Recht für ſeinen ſchönſten gehalten wird, eröffnete er, indem er offenſive in Böhmen eindrang, alle Magazine der Oeſterreicher zerſtörte, ſich hierauf gegen die Reichsarmee wandte, und mit gleichem Erfolge gegen ſie ſtritt. Im Jahre 1760 übertrug ihm der König den Befehl von einer Armee von 40.000 Mann, die beſtimmt war, gegen die Ruſſen zu fechten, und es gelang ihm, nach mehreren richtig combinirten Märſchen, die Belagerung von Breslau aufzuheben. Der Feldzug 1761 bietet nichts Merkwürdiges dar, indem der Prinz ohne hinlängliche Kräfte, genöthigt war, die Defenſive zu ergreifen. Den von 1762 eröffnete er glücklich, und es gelang ihm, die Oeſterreicher bis über Weiſeritz zu drängen; ſpäter aber erlitt er mehrere Unfälle, die aber lediglich ſeinen beſchränkten Kräften, mit denen er noch obendrein eine Strecke Landes beſetzen und decken mußte, zuzuſchreiben ſind. Wichtige Folgen hatte indeß der Angriff, die Wegnahme des Lagers und der Sieg bei Freiberg, wodurch Prinz Heinrich, indem der allgemeine Friede dadurch herbeigeführt wurde, ſeinem Ruhme die Krone aufſetzte, und Preußens Glück begründete. Der Friede führte ihn in ſeinem Schloß Rheinsberg wieder den Muſen zu; aber ſeine häusliche Ruhe wurde dadurch, daß er ein großes Vertrauen in Leute ſetzte, die es nicht verdienten, geſtört, und es kam zu Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin. Mit der größten Geſchicklichkeit handelte er für Preußens Intereſſe bei der Theilung Polens, und erlangte für daſſelbe Vortheile, die ſeine kühnſten Hoffnungen überſtiegen. Der Tod Max. Joſeph's, Churfürſt von Baiern (30. Dez. 1777), ſtörte plötzlich die Ruhe Europa's, und Preußen zog gegen Oeſterreich zu Felde. Prinz Heinrich befehligte eine Armee, welche am 7. Juli 1778 bei Dresden ankam, ſich mit den Sachſen vereinigte, und in Böhmen einfiel. Mangel an Lebensmitteln nöthigte indeß den Prinzen, ſich zurückzuziehen, welches er auch eben ſo geſchickt als glücklich bewerkſtelligte. Der am 13. Mai 1779 unterzeichnete Friede machte dieſem Feldzug ein Ende. Unter dem Vorwand, den glänzendſten Hof von Europa zu ſehen, kam Prinz Heinrich 1784 nach Paris, der Zweck ſeiner Reiſe war jedoch politiſcher Tendenz. Nach dem Tode Friedrichs des Großen hatte er die Abſicht, ſich gänzlich in Frankreich niederzulaſſen, die ausbrechende Revolution verhinderte ihn daran, und er zog ſich, ohne fernern Antheil an den Staatsgeſchäften, nach Rheinsberg zurück, ſich ſelbſt und den ſchönen Wiſſenſchaften lebend. Er ſtarb daſelbſt im Juli 1802, bedauert von Allen, die ihn kannten, den Namen und den Ruhm eines eben ſo tapfern als geſchickten Feldherrn mit ins Grab nehmend. 1809 erſchien zu Paris ein Vie privée polit. et milit. du Prince de Pr., frère de Frédéric II. Nach der Meinung des H. v. Dohm (ſ. d. Art.) ſoll der Verf. dieſer Biographie den Prinzen genau gekannt und ſein Vertrauen genoſſen haben.

Friedrich II. (Wilhelm Carl), der fünfzehnte regierende Herzog von Würtemberg, Churfürſt und erſter König von Würtemberg, war der älteſte Sohn Herzog Friedrich Eugens, geb. zu Treptow in Hinterpommern den ſechsten des Windmonds 1754. Während ſeiner erſten Lebensjahre in den ſtürmiſchen Zeiten des ſiebenjährigen Krieges konnte für ſeine Erziehung bei

beſtändigem Wechſel der Aufenthaltsorte nicht, wie ſein Vater wünſchte, geſorgt werden, erſt nach dem Hubertsburger Frieden geſchah dieſes bis 1769 noch in Treptow, ſpäter in Mömpelgard und Lauſanne. Ausgezeichnete Talente, vornehmlich auch ein treffliches Gedächtniß, erleichterten ſeine Fortſchritte, und verſchafften ihm ausgebreitete Kenntniſſe, beſonders in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, der Geſchichte, Erdbeſchreibung, Phyſik und in der franzöſiſchen Sprache, die er vortrefflich ſchrieb und ſprach; auch die lateiniſche Sprache lernte er mit Fleiß und Eifer, und noch in ſpätern Zeiten waren Lieblingsſtellen aus ihren Claſſikern ihm ſehr geläufig. Er trat 1777 in preußiſche Kriegsdienſte, wohnte dem baieriſchen Erbfolgekriege bei, und vermählte ſich im Weinmonde 1781 mit Auguſte Caroline Friederike Louiſe, Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Später (1784) ging er nach Rußland, wo er während des türkiſchen Kriegs die Statthalterſchaft in Cherſon, ſonſt aber die von Ruſſiſch-Finnland verwaltete. Seit 1787 aus ruſſiſchen Dienſten getreten, bewohnte er anfangs den Landſitz Monrepos bei Lauſanne, hierauf das Schloß Bodenheim bei Mainz, von wo er nach einer Reiſe durch Holland und Frankreich im Hornung 1790 nach Ludwigsburg zog. Hier blieb er, mehrere Reiſen, auf deren einer er ſich zu London mit einer zweiten Gemahlin, Charlotte Auguſte Mathilde, Kronprinzeſſin von Großbritannien, (1797) verband, abgerechnet, bis er nach ſeines Vaters Tode die Regierung Würtembergs übernahm (den 23. des Chriſtmonds 1797). Sein Regierungsantritt eröffnete dem Lande günſtige Hoffnungen für die Zukunft. Feierlich beſtätigte er die Grundverfaſſung deſſelben (den 24. des Chriſtmonds 1797), und erklärte den Ständen, „daß dieſe, ſchon lange die Begründerin des Glücks von Würtemberg, ſtets die Leiterin ſeiner Regenten-Handlungen, und ſein Hauptgeſchäft, ſo wie ſeines ganzen übrigen Lebens Zweck ſeiner Unterthanen Wohl ſeyn werde“ (den 23. des Wintermonds 1798). Zur Ausgleichung aller, noch zwiſchen Herrn und Land beſtehenden Irrungen, wurde im Wintermonde 1798 auf des Herzogs Vorſchlag eine gemeinſame Deputation niedergeſetzt, und ebenſo die Wahl eines, wie Friedrich erklärte, durch die Zeitumſtände nöthig gewordenen, fortdauernden engern Ausſchuſſes von acht Perſonen und eines doppelt ſo ſtarken Zuſatzes dazu vorgenommen, und ohne große Schwierigkeiten zu Stande gebracht. Auf der Stände Bitten wurden mehrere Beſchwerden erledigt. Man verhandelte auch in gutem Frieden über den Hauptgegenſtand des Landtags, den Kriegsſchaden und nach geſchehener Verabredung mit den Ständen ſchrieb Friedrich am 7. des Lenzmonds 1798 zur Deckung der dringendſten Bedürfniſſe, weil die Steuerarbeit nach ihrem Umfang noch einen längern Zeitraum erfodere, eine proviſoriſche Umlage auf einzelne Vermögensmaſſen und Theile, aus, welche das ſteuerfrei liegende und das Geldvermögen, Handlungsfonds, Beſoldungen, Penſionen und die Hauptbeſtandtheile des Beſitzthums mehrerer Stiftungen und Körperſchaften umfaſſen ſollte. Dabei kamen auch noch andere Wünſche der Landesverſammlung zur Sprache, und wurden meiſt günſtig aufgenommen. In Allem konnte man ſich freilich nicht vereinigen; der Militärplan ſelbſt, ſo wie deſſen mit Bemerkungen darüber begleitete öffentliche Bekanntmachung durch die Stände, auch die Beſchwerden über den Adel und andere Punkte gaben zu Zwiſtigkeiten, das langſame Fortrücken der Kriegs-Schadens-Unterhandlungen, welche die vielerlei anderen Verhandlungen über die landſchaftliche Einrichtung, den Schreiberſtand, die Straßenbau-Angelegenheiten ꝛc. verzögerten, zum Vorwurfe gefliſſentlichen Aufhaltens, Anlaß; und obwohl dies von geringer Bedeutung ſchien, hatte es doch auf das bisherige gute Vernehmen einen nachtheiligen Einfluß. Die Sprache, welche die Stände in ihren Eingaben führten, war es vornehmlich, was den Her-

Digitized by Google

zog gegen ſie einnahm; er meinte, es zieme ſich nicht für den Unterthanen, ſich ſo zu äußern gegen ihren Landesherrn; mit ſo viel Hartnäckigkeit ihre Rechte gegen jeden Eingriff, jeden Zweifel ſelbſt von Seiten der Regierung zu vertheidigen, und da ſogar dringend zu verlangen, wo Friedrich auch die geringſte Bewilligung als Werk ſeiner Gnade anſah. Es war ihm als Eingriff in ſeine Fürſtenrechte ſehr unangenehm, daß die Landſchaft nach Paris und Raſtadt eigene Geſandte ſchickte, und noch unwilliger wurde er, als ſie ihm, da er den Ausſchuß deßwegen zur Verantwortung ziehen wollte, dieſes Recht beharrlich beſtritt. Auch er widerſprach noch immer der Verpflichtung des Kammerguts, einen Theil des Kriegsſchadens übernehmen zu müſſen, er wollte alle Beitrage hierzu als freiwillig angeſehen wiſſen, und erklärte, wenn man hierüber nicht gütlich übereinkäme, werde er ruhig erwarten, ob die Landesverſammlung ihre vermeintlichen Anſprüche vor dem oberſten Richter ausführen könne. Dagegen drohte er ſelbſt, als die Stände die Abtragung der außerordentlichen Kreisanlage verweigerten, weil man ja im Frieden mit Frankreich lebe, mit Klagen beim Reichshofrath. Das gegenſeitige Vertrauen zwiſchen Herr und Landſchaft nahm immer mehr ab, und die mancherlei, freilich meiſt ungegründeten Nachrichten öffentlicher Blätter im Auslande, über die unzufriedene Stimmung des würtembergiſchen Volkes, trugen nicht wenig dazu bei, Friedrichs Unwillen zu vermehren. So ward zu unſeligem Mißtrauen der Grund gelegt, und dem Herzog die Gelegenheit genommen, ſeine noch aus der Anſicht des letzten Landtags mitgebrachten Vorurtheile gegen die Stände abzulegen. Aber ſelbſt, daß dieſe nicht immer die nöthige Umſicht in ihrem Betragen gegen ihn beobachteten, ſelbſt jene vorgefaßten Meinungen hätten die Wiederherſtellung eines guten Vertrauens zwiſchen Herr und Landſchaft zwar erſchwert, — allein nicht unmöglich gemacht. Doch nun ſtellten ſich zwiſchen beide ſchlimme Rathgeber, die Gegner der Stände und Widerſacher des neuen Syſtems, und ihre verderblichen Rathſchläge machten den unheilbringenden Zwieſpalt immer ärger, immer unmöglicher die Vereinigung. Bei all' den hohen Begriffen von Herrſchergewalt, welche der Herzog, ſeinem Urahn, dem erſten Friedrich nachſtrebend, mit zur Regierung gebracht hatte, wère er nie ſo weit gegangen, hätte er keine Diener gefunden, die zu jeder That ihm willig ihre Hände boten. Wenn nun immer mehr eine Zeit der Willkühr kam, wenn heilige Rechte verletzt, beſchworene Gerichte übertreten wurden, ſo tragen jene Männer vor allen die Schuld, ſolch' Unheil gebracht zu haben über ein Land, das ſie geboren, oder wenigſtens freundlich aufgenommen und erzogen hatte! Immer tiefer prägte ſich nun dem Herzoge die Meinung ein, jede Nachgiebigkeit der Stände ſey Pflicht; Gnade, was er ihnen verwillige. Mochten ſie daher auch ſchnell ſein Verlangen einer Auswahl von ſechszehnhundert Kriegern erfüllen, er begehrte nun auch völlige Zuſtimmung in die von ihm vorgeſchlagene größere Vermehrung der Kriegsmacht und des Militärbeitrags, und verweigerte jede Theilnahme an der von den Oeſterreichern ausgeſchriebenen ſtarken Lieferungen. Es ſtand jetzt viel ſchlimmer ſchon, als am 28ſten Tage des Oſtermonds, auf eine ſchauervolle Art, durch Ermordung der franzöſiſchen Geſandten, der Congreß in Raſtadt ſich endete. Siebzehn Monde hatte man hier verhandelt, die Franzoſen, durch ihr Kriegsglück übermüthig gemacht, foderten zuerſt Abtretung des ganzen linken Rheinufers und Aufhebung der geiſtlichen Gebiete zur Entſchädigung der weltlichen Reichsſtände, und die Reichsdeputation, von Preußen und Oeſterreich verlaſſen, unter ſich ſelbſt nicht einig, da die nächſt gelegenen Fürſten auf jede Bedingung Frieden verlangten, mußte dieſe Foderung bewilligen (den 11ten des Lenzmonds 1798). Es ſchien nun ein ſchnelles Ende der Verhandlungen zu hoffen: Aber plötzlich veränderte ſich der Stand der Dinge,

Digitized by Google

Oeſterreich, durch Rußlands Beitritt zum Kampfe wieder ermuthigt, begann neue Rüſtungen, dagegen rückten auch die franzöſiſchen Heere, ohne auf der Reichs-Deputation Vorſtellungen zu achten, vor; begierig ergriffen die geiſtlichen Fürſten Deutſchlands die neue Hoffnung, und immer kleiner wurde die Ausſicht auf den glücklichen Abſchluß eines Reichsfriedens, noch ehe jenes ſchreckliche Verbrechen, über deſſen Thäter man noch immer im Dunkeln iſt, vollends Alles zerriß. Schon damals hatte in Oberſchwaben der Kampf begonnen, ſchon durch ſtarke Lieferungen an das öſterreichiſche Heer auch Würtemberg deſſen Erneuung empfunden, als dies geſchah. Aber noch größeres Unheil bereitete ihm des Herzogs Benehmen. Ihn hatten des Erzherzogs Carls Siege und die Anerbietung engliſcher Hülfsgelder, ſo wie das Verſprechen der Churwürde und unbeſchränkter Herrſchergewalt zum Bruche des Friedens mit Frankreich und zum Wiederbeitritt zum Bunde gegen dieſes Reich bewogen. Vergebens thaten die Stände Vorſtellungen dagegen. Starke Rüſtungen dazu begannen jetzt auch in Würtemberg, eine neue Auswahl von viertauſend Mann ward ausgeſchrieben (d. 17. des Erntemonds), und Erhöhung des Militärbeitrags nochmals begehrt. Aber zu ſolchem Beginnen konnten die Stände, denen Erhaltung der Neutralität ſo ſehr am Herzen lag, ihre Beiſtimmung nicht geben, vielmehr lehnten ſie Eines wie das Andere von ſich ab. Doch Herzog Friedrich, auf ſeine neuen Verbindungen vertrauend, und überdrüſſig einer durch der Unterthanen Einwirkung beſchränkten Gewalt, trat nun ohne Schonung, und immer weniger die Formen der Verfaſſung beobachtend, gegen die läſtigen Wächter der Volksrechte auf. Kaum war ſein Beitritt zum Bunde gegen Frankreich entſchieden, als er die geſetzliche Einrichtung des Geheimen-Raths aufhob, und drei Mitglieder, Uexküll, Wöllwarth und Hoffmann, ihrer Dienſte entließ, wegen der zwiſchen ihm und ihnen auf eine nicht zu vereinigende Weiſe herrſchenden Verſchiedenheit der Meinungen in Abſicht der politiſchen Verhältniſſe und dadurch erfoderlich werdenden Schritte (im Erntemond 1799). Die Landesverſammlung aber, da ſie zur Erhaltung der Neutralität mehrere dem Herzog unangenehme Schritte that, Abgeordnete an einige Höfe ſandte, und der einſeitig angeordneten Aufſtellung eines Landſturms widerſprach, erhielt am 30. des Windmonds ihre Entlaſſung, weil ſie des Herzogs beſten Abſichten ſich entgegengeſtellt, und Entſchließungen, die er zu des Landes Wohl und Erleichterung gefaßt, verſpätet oder gar vereitelt hatte. Zwar ſetzte ſie, nicht achtend dieſen Befehl, ihre Sitzungen fort, aber bald erſchien nun ein Gebot des Reichshofraths an ſie: von ihrem vermeſſenen höchſt ſträflichen Benehmen abzuſtehen, ſich ihres Landesherrn Abſichten und den Reichsbeſchlüſſen nicht weiter zu widerſetzen, oder ſich bei fortgeſetztem Widerſpruche zu gewärtigen, daß man gegen ſie als ungehorſame Reichsunterthanen nach den Reichsgeſetzen verfahren werde! (den 17. des Chriſtmonds 1799). So ſahen die Stände ſich überall verlaſſen, Friedrich konnte ſicher fortfahren, und ließ nun auch eine Staats-Unterſuchung gegen mehrere Ständemitglieder eröffnen. Dieſe wurden, ohne auf die Vorſtellungen dagegen zu achten, verhaftet, und anſtatt vor den rechtmäßigen Richter, vor eine Kabinetskommiſſion geſtellt, der von der Landſchaft zur Vertheidigung ihrer Sache nach Wien geſchickte Landſchafts-Aſſeſſor Baz aber ſogar hier mit Wiſſen der Reichsgerichte aufgehoben, gefänglich nach Würtemberg geführt, und auf den Asberg in engen Gewahrſam gebracht, auch die Ausſchüſſe bei fortdauerndem Widerſtand endlich völlig geſprengt. Das Land, von des Herzogs Bundesgenoſſen beſetzt, mußte hierzu ſchweigen, dulden mußte es die Auferlegung beinahe unerſchwinglicher Lieferungen, die einſeitige Ausſchreibung neuer Steuern, und die wiederholte Aushebung ſeiner Söhne zum Dienſt für fremde Mächte! Vergebens war die Standhaftig-

Digitized by Google

keit mehrerer Ausſchußmitglieder in dieſen argen Zeiten, man zwang ſie mit Gewalt, ihre Wohnungen im Landſchaftshauſe zu verlaſſen, und ihre Geſchäfte aufzugeben. Dem Volke ſtellte man in einem eigenen Ausſchreiben der Landſchaft Betragen im gehäßigſten Lichte dar, auf den 29. des Oſtermonds 1800 wurde dagegen ein neuer Landtag ausgeſchrieben. Allein ihn eröffnete gleich eine geſetzwidrige Handlung, die Vollmachten der Abgeordneten wurden, ſtatt vom Ausſchuſſe, durch den dazu beauftragten Prälaten Wild mit Zuziehung der Bevollmächtigten von Stuttgart, Tübingen und Ludwigsburg unterſucht, und wie der Anfang, ſo war auch der ganze Gang der Landtags-Verhandlungen. Verſprechen und Drohungen mußten die Regierung zum Zwecke führen, und Unkenntniß der Landesverfaſſung, da die meiſten Abgeordneten durch fürſtlichen Einfluß neu gewählt waren, erleichterte dies Beginnen. Durchbrochen war nun einmal auch der letzte Damm gegen die Angriffe der Widerſacher der Landſchaft, die nun ſchrankenlos in ihrem Beginnen fortſchritten, ſelbſt des Volkes Unmuth, der in der Nacht vom 11. bis zum 12. des Wonnemonds in einem bedenklichen Auflauf ſich zeigte, und den Freiheitsſchwindel einiger junger Männer, die nur ihr eigenes Verderben dadurch herbeiführten, für ihre Zwecke benutzend. Auch das neue ſchwere Ungemach, welches der Herzog durch ſeine Anſchließung an den Bund gegen Frankreich über Würtemberg gebracht, konnte ihre Plane nicht hemmen, ſie nicht nachgiebiger machen in ihren Entwürfen, und obwohl noch mehrere Jahre vergingen bis zur wirklichen Aufhebung der Landesverfaſſung, ſo war dieſe doch ſchon jetzt ſo wirkungslos gemacht, daß ſie als Schattenbild nur noch da ſtand, als leere Form, die ein Wink des Herrſchers vollends zertrümmern konnte. Schon hatten, als der letzte Landtag auseinander ging, die Feinde Würtembergs Boden betreten. Nach einem glücklichen Feldzug, wo zur Zurücktreibung des ſchon bis Laufen, Brakenheim und Bönnigheim vorgerückten Feindes die vaterländiſchen Truppen kräftig mitwirkten (im Wintermond 1799), hatte dieſer am 25. des Oſtermonds 1800 den Rheinſtrom von Neuem überſchritten, und bis zum 11. des Wonnemonds die Oeſterreicher bis nach Ulm zurückgedrängt, ſelbſt das unbezwingliche Hohentwiel war durch ſchändliche Feigheit ſeines Befehlshabers gefallen und zerſtört worden. Im Heumond entwich der Herzog nach Erlangen, nahm dahin auch die landſchaftliche Kaſſe mit, und ließ ſein Land den Franzoſen zu leichter Beute. Man ſprach damals ſchon von Theilung des Landes zwiſchen Baden und Baiern, gedenkend, den Herzog durch Hannover zu entſchädigen. Zwar wandte dieſen Schlag ſeine feſte Beharrlichkeit ab; allein ſchwer drückten doch Würtemberg neue vom Feinde unmittelbar aufgelegte Laſten. Eine Brandſchatzung von ſechs Millionen Livres wurde ihm angeſetzt, und ſchnelle Bezahlung derſelben geboten. Ein harter Schlag bei ſo großer Erſchöpfung, um ſo härter noch durch des Herrſchers Benehmen. Vergebens baten dieſen die Stände, die Hälfte der neuen Brandſchatzung zu übernehmen, die Kammer ſollte nicht die geringſte Summe dazu beitragen. Und doch hatte der Subſidienvertrag mit England des Herzogs Kaſſen gefüllt; doch hatte er vornehmlich bewirkt, daß Würtemberg vor andern Gebieten Schwabens ſo hart angelegt wurde! Allein dies Alles ward nicht berückſichtigt. Friedrich unterſagte ſogar die Abſendung von Abgeordneten an den franzöſiſchen Oberfeldherrn, und erklärte des Konſulenten Abels Reiſe nach Augsburg, um hier für Verminderung der angeſetzten Summe zu handeln, für ein Vergehen wider ſeine Unterthanenpflichten. Selbſt als Moreau die Hälfte der Brandſchatzung ihm beſtimmt zuſprach, und der Ausſchuß ihn deßwegen wiederholt anmahnte, antwortete er: er ſey nicht verpflichtet, irgend Etwas zu zahlen, und freie Gnade ſey es, wenn er Etwas übernehme. Auch dem Kirchenrathe

Digitized by Google

unterſagte er jede Beiſteuer, und als der franzöſiſche General, die Unbilligkeit dieſes Betragens ſelbſt erkennend, durch Soldaten, die er den geheimen Räthen in die Häuſer legte, endlich doch die Bezahlung von anderthalb Millionen Livres aus den herrſchaftlichen Kaſſen erzwang, erklärte er dieſe Zahlung für ungültig, und behielt ſich die Schadloshaltung dafür vom Lande vor. Recht eindringend ſtellte der Ausſchuß in einer Eingabe vom 19. des Herbſtmondes den elenden Zuſtand des Landes vor, er zählte die übermäßigen Summen auf, die Feinde und Freunde ſchon gekoſtet, zeigte die Folgen der allgemeinen Verarmung, die mit der ſtrengen Aushebung, welche neben den feindlichen Laſten Friedrich ſelbſt dem Lande aufgelegt, Tauſende zur Auswanderung verleitete. Es war umſonſt — der Herzog änderte ſeinen Entſchluß nicht, vielmehr verwies er dem Ausſchuß ſeine „unziemliche Sprache und die falſche Wendung der zur Erörterung gebrachten Punkte." Ja er wußte es ſogar durch geſchickte Verhandlungen endlich dahin zu bringen, daß ſtatt des den Ständen geeigneten Generals Suzanne, der für ihn ſelbſt gewonnene Deſolles nach Stuttgart geſchickt, und nun dem Lande die ganze noch übrige Summe der Brandſchatzung, bei der man mit vieler Mühe eine Verminderung von einer halben Million Livres erlangt hatte, zur Bezahlung aufgelegt ward. Feindliche Gewaltſtreiche und noch größere Uebel von Seiten der Regierung zu verhüten, bot der Ausſchuß nun auch zur Zahlung des Reſtes alle Kräfte auf — als plötzlich ein neuer Befehl von Paris aus neue Laſten, die Anſetzung einer Mondenſteuer für den ganzen ſchwäbiſchen Kreis, brachte, welche jedoch dadurch erleichtert wurden, daß von der ganzen, zwölfmalhundert tauſend Livres betragenden Summe die Kammer und das Kirchengut an den franzöſiſchen Ober-General unmittelbar drei Viertheile zahlen mußten. Damit endlich hörten die feindlichen Bedrückungen auf, denn nun begannen, durch noch fortdauerndes Vorrücken der Franzoſen veranlaßt, die Unterhandlungen zu Lüneville, und am 9. des Hornungs erhielt hier das deutſche Reich gegen Anerkennung des franzöſiſchen Freiſtaats und ſeiner Bundesgenoſſen, und gegen Abtretung des ganzen linken Rheinufers, Frieden. Am 13. des Wonnemonds kehrte hierauf auch Friedrich wieder in ſeine Hauptſtadt zurück, aber er änderte ſein früheres Betragen gegen die Stände nicht. Statt die gegen der überrheiniſchen Beſitzungen Abtretung durch einen beſondern Friedensſchluß mit Frankreich am 27. des Lenzmonds 1802 erlangten, und von der Reichsdeputation beſtätigten (den 23. des Hornungs 1803) anſehnlichen Entſchädigungen, die doch durch des Landes Opfer erkauft waren, dieſem, wie die Stände gehofft hatten, einzuverleiben, vereinte ſie Friedrich zu einem vom ältern Lande und ſeiner Verfaſſung ganz getrennten Staate, unter einer eigenen Regierung in Ellwangen, und theilte dieſes „Neuwürtemberg," wie es genannt ward, in drei Landvogteien, Ellwangen, Heilbronn und Rothweil. Am 2. des Weinmonds 1805 kam Napoleon Buonaparte, der erſt kurz ſich ſelbſt zu Frankreichs Kaiſer erklärt hatte, zum Kampfe gegen Oeſterreich gerüſtet, in Ludwigsburg an, und begehrte vom Churfürſten, er ſolle ſich an ihn anſchließen. W e r n i c h t f ü r m i c h i ſ t, i ſ t w i d e r m i c h, war auf deſſen Verſuche, die Neutralität zu erhalten, ſeine Antwort, und Friedrich hatte keine Wahl, als das völlige Verderben ſeines Landes, das trotz Generals Hügels Gegenanſtalten in Stuttgart mit der Hauptſtadt die Franzoſen ſchon beſetzt hatten, die Bezahlung einer neuen Brandſchatzung von acht Millionen Franken und unerſchwingliche Lieferungen, oder Einwilligung in Napoleons Begehren, und natürlich wählte er das Letztere. Aber auch dieſe Wahl brachte neue Opfer mit, eine Aushebung und ſchnelle Geldhülfe von fünf Tonnen Goldes. Beides bewilligten, die Nothwendigkeit der vom Churfürſten ergriffenen Maßregeln ſelbſt einſehend, die Stände, nicht ſo aber waren ſie

Digitized by Google

mit der Ausführung zufrieden. Allein ein ſchneller glücklicher Feldzug, in dem auch die würtembergiſchen Truppen ſich ruhmvoll auszeichneten, und der nach deſſen Beendigung, noch ehe der zu Preßburg am 26. des Chriſtmonds 1805 zu Stande gebrachte Frieden unterzeichnet ward, mit Frankreich abgeſchloſſene Staatsvertrag, welcher dem Churfürſteu neben anſehnlicher Gebietsvergrößerung den Königstitel und unumſchränkte Herrſchergewalt gab (den 12. des Chriſtmonds 1805), endete ihre Wirkſamkeit. Achtzehn Tage ſpäter, am vorletzten Tage des 1805ten Jahres wurde nach mehr als dreihundertjähriger Dauer die ſtändiſche Verfaſſung völlig aufgehoben. Am 1. Jan. 1806 wurde die Annahme der Königswürde dem Volke mit großer Feierlichkeit bekannt gemacht, und zugleich verordnet, daß dieſer Tag alle Jahre feſtlich begangen werden ſolle. Sowohl die altwürtembergiſchen als die neuen Lande wurde in ein unzertrennbares Königreich vereint, in Kreiſe, und ſpäter in Landvogteien (1810) eingetheilt, und überhaupt die alten Verhältniſſe auch in Hinſicht auf kirchliche und Forſt-Bezirke vielfach umgeſtaltet. Auch die Staatseinrichtung wurde nun durch alle Zweige verändert. Als oberſte Behörde wurde ein Staatsminiſterium gebildet, und mit ihm ſpäter ein Staatsrath verbunden (im Heumond 1811), die Leitung der Geſchäfte aber ſechs Departements-Chefs übertragen, auch wurde die Collegial-Verfaſſung aufgehoben, und dagegen die ſogenannte Büreaukratie eingeführt. Die Verwaltung des Kirchenguts wurde mit der Kammer vereinigt und dem Finanzminiſter untergeordnet, was ſpäter ſogar auch mit den Stiftungen geſchah. Alles erhielt jetzt eine neue Geſtaltung, die Kammer ſowohl, als die verſchiedenen Regierungsbehörden wurden neu organiſirt, in verſchiedenen Fächern vermehrt, und mit neuen Verhaltungs-Vorſchriften verſehen. Die Volksbildung und der Unterricht erlangten freilich manche Verbeſſerung durch die Errichtung eines Schullehrer-Seminars (1808), und die neue Regulirung des evangeliſchen Elementar-Schulweſens (1811), ſo wie man durch Begründung des Clinikums, Vervollkommnung der Anſtalten für die Wundarzneikunſt, Ausſetzung von Preiſen, Erweiterung des botaniſchen Gartens, Anſchaffung einer Mineralienſammlung und aſtronomiſcher Werkzeuge für die Tübinger Hochſchule zu ſorgen ſuchte. Auch errichtete Friedrich im Jahre 1812 eine eigene katholiſche Hochſchule und ein Prieſter-Seminar in Ellwangen; wie die Reformirten, erhielten auch die Katholiken nun völlige Glaubensfreiheit, und zur Regulirung ihres Kirchenweſens wurden Unterhandlungen mit dem Papſte begonnen. Aber indeß der König ſo für die Bildungsanſtalten wirkte, nahm er dagegen der Tübinger Hochſchule Rechte und Selbſtſtändigkeit, und hemmend und beſchränkend für dies wiſſenſchaftliche Streben waren nicht nur die Cenſur-Anſtalten (1808, 1809), ſondern auch das Verbot des Beſuchs fremder Hochſchulen (1807), und des Studirens der Conſkriptions-Pflichtigen. An die Stelle der Auswahl war nämlich jetzt die Conſkription gekommen, welche junge Leute jeden Standes bis zu einer gewiſſen Rangklaſſe und nur mit Ausnahme der Studirenden zum Kriegsdienſte verpflichtete (1810); eine Folge des einmal ergriffenen Syſtems, wodurch auch die Militäreinrichtung des Landes völlig verändert wurde. Durch den Beitritt zu dem von Napoleon nach völliger Aufhebung der deutſchen Reichsverfaſſung gegründeten Rheinbunde (den 12. des Heumonds 1806) nämlich, wurde Friedrich zur Aufſtellung eines Bundes-Contingents von zwölftauſend Mann und zur Theilnahme an den zahlreichen Kriegen des franzöſiſchen Kaiſers verpflichtet. So fochten Würtenbergs Heere nun auch in allen Feldzügen Frankreichs mit; allein die Abſendung einer Heerſchaar nach Spanien wendete die Standhaftigkeit und Klugheit des Königs auf dem Fürſten-Tage zu Erfurt glücklich ab (1808). Dagegen wandte er im Kriege mit Oeſterreich (1809),

Digitized by Google

als die Voralberger ſein Land bedrohten, deſto größere Streitkräfte auf, und wies kräftig alle feindlichen Angriffe zurück. Dafür erhielt er aber auch neben dem ſchon während des Krieges in Beſitz genommenen Fürſtenthums Mergentheim noch mehrere anſehnliche Vergrößerungen, und hoffte nun den Genuß einiger Ruhe. Ehe zwei Jahre verfloſſen, brach der ruſſiſche Krieg aus, in welchem die würtembergiſchen Truppen mit den Franzoſen, die Siege, aber auch die beiſpielloſen Unfälle des Feldzugs theilten, und von dem ganzen trefflichen Heere von fünfzehntauſend Mann nur wenige zurückkamen. Dennoch hielt Friedrich noch immer feſt an Napoleon, und als dieſer ſich aufs Neue zum Kampfe rüſtete, ſtellte auch der König mit außerordentlicher Anſtrengung ſein Truppen-Contingent vollzählig ins Feld. In der entſcheidenden Schlacht bei Leipzig ſtand noch eine kleine Schaar Würtemberger bei dem franzöſiſchen Heere, aber noch während des Treffens ging ein Reuter-Regiment derſelben zu den Verbündeten über. Friedrich ahndete dieſe That ſtrenge, dennoch mußte auch er der Macht der Umſtände weichen, die Sache Napoleons verlaſſen, und ſich den verbündeten Mächten anſchließen. Dies geſchah durch den Vertrag zu Fulda, 2. Novbr. 1813, in welchem dem Könige der Beſitz ſeiner ſämmtlichen Staaten, und eine vollſtändige Entſchädigung für die etwa abzutretenden Landestheile zugeſichert wurde. Zu dem Wiener Congreſſe, der die neue Geſtaltung Europa's beſtimmen ſollte, wurde auch Friedrich eingeladen, und Würtemberg war eine der fünf deutſchen Hauptmächte, welche die Einführung einer neuen Ordnung der Dinge in Deutſchland zu berathen hatte. Der König reiſte ſelbſt nach Wien, und wurde von dem Kaiſer von Oeſterreich und den andern daſelbſt verſammelten Fürſten mit großer Auszeichnung empfangen. Aber bald erkannte er, daß die hier gefaßten Beſchlüſſe ſeinen Anſichten gar nicht entſprachen, und noch vor dem Ausgang des Congreſſes kehrte er daher in ſeine Staaten zurück. Kurz darnach nahm er zwar auch, als Napoleon von Elba aus ſeinen Kaiſerthron wieder eroberte, an dem Bunde gegen ihn Antheil, ſein Heer erfocht ſich bei Straßburg neuen Ruhm, und auch Würtemberg erhielt außer engliſchen Hülfsgeldern nach wiederſchloſſenem Frieden auch Antheil an den franzöſiſchen Brandſchatzungs-Geldern und an der Beſetzung Frankreichs. Aber er trat doch erſt ſpät (am 1. des Herbſtmonds 1815) dem deutſchen und noch zwei Wochen ſpäter dem heiligen Bunde bei. Doch früher noch hatte, erkennend, daß er allein ſich den Wiener Beſchlüſſen nicht werde entziehen können, dem Lande ſtatt der alten Verfaſſung, „welche im Drang der Zeiten hätte zu Grunde gehen müſſen," eine neue paſſendere verheißen. Würtembergs Bewohner hätten ſich dem Anſcheine nach glücklich preiſen ſollen, bei dieſem Verſprechen ihres Herrſchers, denn für ſie alle war die erſtverfloſſene Zeit der Souveränität eine harte bängliche Zeit geweſen. Selbſt die ehemaligen Reichsfürſten und der alte unmittelbare Adel erfuhren mannichfache Demüthigungen. Die Beamten waren bei kümmerlichen Beſoldungen, fortdauernden Gefahten und Beſchwerden ausgeſetzt, weil das geringſte Verſehen ſchwere Strafen nach ſich ziehen konnte, und weil es Grundſatz war, die Landbeamten nie lange auf Einer Stelle zu laſſen. Das Volk ſelbſt drückten ſchwere Abgaben und die Conſcription, die Leidenſchaftlichkeit des Königs und ſeiner Günſtlinge Uebermuth, die niedern Klaſſen deſſelben aber vornehmlich Friedrichs Jagdliebe, die Quelle zahlloſer Frohnen und anderer Beſchwerden. Selbſt ſeine guten Eigenſchaften verfehlten oft ihre Wirkung, ſeine Gerechtigkeitsliebe artete in allzugroße Strenge aus, und manche edlen Regungen in ihm machten die unſeligen Umſtände wirkungslos. Dennoch wurde die Verfaſſung, welche Friedrich ſeinem Volke anbot, von den Abgeordneten deſſelben mit großer Einſtimmigkeit verworfen. Sie enthielt zwar auch einiges Gute, aber ſchon die Art ihrer Abfaſſung und ſo manches weſentliche Stück in ihr

Digitized by Google

machten, daß man ſich zu dem Schluſſe berechtigt glaubte, es ſey dem Könige damit nur darum zu thun, daß er unter anderer Form auf die bisherige Weiſe fortherrſchen könne. Da nun hierzu noch die eifrigen Einwirkungen der Verfechter der alten Verfaſſung kamen, ſo mußte der erſtaunte König freilich bald erfahren, wie wenig Hoffnung da ſey, ſein neues Werk in Ausführung zu bringen. Vom Wonnemond bis zum Erntemond dauerten die Verhandlungen, aber die Stände beharrten auf ihrem Verlangen, die alte Verfaſſung ſollte, und zwar, auch mit Ausdehnung auf die neuen Lande, wieder eingeführt, und dann erſt die zeitgemäßen Verbeſſerungen darin vorgenommen werden. Es kam darüber endlich ſo weit, daß ſie gar ungnädig entlaſſen wurden, dennoch ſchien ihre Beharrlichkeit, ſo wie die Stimmung des Volks, endlich bei Friedrich Eindruck zu machen, denn im Weinmonde des nämlichen Jahrs berief er ſie aufs Neue, und legte ihnen vierzehn Sätze vor, deren Inhalt, zur Grundlage der neuen Verfaſſung beſtimmt, zu guten Hoffnungen berechtigte, und eifrige Verhandlungen zur Folge hatte. Allein unvermuthet machte dieſem der am 30. des Weinmonds um halb zwei Uhr Morgens erfolgte ſchnelle Tod des Königs ein Ende. Friedrich, der die Regierung eines Herzogthums von nicht 200 Quadratmeilen mit 600.000 Menſchen angetreten hatte, hinterließ ſeinem Nachfolger Friedrich Wilhelm Carl (geb. d. 27. Sept. 1781) ein Königreich von 368 Quadratmeilen mit beinahe 1.400.000 Menſchen, das, obgleich durch außerordentliche Anſtrengungen erſchöpft, dennoch zu den fruchtbarſten und am meiſten bevölkerten Ländern Deutſchlands gehört. Der Nachwelt bleibt es überlaſſen, Friedrichs Karakter und Regierung unparteiiſch zu würdigen. Darin ſtimmen die Zeitgenoſſen überein, daß er ein Fürſt von ſeltenen Geiſtesanlagen und von großer Willens- und Thatkraft war; ein Fürſt, wie ihn das Vaterland in jenen ſtürmiſchen Zeiten gerade nöthig hatte, um ſeine Selbſtſtändigkeit zu retten.

Friedrich I., König von Schweden und Landgraf von Heſſen-Caſſel, geboren den 27 Apr. 1676, diente nach und nach im holländiſchen und preuß. Heere, begab ſich 1714 nach Schweden, und vermählte ſich 1715 mit König Carls XII. Schweſter Ulrike Eleonore, und wurde durch dieſelbe 1718 Mitregent von Schweden und 1720 wirklicher König. Durch die Kriege war Schweden verarmt, und durch Anerkennung der Reichsſtände in Parteien zerriſſen, ſo, daß ſeine guten Einrichtungen und ſeine redlichen Abſichten nicht das erzielten, was ſie unter günſtigern Umſtänden gewirkt haben würden. Sein Tod erfolgte den 25. März 1751, und ſein Thronfolger war Adolph Friedrich.

Friedrich I. von Aragon, König von Sicilien, war der dritte Sohn von Peter von Aragon und Conſtanze von Schwaben. Nach dem Tode ſeines ältern Bruders, König Alfons von Aragon, übertrug ihm ſein Bruder Jakob, als er nach Aragon eilte, die Regierung über Sicilien, und die ihn liebenden Sicilianer krönten ihn zu Palermo den 25. März 1296, als ſie hörten, daß Jakob Sicilien dem Hauſe Anjou überlaſſen hätte. In dem darauf erfolgten Kriege (1296 — 1302) behauptete er ſich gegen den König von Neapel, ſeinen Bruder Jakob, Frankreich und den Papſt, entſagte zwar dem Königstitel von Sicilien, nahm aber dafür den von Trinakria an. Handel, Ackerbau und Schifffahrt wuchſen unter ſeiner Regierung, und er hinterließ bei ſeinem Tode, den 25. Jun. 1337, Sicilien als Seemacht. Ihm folgte ſein älteſter Sohn Peter II. 2) **Friedrich II.** von Aragon, König von Sicilien, Sohn Peters II., folgte ſeinem ältern Bruder Ludwig im Nov. 1355, führte aber in der Geſchichte nur den Namen des Einfältigen und verdient ihn auch; denn durch ſeine Schwäche verlor er 1356 Meſſina und kurz darauf auch Palermo, und konnte beide Städte nur dadurch wieder erlangen, daß er ſich der Königin Johanna I. von Neapel 1365

tributbar erklärte. Er ſtarb kurz darauf, und hinterließ eine Tochter, Namens Maria, die ſich mit Martin II., König von Aragon, vermählte.

Friedrich von Aragon, König von Neapel, von 1496—1501, war Oheim Ferdinands II., der den 5. Okt. 1496 ohne Kinder ſtarb, und ihm Neapel hinterließ. Die Belehnung des Papſtes erfolgte zu Capua den 10. Aug, 1497, dennoch erklärte Ludwig XII., ein näher Recht auf den neapolitaniſchen Thron zu haben, ließ Truppen gegen ihn ziehen, und nöthigte ihn, da ihn auch der ſpan. König Ferdinand hinterging, ſich in ſeine Arme zu werfen. Er erhielt das Herzogthum Anjou, mit einem jährlichen Einkommen von 30.000 Dukaten. Er ſtarb in Frankreich d. 9. Sept, 1504. Sein älteſter Sohn, welchen Gonſalvo de Cordova gefangen hielt, ſtarb ohne Kinder, und mit ihm erloſch die Nachkommenſchaft der Könige von Neapel vom aragoniſchen Stamme.

Friedrich I., der Siegreiche, Churfürſt von der Pfalz, Sohn Ludwigs des Bärtigen, bekam nach ſeines ältern Bruders, Ludwig IV., des Sanftmüthigen, Tode, anfangs die Vormundſchaft über deſſen hinterlaſſenen Sohn Philipp (1449), dann 1454 die Churwürde, weil er verſprach, ohne Gemahlin zu leben, und den Pfalzgrafen Philipp zum Erben einzuſetzen. Dennoch vermählte er ſich ſpäter mit Clara von Werthheim, allein die Kinder aus dieſer Ehe ſuccedirten nicht. Bis zu ſeinem Tode (1476) führte er faſt mit allen ſeinen Nachbaren Fehde, unterſtützte den Graf Adolph von Naſſau gegen den Grafen Dietrich von Iſenburg, der, vom Kaiſer begünſtigt, jenem das Erzbisthum Mainz entreißen wollte, führte ſpäter ſeine Truppen zu Dietrichs Unterſtützung gegen Adolph, erfocht 1472 den wichtigen Sieg bei Heidelberg, worin viele Fürſten, Grafen und Herren in ſeine Gefangenſchaft geriethen, die ſich mit ſchwerem Gelde löſen mußten. Von dem Kaiſer in den Bann gethan, wagte keiner der Fürſten, die Vollziehung der Acht zu übernehmen, und, um den Kaiſer zu verſpotten, erbaute er bei Heidelberg eine feſte Burg, und nannte ſie Trutzkaiſer. 2) Friedrich II., der Weiſe, Churfürſt von der Pfalz, der vierte Sohn des Churfürſten Philipp, war 1483 geboren, und folgte 1544 ſeinen Bruder Ludwig dem Friedfertigen im Churfürſtenthume, ungeachtet Otto Heinrich, des ältern Bruders Ruprechts Sohn, eigentlicher Erbe war. Ehe er Churfürſt wurde, war er dem Hauſe Oeſtreich ſehr ergeben; König Philipp I. von Caſtilien liebte ihn ſehr, und trug ihm auch die Vormundſchaft über ſeinen älteſten Prinzen Carl auf; er wurde aber durch die Niederländer vertrieben. Im Jahr 1529, als Soliman II. Wien belagerte, war er Anführer des Reichheers. Als Churfürſt führte er Luthers Lehre in der Pfalz ein, traf mehrere gute Anſtalten, und ſt. 1556. 3) Friedrich III., der Fromme, Sohn des Pfalzgrafen Johann von Simmern, geb. 1515, nahm früh die reformirte Lehre an, der Drohungen des Kaiſers Ferdinand ungeachtet, diente in ſeiner Jugend in dem Kriege gegen die Türken, und folgte 1559 dem Pfalzgrafen Otto Heinrich in der Churwürde. Er unterſtützte die Proteſtanten in Frankreich, erbaute Frankenthal und bevölkerte es mit Niederländern, die wegen der Religion vertrieben waren, ließ den Heidelberger Katechismus, das ſymboliſche Buch der reformirten Kirche, abfaſſen, legte Schulen zu Neuhaus bei Worms, zu Salz am Rhein und zu Amberg an, und ſtarb 1576. Ihm folgte ſein Sohn Ludwig der Leichtfertige. 4) Friedrich IV. der Aufrichtige, Sohn Ludwig VI., des Leichtfertigen, geboren 1574, verlor ſeinen Vater 1583, und trat 1592 die Regierung an. Der Pfalzgraf Johann Caſimir war ſein Vormund, und bewog ihn, den Glauben ſeines Vaters, der Lutheraner geworden war, wieder zu verlaſſen und die reformirte Lehre anzunehmen. Nach Johann Caſimirs kinderloſem Tode vereinigte er Lautern und Neuſtadt mit ſeinen Ländern, bildete kurz vor ſeinem

Digitized by Google

Tode die Union zu Hall in Schwaben 1610, nahm in dem von ihm aufgebauten Mannheim aus den Niederlanden vertriebene Proteſtanten auf und ſtarb den 9. Sept. 1610. 5) Friedrich V., Churfürſt von der Pfalz und König von Böhmen, Sohn des Vorigen und ſein Nachfolger, war 1596 geboren, erhielt 1619 die böhmiſche Königskrone, die er durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, den 8. Nov. 1620, zugleich mit dem Churhute verlor, irrte ſeitdem in Deutſchland und den Niederlanden umher, und ſtarb kurz nach Guſtav Adolph von Schweden den 19. Sept. 1632 zu Mainz.

Friedrich I., der Streitbare, erſter Churfürſt von Sachſen, aus meißniſchem Stamme, Sohn des Landgrafen Friedrich des Strengen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, war 1369 geboren und folgte ſeinem Vater 1331. Seinen Beinamen verdiente er wegen ſeiner vielen Fehden gegen ſeine Vaſallen und die Huſſiten (ſeit 1419), erhielt 1422 nach dem Ausſterben der askaniſchen Churfürſten die ſächſiſche Churwürde, ererbte ſeiner kinderlos ſterbenden Brüder, Wilhelm und Georg, Länder, und vereinte ſo die Beſitzungen ſeines Hauſes. In den letzten Jahren ſeines Lebens war er nicht glücklich gegen die Huſſiten, er grämte ſich darüber, ſtarb den 4. Jan. 1428 zu Weißenfels, und wurde zu Meißen begraben. Er reſidirte gewöhnlich in Leipzig, wo er 1409 den 2. Dec. eine Univerſität geſtiftet hatte, oder zu Weißenfels. Von ſeiner Gemahlin Catherine von Braunſchweig, hinterließ er drei Söhne, Friedrich, Siegmund (ſt. als Biſchof v. Würzburg 1463) und Wilhelm. 2) Friedrich II., der Sanftmüthige, Sohn des Vorigen, geb. 1411, wurde nach ſeines Vaters Tode Churfürſt, regierte aber mit ſeinen Brüdern gemeinſchaftlich bis 1445, wo Siegmund ſeines Antheils ſich begab, und Wilhelm den größten Theil von Thüringen erhielt. Mit den Huſſiten führte er einen verderblichen Krieg, ſo wie mit ſeinem Bruder den verheerenden Bruderkrieg von 1445—51, reſidirte größtentheils zu Altenburg, wo Kunz von Kaufungen (ſ. d. A.) ihm ſeine Prinzen, Ernſt und Albrecht, raubte, und ſtarb den 7. Septbr. 1464, zu Leipzig. 3) Friedrich III., der Weiſe, Churfürſt von Sachſen erneſtiniſcher Linie, Sohn des Churfürſten Ernſt, geb. 1463, folgte demſelben 1486 in der Churwürde, regierte aber mit ſeinem Bruder Johann die übrigen Lande gemeinſchaftlich, ſtiftete 1502 die Univerſität zu Wittenberg, ſtand bei allen deutſchen Fürſten in ſo großem Anſehn, daß er den 25. Jun. 1519 einhellig zum Kaiſer erwählt wurde, nahm dieſe Würde aber aus Liebe zur Ruhe nicht an. Ungeachtet er 1483 und 86 vom Kaiſer und Reich die Anwartſchaft auf Jülich erhalten hatte, konnte er doch nach des letzten Herzogs Wilhelm Tode, 1511, die Erbfolge nicht erlangen, welches Herzogthum Johann III. von Cleve an ſich brachte. Unter ihm begann Luther den Ablaßſtreit mit Tezel, welcher die Reformation zur Folge hatte. Er ſtarb den 5. Mai 1525 zu Lochau an Steinſchmerzen, war nie vermählt, und hinterließ zwei unehliche Söhne, Sebaſtian u. Friedrich von Jeſſen.

Friedrichsd'or, preußiſche Goldmünze, die 1713 aufkam, und nach dem Louisd'or- oder Piſtolenfuß eingerichtet wird. Man unterſcheidet alte, mittlere und neue. Die alten wurden bis zum Tode Friedrichs des Großen 1786 geſchlagen, haben lateiniſche Umſchriften, und halten 21 Karat 9 Grän fein; 38 Stück gehen auf die Mark, wie bei dem alten Louisd'or, ſo daß der Werth 4 Thlr. 20 Gr. Conv., oder mit dem Agio 5 Thlr. beträgt. Die mittlern wurden im ſiebenjährigen Kriege mit den Jahrszahlen 1755 und 1757 geſchlagen, haben auch lateiniſche Umſchrift, ſind aber von geringerem Gehalte und größerm Umfange, als die alten; ſie hatten den wahren Werth von 3 Thlr. 12 Gr. 6 Pf., und wurden nach dem Frieden 1763 reducirt. Die neuen oder Friedrich Wilhelmsd'or wurden ſeit 1787 geprägt, und haben deutſche Umſchriften. Das Gold iſt auch 21 Karat 9 Grän fein; allein man

Digitized by Google

rechnet 35 Stück auf die rauhe Mark, wonach der Werth 5 Thlr. Conv. die mit dem Agio 5 Thlr. 8 Gr. beträgt. Nach demſelben Verhältniß ſind die doppelten und halben eingerichtet.

Friedrichshall, eine Stadt im norwegiſchen Stiftsamte Chriſtiania, an der Mündung des Tiſtedal in den Swineſund, mit 3900 Einw., einem guten Hafen, Zucker- und Tabaksfabriken, Eiſen- und Bretterhandel. Dabei die 350 Fuß über der Nordſee liegende Bergfeſtung Friedrichſtein mit den Forts Güldenlöwe und Oberberg; zwiſchen dem erſtern und der Feſtung ward König Carl XII. am 11. Dezbr. 1718 erſchoſſen.

Friedrichsham, feſte Stadt im ruſſ. Gouvernement Finnland, auf einer Halbinſel des finniſchen Meerbuſens, mit 1350 Einwohnern, dem ſeit 1791 ſtark befeſtigte Hafen Rotſchenſalm, 13 Werſten von der Stadt, mit Magazinen und Caſernen für 14.000 Mann, ſonſt noch 30 Häuſern und einigen Inſeln, wo die ruſſiſche Galeerenflotte liegt, und in dem jährlich an 300 Schiffe einlaufen; Land und Seehandel. Da die Stadt 1742 von den abziehenden Schweden verbrannt wurde, ſo ward ſie, nachdem ſie 1743 von Schweden an Rußland abgetreten war, neu und regelmäßig wieder aufgebaut. Friede zwiſchen Schweden und Rußland 1809, ſiehe **Friedensſchlüſſe**.

Fries, 1) ein wollenes Zeug, welches grob und ungeſchoren, auch von geringer Landwolle gewebt, nur wenig gewalkt und nicht gepreßt iſt; zu Bett- und Pferdedecken, zu Unteröcken u. a. brauchbar; es giebt einfachen, geköperten, breiten und ſchmalen, groben und feinen; der feinſte kommt aus England von Colcheſter. 2) **Fries**, ein langer, ſchmaler Streif, der in horizontaler Richtung oben an einer Wand herumläuft. 3) ſ. **Säule**.

Frieſel, eine Hautkrankheit, iſt ein mit einem Ausſchlag verbundenes Fieber. Der Ausſchlag ſelbſt beſteht in kleinen auf der Haut hervorbrechenden, meiſt ſpitzigen, den Hirſenkörnern ähnlichen Bläschen, die mit einer klaren Feuchtigkeit angefüllt, bald weiß, bald röthlich erſcheinen; daher man das Frieſel in das **weiße** und **rothe** eintheilt. Bei dem rothen nimmt man die Bläschen auf einem rothen Boden wahr; ſie ſind von kleiner Geſtalt, ſelbſt röthlich oder die Röthe der Haut ſchimmert durch; bei den weißen erſcheint die Haut entweder gar nicht roth, oder die Bläschen ſind größer und mit eiterähnlicher Feuchtigkeit gefüllt. Das Perl- und Glasfieber iſt eine Unterart, und zeigt ſich in größeren, geronnenen Schweistropfen ähnlichen Bläschen, die mit kryſtallheller Flüſſigkeit angefüllt ſind. Das Frieſel tritt entweder am Rücken, der Bruſt, dem Halſe und zwiſchen den Fingern, zuweilen auch an den Armen und Schenkeln, manchmal auch an dem ganzen Körper zum Vorſchein. Störungen in der Verdauung oder Säure im Magen führen ſie bei Kindern häufig herbei. Die Heilart einer ſolchen Krankheit iſt leicht; erſcheint ſie jedoch als Folge eines heftigen Fiebers oder innerer Entzündung, ſo iſt Gefahr vorhanden. Merkwürdig iſt es, daß man in ältern Zeiten keine genauere Nachricht von dem Frieſel hat. Viele behaupten, daß Hippokrates daſſelbe unter dem Namen **Exanthema** beſchrieben habe.

Frieſen, ein altes deutſches, zum Stamme der Iſtävonen oder Ingävonen gehöriges Volk. Sie wohnten zwiſchen dem Mittelrheinarme, der Nordſee und Ems, alſo im heutigen Weſtfriesland, Gröningen, dem nördlichen Stück von Oberyſſel und den Inſeln, die der Ausfluß des Rheins bildete, oder ſich ſo in dieſer Gegend im Ocean befanden, und in den Inſeln der damals noch nicht in eins zuſammengefloſſenen Zuyderſee. Der eigentliche Rhein trennte ſie von den Batavern, und vermuthlich auch von den Kaninefatern, die Ems aber von den Chaukern. Südlich gränzten ſie an die Bructerer und Marſer; nach der Vertreibung der Letztern aber an die Angrivarier und Chamaver. Vor Cäſars Zeiten wurden ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach,

Digitized by Google

aus der Bataverinſel, wo ſie alſo zuerſt wohnten, von dem mächtigern Volke der Bataver zurückgedrängt. Als Druſus und Germanikus in Deutſchland ſtanden, waren ſie die wärmſten Freunde der Römer, ſo wie Feinde der Cherusker, daher ſie Erſteren den thätigſten Beiſtand gegen Letztere leiſteten. Die römiſche Flotte, welche an der Mündung der Ems durch die Ebbe in große Gefahr gekommen war, retteten ſie vom Untergange. Nachdem aber die Frieſen von den Römern als Unterthanen behandelt zu werden anfingen, ſo wurden ſie eben ſo ſehr ihre erklärten Feinde, erwürgten die römiſchen Soldaten, zerſtörten die angelegten Feſtungen, und belagerten ſogar eine derſelben, obgleich vergeblich. Corbulo hätte ſie unterjocht, wenn er nicht vom Kaiſer Claudius den Befehl erhalten hätte, ſich auf die Weſtſeite des Rheins zurück zu ziehen. Unter Nero bemächtigten ſie ſich einiger herrenloſen Ländereien diesſeits der Zuyderſee, vermuthlich auch der Yſſel: ſie mußten ſie jedoch, ungeachtet ihrer Gegenvorſtellungen an den Kaiſer, wieder räumen. Von der Zeit an findet man ihrer nicht eher wieder erwähnt, als im 4ten und 5ten Jahrh., und zwar als zu dem großen Bunde der Sachſen gehörig. Sie hatten ſich aber damals weit mehr ausgebreitet, nämlich von der Schelde bis an die Elbe und Eider längs der Seeküſte, woraus man ſchließen kann, daß man unter ihrem Namen einen Bund von mehreren Völkern begriff. Man findet ſie auch in Britannien unter den ſächſiſchen Völkern. Unter Kaiſer Julian eroberten ſie die Bataverinſel, und erhielten ſich von nun an in derſelben, ſo daß man ſie als Stammväter der jetzigen Niederländer anſehen kann. Der fränkiſche Majordomus Pipin, demüthigte ſie hier zuerſt, indem er ihren König Radbod ſchlug, und ihm das weſtliche Land bis an die Rheinmündungen abnahm. Der Nachfolger deſſelben, Poppo, ſuchte das Verlorne wieder zu gewinnen, wurde aber von Carl Martell zurückgetrieben. Carl der Große eroberte auch das öſtliche Reich der Frieſen, und ließ es durch eigene Herzoge regieren. Dennoch blieb auch unter den Franken der Name Friſa, und Gent, Antwerpen und andere Städte wurden als friſiſche Städte betrachtet. Graf Edzard vereinigte, nach einem langen Kampfe mit jenen Herzogen, aus denen ſpäter Häuptlinge entſtanden, Oſtfriesland, und erhielt es als deutſches Reichslehn. Ihre Grafen ſchwangen ſich in der Folge zu Fürſten empor, bis mit dem Tode des letzten Fürſten, Preußen, auf den Grund der kaiſerlichen Erbbelehnung von 1690, den Staat in Beſitz nahm. Durch den Frieden von Tilſit wurde es Preußen wieder entriſſen. 1814 kam es an Hannover. Was die Lebensart der Frieſier betrifft, ſo ſchildert ſie Tacitus als ein äußerſt armes Volk, das den Römern ſeinen Tribut nur mit Thierhäuten abzahlen konnte. Ihr Land war voll Seen und Moräſte, wie noch jetzt, ſehr flach, und gegen das Meer zu niedrig. Unter den vielen Waldungen deſſelben war der Baduhenna der berühmteſte. An den Küſten fand man nur einen einzigen Brunnen mit ſüßem Waſſer; aber wer davon trank, verlor nach einigen Jahren ſeine Zähne, wofern er nicht die Britanika (vielleicht Grindwurzel) dagegen brauchte.

Frigga, ſ. Nordiſche Mythologie.

Friſches Haff, Buſen der Oſtſee an der preußiſchen Küſte, über 12 Meilen lang und 3 Meilen breit; dieſes ſüße Waſſer hat viel Fiſche. Der lange, ſchmale Landſtrich, der es von dem Meere trennt, heißt die friſche Nehrung.

Friſchlin (Nikodemus), ein durch Geiſt und Gelehrſamkeit und durch ſeine außerordentlichen Schickſale merkwürdiger Philoſoph und Dichter des 16ten Jahrhunderts. Er war im Jahre 1547 zu Balingen geboren, durchlief die Klöſter Königsbronn und Bebenhauſen, und kam im fünfzehnten Jahre ſeines Lebens in das herzogliche Stift zu Tübingen. Hier durchwanderte er beinahe das ganze Gebiet des damaligen gelehrten Wiſſens, und

machte beſonders in der alten Sprachkunde große Fortſchritte, ſo daß er ſchon nach fünf Jahren als Lehrer der Dichtkunſt und der Geſchichte angeſtellt wurde, bald darauf während der Abweſenheit des Apianus auch deſſen Lehrſtelle verſah, und in den ihm ebenfalls übergebenen öffentlichen Disputir-Uebungen jährlich beinahe den ganzen Kreis der Weltweisheit und der Natur-Wiſſenſchaften durchlaufen konnte. Sein Ruhm erſcholl daher auch bald in fremden Landen, von mehreren Orten her bekam er ehrenvolle Anträge zu Lehrſtellen, und der Kaiſer Rudolf bekränzte ihn für das Luſtſpiel, Rebekka, mit dem Dichter-Lorbeer (1575). Bei ſeinem Landesherrn ſtand er ebenfalls in großen Gnaden, und erhielt von ihm mehrere Beweiſe beſondrer Gunſt. Ludwig kannte des Mannes herrliche Gaben, und um ihn recht feſt an ſein Vaterland zu knüpfen, nahm er ſich daher auch Friſchlins gegen ſeine Amtsgenoſſen, die ihn auf vielfache Weiſe zu kränken ſuchten, an, und vermochte ihn, als er deßwegen ſeine Entlaſſung begehrte, noch länger zu bleiben. Aber den Herren zu Tübingen war es gar nicht recht, der junge Lehrer fand ſo gar viel Beifall bei den Studirenden, und zeigte Geiſtes-Ueberlegenheit bei ſo manchen Gelegenheiten gar zu deutlich, ließ auch wohl merken, daß er es nicht in Allem mit ihnen und dem Althergebrachten halte, und darum mußte man ihn, wo möglich fortzuſchaffen ſuchen. Friſchlin, der im jugendlich-lebendigen Gefühle ſeiner Geiſteskraft öfters die Schranken durchbrach, und, nicht ſelten ohne Anſehn der Perſon und wohlbedachte Ueberlegung, ſeiner Laune und ſeinem Witze die Zügel ſchießen ließ — Friſchlin gab ihnen leider hierzu ſelbſt Gelegenheit. Während er gerade in einen ſcharfen und von beiden Seiten auch ſchriftlich, mit großer Bitterkeit geführten, Streit mit ſeinem Lehrer Cruſius verwickelt war, hielt er eine Lobrede auf das Landleben, worin mehrere ſehr ſtarke Ausfälle auf den Adel vorkamen. Vergebens ſuchte man dieſe Rede ſogleich zu unterdrücken, mehrere Exemplare davon kamen in unrechte Hände, vergebens nahm ſich Herzog Ludwig, als Friſchling vom Adel bei dem Kaiſer verklagt wurde, ſeiner an, vergebens that Friſchlin ſelbſt Alles, um ſich zu vertheidigen und zu entſchuldigen; — jetzt mußte er fort, und ging nach Laibach im Krainiſchen (1582). Auch hier aber blieb er nicht ruhig, durch zwei grammatiſche Werke, die er da herausgab (Grammatica nova latina und Strigilis grammatica), und worin er nicht nur gegen ſeine alten Widerſacher, gegen Cruſius vorzüglich, ſondern auch überhaupt gegen alle Verderber der lateiniſchen Sprache loszog, vermehrte er den Haß und die Zahl ſeiner Feinde. Dennoch rief, da die Studirenden ihren geiſtvollen Lehrer ſehnlichſt wünſchten, Ludwig ihn wieder nach Tübingen, um dort ſeine Lehrſtelle aufs Neue anzutreten. Doch es ſtand nicht lange an, ſo begannen wieder die alten Händel; der Adel und die akademiſchen Lehrer erhoben aufs Neue bittere Klagen gegen Friſchlin, zuletzt verlor er auch des Herzogs Gnade, und nun mußte er das Land räumen (1585). Er zog einige Zeit in Deutſchland umher, lehrte hierauf anderthalb Jahre in Braunſchweig (1588 — 1589), bekam aber auch hier Streit, und floh nach Mainz. Von da ſchickte er im Lenzmonate 1590 eine heftige Schrift an die Kanzlei, durch welche dieſe ſo ſehr aufgebracht wurde, daß ſie ihn zu Mainz gefangen nehmen und nach Hohen-Urbach führen ließ, wo er noch ſein lateiniſches Helden-Gedicht, Hebrais, vollendete, bei einem Verſuche zur Flucht aber, weil die zuſammengeknüpften Tücher, an denen er ſich aus ſeinem Kerker niederlaſſen wollte, brachen, herabfiel, und des Morgens zerſchmettert auf einen Felſen gefunden wurde (den 29. des Windmonats 1590). So ſtarb Friſchlin als das Opfer ſeiner Unbeſonnenheit und des Haſſes ſeiner erbitterten Gegner. Ein Mann, der an Geiſt, Witz und Scharfſinn die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen übertraf, der auf mehrfache Art, als Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber, ſich auszeichnete, und deſſen Schriften nach Form und Inhalt zu den

Digitized by Google

trefflichſten ſeines Jahrhunderts gehören. Ein ſchönes Denkmal hat ihm Conz geſtiftet durch den trefflichen Aufſatz: „N. Friſchlin, der unglückliche würtembergiſche Gelehrte und Dichter,“ in Hausleutners ſchwäbiſchem Archiv. III. 13. 1. Stück. Nr. 1.

Friſt, im juridiſchen Sinn, der durch's Geſetz und richterliche Vorſchrift beſtimmte Zeitraum, welcher einer Partie zur Verrichtung irgend einer gerichtlichen Handlung vorgeſchrieben wird. Sächſiſche Friſt kommt von der alten dreimaligen Vorladung her, wovon eine jede 14 Nächte in ſich faßte. Da man in neuern Zeiten noch drei Tage hinzufügte, ſo beſteht ſie jetzt aus 45 Tagen. Nothfriſt nennt man eine ſolche von den Geſetzen vorgeſchriebene Friſt, welche von dem Richter nicht verlängert werden kann. Dahin gehört die zehntägige Nothfriſt, fatale Decendium, welche von der Publikation eines Urtheils von 12 Uhr Mittags des Eröffnungstages bis 12 Uhr Mittags des zehnten Tages danach läuft, und binnen welcher Rechtsfriſt ein Rechtsmittel gegen das Urtheil eingelegt ſeyn muß, außerdem es rechtskräftig wird. Verjährungsfriſt iſt ein von den Geſetzen beſtimmter Zeitraum, binnen welchem ein nicht gebrauchtes Recht erliſcht und ein angemaßtes Recht gültig geworden iſt (ſ. Verjährung). Jahr und Tag iſt eine Friſt von einem Jahr, ſechs Wochen und drei Tagen.

Fritſch (Thomas von), churſächſiſcher Miniſter, geb. 1700 zu Leipzig, wo ſein Vater, Thomas Fritſch, Buchhändler war, widmete ſich den Rechten, erhielt in Dresden eine Anſtellung, und wurde in Aufträgen des Hofes 1740 nach Paris geſchickt. Seine großen Kenntniſſe bewogen Kaiſer Carl VII., ihn zum Reichshofrath zu ernennen; nach dieſes Kaiſers Tode ging er aber wieder nach Sachſen zurück, wurde in den Freiherrnſtand erhoben, unterſchrieb als ſächſiſcher Bevollmächtigter den Hubertsburger Frieden, wurde kurz darauf Conferenzminiſter und geheimer Rath, und ſtarb zu Dresden den 1. Dez. 1775. Er ſchrieb: Zufällige Betrachtungen über die Einſamkeit, Leipzig 1763, 3 St. 8.

Frobisher (Sir Martin), oder Frobiſer, auch Frobisher, einer der erſten Seefahrer Englands, der unter der Königin Eliſabeth ſich ſowohl durch ſeine Reiſen, als Entdeckungen berühmt machte. Er war zu Doncaſter in Yorkſhire geboren, nahm ſehr bald Seedienſte, und zeichnete ſich durch Kühnheit und Geſchicklichkeit aus. Bei ſich überzeugt, daß es eine nordweſtliche Durchfahrt gäbe, auf der man nach China kommen könne, verſuchte er 15 Jahre lang bei mehreren Kaufleuten die Ausrüſtung einiger Schiffe durchzuſetzen, ohne daß es ihm gelang. Glücklicher war er bei der Regierung; denn er erhielt drei kleine Fahrzeuge, von denen das größte kaum von 25 Tonnen war, und ſegelte 1576 von Deptford ab. Er wandte ſich nördlich, entdeckte mehrere Inſeln, kam nach Grönland, und drang durch die Meerenge, die ſeinen Namen führt. Beim Eintritt des Winters ging er zurück; um die Königin Eliſabeth zu einer neuen Expedition zu bewegen, gab er vor, beträchtliche Goldminen entdeckt zu haben. In den Jahren 1577 und 78 unternahm er zwei Reiſen dorthin, beſuchte dieſelben Länder, beſtimmte ihre Lage mit größter Genauigkeit, und nahm im Namen der Krone England förmlich Beſitz, ohne weder eine Durchfahrt, noch Goldminen gefunden zu haben; denn eine Menge ſchwerer Steine, die er für gold- und ſilberhaltig hielt, dienten ſpäter zum Straßenpflaſter. Im Jahr 1585 nahm Frobisher Theil an Drake's Unternehmung nach Weſtindien, ſo wie 1588 an der Niederlage der unüberwindlichen Flotte Philipps II., weßwegen ihn die Königin Eliſabeth, wegen bewieſener Tapferkeit, zum Ritter ernannte. Im Jahr 1590 befehligte er mit Raleigh eine Flotte, die beauftragt war, ſpaniſche Küſten zu beunruhigen, während Hawkins ihren Galionen bei den Azoren auflauerte, und end-

Digitized by Google

lich 1595 wurde er mit 6 Schiffen Heinrich IV. zu Hilfe geſchickt, landete bei Breſt, eroberte das Fort Grodon, und ſtarb an den dabei erhaltenen Wunden zu Plymouth 1594.

Frohndienſte muß der Beſitzer eines Bauer-Grundſtücks, als ſolcher, ſeinem Erblehnherrn leiſten, der gewöhnlich auch zugleich der Gerichtsherr iſt. Sie ſind von mancherlei Art, als z. B. Baufrohnen, bei Aufführung neuer und Ausbeſſerung alter Ritterguts-Gebäude, Bewachung der Ritterſitze, Ackerdienſte, Spann- und Handdienſte u. dergl. Auch werden ſie in gemeſſene und ungemeſſene Dienſte eingetheilt, je nachdem ihre Quantität und Qualität, entweder nach gewiſſen Tagen oder nach gewiſſen Arbeiten und Verrichtungen, beſtimmt iſt oder nicht. Nach ſächſiſchem Rechte verjähren ſie mit 31 Jahren, 6 Wochen und 3 Tagen, wozu es aber der Frohnherr nicht leicht kommen läßt. — Frohnfeſte, das öffentliche Gefängniß. Vergl. Angarien.

Frohnleichnam (Das Feſt vom). Da die, dem katholiſchen Lehrbegriffe von der wahrhaften Gegenwart Jeſu Chriſti im Altarſakramente entgegenſtehenden Meinungen des Berengarius († 1088) noch in den 2 folgenden Jahrhunderten, hin und wieder, ſelbſt in Italien Anhänger fanden, ſo fühlte ſelbſt der Papſt Urban IV. (ſ. d. Art.) im J. 1263 ſich bewogen, ein Feſt zur öffentlichen Anerkennung des katholiſchen Lehrbegriffes vom Altarſakramente einzuſetzen, und feierte es zum erſtenmale am Donnerſtage nach der Oktavzeit des Pfingſtfeſtes im J. 1264; damit es, unmittelbar nach dem Dreifaltigkeitsfeſte einfallend, ſeine Bedeutung auch nach ſeiner Stellung im Kirchenjahre ausſpreche, die fortwährende Gegenwart des Gottmenſchen nämlich, unter der Geſtalt des Brotes. Daher rührt auch die Benennung: Frohnleichnam, von dem altdeutſchen Worte Frohn, welches Herr, und Leichnam, welches urſprünglich einen lebendigen Leib bedeutet, welche Bedeutung ſich noch in der holländ. Sprache erhalten hat; in der Kirchenſprache heißet dieſes Feſt: Festum corporis Christi, die Franzoſen nennen es: Fête-Dieu. Papſt Urban trug dem heil. Thomas von Aquino auf, die Lieder zu dieſem Feſte zu dichten, welches Auftrages ſich der große Theologe nicht bloß entledigte, ſondern auch die Melodieen dazu komponirte; es ſind dies dieſelben Lieder und Weiſen, die noch jetzt bei dieſer Gelegenheit geſungen werden. Die Kirche begeht dieſes Feſt mit großem Pompe, und in Deutſchland war die dabei übliche Prozeſſion von jeher, beſonders in Köln a. Rh., mit großer Pracht und Feierlichkeit begangen worden, und iſt dort unter dem Namen Gottestracht, weil das Sakrament in der Monſtranz öffentlich herumgetragen wird, bekannt. Während der franz. Zwangsherrſchaft kam ſie aber immer mehr in Verfall, bis im J. 1818 der für den Ruhm und Glanz ſeiner Vaterſtadt unermüdliche Prof. Wallraf (ſ. d. Art.) derſelben nicht bloß, ſo viel wie möglich, den alten Glanz, ſondern auch durch die ganze liturgiſche Anordnung eine tiefe, anſprechende Bedeutung wieder gab; er ſchrieb mehrere ſchätzbare Programme zu dieſer Feier. Ausführlicheres über das Frohnleichnamsfeſt findet man in Bertholets Histoire de la fête-Dieu und Pater Fiſen über denſelben Gegenſtand, wo aber nur zu ſtark eine parteiiſche Vorliebe für Erſcheinungen und Eingebungen bemerkbar iſt.

Froiſſart (Jean), franzöſiſcher Dichter und Hiſtoriker, geb. um's Jahr 1333 zu Valenciennes, widmete ſich in ſeiner Jugend dem geiſtlichen Stande. Die gelehrte Bildung, welche er empfing, regte ſein Talent zur Poeſie mächtig an, und kaum dem Jünglingsalter entrückt, unternahm er, auf Ermunterung ſeines lieben Meiſters, des Meſſire Robert de Namur, eine Geſchichte der Kriege ſeiner Zeit abzufaſſen. Um dieſes Vorhaben auszuführen, machte er mehrere Reiſen, um ſich von dem Schauplatze der Kriegsbegebenheiten ſelbſt

näher zu unterrichten. Durch dieſe Wanderungen wurde ein doppelter Zweck erreicht, indem ſie nicht nur ſeine Wißbegierde befriedigten, ſondern ihn auch von einer Leidenſchaft heilten, die er zu einer, an Geburt und Rang weit über ihm ſtehenden Dame gefaßt hatte, mit welcher er durch Lektüre von Dichtern und Romanſchriftſtellern vertraut geworden war. Mit ihrer Vermählung an einen andern Gegenſtand ihrer Neigung, fand ſich Froiſſart ſo unglücklich, daß er ſein Vaterland verließ, und ſich nach England überſchiffte, wo er an der Madame Philippe de Hainaut, König Eduards III. Gemahlin, eine beſonders wohlwollende hohe Beſchützerin fand. Durch dieſe fürſtliche Wohlthäterin ward ihm Gelegenheit, ſich einige Zeit in der Nähe der Verehrten ſeines Herzens in Frankreich aufhalten zu können, aber bald erſchien er wieder an dem engliſchen Hofe, und ſchloß ſich dem Gefolge des ſchwarzen Prinzen auf ſeinem Zuge nach Spanien gegen Heinrich Traſtamare an. Als der Herzog von Clarence ſich mit der Tochter Galeazzo's Viscontis vermählte, war Froiſſart der Feſtordner derjenigen Feierlichkeiten, welche der ſogenannte grüne Graf, Amadeus VI. v. Savoyen, ſeinem Gebieter zu Ehren veranſtaltete. Mit dem Tode ſeiner bisherigen Gönnerin Philippe entſagte er ſeinen Verbindungen mit England, und begab ſich in die Dienſte des Herzogs Wenzel von Brabant, mit welchem er gemeinſchaftlich dichtete. Die Erſcheinung ſeines Romans: „Meliador," eine Miſchung ihrer beiderſeitigen Poeſien, fällt in dieſe Zeit. Nach Wenzels Tode begab er ſich zum Grafen Gui de Blois. Als dieſer ihn anfeuerte, ſeine Chronik fortzuſetzen, verfügte er ſich zum Grafen Gaſton Phöbus de Foy, um aus dem Munde der dort lebenden bearniſchen und gasconiſchen Ritter die Kriegsthaten zu vernehmen, welche ſie vollführt hatten. Die Bekanntſchaft, welche er auf dieſem Wege mit dem Ritter Meſſire Eſpaing du Lion machte, und den Berichten, welche er von ihm über ſeine Kriegszüge hörte, verdanken wir den beſten Theil ſeiner Chronik. Am Ende ſeiner Tage erblicken wir ihn noch einmal in England am Hofe Richards II., eines Sohnes des ſchwarzen Prinzen. Als dieſer Monarch den Thron verlor, ging er nach Flandern, und ſtarb daſelbſt wahrſcheinlich um's Jahr 1400. Seine Geſchichts-Erzählungen ſind treffliche Urkunden des Karakters und der Sitten ſeiner Zeit. Die in der breslauiſchen Bibliothek aufbewahrte Copie ſeiner Geſchichtswerke iſt die beſte und vollſtändigſte. Seine Poeſien finden ſich im Manuſkript auf der Bibliothek zu Paris. Sein Chronik von Frankreich, England, Schottland, Spanien und Bretagne vom J. 1326 bis 1400 (von einem Unbekannten fortgeſetzt bis 1498) erſchien in einer Quartausgabe zu Paris in 4 Bänden; 1503, 1514, 1518 und 1530. Eine engliſche Ueberſetzung lieferte Th. Jones (1803 mit einem Supplement 1810), und eine flamändiſche von G. P. van der Loo. Dacier's Ausgabe der Froiſſart'ſchen Schriften iſt unvollendet.

Fronde hieß die Faktion, welche während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. gegen den Hof und den Cardinal Mazarini eine Oppoſition bildete. Als Mazarini nach dem Tode Ludwigs XIII. (1643) von der Regentin Mutter zum erſten Miniſter creirt wurde, und die Finanzverwaltung ſchlechter, die Auflagen drückender wurden, und die Willkühr, mit der der Hof gegen das Parlament verfuhr, das die Regiſtrirung der Auflagen verweigerte, ſo reizte dies nicht nur das Volk, ſondern auch mehrere Prinzen von Geblüt zum Widerſtande gegen den ihn verhaßten Miniſter. Allein alle ihre Bewegungen dienten nur zur Befeſtigung der königlichen Macht. Dieſe Periode der Unruhen (von 1648 bis 1654) nennt man die Zeit der Fronde. Die Partei ſelbſt hieß **Frondeurs** (Schleuderer), und noch jetzt belegt man einen Tadler der Regierung mit dem Namen Frondeur. S. Bachaumont.

Frondsberg (Georg von, Frundsberg, Freundsberg, Fronsperg), Herr zu Mindelheim, kaiſerlicher Feldhauptmann, geb. 1475, ein ehren-

Digitized by Google

feſter deutſcher Ritter, ohne Furcht und Tadel, ſtammte aus einem tapfern Geſchlechte, nahm an dem Zuge des ſchwäbiſchen Bundes wider den Herzog Albert von Baiern Theil, und entwickelte ſein kriegeriſches Talent in den Kriegen Maximilians d. Erſten gegen die Schweizer. Durch ſeine kriegeriſche Bravour hatte er ſich ſchon 1504 den Ruhm eines der tapferſten Ritter im kaiſerlichen Heere erworben. Seit 1512 führte er den Oberbefehl über die kaiſerlichen Truppen in Italien. Carl d. Fünften half er die Schlacht von Pavia gewinnen. 1526 führte er ſeinem Gebieter 12.000 Deutſche, welche er durch Verpfändung ſeiner Güter angeworben hatte, zu, mit welchen er in Verbindung mit Carl's von Bourbon Heer, Rom mit Sturm nehmen konnte. Gegen Ulrich von Würtemberg kämpfte er an der Spitze des Fußvolkes des ſchwäbiſchen Bundes, und Philibert von Oranien leiſtete er treffliche Dienſte in dem Kriege wider Frankreich. Das Kriegsweſen verdankt ihm mehrere Verbeſſerungen. Er errichtete eine Truppengattung zu Fuß, welche nach ihren Waffen, den Lanzen, Lanzknechte genannt und in Regimente eingetheilt wurden. Eine alte Chronik ſagt von unſerm Kriegshelden, welchen man dem Bayard der Franzoſen gleich ſtellen kann: „Frondsberg war ein großer ſchwerer Mann, und an Gliedern alſo ſtark, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausſtreckte, daß er damit den ſtärkſten Mann, ſo ſich ſteif ſtellte, vom Platz ſtoßen konnte. Wenn ein Pferd daher gelaufen kam, konnte er es beim Zaum ergreifen, und eilend ſtellen. Die großen Büchſen und Mauerbrecher konnte er allein mit ſeinen ſtarken Lenden von einem Orte an den andern führen, und wenn er vom Roſſe ſtieg und ging, konnte man ihm nicht wohl folgen.“ Nach ſeinem Tode (zu Mindelheim 1528) fand man, daß er ſeine Güter Schulden halber an Kaufleute verpfändet hatte, und daß ihm ſeine Fürſten ſeine Aufopferungen nicht ſonderlich müſſen belohnt haben.

Front iſt bei der Stellung einer Truppe diejenige Seite, wo das erſte Glied hin gerichtet iſt; daher **Front-** und **Flügel-Veränderung**, **Frontenbewegung**, **Front herſtellen**, ſich erklären läßt. — **Front** heißt in der Architektur diejenige Seite eines Gebäudes, wo der Haupteingang iſt, oder auch, die in der Länge einer Straße, oder eines freien Platzes ſich befindet.

Frontalſchlacht, ein Treffen, das durch gleichmäßige Angriffe auf die Frontlinie irgend eines Feindes ohne Umgehung, oder Aufrollung der Flügel entſchieden wird. Dieſe Parallelangriffe werden nur bei Durchbrechungen des Centrum's (durch ein Aufrollen von innen) für das Schickſal eines Feldzuges entſcheidend. In allen bedeutenden Feldzügen findet man von tüchtigen Feldherrn ihre Schlachten immer auf den Angriff oder Umgehung eines Flügels berechnet. Der rechte ſtrategiſche Punkt hierzu iſt dann Sache des militäriſchen Genies. Friedrich der Zweite und Buonaparte waren hierin die größten Meiſter.

Frontignan, Stadt im franz. Departement Herault, mit 1500 Einwohnern, iſt vorzüglich berühmt durch den in ihrer Nähe wachſenden Muskadellerwein, Frontignac genannt, der angenehm, ſüß und lieblich iſt. Es giebt rothe und weiße Sorten; er wird oft betrüglicher Weiſe durch den Muskateller von Beziers erſetzt, auch giebt es nachgemachten Fontignac.

Frontinus (Sextus Julius), ein Römer von niedriger Geburt, der ſich aber durch ſeine Verdienſte zu den höchſten Staatswürden emporſchwang, und unter Domitian (70 n. Chr.) Prätor und vier Jahre darauf Conſul ward. Als ſolcher war er bis zum 9ten Jahre des Veſpaſianus Feldherr in Britannien, und führtee mit vielem Ruhm und Glück die römiſchen Waffen, insbeſondere gegen die Siluren. Vom Nerva erhielt er die Aufſicht über die Waſ-

ſerleitungen, und endlich ſtarb er unter Trajan 106 n. Chr. als Augur, in welcher Würde ihm der jüngere Plinius folgte. Er war ein großer Rechtsgelehrter, und wurde von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr hochgeachtet. Unter andern rühmt ihn Martial in mehrern Sinngedichten. Er ſchrieb: De aquaeductibus urbis Romae; Ausgaben von J. Polenus, Padua 1722; G. E. Adler, Leipzig 1702; Stratagemata, Ausgabe von Friedr. Oudendorp, Leyden 1731; cum not. select. N. Schwebel, Leipzig 1782; und G. F. Wiedemann, Göttingen 1788; deutſch, Gotha 1792.

Fronto (M. Cornelius). Dieſer aus Cirta, in Afrika gebürtige, und unter den Imperatoren Marcus Aurelius und Lucius Verus lebende Rhetor, war Lehrer dieſer beiden Fürſten in der Redekunſt, und für den Erſteren auch in der philoſophiſchen Moral, ein Schriftſteller von Geſchmack, und einer der größten lateiniſchen Redner nach Cicero. Marc Aurel ließ ihm aus Dankbarkeit in der Folge eine Ehrenſäule errichten. Als Redner beſaß er ein beſonderes Anſehen und war der lateiniſchen Sprache kundig. Die Zeit ſeines Todes iſt unbeſtimmt. Außer ſeiner kleinen grammatiſchen Schrift: de differentiis vocum, welche ſowohl von Putſchius in der oft erwähnten Sammlung: grammatici veteres, als auch von Auſonius Popma in ſeinem Werk de differentiis vocum aufgenommen iſt, hat man neuerlich noch von ihm folgende Schriften entdeckt: ein Buch lateiniſcher Briefe an den Imperator Antoninus Pius; zwei Bücher Briefe an den Imperator L. Verus; Briefe an Freunde; de feriis Alsiensibus; über den Tod ſeines Enkels; zwei Bücher, Anweiſung zur Beredſamkeit, gerichtet an Marcus Antoninus; Fragmente von ſeinen Reden, als: de testamentis transmarinis, de heriditate Matidiae, und pro Volumnio Sereno; noch einige Briefe und Auszüge aus dem Salluſtius; ein langes Troſtſchreiben an M. Aurelius über die Niederlage im parthiſchen Kriege; Fragmente einer Geſchichte deſſelben; ein Paar ſcherzhafte Schriften: laudes fumi et pulveris und laudes negligentiae. Die Fabel vom Arion und noch ein Buch ausführlicher Briefe an ſeinen Zögling Marc Aurel in griechiſcher Sprache. Eine Ausgabe hat Angelus Majus im J. 1815 (Mailand) davon beſorgt. Außer einem korrekten Abdruck davon zu Frankfurt a. M. (1816), hat Niebuhr dieſe inedita mit Anmerkungen von Buttmann und Heindorf herausgegeben.

Fronton, ſ. Giebel.

Froſchmäusler, ſ. Rollenhagen.

Froſt, ein Zuſtand der Atmoſphäre, in welchem Waſſer zu Eis gefriert. Dieſes Gefrieren erfodert bei verſchiedenen Flüſſigkeiten verſchiedene Kältegrade. Beim Waſſer wird dieſer Grad durch den Eis- oder Froſtpunkt des Reaumurſchen Thermometers bezeichnet. Da jede Flüſſigkeit nur durch Wärmegehalt flüſſig bleiben kann, ſo beruht das Gefrieren auf der Entziehung eines Theiles gebundener Wärme, wenn nämlich die Kälte der Atmoſphäre im Stande iſt, die Verwandtſchaft der Wärme zu dem Körper aufzuheben. Bei den permanenten Luftarten geſchieht das nie, Dünſte aber kehren durch Froſt zu ihrer erſten Form zurück. Künſtlich können Flüſſigkeiten dadurch zum Gefrieren gebracht werden, daß man ſie in die Nähe ſtarrer Körper ſtellt, in dem Augenblicke, als dieſe in eine flüſſige Form übergehen, d. i. ſich auflöſen. Solche Auflöſungen werden gewöhnlich von Salzen gemacht, und heißen Froſtmiſchungen. Organiſche Körper leiden, nach ihrer Organiſation, mehr oder weniger durch Froſt. Viele Pflanzen, wenigſtens ihre weichern Theile, werden ganz zerſtört. Thiere ertragen eine mäßige Kälte noch eher. Doch auch ihnen ſind ſtarke Fröſte tödtlich, da ſie ihnen alle innere Wärme rauben, d. i. ſie zum Erfrieren bringen, oder doch einzelne ihrer Glieder beſchädigen.

Froſtableiter, Seile von Hanf oder Stroh, die über Blumenbeete gezogen oder an Bäume befeſtigt, und mit dem andern Ende in ein Gefäß

Digitized by Google

mit Brunnenwaſſer geleitet werden, um hierdurch den Froſt von den auf dieſe Art geſchützten Pflanzen abzuleiten. — Froſt-Bohrer, ein ſcharfer eiſerner Bohrer, mit welchem bei hartem Froſte Löcher in die Erde gebohrt werden, um Fackeln u. dgl. hineinſtecken zu können. — Froſt-Rauch, die, bei ſtarkem Froſte aus dem Waſſer, an Stellen, wo es vom Eiſe frei iſt, emporſteigenden Dünſte, welche man auch Eisnebel nennt, weil ſie an der Luft zu kleinen Eisſpitzen gefrieren.

Frucht, derjenige Theil eines Gewächſes, welcher ſich aus dem Fruchtknoten in der Blüthe oder unterhalb derſelben entwickelt. Der weſentlichſte Theil der Frucht iſt der Same, woraus ein neues Gewächs ſich erzeugt. Der Same liegt entweder unbedeckt im Grunde des Kelchs, wie bei den Gewächſen der erſten Ordnung der 14ten Claſſe nach Linné, oder iſt in eine Hülle eingeſchloſſen. Zu den Früchten zählt man: die Hautfrucht bei der Wieſenraute, die Flügelfrucht bei der Eſche, die Balgfrucht bei der Seidenpflanze, die Kapſel bei der Wolfsmilch, die Nuß bei der Eiche, die Steinfrucht wie die Kirſche, die Beere wie die Johannisbeere, der Apfel oder die Kernfrucht, die Kürbisfrucht, wohin auch Melonen und Gurken gehören, die Schote an dem Lack, die Hülſe der Erbſen und der Zapfen an Tannen.

Fruchtmalerei, ein Zweig der Blumen-Malerei; doch ſind Früchte leichter zu copiren, weil ſie nicht ſo ſchnell welken, und nicht ſo zarte Mannichfaltigkeit haben, wie die Blumen. Fruchtſtücke erhalten Werth durch geſchickte Zuſammenſtellung der bald durchſichtigen, bald glänzenden, bald duftig und bald rauhſchaligen Obſtarten; ein friſches Colorit, geſchmackvolle Anordnung und täuſchende Wahrheit machen ihr Verdienſt aus. Auch als Beiwerk tragen Früchte zum Glanze eines Gemäldes viel bei.

Fruchtbarkeit. Die Zeugungskraft, dieſes wunderbare Vermögen der organiſirten Körper, entwickelt ſich auf verſchiedene Weiſe bei Pflanzen und Thieren. In allen Familien der geſchlechtsloſen Vegetabilien, wie bei den Trüffeln, den Mooſen ꝛc., eben ſo wie bei den Thieren der unterſten Ordnung, wie z. B. bei Strahlenthieren, Polypen, Meduſen ꝛc., entſteht Reproduktion, indem das gegebene Individuum ſich theilt, und der abgetrennte Theil wieder zum ähnlichen Individuum wird, oder durch Keime, die aus dem Individuum hervorſchießen. Mit getrennten Geſchlechtszeichen verſehene Pflanzen und Thiere hingegen, bedürfen eines zuſammengeſetzten Begattungsaktes, um ſich fortzupflanzen. Unter dieſen Gattungen giebt es indeß in Hinſicht auf die Fruchtbarkeit noch große Unterſchiede zwiſchen Vegetabilien und Thieren. Bei jenen ſcheint das weibliche Geſchlecht am meiſten fähig, ſich fortzupflanzen, ſelbſt ohne Mitwirkung des männlichen; im Thierreiche dagegen ſind die männlichen Individuen im Allgemeinen ſtärker und geeigneter zu befruchten, als die Weiber, und bei vielen Gattungen, wie bei den Ochſen, den Hühnern, iſt ein Männliches für viele Weibliche hinreichend, Umgekehrt iſt z. B. bei Bienen, deren Königin ein ganzes Serail von Liebhabern hat. Was die Fruchtbarkeit der Thiere und Pflanzen betrifft, ſo ſcheint ſie in den beiden Reichen gleich groß zu ſeyn. Freilich kann ein Stamm türkiſchen Weizens zweitauſend Körner hervorbringen, eine Sonnenblume viertauſend, ein Mohnkopf zwei und dreißigtauſend Samenkörner, ein Tabaksſtengel vierzigtauſend, eine Platane, eine Buche hunderttauſend jährlich, ein Nelkenbaum ſiebenhundert und zwanzigtauſend, und dieſe Reſultate ſind unermeßlich, ja wenn die Fruchtbarkeit nun wieder in allen Samenkörnern gleich groß wäre, und in Wirkſamkeit geſetzt würde, ſo würden alle Welten bald nicht mehr hinreichen, um alle dieſe Pflanzen zu ernähren: aber alles dieſes iſt noch wenig zu den Verhältniſſen und Reſultaten der

Fruchtbarkeit im Thierreich. Wir erwähnen nicht der unzähligen Vervielfältigung der Inſekten, und der fünf bis ſechstauſend Eier, die jede Bienenkönigin jährlich producirt, wir ſprechen nicht von den tartariſchen Fliegen, die in ſo dichten Haufen erſcheinen, daß ſie die Sonne verdunkeln, denn vor allen muß hier das Reich der Waſſerthiere genannt werden. Der kleinſte Häring hat zehntauſend Eier. Bloch fand hunderttauſend in einem halbpfündigen Karpfen; ein Anderer von vierzehn Zoll Länge hatte zweihundert und zwei und ſechszigtauſend Eier, und ein Anderer, der ſechszehn Zoll lang war, dreihundert und zwei und vierzigtauſend einhundert vier und vierzig. Ein Barſch hatte zweihundert und achtzigtauſend, ein Anderer dreihundert und achtzigtauſend ſechshundert und vierzig Eier. Noch mehr! ein weiblicher Stör hatte einhundert und neunzehn Pfund Eier bei ſich, und da ſieben von dieſen Eiern einen Gran wogen, ſo hatte ſie der Zahl nach ſieben Millionen ſechshundert und drei und fünfzigtauſend zweihundert Eier! Leuwenhoek hat, auf dieſe Weiſe berechnet, bis zu neun Millionen dreihundert und vier und vierzigtauſend Eier in einem einzigen Kabeljau gefunden. Wenn man nun bedenkt, daß dieſer Fiſch eine Reihe von Jahren hindurch immer wieder eben ſo viel producirt, daß der Ocean wohl Millionen ſolcher Kabeljaus birgt, daß alle ihre Eier wieder Fiſche werden, und dieſe wieder Milliarden von Eiern und Fiſchen produciren können, ſo bleibt man ſchwindelnd vor der ungeheuern Fruchtbarkeit der Natur ſtehen. Glücklicher Weiſe iſt die Reproduktion beim Menſchengeſchlechte begränzter; obgleich der Menſch ſich häufiger begattet, als die übrigen Thiere.

Fruchtbringende Geſellſchaft oder der **fruchtbringende Palmenorden**, eine Geſellſchaft, welche der weimariſche Oberhofmarſchall, Caspar von Teutleben im Jahre 1617 ſtiftete, und die bis 1680 dauerte. Sie hatte zur Abſicht, die deutſche Sprache zu vervollkommnen, vornehmlich ſie von der Menge der aufgenommenen fremden Wörter zu reinigen; leiſtete aber wenig, weil die mehreſten Mitglieder zu pedantiſchen Puriſten ausarteten, auch einige der bei der Geſellſchaft eingeführten Gebräuche Gelegenheit zum Spotte und zum Lachen gaben, wodurch mancher gute Kopf abgehalten wurde, ſich ihr anzuſchließen. Das Haupt der Geſellſchaft war jederzeit ein regierender Herr, und jedes Mitglied führte einen von Gewächſen oder Früchten entlehnten Namen und Wahlſpruch. So führte z. B. der zweite Direktor, Herzog Wilhelm von Weimar, den Namen: der **Schmackhafte**, und zum Sinnbilde eine Birne mit einem Weſpenſtiche, mit dem Wahlſpruch: Erkannte Güte.

Fruchtwein, ſ. Cider.

Frugoni (Carlo Innocenzo), ein berühmter Dichter Italiens, geb. 1692, widmete ſich, in Folge des väterlichen Willens, dem geiſtlichen Stande, trat 1707 in die Congregation der ſomoskiſchen Brüder, begann zu Genua ſein Noviciat, und legt 1708 ſein Gelübde des Ordens zu Novi ab. 1716 beſtieg er zu Brescia den Lehrſtuhl der Rhetorik, wo ihm der Ruf eines eleganten Schriftſtellers in lateiniſcher und italieniſcher Sprache ſchon vorangeeilt war. Seinem Namen errichtete er hier ein Denkmal durch Stiftung der arcadiſchen Colonie, in welcher er den Namen Comante Eginetico führte. Im folgenden Jahre befand er ſich in Rom. In dem Umgange mit einem Rolli und Metaſtaſio, und umgeben von den herrlichſten Kunſtdenkmälern entfaltete ſich hier ſein Dichtertalent in bewundernswürdigem Grade. 1719 begab er ſich als Lehrer der jungen Geſellſchaft ſeines Ordens wieder nach Genua. Die Kränklichkeit ſeines Körpers nöthigte ihn aber Piacenza und dann Parma zu ſeiner Erholung zu wählen. Nach einer Blatterkrankheit, die ihn zu Modena befiel, vollendete er die italieniſche Ueberſetzung des Rhadamiſt von Crebillon. In Parma wurde er durch den

Cardinal Bentivoglio bei dem Hofe eingeführt, wo damals der Herzog Franceſco Farneſe herrſchte, deſſen Vermählungsfeier ſeine Muſe mit einer großen Anzahl Gelegenheitsgedichten verherrlichte. Als er auf höhern Antrieb die Denkwürdigkeiten des Hauſes Farneſe (1729) beſchrieben hatte, ward ihm der Titel eines königlichen Geſchichtſchreibers. Nach dem Tode des Herzogs Antonio Farneſe, verließ er den Hof und begab ſich nach Genua. Da ihn ſein Kloſtergelübde gereuete, gelang es ihn, von Benedikt XIV. von denſelben entbunden zu werden. Mit neuer Liebe kehrte er jetzt den Schooß der Dichtkunſt zurück. Eine Gelegenheit ſeiner poetiſchen Kraft zu entfalten, gab ihn die Eroberung von Oran durch den ſpaniſchen Feldherrn, den Grafen Montemar, die er in einer großen Canzone feierte, und mit großem Beifalle aufgenommen ward. Vom Philipp V., und der Königin von Spanien, denen er mehrere Gedichte überreichen ließ, empfing er Zeichen des Wohlwollens. Auch bekrönte eine ehrenvolle Beſoldung und ſeine Wiedererſcheinung bei Hofe, ſeine dichteriſche Leiſtungen. Bei dem Kriege zwiſchen Spanien und Oeſterreich in Italien, entſtrömte manches treffliche Gedicht ſeiner aufgeregten Phantaſie, die ihn aber nicht ſelten in eine mißliche Lage verſetzten. Seine Neigung entſchied ſich daher bald für die burleske und ſatyriſche Poeſie. Unter den Erzeugniſſen in dieſer Gattung verdient der originelle Geſang des zehnten Gedichts Bertoldo, Bertoldinoe la casenno rühmliche Erwähnung. Nach dem Aachner Frieden erſchien er von Neuem an dem Hofe, wo er Ueberſetzungen franzöſiſcher Opern auf die Bühne brachte. Mancherlei Glücksfällen ausgeſetzt, lebte er bis zum J. 1768. Während ſeines Lebens ward ihm der Ruhm der Mit=, und nach ſeinem Tode die Bewunderung der Nachwelt. Seine Werke erſchienen 1779 zu Parma in 9, und zu Lucca in 15 Bdn.; und eine Auswahl ſeiner Werke 1782 zu Breſcia in 4 Bdn. Treffliche Naturgaben, Ideen= und Bilderreichthum karakteriſiren ſeine Gedichte.

Frühling, die angenehme Jahrszeit, die den Uebergang vom Winter zum Sommer bildet. Er fängt von dem Tage an, an welchem die Sonne beim Aufſteigen in den Aequator tritt, und endigt mit dem Tage, an welchem ſie zu Mittag ihren höchſten Stand im Jahre erlangt. Bei uns beſtimmt der Eintritt der Sonne in den Widder den Anfang, und ihren Eintritt in den Krebs das Ende des Frühlings; jener geſchieht um den 22. März, dieſer um den 21. Juni. Auf der ſüdlichen Halbkugel fängt der aſtronomiſche Frühling um den 23. September an, und endet um den 21. December, fällt alſo in die Zeit, wo wir Herbſt haben. Unter dem Aequator und überhaupt in der heißen Zone laſſen ſich die Jahrszeiten nicht ſo abtheilen, wie in den gemäßigten. Man unterſcheidet da die trockene und naſſe Zeit. **Frühlingsnachtgleiche** iſt jene Zeit, zu welcher die Sonne in ihrem Aufſteigen den Aequator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich macht, und bei uns den Anfang des Frühlings beſtimmt, Die Sonne ſteht um dieſe Zeit in einem Punkte des Aequators, beſchreibt ihn als ihren Tagkreis, und iſt daher, weil ihn jeder Horizont zu gleichen Theilen ſchneidet, überall auf der Erde 12 Stunden ſichtbar und 12 Stunden unſichtbar. Der Punkt, in welchem ſich der Aequator und die Ekliptik ſchneiden, und in den die Sonne bei ihrem ſcheinbaren jährlichen Umlauf den 21. März oder beim Anfang des Frühlings tritt, indem ſie aus der ſüdlichen Halbkugel in die nördliche aufſteigt, heißt der **Frühlingspunkt**. Ehemahls ſtand an dieſer Stelle das Sternbild des Widders; daher legte man den nächſten 30 Graden der Ekliptik von dieſem Punkte an gegen Morgen hin den Namen des Widders bei. Man hat auch die Benennung **Widderpunkt**, **erſter Punkt des Widders** für den Frühlings punkt beibehalten, obgleich der Punkt ſelbſt ſchon längſt die Sterne des Widders verlaſſen hat, und jetzt unter den Sternen der Fiſche ſteht.

Digitized by Google

Fualdes (der Mord des), trug ſich am 19. März 1817 zu Rhodez, Hauptort des Departements de l'Aveyron zu, und nicht allein die Abſcheulichkeit der Art, wie das Verbrechen begangen wurde, ſondern auch der Stand der Thäter, die Menge der Mitbeſchuldigten, und beſonders noch das unbegreifliche Dunkel, das ſelbſt nach vollzogenem Urtheile und nach klarer Ueberweiſung der Thäter auf dem Vorfalle ruht, nahm die Aufmerkſamkeit des Beobachters in hohen Anſpruch. Proteſtantiſcher Religion, und zur Partei der Liberalen gehörig, hatte Fualdes unter Napoleons Herrſchaft die Würde eines kaiſerlichen Prokurators bei dem Criminalhofe zu Rhodez bekleidet; dieſes ſowohl als ſein blühender Vermögenszuſtand hatten ihn zu einem der geachtetſten Bürger gemacht; und obſchon nach der Rückkehr Ludwigs d. Achtzehnten ſeines öffentlichen Amts entlaſſen, ſtand er, ſich nur mit kleinen Geldſpekulationen befaſſend, bei den angeſehenſten Familien des Orts in gutem Anſehen. Auf einem beſonders vertrauten Fuße lebte er mit dem Mäckler Jauſion, und deſſen Schwager Baſtide-Grammont, einem Kaufmann, die gleichfalls zu den erſten Familien des Orts gerechnet wurden. Sey es nun, daß Verfolgung der Proteſtanten im mittäglichen Frankreich ihn dazu bewogen oder irgend ein ſonſt verborgener Grund, genug Fualdes entſchloß ſich plötzlich, Rhodez und vielleicht auch Frankreich zu verlaſſen, und beſchäftigte ſich damit, ſeine Capitalien einzuziehen, und ſeine Grundſtücke zu veräußern. Am wenigſten in der ganzen Stadt gefiel dieſer unerwartete Entſchluß dem Jauſion ſowohl wie dem Baſtide, da Beide, zur Betreibung ihrer Geſchäfte öfters die Kaſſe des Fualdes in Anſpruch genommen, und auch noch, Baſtide namentlich 10.000 Franken, ihm ſchuldig waren. Fualdes drang mit Nachdruck auf Bezahlung, und wie es ſchien, waren beide für den Augenblick, obgleich ſie als vermögende Leute bekannt waren, nicht im Stande, ihre Schuld zu löſen. Es ſoll ſich ſogar über dieſen Punkt, am Morgen des 19. März zwiſchen Baſtide und ihm ein heftiger Streit entſponnen haben, in Folge deſſen man eine Zuſammenkunft für den Abend geſagten Tages verabredete, um ſich wo möglich gütlich zu verſtehen. Ob dieſe zu Stande gekommen iſt, weiß man nicht. Am folgenden Morgen jedoch ganz frühe ſchon fand man den Leichnam, des auf eine grauſame Weiſe ermordeten Fualdes, als einen Ballen Kaufmannsgut verpackt, in dem nahe an der Stadt vorbeifließenden Flüßchen Aveyron. Um 7 Uhr, während die ganze Stadt über dieſe gräßliche That beſtürzt war, und alles ſich in Muthmaßungen über die Urheber derſelben verlor, kam Jauſion nebſt ſeiner Frau und Schwägerin (der Gattin Baſtide's) in des Gemordeten Haus, und unter vielem Wehklagen, begann er nicht allein die Papiere, Handlungsbücher und Wechſel zu durchſuchen, ſondern ſogar einen Beutel mit 2000 Franken zu ſich zu nehmen. Später fand ſich auch Baſtide ein, und obgleich die ganze Stadt bereits von der Ermordung voll war, fragte er nach Fualdes, und durchwühlte auch ſeiner Seits alles, bei welcher Gelegenheit ihm ein Schlüſſel entfallen ſeyn ſoll, der für des Gemordeten Büreauſchlüſſel erkannt wurde. Dieſem, allerdings Verdacht erregenden Umſtande konnte ſich niemand widerſetzen, da der Sohn des Ermordeten abweſend war, welcher, nach einigen Tagen zurückkehrend, die gerichtliche Unterſuchung mit allem Eifer, jedoch anfänglich ohne Erfolg betrieb. Ein zehnjähriges Mädchen, Magdalene Bancal, deren Eltern in einer der beſuchteſten Straßen des Ortes, eine Art von Wirthſchaft für die geringeren Klaſſen führten, deren Haus aber auch zugleich als Zuſammenkunftsort verliebter Rendez-vous berüchtigt war, und in ſehr zweideutigem Rufe ſtand, äußerte ſich zufällig, daß ſie die Mörder des Fualdes wohl kenne, und auch wiſſe, wo der Mord geſchehen ſey, da derſelbe in ihrem eigenen Hauſe Statt gefunden habe; ſie ſelbſt, die man ſchlafend geglaubt, habe alles durch eine Spalte der Thüre mit angeſe-

Digitized by Google

hen, und es ſeyen ſehr viele Perſonen dabei gegenwärtig geweſen. Dieſe Spur hatte ſofort die Feſtnehmung des Bancals zur Folge — auch wurden als verdächtig ein gewiſſer Collard, Anne Benoit, deſſen Geliebte, nebſt drei andern, Namens Bach, Miſſonier und Bousquier eingezogen. Gleiches Schickſal hatten kurz darauf Baſtide-Grammont und Jauſion ſelbſt, welches um ſo mehr Aufſehen erregte, da die Familien derſelben, wie bereits bemerkt worden, zu den einflußreichſten des Departements gehörten. Unter vielen Schwierigkeiten, wegen der damals gährenden Religions-Streitigkeiten, wurde nun die öffentliche Procedur begonnen, und ſchwerlich würde wohl das Reſultat derſelben günſtig für die verfolgende Partei geweſen ſeyn, wenn nicht folgender Umſtand, der zu wichtigen Entdeckungen führte, eingetreten wäre: Die Tochter des Gerichts-Präſidenten Enjarlon, früher an einen Offizier verheirathet, jetzt von ihm geſchieden, mit Namen Clariſſe Manſon, hatte einem ihrer Verehrer, (der jedoch unbegünſtigt war), dem Adjudanten Clemandot im Laufe eines eifrigen Geſprächs, die Vermuthung beigebracht, als ſeyen ihr, da ſie die genauern Umſtände ſo beſtimmt berührte, die Urheber deſſelben nicht fremd. Die öffentliche Behörde, hiervon unterrichtet, zog ſie darüber zur Rechenſchaft, und in Gegenwart des in Rhodez reſidirenden Präfekten des Departements ſowohl, als ihres Vaters machte ſie folgende wichtige Erklärung: „Sie ſey am Abend des 19. März in männlicher Kleidung (verſchwieg jedoch aus welcher Urſache, — und man drang, um ihr Zartgefühl nicht zu beleidigen, auch nicht in ſie) in die Straße des Hebdomadiers (wo das Bancal'ſche Haus war) geweſen; ein plötzlicher Lärm, den ſie für einen Streit gehalten, habe ſie genöthigt, Schutz in dem erſten beſten offenſtehenden Hauſe zu ſuchen, und der Zufall habe gewollt, daß dieſes das Bancal'ſche geweſen ſey. Von einer alten Frau ſey ſie bei ihrem Eintritt in ein neben der Hausflur befindliches Kabinet geſtoßen worden, wo ſie, obgleich im Dunkeln, durch die Thüre, Zeugin des verübten Mordes geweſen ſey. Der Schrecken und das fürchterliche Schauſpiel habe ihr eine Ohnmacht zugezogen; hinſtürzend habe ſie ein Geräuſch gemacht, und dadurch den Mördern die Gegenwart eines unberufenen Zeugen kund gethan. Einer derſelben — ſie nannte ihn nicht — habe ſie herausgeſchleift, und, obgleich ſie ſich als Frauenzimmer zu erkennen gegeben, hätte ſie gleichfalls ermordet werden ſollen, woran jedoch ein zweiter ihn mit der Bemerkung gehindert habe: „Wir wiſſen nicht mit der einen Leiche zu bleiben; was ſollten wir denn wohl mit der zweiten anfangen." Hierauf habe man ſie genöthigt über dem Leichnam des Ermordeten einen gräßlichen Eid abzulegen, nichts zu verrathen, und einer der Mörder führte ſie ſicher aus dem Hauſe, ihr jedoch nochmals den Tod androhend, wenn ſie im geringſten ihren Eid verletzte. Obgleich dem Gerichtshofe in Rhodez hiedurch manches Licht über dieſes unglückliche Ereigniß gegeben wurde, ergab ſich, trotz des mißlichen Umſtandes, daß der Angeklagte Bancal ſich im Gefängniſſe mit Hülfe eines Giftes, welches er durch den Grünſpan einiger längere Zeit in Urin gelegenen Kupfermünzen erlangte, vergiftet hatte, folgende Darſtellung. Fualdes hatte, wie oben bemerkt, am 19. März Abends eine Zuſammenkunft mit ſeinen beiden Schuldnern Jauſion und Baſtide verabredet, und verließ, wahrſcheinlich um ſich dahin zu begeben, kurz vor 8 Uhr ſein Haus. Sein Weg führte ihn durch die Straße des Hebdomadiers, und hier wurde er durch mehrere Menſchen plötzlich überfallen, ihm der Mund mit einem Schnupftuche verſtopft, und er ſo in das in beſagter Straße belegene Bancal'ſche Haus geſchleift. Hier im Vorhauſe, deſſen Fenſter auf die Straße gehend, nur mit locker anliegenden Läden verſehen waren, wurde im Beiſeyn der aus 9 bis 10 Perſonen beſtehenden Mörderſchaar, Fualdes anfänglich gezwungen, Wechſel zu einem bedeutenden Betrage zu indoſſiren; und als dieſes ge-

ſchehen und er entkleidet war, troz aller Gegenwehr auf einen großen Tiſch ausgeſtreckt, und ihm ſo mit einem Fleiſchermeſſer die Kehle durchſchnitten; das Blut ward in einem Kübel aufgefangen und einem Schweine zum Ausſchlürfen vorgeſetzt; was es nicht aufzehrte wurde weggeſchüttet. Das Geld (beiläufig 17 Franken), welches man bei ihm fand, wurde der Frau Bancal mit den Worten eingehändigt: Wir tödten dieſen Menſchen nicht des Geldes wegen. Sein Büreauſchlüſſel, von dem oben die Rede war, wurde dem Baſtide übergeben; ein Ring, den der Gemordete trug, und welchen man der Bancal gegeben hatte, wurde am andern Morgen, wahrſcheinlich um nicht dadurch verrathen zu werden, für 6 Franken wieder eingelöſet. Hierauf wickelte man den Leichnam in Tücher ein, wand ihn mit fingerdicken Stricken wie einen Ballen Leder zuſammen und warf ihn um 10 Uhr Nachts in den Fluß Aveyron. Die ganze Rotte, größtentheils mit Flinten bewaffnet, begleitete den Zug, welchen Baſtide dahin führte. Unter wiederholter Androhung des Todes, wenn ſie das geringſte verriethen, wurden ſie entlaſſen. Am 18. Auguſt 1817 wurde nun in Gegenwart einer aus der Nähe und Ferne herbeigeſtrömten Menſchenmaſſe, der Aſſiſenhof eröffnet, und das Intereſſe wurde auf's Höchſte geſpannt, als einige Tage ſpäter, Madame Manſon als Zeugin auftreten mußte. Geſchreckt durch ihr von vielen Seiten zugekommene Drohungen, eingedenk des fürchterlichen Eides, den man ſie zu leiſten gezwungen hatte, und hauptſächlich die Scham vor der verſammelten Menge, die näheren Motive ihrer nächtlichen Wanderung und Verkleidung anzugeben, alles dieſes wirkte, nebſt dem Anblick der Mörder, ſo heftig auf den zarten Nervenbau dieſer Dame, daß ſie beim Eintritt in den Saal in Ohnmacht fiel, und nicht nur allein alle frühern, dem Präfekten ſowohl als ihrem Vater gemachten Geſtändniſſe widerrief, ſondern auch das Bancal'ſche Haus gar nicht zu kennen, und nie darin geweſen zu ſeyn vorgab. Natürlich wurden ihr nun alle früher von ihr gegebene Data, ihre in Geſellſchaften angeführten Mittheilungen vorgehalten; ſie behauptete indeß, alles dieſes von Hörenſagen gewußt zu haben, und ein anderes Frauenzimmer müſſe es geweſen ſeyn, was gegenwärtig geweſen wäre. Sie gab, da man heftig in ſie drang, den Namen dieſes Frauenzimmers zu entdecken, zu verſtehen, es könne wohl Dem. Roſe Pierret geweſen ſeyn; ein junges, ſchönes, zu einer guten Familie gehörendes Frauenzimmer. Stets hart gedrängt die Wahrheit zu bekennen, rief endlich Mad. Manſon in der letzten Sitzung des Aſſiſenhofes (5. Sept.) von Schmerz ergriffen aus: „Nie darf die Wahrheit aus meinem Munde kommen, indeſſen noch lange ſind nicht alle Mitſchuldigen in Feſſeln.“ Die Geſchworenen ſprachen nun am 12. Sept. ihr ſchuldig aus; in Folge dieſes wurden Baſtide-Grammont, Jauſion, die Wittwe Bancal, Bach und Collard zum Tode, Miſſonier und Anne Benoit zur Galeere auf Lebenszeit, und Bousquier zu einjährigem Gefängniß verurtheilt; zugleich erging auf den Antrag des königlichen Prokurators ein Verhaftsbefehl gegen Mad. Manſon, welche des falſchen Zeugniſſes angeklagt wurde. Wie leicht zu ermeſſen ſteht, kamen ſämmtliche Verurtheilte um Caſſation ein, und wußten es durch Umtriebe aller Art ſowohl, als auch, da wirklich mehrere Formalitäten in der Prozedur verletzt waren, dahin zu bringen, daß dieſelbe für nichtig erklärt, und die Sache vor den Aſſiſenhof in Alby verwieſen wurde. In dieſer Zwiſchenzeit ſchrieb, um ſich zu rechtfertigen, Mad. Manſon in ihrem Gefängniſſe Memoiren, welche, da das myſteriöſe Benehmen dieſer Frau allgemeines Aufſehen erregte, raſch nach einander ſechs oder ſiebenmal aufgelegt wurden. Nicht allein, daß ſie darin nochmals alles früher Geſagte widerrief, ſie leugnete ſogar, verkleidet in der Straße des Hebdomadiers geweſen zu ſeyn, und gab vor, daß alle früheren Geſtändniſſe nur eine Folge der Drohungen von Sei-

Digitized by Google

ten ihres Vaters, und des Präfekten geweſen wären. Später ergab ſich indeß hinlänglich, daß ſie dieſe Ausſagen nur aus Angſt und Furcht vor den mächtigen Familien der Hauptbeſchuldigten gethan habe. Der Aſſiſenhof zu Alby eröffnete nun am 25. März 1818 ſeine Sitzungen. Die Zahl der Zeugen, unter denen auch die oben erwähnte Roſe Pierret ſich befand, belief ſich nahe an 300. Es erwies ſich jedoch nicht, daß Roſe Pierret das von Mad. Manſon als in Bancal's Hauſe geweſene Frauenzimmer geweſen ſey, ſondern man bewies es einer andern Namens Charlotte Arlaboſſe. Vor allen Dingen wichtig war die Ausſage des Fiſchers Theron, welcher den Zug, am 19. März Abends 10 Uhr, als er mit Fiſchen beſchäftigt war, an den Fluß hatte kommen ſehen. Die Angſt vor der Menge bewaffneter Leute hatte ihn in einen Verſteck getrieben, und er behauptete feſt, Baſtide und Bach erkannt zu haben. Am 3. April ließ ſich nun endlich die Stimme der Wahrheit vernehmen, denn Mad. Manſon fing an den ſchwachen Schleier zu zerreißen. Nie hat wohl eine tragiſche Scene die Zuſchauer ſo ergriffen als dieſe, ſchwerlich aber würde ſie dahin gekommen ſeyn, die nöthigen Aufklärungen zu geben, wenn nicht auch jetzt die Wittwe Bancal nach und nach ihr Leugnungsſyſtem aufgegeben, und erklärt hätte, daß wirklich der Mord in ihrem Hauſe und vor ihren Augen vollbracht worden ſey. Sie, die Manſon gab nämlich zu, in männlicher Kleidung im Hauſe des Bancal durch ein Ungefähr Zeuge des Mordes geweſen zu ſeyn, war aber aller Zureden ungeachtet nicht dahin zu bringen, denjenigen zu bezeichnen, der ſie aus den Händen des ſie bedrohenden Mörders gerettet habe. Schwerlich wäre es nun wohl dahin gekommen, ein Mehreres aus ihr herauszubringen, wenn nicht im Laufe der Sitzung Baſtide mit einer ans Unglaubliche gränzenden Frechheit und mit einer Art von bitterm Hohne Mad. Manſon aufgefodert hätte, die Wahrheit zu reden. Sicher rechnete er auf die Bangigkeit derſelben, fand ſich indeß diesmal ſehr in ſeiner Erwartung getäuſcht. In vollem Gefühle des Unwillens trat ſie jetzt dicht auf ihn zu, und foderte ihn auf, ſein Begehren zurückzunehmen. Baſtide jedoch, mit einer Haſt, deren Folgen er ſicher nicht ahnete, erwiederte: Ja, Madame, genug der Einſylbigkeiten, ſagen ſie die Wahrheit. Jetzt trat Mad. Manſon zwiſchen die beiden Gensd'armen, bis dicht vor die Angeklagten und ſprach: Sehen ſie mich an, Baſtide! kennen ſie mich wieder? Nein erwiederte der andere, ich kenne ſie durchaus nicht. Ihr ſeyd ein Unglücklicher, rief ſie vom höchſten Unwillen ergriffen, Ihr habt mich ermorden wollen! Die Stimme, der Ausdruck, die Haltung der Mad. Manſon, im Augenblicke als ſie dieſen fürchterlichen Vorwurf ausſprach, können nicht beſchrieben werden. Sie ſelbſt fiel erſchöpft in Ohnmacht. Baſtide ſuchte ruhig zu ſcheinen, Jauſion jedoch war wie zerſchmettert. Als Mad. Manſon ſich wieder erholt hatte, erklärte ſie, was ſchon bereits oben angeführt worden, daß eine Liebes-Intrigue ſie veranlaßt habe, in Männertracht zu gehen, daß der Zufall ſie in das Haus Bancals getrieben und daß, da ſie durch eine Ohnmacht in einem Seiten-Kabinet ſich den Mördern als Zeuge ihrer Frevelthat kund gethan habe, Baſtide auch ſie habe morden wollen. Jauſion indeß habe ſie geſchützt, und ſie nach abgelegtem Eide der Verſchwiegenheit aus dem Hauſe geſchafft, und bis an das Annunziaten-Kloſter, wo ſie von Angſt und Schrecken erſchöpft die Nacht zugebracht habe, geleitet. Auf die Frage, was ſie mit ihren Memoiren habe bezwecken wollen? erwiederte ſie: daß ſie dieſe in Folge vieler anonymer Drohbriefe, worin man ihr und ihrem Kinde mit dem Tod drohte, wenn ſie die in Rhodez gemachten Entdeckungen nicht zurücknähme, theils auch im Gefühl der Scham, niedergeſchrieben habe. Von dieſem Augenblicke an, geſtanden auch Collard und Bach alles; und es ergab ſich aus ſämmtlichen Ausſagen derſelben, daß außer ihnen Col-

Digitized by Google

lard und Bach, Jauſion, Baſtide, die Familie Bancal, Louis Baſtide, ein Bruder des Angeklagten, und noch zwei Frauenzimmer, wovon die eine Collard's Geliebte, Anne Benoit, Zeugen und Betheiligte des Mordes geweſen ſeyen. Die Thatſache ſelbſt kömmt ganz mit dem früher Angeführten überein. Obgleich nun gänzlich überführt, waren jedoch Baſtide ſo wenig als Jauſion zum Geſtändniſſe zu bewegen. Am 4. Mai, welche die 34ſte und letzte Sitzung war, wurde endlich die ſo wichtige und berühmte Prozedur beendigt. Nachdem der Präſident die Anklage und die Vertheidigungs-Gründe der Angeklagten mit Klarheit und Unparteilichkeit verglichen und vorgetragen hatte, wurden den Geſchworenen die Fragen über Schuld oder Nichtſchuldigkeit der Angeklagten geſtellt. Um 2 Uhr gingen die Geſchworenen in ihr Berathungszimmer, und gaben dann folgende Antwort: Frau Bancal wird des an Hrn. Fualdes verübten Mordes, als mit Vorbedacht, mitſchuldig erklärt; Baſtide und Jauſion ebenfalls, und beide des Raubes mit Erbrechung; Collard, als mitſchuldig, mit Vorbedacht; Bach, ebenfalls; Anne Benoit, ebenfalls, jedoch ohne Vorbedacht; Miſſonier, nicht ſchuldig, noch mitſchuldig am Morde, doch mitſchuldig die Leiche ins Waſſer geworfen zu haben; Mad. Manſon wurde einſtimmig für nicht ſchuldig erklärt. Dieſe Erklärung wurde den Angeklagten vorgeleſen, und in Folge derſelben wurden die Bancal, Baſtide-Grammont, Jauſion, Collard und Bach zum Tode, Anne Benoit zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und Miſſonier zu zweijährigem Gefängniſſe und 50 Fr. Geldſtrafe verurtheilt. Mad. Manſon wurde freigeſprochen und auf der Stelle in Freiheit geſetzt. Bach ſeinem Geſtändniſſe halber der Gnade des Königs empfohlen. Die nachgeſuchte Caſſation wurde nicht allein verworfen, ſondern das Urtheil in ſeiner vollen Ausdehnung beſtätigt, nur Bach wurde mit 20jähriger Zwangsarbeit begnadigt und die Hinrichtung der Bancal auf Befehl des Königs erſt verſchoben, ſpäter in Betracht ihres hohen Alters, in lebenslängliches Gefängniß verwandelt. Baſtide-Grammont, Jauſion und Collard fielen am 3. Juni unter dem Beile der Guillotine. Erſtere betheuerten ihre Unſchuld bis zum letzten Augenblicke, und verleugneten ihr angenommenes Syſtem nicht.

Fuchs. Daß dieſes wegen ſeiner Liſt und Schlauheit allgemein bekannte Thier zu dem Geſchlechte der Hunde gehöre, lehrt der flüchtigſte Anblick. Seine Länge beträgt 2 Fuß, die Höhe 14 Zoll und der buſchigte, dickbehaarte Schwanz iſt 16 Zoll lang. Der Oberleib hat die bekannte braunröthliche, nach dieſem Thier benannte Fuchsfarbe. Lippen, Backen und Kehle ſind weiß; Bruſt und Bauch beim Männchen aſchgrau und weißlich beim Weibchen. Der Fuchs beſitzt alle einem Raubthiere nöthige Eigenſchaften, ein ſcharfes Gebiß, ſcharfe Klauen, einen ſchnellen Lauf, äußerſt feine Geſichts-, Geruchs-, und Gehörwerkzeuge und dabei eine Schlauheit ohne Gleichen. Er bewohnt waldige Gegenden, und wird in ganz Europa, im nördlichen und mittlern Aſien und in Amerika angetroffen. Zum ſichern Aufenthalt gräbt er ſich eine 3 bis 5 Fuß tiefe Höhle mit verſchiedenen Kammern und Keſſeln, welche durch Gänge verbunden ſind. Auch vertreibt er den Dachs öfters aus ſeiner Wohnung, indem er ihm dieſelbe liſtig genug durch ſeinen ſtinkenden Harn verpeſtet, und am Eingange ſeinen Koth auswirft, der dem Dachs ſehr zuwider iſt. Der Fuchs lebt von jungen Rehen, von Haſen, Kaninchen, Haus-, Feld- und Waldgeflügel, von Gänſen, Enten, Hühnern, Ratten, Mäuſen, im Nothfall von Fröſchen, Eidechſen, Inſekten, frißt aber auch Obſt, Weintrauben und andere Früchte. Er erhaſcht zwar ſeine Beute auch durch Nachjagen, doch iſt Beſchleichung durch Liſt und in der Nacht ſeine gewöhnliche Manier. Er begattet ſich im Februar, und zu Ende des Aprils oder im Anfange des Mai bringt das Weibchen 4 bis 6 blinde Junge auf einem weichen Lager im Fuchsbaue zur Welt. Dieſe laſſen ſich

Digitized by Google

aufziehen und ziemlich zahm machen. Alte bleiben unbändig, und müſſen an Ketten. Sonderbar iſts, daß der Hund gegen ſeinen nahen Verwandten, den Fuchs, eine ſo heftige Feindſchaft hegt, daß er lieber ein Reh fahren läßt, und dem Fuchſe nachjagt, ſobald er ihn erblickt. Die liſtigen Streiche des Fuchſes werden von Jägern ſehr übertrieben, und haben zu vielen Märchen Anlaß gegeben. Das Fleiſch dieſes im Leben übelriechenden Raubthieres ſchmeckt abſcheulich, und wird dennoch von einigen ſibiriſchen Völkerſchaften, z. B. den Jakuten, gegeſſen. Der Pelz giebt ein treffliches Unterfutter, beſonders der Bauch. Der Jäger ſtellt dem Fuchſe allenthalben nach, gräbt ihn aus, fängt ihn in Fangeiſen, und hetzt ihn mit Hunden. Der Brandfuchs, eine Spielart des gemeinen Fuchſes, zeichnet ſich, wie der Kreuzfuchs, nur durch Farbenverſchiedenheit aus. Der letztere hat ein weißgelbliches Haar mit einem kreuzförmigen ſchwarzen Streifen auf dem Rücken. Ob der ſchwarze Fuchs, welcher die Polargegenden von Europa, Aſien und Amerika bewohnt, eine beſondere Gattung, oder nur eine Spielart ſey, iſt noch nicht ausgemacht. Dieſes Thier ſieht auf dem ganzen Leibe ſchwarz aus, und hat ein ſo langes, feines und dichtes Haar, daß der Pelz höher, als der vom Zobel geachtet, und nicht ſelten mit 400 Rubel das Stück bezahlt wird. Der weiße oder Polarfuchs iſt eine eigene Gattung, welche mit dem weißen Bären den höchſten, waldloſen Norden der Erde bewohnt, ein langes, ſanftes, etwas wolligtes, gemeiniglich weißes, bisweilen aſchgrauliches und bläulichgraues Haar hat, und wie der gemeine Fuchs vom Raube, auch von Beeren lebt. Die ſogenannten blauen Füchſe ſind eine bläulichgraue Spielart. Das Fell dieſer Thiere giebt ein gutes Unterfutter, wird aber im Handel nicht ſonderlich geachtet.

Fuchsinſeln, 16 Inſeln, zwiſchen Kamtſchatka und dem feſten Lande von Amerika gelegen, erhielten dieſen Namen wegen der vielen grauen, rothen und braunen Füchſe, die ſich hier aufhalten. Die größte dieſer Inſeln heißt Agne Alaeska, und hat zwei Vulkane. Aus dem einen, Agajiſch genannt, quillt ein heißer Sprudel hervor; der andere, welcher kein Feuer ſpeit, aber beſtändig raucht, heißt der brüllende Berg. Der Boden der Inſel beſteht meiſt aus Felſengrund, in den Thälern mit Lehm und Thon. Mit groben Gräſern bewachſen, liefert ſie faſt gar kein Holz. An Geflügel finden ſich hier Adler, Schneehühner, Enten, Seeraben und Seepapageien. Die Einwohner, von mäßiger Statur, brauner Haut, ſchwarzen Händen, kleiden ſich in Pelzhemden, mit langen Aermeln von Vogelbäuchen; iſt die Witterung ungünſtig, ſo hüllen ſie ſich in Streifen von Gedärmen der Seethiere. Die Kopfbedeckung beſteht aus einem Sonnenhut ohne Boden, mit Entenfedern und Glaskorallen geſchmückt. Durch den mittleren Naſenknorpel ziehen ſie ein Loch, worin ſie ein vierzölliges knöchernes Stäbchen tragen; in die Unterlefze ſchneiden ſie auf jeder Seite eine Oeffnung, in welche ein Stift oder Zahn eingeſetzt werden kann. In den Ohren tragen ſie Zierrathen von Glaskorallen oder Bernſtein. Das Haupthaar ſchneiden ſie ſich über den Augen rein ab; das Ungeziefer an ihrem Körper verzehren ſie, und verſchlucken den Naſenſchleim. Mit Urin waſchen ſie ihre Hände und alsdann mit Waſſer, welches letztere ſie ablecken. Ihre hauptſächliche Nahrung beſteht in Fiſchen und Wallfiſchfett; ſie lieben, genießen aber ſelten Zwiebeln und Wurzeln. Sie wohnen wie die Kamtſchadalen, und haben rohe Sitten. Die Polygamie iſt bei ihnen Sitte.

Füger (Friedr. Heinr.), Direktor der k. k. Gemäldegallerie in Belvedere bei Wien, geb. zu Heilbronn 1751, war der Sohn eines Predigers. Schon in frühester Jugend brach das Talent dieſes Knaben, ohne Zuthun irgend eines Lehrers, in merklichem Grade hervor, ſo daß man ihn kleine Bildniſſe nach eigener Idee malen ſah. Durch Lektüre geſchichtlicher Werke, beſonders

Digitized by Google

aber durch den Anblick von Audrans Schlachten, nach Le Brun, wurde ſeine Neigung zur Geſchichtsmalerei hingezogen. In Stuttgart gefiel es ihm in der Schule von Guibal nicht, und entgegen ſeiner frühern Geiſtesrichtung, begab er ſich auf die Hochſchule nach Halle, um die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren, welches Fach er zu ſeinem dereinſtigen Berufe würde gewählt haben, wenn er nicht auf Klotzens Antrieb wäre beſtimmt geworden, zu ſeinem frühern Lebensplane zurückzukehren. In der Folgezeit ſetzte er ſeine Zeichenſtunden in Dresden fort, reiſte 1774 nach Wien, und fand an dem Hofrathe von Birkenſtock einen würdigen Beſchützer, der ihn der Kaiſerin Maria Thereſia empfahl, die ihn als Penſionär nach Rom ſandte. Nachdem er ſeiner Phantaſie in dem Studium der berühmteſten Kunſtwerke 7 Jahre hindurch hinreichende Nahrung verſchafft, begab er ſich 1782 nach Neapel. Hier fand er in dem Hauſe des kaiſerl. Geſandten, Grafen von Lamberg, eine gaſtliche Aufnahme. Während zwei Jahren, welche er bei dieſem Beſchützer verweilte, bewährte ſich ſein hohes Talent in Verfertigung drei großer Frescogemälde in dem deutſchen Bibliotheksaale der Königin zu Caſerta und durch ein ſprechendes Bildniß dieſer Fürſtin. Eine ihm 1783 von Seiten Rußlands gewordene Dienſtanerbietung ſchlug er aus, indem er einem Rufe des Wiener Hofes als Vice-Direktor der Maler- und Bildhauerſchule in der Hauptſtadt (1784) folgte. Anfangs beſchäftigte man hier ſeinen Pinſel mit Verfertigung von Miniaturgemälden, die er gleichwohl alle mit der kühnen, eines Hiſtorienmalers würdigen, Idee behandelte. Wie ſehr er aber beſtrebt war, in der Zwiſchenzeit ſeine Kunſtfertigkeit in der Oelmalerei zu vervollkommnen, davon liefern uns ſein treffliches Bildniß Joſephs II., und ſein Tod des Germanikus, in dem Verſammlungsſaale der Wiener Akademie, treffliche Zeugniſſe. Unter den Kunſtwerken, welche ihm bei der Nachwelt ein bleibendes Denkmal ſeines künſtleriſchen Verdienſtes ſtifteten, ſind folgende einer rühmlichen Erwähnung würdig: die Porträts Joſephs II., der Erzherzogin Eliſabeth, Laudons und der Frau de Witt; unter den hiſtoriſchen Zeichnungen: Prometheus, der das himmliſche Feuer entwendet, im Schloſſe zu Ernſtbrunn, für den Grafen von Zinzendorf; Dido auf dem Scheiterhaufen, für das fürſtlich Kaunitziſche Kabinet; Orpheus, welcher von Pluto die Rückgabe der Euridice erfleht; das Urtheil des Junius Brutus über ſeine Söhne, und als Seitenſtück den Tod der Römerin Virginia, beide in der Kunſtſammlung des Grafen von Fries; die erſten Eltern bei Abels Leiche, für ſeinen Freund, den Hrn. von Naith; Semiramis, welche an ihrem Putztiſche die Empörung der Babylonier wider ſie erfährt; und endlich Sokrates vor ſeinen Richtern. Seine Miniaturbildniſſe karakteriſirt eine frappante Aehnlichkeit, graziöſe Wendung und eine eben ſo wahre als kräftige Zeichnung. Beſonders hervorgehoben zu werden verdienen: das von Kaiſer Joſeph II. (das ähnlichſte dieſes Fürſten, von John geſtochen), und das der Gräfin Rzewuska, in ihrem Kabinet von ihren Kindern umgeben. Zwanzig Handzeichnungen, welche er während einer ziemlich lange anhaltenden Unpäßlichkeit, nach Klopſtocks Meſſias, auf blaues Papier, mit Kreide und Tuſch, weiß aufgelegt, entwarf, von denen einige zu der neuen Leipziger Prachtausgabe dieſes klaſſiſchen Gedichtes, von John geſtochen, beigegeben worden, verdienen einer rühmlichen Auszeichnung. Eine ſeiner letzten und ſchönſten Arbeiten iſt der 1804 für die kaiſerliche Hofkapelle gemalte Johannes in der Wüſte, welches Gemälde mit 1000 Dukaten bezahlt wurde. 1818 ſtarb Füger als Direktor der Gemäldegallerie in Belvedere, Hofmaler und ordentlicher Profeſſor der ſchönen Künſte.

Fühlhörner oder Fühlſpitzen heißen die am Kopfe der Inſekten, z. B. der Schmetterlinge, befindlichen gelenkigen Werkzeuge, die bald faden-bald federartig ſind, und von Vielen für Werkzeug des Gefühls gehalten werden.

Digitized by Google

Fühl- oder Sinnpflanze (Mimosa pudica), wächſt in Braſilien. Unter allen Pflanzen iſt dieſe gewiß eine der merkwürdigſten in Anſehung des Gefühls, wodurch ſich hier das Pflanzenreich dem Thierreiche nähert. Die vierfach gefingert gefiederten Blätter ziehen oder legen ſich bei der geringſten Berührung zuſammen. Man ſäet den Samen dieſer Pflanze bei der Wärme von 10 bis 16 Grad im März und April. Im Junius, wenn die Witterung hinlänglich warm iſt, thut man am beſten, die Pflanzen der freien Luft auszuſetzen; ſie blühen dann in violetten Büſcheln im Julius und Auguſt, wo ſie unmittelbar darauf die kleinen Samenſchoten anſetzen. Die Erde dazu bereite man aus einem Theile Lauberde und einem Theile Miſterde, mit einem Drittheil Flußſand vermiſcht. Sie liebt während des Wachſens viele Feuchtigkeit.

Fülleborn (Georg Guſtav) wurde den 2. März 1769 zu Großglogau in Schleſien geboren. Sein Vater, welcher 1799 ſtarb, war daſelbſt Hof- und Kriminalrath; ein Mann von vielem Verſtande und ſeltenen Kenntniſſen, der ſehr vielen Antheil an der gelehrten Bildung ſeines Sohnes nahm. Im Jahre 1786 bezog er die Univerſität Halle, ausgerüſtet mit vorzüglichen Kenntniſſen, beſonders in der lateiniſchen Sprache, die er ſchon mit ziemlicher Fertigkeit ſchrieb und redete. Seiner Beſtimmung nach ſollte er Theologie ſtudiren. Er beſuchte anfänglich einige theologiſche Kollegien; aber er merkte bald, daß die Theologie nicht der Gegenſtand ſeines Studiums ſeyn könne. Er beſchränkte ſich auf Privatarbeiten. Die kritiſche Philoſophie, die damals bekannter zu werden anfing, zog ihn durch ihre Schwierigkeiten an. Zufällig hatte er die „Kritik der reinen Vernunft" kennen gelernt. und ſie war ſogleich ſein Buch geworden. Er ſchrieb einige Aufſätze darüber, ſendete ſie an den Profeſſor Cäſar nach Leipzig, und hatte das Vergnügen, zu ſehen, daß ſie für würdig erkannt wurden, in die „Denkwürdigkeiten aus der philoſophiſchen Welt" aufgenommen zu werden. In der Folge lachte er mit ſeinen Freunden herzlich über die Dunkelheit und Unverſtändlichkeit derſelben, ob ſie gleich zum Gegentheil beſtimmt waren. Er wollte nunmehr das Licht aus Reinholds Briefen über die Kantiſche Philoſophie ſchöpfen. Als er aber ſahe, daß dieſer ſich immer auf andere Philoſophen bezog, wendete er ſich zur philoſophiſchen Geſchichte, ſtudirte die Philoſopheme der alten, und die Theorien der neueren Philoſophen von Descartes an, ſuchte aber bei allen vergeblich nach einem allgemein gültigen, oberſten Princip. Jetzt kehrte er wieder zu Kant zurück, und was ihm vorher ſo dunkel geweſen war, fing an, ihm immer heller und heller zu werden. Zugleich aber fand er jetzt ein anderes, ſeiner würdiges Studium, auf das er ſeine ganze Kraft wendete, das Studium der alten Literatur. Er war ein Schüler des vortrefflichen Fried. Aug. Wolf geworden, der ihn in den Geiſt der philologiſchen Wiſſenſchaften einführte. Fülleborn bedurfte indeſſen nur Winke. Er beſuchte daher auch die Kollegia nicht ängſtlich, ſondern bildete ſich hauptſächlich durch eifriges Privatſtudium, dem er den größten Theil ſeiner Zeit widmete. Was ihm von dieſer Zeit noch übrig blieb, brachte er, zur Erholung von ſeinen Anſtrengungen, in dem Zirkel auserleſener Freunde zu, von denen mehrere in der Folge, z. B. Lafontaine, Maaß, Fiſcher, Gräter, Ideler, Delbrück und Andere, theils als Schriftſteller berühmt, theils in gelehrten Aemtern nützlich geworden ſind, und die damals zu Halle in einer vertraulichen Gemeinſchaft lebten, ſich unterſtützten, belehrten und erheiterten. Noch ehe er die Univerſität verließ, unternahm er eine große Fußreiſe nach der Pfalz am Rhein, durchwanderte einen beträchtlichen Theil von Deutſchland, und ſammelte ſich einen reichen Schatz von Welt- und Menſchenkenntniß. Im Jahre 1789 rüſtete er ſich zum Abgange von Halle, nachdem er vorher öffentlich und mit allgemeinem

Digitized by Google

Beifalle über das kleine, dem Ariſtoteles zugeſchriebene Buch: **De Xenophane, Zenone et Gorgia**, diſputirt und durch die kritiſche Unterſuchung der Echtheit des Buchs, ſo wie durch eine Menge neuer Erklärungen und Emendationen die Früchte ſeines Ariſtotelichen Studiums dargelegt hatte. Er kehrte in ſeine Vaterſtadt und in das elterliche Haus zurück, ſetzte hier ſeine philologiſchen und philoſophiſchen Studien fort, beſchäftigte ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und übernahm, als der Prediger der reformirten Kirche durch eine langwierige Krankheit außer Stand geſetzt wurde, ſein Amt zu verwalten, an ſeiner Statt die Beſorgung des Gottesdienſtes. Sein Vortrag auf der Kanzel machte ſo vielen Eindruck, daß die Reformirten ihn beſtändig als ihren Prediger behalten zu können wünſchten, die Lutheriſchen aber ihn feierlich im Jahre 1791 zum dritten Diakonus ihrer Kirche wählten. Er zog indeſſen den Schulkatheder der Kanzel vor, und bewarb ſich um die damals in Breslau erledigte Profeſſur der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache an dem Eliſabethaniſchen Gymnaſium, welche ihm auch, nachdem er mit großem Beifalle eine Probelektion gehalten hatte, ertheilt wurde. Zugleich wurde er zweiter Inſpektor des Seminars für ſtädtiſche Schulen, und Mitglied der pädagogiſchen Examinations-Kommiſſion. Im Jahre 1794 verheirathete er ſich mit einem guten und wohlgebildeten Mädchen aus dem Bürgerſtande, mit der er, da Liebe und Dankbarkeit gegenſeitig obwalteten, in dem glücklichſten Verhältniſſe lebte. Neben ſeinen Amtsgeſchäften fuhr er fort, mehrere literäriſche Arbeiten zu beſorgen. Seit 1795 kündigte ſich ein verborgenes Uebel durch eigenthümliche und nicht leicht zu enträthſelnde Erſcheinungen an. Er ſah ſich genöthigt, das Bett zu hüten, nahm täglich an Kräften, obgleich nicht an Geiſtesheiterkeit, ab, und endete, nachdem er eilf Tage gelegen und am letzten ſeines Lebens noch einen Aufſatz für den „Breslauiſchen Erzähler," eine Wochenſchrift, deren Herausgabe er ſeit dem J. 1800 beſorgte, diktirt hatte, plötzlich und nicht ohne Schmerzen durch ein konvulſiviſches Aſthma den 6ten Februar 1803, im 34ſten Jahre ſeines Lebens. Die Trauer um Fülleborn war in ſeinem Vaterlande, und beſonders in Breslau, allgemein. Zu dem Schmerze über den Verluſt des jungen Mannes, der ſchon bisher ſo viel geleiſtet hatte, geſellte ſich der wehmüthige Gedanke, was er bei längerem Leben und unter günſtigeren Umſtänden (denn, außer ſeinen körperlichen Leiden, hatte er oft mit Sorgen der Nahrung zu kämpfen, zumal da Krankheiten und Todesfälle der Seinigen hinzukamen) noch geleiſtet haben würde. Selbſt der geringeren Volksklaſſe war er durch ſeinen Erzähler lieb und ſchätzbar geworden. Sein Leichenbegängniß war daher eins der anſehnlichſten und feierlichſten, und die Achtung ſeiner Mitbürger äußerte ſich zugleich durch wohlthätige Unterſtützung der Seinigen auf eine rühmliche Weiſe. Die Dankbarkeit ſeiner Schüler ſtellte Fülleborns Marmorbüſte, von Mattersperg's Hand gemeißelt, auf der Eliſabethaniſchen Bibliothek zum immerwährenden Andenken auf. Sein Bildniß iſt von W. Sander nach A. Thilo in Kupfer geſtochen. Unter den vielen Schriften, welche er hinterließ, zeichnen ſich aus: Philoſophiſche Encyklopädie, Breslau, 1803; **Fragmenta Parmenidis**, mit Ueberſetzungen und Bemerkungen, Züllichau 1795, 8.; Lehrbuch der Rhetorik, Breslau 1802 und 1803.

Füllhorn (Cornu copiae), das Horn des Ueberfluſſes. Vergleiche Amalthea.

Fuentes (Don Pedro Henriquez d'Azevedo, Graf von), ſpaniſcher General und Staatsmann, geb. zu Valladolid den 18. Septbr. 1560, nahm Kriegsdienſte 1580, als der Herzog von Alba für Philipp II. Portugal eroberte, zeigte dann Muth und Entſchloſſenheit im niederländiſchen Kriege unter Alexander Farneſe und unter dem Marcheſe Spinola, und wurde auch

zu mehreren wichtigen Geſandtſchaften gebraucht. Am meiſten zeigte er ſich den Franzoſen abgeneigt, und befehligte 1693 die ſo berühmte ſpaniſche Infanterie, die der Herzog von Enghien, nachher der große Condé genannt, den 19. Mai bei Rocroy vernichtete. Der Graf von Fuentes ſuchte umſonſt ſie zu retten, und fand ſelbſt den Tod im Schlachtgewühle.

Fuentes d'Onor, ein Dorf im ſpaniſchen Königreich Leon, am linken Ufer des Baches Duas Caſas, der in die Agueda fließt, öſtlich von Almeida, berühmt in der Geſchichte des franzöſiſch=ſpaniſchen Krieges von 1808 bis 1814 durch eine Schlacht zwiſchen 40.000 Britten, Portugieſen und Spaniern unter Wellington und 45.000 Franzoſen unter Maſſena, den 3. und 5. Mai 1811. Mit Anfang April 1811 war Maſſena von den ſiegenden Verbündeten ſchon wieder über die portugieſiſche Gränze, hinter die Agueda gedrängt, und Almeida durch einen portugieſiſch=brittiſchen Heerhaufen berennt, Olivenza aber genommen worden. Der Entſatz jener wichtigen Feſtung war jetzt das Ziel aller Manövres des franz. Feldherrn. Mit einem großen Vorrath von Lebensmitteln, woran die Feſtung vorzüglich Mangel litt, ſetzte er ſich gegen dieſelbe in Marſch, zwang die Britten zum Weichen, und ſtand am 3. Mai vor Fuentes d'Onor, wo ſich der größte Theil des verbündeten Heeres in Schlachtordnung aufgeſtellt hatte: mit dem linken Flügel an die Trümmer des Forts La Conception, mit dem rechten an Nava de Avel gelehnt, in einer ſtarken Stellung, ausgenommen auf der äußerſten Spitze des rechten Flügels, wo ein ſanft ſich ſenkender Hügel der Reiterei anzugreifen geſtattete. Maſſena, ohne die Stellung ſeiner Gegner genau unterſucht zu haben, befahl den Angriff auf Fuentes d'Onor, den Mittelpunkt der Schlachtlinie der Verbündeten. Zu verſchiedenen Malen ward das Dorf von den Franzoſen erſtürmt, jedesmal aber warfen die Verbündeten ſie mit immer größerem Verluſte zurück, bis der Anbruch der Nacht dem blutigen Kampfe ein Ende machte. Der folgende Tag (4. Mai) verging unter Zurüſtungen zu einem neuen Angriffe, indem Maſſena zwiſchen Nava de Avel und Poſobello das verbündete Heer auf ſeiner linken Flanke zu umgehen ſuchte, um ſie auf dieſem Punkt mit ſeiner überlegenen Reiterei anzugreifen. Am nächſten Morgen begann die Schlacht. Poſobello ward von den Franzoſen mit Ueberlegenheit angegriffen, und trotz dem tapferſten Widerſtande der Verbündeten, erſtürmt; allein bald trieben dieſe die franz. Reiterei, die ſie ſchon ganz überflügelt, von Neuem mit großem Verluſte zurück, und ſtellten das Gefecht wieder her. Indeß zog Wellington ſeine Schlachtlinie enger zuſammen, ſo daß ſich der rechte Flügel an die Coa lehnte, und deſſen Fronte nach Süden gerichtet war, wodurch er zwar die Verbindung mit Sabugal aufgab, dagegen aber den Feinden das Vordringen nach Almeida unmöglich machte, und er führte ohne Verluſt im Angeſichte des feindlichen Heeres dieſe kühne Bewegung aus. Vergebens waren alle Verſuche Maſſena's, während derſelben einzelne Abtheilungen der Verbündeten abzuſchneiden und zu vernichten; vergebens die wiederholten heftigen Stürme gegen Fuentes d'Onor; ſie ſcheiterten alle an Wellingtons Feldherrnkunſt und an der Tapferkeit ſeiner Truppen. Bis ſpät in die Nacht ward der Kampf mit der größten Anſtrengung von beiden Seiten fortgeſetzt, und auf allen Seiten geſchlagem, zog ſich Maſſena mit einem Verluſt von 2000 Todten, 3500 Verwundeten, 1200 Gefangenen, mehreren Kanonen und Fahnen über die Agueda zurück. Die Verbündeten hatten über 3000 an Todten und Verwundeten. So vereitelte Wellingten gänzlich Maſſena's Verſuche zur Rettung Almeida's. Der Commandant der Feſtung, General Brenier, ſprengte am 10. Mai die Werke in die Luft, ſchlug ſich durch die, über dieſes höchſt unerwartete Schauſpiel erſtaunten Verbündeten durch, und ereilte noch den franz. Nachtrab bei Sanfelices, worauf aber Maſſena

Digitized by Google

unaufhaltſam ſich bis Salamanka zurückzog, unter dem Vorwande der Kränklichkeit nach Frankreich ging, und den Oberbefehl an Marmont übergab.

Für, ſ. Vor.

Fürſt, der Erſte, im Engliſchen the first, princeps, daher der Erſte des Staats, Volksvorſteher, Regent. Treffliche Worte über alte Wahrheiten enthält der Fürſtenſpiegel: Puisse-t-il se trouver! Rève patriotique. Allemagne 1814. Ein Sully zu einem Heinrich IV.! Nur führt den Verfaſſer ſeine Ueberzeugung von der Werthloſigkeit der papiernen Conſtitutionen des revolutionären Frankreich zu weit, wenn er Grundverfaſſungen überhaupt für entbehrlich hält. Allerdings wird jeder weiſe Fürſt die Verfaſſung und das Geſetz über ſich erblicken. Hauptzüge des Fürſten-Karakters ſind Humanität, ſtrenge Gerechtigkeitsliebe, weiſe Thätigkeit, Ruhe und Feſtigkeit. Heil dem Volke, deſſen Fürſt den Sinnſpruch des Landgrafen Ludwig von Thüringen: pie, caste, juste, in's Herz gefaßt hat und ausübt, oder die drei Lehren des griechiſchen Dichters Agathon nicht vergißt:

die eine: daß er über Menſchen herrſcht;
die andre: daß er nach Geſetzen herrſcht;
die dritte: daß er nicht auf immer herrſcht!

Fürſten heißen nicht bloß regierende Herren, ſondern auch Perſonen des hohen Adels, die den Rang über den Grafen haben; ehemals hießen ſo die oberſten Richter in den Gauen, wie auch die Herzoge, d. h. Heerführer, und ſpäter jedes Staats-Oberhaupt. In der Folge führten bloß die wirklichen Beſitzer eines Fürſtenthums dieſen Titel, ſpäter aber auch die Abkömmlinge derſelben, wenn ſie Hoffnung zur Erbfolge in dem fürſtlichen Lande hatten; endlich wurde er auch ſolchen Perſonen ertheilt, welche weder Anſpruch auf ein Fürſtenthum haben, noch auch von Fürſten abſtammen, ſondern die erſt in den Fürſtenſtand erhoben werden. Die ſouveränen Fürſten, welche in Deutſchland wegen ihrer Länder Sitz und Stimme auf dem Bundestage (ſonſt auf den Reichs- und Kreistagen) haben, heißen Reichsfürſten; die aber bloß den Fürſtentitel beſitzen, Fürſten ſchlechthin, wiewohl man auch allen deutſchen Fürſten dieſen Titel giebt, um ſie von den auswärtigen zu unterſcheiden. Es giebt auch geiſtliche Fürſten, welche durch Wahl zu einem Erzbisthum, Bisthum, einer Abtei, oder zum Großmeiſterthum des Johanniterordens gelangt ſind. Die weltlichen Fürſten werden in alte und neue eingetheilt; alt heißen diejenigen, welche auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1582, der im weſtphäliſchen Frieden zur Richtſchnur der Stimmen im Reichsfürſtenrath angenommen wurde, Sitz und Stimme unter den Fürſten hatten; neu die, welche erſt nach dem genannten Reichstage vom Kaiſer in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurden. In ihren Wappen und bei großen Feierlichkeiten bedienen ſie ſich des ſogenannten, den ehemaligen Churhüten ähnlichen, Fürſtenhuts, der in einer rothen, mit einem breiten Gebräm von Hermelin, und bisweilen auch noch auf andere Art verzierten Mütze beſteht.

Fürſtenberg, ein deutſches mediatiſirtes Fürſtenthum, das in mehrern zuſammenhängenden Theilen an der Donau, Wutach und Kinzig liegt, und auf 39 Quadratmeilen 49.000 Einwohner in 15 Aemtern und Gerichten zählt. Der größte Theil iſt in den großherzogl. badenſchen Seekreis eingeſchloſſen; ein Theil, nämlich Trochtelfingen und Jungnau, iſt der hohenzollern-ſigmaringenſchen, und Hayingen der würtembergiſchen Landeshoheit unterworfen. Das Land iſt ſehr bergigt, und hat viel Holz, Hausthiere, Eiſen-, Kupfer- und Silberbergwerke, und auf den höhern Gebirgen des weſtlichen Schwarzwaldes fleißige Einwohner, die ihre hölzernen Uhren über einen großen Theil Deutſchlands verbreiten. Das Land hat 16 Städte, 6 Marktflecken, 195 Dörfer, und 120 einzelnen Höfe und Mühlen. Die Einkünfte ſchätzte man

Digitized by Google

ſonſt auf 50.000 Gulden. Das Haus Fürſtenberg iſt mit den Grafen Urach Eines Stammes. Eine Linie dieſes vormals gräflichen Hauſes ward 1664 in den Fürſtenſtand erhoben, und 1667 in das Reichsfürſtenkollegium eingeführt. Dieſe Würde beſitzt die ſeit 1744 allein noch übrige ſtünglingiſche Linie; doch ſind noch zwei, dem regierenden Hauſe ſubſtituirten Subſidiallinien vorhanden, von welchen die eine ſich Fürſt von Fürſtenberg-Pürglitz ſchreibt, und 8 Herrſchaften in Böhmen beſitzt, als: Pürglitz, Kruſchowitz, Niſchburg, Skrziwan, Podmolken, Wſchetaten ꝛc; die andere ſchreibt ſich Landgraf von Fürſtenberg-Weitra, und hat beträchtliche Güter in Oeſterreich und Mähren, als: Weitra, Reinpolz, Waſen ꝛc. Das Wappen iſt ein Schild mit einem Mittelſchild, und einer Einfaſſung. Der Hauptſchild hat einen rothen Adler mit einem blauen Schnabel und blauen Füßen, im goldenen Felde, wegen Fürſtenberg. Der Mittelſchild ſteht auf des Adlers Bruſt, und iſt quadrirt. Das erſte und vierte Quartier hat eine ſilberne Kirchenfahne im rothen Felde, wegen der Grafſchaft Werdenberg; das zweite und dritte einen eckig geſchobenen ſchwarzen Rechtsquerbalken im ſilbernen Felde, wegen der Grafſchaft Heiligenberg. Die Einfaſſung iſt von Silber und blau, mit doppelten Wolken getheilt, wegen der Erbſchaft des Hauſes Blumeneck. Die Reſidenz des Fürſten (ſeit 1804 Carl Egon, geb. 1796) iſt Donaueſchingen.

Fürſtenberg (Friedrich Wilhelm Franz, Freiherr von), Domherr zu Münſter, aus einem der älteſten Geſchlechter des weſtphäliſchen Adels, das den hohen Domſtiftern viele Mitglieder und einige Fürſten (z. B. den trefflichen Biſchof von Paderborn, Ferdinand, den Verfaſſer der für die deutſche Geſchichte wichtigen Monum. Paderbornens.) gegeben hat, war 1728 geboren. Seine ganz ausgezeichnete Anlagen, welche er durch anhaltende Studien in der Jugend und durch Reiſen, beſonders in Italien, in vorzüglichem Grade ausgebildet hatte, und die er, als Mitglied der Ritterſchaft und des Domkapitels zu Münſter, in den wichtigſten Angelegenheiten des Landes, vorzüglich aber während des 7jährigen Krieges, entwickelte, machten ihn zu einer Zierde der deutſchen Nation und ſeines Standes. Der Churfürſt von Köln und Fürſtbiſchof von Münſter, Clemens Auguſt, aus dem Hauſe Baiern, hatte ſich enger, als es ihm ſeine Reichsſtandſchaft zur Pflicht machte, an Friedrichs Feinde angeſchloſſen. Sein Land wurde daher vom Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der die mit Preußen alliirten Heere befehligte, feindlich behandelt. Nach dem eingetretenen Frieden ward dem zu ſeinem Miniſter ernannten Freiherrn von Fürſtenberg von dem, nach Clemens Auguſt's von Baiern Ableben in Köln und Münſter gewählten, Churfürſten und Fürſtbiſchof Maximilian Friedrich (geb. Graf von Königseck-Rothenfels) die Regierung des zerrütteten und ſchwer von Schulden gedrückten münſteriſchen Landes übertragen. Fürſtenbergs Energie gelang es, den Credit wieder herzuſtellen, und durch weiſe Maßregeln Ackerbau und Gewerbe, beſonders den Leinwandhandel, wieder in Flor zu bringen. Die Feſtungswerke von Münſter ließ er demoliren, und trug Vieles zur Verſchönerung der Stadt und der Umgegend bei. Die Juſtiz erfreute ſich unter ihm einer trefflichen Pflege; und eine gute Polizei ſicherte die Ordnung der Dinge. Die von Hofmann zu Münſter unter Fürſtenbergs Aufſicht entworfene Medicinalordnung war eine der erſten und vorzüglichſten in Deutſchland. Indem er die uralte Verfaſſung ehrte, ſah man ihn während ſeines ſiebzehnjährigen Wirkens als Miniſter nie nach Willkühr handeln. In allen Ständen ſuchte er aber den Eifer fürs Gemeinwohl zu entzünden, und entflammte bei der Geiſtlichkeit den Sinn für höheres und gründlicheres Wiſſen. Allen katholiſchen Staaten Deutſchlands ging er in Verbeſſerung des Schulunterrichts im Hochſtifte Münſter voran; der Volksunterricht erhielt einen neuen Aufſchwung, und trat mit dem bürgerlichen Leben in genauere Ver-

Digitized by Google

bindung. Alte Literatur und das Studium der Mathematik wurde den höheren Schulen anempfohlen, und indem das Talent unterſtützt, das Verdienſt belohnt wurde, blühte das Land in kurzer Zeit in verjüngter Geſtalt wieder empor. Durch zweckmäßige Finanzmaßregeln ſtieg der Credit hier ſo, daß in keinem benachbarten Lande ein ſo niedriger Zinsfuß war. Die Vertheidigung des Landes unterhielt er in einem wohlgeübten Militär, ohne das Land durch einen unverhältnißmäßigen Aufwand zu drücken. Seine Anſichten über Politik und Kriegsweſen bildete er durch Verbindungen mit ausgezeichneten Kriegern, wie General Bloyd, einem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe u. A., zu einer bewundernswürdigen Reife aus. Als 1780 dem Churfürſten in der Perſon eines Erzherzogs in Köln und Münſter ein Coadjutor beigegeben werden ſollte, und ſich die Wünſche des Volkes, vieler aus der Ritterſchaft und dem Domkapitel dahin vereinigten, daß, ſtatt eines öſterr. Prinzen, Fürſtenberg zum künftigen Regenten von Münſter gewählt werde, bewarb ſich Fürſtenberg auf geſetzlichem Wege um dieſe Würde. In den hierüber zwiſchen verſchiedenen Höfen ausgebrochenen diplomatiſchen Streitigkeiten ſiegte das Haus Oeſterreich, und der Erzherzog Maximilian ward gewählt, worauf Fürſtenberg ſeine Miniſterſtelle niederlegte, und nur die Aufſicht über die Schulen beibehielt. Seinen erfolgreichen Einfluß als Mitglied des Domkapitels und der Ritterſchaft verwandte er zum Beſten der Regierung, um das Gelingen jeder nützlichen Unternehmung fördern zu helfen. Daher empfing er auch ſtets von dem Churfürſten Maximilian Zeichen der aufrichtigſten Hochachtung. Nachdem er die Auflöſung des Hochſtiftes Münſter noch erlebt, ſtarb Fürſtenberg 1811, 82 Jahre alt, um in dem Andenken der Nachwelt fortzuleben.

Fürſtenbund (deutſcher), ein von Brandenburg, Sachſen und Hannover auf Veranlaſſung Friedrichs d. Zweiten von Preußen am 23. Juli 1785 zu Berlin geſchloſſener Bund, welchem bald nachher noch mehrere deutſche Fürſten beitraten. Er hatte die Erhaltung und Befeſtigung der beſtehenden Verfaſſung Deutſchlands, und die Vereitelung der Abſichten des Hauſes Oeſterreich, welches ſeit langen Zeiten auf Baiern Anſprüche machte, zur nächſten Abſicht. Es war nämlich des Kaiſers Joſeph d. Zweiten Plan, die öſterreichiſchen Niederlande (jedoch mit Ausnahme von Luxemburg und Namur) gegen Baiern an Carl Theodor von der Pfalz zu vertauſchen, um durch dieſes Churfürſtenthum die Staatskräfte ſeiner Länder zu verſtärken. Der Churfürſt ſollte Belgien unter dem Titel eines Königreichs Burgund, nebſt einer Summe von 3 Millionen Gulden erhalten. Allein der präſumtive Erbe des Churfürſten, der Herzog von Zweibrücken, erklärte, daß er nie in die Vertauſchung der Länder ſeiner Vorfahren, deren Unveräußerlichkeit kurz vorher im Teſchner Frieden (1779) ausgeſprochen worden wäre, einwilligen würde, und wandte ſich deßhalb an Friedrich II. (ſ. d. A.), welcher ſich des bedrängten Herzogs annahm, und gegen die Vergrößerungs-Abſichten Oeſterreichs jenen Fürſtenbund zu Stande brachte, der aber in der Folge nicht den großen Erwartungen, am wenigſten in den neueſten Zeitereigniſſen, entſprach, die man von ihm gefaßt hatte.

Fürſtenrecht bezeichnet im deutſchen Staatsrecht die dem Kaiſer zuſtehende Gewalt, in Sachen, die eines Reichsfürſten Leib, Ehre oder Lehnſchaft betreffen, einen entſcheidenden Ausſpruch zu geben.

Fürſten= oder Landesſchulen, im Königreich Sachſen, wurden 1543 vom Churfürſten Moritz geſtiftet, der die Gebäude aufgehobener Klöſter zu Pforte, Meißen und Grimma für Schulen beſtimmte, die er mit den zum Theil ſehr anſehnlichen Kloſtergütern ſo freigebig ausſtattete, daß mehrere hundert junge Leute, größtentheils ganz unentgeldlich, zum Theil für ein mäßiges Koſtgeld, darin unterhalten und unterrichtet werden. Nachdem

Digitized by Google

Pforte 1814 an Preußen abgetreten worden, ſind in Sachſen noch die Fürſtenſchulen zu Meißen und Grimma. (S. d. Art.)

Fürth, große, offene Stadt im Rezatkreiſe in Baiern, mit 12.500 Einw., worunter gegen 3000 Juden, die hier eine hohe Schule, Buchdrukkerei u. a. wiſſenſchaftliche Anſtalten haben. Hier ſind beträchtliche Fabriken und Manufakturen in Spiegeln, Brillen- und Ferngläſern, Strümpfen, Rechenpfennigen, Tapeten, Siegellack, Bleiſtiften, Tabak, Uhren; Goldarbeiter, Gürtler, Drechsler, Tiſchler, Weber; ein wichtiges Eiſen- und Kupferhammerwerk, eine Glasfabrik, Sägemühle, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Getreide, Gemüſe ꝛc. Mit Nürnberg iſt der Verkehr ſehr groß. Die vorzüglichſten Handelszweige, hauptſächlich Wechſelgeſchäfte, ſind in den Händen der Juden. Der Handel mit dieſen mannichfaltigen Produktionen iſt ſehr wichtig, und geht nach allen Theilen von Europa, ſelbſt nach der Türkei. Der hieſige vierzehntägige Jahrmarkt beginnt mit Michaelis.

Füſelier hießen zu der Zeit, wo die eigentlichen Musketen noch bei den Soldaten gebräuchlich waren, diejenigen, welche ſtatt derſelben Flinten (fusil) hatten. Jetzt giebt man dieſen Namen einer Art leichter Infanterie, wovon im preußiſchen Staate jedes Regiment ein Bataillon hat.

Füßen, Stadt im baieriſchen Oberdonaukreiſe, am Lech, der hier einen ſtarken Fall bildet, mit 1600 Einw., einem Schloß, mehreren Fabriken und Handel. Hier war die berühmte Benediktiner-Abtei des erſten deutſchen Apoſtels, Magnus. Merkwürdig iſt Füßen wegen des 1745 hier zwiſchen Oeſterreich und Baiern geſchloſſenen Friedens, ſ. Friedensſchlüſſe.

Füßli, der Name mehrerer, in der Kunſt- und Literaturgeſchichte berühmter Schweizer, unter denen folgende die vorzüglichſten ſind: 1) Johann Melchior, ein berühmter Kupferſtecher und Zeichner, geb. zu Zürich 1677, ſtarb 1736, und zeichnete 1730 Blätter zu der ſchweizer. Bibel. 2) Johann Caspar, Maler, geb. zu Zürich 1706, lernte die Kunſt bei ſeinem Vater, bildete ſich aber bald nachher auf Reiſen, vorzüglich in Wien, hielt ſich an mehreren deutſchen Höfen auf, und ſtand mit den erſten deutſchen Künſtlern und Kunſtkennern in freundſchaftlichen Verbindungen. Seine Porträts fanden vielen Beifall, und wurden von mehreren Künſtlern radirt. Er ſtarb 1762 als Stadtſchreiber zu Zürich, wegen ſeines edeln, moraliſchen Karakters, und ſeltnem Eifer, angehenden Künſtlern fortzuhelfen, allgemein beliebt. Er hinterließ fünf Kinder, welche ihres Vaters Kunſttalent geerbt hatten. Als Schriftſteller hat er ſich in folgenden Werken ausgezeichnet: Leben Rugenda's und Kupetzky's (Zürich 1758. 4.); Geſchichte und Abbildung der beſten Maler in der Schweiz (4 Bände, ebd. 1749 — 50); Verzeichniß der beſten Kupferſtecher und ihrer Werke (Ebd. 1771. 8.); des Ritters Mengs's Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerei, mit einer Vorrede von J. C. Füßli (Zürich 1762); Sammlungen von Winkelmanns Briefen an deſſen Freunde in der Schweiz, 1778. 3) Joh. Caspar, des Vorigen Sohn, ſtarb als Buchhändler zu Zürich, den 10. April 1786, und iſt Verfaſſer vom „Archiv der Inſektengeſchichte; Magazin für Liebhaber der Entomologie." 4) Johann Conrad, geb. zu Oberwetzlar, wo ſein Vater Prediger war, ſtudirte Theologie, ward Prediger, und ſtarb als Kämmerer des Kapitels zu Winterthur 1775, folgende Schriften hinterlaſſend: Beiträge zur Erläuterung der Reformations-Geſchichte des Schweizerlandes (Zürich 1741 — 53, 3 Theile, 8.); neue und unparteiiſche Ketzerhiſtorie der mittlern Zeit (Frankfurt und Leipzig 1770 — 74, 3 Theile, 8.); Staats- und Erdbeſchreibung der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft (Schaffhauſen 1770, 4 Bände, 8.); Lebensgeſchichte Sebaſtian Caſtellio's, Andreas Bodenſteins u. A. m. 5) Johann Rudolph, geb. zu Zürich 1790, war daſelbſt

Digitized by Google

Rathsherr, und ſtarb den 12. September 1793, vorzüglich berühmt durch: Allgemeines Künſtler-Lexikon (Zürich 1763 — 79), 1806 von ſeinem Sohne Heinrich mit Zuſätzen vermehrt.

Fuge, ein mehrſtimmiges Tonſtück, welches ſich durch eine beſondere Form und Einrichtung von allen übrigen merklich auszeichnet. Um eine Fuge zu verfertigen, wird zuerſt ein Thema als Hauptſatz angenommen, wogegen ein freier Contrapunkt (Gegen-Harmonie) geſchrieben wird. Iſt die Periode geendigt, ſo wird das Thema in die Stimme verſetzt, welche früher den Contrapunkt hatte. Die Stimme, welche früher das Thema hatte, bekömmt nun den Contrapunkt. Das Thema wird Dux (Führer), und das Wiederkehren deſſelben Comes (Gefährte) genannt. Um dem Gefährten neuen Reiz zu geben, und das zweite Eintreten des Thema's bemerkbarer zu machen, wird daſſelbe in der Quinte wiederholt. Dieſe Fuge iſt die gebräuchlichſte, und wird Quintenfuge genannt. Beim Wiederkehren (Repercussio, Wiederſchlag) des Thema's im Verfolg der Fuge iſt das toniſche Beantworten nicht mehr zu beachten, d. h. es kann das Thema in andere Tonleiter verſetzt werden. Schon gleich nach der Antwort (Comes) kann frei in einen verwandten Ton ausgewichen werden, und das Thema in einem neuen Ton erſcheinen. Es tritt der Wiederſchlag dann in ſeine Rechte. Die Modulation in der Fuge wird Verbindungs- oder Zwiſchenharmonie genannt. Die Hauptbeſtandtheile einer Fuge ſind alſo: 1) das Thema (Dux), 2) die Antwort (Comes), 3) der Wiederſchlag (Repercussio), 4) die Gegenharmonie Contrasubject), 5) die Zwiſchenharmonie (Modulatio). Das Thema iſt die Hauptſache, von dem das Meiſte bei Verfertigung einer Fuge abhängt. Von einem guten Fugenthema werden daher folgende Eigenſchaften verlangt: 1) ein dem Ohr leicht faßlicher Satz; 2) daß es geeignet ſey, einen ſchönen Contrapunkt dagegen ſetzen zu können; 3) daß am Thema die Tonart völlig zu erkennen ſey. Die Fuge kann ferner eine Vokal- oder Inſtrumental-Fuge ſeyn, in welchem Falle ſie zwei-, drei-, vier-, fünf- und mehrſtimmig ſeyn kann. Zu dreiſtimmigen Fugen gehört ein Thema und zwei Antworten; die dritte Stimme iſt gleich der erſten. Bei vierſtimmigen Fugen iſt die dritte der erſten, und die vierte der zweiten Stimme gleich. Die Urſache dieſer Stimmenverſchiedenheit liegt erſtens darin: daß das Thema nicht zu oft nacheinander in derſelben Geſtalt erſcheint. 2) Im Verhältniß der Singſtimmen nacheinander, die als Hauptſtimmen in der Compoſition zu betrachten ſind. Zu einer beſondern Schönheit der Fuge gehört noch, daß vor dem jedesmaligen Eintritt des Thema's vorher einige Takte Pauſen vorhergehen. II. Die Doppelfuge unterſcheidet ſich von der einfachen dadurch, daß der Contrapunkt unverändert und ſtreng beibehalten wird, oder es iſt eine Fuge mit zwei Thema, indem der unveränderte Contrapunkt als zweites Thema kann angenommen werden. Es kann aber auch die ſtrenge Beantwortung des Thema's ſowohl, als die völlige Beibehaltung des Contrapunktes Ausnahmen erleiden, jedoch die Schönheit der Melodie entſchuldigt ſolche Fehler. Die Regeln des doppelten Contrapunktes werden hier angewandt. III. Die Fuge mit einem Choral. Bei dieſer Fugengattung erſcheint in einer Stimme ein Choral. Um dieſen Choral verſtändlich zu machen, werden in der dazu geſchriebenen Fuge andere Notengattungen, gewöhnlich in raſcherer Bewegung, gebraucht; auch wird das Fugenthema vom Choral — nur in geſchwinderer Bewegung — abgeleitet. Dieſe, gleichſam den Choral begleitende Fuge kann eine einfache, doppelte oder dreifache Fuge ſeyn. Sie iſt eine der älteſten Kirchen-Compoſitionen; denn ehe man anfing, die Compoſition von der durch den Rytus beſtimmten Melodie völlig frei zu machen, wurde entweder der Choral planis geſungen, oder doch in einigen Stimmen beibehalten, wogegen die andern einen freien Contrapunkt hatten. Aus den muſikaliſchen Dokumenten, welche

aus dem 12. oder 13. Jahrhundert übrig geblieben ſind, ſcheint hervorzugehen, daß es eine nöthige Bedingung war, jeder Kirchen-Compoſition die Melodie eines beſtimmten Chorals zu geben. Indeſſen in der Art, wie in unſerer Zeit eine Fuge mit einem Choral betrachtet wird, kannte man ſie natürlich früher nicht, indem die Fuge eine Erfindung ſpäterer Zeit iſt. Sie ſtammt übrigens aus den früheſten Zeiten her, wo die Fuge ein freier Contrapunkt war.

Fugger (das Geſchlecht der Fürſten und Grafen von), eins der berühmteſten Geſchlechter Deutſchlands, deſſen erſter bekannter Ahnherr, Johann Fugger, Webermeiſter im Dorfe Graben, nach Andern Göggingen, bei Augsburg war, und deſſen älteſter Sohn Johann 1370 nach Augsburg zog, daſelbſt durch Verheirathung das Bürgerrecht erlangte, und neben ſeiner Weberei noch einen Handel mit Leinwand trieb. Er ſtand in großem Anſehen unter ſeinen Mitbürgern, war einer der Zwölfen in der Weberzunft, welche im Rathe ſaßen, und Freiſchöffe des weſtphäliſchen Vehmgerichts. Bei ſeinem Tode (1409) hinterließ er 3000 Gulden, die in der Hand ſeines älteſten Sohnes Andreas ſo gute Zinſen trugen, daß er bald vorzugsweiſe der reiche Fugger hieß. Er iſt der Stammvater der adeligen Linie der Fugger vom Reh (weil ſie in ihrem vom Kaiſer Friedrich d. Dritten erhaltenen Wappen ein Reh führten), die im J. 1583 ausſtarb. Auch Johanns zweiter Sohn, Jakob, der ſich in ſeinen Nachkommen weit ausbreitete, trieb mit gleichem Glücke, nebſt ſeiner Weberei, den Handel, und gelangte zum Beſitze eines großen Reichthums. Er ſtarb 1469, von Barbara, einer gebornen Beßingerin, elf Kinder hinterlaſſend, worunter drei Söhne, Ulrich, Georg und Jakob, den Ruhm ihres Geſchlechtes begründeten, ſich durch Verheirathung mit den vornehmſten Familien Augsburgs verſchwägerten, und ſogar vom Kaiſer Maximilian in den Adelſtand erhoben wurden. Ulrich, ſich vorzüglich dem Handel widmend, den er mit Oeſterreich eröffnete, übernahm bei der Zuſammenkunft Kaiſer Friedrichs d. Dritten mit Herzog Carl d. Kühnen von Burgund zu Trier 1473 die Lieferungen für den Hof des Kaiſers. Seine Schreibſtube nannte man die goldene; keinen Handelsgegenſtand ließ er unberückſichtigt; ſelbſt die Werke Albrecht Dürers beförderte er nach Italien. Jakob, der die ſchwaziſchen Bergwerke in Tyrol gepachtet hatte, gewann dadurch außerordentliche Summen; er baute das prachtvolle Schloß Fuggerau in Tyrol, und lieh den öſterreich. Erzherzogen gegen Verſchreibung 150.000 Gulden. Er war ein Mann von dem edelſten Karakter, deſſen ſchönſter Zug Wohlthätigkeit war. Seine Milde, ſo wie ſeine Fürſorge und ſein Eifer, der ihn beſeelte, mit Worten und Thaten Gutes zu ſtiften, und in Verhältniſſen der Noth und Verlegenheit Hülfe zu bieten, verdient gerühmt zu werden. Er ſtarb zu Hall in Tyrol 1503; Kaiſer Maximilian beehrte den Leichenzug mit ſeiner Gegenwart, und ein ſtattliches Grabmal bezeichnet in der Hall'ſchen Pfarrkirche die Grabſtätte dieſes Fugger. Auch in Ungarn, Krain und Kärnthen hatte dieſer Fugger Bergwerke, welche von ſeinen Nachkommen fortgeſetzt wurden. Ungeachtet des Adelglanzes und des immer ſich vergrößernden Reichthums entſagten die Fugger doch nicht dem Handel, der Quelle ihrer herrlichen Größe; ihre Laſtwagen traf man auf jeder Straße, und ihre Schiffe auf allen Meeren. Faſt ein Jahrhundert lang hatten ſie ein ausſchließliches Privilegium über den deutſchen Gewürzhandel; ſie konnten den Preis nach Belieben ſetzen, und gelangten durch dieſes Monopol vorzüglich zu ihren mehr als königl. Reichthümern. Dem immer Geld bedürftigen Kaiſer Maximilian liehen ſie bedeutende Summen. Für 70.000 Gulden erhielten ſie von ihm als Unterpfand die Grafſchaft Kirchberg und die Herrſchaft Weißenhorn; auch zahlten ſie 170.000 Dukaten Subſidien für Papſt Julius d. Zweiten, die König Ferdinand von Spanien und Ludwig von Frankreich an Kaiſer Maximilian (1509) zu deſſen Unterſtützung im Kriege gegen der Republik Venedig.

Da Ulrichs Söhne und Jakob ohne Erben geſtorben waren, ſo beruhte der Stamm des Geſchlechts auf Georg. Dieſer wurde vom Papſt Leo d. Zehnten mit der Würde eines Equite-aurato und Comite St. Palatii Lateranenſis beehrt, und vom Kaiſer Maximilian zum kaiſerlichen Staatsrath erhoben. Er iſt auch der Erbauer der 106 Häuſer zu Augsburg, die armen, aber fleißigen Bewohnern dieſer Stadt zur Wohnung dienten; der Gründer eines Hoſpitals für Fremde, die das Unglück hatten, auf der Reiſe krank zu werden. Von den dankbaren Augsburgern wurde dieſe Stiftung, nach dem Namen ihres edlen Stifters, die Fuggerei genannt, welche noch beſteht. In der Annenkirche ließ er die prächtige Capelle ſammt dem ganzen Chor und dem künſtlichen Orgelwerk mit einem Aufwande von 180.000 Gulden erbauen. Er iſt, wie oben bemerkt, der Stammvater des jetzt noch blühenden Fuggeriſchen Geſchlechtes. Seiner Ehe mit Regina Imhof entſproſſen zwei Söhne, Raimund und Anton. Erſterer glänzt in der Geſchichte als ein großer Liebhaber und Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, und Beſchützer und Aufmunterer der Gelehrten. Mit dem größten Koſtenaufwande ſammelte er die vortrefflichſten und ſeltenſten Antiquitäten aus Griechenland, Sicilien und anderen Ländern, legte eine Bibliothek an, unterhielt Maler und Muſiker, welche ſich ſeiner freigebigen Unterſtützung freuten, und ſeine Kunſtſammlung mit ihren Meiſterwerken bereicherten, oder in ſeiner Wohnung ihre bezaubernde Harmonieen ertönen ließen. — Bei Carl d. Fünften, Maximilians Nachfolger, ſtanden die Fugger in gleicher Gunſt und Anſehen, und wußten ſich durch manche großmüthige Handlung immer mehr zu befeſtigen. Anton hatte einmal dem Kaiſer eine große Summe gegen Verſchreibung dargeliehen. Als nun Carl 1530 aus Italien auf den Reichstag nach Augsburg kam, und in ſeinem prächtigen Hauſe einkehrte, entſchuldigte er ſich, daß es ihm noch nicht möglich ſey, die Summe wieder zu bezahlen. Ob es gleich Juni war, ſo war es doch kalte Witterung, und als ihm das Frühſtück gebracht wurde, bemerkte er händereibend, daß er den Unterſchied des italieniſchen und deutſchen Clima's doch ziemlich deutlich fühle. Fugger ließ auf der Stelle ein Kaminfeuer machen, legte einige Bündel Zimmtrinde (eine Unze koſtete damals in Deutſchland 2 Dukaten) auf das Holz, zog darauf des Kaiſers Schuldverſchreibung hervor, und zündete die dürren Rollen damit an. Der dankbare Monarch erhob beide Brüder und ihre Nachkommen am 14. Nov. 1530 in den Grafen- und Bannerſtand, gab das noch verpfändete Kirchberg und Weißenhorn ihnen erb- und eigenthümlich, nahm ſie auf der ſchwäbiſchen Grafenbank unter die Reichsſtände auf, und begabte ſie mit einem Siegelbriefe, der ihnen fürſtliche Gerechtſame verlieh. 1534 ertheilte er ihnen das Recht, goldene und ſilberne Münzen zu ſchlagen, welches ſie mehrmalen, zuletzt 1694, ausübten. Anton ſtarb als Stadtpfleger zu Augsburg, durch ſeine wohlthätigen Stiftungen, einer Schule, eines Stipendiums für Studirende, eines Legats zur jährlichen Ausſteuer drei junger Mädchen u. a. ein ſegenreiches Andenken hinterlaſſend. Bei ſeinem Tode hatte er 6 Millionen Goldkronen baar, die Juwelen, Koſtbarkeiten und Güter in allen Ländern Europa's und beider Indien ungerechnet. Man ſagt, daß Carl d. Fünfte beim Betrachten des kön. Schatzes zu Paris in Beziehung auf dieſen Fugger ausgerufen habe: „Zu Augsburg iſt ein Leinweber, der dies Alles mit eigenem Golde bezahlen kann." Seine drei Söhne, Johann, Jakob und Markus, pflanzten die von ihm geſtiftete Antoniſche Linie fort. Raimund ſtarb 1535, aus ſeiner Ehe mit Catharine Thurgania elf Sprößlinge hinterlaſſend, unter denen Johann Jakob ſeinem Vater in der Gelehrſamkeit nachahmte, und die Wiſſenſchaften eifrigſt beförderte, wie er denn ſelbſt eine Geſchichte des Hauſes Oeſterreich in deutſcher Sprache hinterlaſſen. Er vergrößerte ſeine Güter durch Ankauf mehrerer Herrſchaften und Schlöſſer, beklei-

Digitized by Google

dete zu Augsburg die Würde eines Bürgermeiſters, und bei Herzog Albrecht v. Baiern eines geh. Raths und Kammerpräſidenten. Er zeugte mit zwei Gemahlinnen 21 Kinder, wovon ihn 18 überlebten († 1575). Sein älteſter Sohn Siegmund Friedrich (geb. 1542) wurde in der Folge Biſchof von Regensburg. — Raimunds zweiter Sohn, Georg (geb. 1517), zeichnete ſich ebenfalls als Gelehrter, beſonders in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, aus. Unter ſeinen 14 Kindern iſt Philipp Eduard (geb. 1546) der berühmteſte. Gleich ſeinem Vater widmete er ſich den Studien mit dem glühendſten Eifer, war dabei, wie ſein ganzes Geſchlecht, der katholiſchen Religion von Herzen zugethan, und bemühte ſich auf das Angeſtrengteſte, daß die von Chriſtoph Fugger, ſeines Neffen, Erbſchaft deputirte 30.000 Guld. zur Erbauung eines Collegiums für die Jeſuiten, welche von den Fuggern nach Augsburg eingeladen wurden, angewendet wurden. Nebſt dieſem ſchenkte er und ſeine Brüder dieſer Societät die aus jener Erbſchaft ihnen zugefallenen Häuſer in Augsburg, 12.000 Guld. an Werth. Die herrliche, an koſtbaren Handſchriften und Urkunden reiche Bibliothek, ſo wie die Sammlungen der ſeltenſten Kunſtſchätze und Antiquitäten, von Raimund gegründet, und von Johann Jakob anſehnlich vermehrt, erhielten von ihm einen ſolchen Zuwachs, daß erſtere bis auf 16.000 Bände ſtieg (über 100.000 Gulden geſchätzt). Gelehrte und Künſtler fanden an ihm einen Mäcen; nicht weniger ward ſeine Milde gegen Noth- und Hülfsbedürftige gerühmt. Er ſtarb 1618, von ſeiner Gattin Maria von Königseck 3 Söhne und 4 Töchter hinterlaſſend. Ein anderer Sohn Raimunds, Ulrich (geb. 1520), war ebenfalls ein großer Liebhaber der Wiſſenſchaften und Gelehrten. Papſt Paul d. Dritte machte ihn zu ſeinem Kämmerer; ſpäter trat er zur reformirten Kirche über. Er ſammelte mit großem Koſtenaufwande die älteſten Manuſkripte alter Claſſiker der Griechen, Römer u. a. Völker, welche er bei dem gelehrten Buchdrucker Heinrich Etienne (ſ. d. Art.) drucken ließ. Auch kaufte er die auserleſene Bibliothek des berühmten Arztes A. Gaſſarus. Wegen dieſen großen Geldausgaben belangten ihn ſeine Brüder mit einem Prozeſſe, und nahmen ihm die Verwaltung ſeiner Güter, die er aber ſpäter wieder erhielt. Er ſtarb in Heidelberg 1584, und hat die daſige Bibliothek mit vortrefflichen und ſeltenen Handſchriften bereichert, auch ſonſt anſehnliche Stiftungen zur Aufnahme der Gelehrſamkeit gemacht. — Der Stamm des Anton Fugger breitete ſich noch mehr aus. Seinen Enkeln, den Grafen Johann und Hieronymus Fugger, ertheilte der Kaiſer Ferdinand d. Zweite die ſogenannte große Comitiv mit allen Rechten für die beiden Aelteſten ihres Hauſes, wodurch ſie berechtigt wurden, Bergwerke in ihren Herrſchaften anzulegen, Freiungen, Jahr- und Wochenmärkte aufzurichten, Lehn- und Afterlehn zu reichen, Unterthanen zu beerben, oder deren eingezogene Güter zu nehmen, zu fiſchen und zu jagen, Mühlen und Schenkſtätte anzulegen, und Umgeld, Aufgeld, Ein- und Abzug zu fodern. Das Fugger'ſche Geſchlecht zählte 1619 bei 47 Grafen und Gräfinnen, und an jungen und alten Nachkommen beiderlei Geſchlechts, wie der „Spiegel der Ehren" ſagt: ſo viel als Tage im Jahr. Auch als Grafen ſetzten ſie noch die Handlung fort, wodurch ihr Vermögen ſich immer noch vergrößerte. Die Raimundiſche und Antoniſche Linie hat nachmals ſich wieder in mehrere Aeſte getheilt, aber alle ſchreiben ſich: Grafen Fugger von Kirchberg und Weißenhorn. Die Raimundiſche Hauptlinie hat ſich mit Raimunds zwei Söhnen wieder in zwei Aeſte getheilt: Johann Jakob der Aeltere ſtiftete die pfirtiſche, und Georg die kirchberg-weißenhorniſche Linie. Von der erſtern (pfirtiſchen) iſt nur noch der Franz-Bennoiſche Aſt zu Göttersdorf vorhanden; zwei andere ſind erloſchen. Die kirchberg-weißenhorniſche Linie blüht ebenfalls noch; ihr gehören die Grafſchaft Kirchberg und noch vier Herrſchaften

mit überhaupt 14.000 Seelen und 80.000 Gulden Einkünfte. Die Antoniſche Linie hatte drei Nebenlinien, die Marx-, Johann- und Jakobiſche. Die erſtere iſt ſeit 1676 im Mannsſtamme erloſchen; von der Johann Fugger'ſchen Linie giebt es noch vier Aeſte, nämlich Fugger Glött, Fuger Dietenheim-Brandenburg, Fugger Kirchheim und Fugger Nordendorf. Die letzte jener drei Linien, die Jakob-Fugger'ſche, blühet jetzt nur noch in der babenhauſiſchen Branche, nachdem die wöllenburgiſche erloſchen iſt, und nach dem Abſterben der booßiſchen Nebenlinie ſämmtliche Beſitzungen an jene Branche gekommen ſind. Graf Anſelm Maria Fugger von Babenhauſen wurde vom Kaiſer Franz d. Zweiten 1803 nebſt ſeiner männlichen Descendienz, nach dem Recht der Erſtgeburt, in den Reichsfürſtenſtand erhoben, und die Reichsherrſchaften Babenhauſen, Boos und Rittershauſen, unter der Hauptbenennung Babenhauſen, zu einem Reichsfürſtenthum erhoben. Das Fürſtenthum Babenhauſen, deſſen Hauptort der Marktflecken Babenhauſen an der Günz iſt, enthält 6 Q. Meilen, 12.000 Einw., mit 80.000 Gulden Einkünfte. Durch die Errichtung der Rheinbundsakte (1806) kamen alle Fugger'ſchen Beſitzungen unter die Souveränität des Königs von Baiern; doch ſind ihren Beſitzern viele Vorrechte von Seiten der Krone Baierns, durch beſondere Verhandlungen, zugeſtanden worden. Die geſammte fürſtlich und gräflich Fugger'ſchen Beſitzungen ſchätzt man auf 21 Q. Meil. und 40.000 Einwohner.

Fulda, churheſſiſches Großherzogthum, das ungefähr 2 Drittel des ehemaligen Biſthums Fulda ausmacht, und nach der Säkulariſation des Reichsdeputationsbeſchluſſes an Oranien-Naſſau, dann an den Großherzog von Frankfurt fiel, wird im Süden von dem Maingebiete, im Weſten von den Gebieten der Lahn und des Niederrheins, im Norden von dem obern Wesergebiet, und im Oſten von dem Gebiete der Werra begränzt. In 8 Aemtern umfaßt der churfürſtliche Theil (das Großherzogthum, welches Hanau mit Niederheſſen verbindet) 30 Q. M. und 66.000 Einwohner. Im N. Weſten befindet ſich das Rothlagergebirge, im Süden das Rhöngebirge und der Vogelsberg. Die höchſten Spitzen des Rhöngebirges ſind der Dammersfeld (2868 Fuß hoch), die Milzeburg oder das Heufuder, durch ſeine groteske Form ausgezeichnet (2516 Fuß hoch), und der Bibraſtein (2168 Fuß hoch). Von dem Rhöngebirge an laufen nördlich einige niedrige Bergreihen. Die Fulda mit ihren Nebenflüſſen bewäſſert das Land. Der Boden, welcher von der Natur nicht ſehr begünſtigt iſt, verdankt dem Fleiße ſeiner Bewohner den Anbau von Getreide (jedoch nicht hinreichend), Obſt, Gartengewächſe und beſonders Flachs. Die mit Waldungen bedeckten Berge tragen hauptſächlich Buchen; an manchen Stellen auch Nadelholz. Da das ganze Land eine Miſchung von vielen einzelnen, kegelförmigen Bergen und dazwiſchen liegenden Wieſengründen und Thälern iſt, ſo trifft man hier beträchtliche Rindvieh- und Schafzucht. Die Berge liefern keine Mineralien; Metalle findet man hier gar nicht; ein Salzwerk findet man zu Salzſchlirf. Die Einwohner, größten Theils Katholiken, beſchäftigen ſich mit der Spinnerei des Flachſes und der Wolle, und der Weberei. Ihre Fabrikate an Leinwand, feinen Damaſten, Tiſchzeugen aller Art, Handtücher, Bettzwillich aller Art werden nach Bremen und Frankfurt am Main theils verſandt, theils durch Hauſirer in Deutſchland feil geboten. Auch ſuchen viele Landleute jährlich in den ſüdlichen Maingegenden einen Verdienſt in Erntearbeiten, weil dort die Ernte früher beginnt. — Die Hauptſtadt des Landes, Fulda, der Sitz der für dieſes Großherzogthum 1817 errichteten Regierung und des Obergerichts, liegt in einem weiten Thale an der Fulda, über welche eine ſteinerne Brücke führt. Sie hat mit den Vorſtädten 990 Häuſer und 8200 Einwohner. Die Hauptſtraßen ſind breit, und mit anſehnlichen Häuſern beſetzt; die

übrigen aber winkelig. Merkwürdig ſind: die ſchöne, aus Quaderſteinen aufgeführte Domkirche, mit dem Grabe des heil. Bonifacius; das regelmäßig erbaute Schloß mit einem Luſtgarten und ſeinen Terraſſen; und das ehemal. Jeſuitenkollegium; ein ſchöner, mit Lindenalleen bepflanzter freier Platz. Man findet hier ein Lyceum, ein Forſt-Inſtitut und eine Bibliothek, ſodann Leinwand-, Wollen- und Porzellanfabriken. In der Nähe liegt ein Luſtſchloß, die Faſanerie genannt, an einer Anhöhe.

Fulda (Friedrich Carl) wurde den 13. Sept. 1724 in der ehemaligen ſchwäbiſchen freien Reichsſtadt Wimpfen, wo ſein Vater Diakonus war, geboren. Den Grund ſeiner Studien legte er in dem Gymnaſium zu Stuttgart. In der Folge wurde er in das herzogliche theologiſche Stift zu Tübingen aufgenommen, wo er 1745 nach dem gewöhnlichen Laufe Magiſter wurde, und dann neben der Theologie die philoſophiſchen und beſonders die mathematiſchen Studien fortſetzte. 1748 übernahm er eine Feldpredigerſtelle bei dem Regiment von Leutrum, in holländiſchen Dienſten. Nach Entlaſſung dieſes Regiments beſuchte er mehrere deutſche Provinzen, und blieb zuletzt in Göttingen, wo er in der Geſchichte, beſonders der deutſchen, ſich durch die dortige Bibliothek noch größere Kenntniſſe zu erwerben ſuchte. Am Ende des Jahres 1750 kehrte er in ſein Vaterland zurück, und wurde 1751 Garniſonprediger auf der würtembergiſchen Feſtung Hohenasperg; darauf 1758 Pfarrer zu Mühlhauſen an der Enz, und zuletzt (1787) Pfarrer zu Enſingen, wo er den 11. Dez. 1788, im 64ſten Jahre ſeines Alters, ſtarb. Fulda war einer der ſcharfſinnigſten und originellſten Sprach- und Geſchichtsforſcher Deutſchlands, und verband mit großer Gelehrſamkeit einen ſehr edlen und liebenswürdigen Karakter. Seine tiefen Einſichten in die deutſche Sprache und in die Geſchichte überhaupt verdienen deſto mehr Bewunderung, da er dieſes Studium erſt in ſpäteren Jahren und in einer Lage zu betreiben anfing, die ihm den Gebrauch der nöthigen Hülfsmittel nur mit Mühe verſtattete. Durch anhaltendes Denken gewöhnte er ſich an eine ſolche Kürze des Ausdrucks, ſowohl in ſeinen Briefen, als in andern ſchriftlichen Arbeiten, daß er öfters dadurch dunkel wurde. Es ſcheint überhaupt, daß die natürliche Trockenheit ſeiner Lieblingsbeſchäftigung auch ſeiner Schreibart eine gewiſſe Trockenheit und Härte mitgetheilt habe, die er jedoch durch Nachdruck und Gedankenfülle reichlich zu vergüten wußte. Im geſellſchaftlichen Umgange hingegen machte ſeine heitere Laune mit dem ernſthaften und ermüdenden Gange ſeiner anſtrengenden Geiſtesarbeiten den angenehmſten Contraſt. Seine Schriften ſind: Ueber die beiden Hauptdialekte der deutſchen Sprache (Leipzig 1773. gr. 4.); Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter (Halle 1776. gr. 4.); ein in ſeiner Art ganz eigenes klaſſiſches Werk, eine Geſchlechtstafel der Stammbegriffe und Urtöne des ganzen deutſchen Wörtervorraths. Karte der Weltgeſchichte, unter einen großen Geſichtspunkt gebracht, vermittelſt verſchiedener Farben, in zwölf Blättern (Baſel 1782. Fol.); ein Denkmal des größten deutſchen Fleißes, des glücklichſten Gedächtniſſes und eines ſehr ſyſtematiſches Kopfes. Verſuch einer allgemeinen deutſchen Idiotikenſammlung (Berlin und Stettin 1788. gr. 8.); Ulfilas gothiſche Bibelüberſetzung, die älteſte germaniſche Urkunde; nach Ihre's Text, mit einer grammatiſch-wörtlichen lateiniſchen Ueberſezzung zwiſchen den Zeilen, ſammt einer Sprachlehre und einem Gloſſar; das Gloſſar umgearbeitet von W. F. H. Reinwald; und einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung, herausgegeben von J. Ch. Zahn, Weißenfels 1805. gr. 4.

Fulgurit, ein Foſſil, welches durch die Wirkung des Blitzes eine chemiſche Veränderung erlitt. Einem ſolchen Erzeugniſſe hat man auch den Namen Aſtrapyalith (von αστραπη ὑαλος und λιθος, wörtlich Blitzglasſtein) gegeben. Eine auffallende Art derſelben ſind die Blitzröhre (ſ. d. Art.).

Fulton (Robert), der berühmte Erfinder der Dampfböte, geb. in der nordamerikaniſchen Landſchaft Penſylvanien 1767, erlernte zu Philadelphia das Goldſchmidshandwerk, beſchäftigte ſich daneben mit dem Zeichnen, und hatte Gelegenheit, in Geſellſchaft eines ſeiner Landsleute nach London zu reiſen, in welcher Stadt er unter dem berühmten Weſt die Malerei ſtudirte. Da er aber einſah, daß er kein großer Künſtler werden würde, beſchloß er, ſein Talent auf andere Gegenſtände zu richten, und durch die Bekanntſchaft mit ſeinen Landsmanne Ramſey, einem geſchickten Mechaniker, widmete er alle ſeine Kräfte jetzt dem Studium der Mechanik. Fultons Name wurde bald berühmt vorzüglich zu Paris, wohin er der Einladung Barlow's (ſ. d. Art.) folgte; denn da er mit mehrern bedeutenden Männern daſelbſt bekannt geworden war, ſo erweiterte dieſer Umgang den Kreis ſeiner Ideen, und bereitete die wichtigſten Entdeckungen vor. Die vorzüglichſten davon ſind: eine Mühle, um Marmor zu ſägen und zu poliren; eine Maſchine, um Seile und Taue zu machen; ein Kahn, um unter dem Waſſer zu fahren; eine Maſchine, um feindliche Fahrzeuge im Waſſer in die Luft zu ſprengen, torpedo genannt, und das Dampfboot. Die in Paris und London veranſtalteten Verſuche mit dem Dampfboote fielen jedoch nicht glücklich aus, bis endlich Brown zu New-York 1807 unter ſeiner Anleitung das erſte Dampfboot verfertigte, worauf er vom nordamerikaniſchen Congreß ein Patent erhielt, das er jedoch aus Armuth verkaufen mußte. Er ſtarb den 4. Feb. 1815. S. **Dampfboot**.

Fulvia, die Gemahlin des Markus **Antonius** (ſ. d. Art.).

Fundamentalartikel ſind in der chriſtlichen Dogmatik diejenigen Sätze, die man nothwendig für wahr halten muß, wenn man ein Chriſt ſeyn, und ſich der Seligkeit vergewiſſern will, zu welcher das Chriſtenthum führt.

Fundamentalbaß, ſ. **Grundbaß**.

Fundirte Schuld, ſ. **Staatspapiere** (engliſche).

Furca oder **Gabelberg**, ein Berg von 13—171 Fuß Höhe, welcher zwiſchen Wallis und Uri liegt, und ſeinen Namen daher hat, weil das Land, wenn man von ihm herabſieht, einer Gabel ähnlich ſieht, da die Berge ſich auf beiden Seiten, wie die Zinken einer Gabel hinziehen. Andere wollen behaupten, er habe dieſe Benennung von ſeinen zwei höchſten Spitzen. Auf der nordöſtlichen Seite vom Walliſerland gelegen, macht er den Hauptmittelpunkt der hohen Alpen aus. Er enthält die Quelle der Rhone, Reuß, Aar, Rhein und Ticino.

Furcht iſt Beſorgniß eines Uebels, dem man nicht glaubt entgehen oder widerſtehen zu können. Ein höherer Grad derſelben iſt Angſt. Furcht und Angſt ſind Leidenſchaften. Der Schreck, als plötzlich entſtehende betäubende Furcht, iſt Affekt. **Furcht vor Gott**, die Vorſtellung der Unmöglichkeit, ſich den Wirkungen ſeiner Geſetze entziehen zu können. Sie wirkt bei dem Tugendhaften Ehrfurcht, d. i. freie, zwangloſe Unterwerfung ſeines Willens unter den unwiderſtehlichen Willen der Gottheit, und verliert um deſto mehr die Natur der Furcht, d. i. der Beſorgniß irgend eines Uebels, je reiner die Vorſtellung von der Heiligkeit des göttlichen Willens iſt. Bei dem Laſterhaften mehrt ſie die Beſorgniß in dem Grade, in welchem er ſich des Widerſpruchs ſeines Willens mit dem göttlichen bewußt iſt. **Furchtſamkeit** iſt der Kühnheit entgegengeſetzt. Jene iſt eine zu geringe, dieſe eine zu große Vorſtellung von der Gefahr, bei der Unbekanntſchaft mit der Natur der Gefahr, und beim Mangel der Selbſtkenntniß ſeiner Kräfte, ſie zu beſtehen. Der Kühne traut denſelben zu viel, der Furchtſame zu wenig zu. Wo dieſe Selbſtkenntniß iſt, da wird die Kühnheit Herzhaftigkeit, die der Gefahr muthig entgegengeht, Tapferkeit, die darin aushält. Aus der rich-

Digitized by Google

tigen Schätzung des Mißverhältniſſes der Kräfte gegen die Gefahr, entſteht Muthloſigkeit, die von der Feigheit wohl zu unterſcheiden iſt. Auch der Tapferſte kann muthlos werden, und Muthloſigkeit kann der Erfolg eines ſehr richtigen Urtheils ſeyn. Aus der Furchtſamkeit entſteht zuerſt Zaghaftigkeit, und aus dem Uebergewicht der Zaghaftigkeit gegen die zur Beherztheit auffodernden Gründe, Verzagtheit. Pflichtwidrige Verzagtheit iſt Feigheit.

Furien, ſ. Eumeniden.

Furioſo bezeichnet in der Muſik nicht ſowohl eine Art von Bewegung, als vielmehr Karakter im Ausdruck, und wird daher auch nur als ein Beiwort gebraucht, z. B. Allegro furioso. Das Wilde und Raſende, worauf dieſer Ausdruck ſich zu beziehen ſcheint, will nicht durch eine übermäßige Geſchwindigkeit, wie dies viele ganz irrig glauben, befördert ſeyn; ſondern ein wilder, rauher Accent im Vortrag entſcheidet mehr als Bewegung, und dieſer wird von allen Seiten des Tonſetzees in Abſicht auf Ausführung beſonders begünſtigt durch fremde, harte Ausweichungen, aufhaltende Diſſonanzen, unerwartende Forte's, chromatiſche Fortſchreitungen und dergleichen.

Fuß, ein nach den verſchiedenen Orten, wo es eingeführt iſt, beſtimmtes Längenmaaß. Der geometriſche oder mathematiſche Fuß wird in 10 Zoll getheilt, und 10 ſolcher Fuße machen eine geometriſche oder Decimal-Ruthe. Den Werk-Fuß oder Werk-Schuh theilt man hingegen in 12 Zoll, und von dieſen ſind die gewöhnlichſten der Engliſche, der ältere Pariſer und der Rheinländiſche, von welchen der letztere zu dem Pariſer ſich wie 27 zu 28, dieſer hingegen zu dem Engliſchen, wie 16 zu 15 verhält. Der Flächen-Fuß iſt zweierlei: a) der Quadrat- oder Kreuz-Fuß, welcher 1 Fuß lang und 1 breit; b) der Riemen-Fuß, der 1 Fuß lang u. 1 Zoll breit iſt. Der Cubik-Fuß iſt 1 Fuß lang, breit und hoch; der Schacht-Fuß, 1 Fuß lang und breit, aber nur 1 Zoll hoch; der Balken-Fuß, 1 Fuß lang, aber nur 1 Zoll breit und hoch. 2) Der Ausdruck: auf einem großen Fuße leben, ſchreibt ſich von einer Mode der mittlern Zeit, beſonders des 14ten Jahrh. her, wo man Schuhe von einer beſtimmten Länge zu tragen pflegte. Die Schuhe fürſtlicher Perſonen waren 2 ½ Fuß, eines Freiherrn 2 Fuß, und eines Gemeinen vom Adel 1 ½ Fuß lang. 3) Ein bei den Orgelbauern angenommenes Maaß, den Ton eines Orgelregiſters oder einer Orgelpfeife zu beſtimmen. Ein Regiſter von 8 Fuß Ton gleicht der menſchlichen Stimme, und es können vermittelſt deſſelben die Töne hervorgebracht werden, welche in den 4 Hauptſtimmen Baß, Tenor, Alt und Diskant liegen. Vier Fuß-Ton heißt demnach, wenn das tiefe C eben den Ton von ſich giebt, welchen in einer 8füßigen Stimme das kleine oder ungeſtrichene C hören läßt. Zwei Fußton iſt, wenn deſſen tiefes oder unterſtes C eben den Klang giebt, welchen in einer 8füßigen Stimme das einmal geſtrichene C hören läßt. Ein Fußton iſt, wenn deſſen unterſtes C mit dem 2mal geſtrichenen C einer 8füßigen Stimme übereinkommt. Sechzehn Fußton hingegen iſt, wenn deſſen unterſtes C eine Oktave tiefer, als das 8füßige C klingt, und zweiunddreißig Fußton nennt man, wenn deſſen unterſtes C um 2 Oktaven oder noch zweimal tiefer, als das unterſte C im 8 Fußton klingt. 4) (i. B. u. H. W.) die unterſte Fläche des Stollens, worauf das Waſſer abläuft, welche auch Sohle genannt wird. 5) Die erſte Farbe, welche einem Zeuge gegeben wird; z. B. Blau, wenn Schwarz auf Blau gefärbe wird; auch der Beſtandtheil, aus welchem ein Farbe beſteht, z. B. der Krapp-Fuß, der Waid-Fuß u. ſ. w. 6) In der Dichtkunſt 2 oder mehr, doch nicht über 4 mit einander verbundene Sylben, welche in einem

Verſe regelmäßig auf einander folgen müſſen, als ein jambiſcher, daktyliſcher u. ſ. w., deren jeder an ſeinem Orte weiter nachzuſehen iſt. 7) (in der Tonkunſt) etwas Aehnliches, wie in der Poeſie, ſ. Takte.

Fußkuß, im Oriente ein beſonderer Grad demüthiger Verehrung. Wer erinnert ſich nicht hierbei des Weibes (Luk. 8. 44.), welches vor Chriſto niederfällt, und den Saum ſeines Kleides berührte? Bei den römiſch-katholiſchen Chriſten iſt es eine Art demüthiger Ehrenbezeugung, welche dem Statthalter Chriſti erwieſen wird. Der heil. Ambroſius redet hiervon (de dignet. sacerd. II.). Gregor VII. verlangte ausdrücklich, daß die Fürſten die Füße des Papſtes küſſen ſollten. Der Kuß geſchieht auf das Kreuz, welches auf den Pantoffeln des Papſtes ſich befindet. Gleich nach der vollzogenen Wahl empfängt der Papſt zum Zeichen der Huldigung von den Cardinälen und dem Volke den Fußkuß. Nach ſeinem Tode empfängt er auf dem Paradebette ebenfalls dieſe Ehrenbezeugung ſo lange die öffentliche Ausſetzung dauert. Nach Du Fresne ſcheint dieſe Gewohnheit ſchon im 9ten Jahrh. üblich geweſen zu ſeyn. Selbſt der ſtolze Carl V. küßte den beiden Päpſten Clemens VII. und Paul III. die Füße.

Fußwaſchen, eine bei den Morgenländern übliche Sitte, weil ſie ohne Schuhe und nur in Sandalien zu gehen pflegten, und zugleich eine Pflicht der Gaſtfreundſchaft, welche man den angekommenen Reiſenden erwies. In der heil. Schrift finden wir Beiſpiele davon bei Abraham und Loth (1. Moſ. 18., 19). Den herrlichſten Beleg zu dieſer Sitte gab uns aber der Erlöſer und Verſöhner mit Gott, indem er am Abende vor ſeinem Heimgange zum Vater, ſeinen Jüngern, um ſie Demuth zu lehren, mit eigenen Händen die Füße wuſch. Daher iſt noch der Gebrauch in der katholiſchen Kirche herrſchend, daß die höchſten Regenten, z. B. der Kaiſer von Oeſterreich, der König von Frankreich u. A., am grünen Donnerstag zwölf Armen den demüthigen Dienſt der Fußwaſchung erzeigen. In der griechiſchen Kirche wäſcht am grünen Donnerſtag, nach Beendigung der Meſſe, ein jeder Patriarch, Biſchof und Abt zwölf Mönchen die Füße. Bei den Menoniten findet ſich ebenfalls dieſe Sitte.

Fuſt, ſ. Fauſt.

Fuſti (kaufmänn.), ein Ausdruck, der öfters mit Brutto oder Sporco verwechſelt wird, und welcher eigentlich nur für das Verdorbene, Unreine, Zerbrochene, oder mit einem Worte für das Unbrauchbare einer Waare gebraucht wird. Man pflegt bei einigen Waaren etliche Procent Fuſti abzurechnen, z. B. von 100 Dutzend Fayencetellern nur 90 Dutzend zu bezahlen; wo dies aber nicht geſchieht, wird das Gute von dem Schadhaften abgeſondert, und zu einem beſondern Preiſe berechnet, welche Art zu rechnen Fuſti-Rechnung heißt.

Fyruzabi oder Firuzabady (Imam Medjd Eddin Muhamed Ben Yacub), ein berühmter Lexikograph, geb. 1328 zu Fyruzabad in Perſien, wurde wegen einer Geſchichte von Mekka und anderer Werke von allen Fürſten des Morgenlandes, und ſelbſt von Tamerlan hochgeſchätzt; doch iſt ſein vornehmſtes Werk ein arabiſches Wörterbuch. Er ſtarb in der Stadt Zebyd bei Mekka den 2. Jan. 1415.

Digitized by Google

G.

G, der ſiebente Buchſtabe des A B C, ein Gaumenbuchſtabe, welcher etwas härter als j, und etwas gelinder als k ausgeſprochen wird. — G zeigt auf den preußiſchen Münzen an, daß ſie zu Stettin, auf den franzöſiſchen, daß ſie zu Poitiers geprägt worden ſind; auf öſterreichiſchen Münzen, Nagybanya in Ungarn. — Auf den Curszetteln bedeutet es Geld, und wird der Angabe, wie hoch das baare Geld gegen Wechſelbriefe ſteht, beigeſetzt. — Die Römer drückten damit 400, und wenn es oben mit einem Striche verſehen war, 4000 aus. — Auf den in Kupfer geſtochenen, nicht ſchraffirten Wappen, zeigt G. Gold, Gr. grün an. — Gl. oder Gr. wird Groſchen, Ggr. gute Groſchen, Grl. Grotv Blämisch, Gg. Goldgülden, GGW. gut Gewicht, Gr. Gran oder Gros, d. i. Quentchen, abbrevirt. — a Go, oder p. ggo (a governo, per grato governo), deutſch: zur beliebigen Nachricht oder z. b. N.; g. G. heißt: geliebts Gott; g. L. geneigter Leſer. Gn. Gnaden; gn. gnädig oder gnädigſt. — G bezeichnet die fünfte Stufe unſeres Tonſyſtems, oder die achte Saite der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter die in der Solmiſation g sol re, g sol re ut, oder auch ſchlechtweg sol genannt wird. Mit dem Buchſtaben g pflegt man auch einen ſogenannten Schlüſſel zu bezeichnen, den man deßwegen den g Schlüſſel nennt, weil er auf dem Linienſyſteme diejenige Linie bemerkt, auf welche das eingeſtrichene g zu ſtehen kömmt.

Gabalis, ſ. Villars (Abbé de).

Gabel. Der Gebrauch derſelben bei Tafeln iſt noch nicht volle 300 Jahre alt. Die Speiſen wurden ehemals ganz klein zerſchnitten, und den Gäſten vorgelegt, und von dieſen mit Löffeln oder mit den Fingern zum Munde gebracht. Die Chineſer, welche auch keine Gabeln brauchen, haben doch kleine Griffel von Elfenbein, welche nicht ſelten ſehr fein ausgearbeitet, und mit Gold und Silber ausgelegt ſind. Dieſe werden jedem Gaſte vorgelegt, mit denen das klein zerſchnittene Fleiſch aus der Brühe hervorgeholt wird. Aber auch nicht einmal dieſes Hülfsmittel kannte man vor ein Paar Jahrhunderten in Europa. Ueberall bediente ſich Jeder, wie noch jetzt die Türken, der Finger. Nach Beckmann iſt der Gebrauch der Gabeln zwar in Italien, aber erſt in der letzten Hälfte des 15ten Jahrh. bekannt, aber damals noch nicht ſehr allgemein geworden. Am Ende des 16ten Jahrh. waren in Frankreich, ſogar bei Hofe, die Gabeln noch ganz neu, und in demſelben Jahrhundert waren ſie auch in Schweden noch nicht gebräuchlich. Ein Engländer, Thomas Coryate, hat erſt 1608 zum erſten Male Gabeln in Italien geſehen, und iſt in dieſem Jahre der Erſte geweſen, der ſie nach England gebracht hat, daher er aus Scherz Furcifer genannt wurde. In Spanien ſind noch jetzt in man-

Digitized by Google

chen Gegenden Trinkgläſer, Löffel und Gabeln, Seltenheiten. Das Wort Gabel iſt von hohem Alter, und hat ſich auch im Schwediſchen und Holländiſchen erhalten. Es ſcheint anfänglich von vielerlei Dingen, welche geſpalten, oder in zwei Theile getheilt ſind, gebraucht worden zu ſeyn.

Gabriel (der Erzengel). Sein Name bedeutet: „Mann von Gott," oder „Kraft von Gott," oder auch „mein ſtarker Gott." Er wurde dem Propheten Daniel geſchickt, um ihm die Viſionen vom Widder ꝛc. zu erklären; eben ſo ihm das Verſtändniß über die ſiebenzig Wochen zu ertheilen, von welchen ihm die Offenbarung zugekommen war. Derſelbe Engel wurde dem Prieſter Zacharias geſendet, um ihm die Geburt ſeines Sohnes, Johannes des Täufers, zu verkündigen, ſo wie auch der ſeligſten Jungfrau Maria, um ihr anzuzeigen, daß ſie den Sohn Gottes gebären werde. Er begrüßte ſie als Eine, die voller Gnaden ſey, erklärte, daß ſie unbeſchadet ihrer Jungfräulichkeit Jeſum, den Heiland, empfangen werde, und entfernte ſich, als er ihre Einwilligung vernahm. — Nach den Rabbinen iſt er der Todesengel für die Israeliten; alle israelitiſchen Seelen werden an ihn abgeliefert. Nach den Lehren des Talmud erſcheint er als ein Fürſt des Feuers, welcher über den Donner und das Reifen der Früchte geſetzt iſt. Die Mahomedaner verehren in ihm einen der vier von Gott beſonders begnadigten Engel; ſeine Verrichtung beſteht, nach ihrem Wahne, in Aufzeichnung der göttlichen Rathſchlüſſe. Er iſt ihnen zugleich der Engel der Offenbarung, welcher dem Mahomed den ganzen Coran eingab.

Gabrieli (Triphon), ein gelehrter Mann und Freund Bembo's, lebte im 16ten Jahrhundert in der Nähe von Padua, und ſtarb zu Venedig 1549. Er galt für den Sokrates ſeiner Zeit, lehrte, ohne etwas Schriftliches zu hinterlaſſen, obwohl Einige ihm die Erklärungen über Petrarca und Dante, die unter dem Namen Bernardino Daniello da Lucca erſchienen, und einiges Andere zuſchreiben — 2) Catharina, eine der berühmteſten Sängerinnen des 18ten Jahrh., geb. zu Rom 1730. Ihr vortreffliches Talent empfing in dem Unterrichte Garcia's (le Spagnoletto) und Porpora's eine vortreffliche Richtung. Als ſie 1747 auf dem Theater von Lucca ſich hören ließ, ward ihr faſt allgemeine Bewunderung. Kaiſer Franz der Erſte zog ſie in der Folge nach Wien. Metaſtaſio's geiſtreicher Unterricht gab ihren Anlagen einen höhern Grad von Vollkommenheit. 1765 folgte ſie einem Rufe der Kaiſerin Catharina nach Petersburg. 1770 kam ſie nach London, und genoß daſelbſt die Achtung des gebildeten Publikums in einem ſolchen Grade, daß ſie Dr. Burney für eine der geiſtreichſten Virtuoſinnen dieſer Zeit erklärte. Um's Jahr 1780 begab ſie ſich nach Mailand, wo die geachtetſten Sänger ſich ſcheuten, mit ihr zugleich zu ſpielen. Sie ſtarb 1796 zu Lucca, nachdem ſie ſich ſeit 1780 vom Theater zurückgezogen hatte. Reinhard erzählt uns viele Proben von ihrem Eigenſinn. Ihr Bild iſt in gr. Folio von Dr. Martin (1786) zu Bedon nach Battoni geſtochen worden.

Gaea, die Erde, als kosmologiſche Gottheit der Alten. Sie entſtand gleich nach dem Chaos (Hes. Theog. v. 116.); nach Andern aber wurde ſie vom Litigius oder Demogorgon gezeugt. Sie gebar aus ſich ſelbſt zuerſt den Pontus (das Meer), die Berge und den Uranos (Himmel), um ſich damit ringsum zu bedecken. Dann erzeugte ſie mit dem Pontus den Nereus, Thaumas, Phorkys, die Ceto und Eurybia, mit dem Uranos aber die Titanen und die Centimanen. Ueber das grauſame Betragen des Uranus gegen ſeine und ihre Kinder erzürnt, brachte ſie das Eiſen hervor, machte davon ein krummes Meſſer, und munterte ihre Söhne auf, den Vater zu entmannen. Dies that Kronos. Das hervorſpritzende Blut fing die Erde auf, und gebar daraus die Erinnyen, Giganten und die meliſchen Nymphen. Nachdem die Titanen vom Olymp verjagt worden waren, gebar ſie vom Tartarus den Typhon, das

Digitized by Google

letzte ihrer Kinder. Der Rhea entdeckte ſie das Schickſal ihres Gemahls, des Kronos, und wie ſie ihre Kinder vor ihm ſchützen könnte, indem ſie ihr befahl, mit dem zu gebärenden Jupiter nach Lyktus in Creta zu gehen. Auch wird der Erde die Erziehung des Jupiter in einer Höhle des Gebirges Archäus zugeſchrieben, wo ſie ihn unterrichtete, wie er den Kronos beſiegen ſollte. Desgleichen verhieß ſie ihm durch einen Orakelſpruch die Herrſchaft der Götter, und in den älteſten Zeiten war ſie die Vorſteherin des delphiſchen Orakels. Als eine der älteſten Gottheiten, wurde ſie endlich auch in den Eidesformeln mit angerufen. In Rom hatte ſie in der vierten Region einen Tempel, den P. Sempronius Sophus gelobte, als in der Schlacht mit den Picentinern die Erde unter ihm erzitterte.

Gaeta, eine der ſtärkſten Feſtungen Europa's, das zweite Gibraltar, liegt auf einer ſchroffen, felſigen Erdzunge in der neapolitaniſchen Provinz Terra di Lavoro, und hat nach Virgils Aeneide (7, 1.) ihren Namen von Cajeta, des Aeneas Amme. Sie iſt eine der älteſten Städten Italiens, behauptete nach dem Untergang des römiſchen Reichs eine Zeitlang ihre Unabhängigkeit, und hatte eine republik. Verfaſſung; wurde dann von Herzogen beherrſcht, die dem Papſt als ihrem Oberherrn huldigten, und kam im 15ten Jahrh. an die Krone Neapel. Die Umgegend iſt höchſt angenehm und romantiſch; die üppigſte Vegetation iſt überall ſichtbar, und eine Menge ſchöner Villen, deren ſchon die Römer eine große Anzahl hier hatten, prangen längs dem Geſtade des Meeres, und erheben den reizenden Anblick dieſer paradiſiſchen Landſchaft. Gaeta zählt über 10.000 Einw., iſt der Sitz eines Biſchofs, und hat einen großen und ſichern Hafen. In dem Caſtell liegen der Connetable von Bourbon und der tapfere Vertheidiger der Feſtung (1806), Prinz von Heſſen-Philippsthal, begraben. Am berühmteſten iſt Gaeta in der Kriegsgeſchichte, vorzüglich unſrer Zeit, durch mehrere Belagerungen, unter denen die von 1806 durch die Franzoſen die merkwürdigſte iſt. Die neapolit. Regierung hatte den Franzoſen, durch deren Uebermacht geſchreckt, alle Feſtungen des Reichs zugeſichert; der Commandant von Gaeta aber, der Prinz Ludwig von Heſſen-Philippsthal (ſ. d. Art.) verweigerte deſſen Uebergabe, und nöthigte die Franzoſen zu einer förmlichen Belagerung. Die Feſtung wurde jetzt vom Feinde auf's Heftigſte angegriffen, aber der Prinz vertheidigte es mit der größten Unerſchrockenheit, wohl unterſtützt durch ein engliſches Geſchwader unter Sir Sidney Smith. Im Mai hatte die Belagerung begonnen, erſt am 18. Juli kam eine ehrenvolle Capitulation zu Stande, und dieſe nur, weil der tapfere Prinz, ſchwer verwundet, den Oberbefehl niedergelegt, und ſich zu Schiffe nach Palermo begeben hatte. 1815 wurde die Feſtung 3 Monate von den Oeſterreichern und Engländern belagert, capitulirte am 25. Auguſt, und hatte damals nur 1000 Mann Beſatzung unter dem Oberſten Begani.

Gährung. Alle organiſche Subſtanzen oder auch einzelne Theile derſelben erleiden eine Veränderung, ſobald ſie, mit einer hinreichenden Menge Feuchtigkeit verſehen, einer hinlänglichen Wärme ausgeſetzt werden, wozu bisweilen auch noch der Zutritt der Luft bald mehr, bald weniger nothwendig iſt. Die Veränderung, die in ihnen hier, ſcheinbar freiwillig, vorgeht, hat man ſchon in den frühern Zeiten mit dem Namen **Gährung** belegt, und das Reſultat derſelben iſt eine Entmiſchung der Subſtanz, die ſich in mehrere einfachere auflöſt. Faſt alle organiſche Subſtanzen ſind nämlich Zuſammenſetzungen von drei, vier oder mehrern Grundſtoffen, die in Verbindung einander das Gleichgewicht halten; durch verſchiedene Umſtände aber wird eine Störung des Gleichgewichts bewirkt, die Affinitäten der Grundſtoffe werden thätig, und die zuſammengeſetztere Verbindung löſet ſich in mehrere auf, und endlich erfolgt eine mehr oder weniger vollkommene Zerſetzung des Körpers. Aber ehe dieſe Veränderung, welche nur bei todten organiſcher Sub-

Digitized by Google

ſtanzen Statt findet, die äußerſte Gränze erreicht, ehe die gänzliche Entmiſchung erfolgt, treten Epochen ein, in denen die Subſtanzen neue, karakteriſtiſche Eigenſchaften annehmen, in denen ſich Subſtanzen erzeugen, die ſehr kenntlich ſind. Es ſcheint das Gleichgewicht der in Aktion gerathenen Stoffe wieder hergeſtellt zu ſeyn, es findet ein Stillſtand Statt, und die Natur ſcheint uns gleichſam einzuladen, davon Gebrauch zu machen, die neu entſtandenen Verbindungen fixiren, und zu unſerem Vortheile anzuwenden. Boerhave war der Erſte, der drei Epochen der Gährung deutlich bezeichnete, und ſie nach den Produkten derſelben als drei beſondere Arten von Gährungen betrachtete, auch nach den entſtandenen Produkten benannte; die erſte hieß er die Weingährung oder geiſtige Gährung, die zweite die ſaure oder Eſſiggährung, und die dritte die faule Gährung oder die Fäulniß. Bei der erſten verwandelt ſich die gährende Subſtanz in weinigte oder geiſtige Flüſſigkeit, bei der zweiten in Eſſig, und bei der dritten wird die Grundmiſchung des Körpers ganz aufgehoben, und die meiſten Beſtandtheile des Körpers werden zerſtreut. Ob man gleich ſchon lange bloß dieſe drei Arten von Gährung angenommen hat, ſo glaubten doch die franzöſiſchen Chemiker, noch mehrere annehmen zu müſſen, weil durch die Selbſtentmiſchung noch einige andere Produkte, als die eben genannten, entſtehen. Fourcroy nimmt daher fünf Arten der Gährung an, nämlich die Zuckergährung, die Weingährung, die ſaure Gährung, die färbende Gährung, und die faulende Gährung oder die Fäulniß. Die Annahme einer Zuckergährung, wodurch eine ſüße, zuckerähnliche Subſtanz erzeugt wird, iſt, nach unſerer Meinung, nicht wohl zuzulaſſen. Es iſt wahr, wir bemerken oft, daß völlig unſchmackhafte Vegetabilien einen ſüßen Geſchmack annehmen; allein da ſie dieſe Veränderung im lebenden Zuſtande erleiden, eine wahre Gährung aber erſt nach der Beraubung des Lebens eintreten kann, ſo möchten wir ſie nicht gern unter die Categorie der Gährung aufnehmen, weil wir ſonſt genöthiget ſeyn würden, noch eine ſehr große Anzahl Veränderungen in organiſchen Körpern hierher zählen müſſen, wodurch der Begriff von Gährung äußerſt unbeſtimmt werden dürfte. Was die weinigte, die ſaure und faule Gährung anbetrifft, ſo läßt ſich dagegen nichts ſagen, aber eine färbende Gährung iſt auch nicht zuzulaſſen. Nach Fourcroy befindet ſich der gährende Brotteig in dieſer Art Gährung; allein die Gährung des ſchwarzen Brotes oder des Sauerbrotes iſt nichts anders, als eine ſaure Gährung; denn der Sauerteig enthält wirklichen Eſſig, ſo wie der ſüße Teig (Hefenbrot) wohl in geiſtiger Gährung ſich befindet. Daß der Teig, wenn die Gährung nicht durch das Backen gehemmt wird, ſondern unter günſtigen Umſtänden ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, bald in die faule Gährung übergeht, darf uns gar nicht wundern, denn er enthält Kleber, der ſich wie eine animaliſche Subſtanz verhält, die ſo ſehr geneigt ſind, in die Fäulniß überzugehen, ob ſie gleich auch erſt in die ſaure Gährung gehen. Das Braunwerden der Blätter und anderer Pflanzentheile, welches Fourcroy auch von der färbenden Gährung herleitet, berechtiget uns dazu noch nicht; denn die Farbenveränderung dieſer Vegetabilien, die bei hinlänglicher Wärme und Feuchtigkeit leicht erfolgt, iſt wohl mit mehrerm Rechte als der Anfang der faulen Gährung anzuſehen. Jede Art der Gährung erfordert, daß die gährende Subſtanz, ihres Lebens beraubt, mit einer hinlänglichen Menge Feuchtigkeit einer gehörigen Wärme ausgeſetzt werde; doch finden noch bald dieſe, bald jene Bedingungen Statt, wenn die Gährung gehörig vor ſich gehen ſoll. Als Erſcheinungen einer jeden Gährung wird wahrgenommen, daß die gährende Subſtanz eine höhere Temperatur annimmt, als das Medium, in der ſie ſich befindet, daß ihr Volum ſich vergrößert, eine innerliche Bewegung in ihr entſteht, und daß ſich gasförmige Flüſſigkeiten aus

ihr entwickeln. Die ſchnellſte und geräuſchvollſte Entwickelung der Gasarten findet bei der Weingährung, und die größte Temperaturerhöhung bei der Fäulniß Statt. Bei der ſauren Gährung ſind dieſe Erſcheinungen weit weniger bemerkbar.

Gärberei, ſ. Gerberei.

Gärtner (Carl Chriſtian) ward den 12. Nov. 1712 zu Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge geboren. Schon auf der Meißner Fürſtenſchule hatte Gärtner einen Freundſchaftsbund mit Gellert und Rabener geſchloſſen, der aber bald noch inniger wurde, als die drei emporſtrebenden Jünglinge auf der Univerſität zu Leipzig zuſammentrafen. Damals ſtand Gottſched als Wortführer an der Spitze der deutſchen Literatur, der mit ſeinem Freunde Schwabe die „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes" herausgab. In dieſes Unterhaltungsblatt legte Gärtner zuerſt ſeine Gedichte nieder, die immer zu den beſſern gehörten. Auch arbeitete er unter Gottſched's Aufſicht mit an der Ueberſetzung des Bayle'ſchen Wörterbuchs, und verdeutſchte einige Bände von Rollins Geſchichte. Gottſched's Anſehen ſank aber bald, und eine Geſellſchaft junger, talentvoller Dichter bildete ſich damals in Leipzig, die eine Reform der deutſchen Literatur beabſichtigten. Aus Cramer, Schlegel, Rabener, C. A. Schmid, Gellert, Ebert, Giſeke, Zachariä, Klopſtock u. A. beſtand dieſer edle Dichterbund, in den Gärtner ſich auch aufnehmen ließ. Hier zeigte ſich Gärtner beſonders als ſcharfſinniger und unparteiiſcher Kritiker der Arbeiten ſeiner Freunde, von denen er wegen ſeines gebildeten Geſchmacks, ſeines feinen Gefühles für das Schöne und ſeines eifrigen Studiums der griechiſchen und römiſchen Claſſiker ſehr geſchätzt wurde. Klopſtock, der ihn ſehr liebte, verglich ihn deßhalb mit Quinktilius, und ſang in ſeinem Wingolf von ihm:

> Uns werth, wie Flakkus war ſein Quinktilius,
> Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichſter!

Als die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes von Gottſched und Schwabe ſogar ſeicht und mittelmäßig wurden, gab Gärtner, im Vertrauen auf ſich und ſeine Freunde, etwas Beſſeres leiſten zu können, in Verbindung mit J. A. Cramer, Ad. Schlegel und Rabener, die „neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes" heraus. In der Folge leiſteten auch die übrigen Freunde des Leipziger Dichterkreiſes thätige Unterſtützung. Dieſe Zeitſchrift fand allgemeinen Beifall, und erſchien 1750 — 1763 zu Bremen. Schon ſeit 1745 hatte Gärtner Leipzig verlaſſen; 1747 ward er Profeſſor der Beredſamkeit und Sittenlehre am herzoglichen Collegium Carolinum zu Braunſchweig, 1775 Canonikus des Stifts St. Blaſii daſelbſt, und 1780 erhielt er den Karakter eines herzogl. braunſchweigiſchen Hofraths. Er ſtarb den 14. Febr. 1791, als ein allgemein verehrter Greis von 81 Jahren. Gärtner gehört zwar nicht zu den Heroen unſerer Literatur; er ſchuf keine Geiſteswerke von bleibendem Eindrucke, aber er war darum nicht unfruchtbar an nützlichen Bemühungen, und die Geſchichte der Literatur nennt ihn dankbar unter ihren ſorgſamen Pflegern in ihrer damaligen Bildungsperiode.

Gail (Andreas), einer der berühmteſten deutſchen Rechtsgelehrten des 16ten Jahrhunderts, geboren zu Köln am Rhein, ſtudirte anfangs in ſeiner Vaterſtadt ſchöne Wiſſenſchaften, widmete ſich dann zu Löwen der Jurisprudenz, welchem Studium er mit dem größten Eifer oblag. Er durchreiſte jetzt Deutſchland, Frankreich und Italien, trat mit den berühmteſten Juriſten in freundſchaftl. Verbindungen, und erhielt endlich zu Padua die Würde eines Doktors der Rechtswiſſenſchaft. Seine Celebrität ſtieg durch verſchiedene Schriften, die er herausgab, ſo wie durch ſeine großen Kenntniſſe mit jedem Tage; Kaiſer Maximilian II. berief ihn zu ſich, erhob ihn zum Kammergerichtsaſſeſſor zu Speier, und zu ſeinem geh. Staatsrath.

Auf den Ruf des Churfürſten von Köln entſagte er jedoch dieſen Würden; dieſer machte ihn zu ſeinem Kanzler, welches Amt er zur größten Zufriedenheit ſeines Fürſten bis zu ſeinem 1581 zu Rom erfolgten Tode verwaltete. Seine Schriften, die ihm den Ehrentitel des deutſchen Papinian verſchafften, ſtehen noch in hohem Werth.

Gaillard, luſtig, ſpaßhaft; 2) die Schanze oder das Kaſtell eines Schiffes; 3) eine lateiniſche Schrift der Buchdrucker, welche größer als Petit-Text, aber kleiner als Petit-Roman iſt; 4) ein Tanzſtück mit geſchwinden und muntern Schritten, und luſtigen Kreuzſpringen; die Muſik dazu iſt gewöhnlich im Tripeltakt geſetzt. — Gaillardiſe, die Fröhlichkeit, luſtiges Weſen, luſtige Einfälle, Muthwille.

Galaktit, ein grauer Stein von ſüßem Geſchmack, der, wenn er gepülvert wird, einen Milchſaft giebt; Milchſtein.

Galantismus, die Neigung, ſich (beſonders im Studiren und in den Wiſſenſchaften) bloß nach dem herrſchenden Geſchmack (mit Verabſäumung reeller Kenntniſſe) zu bequemen.

Galatea, eine Tochter des Nereus und der Doris. Der Cyklope Polyphem entbrannte in ſeiner Jugend zur ſchönen Nereide. Dieſe aber verachtete die Liebesſeufzer und Wehklagen des Cyklopen; denn der junge Schäfer Acis, ein Sohn des Faunus und der Nymphe Symäthes, erfreute ſich ſchon ihrer Gegenliebe. Als einſt Galatea am Strande des Meeres in den Armen des zärtlichen Jünglings ſich dem ſüßen Genuſſe der Liebe hingeben hatte, wurde ſie vom Polyphem überraſcht, der in der Wuth der Eiferſucht ein vom Aetna losgeriſſenes Felſenſtück auf die beiden Liebenden ſchleuderte. Die Meernymphe war ſchnell unter die Fluthen getaucht, der unglückliche Acis aber wurde zerſchmettert. Das Blut des Geliebten, das unter dem Felſen herausfloß, hat Galatea in einen lebendigen Quell verwandelt, deſſen Wellen raſch dahin ſprudeln, ſich mit ihren Gewäſſern zu vermählen.

Galatien oder Gallogräcia, ein Theil von Großphrygien, der ungefähr 300 Jahr v. Chr. von einem Schwarme Celten oder Gallier eingenommen wurde. Auch von dem ſpätern, 170 Jahre vor Chr. unter Brennus in Griechenland eingefallnen Schwarme Gallier kam ein Theil unter Lukarius und Leonarius Anführung daſelbſt an. Beide vermiſchten ſich mit den ſchon damals dort wohnenden Griechen, und bekamen daher den Namen Gallogräci, woraus endlich Galatä ward. Sie waren ein kriegeriſches Volk, hatten aber auch, nach dem Briefe Pauli an ſie, den allen Galliern gemeinſame Leichtſinn.

Galba, der Nachfolger des Nero auf dem römiſchen Kaiſerthrone, wurde am 25 Dezember 750 nach Erbauung der Stadt geboren, und ſtammte aus den alten berühmten Geſchlechtern der Sulpicier. Vor dem geſetzlichen Alter ward er ſchon zu Staatsämtern befördert, nach der Prätur erhielt er die Statthalterſchaft über Aquitanien, und ein Jahr darauf die Würde des Conſulats. Unter der Regierung des Kaiſers Caligula bekleidete er die Feldherrnſtelle über die Legionen in Deutſchland, auf der er ſich durch die Zurücktreibung der in Gallien eingebrochenen Deutſchen, ſo wie durch die Einführung einer ſtrengeren Kriegszucht einen großen Ruhm erwarb. Nach Caligula's Tode erfreute er ſich in einem ausgezeichneten Grade der Gunſt des Kaiſers Claudius, der ihn in den Kreis ſeiner vertrauteſten Freunde aufnahm. Zur Dämpfung eines Aufſtandes ward er als Proconſul nach Afrika geſchickt; nach zwei Jahren kehrte er im Triumphe nach Rom zurück, und ward unter die Prieſter des Auguſt aufgenommen. Hierauf lebte er ruhig und eingezogen in Rom bis in die Mitte der Regierungszeit Neros. Dieſer berief ihn nun zum Statthalter über Hiſpania Tarraconnenſis. Als endlich die Grau-

ſamkeiten dieſes Wütherichs den Gipfel erreicht hatten, und in allen Provinzen des Reiches Empörungen ausbrachen, ſtand auch Galba mit ſeinem ſpaniſchen Heere auf, und zog gegen Rom. Inzwiſchen hatte ſich Nero ſelbſt getödet, die prätorianiſche Leibwache Galba's Partei ergriffen, und auch der Senat den Galba zum Kaiſer erklärt. Galba war zwei und ſiebzig Jahre alt, als er auf den Thron erhoben ward. Sein erſter Eintritt in Rom war mit jenen ſtrengen Gerechtigkeitshandlungen begleitet, die mehr der Vertheidung, als der Anpreiſung bedürfen. Mehrere der angeſehnſten Männer unter der vorigen Regierung, die die neue zu beunruhigen ſuchten, wurden hingerichtet; mehr als ſiebentauſend Kriegsleute, die ſich gegen die Kriegszucht verfehlt hatten, wurden niedergehauen; und die deutſche Cohorte, die Leibwache der vorigen Kaiſer, unbelohnt verabſchiedet. Hierdurch erregte er allgemeine Unzufriedenheit, die noch dadurch erhöht wurde, daß er den durch ſeine Vorfahren erſchöpften Schatz, wieder anzufüllen, den Verſuch machte, und das Volk mit ſchweren Abgaben belegte. Dazu kam noch, daß er von mehreren Günſtlingen ſein Vertrauen mißbrauchen, und ſich unumſchränkt beherrſchen ließ. Als er kaum ſein zweites Conſulat begonnen hatte, brachen wiederum Empörungen in allen Theilen des Reiches aus, beſonders in den deutſchen Legionen, an deren Spitze Vitellius ſtand. Galba, im Gefühle ſeiner Altersſchwäche, beſchloß hierauf, Jemanden an Sohnes Statt anzunehmen, und ihn zum Mitregenten zu erheben. Allein an Statt des Otho, des Lieblings des Volkes und des Heeres, erwählte er hierzu einen gewiſſen Piſo Licinianus, der wegen ſeiner ſtrengen Tugend allgemein verhaßt war. Otho, in ſeiner Hoffnung getäuſcht, das Reich durch friedliche Erbfolge zu gewinnen, beſchloß, die Herrſchaft durch Gewalt zu erzwingen. Die prätorianiſchen Cohorten, von ihm beſtochen, empörten ſich ſogleich, erhoben ihn auf ihre Schultern, und erklärten ihn zum Kaiſer. Galba, durch eine falſche Nachricht von Otho's Tode getäuſcht, ritt in voller Rüſtung, und von ſeinen Anhängern begleitet, auf das Forum, und wurde dort von einer Schaar Reiter überfallen und enthauptet. Galba ſtarb im drei und ſiebzigſten Jahre ſeines Alters, und im ſiebenten Monat ſeiner Regierung, die durch ſeine Tugenden in eben dem Grade verherrlicht, als ſie durch die Laſter ſeiner Günſtlinge befleckt worden war.

Galeaſſe, ein kleines, bei den Dänen, Schweden und Holländern gebräuchliches, Fahrzeug, welches einen großen Maſt und einen kleinen Beſahnmaſt führt. Es iſt eben ſo gebaut wie eine einmaſtige Galiotte, und unterſcheidet ſich nur dadurch von ihr, daß es einen platten Spiegel, die Galiotte hingegen einen runden hat; 2) der Name des größten von allen Fahrzeugen im mittelländiſchen Meere, welche mit Rudern und Segeln zugleich bewegt werden. Die Kriegs-Galeaſſen wurden im 16ten Jahrh. bei den Venetianern erfunden, und waren auch bei ihnen vorzüglich im Gebrauch. Sie führen 3 Maſten, und die Takelage iſt wie bei den Galeeren; ſie ſind größer und höher von Bord als dieſe, haben vorn und hinten eine Art Back und Schanze, worin ſich einige Batterien über einander befinden, die mit ſchweren Kanonen beſetzt ſind; außerdem ſtehen noch unter dem Deck an beiden Seiten Kanonen, oben auf dem Bord Drehbaſſen und auf der Back Mortiere. Die Beſatzung beſtand aus 800 bis 1200 Mann. Die Länge einer Galeaſſe betrug 160 bis 170 Fuß. — Dieſe Fahrzeuge waren vormals nicht nur in Venedig, ſondern auch in Frankreich im Gebrauch.

Galeere, 1) eine Art langer, ſchmaler Schiffe mit niedrigem Borde, auf denen man Segel und Ruder gebraucht. Sie haben nur 2 Maſten, die man niederlegen kann. Die gewöhnliche Länge iſt 22 Klaftern. Nebſt 2 Kanonen von mittelmäßiger Größe und 2 kleinern führt ſie auf dem Vordertheil noch ein ziemlich großes Stück, das Corsiero, Coursier heißt, und

Digitized by Google

eine 24pfündige Kugel ſchießt. Auf jeder Seite ſind 25—30 Ruderbänke, und an jeder Bank 5—6 Ruderknechte. Man hat auch leichte und Baſtardgaleeren; jene ſind auf die alte Art gebaut, und haben ein enges und ſpitziges Hintertheil; dieſe ſind die gewöhnlichſten, und mit einem breiten Hintertheil verſehen. Außer dem mittelländiſchen Meere, wo die Galeeren am meiſten gebraucht werden, haben Frankreich dergleichen auf dem Ocean, und Rußland und Schweden auf der Oſtſee. Die Türken und Barbaresken gebrauchen zur Arbeit auf den Galeeren, die beſonders im Rudern beſteht, hauptſächlich Chriſtenſklaven; in den europäiſchen Staaten verrichten die dazu verurtheilten Verbrecher dieſe ſchwere Arbeit. 2) In Frankreich ein Gebäude, beſonders in Seehäfen, das zu Arbeiten am Schiffsbau ꝛc. beſtimmt iſt, und worin die zu den Galeeren beſtimmten Verbrecher arbeiten.

Galen, auch unter dem Namen Kelten oder Celten bekannt, ein weitverbreitetes Volk des Alterthums, deſſen Abkunft in Dunkel gehüllt iſt. Ihren Namen pflegen Einige von Wallen, wie Wallia, Wandalen, Wallonen, wegen der alten Wanderungen in Aſien und Italien abzuleiten. Gallien war früher ihr Wohnort, von wo aus ſie Britannien und die dazu gehörigen Inſeln mit ihren Schwärmen überzogen. Die alten Caledonier, Pikten und Skoten ſind mit ihm einerlei Stammes. Oberitalien, der untere Theil von Deutſchland längs der Donau bis Pannonien und Illyrien, ſo wie Helvetien, war mit Colonien von ihnen bevölkert. Zu der Zeit, als uns die Geſchichte nähere Angaben von ihnen liefert, erſcheinen ſie nicht ganz ohne Civiliſation. Die Druiden-Religion, die Geſänge der Barden, und gewiſſe Staats- und Kriegseinrichtungen waren unter ihnen heimiſch. Die Römer hatten an ihnen gefährliche Gegner. Eine Cohorte von ihnen überſchwemmte Griechenland, Thracien und Kleinaſien, und machte ſich unter dem Namen Galater furchtbar. In Frankreich haben ſich wenig Spuren von den alten Galen erhalten. Schon früher auf der einen Seite von den Belgen und Kymren verdrängt, wurden ſie von den teutoniſchen Nationen überwunden, ſo daß Galen und galiſche Sprache nur noch an den äußerſten Enden ihrer Beſitzthümer in Irland, den Hebriden und dem ſchottiſchen Hochland gefunden wird. (Vergl. die Art. Celten, Druiden, Galatien und Gallier.)

Galen (Chriſtoph Bernhard von), Fürſtbiſchof von Münſter, ſtammte von einer alten Familie Weſtphalens ab, ergriff aus Neigung die Waffen, gab ſie aber auf, um eine Stiftsſtelle in Münſter zu erhalten, und wurde 1650 zum Biſchof von Münſter gewählt. Da ſich dieſe Stadt aber ſeinen Anmaßungen widerſetzte, ſah er ſich genöthigt, ſie mehrmals zu belagern, und eroberte ſie endlich 1661. Wegen ſeiner Tapferkeit wurde er 1664 zu einem der Direktoren der Reichsarmee gegen die Türken in Ungarn ernannt, konnte dieſe aber nicht zeigen, weil der Friede eher erfolgte, als ſeine Ankunft bei der Armee. Im folgenden Jahre vertheidigte er die Sache Englands gegen die Holländer, beſiegte ſie einigemal, wurde aber durch Ludwigs d. Vierzehnten Vermittelung, 1666 zum Frieden gezwungen; doch dauerte derſelbe nicht lange; denn ſchon 1672 erklärte er den Generalſtaaten von Neuem den Krieg, und entriß ihnen, mit Ludwig d. Vierzehnten verbunden, mehrere feſte Plätze. Im Jahr 1674 zwangen ihn die ſiegreichen Waffen des Kaiſers, Frieden zu ſchließen; dennoch verband er ſich mit dem Könige von Dänemark gegen Schweden, und entriß dieſem Staate einige Oerter an der Weſer. Er ſtarb d. 19. Sept. 1678, 74 Jahre alt, weniger bedauert von ſeinen Unterthanen, als von ſeinen Soldaten, für deren Bedürfniſſe er mit großen Aufopferungen ſorgte.

Galenus (Claudius), ein berühmter Arzt, geboren i. J. Chr. 131 zu Pergamus in Kleinaſien. Sein Vater, Nikon, war ein berühmter Bau-

Digitized by Google

meiſter und Mathematiker, und ließ ſeinen Sohn durch geſchickte Lehrer unterrichten. Von der erſten Kindheit an erhielt er eine gelehrte Erziehung, und wurde frühzeitig in die Geheimniſſe der ariſtoteliſchen Philoſophie eingeweiht. Nachher waren auch ein Platoniker, Namens Gajus, und ein Stoiker ſeine Lehrer. Ein Traum bewog ſeinen Vater, ihn die Arzneikunſt ſtudiren zu laſſen. In dieſer wurden ein ſehr geſchickter Anatomiker, Namens Satyrus Stratonikus, ein Schüler des Quintus und ein ſogenannter hippokratiſcher Arzt, und Aeſchrion, ein Empiriker, u. A. ſeine Lehrer. Auf ſeinen gelehrten Reiſen ging er nach Lycien, um den Gagat aufzuſuchen, und nach Paläſtina, um am todten Meere den Asphalt kennen zu lernen. Von Paläſtina begab er ſich nach Alexandrien, welches damals immer noch der Mittelpunkt der gelehrten Welt war. Hier ſuchte er ſich beſonders in der Anatomie mehr zu vervollkommnen. Im 28ſten Jahre kehrte er wieder in ſein Vaterland Pergamus zurück, und übernahm auf Befehl der Prieſter, die dem Tempel des Aeskulap und dem damit verbundenen Gymnaſium vorſtanden, die Kur der öffentlichen Kämpfer. Ein in Pergamus ausgebrochener Aufruhr aber nöthigte ihn, ſein Vaterland wieder zu verlaſſen, und Rom zu ſeinem Aufenthalt zu wählen, wo die griechiſchen Aerzte immer ihr Glück machten. Er war damals 34 Jahr alt. Bald ward jedoch durch einige glückliche Kuren, beſonders durch ſeine außerordentliche Geſchicklichkeit in der Prognoſtik, ſein Ruhm ſo groß, daß ihn alle andere Aerzte beneideten. Auf Bitten einer Menge Philoſophen und angeſehener Staatsmänner hielt er öffentlich anatomiſche Vorleſungen. Bei dieſer Gelegenheit ward er mit dem Conſularis Brethus, dem Philoſophen Eudemus und dem Kaiſer Severus bekannt. Zuletzt getrauete er ſich nicht mehr, öffentliche Vorleſungen zu halten, weil der Neid der andern Aerzte ſich jeder Gelegenheit bediente, um an ihm Blößen zu entdecken. Es kam ſo weit, daß ſie ihm allerlei gehäſſige Beinamen beilegten, und daß er, um ſich vor ihren Verfolgungen zu ſchützen, gerade als eine anſteckende Krankheit in Rom ausbrach, eiligſt nach Brundusium ging, und ſich nach Griechenland überſetzen ließ. Nun durchreiſete er wieder verſchiedene Länder, um merkwürdige Naturprodukte und Arzneimittel an Ort und Stelle zu unterſuchen. So ging er nach Cypern, um die vortreffliche Bearbeitung der Metalle daſelbſt zu beobachten; nach Paläſtina, um die Balſamgewächſe kennen zu lernen; nach Lemnos zweimal, um die Bereitung der Siegelerde mit eigenen Augen zu ſehen. Nach einem Jahre riefen ihn die Kaiſer Mark Aurel und Lucius Verus wieder zurück nach Aquileja. Hierher reiſte er durch Thracien und Macedonien zu Fuß, und bereitete für die Kaiſer nach ſeiner Ankunft den Theriak. Weil aber die Peſt in der Nähe war, ſo ging er wieder nach Rom, um dem jungen Commodus als Leibarzt zu dienen. Wann er endlich in ſein Vaterland wieder zurückgekehrt ſey, weiß man eben ſo wenig gewiß, als das Jahr ſeines Todes. Er lebte noch unter dem Kaiſer Septimius Severus, und Suidas kann daher Recht haben, wenn er ihm ein Alter von 70 Jahren giebt. Ein vorzüglich glänzendes Verdienſt erwarb ſich Galen dadurch um die Philoſophie, daß er die empiriſche Pathologie mehr aufklärte, und zu einer richtigern Theorie der Empfindungen und der animaliſchen Verrichtungen des Körpers den Grund legte. Auch bemühete er ſich, die Logik zu erläutern, und das ariſtoteliſche Syſtem mehr aufzuklären, und den richtigen Geſichtspunkt zu beſtimmen, aus welchem daſſelbe in ſeinem Verhältniſſe zum Platonismus und in Beziehung auf eine mögliche Vereinigung beider zu beurtheilen ſey. Ueberhaupt zeugen ſeine Schriften von einer ſehr gründlichen, durchdachten, nicht bloß hiſtoriſchen Kenntniß der älteren griechiſchen philoſophiſchen Syſteme, und ſind daher für die Geſchichte der ältern Philoſophie ſehr ſchätzbare Urkunden. Galen hinterließ außerordentlich viel Schriften,

Digitized by Google

in welchen er alle Theile der Medicin abhandelte. Die meiſten derſelben ſchrieb er in Rom. Ehe ſie noch alle bekannt gemacht worden waren, verbrannte ein großer Theil derſelben, als ſein Haus in Rom von den Flammen verzehrt wurde. Beſonders gingen viele philoſophiſche Schriften dabei zu Grunde, aber auch mediciniſche, von denen er einige indeſſen wieder herſtellte. Nach dem Catalog, den uns Fabricius (in der Bibl. gr. p. 398 etc. ed. Harl.) von den Schriften des Galens gegeben, beſitzen wir noch von demſelben 82 echte Schriften: 18, welche verdächtig, und 44, welche offenbar untergeſchoben ſind; außer dieſen noch Fragmente aus 19 verloren gegangenen Schriften, und Commentare über achtzehn Schriften des Hippokrates. Endlich befinden ſich noch viele Schriften, die theils wirklich von Galen herrühren, theils ihm zugeſchrieben werden, theils Excerpte aus Galens Schriften von Andern ſind, in Bibliotheken, und ſind noch nicht durch den Druck bekannt gemacht worden. (Siehe Fabricii Bibl. graeca p. 43.) Von ſeinen verloren gegangenen Schriften werden in dem angezeigten Werke 50 mediciniſche und 118 andere, meiſtens philoſophiſchen Inhalts, aufgezählt. Man ſieht hieraus, wie außerordentlich fruchtbar das Genie dieſes berühmten Mannes war, und mit welcher Thätigkeit er ſich den Studien und den Bedürfniſſen der Menſchheit widmete. Unter den Ausgaben ſeiner Schriften zeichnen ſich aus: von Conrad Gesner, Baſel 1562; griechiſche und lateiniſche von Chartier, Paris 1660; 13 Bde. Fol. (mit dem Hippokrates), und eine neueſte von Dr. Kühn, Leipzig 1822.

Galeniſten, ſ. Wiedertäufer.

Galeone, Galeote, ſ. Galion.

Galiani (Fernando), ein berühmter Alterthumsforſcher, geb. zu Chieti im Königreich Neapel 1728, ſtudirte die Rechte, legte ſich aber ſpäter vorzüglich auf Münzwiſſenſchaft, und zog dadurch die Aufmerkſamkeit des Hofes auf ſich, der ihm die nöthigen Mittel verſchaffte, ſeine Kenntniſſe durch Reiſen zu vermehren. Der Papſt Benedikt d. Vierzehnte ertheilte ihm ein Canonikat. In Auftrag ſeines Hofes begleitete er als Legationsſekretär den Grafen von Catillana 1759 nach Paris, und blieb 10 Jahr daſelbſt. Auch nachher bis an ſeinen Tod diente er ſeinem Vaterlande auf mehrfache Weiſe, und ſtarb d. 30. Okt. 1787. Sein Briefwechſel mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Batteux, Arnauld, Barthelemy, Mad. d'Epinay u. A. macht an 20 Bände aus. In einem Schreiben vom 13. Dez. 1770 an Frau von Epinay theilt er Folgendes über ſich und ſeine Schriften in den Worten mit: „Wenn bei dieſer Gelegenheit ein Zeitungsſchreiber über mein literäriſches Leben etwas ſagen will, ſo wiſſe er, daß ich 1728 d. 2. Dez. (zu Chieti in Neapel) geboren bin; daß ich 1748 durch einen poetiſchen Scherz und eine Leichenrede auf unſern ehemaligen Henkersknecht Dominico Jannoccone, ruhmwürdigen Andenkens, bekannt wurde; daß ich 1749 mein Buch über das Geld und 1754 meine Geſpräche über das Getreide herausgab, 1755 aber meine Abhandlung über die Naturgeſchichte des Veſuvs geſchrieben habe; ferner ſollen Sie wiſſen, daß ich 1756 zum Mitglied der Akademie von Herkulanum ernannt wurde, und daß ich viel an dem erſten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich ſogar eine große Abhandlung über die Malerei der Alten geſchrieben; daß ich 1758 die Leichenrede auf Papſt Benedikt d. Vierzehnten (welche mir von meinen Werken am beſten gefällt) herausgegeben; daß ich endlich Politiker geworden, und in Frankreich nur Bücher gemacht habe, die das Tageslicht nicht geſehen ꝛc." Am berühmteſten iſt unter ſeinen Schriften durch Ueberſetzungen in Deutſchland geworden: Dialogen über die Regierungskunſt. Lemgo 1777, 8.

Galicien, die nordweſtlichſte Provinz von Spanien, führt gewöhnlich den Titel eines Königreichs, hat 650 □M. Größe, iſt durchaus gebir-

gig, aber bei dem Fleiße der Einwohner vortrefflich angebaut. Viehzucht, Ackerbau und Handel ſind die Hauptbeſchäftigungen der Galicier. Das Clima iſt rauher und die Luft dicker als in den übrigen Provinzen. Die Galicier, Gallegos (an der Zahl über 135.000), ſind ein kräftiges, tapferes und genügſames Volk, beſonders zeichnen ſie ſich durch die Einfachheit ihrer Sitten und ihren Fleiß aus. Zu vielen Tauſenden verlaſſen ſie alljährlich das Land, auf längere oder kürzere Zeit, um in andern Provinzen als Schnitter, Waſſerträger u. ſ. w. eine kleine Summe zu erſparen, womit ſie in ihr Vaterland zurückkehren. Dieſe Provinz iſt die bevölkertſte in ganz Spanien. Die wichtigſten Städte ſind: Santiago de Compoſtella, einer der berühmteſten Wallfahrtsörter in der Chriſtenheit. Der Leichnam des Apoſtels Jakobus des Jüngern, der hier zuerſt das Chriſtenthum in Spanien gepredigt haben ſoll, ruht in einer Capelle der außerordentlich reichen und prachtvollen Hauptkirche. Die Stadt hat etwa 10.000 Einwohner und ſonſt nichts Merkwürdiges. Corunna und Ferrol (ſ. d. Art.).

Galiläa (Joſ. 20, 7; 1 Kön. 9, 11.), die nördlichſte Provinz von Weſtpaläſtina, welche nördlich von Phönicien, Syrien, und beſonders von Tyrus und dem Berge Hermon; weſtlich von den ſchmalen Beſitzungen der Phönicier, längs der Küſte vom Berge Carmel bis in die Gegend von Tyrus; öſtlich vom Jordan und dem galiläiſchen Meere, ſüdlich von Samaria, begränzt wurde. Nach Mannert war die Südgränze das große Thal Esdranlon, wahrſcheinlich der Bach Ciſon, welcher es durchfließt, und ferner eine vom Berge Tabor bis an den Jordan nach Skythopolis gezogene Linie. Galiläa wurde in das obere (nördliche) und niedere (ſüdliche) eingetheilt. Letzteres war bloß von Juden bewohnt, erſteres meiſtens von Syrern, Griechen, Phöniciern, und, nach Strabo, auch von Aegyptiern, daher es auch (Galilaea gentium) Galiläa der Heiden genannt, und von Ptol. zu Phönicien gerechnet wurde. Die Gränze zwiſchen beiden Theilen lief, nach Ptolem., vom Nordende nach Weſten gegen den Berg Carmel hin, erreichte aber das Meer nicht, ſondern zog ſich längs der Berge gegen Süden bis nach Cäſarea. Der Boden des Landes war ſehr fruchtbar, und die Bevölkerung beſtand meiſtentheils aus Armen und ungebildeten Fiſchern. Hier war die Wiege des Gottmenſchen und des Evangeliums. Ueberall bieten ſich uns hier Stätten dar, die durch merkwürdige Auftritte aus dem Leben des Erlöſers und Verſöhners mit Gott einer heiligen Erinnerung geweiht ſind. Hier lag Nazareth, in dem Jeſus aufwuchs; hier floß der Jordan, an deſſen Ufern er ſein Lehramt antrat, und eine Schaar auserleſener Jünger um ſich her verſammelte; Cana, wo er durch ſein erſtes Wunder ſeine göttliche Abkunft beglaubigte; Capernaum, am See Tiberias, das ihn oft in ſeinen Mauern ſah; Nain, wo er den beweinten Jüngling ſeiner troſtloſen Mutter in's Leben zurückrief, dies Alles waren galiläiſche Städte, in und in deren Umgebung Jeſus ſeine meiſten Thaten und Wunder verrichtete. Die Bewohner dieſes Landes wurden von ihren übrigen Glaubensgenoſſen, den Juden, faſt eben ſo ſehr, als die Samariter verſchmäht und verachtet, entweder weil man ſie für Abkömmlinge der Samariter hielt, oder, welches wahrſcheinlicher iſt, weil die Galiläer, durch den Umgang mit den unter ihnen wohnenden Heiden, ſehr viele heidniſche Sitten angenommen hatten, welche von den gebildeteren Juden verabſcheut wurden. Daher kam es, daß die Chriſten anfangs ſpottweiſe mit dem Namen Galiläer belegt wurden. Heutiges Tages macht das alte Galiläa den Diſtrikt oder das Land Saphet aus, welches von der Stadt Saphet, dem Hauptorte dieſes Diſtriktes, den Namen hat, und macht einen Theil der Statthalterſchaft Damask in Syrien aus. Beduinen und Räuberhorden durchſchwärmen die verödeten Thäler, und nur einzelne hart bedrängte Chriſten bewachen jene heiligen Orte, wo Jeſus lehrte und wandelte.

Digitized by Google

Galilei (Galileo). Dieſer unſterblich verdienſtvolle Mann, der ſich durch ſeine vielen trefflichen Entdeckungen im Fache der Naturlehre den Namen des Vaters der neuern Phyſik erworben hat, war der Sohn eines florentiniſchen Edelmanns, und wurde 1564 zu Piſa geboren. Sein Vater, ein Freund wiſſenſchaftlicher Beſchäftigungen, verleitete den Sohn durch ſein Beiſpiele zu einem ähnlichen Hange. Denn ungeachtet er ihn ſelbſt zum Tuchhandel, einem in Florenz ehrenvollen Gewerbe, beſtimmte, mußte er doch zuletzt der Neigung des Knaben zum Studiren nachgeben; er ließ ihn daher, nachdem er ſich in der Schule in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Muſik geübt hatte, die Univerſität zu Piſa beſuchen, wo er ſich auf die Arzneiwiſſenſchaft und die ariſtoteliſche Philoſophie legen ſollte. Aber die trocknen Spitzfindigkeiten der letztern wurden bald ſeinem freien Geiſte zuwider, der ſich nur immer auf das Reelle, Lebendige und Haltbare richtete. Er hatte von Kindheit an einen Hang zu mechaniſchen Künſten gehabt, und ein Verlangen, ſich über ihm unbekannte mechaniſche Geſetze zu unterrichten. So führte ihn ſchon in ſeinem 19ten Jahre das Hin- und Herſchweben einer im Dom zu Piſa vom Gewölbe herabhangenden Lampe auf die Geſetze des Pendels, deren Entdeckung und erſte Benutzung zur Abmeſſung der Zeit man ihm zu verdanken hat. Jetzt glaubte er in der Mathematik die lehrreichſte aller Wiſſenſchaften gefunden zu haben, und warf ſich mit einem ſolchen Eifer auf dies Studium, daß er in kurzer Zeit den ganzen Euklides und Archimedes erſchöpft hatte. Da er aber das, was er in den Büchern vorfand, nicht bloß trocken mit dem Gedächtniſſe auffaßte, ſondern vermöge ſeiner immer regen Selbſtthätigkeit von allen Seiten umwandte und mit eigenen Ideen verknüpfte, ſo gerieth er bald auf eigene Erweiterungen and Entdeckungen in ſeiner Wiſſenſchaft. 1586 erfand er die hydroſtatiſche Wage. Von nun an beſchloß er, ſich der Mathematik und Phyſik ausſchließend zu widmen. Der Ruf ſeiner Kenntniſſe verſchaffte ihm ſchon in ſeinem 25ſten Jahre (1589) eine Profeſſur der Mathematik zu Piſa. Er machte jetzt auf dem hohen Thurme der Domkirche ſehr intereſſante Experimente, aus denen er die Geſetze der Geſchwindigkeit fallender Körper fand. Bei immer weitern Unterſuchungen zeigte ſich ihm die Unhaltbarkeit der ariſtoteliſchen Meinungen in Hinſicht auf Naturerſcheinungen, aber dieſer Philoſoph hatte damals in Italien ſo viel Verehrer, daß ihn anzugreifen für den größten Frevel galt. Die Wuth der Gegner war ſo groß, daß der junge Profeſſor ſchon nach zwei Jahren ſeine Stelle niederlegen, und Piſa verlaſſen mußte. Dafür ward er aber 1592 von dem venediſchen Senate zum Lehrer der Mathematik nach Padua berufen, und hier fanden ſeine Vorleſungen ſo außerordentlichen Beifall, daß ſie Zuhörer aus den entfernteſten Gegenden herbeilockten, unter welchen ſich auch der große Guſtav Adolph befand. Er hielt ſeine Vorleſungen in italieniſcher Sprache, die er zuerſt für die Philoſophie bildete. Indem er nun unabläſſig die mathematiſchen Wahrheiten auf phyſiſche Erſcheinungen anwandte, fiel er von einer neuen Wahrnehmung auf die andere. Das Thermometer, deſſen erſte Erfindung man einem Holländer, C. Drebbel (ſ. d. A.), zuſchreibt, vervollkommnete er bedeutend. Seit 1604 machte er über den Magneten intereſſante Beobachtungen, und 1609 verfiel er, indem er eine zufällige Bemerkung eines holländiſchen Brillenmachers weiter verfolgte, auf die Entdeckung der aſtronomiſchen Fernröhre und des Mikroskops. Kaum hatte er dieſe unſchätzbare Erfindung gemacht, ſo wandte er ſogleich ſeine Blicke zum Himmel, und machte eine Reihe neuer aſtronomiſcher Entdeckungen. Er fand die Beſchaffenheit der Mondsfläche, lehrte die Höhe der Berge im Monde aus ihrem Schatten meſſen, und zählte im Siebengeſtirn, wo das bloße Auge nur 7 Sterne unterſcheidet, 36. Jetzt ahnete er auch, was wir

Digitized by Google

nun wiſſen, daß ſich mit Hülfe beſſerer Fernröhre vielleicht die Milchſtraße in ein ganzes Heer von Sternen auflöſen möchte. Am 7. Januar 1610 fand er die Jupiterstrabanten. Auch bemerkte er ſchon den Ring des Saturn und die Flecken in der Sonne, und ſchloß aus ihrer gemeinſchaftlichen Fortrückung von Oſten gegen Weſten ſchon ganz richtig auf die Umdrehungszeit des Sonnenkörpers. Doch es erlaubt der Zweck dieſes Werkes nicht, alle Entdeckungen dieſes unermüdeten Forſchers herzuzählen, und wir begnügen uns nur zu ſagen, daß er dieſelben von 1610 an in Florenz fortſetzte, wohin ihn Cosmus II. von Medici als großherzoglichen Mathematiker und Philoſophen unter den ehrenvollſten Bedingungen berufen hatte. Aber dieſe Auszeichnung war eine Kleinigkeit gegen die Laſt des Neides, die den großen Mann, eben um ſeiner Größe willen, drückte. Seit 1632, da er einen Dialog über die copernicaniſche und ptolemäiſche Weltordnung herausgegeben hatte, brach eine offene Verfolgung gegen ihn aus. Er hatte in dieſem Buche einen gewiſſen Salviati die erſtere, und einen Simplicio die zweite vertheidigen laſſen, doch ſo, daß die Gründe des Erſtern das Uebergewicht hatten. Nun war das ptolemäiſche Syſtem, welches die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls ſetzt, und die Sonne ſammt allen übrigen Sternen ſich um dieſelbe bewegen läßt, damals gleichſam das Hof- und Kirchenſyſtem, ja das copernicaniſche, nach welchem die Sonne im Mittelpunkt unſerer Planetenwelt ſtill ſteht, galt für Ketzerei, da es mit einer Stelle in der Bibel (Joſua 10, 12—13) ſtreite. Die Mönche predigten nun öffentlich gegen Galilei, wobei manche gar witziglich den Spruch (Ap. Geſch. 1. 11) „viri Galilei, quid statis adspicientes in coelum?“ zum Text nahmen; ja die Jeſuiten, die alle mathematiſche Gelehrſamkeit gepachtet zu haben glaubten, ſtellten dem Papſt Urban VIII. vor, unter dem Simplicio ſey er gemeint, und Galilei habe ihn dadurch verſpotten wollen, daß er die Erlaubniß zum Druck eines ſolchen Buches habe geben können. So ward denn die Sache wirklich prozeßfähig gemacht, und eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, ſämmtlich Galilei's Feinden, eingeſetzt, um ſein Werk zu unterſuchen. Sie erklärten es für höchſt gefährlich, und forderten ihn vor das furchtbare Inquiſitionsgericht nach Rom. Unglücklicherweiſe lebte ſein Gönner Cosmus nicht mehr. Ungeachtet ſeines Alters, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit und der rauhen Jahrszeit mußte er nun im Winter 1633 nach Rom reiſen, und nachdem er hier einige Monate in banger Erwartung, und zum Theil im Gefängniſſe geſchmachtet hatte, wurde er von der Inquiſition verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, dem Urſprunge aller Wahrheit, auf den Knien liegend, und die Hand auf's Evangelium geſtützt, vor unwiſſenden Mönchen abzubitten (23. Jun. 1633). Die Formel lautete: Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses. Im Aufſtehen ſtampfte er mit dem Fuße, und brummte in den Bart: „und doch bewegt ſie ſich!“ Hierauf wurde ihm ſeine von ſieben Cardinälen unterzeichnete Sentenz vorgeleſen, durch welche er auf eine unbeſtimmte Zeit zum Kerker der Inquiſition, und 3 Jahre hindurch wöchentlich einmal die ſieben Bußpſalmen Davids zu beten verurtheilt, ſein Buch verboten, und ſein Syſtem, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Seine Strafe wurde jedoch dahin gemindert, daß ihm der biſchöfliche Pallaſt zu Siena und ſpäter ein Ort im Kirchſpiel Arcetri unweit Florenz zu ſeiner Wohnung angewieſen wurde. Hier verlebte er die übrige Zeit ſeines Lebens, ganz ſeinem Lieblingsſtudium gewidmet. In den letztern Jahren ſeines Lebens ward er faſt blind, taub und kontrakt, aber dennoch hörte er nicht auf, ſich mit neuen Forſchungen zu beſchäftigen. „In meiner Finſterniß, ſchrieb er 1637 an einen Freund, grüble ich bald die-

Digitized by Google

ſem, bald jenem Gegenſtande der Natur nach, und kann meinen raſtlos arbeitenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, ſo gern ichs doch möchte. Dieſe immerwährende Geſchäftigkeit meines Geiſtes raubt mir faſt allen Schlaf.“ Endlich ſtarb er 1642 (dem Geburtsjahre Newtons) in den Armen ſeines Schülers Vincenzo Viviani, der in der Folge keinen höhern Stolz kannte, als ſich mit dem Beiſatz: letzter Schüler des Galilei, zu unterzeichnen. Außer ihm hatte er eine Menge trefflicher Zöglinge gebildet. Sein Körper wurde in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz neben dem Grabmal des Michel Angelo beigeſetzt, wo ihm 1737 ein prächtiges Denkmal errichtet worden. Er war klein von Geſtalt, aber von geſundem und feſtem Körper, und einer einnehmenden Lebhaftigkeit. Nur mit ſeinen vertrauteſten Freunden ſprach er von Mathematik und Philoſophie. Seine Zeitvertreibe waren der Gartenbau, die Muſik, das Zeichnen und die Dichtkunſt. Den Arioſt konnte er faſt auswendig. Seine eigene Schreibart iſt klar und angenehm. Seine Werke ſind am vollſtändigſten zu Mailand 1803 in 13 Oktavbänden erſchienen.

Galion, Gallione, der Schnabel eines großen Schiffes; 2) Spaniſche Schiffe, die nach Weſtindien fahren. Galioniſten, ſpaniſche Kaufleute, die ihren Handel nach Indien durch Gallionen treiben, im Gegenſatz von Flottiſten. Galiotten, kleine Schiffe verſchiedener Art.

Galizien, ein zur öſterr. Monarchie gehöriges Königreich, welches aus dem eigentlichen Galizien, Lodomerien und der Bukowina beſteht, von Polen, Rußland, Ungarn und Schleſien umgeben iſt, und deſſen Größe 1525 □Meilen beträgt. Das ganze Land hat einen größtentheils fruchtbaren Boden. Das Clima iſt, im Ganzen genommen, ziemlich rauh für die Lage des Landes, und der Obſtbau daher noch in der Kindheit. Hauptprodukte ſind: Pferde, doch nur in der Bukowina von edler Raſſe; Rindvieh, ungleich weniger ſchön als das ungariſche; viel Wild, worunter Wölfe und Bären; Getreide und Holz in ſehr bedeutender Menge; an Mineralien außer Kupfer, Blei, Eiſen und guten Flintenſteinen, ganz vorzüglich Salz, ſowohl als Steinſalz als auch aus ſehr vielen trefflichen Salzquellen. Mineraliſche und Sauerquellen hat Galizien an vielen Orten; mehrere werden auch zu Badeanſtalten benutzt. Die Zahl der Einwohner beträgt über 3.700.000 (2435 auf die □M.), bei weitem zum größten Theile ſlaviſchen Urſprungs, die ſich in 2 Hauptſtämme, die Polen im W., und die Rußniaken im O. theilen. In der Bukowina wohnen meiſt Wlachen; außerdem zerſtreut Armenier, Griechen, Zigeuner und über 200.000 Juden. Die Zahl der Deutſchen beträgt etwa 72.000. Die meiſten Einwohner ſind katholiſch oder unirte Griechen unter 2 Erzbiſchöfen; nur in der Bukowina herrſcht der griechiſche Ritus. Die Zahl der Proteſtanten iſt nicht bedeutend. Zur gelehrten Bildung wirken die Univerſität zu Lemberg, das Liceum zu Zamosk und 6 Gymnaſien in den wichtigſten Städten des Landes. Indeß ſteht Galizien in Hinſicht jeglicher Cultur ſehr zurück gegen die übrigen Provinzen der öſterr. Monarchie. Der Bauer, obwohl perſönlich frei, lebt in der tiefſten Armuth und in unerträglichem Schmutz, eine Folge früherer Unterdrückung und ſeiner Trägheit und Unwiſſenheit. Daher iſt auch hier außer etwas Leinwand und grober Tuchfabrikation von keiner Induſtrie die Rede. Der Jude bevormundet und drückt überall den Bauer; aller Handel und die meiſten Gewerbe ſind in ſeinen Händen. Der Adel iſt zwar zahlreich aber nur zum kleinſten Theil begütert; der ärmere Theil unterſcheidet ſich wenig vom Bauer. Der Verfaſſung nach iſt Galizien ein Erbkönigreich mit (ſeit 1775) Landſtänden, die aus den Herren (Fürſten, Grafen, Freiherrn, einem Erzbiſchof und Biſchöfen), dem Adel und den Städten beſtehen, und jährlich zu Lemberg, der Hauptſtadt des Königreichs, einen Landtag halten. Sie

Digitized by Google

geben den ihnen vorgetragenen Staatsbedürfniſſen ihre Beiſtimmung, und treffen die nöthigſten Verfügungen zur leichteſten Herbeiſchaffung. Das Landesgubernium zu Lemberg beſteht aus dem Gouverneur und 13 Räthen; die Regierung aber wird zu Wien von der galiz. Hofkanzlei beſorgt. Das Appellations- und Criminalobergericht iſt zu Lemberg. Für den höhern Adel ſind 17, aber nicht erbliche, Erzämter errichtet. Die Staatseinkünfte betragen jährlich 12 Millionen Kaiſergulden. Das Land iſt in 19 Kreiſe getheilt. Galizien und Lodomerien waren im Mittelalter Herzogthümer, die bis 1374 in Abhängigkeit von Ungarn ſtanden, wo ſie an Polen kamen, und hierauf gründeten ſich 1772 bei der erſten Theilung Polens die Anſprüche Oeſterreichs auf dieſelben. 1786 kam noch die von den Türken abgetretene Provinz Bukowina hinzu. 1809 mußte Oeſterreich einen großen Theil Galiziens an das Herzogthum Warſchau und an Rußland abtreten, aber das Jahr 1814 hat den früheren Zuſtand ſo ziemlich wieder herbeigeführt. (Vergl. Friedensſchlüſſe.)

Gall (Joſeph Anton), Biſchof zu Linz, von bürgerlichen Eltern in der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Weil am 27ſten März 1748 geboren. Nachdem er ſeine Studien in Rotenburg am Neckar, Augsburg und Heidelberg betrieben hatte, trat er in das geiſtliche Seminar in Bruchſal, und wurde 1771 zum Prieſter geweiht. 1773 ging er nach Wien, um ſich mit der dort neu aufgekommenen Unterrichtsmethode bekannt zu machen, und bald ward er von Maria Thereſia als Catechet bei der Normalſchule angeſtellt. 1778 ertheilte ihm die Monarchin den Karakter eines Hofkaplans. 1779 erhielt er — deſſen Talente und Eifer für die Religion und Volksbildung immer mehr hervor leuchteten — die Pfarre Burg-Schleinitz, und bald nachher die Oberaufſicht über ſämmtliche Schulen in Nieder-Oeſterreich. 1787 ernannte ihn Joſeph II. zum Domherrn und Scholaſter der Metropolitankirche in Wien, 1783 aber zum Biſchof in Linz. Hatte er in ſeinen frühern Aemtern ſchon mit raſtloſer Thätigkeit und der edelſten Treue gearbeitet, ſo verdoppelte er nun ſeinen Fleiß in dem ihm anvertrauten höhern Kreiſe; und wie viel er auch mit dem Unglück der Zeit, dem Neid und dem Vorurtheil zu kämpfen hatte, ſo ſah er ſich doch reichlich belohnt, durch den Anblick der ſchönen Früchte, die von ſeiner Saat aufgingen. Aber zu früh endete der Tod ſeine Laufbahn ſchon am 18ten Juni 1807. Seine Religion war lebendiges Ergreifen der im Lichte der Vernunft aufgegangenen Idee; und dieſe Religion ſuchte er nicht nur in ſich ſelbſt immer mehr anzufachen, ſondern auch durch Lehre und Beiſpiel außer ſich zu verbreiten. Aus ihr quoll ſein Eifer in ſeinem prieſterlichen und biſchöflichen Berufe, und ſeine reine Sittlichkeit, die ihm die Kraft gab, unermüdet zu arbeiten für das Beſte Anderer, Allem zu entſagen, wenn es die Hülfe für Arme, Kranke, Leidende und Irrende galt, und die Fehler und Schwachheiten ſeiner Brüder ſchonend zu vertragen und zu beſſern. Aber ſeine Sanftmuth hinderte ihn nicht, ſtandhaft die Rechte der Wahrheit zu verfechten, und im Kampfe mit der Finſterniß und der Bosheit männlich und tapfer aufzutreten. Um ſeinem, bloß auf ideale Zwecke berechneten, Lebensplane getreu zu bleiben, entzog er ſich dem Geräuſche der Welt, widmete ſeinen ganzen Fleiß ſeiner Heerde, ſeinen Schulen und ſeinem Clerus, wirkte auf deren Belehrung und Erbauung durch mündlichen Unterricht, durch Schriften, durch Geſetze und durch Anſtalten, und hielt jeden Augenblick für verloren, der nicht gewiſſenhaft zur Arbeit in ſeinem Weinberge angewendet ward. Allenthalben gingen die Früchte dieſes edlen Strebens in den Kirchen, Schulen und Familien ſeines Wirkungskreiſes auf. Aber auch ein großes ſichtbares Monument bringt den Namen des apoſtoliſchen Mannes auf die Nachwelt, nämlich das Clerikalſeminarium bei ſeiner Domkirche, deſſen Gebäude er aus ſeinen eigenen

Digitized by Google

Mitteln, um 20.000 Gulden angekauft, zu deſſen Vollendung er noch weitere 10.000 Gulden beigetragen, und das er in ſeinem Teſtamente zu ſeinem Univerſalerben eingeſetzt hat.

Galläpfel ſind widernatürliche Auswüchſe, die an Blättern und Blattſtielen der Eiche und Zeereiche ſich befinden, und durch den Stich eines kleinen Inſekts veranlaßt werden. Das Weibchen dieſes Inſekts bohrt mit ſeinem Legeſtachel ein kleines Loch in die zarten Theile der Eiche, und läßt zugleich das Ei hineinfallen, worauf denn eine Geſchwulſt entſteht, die allmählig immer größer wird, und ſo den Gallapfel bildet. Wird dieſer nicht abgenommen, ſo überſteht allmählig das Ei ſeine Verwandlung, der Wurm kriecht aus, verlarvt ſich, wird dann zum geflügelten Inſekte, und bohrt ſich nun heraus, woher auch die Oeffnung entſteht, die man gewöhnlich an den Galläpfeln findet. Stirbt das Inſekt, ehe es ganz verwandelt iſt, ſo bleibt der Gallapfel undurchbohrt. Die beſten Galläpfel ſind die türkiſchen oder die levantiſchen, und von denſelben kommen wieder drei Sorten vor, nämlich die mozouliſchen, die von Mozoul am Tygris herkommen, welche am meiſten geſchätzt werden, dann die aleppiſchen und die tripolitaniſchen und hierauf die ſmirniſchen. Die beſten türkiſchen Galläpfel ſind ſehr höckerig, ſchwärzlich oder blaugrau, wenig durchlöchert und ſchwer. Man unterſcheidet ſonſt auch die Galläpfel der Farbe nach in ſchwärzlichte und blaulichte, grünlichte und halbweiße, gewöhnlich kommen ſie vermengt im Handel vor, unter dem Namen Gallae in sortis. Von den italieniſchen Galläpfeln kommen drei Sorten vor, Gallae marmonigae, augustina und verinae, die aber auch gewöhnlich vermengt ſind. Die franzöſiſchen Galläpfel, die man auch Puiſch Galläpfel oder Caſenolle nennt, ſind ſchlechter als die vorigen; ſie ſind gemeiniglich groß, glatt, röthlich und leicht. Noch ſchlechter ſind die ungariſchen und böhmiſchen Galläpfel, die auch unter dem Namen Knopern vorkommen, aber ihnen ſtehen noch die deutſchen nach, doch werden ſie auch in der Färberei angewandt. Der Hauptbeſtandtheil der Galläpfel iſt die Galläpfelſäure und der adſtringirende Stoff; außerdem enthalten ſie auch etwas Extraktivſtoff und Schleim. Jemehr von den erſten beiden Beſtandtheilen darin enthalten iſt, um deſto beſſer ſind die Galläpfel.

Gallas (Matthäus, Graf von), k. k. Feldmarſchall, geb. zu Trient 1589, nahm Kriegsdienſte, und diente unter Tilly in Italien und Deutſchland. Nach deſſen Tode übertrug ihm Kaiſer Ferdinand der Zweite den Oberbefehl über die kaiſerlichen Truppen, und er bewies ſich dieſer Würde werth durch mehrere über die Feinde des Kaiſers erfochtene Vortheile. Die Niederlage bei Magdeburg gegen Torſtenſon raubte ihm jedoch des Kaiſers Gunſt; er fiel in Ungnade, wurde aber dennoch wieder an die Spitze des Heeres geſtellt, und ſtarb darauf zu Wien den 15. April 1647.

Galle, eine grüngelbe, ſehr bitterſchmeckende, ſeifenartige, thieriſche Flüſſigkeit, die in der Leber abgeſondert wird, und ſich bei ſehr vielen Thieren in der Gallenblaſe anſammelt, aus der ſie ſich zur Beförderung der Verdauung in den Zwölffingerdarm ergießt. Die Hauptbeſtandtheile der Galle ſind, nach vielen Verſuchen, Waſſer, Fettwachs mit Natrum zur Seife verbunden, etwas Firnißſtoff, eine milchzuckerähnliche Subſtanz und einige phosphorſaure, bisweilen auch ſalzſaure Salze, doch ſcheinen letztere mehr zufällig zu ſeyn. Einige nehmen auch noch einen beſondern färbenden Beſtandtheil an; allein da derſelbe noch nicht iſolirt hat dargeſtellt werden können, ſo muß man die Farbe der Galle von der beſondern Beſchaffenheit der fertigen Materie derſelben ableiten. Man findet oft in der Gallenblaſe und in der Leber bei Menſchen und Thie-

ren Conkretionen, die unter dem Namen Gallenſteine bekannt ſind. Sie ſind in Rückſicht ihrer Struktur, Farbe und Miſchung ſehr verſchieden, und ob ſie gleich ſchon ein Gegenſtand der Unterſuchung der Chemiker der ältern Zeit waren, ſo haben doch die häufigen Verſuche der franzöſiſchen Chemiker uns erſt in den Stand geſetzt, dieſe Conkretionen richtiger einzutheilen. Man kann jetzt ſechs Gattungen von Gallenſtein annehmen: 1) gallichte Gallenſteine. Sie beſtehen faſt bloß aus verdickter Galle, die ſich in unregelmäßigen Flecken in der Leber angeſetzt. Sie kommen am Seltenſten vor. 2) Fettwachsartige Gallenſteine. Sie werden bisweilen in Geſtalt zarter Blätter angetroffen, und ſind auch ſelten; bisweilen ragen ſie auf der Oberfläche der Leber hervor, und bilden kleine weiße oder gelbliche Erhöhungen. 3) Gallichte Gallenblaſenſteine. Es ſind große unregelmäßige Flecken verdickter Galle, zuweilen zerreiblich, braun oder röthlich. 4) Mit einer Rinde verſehene Gallenblaſenſteine. Sie ſind mit der vorigen von gleicher Beſchaffenheit, aber dichter, und mit einer Rinde umgeben, die glatt und grau oder weiß von Farbe iſt. Sie wird von Fettwachs begränzt. Man findet ſie oft in großer Menge in der Gallenblaſe, und dann ſind ſie vieleckig und an einander gereihet. 5) Die aus Fettwachs beſtehenden Gallenſteine, welche weiß oder grau, äußerlich unburchſichtig, oder halbdurchſichtig, körnig oder glatt, mit einer Rinde umgeben ſind, die aus kurzen Fiden beſtehen. Sie kommen oft von der Größe und Geſtalt eines Taubeneies vor. 6) Vermiſchte Gallenblaſenſteine, oder Miſchungen aus Fettwachs und verdickter Galle in verſchiedenen Verhältniſſen. Sie kommen ziemlich häufig vor, und ſind bald braun, bald dunkelgrün, bald olivengrün, und bald heller von Farbe. Im Innern derſelben bemerkt man mehr oder weniger deutlich dunkelgelbe Streifen, oder kleine glänzende Blätter, oder nur glimmerartige Punkte. Alle dieſe Conkretionen ſind zum Theil in ätzenden Alkalien, in der Auflöſung der Seife, in fetten und flüchtigen Oelen, und zum Theil ſelbſt in Aether auflöslich.

Gallen (St.), einer der größten Cantone der Schweiz, der Rangordnung nach der 14te, enthält an 40 □ M. Flächeninhalt, erſtreckt ſich vom Bodenſee bis zum Zürcherſee, und umſchließt gänzlich den Canton Appenzell. In ſeinen ſüdlichen Theilen hat er hohe Gebirge; die nördlichen ſind nur hügelig. Das Land wird vom Rhein, der Thur, Linth ꝛc., dem Boden-, Wallen- und Zürcherſee bewäſſert; es hat ſchöne Weiden, Getreide, Flachs, Hanf, Obſt und Eiſen, und im Toggenburger Thale ſtarke Leinen- und Baumwoll-Webereien. Der Canton iſt aus dem Gebiet der ehemaligen Abtei und mehreren öſterreichiſchen Vogteien entſtanden, und gehörte ehemals nicht zu den Cantonen, ſondern zu den ſogenannten zugewandten Orten. Von den 135.000 Einwohnern bekennen ſich 85.000 zum katholiſchen und 50.000 zum reformirten Ritus. Die höchſte Gewalt übt ein großer Rath, aus 150 Mitgliedern beſtehend, deſſen Vorſitzer Landammann heißt. Er wählt aus ſeiner Mitte den kleinen Rath, als verwaltende und vollziehende Behörde, und das Appellationsgericht, wovon dieſes 13, jener 9 Mitglieder zählt. Die Hauptſtadt St. Gallen, am Fluſſe Steinach, 2 Stunden vom Bodenſee, mit 9000 Einw., gehört zu den vornehmſten Fabrik- und Handelsſtädten der Schweiz. Unter den öffentlichen Gebäuden ſind: die 1754 erbaute Stiftskirche, die ehemaligen Kloſtergebäude, die Kirchen St. Laurenz und St. Mangen, das Zeughaus, das neue Waiſenhaus, das Caſino ꝛc. Zu den wiſſenſchaftlichen Anſtalten gehören die katholiſche Cantonsſchule, wo Theologie, Philoſophie, Mathematik und Phyſik ꝛc. gelehrt wird, das reformirte Gymnaſium, mehrere literäriſche, oder gemeinnützige Vereine ꝛc. Auch ſind hier treffliche Kunſt- und Naturalienſammlungen. Die gefürſtete Benediktiner-Abtei (eingegangen 1793), aus welcher in der

Digitized by Google

Folge die Stadt entſtanden, ſoll ſchon im 7ten Jahrh. errichtet worden ſeyn. Der Schotte Gallus, von der Inſel Ikolmkill, welcher in dieſer Gegend das Chriſtenthum verbreitet, erbaute ſich hier 630 zuerſt eine Zelle in der Wildniß. Im 8ten bis 10ten Jahrhundert zeichnete ſich dieſes Kloſter durch Gelehrſamkeit aus, und aus der dabei befindlichen, ſchon im 9ten Jahrhundert angelegten Bibliothek ſind mehrere bedeutende Manuſkripte römiſcher Schriftſteller, namentlich Quinctilianus, Silius Italicus, Ammianus Marcellinus, Petronius, Valerius Flaccus u. A., ſo wie auch eine der beſten Handſchriften des Nibelungen Liedes hervorgegangen. Das jetzige Gebäude iſt erſt im vorigen Jahrhundert errichtet. Die Stadtbibliothek enthält viel wichtige Manuſkripte zur Reformationsgeſchichte. Die Stadt iſt der Mittelpunkt der Mouſſelinfabriken und des Mouſſelinhandels in der Schweiz. Die koſtbarſten Stickereien mit Gold und Silber werden hier verfertigt. Außerdem blühen alle Arten von Baumwollfabriken, und man findet mehrere engliſche Spinnmaſchinen, viele Bleichen, welche vorzüglich berühmt ſind; auch machen die hieſigen Banquiers große Geſchäfte. Unter die Merkwürdigkeiten der Umgegend gehört die prächtige Brücke über die Sitter, 1 St. von der Stadt entfernt; ſie ward 1810 vollendet, und iſt bei einer Länge von 590 Fuß, 27 breit, und 85 Fuß über das Flußbeet erhaben. Gleich weit entfernt, nach Rorſchach zu, ſucht man in einer wilden Felsſchlucht die Martinsbrücke, das älteſte Hängewerk in der öſtlichen Schweiz, 1468 erbaut, 90 Fuß über der Goldach, verbindet 2 ſenkrechte, 110 Fuß von einander entfernte Felswände. Der Theil des Cantons, welcher von Rheineck an die Ufer des Bodenſee's ſich erſtreckt, und das Rheinthal genannt wird, iſt ſowohl wegen ſeiner ſchönen Sandſteinbrüche, als auch durch ſeine Fruchtbarkeit und die Betriebſamkeit ſeiner Bewohner ausgezeichnet. Hier wächſt der beſte Wein der deutſchen Schweiz. Im ſüdlichen Theile des Cantons, in der Landſchaft Sarganz, liegt das berühmte Pfeffersbad (ſ. d. Art.).

Gallerie bezeichnet in der Baukunſt ein längliches und ſchmales Zimmer, deſſen Breite wenigſtens dreimal in der Länge enthalten iſt. Von einem Saale unterſcheidet ſie ſich nicht nur durch dieſe Geſtalt, ſondern auch dadurch, daß ſie nicht nach der vordern Anſicht offen, ſondern von 4 Mauern eingeſchloſſen iſt, und Fenſter hat. Nicht ſelten belegt man auch in großen Gebäuden die langen ſchmalen Gänge, welche zur Verbindung der Zimmer dienen, und ſonſt Corridors heißen, mit dieſem Namen. Man bedient ſich ihrer zu Spiel, Tanz, Muſik ꝛc., zu welchem Behufe ſie mit Gemälden, Bildhauerarbeit und andern Kunſtwerken geſchmückt ſind. Eine Sammlung von Werken der bildenden Künſte pflegt man daher auch Gallerie, in ſo ferne die Kunſtſammlung von Fürſten ſind, zu nennen; die von Privatperſonen heißen Cabinette. Verres iſt der Erſte, welcher im Alterthum eine Gallerie anlegte. In dem neuern Europa hat die florentiniſche von Cosmus II. als eine der wichtigſten bisher gegolten. Die Galerie du Louvre zu Paris behauptet dermalen den erſten Rang. In Deutſchland ſind die berühmteſten zu Dresden, Wien, München, Berlin ꝛc. Für den angehenden Künſtler ſind ſolche Gallerien von unberechenbarem Nutzen. In den Theatern werden die oberſten der Decke nächſten Plätze für die Zuſchauer Gallerie genannt.

Gallerte. In den meiſten thieriſchen Subſtanzen iſt ein beſonderer, im Waſſer auflöslicher, Beſtandtheil enthalten, den man thieriſchen Leim, Gluten oder Gallerte nennt. Man koche friſches Fleiſch mit Waſſer aus, ſo nimmt daſſelbe nach dem Filtriren einen eigenen Geſchmack, ohne einen beſondern Geruch an, erhält eine gewiſſe Klebrigkeit, und ſtellt damit eine ſogenannte Fleiſchbrühe dar. Raucht man die Flüſſigkeit jetzt bei gelindem Feuer ſo ab, daß ſie anfängt, dicklich zu werden, und ſetzt ſie der Kälte

Digitized by Google

aus, ſo gerinnt ſie zu einer mehr oder weniger durchſichtigen, zitternden, etwas zähen Maſſe, die man Gallerte nennt, in welcher aber neben dem eigentlichen gallertartigen Theile noch verſchiedene andere, vorzüglich etwas von einer beſondern extraktivförmigen Subſtanz, enthalten ſind. Bei dem weitern Austrocknen in ſehr gelinder Wärme erhält man aus der Gallerte eine feſte, harte, in der Kälte ſpröde Maſſe, die nach dem Grade ihrer Reinheit mehr oder weniger durchſichtig iſt, an der Luft trocken bleibt, und in kochendem Waſſer ſich ganz vollkommen auflöſen läßt. Dieſes iſt die trockne Gallerte oder der Leim. Das, was im Pflanzenreiche der Schleim iſt, das iſt in dem Thierreiche die Gallerte; auch in den meiſten Stücken kömmt ſie mit ihm überein. Sie iſt, wie der Schleim, ohne beſondern Geruch und Geſchmack, vollkommen auflöslich im Waſſer, jedoch unauflöslich im Alkohol. Aber dadurch unterſcheidet ſie ſich ſehr weſentlich von dem Schleime, daß ſie in Waſſer aufgelößt und der Wärme ausgeſetzt, zwar ſäuerlich wird, aber dann bald in eine ſehr ſtinkende Fäulniß übergeht, und dabei einen animaliſchen Geruch verbreitet, den der Schleim nicht giebt. Die Gallerte trifft man außer dem Fleiſche in den Knochen, Hörnern, Klauen, Nägeln, Häuten, Flechſen, Nerven, Membranen u. ſ. w. an; kurz ſie macht vorzüglich einen näheren Beſtandtheil der feſten und weichern thieriſchen Theile, nicht bloß warmblütiger Thiere, ſondern auch der Fiſche und Amphibien aus. Die ſogenannte Hauſenblaſe beſteht faſt aus ganz reiner Gallerte. Im gemeinen Leben kocht man auch Hörner, Klauen, Flechſen, Häute ꝛc. mit Waſſer gehörig aus, und ſiedet dann das Dekokt zu dem bekannten Tiſchlerleim ein, der aber nie zum innerlichen Arzneigebrauch angewendet werden darf. Auch nennt man mit Zucker eingedickte Früchte, wegen der ähnlichen Durchſichtigkeit und des zitternden Beſtandes, Gallerte oder franz. Gelée.

Gallicaniſche Kirche nennt man die katholiſche Kirche Frankreichs. In Rückſicht ihrer Lehrſätze und Fundamental-Ceremonien weichet ſie von der katholiſchen Kirche in keinem Stücke ab; aber ſie räumet dem Papſte in mancher Beziehung, die nicht zum Weſentlichen ſeines Oberhirtenamtes gehöret, eine eingeſchränkte Macht in geiſtlichen Sachen ein, hält ſich nicht an alle nach Carls des Großen Zeiten erlaſſenen päpſtlichen Dekretalen gebunden, und bewahrt die weltliche Gerichtsbarkeit und die Majeſtätsrechte des Regenten von aller Einmiſchung des Papſtes frei. Dieſe Vorrechte ſind gleichſam eine Conſtitutions-Charte, gegründet auf altes Herkommen, auf die Canones der Kirchenverſammlungen und die Dekretalen einiger Päpſte der erſten acht Jahrhunderte. Indeſſen haben viele andere katholiſche Gemeinden eben ſolche, mehr oder weniger wichtige Vorrechte und Gewährleiſtungen der Selbſtſtändigkeit; und die mit dem Oberhaupte der Kirche abgeſchloſſenen Concordate Preußens, Baierns, der Niederlande u. ſ. w. berechtigen uns ebenfalls zu der Benennung: die preußiſche, die baieriſche, die niederländiſche Kirche.

Gallicismus, Redensart und Wendung, die der franzöſiſchen Sprache eigen iſt; oder wenn in andern Sprachen im Karakter der franzöſiſchen geſprochen oder konſtuirt wird.

Gallicomanie, Gallomanie, franzöſiſche Sprachſucht, übertriebene Vorliebe für die Franzoſen, oder dasjenige, was Franzöſiſch iſt.

Galliczin, Galyczin, eine berühmte fürſtliche Familie in Rußland, von der ſich vorzüglich auszeichneten: 1) Baſileus, geb. um 1633, regierte faſt unumſchränkt während der Minderjährigkeit der beiden Czaren, Iwan und Peter, und ward Vicekönig von Kaſan und Aſtrachan und Großſiegelbewahrer von Rußland. Sein Ehrgeiz gab Raum zu dem Verdachte, daß er ſelbſt den Thron Rußlands habe beſteigen wollen, und brachte ihn ins Exil nach Sibirien (1689). Später wurde er jedoch von dort zurückberufen und ihm die Erlaubniß ertheilt, auf ſeinen Gütern bei Moskau zu le-

Digitized by Google

ben. Gegen das Ende ſeines Lebens ging er in ein Kloſter, wo er 1713 ſtarb. Nicht mit Unrecht glaubt man, daß der Weg, welchen Peter der Große zur Civiliſirung ſeiner Nation einſchlug, von Baſileus Galliczin ihm vorgeſchrieben wurde; wenigſtens ſchloß er 1686 den ewigen Frieden mit Polen, dem nicht lange darauf ein Bündniß mit Oeſterreich, Polen und der Republik Venedig gegen die Türken folgte, wodurch Rußland zuerſt auf dem politiſchen Schauplatze Europa's eine Rolle zu ſpielen anfing. — 2) Boris Alexiewicz, des Vorigen Bruder, ſtand bei Peter I. in großer Gunſt, und machte ſich dadurch um ihn ſehr verdient, daß er ihm in dem Aufruhre, welchen die Prinzeſſin Sophia erregte, das Leben rettete. Freund der Gelehrten und Künſtler ſorgte er für ſie, wie ein Mäcen. Er ſtarb den 10. Okt. 1713. — 3) Michael Michaelowitz, geb. 1674, von eben der Familie, als die Vorigen, zeichnete ſich in Peter des Großen Kriege gegen Carl XII. aus, befand ſich faſt bei allen Schlachten in jener denkwürdigen Zeit, und erfocht mehrere Siege zu Waſſer und zu Lande, namentlich die Schlachten bei Dobrin und Liesna (1703), und bei Woſe in Finnland 1714. Durch ihn wurde der Nyſtädter Friede zu Stande gebracht, nachdem er mehr als 10 Jahre in Finnland Oberbefehlshaber geweſen war. Wegen ſeiner großen Verdienſte um Rußland ernannte ihn Peter I. zum General-Feldmarſchall, ſo wie er nach dem Tode dieſes Czaren Präſident des Kriegskollegiums wurde. Er ſtarb zu Moskau den 21. Dez. 1730. Sein Sohn, Alexander Galliczin, befehligte 1769 die ruſſiſchen Armeen, und verrichtete große Thaten. — 4) Demetrius, ſtarb in Schlüſſelburg eingekerkert 1733, und war einer der vorzüglichſten Urheber der Wahl der Kaiſerin Anna zur Czarin, bei der er aber bald in Ungnade fiel, weil er die Beſchränkung der höchſten Macht und Vermehrung der Adelsprivilegien durchzuſetzen ſuchte. — 5) Michael II., Ritter des St. Andreasordens, Präſident der Admiralität und Viceadmiral im Jahr 1756, war Bruder Michaels I., und hatte ſich in Holland und England für die Marine gebildet. Das traurige Geſchick, was unter der Czarin Anna ſeine Familie traf, hinderte jedoch ſeine Anſtellung bis zu ihrem Tode, und auch unter Peter III. (1763) wurde er genöthigt, ſeine Stelle niederzulegen, ſo wie auch unter der Kaiſerin Catharina II. nach kurzer Anſtellung. Er ſtarb 1764. — 6) Demetrius II., Fürſt von, bekleidete lange Zeit mit großer Auszeichnung die Stelle eines ruſſiſchen Abgeſandten in Wien, und unterzeichnete daſelbſt einige wichtige Verträge. Er ſtarb zu Wien den 30. Sept. 1793.

Gallien, Gallia, Land der Gallier, gränzte zu Zeiten der Römer gegen Oſten an den Rhein, gegen Weſten an das atlantiſche Meer und die Pyrenäen, gegen Süden über die Alpen bis ans adriatiſche Meer, gegen Norden an Deutſchland und den Rhein. Es umfaßte alſo nicht nur das heutige Frankreich, ſondern auch einen großen Theil von Helvetien und Italien, ein beträchtliches Stück von Deutſchland und den größten Theil der Niederlande. Gallien wurde verſchieden eingetheilt; gewöhnlich aber in Gallien diesſeit der Alpen und Gallien jenſeit der Alpen. 1) Gallien diesſeit der Alpen (gallia cisalpina) begriff ganz Oberitalien, oder die heutige Lombardei, mit Ausnahme Savoyens, einen Theil von Tyrol und Krain, und vom heutigen mittleren Italien, Ferrara, Bologna und Romagna; gegen Norden hatte es die Alpen, gegen Oſten den Fluß Arſia, gegen Süden die Flüſſe Rubicon und Macra, und gegen Weſten den Fluß Varus zur Gränze. Es heißt auch Gallia togata, weil die Einwohner des Landes unter der Herrſchaft der Römer die römiſche Toga trugen. Man theilte es in ſechs Landſchaften ein: 1) Hiſtrien; 2) die Landſchaft der Carner, das heutige Friaul und ein Theil von Krain, mit den Städten Tergeſte (Trieſt) und Aquileja; 3) die Landſchaft der Veneter, im heutigen venetia-

Digitized by Google

niſchen Gebiete, mit den Städten Patavium (Padua) und Verona; 4) Gallia transpadana, von den Cenomanen, Euganeern, Orobiern, Inſubreren, Läven, Libicern und Salaſſen bewohnt; es hatte mehrerer blühende Städte, wie Brixia, Cremona, Mantua, Mediolanum u. a.; 5) Gallia cispadana, von den Ananen, Bojern und Lingonen bewohnt; die anſehnlichſten Städte waren Placentia, Parma, Mutina und Ravenna; 6) Ligurien, das heutige Gebiet von Genua und Lukka, deſſen Bewohner ſich ſchon ſehr frühe durch Künſte und Handlung auszeichneten. Die merkwürdigſten Flüſſe von Gallia cisalpina ſind: der Padus (Po), Atheſis (Etſch), Medoacus (eigentlich zwei Flüſſe, die Brenta und Bacchiglione), die ſich alle drei in das adriatiſche Meer ergießen; in den Po fallen der Ticinus (Teſſino), Addua (Adda), Ollius (Oglio), Mincius (Mincio) und die Trebia. Die Seen: Verbanus (Lago maggiore), Larius (Lago di Como) und Benacus (Lago di Garda) zeichnen ſich beſonders durch ihre reizenden Ufer aus. Gallia ciſalpina kam kurz nach dem zweiten puniſchen Kriege unter die Herrſchaft der Römer. Es war ein ſchönes, blühendes Land, deſſen Hauptprodukte Getreide, Oel und Wein nebſt vorzüglicher Baumfrüchte waren. Durch die bürgerlichen Kriege, und noch mehr nach denſelben, litt es ſehr durch die Austheilung der Felder unter die Veteranen der ſiegreichen Legionen. Da Italien bis in das 5te Jahrh. keinen ausländiſchen Feind ſah, ſo kam das Land auch unter den Kaiſern wieder zur vorigen Blüthe. II. Gallien jenſeit der Alpen (Gallia transalpina), zum Unterſchiede von Gallia togata auch Gallia comata genannt, weil die Einwohner die Haare lang wachſen ließen; auch Braccata, weil ſie eine Art langer Hoſen trugen; es gränzte öſtlich an den Rhein, einen Theil der Alpen und den Fluß Varus, ſüdlich ans mittelländiſche Meer, nördlich an den Rhein, weſtlich ans atlantiſche Meer und die Pyrenäen; umfaßte alſo außer dem heutigen Frankreich, den größten Theil der Niederlande und der Schweiz, das linke Rheinufer und Holland. Hauptflüſſe: Garumna (Garonne), Liger (Loire), Sequana (Seine), Rhodanus (Rhone), Sauconna (Saone), Scaldis (Schelde), Moſa (Maas), Moſella (Moſel). Gebirge: Cebenna (Cevennes), Jura, Vogeſus, das wasgauiſche Gebirge zwiſchen Elſaß und Lothringen. Als Cäſar das transalpiniſche Gallien erobert hatte, fand er es nach der Verſchiedenheit der Landesſprache in Gallia belgica, aquitanica und celtica eingetheilt. Auguſt fügte zu dieſen dreien noch narbonensis an der Küſte des mittelländiſchen Meeres. Dieſe Eintheilung Galliens in vier Theile blieb unter Auguſtus bis auf einige Veränderungen: 1) Aquitanien erſtreckte ſich zu Cäſars Zeiten von den Pyrenäen bis an die Garumna; Auguſt erweiterte es bis zur Ligeris; es wurde von mehreren Völkerſchaften bewohnt; die anſehnlichſte Stadt war Burdigala (Bourdeaux). 2) Celtica oder Lugdunenſis lag am Meere zwiſchen den Flüſſen Ligeris und Sequana. Die vorzüglichſten Städte waren: Lugdunum (Lyon), Lutetia (Paris), Aleſia (Aliſe), Bibracte (Autun) u. a. 3) Narbonenſis machte die ehemalige Provincia Romana, die von Italien durch den Fluß Varus und die Alpen, von dem übrigen Gallien durch den Jura und Cebenna getrennt wurde; Städte: Toloſa (Toulouſe), Narbo Martius (Narbonne), die Hauptſtadt dieſer Provinz, Nemauſus (Nimes), Arelate (Arles), Aquä Sextiä (Aix), Maſſilia (Marſeille), eine ehemals ſehr blühende Handelsſtadt der Colonie der Griechen, Arauſio (Orange), Vaſio (Vaiſon), Vienna (Vienne). 4) Belgica begriff den Theil Galliens, der zwiſchen der Sequana, Sauconna, Rhodanus, dem Rheine und dem nördlichen Ocean lag. Belgien begriff auch das rheiniſche Germanien; der nördliche Strich bis gegen Mainz hieß Germania inferior oder secunda, der ſüdlichere von Mainz bis nach Helvetien hieß Germania superior oder prima. Die Hauptörter waren: Vi-

ſontio (Beſançon), Argentoratum (Straßburg), Moguntiacum (Mainz), Treviri (Trier), Confluentia (Koblenz), Colonia Agrippina (Köln) u. a.

Gallienus (Publius Licinius), Sohn Kaiſer Valerians, wurde von ſeinem Vater (253) zum Reichsgehülfen angenommen und folgte ihm 260 nachdem er zuvor durch ſeine Siege über Germanen und Sarmaten groß Beweiſe von Tapferkeit gegeben hatte. So viel widerſprechend aber auch der Anfang ſeiner Regierung geweſen ſeyn mochte, ſo wenig entſprach er doch in der Folge den Wünſchen ſeines Volkes. Denn unter ihm löſte ſich faſt das ganze röm. Reich auf, und in den meiſten Provinzen traten Thronbewerber auf. Auch ſchloß er mit den Markomannen einen ſchimpflichen Frieden. Er fiel durch Mörders Hand (268), als er Mailand belagerte, welches Aureolus, einer der Mitbewerber, vertheidigte.

Gallier, ein Hauptzweig des großen Urvolkes der Celten (ſ. d. Art.), der ſich urſprünglich Gaël oder Gail nannte. Die Geſchichte ihres Urſprungs verliert ſich in grauer Vorzeit. Die Vermuthung, daß ſie vom Caukaſus herabkamen, und ſüdlich der Donau, die Thrazier hinter ſich, und die Germanier zur Seite laſſend, zogen, läßt ſich mit Gründen nicht unterſtützen weil ſich die Zeit, in welcher dieſes geſchah, nicht ausmitteln läßt. Unter mancherlei Namen überſchwemmten dieſe Horden, nach Verlaſſung ihre urſprünglichen Wohnſitze, viele Länder. Als Umbrer und Auſoner finden wi einen Theil von ihnen in Italien, als Taurisker, Vindelicier, Helveti u. ſ. w. bevölkerten ſie die Alpenländer. Von dem Stamme der Rhätie riß ſich bald wieder ein neuer Zweig los (etwa 2000 J. v. Chr.), welcher unt dem Namen Raſena durch das Tridentiniſche nach Italien zog, von den Gränzbewohnern, den Tuskern, den Namen Etrusker annahm, eine Menge Städte den dort wohnenden Umbrern entriß, und ſich über einen nicht unbeträchtlichen Theil Italiens ausbreiteten. Andere Stämme der Celten blieben am adriatiſchen Meere, längs der Donau und dem ſüdlichen Deutſchland ſitzen; aber der Hauptſtamm von ihnen ſchlug ſeinen Wohnſitz zwiſchen en Pyrenäen und Alpen, dem Ocean und dem Rhein auf, in dem Lande, der ſie einen von ihnen entlehnten Namen gaben, und von wo aus ſie ſich in Albion und Jerne (Großbritannien und Irland) einbürgerten. Gedrängt vor der Fluth anderer herandringender Völkerſchaften, und durch Ueberfüllung ihres eigenen Landes, zogen viele Stämme (397 v. Chr. Geb.), theils weſtlich über die Alpen nach Italien, theils öſtlich längs der Donau herauf, und machten dadurch ihren Namen zum erſten Mal in der Geſchichte bekannt. Seit dieſer Zeit verwirrt ſich aber der Faden ihrer fernern Schickſale ſo ſehr, daß man kein anſchauliches Bild von ihnen entwerfen kann. (Ueber ihre Verfaſſung, ſ. den Art. Celten.) Die celtiſchen Gallier theilten ſich in viele Völkerſchaften, unter denen immer eine die Oberherrſchaft führte. — Entweder ein Etrusker, der die Verführung ſeines Weibes an einem Fürſten des Landes gerächt hatte, oder der Genuß des Weins, lockte ſie nach den ſchönen Gefilden Italiens. Die verweichlichten Etrusker wurden von ihnen feindlich behandelt. Melzum, eine nicht unbedeutende etruskiſche Stadt in Ober-Italien, fiel unter ihren Schlägen an demſelben Tage des Jahres (396), als Veji ſich an Camillus ergab. Hierauf wandten ſich dieſe rohen Söhne der Natur nach Rom, welches dieſen feindlichen Sturm durch friedliche Unterhandlungen abzuwehren ſuchte. Durch Verletzung des Völkerrechts von römiſcher Seite, und nach verweigerter Genugthuung, ziehen die Gallier das Schwert der Rache, vernichten am Flüßchen Allia (389 v. Chr. Geb.) die Blüthe der römiſchen Jugend, ziehen ſiegestrunken in die wehrlöſe Stadt, und belagern das Capitolium, das ſich eben mit 1000 Pfund Gold löſen will, als ſein Retter Camillus erſcheint (ſ. Brennus u. Camillus). Von den öſtl. Galliern an der Oberdonau und ihren Wanderungen haben wir nur dürftige Nachrichten.

Doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie durch ihre zahlreichen Maſſen Auswanderungen ganzer Völker bewirkten. Die Cimmrer oder Cimbrer, ein germaniſcher Stamm, ſcheinen ſich ſchon damals mit den Celten vermiſcht zu haben. 285—278 verwüſteten ſie das, von Kriegsmannſchaft entblößte Macedonien und Griechenland. Der mac. König Ptolemäus Ceraunus, und der Feldherr Soſthenes büßten ihren Widerſtand mit ihren Leben. Sie würden ganz Griechenland in Beſitz genommen haben, wenn nicht bei der Plünderung des herrlichen Apollo-Tempels zu Delphi die Schreckniſſe der Natur ihren Verwüſtungen Einhalt gethan hätten, worauf das Schwert der Griechen ihre völlige Niederlage herbeiführte. Ein Theil von ihnen zog nach Kleinaſien, wo ſie noch lange, unter dem Namen Galater bekannt, ihre karakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten beibehielten. Der Name Gallier verliert ſich allmählig an der Donau und im Süden von Deutſchland. Germaniſche Stämme nehmen von dem ganzen Lande bis an den Rhein Beſitz. Die Belgen, eine Miſchung von celtiſchen und germaniſchen Völkern, ſchlugen ihre Wohnſitze in dem Lande vom weſtlichen Ocean bis an den Rhein, und von der Seine und Marne bis an die ſüdliche Mündung des Rheines auf, wo er mit der Maas vereinigt iſt. Von hier gingen ſie nach England über, und drängten die daſelbſt ſich früher niedergelaſſenen Gallier nach Nordbritannien (Schottland) hin, wo ſie ſeit dieſer Zeit als Caledonier (Berggalen), ſpäter aber als Pikten und Skoten in der Geſchichte erſcheinen. Dieſe Belgen in Gallien, oder Cimbern, ſind die nämlichen, welche man unter dem Namen der alten Britten kennt. Obſchon dieſe Celten in Gallien durch Verbindung mit civiliſirten Völkern des Alterthums an Bildung voranſchritten, ſo waren ſie in der Folgezeit doch nicht vermögend, den Germanen jenſeit des Rheines fernern Widerſtand leiſten zu können. Tapfrer und wilder waren die Belger und Cimbern, ſo wie die Britten. Eine noch größere Rohheit und Barbarei herrſchte bei den Hochgalen (Caledonier) in Schottland und den Bewohnern Irlands, die ihre Unabhängigkeit mit ritterlicher Standhaftigkeit vertheidigten. Ihre überalpiſchen Brüder, die diesſeitigen Gallier (nach römiſcher Benennung), hatten ſich, nachdem ſie die Umbrer und Etrusker verdrängt hatten, in Italien am Fuße der Alpen bis Ankona niedergelaſſen. Von hier aus wurden ſie gefährliche Feinde der Römer. Nach Beendigung des erſten puniſchen Krieges wandten die Römer ernſtlich ihre Waffen gegen ſie, und nach einem 6jährigen Kriege mußten ſie ſich ihnen unterwerfen. Ihr Verſuch, in den Zeiten des paniſchen Schreckens ihrer Feinde, als Hannibal vor Roms Thoren ſtand, ſich ihrer Herrſchaft zu entwinden, lief unglücklich für ſie ab. Ein gleiches Loos harrte ihren Halbbrüdern, den Galatern (189 v. Chr. Geb.), in Aſien. Auch ſie mußten ſich unterwerfen, und ihre Fürſten (Tetrarchen) wurden zinsbar. Als die Römer die Alpen überſtiegen, unterwarfen ſie ſich nach der Unterjochung der Allobrogen und Arverner (im Jahre 128 — 122) das ſüdliche Gallien von den Alpen bis zur See. Noch einmal erſchien eine günſtige Gelegenheit, den Verluſt ihrer Freiheit an Rom rächen zu können. An den Zug der Cimbern und Teutonen, welche vier conſulariſche Heere in die Flucht ſchlügen, ſchloſſen ſie ſich an, aber Cajus Marius vernichtete ihre Hoffnungen in den Schlachten bei Aix 102, und Verona 101 v. Chr. 43 Jahre nachher wurde Julius Cäſar (ſ. d. Art.) Statthalter (Proconſul) vom diesſeitigen Gallien. Er erhielt ſeine Provinz auf 5 Jahre, und nachher wurde ihm dieſe Zeit verdoppelt, ſo daß er hinlängliche Zeit hatte, die großen Entwürfe, die ſein Ehrgeiz ihm in Rückſicht Galliens eingegeben hatte, auszuführen, und er that dies mit deſto größerm Eifer, da nicht nur das Intereſſe ſeines Staats, ſondern auch ſein eigenes dazu anſpornte; denn durch Gallien, hoffte er, ſollte ſein Weg ihn zur Oberherrſchaft über Rom ſelbſt führen. Der Zufall wollte, daß er gleich im Anfange ſeiner Statthalterſchaft eine Gelegenheit zur Eröffnung des Krieges fand. Die Helvetier nämlich hatten den Entſchluß gefaßt, ihr kaltes,

Digitized by Google

gebirgigtes Land mit dem milderen Gallien zu vertauſchen, und wanderten mit Weib und Kind aus, um nach dem weſtlichen Gallien vorzudringen. Erſtlich verhinderte ſie Cäſar, über den Rhodanus zu gehen, und als ſie nun nordwärts durch das Gebiet der Sequaner und Aeduer durchzudringen ſuchten, ſo rückte Cäſar, ohne den Befehl des Senats erſt abzuwarten, ebenfalls in das freie Gallien ein, umging ſie, und nöthigte ſie, durch die entſcheidenſte Niederlage, ihre alten Wohnplätze wieder aufzuſuchen. Gleich darauf erfocht er einen neuen Sieg über den germ. König Arioviſt (ſ. d. A.), welcher von den Sequanern zu Hülfe gerufen war, aber durch ſeine Macht allen benachbarten celtiſchen Völkern gefährlich ward. Die Niederlage der Deutſchen erfolgte im heutigen Elſaß oder Franche Comté. Während er ſo Gallien von auswärtigen Feinden befreiete, dachte er ſelbſt darauf, ihm das Joch aufzulegen. Die Veranlaſſung dazu gaben die innern Zwiſtigkeiten der freien Gallier, und indem er den Schiedsrichter ſpielte, unterwarf er ſich eine Völkerſchaft nach der andern. In wenigen Jahren beſiegte er die mächtigen Belgen, die ihm ungeheure Armeen entgegenſtellten, demüthigte die Küſtenbewohner im heutigen Bretagne, und durch ſeine Unterfeldherren die Aquitanier, ſchlug mehrere Male große Haufen germaniſcher Völker zurück, machte ſich ſelbſt jenſeit den Rheines furchtbar, und verſuchte endlich zwei Mal eine Landung in Britannien. So kam allmählig faſt ganz Gallien in ſeinen Beſitz, ehe die Gallier noch recht ſeine Abſichten merkten. Endlich aber vereinigten ſich die Belgen, Arverner und Aquitianer gegen ihn, und brachten unter dem, nach Cäſars Urtheile ſelbſt, wirklich großen Feldherrn Vercingetorix eine furchtbare Macht zuſammen, die vielleicht ſelbſt einen Cäſar überwältigt haben würde, wenn nicht die wenige Eintracht unter den Barbaren den Sieg der römiſchen Taktik erleichtert hätte. Kurz, die Verbündeten wurden bezwungen. Indeſſen war Gallien noch nicht ganz beſiegt, und als Provinz, nach römiſchen Geſetzen und Sitten umgebildet, den Römern unterworfen. Dieſe Vollendung ſeinen Siegen zu geben, hatte Cäſar nicht Zeit, weil die ihm abholde Partei in Rom ihn zurückrief. Unter Kaiſer Auguſt aber machte Agrippa (727) Gallien zu einer ordentlichen Provinz, und entwarf eine beſtimmtere Eintheilung des Landes. Die Gallier waren damit zufrieden, und widerſetzten ſich weiter nicht, froh, daß ſie dadurch gegen die Einfälle der Deutſchen geſchützt wurden. Die Gallier blieben nun, einige kleine, gleich wieder gedämpfte Empörungen abgerechnet, ziemlich ruhig. Bloß die Empörung, welche die Bataver während der Regierung des Vitellius, in Verbindung mit den Galliern und einigen germaniſchen Völkern, unter Anführung des Civilis erregten, war von Bedeutung. Da ſie indeſſen auch glücklich wieder geſtillt wurde, ſo blieben die Römer im ruhigen Beſitz bis zum dritten Jahrhundert. Um dieſe Zeit fingen verſchiedene Völker auf's Neue an, in daſſelbe einzufallen, und ſich einiger Provinzen zu bemächtigen. So nahmen die Franken zuerſt die Inſel der Bataver, und hundert Jahre nachher das ganze Belgien weg. Die Alemannen aber drangen über den Rhein in die Nordoſtgränze ein. Im vierten Jahrhundert bemächtigten ſich die Franken des Theils der alten Provinz Belgica, der von dem Frieden von Campo Formido die öſterreichiſchen Niederlande genannt wurde, beſonders der Gegend um Cambray. Die Alemannen aber, welche ſich vorher ſchon der Wüſte der Bojer längs dem Fuße der helvetiſchen Gebirge bemächtigt hatten, drangen nun über den Rhein, und ſuchten im heutigen Elſaß, und den nördlichen Gegenden ſich neue Wohnungen. So wie das Reich der Römer immer ſchwächer ward, vermehrten ſich die Einfälle der Franken und Vandalen in Gallien. Zwar thaten einige Kaiſer tapfern Widerſtand; andere aber waren unvorſichtig genug, die junge Mannſchaft aus Gallien herauszuziehen, und, weil ſie ſehr gute Soldaten abgaben, in andern Gegenden zu gebrauchen. Das arme Land war nun

Digitized by Google

allen Anfällen der Deutſchen preis gegeben, und wurde ſchrecklich verwüſtet. Im fünften Jahrhundert war es faſt ganz von fremden Völkern beſetzt. Im ſüdlichen Theile gründeten die Gothen von Italien her, im nördlichen Theile der Franken, und in der Gegend des Jura die Burgunder, mächtige Reiche. Die römiſche Herrſchaft daſelbſt ward immer ſchwächer, und verſchwand endlich ganz. Die alte celtiſche Sprache hat ſich in dem Gallic der Bergſchotten noch am kenntlichſten, oder in der erſiſchen Sprache in Irland erhalten, die celtiſch-germaniſche Sprache (der Belger oder Cimbern) aber im heutigen Wallis, Cornwallis und in Niederbretagne.

Gallimathias, ſoviel als allerhand unter einander laufende verwirrte Worte ohne Sinn, Kauderwelſch. Es kommt von einem franz. Advokaten her, welcher für einen Bauern, Namens Mathias, einen Prozeß führte. Als er nun nach damaliger Sitte vor Gericht in lateiniſcher Sprache plaidirte, und in ſeiner langen Rede oft die Worte Gallus Mathiae (der Hahn des Mathias) wiederholte, gerieth er am Ende ſo in Hitze, daß er ſich häufig verſprach, und ſagte: Galli Mathias (der Mathias des Hahns). Dies war natürlicherweiſe ohne Sinn, und ſeitdem iſt der Name Galimathias oder Gallimathias für jedes ſinnloſe Geſchwätz geblieben.

Gallizien, ſ. **Galicien**.

Gallois (Jean), Abt von St. Martin de Corres, geb. zu Paris 1632, unternahm mit Sallo zuerſt die Bearbeitung des Journal des Savans (1666), und gab erſt 1674 die Redaktion auf, weil ihn ſein Beſchützer Colbert immer um ſich zu haben wünſchte. Nach Colberts Tode (1683) wurde Gallois Profeſſor der griechiſchen Sprache, und nicht lange darauf Inſpektor des königlichen Collegiums zu Paris, wo er auch den 9. April 1707 ſtarb. Er verfertigte eine lateiniſche Ueberſetzung des pyrenäiſchen Friedens, und hinterließ mehrere Briefe und Memoiren in den Sammlungen der Akademie der Wiſſenſchaften.

Gallus (Cornelius), ein römiſcher Ritter, aus Gallien, der als Dichter und Freund des Virgil bekannt iſt, wurde ums J. R. 688 geboren. Ob er gleich aus einem ruhmloſen Geſchlechte abſtammte, ſo ſtrebte er doch durch Geiſt und Tapferkeit ſo früh empor, daß Aſinius Pollio ihn bereits im J. R. 711 dem Cicero als ſeinen Hausfreund nannte. Als Einkaſſirer der Gelder, welche die Landeigenthümer jenſeit des Po entrichten mußten, deren Acker bei der Vertheilung an die Legionen des Oktavius verſchont wurden, wirkte er nebſt dem L. A. Varus, dem Beſorger der Ackervertheilung, zur Erhaltung der Beſitzungen ſeines Freundes Virgil. Er hatte bisher ſchon manches Jugendgedicht verfertigt, und die Fabel des Euforion vom gryneiſchen Apollohain ſo trefflich beſungen, daß ihm Virgil wohl in ſeiner erſten Ekloge, als einem zum Nachfolger des Heſiodos geweihten Liebling der Muſen, Glück wünſchen durfte. Noch berühmter machte er ſich durch ſeine 4 Bücher Elegien auf die ſchöne Lykoris, von denen Virgil (Ecl. V. v. 46.) einige Verſe anführt, und welche nachher Ovid als das unſterbliche Werk des Gallus preiſet, wenn er Am. I. 15, 20 ſingt:

Gallus bleibt dem Weſten bekannt, und Gallus dem Oſten,
Und mit Gallus zugleich ſeine Lykoris bekannt.

Quinktilian hielt den Gallus in der elegiſchen Poeſie für härter als den Tibull, Properz und Ovid. Seine Gedichte ſind alle verloren gegangen, einige Bruchſtücke ausgenommen, und die bei Virgils Gedichte befindliche, und dieſem zugeſchriebene Ciris, welche, wie verſchiedene neue gelehrte Ausleger gezeigt haben, eine Jugendarbeit unſers Gallus iſt. Man hat zwar noch unter ſeinem Namen 6 Elegien, welche ſich in verſchiedenen Ausgaben des Catull, Tibull und Properz befinden, auch zu Straßburg 1509, 4. allein gedruckt, desgleichen in J. C. Wernsdorfii Poetae latini minores, Altenb. 1780,

Digitized by Google

5 vol. 8. mit aufgenommen ſind; aber der ganze Ausdruck zeigt ſchon, daß ſie von keinem Dichter, wie Gallus nach dem Zeugniſſe des Virgil, Ovid und Anderer geweſen ſeyn muß, herkommen können; ſie rühren vielmehr von einem gewiſſen ſpätern Maximian her, der eben kein ausgezeichneter Liebling der Muſen war. — Auch als Redner wird Gallus von Mehreren einſtimmig gerühmt. Virgil widmete ihm nicht nur ſeine zehnte Ekloge, ſondern auch ein ausgezeichnetes Lob im vierter Geſange ſeiner Georgica, welches er aber nach dem unglücklichen Ende ſeines Freundes wieder auszuſtreichen, und mit der Fabel vom Ariſtäus zu vertauſchen, genöthigt wurde. Denn als Gallus dem Auguſtus bei Eroberung Aegyptens ſehr weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, ſo ernannte er ihn, den er ohnehin ſchon als Freund ſchätzte, zum erſten Statthalter dieſer Provinz. Aber wegen verſchiedener unbeſonnenen Reden und verdächtigen Unternehmungen, wurde er i. J.R. 728 angeklagt, durch ein Urtheil des Kaiſers und des römiſchen Senats zurückberufen, und zum Exil verurtheilt, welcher Beſchimpfuug er durch einen Selbſtmord, im 40ſten Jahre ſeines Alters, zuvorkam.

Galmei, ein Zinkocher, vermiſcht mit Eiſenochern; es giebt blaßgelben, röthlichen, hell- und dunkelbraunen; zur Verfertigung des Meſſings, und zum äußerlichen Arzneimittel (wegen ſeiner trocknenden, zuſammenziehenden und heilenden Kraft als fein präparirtes Pulver) brauchbar; kommt vorzüglich gut aus dem Limburgiſchen und aus der Gegend von Namur, aus Oeſterreich und Oberſchleſien, aus Anjou, Berry u. a. in Frankreich, Sommerſet und Nottingham in England, welcher meiſt mit Blei vermiſcht iſt; aus Ungarn und Polen.

Galuppi (Baldeſſaro), genannt Buranello von Burano, einer nicht weit von Venedig liegenden Inſel, geboren daſelbſt 1703, ward 1770 Kapellmeiſter an St. Markus und dem Conſervatorio degli Incurabili. Seine erſte muſikaliſche Bildung hatte er nächſt ſeinem Vater demſelben Conſervatorium zu danken, welchem er im Alter als Kapellmeiſter vorſtand. Der berühmte Lotti war ſein Vorgänger und ſein Lehrer im Kontrapunkte. Seine erſte Oper, welche er in einem Alter von 19 Jahren ſchrieb, wurde 1722 in Venedig gegeben. Die ſchlechte Aufnahme kam ihm nicht unerwartet. Er ſuchte daher auch in der Folge die eingeſehenen Fehler zu vermeiden, und machte ſo glückliche Fortſchritte, daß er nachher faſt der einzige Beſitzer der ital. Theater wurde. Im Jahr 1765 erhielt er einen Ruf nach Petersburg als Oberkapellmeiſter, welchen er mit einem Gehalt von 4000 Rubeln, nebſt freier Wohnung und Equipage, annahm. Er hat daſelbſt zwei Opern geſchrieben: Didone abbandonata und Ifigenie in Tauride; hierauf kehrte er 1768 wieder zu ſeinen Aemtern und Familie nach Venedig zurück. Seine Opern, welche ſich auf 70 belaufen, gehören meiſtens zur komiſchen Gattung, zu welcher ſich ſein Talent beſonders hinneigte, und durch welche er auch ſeinen Ruf gründete. Doch fehlt es auch ſeinen ernſthaften Opern und Kirchenkompoſitionen nicht an feurigen und ausdrucksvollen Arien und Chören. Galuppi wußte den Mangel an Reinheit und Rhythmus durch Neuheit der Gedanken, durch Reiz, Klarheit und ſchöne Melodie zu erſetzen, die er, wie auch mit Recht, für das Weſentlichſte einer guten Muſik hielt. Er ſtarb im Januar 1785.

Galvani (Aloiſio) war 1737 oder 1744 zu Bologna geboren. Er legte ſich auf das Studium der Medicin, und vertheidigte 1762 eine Theſe über die Natur und Bildung der Knochen, die auf einen ſelbſtſtändigen Geiſt ſchließen ließ. Als ihm der Lehrſtuhl der Anatomie an dem berühmten Inſtitute ſeines Vaterlandes übertragen wurde, verfaßte er eine äußerſt anziehende Abhandlung über die Uringefäße der Vögel, die die Aufmerkſamkeit

Digitized by Google

des Publikums in einem hohen Grade auf ſich zog. Durch den Beifall von Sachkennern aufgemuntert, entſchloß er ſich zur Bearbeitung einer vollſtändigen Phyſiologie der Vögel; ſeine Unterſuchungen beſchränkte er jedoch nur auf Zerlegung der Gehörwerkzeuge. Auf dieſem Wege führte ihn der Zufall auf die Entdeckungen mehrerer Erſcheinungen, die einen neuen Zweig der mediciniſchen Phyſik ausmachen, und ihrem Erfinder zu Ehren mit dem Namen Galvanismus (ſ. d. A.) belegt wurden. Auf einer Reiſe nach Sinigaglia und Rimini gelang es ihm, die Urſache der bei dem Krampffiſche ſich zeigenden elektriſchen Erſcheinungen wahrzunehmen, und worüber er ſeine Anſichten in einer beſondern Abhandlung dem Publikum vorlegte. In ſeinen Sitten einfach, und in ſeinen Wünſchen beſcheiden, zog ihn ein natürlicher Hang zur Melancholie hin, ſo daß er zahlreiche Geſellſchaften floh. Der Verluſt ſeiner Gattin, Lucie Galeazzi, Tochter eines berühmten Arztes, mit welcher er dreißig Jahre in glücklicher Ehe gelebt, machte ihn untröſtlich. Ganz nur ſeinem Schmerz zu leben, zog er ſich auf's Land zurück, und feierte die Hingeſchiedene in rührenden Verſen, bis ihn der Tod (5. Dez. 1798) wieder mit ihr vereinigte. Zu Rom prägte man eine Medaille mit ſeinem Bildniſſe. Alibert hielt ihm eine Lobrede.

Galvanismus. Der berühmte deutſche Philoſoph Sulzer machte zwar ſchon im Jahr 1767 die Bemerkung bekannt, daß die Zunge, welche mit Blei und Silber in Berührung komme, einen ſäuerlichen Geſchmack empfinde, ſo bald beide Metalle ſich ſelbſt einander berühren; da man aber der Erſcheinung weiter nachzuforſchen unterließ, ſo blieb ſie auch im Gebiet der Naturforſchung ſo lange ohne allen Erfolg, bis endlich die wichtige Entdeckung gemacht wurde, daß bei der Berührung zweier verſchiedenartiger Metalle, unter gewiſſen Umſtänden, elektriſche Erſcheinungen erzeugt werden. Dieſe Entdeckung, welche eine reiche Quelle höchſt merkwürdiger Unterſuchungen geworden iſt, fällt in's J. 1791, und gehört einem ital. Arzt und Phyſiker, Aloiſio Galvani (ſ. d. Art.) zu Bologna, an, iſt aber an und für ſich ein Werk des Zufalls. Der beſcheidene Galvani erzählt den Urſprung der Entdeckung ſelbſt auf folgende Weiſe: „Ich zerſchnitt einen Froſch, präparirte ihn (bereitete ihn zur Aufbewahrung zu), und legte ihn, ohne etwas anders zu vermuthen, auf einen Tiſch, auf welchem eine Elektriſitmaſchine ſtand, deren Conduktor ziemlich weit davon entfernt war. Als einer meiner Zuhörer die Spitze eines Meſſers von ungefähr an den innern Schenkelnerven des präparirten Froſches brachte, da wurden die Muskeln aller Glieder ſogleich wie von heftigen Zuckungen zuſammengezogen, und ein Anderer machte dabei die Bemerkung, daß dieſes nur dann geſchähe, wenn der Conduktor zu gleicher Zeit einen Funken gäbe.“ Galvani machte hierauf die Bemerkung, daß ein abgeſchnittener und von der Haut entblößter Schenkel eines Froſches in dem Augenblick in Zückungen gerieth, wo der Nerv und der Muskel von zwei verſchiedenen Metallen berührt wurde, und beide Metalle einander ſelbſt berührten, daß dieſe Erſcheinung auch an andern Theilen des Froſches bewirkt werden konnte; daß aber die Reizbarkeit der Muskeln, welche zu dieſen Verſuchen erforderlich ſey, eine Zeitlang nach dem Tode des Thieres aufhöre, und durch Verſuche ſelbſt deſto ſchneller verloren gehe. Dieſe merkwürdige Verſuche, die bald alle Phyſiker, ſelbſt nicht ohne Hintenanſetzung der Reibungs-Elektrizität, zu beſchäftigen anfing, wurden ſchnell durch allerlei erdenkliche Abänderungen immer weiter ausgeführt, und ſo ſehr vervollkommnet, daß man gegenwärtig eine Menge ganz eigenthümlicher Wirkungen kennt, die durch Metallberührungen, unter den erforderlichen Bedingungen, zum Vorſchein kommen. Galvani, in der Meinung, daß ſeiner Entdeckung eine Naturkraft zu Grunde läge, die allein nur im thieriſchen Organismus vorhanden ſey, nannte ſie eine thieriſche Elektrizität (ſ. d. Art. Elektrizität), ſpäter aber zeigte Alex. Volta, deſſen Scharfſinn der wich

tigſte Theil der Entdeckung vorbehalten blieb, daß der Grund der Erſcheinungen nicht in dem thieriſchen Organismus läge, ſondern in der Elektrizität, welche bei der Metallberührung erregt werde, und die, obgleich ſie an und für ſich nur ſchwach ſey, doch auf die Nerven, die für Elektrizität ſo empfänglich ſind, von ſichtbarer Wirkung ſey. Die bei den Verſuchen ſich darſtellenden Erſcheinungen wurden daher mit dem Namen Metallreiz belegt. Als man endlich fand, daß dieſer Reiz gerade nicht durch Metalle allein, ſondern auch noch durch andere Körper, z. B. durch Graphit, Kohle u. dgl. m. hervorgebracht werden könne, da gab man allen dahin gehörigen Erſcheinungen, dem erſten Entdecker zu Ehren, den allgemeinen Namen: Galvanismus. Obgleich man aber jetzt mehrere Körper kennt, durch welche der Galvanismus erregt werden kann, ſo ſind doch die Metalle, und unter ihnen Zink, in Verbindung mit Kupfer, mit Gold, und vorzüglich mit Silber, die beſten Erreger oder Excitatoren des Galvanismus. Auch weiß man jetzt, daß deſſen Wirkungen ſich nicht bloß auf Fröſche, ſondern überhaupt auf alle kaltblütige Thiere, und ſelbſt auf warmblütige, abgenommene Glieder des menſchlichen Körpers nicht ausgenommen, ſich erſtrecken, daß aber die kaltblütigen nach dem Tode eine längere Erregbarkeit als die warmblütigen behalten. Körper, die eine große Reizbarkeit beſitzen, können ſogar galvaniſche Erſcheinungen zeigen, d. h. galvaniſirt werden, wenn man ſtatt zweier verſchiedener Metalle zwei gleichartige Metalle als Erreger anwendet, wenn ſie dann nur in Hinſicht der Form, Politur, Härte, Temperatur u. ſ. w. von einander verſchieden ſind. Aber nicht bloß in lebloſen, auch in lebenden Körpern bringt der Galvanismus eigenthümliche Wirkungen hervor. Wird eine wunde Stelle mit zwei verſchiedenartigen Metallen berührt, und werden beide Metalle auch unter ſich in Berührung gebracht, ſo empfindet man in dem Augenblick, wo dieſes geſchieht, einen unangenehmen ſtechenden Schmerz in der Wunde. Hält man ein Zinkſtäbchen oben auf die Zunge, ein ſilbernes Löffelchen unter die Zunge, und bringt beide Metalle vornher in Berührung, ſo empfindet man einen ſäuerlichen Geſchmack, den man ohne dieſe Berührung nicht empfindet. Läßt man dieſe Berührung Statt finden, indem man das ſilberne Löffelchen über, das Zinkſtäbchen unter die Zunge hält, ſo iſt der Geſchmack alkaliſcher, nämlich brennend oder ſtechend. Legt man das eine Metall an das obere Zahnfleiſch der rechten Seite, das andere an das linke obere Zahnfleiſch, ſo ſieht man in dem Augenblick, wo beide Metalle vornher ſich berühren, ein blitzähnliches Leuchten vor den Augen. Füllt man einen zinnernen Becher mit reinem Waſſer, und ſtellt ihn auf eine ſilberne Unterlage, berührt ſodann mit der Zungenſpitze das Waſſer, und zugleich mit wohlbefeuchteten Händen die ſilberne Unterlage, ſo empfindet man ebenfalls einen ſäuerlichen Geſchmack, der ohne dieſe gleichzeitigen Berührungen nicht empfunden wird. So weſentlich übrigens für den Galvanismus die Bedingung iſt, daß die beiden Erreger mit einander in Berührung kommen, ſo kann doch dieſe Berührung auch durch einen dritten Körper, z. B. durch einen Metalldraht, bewerkſtelligt werden. Ein ſolcher dritter Körper wird dann ein galvaniſcher Leiter, ein galvaniſcher Conduktor genannt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Metalle, Waſſer, angefeuchtete Körper, ſo wie überhaupt alle elektriſche Leiter, auch galvaniſche Leiter ſind, ſo wie dagegen Harze, Glas und andere elektriſche Nichtleiter, auch den Galvanismus nicht leiten. Wird der entblößte Nerv eines Froſchſchenkels mit einer Zinkplatte, und der entblößte Muskel mit einem Stück Blattſilber oder Staniol belegt, und zwiſchen beide Metalle eine leitende Verbindung angebracht, ſo erfolgen ſogleich Zuckungen. Werden aber beide Metalle durch einen elektriſchen Nichtleiter mit einander verbunden, ſo bleiben die Zuckungen völlig aus. Da die Wirkungen des Galvanismus ſehr ſchwach

ausfallen, oder auch gar nicht ſich einſtellen, wenn die beiden Erreger auf trockene Stellen eines thieriſchen Körpers angewandt werden, ſo ſcheint es überhaupt für die Erregung des Galvanismus ein weſentliches Erforderniß zu ſeyn, daß die beiden Erreger, in ſofern es feſte Erreger ſind, z. B. zwei verſchiedenartige Metalle, durch eine leitende Flüſſigkeit mit einander in Verbindung ſtehen. Eine ſolche Verbindung zweier Erreger mit einem Leiter wird eine galvaniſche Kette genannt. Stellt man eine Silber= oder Kupferplatte, und eine Zinkplatte ſo in ein Glas voll Waſſer, daß ſie ſich nur außer dem Waſſer berühren, ſo hat man eine galvaniſche Kette. Eine ſolche Kette entſteht auch, wenn man auf eine im Waſſer liegende Silbermünze eine Zinkplatte ſtellt, auch wenn man ein Stück Zink in ein ſilbernes mit Waſſer gefülltes Gefäß wirft. Statt des Gefäßes kann man auch eine Silber= oder Kupferplatte nur mit einem gleich großen Stück feuchter Pappe oder wollenes Tuch bedecken, und darauf eine Zinkplatte legen, was dann ebenfalls eine galvaniſche Kette giebt. Ein galvaniſche Kette, welche nur aus drei Leitern beſtehet, von welchen einer ein flüſſiger ſeyn muß, wenn die beiden andern feſte Leiter ſind, wird eine einfache galvaniſche Kette genannt, und dieſe heißt eine geſchloſſene, wenn die beiden Erreger durch einen Metalldraht oder ſonſt einen Leiter, z. B. durch Froſchſchenkel, welche vorzügliche Leiter für den Galvanismus ſind, in Verbindung geſetzt werden. Die in den Erregern durch die Berührung entſtehende galvaniſche Elektrizität, wird durch die leitende Verbindung der geſchloſſenen Kette entladen; allein ſo lange die zur Thätigkeit der Kette nothwendigen Bedingungen Statt finden, ladet ſie ſich auch ſogleich wieder von ſelbſt, und ſo entſtehet in einer ſolchen Kette ein Ueberſtrömen der Elektrizität von einem Metalle zum andern, und auch eben hierdurch werden auch jene galvaniſche Erſcheinungen erzeugt, von denen bis hierher die Rede war. Von welcher chemiſcher Wirkung ſchon eine einfache geſchloſſene galvaniſche Kette iſt, kann man aus folgendem Verſuch wahrnehmen: In ein gläſernes Gefäßchen lege man ein Stückchen Silber oder Kupfer, oder gieße ſo viel Queckſilber hinein, daß der Boden des Gefäßchens davon bedeckt werde, und fülle es mit verdünnter Salzſäure an. Hält man dann ein Zinkſtäbchen in die Säure, ſo entſtehet zwar eine Gasbildung, allein nur in geringer Menge, ſo lange der Zink außer Berührung mit dem Metalle auf dem Boden des Gefäßchens bleibt. So wie aber dieſe Berührung Statt findet, und die Kette geſchloſſen iſt, geht die Gasbildung, aus dem Zink ſowohl, als dem andern Metalle, ſehr lebhaft vor ſich. So wie man aber durch eine zweckmäßige Verbindung mehrerer Verſtärkungsflaſchen zu einer Batterie die Reibungs-Elektrizität ungemein verſtärken kann, ſo laſſen ſich auch die Wirkungen des Galvanismus, durch eine ſchickliche Verbindung mehrerer einfachen galvaniſchen Ketten, bewundernswürdig ſteigern. Dieſe Verſtärkung, die man nicht dem Zufall, ſondern Volta's Scharfſinn zu verdanken hat, und durch welche erſt der Galvanismus ein ſo wichtiger Gegenſtand der Naturforſchung geworden iſt, beſtehet in einer über einander geſchichteten Reihe von Zink= und Silberplatten, oder, was viel wohlfeiler, daher auch am gewöhnlichſten iſt, von Zink= und Kupferplatten, die aber ſo übereinander geſchichtet werden müſſen, daß allemal zwiſchen einem Plattenpaar und dem andern eine mit Waſſer oder einer Salzauflöſung befeuchtete Papp=, Tuch= oder Hutfilz=Platte, die etwas kleiner, als die Metallplatte iſt, zu liegen kommt. In der Uebereinanderſchichtung muß man übrigens einerlei Ordnung befolgen. Hat man mit Zink angefangen, ſo legt man auf die Zink= eine Kupferplatte, dann einen feuchten Leiter. Auf den feuchten Leiter kommt wieder eine Zinkplatte, auf dieſe wieder eine Kupferplatte, und auf dieſe abermals ein feuchter Leiter zu liegen, und ſo wird die Schichtung ſo lange fortgeſetzt, bis endlich mit der letzten

Digitized by Google

Platte, welche in dieſem Fall eine Kupferplatte ſeyn muß, aufgehört wird. Hat man aber mit einer Kupferplatte den Anfang gemacht, ſo muß die Schichtung folgende Ordnung behalten: Kupfer, Zink, Feuchtigkeit; Kupfer, Zink, Feuchtigkeit u. ſ. f. In dieſem Falle muß die letzte Platte, mit welcher aufgehört wird, eine Zinkplatte ſeyn. Eine ſolche Reihe übereinander geſchichteter einfacher galvaniſcher Ketten wird eine galvaniſche Batterie, eine zuſammengeſetzte galvaniſche Kette, eine Kettenkette, ihrem Erfinder zu Ehren eine Voltaiſche Säule genannt, Volta ſelbſt hat ihr den Namen Elektromotor beigelegt. Die beiden Platten, welche an den beiden Enden der Säule liegen, werden die Pole oder die Enden genannt, die eine der Zinkpol, das Zinkende, die andere der Kupfer- oder Silberpol, das Kupfer- oder Silberende; und da man durch Verſuche gefunden hat, daß von zwei Metallen, die eine galvaniſche Kette bilden, das leichter oxydirbare poſitiv, das minder oxydirbare negativ elektriſch wird, ſo nennt man auch das Zinkende den poſitiven, das Silber- oder Kupferende den negativen Pol der Säule. Jedes einzelne Plattenpaar aber wird ein Glied oder Element genannt. Werden die beiden Pole der Säule durch einen Leiter, etwa durch einen Draht, mit einander verbunden, ſo iſt die Säule geſchloſſen. Ein ſolcher Leitungsdraht, den man auch einen Poldraht nennt, wird durch Glasröhren gezogen, um ihn iſolirt halten zu können, und durch ein Häkchen geſteckt, welches an den beiden Platten, die das Zink- und Kupferende bilden, angebracht iſt, und dort hervorragt. Im Ganzen iſt beim Bau einer Säule mancherlei zu beobachten, was auf die Wirkſamkeit derſelben einen merklichen Einfluß hat. Nicht nur muß man ſie ſo ſchnell wie möglich auszubauen ſuchen, man muß auch ſorgfältig zu verhüten wiſſen, daß von der leitenden Feuchtigkeit nichts in ein einzelnes Element eindringe, alſo nichts zwiſchen die ſich unmittelbar berührenden Plattenpaare. Dringt Feuchtigkeit zwiſchen die zu einem Gliede gehörigen Platten ein, dann entſtehet eine Säule aus Zink, Feuchtigkeit, Kupfer; Feuchtigkeit, Zink, Feuchtigkeit, Kupfer u. ſ. w., wodurch die erſte Grundlage des Galvanismus, die Berührung der Metalle, geſtört wird. Sehr zweckmäßig iſt es daher, die einzelnen Platten paarweis, allemal eine Zink- und eine Kupferplatte, aneinander zu löthen. Indeſſen muß doch die Feuchtigkeit die ganze Oberfläche der Platte, auf welche ſie zu liegen kommt, wohl bedecken, mit keiner Unreinigkeit behaftet, und die Platten ſelbſt dürfen auch nicht im geringſten oxydirt ſeyn. Da reines Waſſer nur ein ſchlechter Leiter iſt, ſo bedient man ſich Salzwaſſers oder auch Waſſers mit Säuren vermiſcht, z. B. verdünnter Salpeterſäure, zum feuchten Leiter. In der Regel bauet man die Säule auf eine Unterlage von Glas, mithin ſo auf, daß ſie iſolirt iſt, zuweilen aber auch ſo, daß einer ihrer Pole mit dem Erdboden in Verbindung kommt. Obgleich die Wirkungen einer Säule zunehmen, aus jemehr Plattenpaare die Säule beſtehet, ſo hat doch eine zu hohe Säule auch ihre Nachtheile. Wird nämlich die Preſſung auf die untern Glieder zu ſtark, ſo wird nicht nur die Austrocknung der leitenden Feuchtigkeit, welche ein Element von dem andern trennt, befördert, und dadurch die Kraft der Säule zu ſchnell geſchwächt, ſondern es kann dann auch leicht Feuchtigkeit zwiſchen die Plattenpaare der einzelnen Elemente eindringen. Dieſes zu vermeiden, bauet man lieber zwei, drei oder mehrere Säulen einzeln in gleicher Ordnung auf, und verbindet ihre ungleichnamigen Pole mittelſt guter Leiter, indem man, wenn z. B. eine Säule mit Kupfer anfängt, einen Draht von dem Kupferende der einen, nach dem Zinkende der andern Säule führt. Da übrigens die lothrechte Stellung einer Säule keinen weſentlichen Einfluß auf deren Wirkſamkeit hat, ſo kann man ihr auch eine horizontale Lage geben. Dieſe Wahrnehmung hat

Digitized by Google

die Erfindung eigner Zellen- und Trogapparate veranlaßt, deren weſentliche Einrichtung darin beſtehet, daß die zuſammengelötheten Plattenpaare in die Höhlungen eines Trogs iſolirt neben einander geſetzt, und die Höhlungen ſelbſt mit der leitenden Feuchtigkeit ausgefüllt werden. Ein ſehr großer Apparat der Art befindet ſich zu London; er beſteht aus 2000 Plattenpaaren, jede Platte zu 36 Quadratzoll. Auch die polytechniſche Schule zu Paris beſitzt einen ſolchen Apparat, den ſie von dem ehemaligen Kaiſer Napoleon zum Geſchenk erhalten hat. Dieſer Apparat beſteht aus 600 viereckigen Plattenpaaren, jede über 120 Quadratzoll groß. — Mit einer Voltaiſchen Säule laſſen ſich eine Menge ſehr merkwürdiger Verſuche anſtellen, und ganz eigenthümliche Wirkungen des Galvanismus wahrnehmen. Eine ſolche Säule ſtellt gleichſam eine elektriſche Batterie von unermeßlicher Belegung dar, deren Ladung zwar ſchwach iſt, und in welcher die Elektrizität nur eine geringe Spannung hat, die aber eine ungeheure Menge elektriſcher Materie enthält, und ſich mit jedem Augenblick von Neuem ladet. Die auffallendſten Verſuche, welche man mit einer ſolchen Säule machen kann, ſind folgende: 1) Sind die Pole der Säule durch Metalldrähte geſchloſſen, ſo empfindet man in den Händen eine anhaltende zitternde Erſchütterung, wenn man mit jeder Hand einen Poldraht ergreift. Sind die Hände naß, beſonders mit Salzwaſſer wohl befeuchtet, ſo iſt die Erſchütterung noch viel ſtärker, weil die trockene Haut, beſonders bei kleinen Säulen, als Iſolator wirkt. Noch ſtärker wird die Erſchütterung, wenn man in jeder Hand eine feuchte Metallmaſſe, etwa einen ſilbernen Löffel, hält, und damit die Poldrähte berührt. Man kann auch dieſe Drähte in Gefäße mit Waſſer leiten, und mit beiden Händen das Waſſer berühren, wodurch ebenfalls eine Erſchütterung entſtehet. Auch kann man dieſe Erſchütterung durch andere Theile des Körpers leiten, ſo wie durch eine Reihe mehrerer Menſchen. 2) Hält man den Verbindungsdraht des Zinkpols in einer Hand, und berührt den Kupferpol mit der Zungenſpitze, ſo empfindet man einen alkaliſch brennenden, im umgekehrten Falle aber einen ſauren Geſchmack. Man empfindet ſogar ſchon dieſen oder jenen Geſchmack, wenn man den einen Pol nur mit irgend einem Theile des Kopfes in Berührung bringt. Indeſſen iſt die Wirkung einer Säule zur Erregung des Geſchmacks etwas zu heftig. Die blitzähnliche Erſcheinung vor den Augen bewirkt man, wenn man über und unter dem Auge eine Stelle befeuchtet, und ſie mit den Poldrähten berührt. 3) Wird ein Säule durch feuchte musculöſe thieriſche Theile, z. B. durch Froſchſchenkel geſchloſſen, ſo gerathen dieſe in heftige Zuckungen. 4) Wird an den einen Pol ein Eiſendraht gehängt, und mit deſſen andern Ende der andere Pol berührt, ſo zeigt ſich ein elektriſcher Funke, der Knallluft zu entzünden vermag, aber nur eine kleine Schlagweite hat. Wird das eine Drahtende mit Goldſchaum umwickelt, ſo iſt die Erſcheinung des Funkens um ſo gewiſſer, und an der Stelle, wo das Fünkchen den Goldſchaum trifft, verzehrt es ihn auch. Mittelſt dieſer Fünkchen kann man dann leicht entzündliche Körper, z. B. Phosphor, feine Metallplättchen, Schwefel u. ſ. w. entflammen. 5) Wird die äußere Belegung einer Verſtärkungsflaſche, oder auch einer Batterie, mit dem einen Poldraht, und die innere Belegung derſelben mit dem andern Poldraht in Verbindung geſetzt, ſo wird die Flaſche oder Batterie augenblicklich geladen, allein die Ladung iſt immer nur ſchwach. Doch kann man mittelſt eines Elektrometers wahrnehmen, daß die Belegung, welche mit dem Zinkpole verbunden iſt, poſitive, die mit dem Kupferpole negative Elektrizität hat. Wird an jeden Poldraht ein ſehr feiner Metalldraht gehängt, ſo ziehen ſich beide Drähte einander an, und bleiben zuſammen, wenn ſie ſich berühren. Hängt man aber zwei feine Metalldrähtchen an einen einzigen Pol, ſo gehen ſie auseinander. Verbindet man den Draht des einen Pols leitend mit dem Erdboden, den des

Digitized by Google

andern Pols mit einem Elektrometer, ſo gehen die elektroſkopiſchen Körperchen ebenfalls aus einander. Sowohl hierdurch, als auch durch die Ladung kleiner Condenſatoren, und die Zeichnung Lichtenbergiſcher Figuren, hat man ſich ebenfalls überzeugt, daß am Zinkpol poſitive, am Kupferpol negative Elektrizität ausſtröme. Die Verſuche ſind aber von eigner Schwierigkeit, und gelingen nicht Jedem, und nicht immer. 6) Höchſt merkwürdig iſt der Verſuch über die Zerſetzung des Waſſers. Um dieſen Verſuch anzuſtellen, füllt man eine Glasröhre mit reinem deſtillirten Waſſer, und verſchließt deren beiden Enden mit Korkſtöpſeln. Wird nun durch jeden Stöpſel ein Platin, oder Golddraht in das Waſſer geführt, ſo daß die beiden Drähte im Waſſer ein wenig von einander entfernt bleiben, und dann das äußere Ende des einen Drahts an den Draht des Zinkpols, das äußere Ende des andern Drahts an den des Kupferpols gehängt, ſo entbindet ſich aus beiden Gas. Dieſes Gas läßt ſich auffangen, wozu man mehrererlei Vorrichtungen hat. Man kann ſich unter andern hierzu eines trichterförmigen Gefäßes bedienen. Die untere Mündung des Gefäßes wird mit einem Siegellack überzogenen Korkſtöpſel verſchloſſen, das Gefäß mit Waſſer gefüllt, und durch den Stöpſel zwei Platin = oder Golddrähte, die einige Linien weit von einander abſtehen, hineingeführt. Ueber jeden Draht wird dann eine kleine mit Waſſer gefüllte Glasröhre geſtürzt, und dann das eine Drahtende an den Zinkpoldraht, das andere an den Kupferpoldraht gehängt. Die Gasbläschen jeden Drahts ſteigen dann in die darüber geſtürzten Röhre hinauf. Deren Unterſuchung hat gezeigt, daß vom Zinkpole Sauerſtoffgas, vom Kupferpole Waſſerſtoffgas aufſteigt. Sind aber beide Drähte aus einem Metall, welches leicht oxydirt, oder auch aus Silber, ſo ſteigt aus dem Draht, welcher mit dem Zinkpole in Verbindung iſt, kein Sauerſtoffgas auf, ſondern der Draht wird oxydirt. Aus dem Draht, welcher mit dem Kupferpole verbunden iſt, entbindet ſich aber Waſſerſtoffgas. Das Waſſer iſt demnach hier, wie bei dem Lavoiſier'ſchen Verſuche, in ſeine beiden Beſtandtheile zerlegt worden. Dieſer Erſcheinungen wegen pflegt man auch den Zinkpol den O x y g e n p o l, den Kupferpol den H y d r o g e n p o l zu nennen. Ritter leitete auch aus dieſem merkwürdigen Verſuch, welcher zu der Frage veranlaßt: was aus dem Sauerſtoff am Kupferpol und aus dem Waſſerſtoff am Zinkpol, der vor der Zerſezzung mit dem Gas verbunden war, das bei der Zerſetzung entweicht, geworden iſt? überhaupt einen Einwurf gegen die Zerlegung des Waſſers ab. Er hielt darum auch das Waſſer für unzerlegbar, und war der Meinung, daß es bloß durch die Verbindung mit poſitiver Elektrizität Sauerſtoffgas, mit negativer aber Waſſerſtoffgas bilde. 7) Die chemiſche Wirkung der Voltaiſchen Säule iſt aber nicht bloß auf die Zerlegung des Waſſers beſchränkt; man hat vielmehr in neuerer Zeit Mittel gefunden, eine Menge anderer Zerſezzungen durch ſie zu bewirken. Dahin gehört, außer den Zerſetzungen der Salze und der Säuren, auch die Zerſetzung der Alkalien und Erden, die man ſonſt für einfache Stoffe gehalten hat, und überhaupt hat man die zerſetzende Kraft einer ſolchen Säule ſo ſtark gefunden, daß man im Stande war, ſogar aus dem Glaſe das Kali damit zu entbinden. Manche Naturforſcher ſind daher der Meinung, daß die chemiſche Verwandtſchaft der Stoffe eigentlich nichts anders ſey, als eine elektriſche Anziehung, und ſchon Ritter behauptete, daß Chemismus und Galvanismus einerlei ſey; Davy und Berzelius haben aber durch ſehr viele merkwürdige Verſuche dieſer ſogenannten E l e k t r o c h e m i e ganz beſondern Eingang verſchafft. Sogar in der Säule ſelbſt erfolgt in den feuchten Tuchſcheiben nicht nur eine Zerſetzung des Waſſers, ſondern auch, wenn dieſe Scheiben mit Salzwaſſer getränkt ſind, eine Zerſetzung der Salze, wodurch auch die Metallplatten, zwiſchen welchen dieſe Scheiben liegen, oxydirt, und daher öfters gereinigt werden müſſen. Zu den neueſten

Digitized by Google

Beobachtungen, welche man über die verſchiedenen Wirkungen einer Voltaiſchen Säule angeſtellt hat, gehört übrigens auch die, daß es bei manchen Wirkungen auf die Menge der Elemente ankommt, aus welcher die Säule beſtehet, daß es aber auch andere giebt, die mehr von der Breite der Plattenpaare, als von deren Menge abhängen. So hat man unter andern durch Verſuche gefunden, daß die Wirkungen des Galvanismus auf den thieriſchen Körper weit weniger von der Breite der Platten, als von deren Menge abhängt, daß hingegen die chemiſche Wirkſamkeit einer Säule, ſo wie die Stärke ihrer Funken, weit mehr nach der Breite, als nach der Menge der Platten ſich richte. Mit Platten von einem Durchmeſſer, wie der Londoner und Pariſer Apparat ſie hat, laſſen ſich alle jene erſtaunungswürdige chemiſche Verſuche ausführen, die vorhin erwähnt wurden, und alle Metalle, die edlen nicht ausgenommen, die man in dünnen Blättchen mit den Polen einer ſolchen Säule in gehörige Verbindung bringt, werden oxydirt, und brennen mit ſchönen Lichterſcheinungen. Vorzüglich ſchön ſind ſie aber bei der Entzündung einer Kohle. So groß und wunderbar aber auch die Wirkungen einer Voltaiſchen Säule ſind, ſo findet doch immer bei allen der unangenehme Umſtand Statt, daß durch den feuchten Leiter die Metallplatten bald oxydiren, was die Wirkſamkeit der Säule aufhebt. Man iſt dann genöthiget, die Säule aus einander zu nehmen, und die Platten, ehe man ſie wieder gebrauchen kann, erſt mühſam zu reinigen. Viele Phyſiker haben daher ſich bemühet, Säulen ohne feuchte Leiter zu konſtruiren. Eine ſolche Säule, welche eine trockene oder elektriſche Säule genannt wird, beſtehet aus zwei verſchiedenartigen metall. Erregern, die, wie bei der Voltaiſchen Säule, Paarweis übereinander geſchichtet werden, und aus einem trocknen Halbleiter oder auch wohl Nichtleiter, welcher zwiſchen die einzelnen Paare angebracht wird. Obgleich nun eine ſolche trockene Säule nur geringe chemiſche Wirkungen äußert, ſo laſſen ſich manche mechaniſche Wirkungen der Elektrizität, z. B. die elektriſche Anziehung und Abſtoßung, in bedeutender Stärke daran wahrnehmen, und zu allerlei Zwecken benutzen. Eine höchſt einfache trockene Säule kann man ſchon aus übereinander geſchichteten Scheiben von unechtem Gold- und Silberpapier erhalten. Die Scheiben werden dann Paarweis zuſammen geleimt, das Goldpapier vertritt die Stelle des Kupfers, das Silberpapier jene des Zinks, und das Papier ſelbſt die des Leiters, zu deſſen Behuf die Rückſeite des Papiers noch mit einer ſchicklichen Subſtanz eingetrieben wird. Dergleichen Säulen hat Zamboni konſtruirt. De Luc baute Säulen aus Goldpapier und verzinntem Eiſendraht; Jäger, Bohnenberger, Behrens, Biot haben ſie wieder auf andere Art zuſammengeſetzt, und allerlei Verſuche damit angeſtellt. Zamboni hat die elektriſche Anziehung und Abſtoßung ſeiner trocknen Säule zu einer Art Perpetuum mobile benutzt. So zahlreich übrigens auch die Thatſachen ſind, die man bis jetzt von dem Galvanismus kennen gelernt hat, ſo iſt doch die ganze Theorie der Voltaiſchen Säule keineswegs ſo weit gediehen, daß man den Zuſammenhang dieſer Thatſachen genau nachzuweiſen im Stande wäre. Alles, was ſich darüber im Allgemeinen ſagen läßt, beſteht darin, daß es eine Thatſache iſt, daß zwei verſchiedene Metalle, die ſich berühren, beſonders Kupfer und Zink, elektriſch werden, und daß in jenem die negative, in dieſem die poſitive Elektrizität frei werde. Durch den feuchten Leiter entſtehen dann wahrſcheinlich elektriſche Strömungen ſo, daß die poſitive Elektrizität am Zink-, die negative am Kupferpol ſich anhäufen müſſe. Ob jedoch in der That die Vorausſetzung, daß die Grundurſache des Galvanismus keine andere als Elektrizität ſey, oder ob nicht vielmehr der chemiſche Prozeß, der hauptſächlich ein Oxydationsprozeß iſt, die Hauptrolle dabei ſpiele, iſt noch nicht völlig entſchieden, obgleich die mehrſten Phyſiker von jener Vorausſetzung ausgehen, wenn von

Digitized by Google

einer Theorie der Säule die Rede iſt. Die franzöſiſchen Naturforſcher geben in neuern Zeiten dem Galvanismus den Namen: „Electricité développée par le contact," welcher, da ſie den erſten Grund der Erſcheinung angiebt, ſehr bezeichnend iſt.

Galvanismus (medicinische Anwendung des). Es iſt dieſes eine Erfindung der neuern Zeit, und gehört urſprünglich dem Aloiſia Galvani, Profeſſor der Medicin zu Bologna, der dieſe Naturkraft im Jahre 1791, zufällig bei Zergliederung eines Froſches, entdeckte. Der bei dem ſogenannten Galvaniſiren anzuwendende Apparat beſteht gewöhnlich aus einer Säule von Zink- und Kupferplatten, mit dazwiſchen gelegten, von irgend einer Säure oder Salzauflöſung getränkten Pappenſcheiben, mit der man den Kranken, mittelſt metalliſcher Ketten in Verbindung ſetzt. Es giebt ein großes Heer von Krankheiten, ſowohl allgemeine als örtliche, wo ſich dieſes Verfahren ſchon wirkſam bewieſen hat, z. B. beim Scheintode, bei allgemeinen Nervenübeln, bei Lähmungen, bei Geſichtsſchwäche, dem ſchwarzen Staar, bei Taubheit, bei Rheumatismus und Gicht, bei Stimmloſigkeit, ſelbſt im Blaſenſtein hat man den Galvanismus mit Nutzen angewandt; wie der franzöſiſche Arzt Desmortier verſichert, welcher einen Stein dieſer Art, durch Einwirkung der galvaniſchen Elektricität, in 14 Stunden aufgelößt haben will.

Gama (Vasquez da), der als Entdecker des Seeweges nach Oſtindien eine weltgeſchichtliche Berühmtheit erlangt hat, war der Sprößling eines altadeligen Geſchlechtes, und wurde zu Sines, einer kleinen portugieſiſchen Seeſtadt, geboren. Als der Zögling Heinrichs, des kühnen Seefahrers, dem Portugal ſeine höchſte Blüthe verdankte, König Emanuel der Große, den Thron beſtiegen hatte, übernahm er mit dem Erbe der Herrſchaft auch die von ſeinem Vorfahren Johann dem Zweiten eifrig betriebene Ausführung des kühnen Gedankens, zu den Reichthümern des alten Indiens auf dem Wege zu gelangen, den Bartholomäus Diaz 1486 ſchon durch die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung eröffnet hatte. Freilich erforderte dieſes einen mit ausgebreiteten Kenntniſſen und hohem Muthe ausgeſtatteten Mann; allein Portugals vieljährige Anſtrengungen in der Nautik ließen mit Recht auch zu dieſem Unternehmen den kühnen Seehelden hoffen, den Emanuel deßhalb bereits ſeit zwei Jahren ſuchte. Vasquez da Gama, ein Mann von hohem Muthe und ſeltener Seekunde, der dem Reiche in dieſem Fache bereits große Dienſte geleiſtet hatte, ward hierzu vom König gewählt. Emanuel übergab ihm feierlich die Kreuzesfahne, und mit 3 kleinen Schiffen, dem St. Gabriel (Admiralſchiff, welches Gama beſtieg), St. Raphael (von ſeinem Bruder Paul befehligt) und Verrio (unter Nik. Coelho's Befehl), denen eine große Barke als Proviantſchiff folgte, die zuſammen nur mit 160 Soldaten und Matroſen bemannt waren, ging er am 9. Juli 1497 unter Segel. Der Anfang der Reiſe ſchien keinen glücklichen Ausgang zu verkünden, da ein heftiger Sturm gegen den Wendekreis unweit Rio del Oro den Admiral von der übrigen Flotte 8 Tage lang trennte, bis alle Schiffe am grünen Vorgebirge wieder zuſammen kamen. Indeß war es noch leichter, die entſetzlichen Stürme zu ertragen, als die Verzweiflung und die Meutereien des Schiffsvolks, das den tollkühnen Urheber und Verlängerer ſeiner Todesangſt mehr als Einmal über Bord zu werfen, im Begriffe ſtand. Aber mit der Ruhe und Standhaftigkeit eines Columbus überwand er alle Gefahren; er erreichte nach einem 4monatlichen Kampfe am 20. November das Vorgebirge der guten Hoffnung, und lenkte glücklich nach Oſten herum. Am 15. Januar 1498 kamen ſie zum Cabo de Correntes, und bald darauf zur Mündung des Cuma. Gama ward hier freundſchaftlich empfangen, nahm einige Erfriſchungen ein, und beſſerte die Fahrzeuge aus. Am 24. verließen ſie dieſe guten Neger, und

Digitized by Google

lieſen am 1. März in den Hafen von Mozambik ein, wo ſie in große Gefahr geriethen. Zwar nahm ſie der daſige Herrſcher anfangs ſehr freundſchaftlich auf, ließ ſich ſogar von dem Admiral bei einem Beſuche am Schiffe bewirthen; allein kaum hatte man entdeckt, daß ſie Chriſten waren, ſo ſuchte man das geſammte Geſchwader zu vernichten. Durch Gama's Klugheit entzogen ſie ſich der Gefahr, und ſegelten glücklich nach Mombaza, wo ihrer gleiche Gefahren harrten. Sie entgingen indeſſen den verrätheriſchen Mauren, und gelangten bald zur Stadt Melinde, die ſie auf's Freundſchaftlichſte aufnahm. Der daſige König verſprach dem Gama ſogar, mit den rückkehrenden Schiffen eine Geſandtſchaft an den König Emanuel anzuordnen, und gab ihm einen ſehr geſchickten Piloten, Namens Kanaka aus Guzerate als Begleiter, mit welchem er am 21. April dem ſchönen Ziele ſeines großen Unternehmens entgegen fuhr. Er durchkreuzte das weite, ſo rauhe und gefahrvolle, mit Inſeln und Bänken beſetzte Meer von 700 Meilen, und Kanaka führte die Flotte ſo geſchickt, daß er bereits am 20. Mai dem Admiral die Gebirge hinter Calkutta ankündigen konnte. Dies ward dann am Bord mit einem großen Gaſtmahle gefeiert. Gama ankerte darauf ſofort auf Malabars Küſte, 2 Meilen ſüdlich von Calkutta, wo der mächtige Beherrſcher des Landes, Zamorin, d. i. König der Könige, genannt, reſidirte. — So war alſo das viel geprieſene, nie geſehene, wirkliche Indien, ein würdiges Ziel des kühnen Männermuthes! gefunden. Aber Alles, was die Portugieſen hier ſahen, überzeugte ſie, daß hier mit ihren 4 Schiffen keine Eroberung zu machen, und mit den Schellen- und Glaskorallen, die ſie bei ſich hatten, kein Handel anzufangen ſey. Dieſe Oſtindier lebten in einem blühenden Wohlſtande, hatten eine große Stadt, Manufakturen, Handel, Ackerbau, und einen König, der an Pracht und Aufwand europäiſcher Könige nichts nachgab. Ein tuneſiſcher Kaufmann, Namens Monzaide, der ſich des Handels wegen in Calkutta aufhielt, und der ſpaniſchen Sprache mächtig war, freute ſich, auf eine ſo unvermuthete Art Europäer hier zu finden, und verſicherte ſie ſeiner Theilnahme und Freundſchaft. Gama ließ ſich durch ihn dem Zamorin anmelden. Monzaide eröffnete dem Monarchen, die Fremdlinge gehörten zu einer tapfern und mächtigen Nation des fernen Abendlandes, die ein Freundſchafts- und Handelsbündniß mit ihm ſchließen wollte. Gama erhielt daher die feierliche Einladung zur Audienz beim Zamorin, der ihn, von glänzender Pracht umſtrahlt, ſehr freundlich empfing, und das Schreiben des Königs Emanuel mit hochachtungsvollen Ausdrücken aus Gama's Hand nahm. Dieſe günſtige Aufnahme erregte bei den in dieſem Lande ſich niedergelaſſenen muhamedaniſchen Kaufleuten große Beſorgniſſe, da ſie in den Europäern gefährliche Störer ihres Handels zu finden glaubten. Sie wußten dem Monarchen unter andern vorzuſtellen, die Fremdlinge wären Seeräuber, und ſuchten ſich ſeiner Länder durch Hinterliſt zu bemächtigen. Indeſſen wußte ſich Gama bei der zweiten Audienz beim Zamorin mit ſolcher Würde und Feſtigkeit zu rechtfertigen, daß dieſer ſein Verdacht ſchien zurücknehmen zu wollen, und ihm ſogar verſprach, ein Antwortsſchreiben an den König Emanuel ausfertigen zu laſſen. Aber Gama's im Finſtern brütende Feinde ſchmiedeten einen neuen Anſchlag, und nahmen 7 Portugieſen in Haft; dagegen griff Gama die Fiſcherkähne der Indianer feindlich an, und nahm ihrer 20 gefangen, dabei drohte er mit ihnen abzureiſen: da ſchickte der Zamorin die Gefangenen zurück, entſchuldigte die Nachſtellungen, welche die Portugieſen von ſeinen Unterthanen erfahren hatten, und ſandte ihm das Schreiben, welches er ſeinem Monarchen überreichen ſollte. Gama ſegelte jetzt zu den Lakediven, beſſerte dort ſeine Schiffe aus, durchkreuzte ſodann das indiſche Meer, beſuchte wieder den König von Melinde, und gelangte auf der Inſel Zanguebar an der Oſtküſte von Afrika an. Hier ließ er, da ſeine Mannſchaft ſich bis

Digitized by Google

auf 55 vermindert hatte, das größte ſeiner Schiffe verbrennen, und eilte dem Mutterlande zu. Bei dieſer Heimkehr verlor er auf Terceira ſeinen Bruder Paul durch den Tod, erreichte aber den 14. September 1499 glücklich Liſſabon, nachdem er die längſte und ſchwierigſte Seereiſe ſeit der Erfindung der Schifffahrt gemacht hatte. Der hocherfreute König ließ ihn durch die angeſehenſten Hofleute begrüßen, und als Gama darauf ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt hielt, wurden ihm zu Ehren allerlei öffentliche Feſtlichkeiten gefeiert. Der König ertheilte allen Gefährten des kühnen Seefahrers würdige Belohnungen, und Gama ſelber erhielt den Ehrentitel Don, ein neues Familienwappen, nebſt einem Jahrgehalte von 3000 Dukaten, und die Erlaubniß, bei jeder Reiſe nach Indien 200.000 Cruſados auf eignen Gewinn einzulegen. Der Erfolg dieſes Unternehmens war ſo glücklich und vielverſprechend, daß in Kurzem ſchon eine neue Flotte von 13 Schiffen unter den Befehlen des klugen und muthigen Admirals P. A. Cabral nach Indien auslief. Es wurden Bündniſſe und Handelsverträge mit verſchiedenen indiſchen Fürſten abgeſchloſſen, und Cabrals Flotte kam, ſo wie eine kleinere unter J. Coelho mit reichen Waarenladungen nach Portugal zurück. Indeſſen da Cabral von dem Beherrſcher Calkutta's, dem ſtolzen Zamorin, war feindlich behandelt worden, und er auch theils deſſen Macht, nebſt dem Einfluß der dort handelnden Muhamedaner ſo bedeutend gefunden hatte, daß der König Emanuel entweder den indiſchen Handel ganz aufgeben, oder eine Macht hinſchicken mußte, die den Zamorin mit ſammt ſeinen Muhamedanern Troß bieten könnte; ſo wählte der Monarch das Letztere. Im März 1502 ward der wackere Gama unter dem Titel eines „Admirals der öſtlichen Meere" mit 20 Schiffen ausgeſandt, mit denen er ſich und dem portugieſiſchen Namen bald die nöthige Achtung verſchaffte. Zuerſt bewirkte er die Einwilligung des Oberhauptes von Mozambik zur dortigen Errichtung einer portugieſiſchen Faktorei, ſodann ward der König von Quiola, der vorhin die Portugieſen feindlich behandelt hatte, zum Tribut gezwungen; auch eroberte Gama ein reiches, nach Mekka beſtimmtes Schiff. Nach ſeiner glücklichen Ankunft auf Malabar ſuchte er das von Cabral mit dem König von Canor errichtete Bündniß noch mehr zu befeſtigen, in gleicher Abſicht ging er nach Cochin, und rüſtete ſich hier zu einem Angriff auf das ſtolze Calkutta. Kaum zeigte ſich die Flotte, ſo machte Zamorin von Neuem trügeriſche Anträge, welche aber Gama glücklich noch entdeckte. Jetzt beſchoß er Calkutta einen ganzen Tag lang; die Kugeln ſeines Geſchützes verbreiteten Schrecken und Verwüſtung in der Stadt; er ließ zugleich eine Anzahl gefangener Araber an die Segelſtangen aufhängen, und ſchickte darauf die abgeſchnittenen Köpfe, Hände und Füße derſelben dem König. Als er dieſe Rache genommen, beſuchte er mit ſeiner Flotte den verbündeten König von Cochin, und während er hier mit Waarenladungen beſchäftigt war, verſuchte der Zamorin von Calkutta noch ein Mal, den Gama mit ſeiner Flotte zu vernichten. Ein Bramine erſchien vor dem Admiral, und wußte ihn zu überreden, indem er ihm zum Unterpfand ſeinen Sohn und ſeinen Neffen übergab, nach Calkutta zu ſegeln, und dort ein Freundſchafts- und Handelsbündniß, mit dem Zamorin zu errichten. Gama, an der Aufrichtigkeit dieſes Braminen nicht zweifelnd, ſegelte mit einem Theile ſeiner Flotte nach Calkutta, wo der Bramine ans Land ſtieg, um dem Zamorin ſeine Ankunft zu melden; um keinen Argwohn des Verraths in Gama zu erregen, kam er mehrere Male mit Vorſchlägen und Antworten des Zamorin an den Admiral zurück. Eines Tages aber ſah er ſein Schiff plötzlich von 100 wohlbewaffneten Fahrzeugen und Brandern umgeben; ſeine Geiſtesgegenwart rettete ihn; er ließ ſchnell die Ankertaue kappen, machte ſich von den Brandſchiffen los, und, durch das eben zurückgekommene Geſchwader unter Sodre's Befehl verſtärkt, machte er einen Angriff auf die Feinde, welche

Digitized by Google

ſich mit großem Verluſte zurückziehen mußten. Die von dem Braminen zurückgelaſſenen Geißeln wurden aufgeknüpft, und dann die Leichen in einer Barke an den Zamorin geſandt, als Geſchenk für die Liſt ſeines Boten. Jetzt gingen die Bemühungen des Zamorin dahin, den mit den Portugieſen befreundeten König von Cochin, wohin Gama zurückgeſegelt war, auf ſeine Seite zu ziehen; und da dieſer redliche Fürſt den Portugieſen getreu blieb, ſandte er aus Rache eine ſtarke Flotte, aus 100 dortigen Fahrzeugen beſtehend, gegen dieſen und Gama, um beide zu vernichten. Allein der Uebermacht des Feindes ungeachtet, ſchlug Gama die Seemacht des Zamorin gänzlich, zerſtörte die größte Anzahl ſeiner Schiffe, machte die Mannſchaft nieder, und erbeutete unter vielen andern Schätzen ein goldenes Bild eines hindoſtaniſchen Götzen, 30 Pfund ſchwer, und reich mit koſtbaren Steinen beſetzt. Gama hatte nunmehr Comptoire auf der Küſte errichtet, und da er den Admiral Sodre zu ihrem Schutze zurückließ, ſo eilte er glorreich mit ſeinen reichbeladenen Schiffen nach Liſſabon zurück, wo er am 1. Sept. 1503 ankam. Sein König empfing ihn auf's Ehrenvollſte, erhob ihn zum Grafen von Vidigueira, und zum Admiral der indiſchen Meere. Die beiden großen Seehelden und Eroberer, würdige Mitgenoſſen Gama's, Franz von Almeida und Alphons von Albuquerque, befeſtigten indeſſen Portugals Macht in Indien immer mehr, und die Anſiedelungen der Portugieſen reichten in einem Zeitraume von 20 Jahren ſchon vom perſiſchen Meerbuſen bis zu den molukkiſchen Inſeln. 1521 wurde Gama vom Nachfolger Emanuels, Johann III., zum Vicekönig über alle dieſe Beſitzungen erhoben. Mit einer Flotte von 14 Schiffen ſegelte er nach dem Lande ſeines Ruhmes, wo er nach einer nicht ganz glücklichen Fahrt im Monat September ankam. Er beſuchte gleich mehrere Anſiedelungen, traf kräftige Maßregeln zu dem Aufblühen und zur Erhaltung des Anſehens der portugiſiſchen Waffen; aber mitten unter den Siegen, welche ſeine Geſchwader erfochten, und dem glorreichſten Ruhme, der ihn umſtrahlte, erlag der raſtlos thätige Vicekönig plötzlich den Schwächen des Alters, und ſtarb zu Goa am 24. Dez. 1524. Gama war kühn in allen Unternehmungen; daher eben ſo klug, als beherzt. Bei einem Erdbeben an der Küſte von Campon, wodurch die Schiffe zum großen Schrecken Aller aneinander ſtießen, erhob er ihren Muth durch den Ausruf: „beherzt, meine Freunde, das Meer zittert vor Furcht, weil ihr euch darauf befindet.“ Zugleich war er gerecht, und beſaß die wahre Auszeichnung eines ausgezeichneten Mannes: Beharrlichkeit in widrigen, harten Unfällen. Von Perſon war er unterſetzt, und feurig von Geſicht. Es iſt zu bedauern, daß nähere Lebensumſtände eines Mannes, der gleichſam eine neue Welt und einen neuen Handel ſchuf, nicht genauer bekannt ſind. Schriftlich hat dieſer große Mann Folgendes hinterlaſſen: Navigatione del capo di bona speranza. Seine Söhne, Don Stephan und Don Chriſtoph von Gama, haben gleichfalls die Würde eines Vicekönigs von Indien bekleidet, und ſich in der Geſchichte berühmt gemacht.

Gambacorti (Andreas), Häuptling der Republik Piſa von 1348 — 1354, führte den Titel Generalkapitän, und bemühte ſich, die Streitigkeiten zwiſchen Guelfen und Ghibellinen beizulegen. Bei ſeinem Tode folgte ihm Franz Gambacorti, den aber Kaiſer Carl IV. den 21. Mai 1355 mit allen Gliedern ſeiner Familie gefangen nehmen, und unter dem Vorgeben einer Verſchwörung den 26. Mai hinrichten ließ. Nach 14jähriger Verbannung, welche die meiſten Glieder dieſer Familie traf, kehrte Pietro Gambacorti, von ſeinen Mitbürgern zurückberufen, nach Piſa zurück den 24. Jan. 1369) und wurde mit vielen Ehrenbezeugungen daſelbſt empfangen. An die Spitze der Regierung geſtellt, legte er den Schwur ab, alle, ſeiner Familie zugethane Beleidigungen zu vergeſſen, und hielt denſelben treulich. Von Neuem blühte die Republik Piſa auf, und behauptete

Digitized by Google

ihre Selbſtſtändigkeit auch gegen den Kaiſer. Seine Weisheit, Mäßigung und Beſcheidenheit erwarben ihm die allgemeine Liebe ſeiner Mitbürger; aber ſeine Verwandten, die zum Beſitz der höchſten Aemter und Würden durch ihn gekommen waren, ahmten ſein Beiſpiel keineswegs nach, und wurden daher dem Volke verhaßt. Jakob von Appiano, dieſe mißgünſtige Stimmung benutzend, verſchwor ſich gegen ſeinen Freund Pietro Gambacorti, ermordete ihn den 21. Okt. 1492, und vergiftete ſeine beiden Söhne. Jakob von Appiano wurde hierauf Generalkapitän und Oberherr von Piſa. Giovanni Gambacorti, ein Neffe Pietro's, wurde verbannt, und erregte aus ſeinem Exil gegen Jakob Appiano und dann gegen die Herzoge von Mailand, die ſich darauf der Herrſchaft von Piſa bemächtigt hatten, mehrere Feinde, durch die er auch 1503 das Ende der mailändiſchen Herrſchaft bewirkte. Nach Piſa zurückberufen, erhielt er die Oberherrſchaft daſelbſt, verkaufte ſie aber an die Florentiner und führte ſo den Sturz ſeines Vaterlandes herbei.

Gambara (Veronika), eine der ausgezeichnetſten italieniſchen Dichterinnen ihres Jahrhunderts, die Tochter des Grafen J. Fr. Gambara ward 1509 mit Gibert X., Herrn von Correggio, vermählt, den ſie mehrere Jahre überlebte. Nach ſeinem Tode widmete ſie ſich ganz der Erziehung ihrer beiden Söhne, Hippolytus und Hieronymus, wovon der Letztere nachher Cardinal wurde. Aus Neigung ſowohl, als auf Ermunterung von Peter Bembo, verwandte ſie in ihrer Jugend einen Theil ihrer Mußeſtunden auf Dichtungsverſuche, und dieſe blieben auch nachher unter allen Abwechſelungen ihres Lebens ihr Zeitvertreib. 1528 zog ſie von Correggio nach Bologna mit ihrem Bruder Ubert, den Papſt Clemens VII. zum Statthalter daſelbſt ernannt hatte. Hier errichtete ſie in ihrem Hauſe eine Art Akademie, die von Bembo, Molza und andern berühmten Gelehrten fleißig beſucht wurde. Späterhin wohnte ſie wieder in Correggio, wo ihr die Ehre wiederfuhr, vom Kaiſer Carl V. beſucht zu werden. Von ganz Italien bewundert, ſtarb ſie 1550 im 66. Jahre ihres Lebens. Ihre Schriften erreichen die ihrer Freundin V. Colonna (ſ. d. A.) an Schmuck u. Vollendung nicht, zeichnen ſich aber durch Anmuth, lebendige Darſtellung und zarte Geſinnungen vorzüglich aus. Ihr Leben hat R. Corſo beſchrieben u. zu Ankona 1556 herausgegeben; noch vollſtändiger D. B. C. Zamboni vor ſeiner Ausgabe ihrer ſämmtlichen Werke, Brescia 1759, welche auch ihre Briefe enthält, die wegen ihres natürlichen und fließenden Styls gerühmt werden.

Gambe, ein veraltetes Bogeninſtrument, welches ſich aber bloß zum Solovortrag eignete. Die Noten für dieſes Inſtrument wurden auf einem Syſtem von ſechs Linien vorgeſtellt. Man hat den Ton dieſes Inſtruments auch bei der Orgel nachgeahmt, und unter dem Namen deſſelben eine angenehme Orgelſtimme erfunden, welche allgemein gebraucht wird, und von angenehmer Wirkung iſt.

Gandersheim, eine Stadt im Harzdiſtrikt des Herzogthums Braunſchweig, an der Gande, mit 1881 Einw., einem Schloß, 2 Kirchen, Hoſpital, Stiftsſchule, Gartenbau, Eiſen- und Stahlfabriken. Sie war ſonſt der Sitz einer gefürſteten reichsunmittelbaren Frauenabtei, deren Aebtiſſin immer aus dem braunſchw. Hauſe gewählt wurde. Zu dem Stifte gehörten in der Stadt ein weitläuftiges Gebäude mit einer ſchönen Kirche, reichem Archiv, Bibliothek, Bildergallerie ꝛc., drei benachbarte Dörfer, Waldungen und einzelne Beſitzungen, ſelbſt jenſeit des Rheins im Trieriſchen, die ungefähr 20.000 Thlr. jährliche Einkünfte gaben. 1802 erhielt der Herzog von Braunſchweig, der ſchon vorher Schutzherr war, dieſes Land.

Digitized by Google

Ganerben (von dem altdeutſchen Gan, gemein, und Erben gebildet) nannte man in den Zeiten des Fauſtrechts diejenigen Familien, welche ſich zur gemeinſchaftlichen Beſchützung und Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinſchaftlichen Schloſſe (Ganerbenſchloß oder Haus) vereinigten. Sie beſtimmten zugleich das Nöthige über den Mitbeſitz jener Güter u. ſ. w., welche Pakten der Burgfriede hießen. Nach Aufhebung des Fauſtrechts erloſchen auch die Ganerbſchaften, ſo daß man jetzt nur noch unter Ganerben ſolche Perſonen verſteht, welche Schlöſſer oder andere unbewegliche Güter gemeinſchaftlich beſitzen, und wo, wenn eine ſolche mit verbundene Familie ausſtirbt, die übrigen zu gleichen Theilen erben.

Gang, im Bergbaue, eine Spalte in den Felſen oder Maſſen eines Gebirges, die von der Weite (Mächtigkeit) $^1/_{12}$ Zolles bis 30 Lachtern ſeyn kann. Gänge von geringerer Mächtigkeit heißen Klüfte. Sie ſind mit Foſſilien mehr oder weniger ausgefüllt, die ſich von den Schichten des Geſteines, was ſie durchſchneiden, unterſcheiden. Schichten nennt man die, durch gleichlaufende Klüfte in mehr oder weniger ſtarke, gleichlaufende, plattenförmige Maſſen, von einander geſchiedenen, gleichartigen Gebirgsmaſſen. Gebirge, in welchen ſich Gänge finden, ſind Ganggebirge. Die Gänge erſtrecken ſich oft zu einer ſehr beträchtlichen Tiefe in den Gebirge, gehen ſie nur auf eine geringe Weite fort, ſo heißen ſie Trümmer. Ihrer Ausfüllung nach unterſcheidet man die unerfüllten oder dürren, von den ausgefüllten, eigentlichen Gängen. Sind ſie mit Steinmark, Letten, Seifenſtein ꝛc. ausgefüllt, ſo bekommen ſie den Namen Schmerklüfte; mit verwittertem Geſteine: faule Klüfte; mit Waſſer: Waſſerklüfte; führen ſie aber Metalle, ſo bezeichnet ſie der Bergmann mit edlen Gängen. Taub iſt der Gang, welcher kein Metall führt. Die Metalle füllen indeſſen die Spalte des Ganges nie ganz aus, ſie liegen in derjenigen Steinart, welche den Gang eigentlich bildet, von der Hauptgebirgsart verſchieden iſt, und daher Gangart heißt. Dieſe Gangarten ſind entweder unmittelbar mit der Gebirgsart verwachſen, oder auf beiden Seiten durch eine Ablöſung von thonigem Geſteine (Saalband) getrennt. Die Geſteinarten, welche dem Gange zur Seite liegen, werden in das hangende, über dem Gange, und in das liegende, worauf er ruht, unterſchieden, und die Breite zwiſchen beiden beſtimmt die Mächtigkeit des Ganges. Die Neigung, in welcher die Gänge nach der vertikalen oder ſenkrechten Richtung in die Tiefe ſetzen, heißt ihr Fallen, welches in ſeinem horizontalen Verhalten nach den Weltgegenden das Streichen heißt, und nach dem magnetiſchen Meridian beurtheilt wird. Begegnen ſich Gänge in vertikalen Winkeln, ſo durchfallen ſie einander, in horizontalen Winkeln oder im Streichen durchkreuzen ſie ſich; vereinigen ſie ſich, ſo ſchaaren ſie ſich.

Ganganelli, ſ. Clemens XIV.

Ganges, Strom in Hindoſtan, der in dem Gebirge Himmalava oder Schneegebirge, am weſtlichen Abhange des Berges Kantaiſſe in Tibet, entſpringt, bei Gangoutri das Gebirg verläßt, und nach ſeiner Vereinigung mit dem Jumna eine Viertel Meile breit, und bei einer Tiefe von 30 Fuß ſchiffbar wird; höher hinauf macht er mehrere Waſſerfälle. Er nimmt nachher mehrere anſehnliche Ströme auf, und ſelbſt vom Brumaputer ſtrömt ein Theil bei Luckipur in denſelben. Etwa 40 Meilen von ſeiner Mündung fängt das durch die beiden Arme Coſſinbazar und Jellinghy gebildete Delta des Ganges an, das in der Regenzeit durch regelmäßige Ueberſchwemmungen befruchtet wird; er fängt gegen Ende des April zu ſteigen an, erhebt ſich nach und nach bis zu 31 engliſchen Fuß über eine 23 geographiſche Meilen weite Fläche, und kehrt gegen den Oktober wieder in ſein Bette zurück. Er vermag die größten Kauffahrer und ſelbſt Kriegsſchiffe bis 75 Meilen aufwärts

von ſeiner Mündung zu tragen, da die Fluth 45 franz. Meilen in ihn hinaufgeht. Nach einem Laufe von 355 Meilen ergießt er ſich in 9 Armen in den bengaliſchen Meerbuſen. Er führt Edelſteine, Perlen und Gold mit ſich, iſt ſehr reich an Fiſchen, Schildkröten und großen Krokodillen, und wird von den Indiern für heilig gehalten, weil er nach ihrer Mythologie unmittelbar aus den Füßen des Brama entſpringt. Wer an ſeinen Ufern ſtirbt, und von ſeinem Waſſer trinkt, iſt von der Seelenwanderung befreit. Sobald daher ein Kranker von den Aerzten aufgegeben iſt, ſo bringen ihn ſeine Verwandte eilig an den Ganges, gießen ihm oft mit Schlamm vermiſchtes Waſſer in den Mund, oder tauchen ihn in den Strom, und befördern ſo den Tod des Kranken. Die entfernter Wohnenden haben ſtets etwas von ſeinem Waſſer in kupfernen Flaſchen bei ſich, um es vor dem Tode zu trinken. Die von den verbrannten Todten übrig bleibenden Knochen werden in den Ganges geworfen. An mehrern Vollmondstagen des Jahres iſt es daher auch ſtrenge Pflicht, ſich im Ganges zu waſchen, und Almoſen auszutheilen. Das größte Feſt fällt aber auf den zehnten Tag des Neumonds im September; bei ſeinem Schluß wird das Bild der Ganga in den Ganges geworfen, da ſie nun zu ihrem Gemahl Schiwen zurückkehrt.

Ganggebirge, ſ. Erde und Gang.

Gangliensyſtem. Manche Nerven haben Knoten, d. h. Nerven, mit ihrem unmittelbar zuſammenhängenden Körper, von verſchiedener Geſtalt und Größe, in der Sprache der Anatomen Ganglien (ganglia, sive modi nervorum) genannt, deren Geſammtheit unter dem Namen des Gangliensyſtems, bekannt iſt. Man unterſcheidet dieſe Knoten in einfache (ganglia simplicia), welche nur Fäden eines Nerven; und zuſammengeſetzte (ganglia composita), welche Fäden verſchiedener Nerven erhalten. Der Nutzen der Nervenknoten iſt noch nicht hinlänglich bekannt. Nach Einigen ſollen ſie die Wirkung des Willens auf die der Willkühr nicht unterworfenen Organe, als das Herz, den Darmkanal ꝛc. hemmen, nach Andern ſollen ſie dazu dienen, um in dieſen Organen die Empfindung zu ſchwächen, doch hängt zweifelsohne auch von dieſer verſchiedenartigen Verbindung der Fäden mehrerer Nerven, wenigſtens zum Theil, die Mitleidenſchaft (Sympathia), der mancherlei Theile des thieriſchen Körpers mit einander, ab, zufolge der ein Theil oder Organ dadurch leiden kann, wenn ein anderer angegriffen, und in dieſer der Sitz der eigentlichen Affektion iſt.

Gangrän, diejenige Art des Brandes, wo in den allmählich abſterbenden Gliedern oder Theilen noch Empfindung, Bewegung und Wärme iſt; der heiße Brand, zum Unterſchiede des kalten Brandes, wo die Theile Empfindung, Bewegung u. Wärme völlig verlieren. S. Brand.

Gant oder Vergantung (vom lat. quanti, wie theuer? gebildet) heißt in mehreren deutſchen ſüdlichen Gegenden ſoviel als Verſteigerung und Auktion, welche die Obrigkeit mit den Gütern eines verſchuldeten Unterthans vornimmt. — Gant-Haus, jedes Haus, worin etwas verſteigert wird; oder ein beſondres zu dieſem Behufe beſtimmtes. — Gant-Mann, einer, über deſſen Vermögen ein Gant-Prozeß oder Concurs ausgebrochen iſt. — Gant-Recht, ſowohl die eine Auktion betreffenden Rechte, als die Gerechtſame, Auktionen zu halten. — Gant-Regiſter, der Auktions-Catalog. S. Concurs.

Ganymedes, ein Sohn des Tros, des Herrſchers von Troja, und der Kallirrhoe, der Tochter des Skamandros. Er war der Schönſte der Sterblichen, und die Götter entrückten ihn wegen ſeiner Schönheit durch den Adler des Zeus in den Olymp, wo er den Unſterblichen zugeſellt, den Dienſt eines Mundſchenken verſah, deſſen ſich Hebe verluſtig gemacht hatte. Zum Erſatze für ihn erhielt ſein Vater ein Geſpann unſterblicher Pferde, die ſpäterhin in den Beſitz des Herkules kamen, der ſie ſich vom Laomedon für die Befreiung

Digitized by Google

ſeiner Tochter Heſione von dem gewaltigen Seeungeheuer bedungen hatte. Dichter und Bildner haben ſehr häufig dieſen ſchönen Mythus benutzt, in den wahrſcheinlich die tröſtende Phantaſie die Deutung von dem Verluſte eines Jünglings hineinlegte, deſſen Jugend und Schönheit man ſich unmöglich als ſterblich denken konnte, und deſſen Tod man daher als eine Hinwegrükkung von der Erde zum Sitze der unſterblichen Götter erklärte. Es ſind noch Gemälde, Bildſäulen und Kameen vorhanden, die dieſen zarten, aber aus dem Knabenalter getretenen Jüngling in reizender Anmuth und üppiger Fülle darſtellen. Man erkennt die Abbildungen von ihm entweder an der phrygiſchen Mütze, an einem neben ihm ſtehenden Henkelkrug, oder an dem Adler des Zeus, der entweder an ſeiner Seite ruht, oder ihn mit den Klauen umfaßt hat, und ihn zum Olymp empor trägt.

Gap, die Hauptſtadt des franzöſiſchen Dep. Oberalpen, mit 8598 Einwohnern, dem Fort Puymore, 5 ſchönen Kirchen, Nacheiferungsgeſellſchaft, Muſeum mit dem prächtigen Denkmal des Herzogs von Lesdiguières, Centralmuſeum mit der Sammlung der Mineralien, Pflanzen und Vögel der Alpen, Proben der Induſtrie des Departement, Bibliotheken, phyſikaliſchem Kabinet, Alterthümern; Gerbereien, Wollen- und Seidenweberei, Mineralquellen, ſchwimmende Inſel im See Pelhotiers. Das umliegende Land Gapençois hatte den Titel einer Grafſchaft, die zur Dauphiné gehörte.

Gara (Nicolaus), Palatin von Ungarn, von niederer Geburt, ſchwang ſich durch ſeine Tapferkeit zu den höchſten Würden empor. Eliſabeth, Wittwe König Ludwigs I., überließ ihm nach dem Tode ihres Gemahls die Zügel der Regierung; er bediente ſich aber ſeines Einfluſſes und ſeiner Macht nur, den niedern Adel zu tyranniſiren und den hohen zu unterdrükken. Beinahe das ganze Land bewaffnete ſich daher, und Carl von Durazzo wurde faſt einmuthig zum König von Ungarn ernannt. Gara indeß ließ ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen, und Eliſabeth erhielt, wiewohl auf kurze Zeit, noch einmal die früher beſeſſene Macht. Der Ban von Kroatien erklärte ſich indeß zum Rächer der an Carl verübten Mordthat, veranſtaltete eine Verſammlung des Adels und Volks, nahm Gara und Eliſabeth gefangen, und ließ den erſtern hinrichten und die zweite erſäufen. Siegismund, Markgraf von Brandenburg und nachheriger Kaiſer, vermählte ſich aber mit Eliſabeths Tochter Marie, nachdem er ſie aus enger Haft in einem Kloſter befreit hatte, und ließ den Ban v. Kroatien hinrichten.

Garamantit, ein edler Stein, der in Aethiopien und Ceylon gefunden wird, auf der Außenſeite dunkelfarbig und glänzend, inwendig aber durchſichtig, und hin und wieder mit kleinen goldfarbigen Flecken bezeichnet iſt.

Garay (Juan de), ein berühmter ſpaniſcher Abenteurer, geb. zu Badajoz 1541, ging, um ſein Glück zu ſuchen, nach Amerika, und trat als Sekretär in die Dienſte des Statthalters von Paraguay. Da ihm aber die müßige Ruhe ſeines Amts nicht behagte, nahm er Kriegsdienſte, und zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten gegen die Indianer aus, ſo daß König Philipp II. ihn zum Generallieutenant ernannte, und 1576 das Gouvernement von Aſſomption übertrug. Im Jahre 1580 erbaute er von Neuem Buenos-Ayres, und umgab es mit Feſtungswerken. Seine milde und weiſe Regierung verſchaffte ihm ſelbſt die Liebe der Indianer, gegen die er zuvor mehrmals hatte die Waffen ergreifen müſſen. Auf einer ſeiner Seeunternehmungen fiel er, durch einen Sturm genöthigt, zu landen, in die Hände der Wilden, die ihm und einen großen Theil der Seinen das Leben raubten.

Garcias de Mascarenhas (Blaſio), portug. Dichter, geb. zu Avo in Beira 1596, ging 1614 nach Braſilien, und zeichnete ſich im Kriege gegen die Holländer aus. Nach Erhebung des Hauſes Braganza auf den portug. Thron kehrte er nach Portugal zurück, und erhielt von König Johann

Digitized by Google

IV. das Gouvernement über die Stadt Alfayates, die er ſehr tapfer gegen die Spanier vertheidigte. Später angeklagt, in eine Verſchwörung gegen den Miniſter Olivarez eingegangen zu ſeyn, ſchmachtete er mehrere Monate im Gefängniſſe, erhielt aber ſeine Freiheit und ſein Gouvernement wieder, und ſtarb zu Alfayates den 8. Auguſt 1656. Unter ſeinen Gedichten zeichnet ſich vorzüglich das Heldengedicht Viriato in 20 Geſängen aus.

Garcias de Paredes (Don Diego), ein berühmter ſpaniſcher Feldherr, geb. zu Truxillo 1466, von berühmter Familie, beſaß ſchon in der Jugend eine ſo große Leibesſtärke, daß er große Mühlräder im Schwunge aufhalten konnte. Als Begleiter und Freund von Gonſalvo de Cordova verrichtete er unter ihm in den italieniſchen Feldzügen allenthalben die größten Thaten. Vorzüglich war dies der Fall, als er allein einen Angriff der Franzoſen über eine Brücke am Garigliano aufhielt, und ſo den Spaniern Zeit verſchaffte, zu dieſem bedrohten Punkte Verſtärkung zu ſenden. Von den katholiſchen Königen von Spanien deßhalb mit Lob und Ehre überhäuft, diente er nachher eben ſo treu Carl V., und ſtarb 1530 an den Folgen eines Falles. Neben ſeiner Tapferkeit gab er allenthalben ſo große Beweiſe von Edelmuth, daß ihn die Spanier nicht mit Unrecht ihren Bayard nennen. Für ſeinen Sohn, Don Sancho, verfertigte er ſeine Lebensbeſchreibung, welche ſich in der Kronik von Fernandez del Pulgar (Alcala 1504) befindet.

Garcilaſo de la Vega, ſ. Vega.

Garda-See, Lago di Garda, erſtreckt ſich von Riva im ſüdlichen Tyrol ſüdwärts durch das Venetianiſche bis Dezenzano und Peſchiera. Er iſt 7 Meilen lang, wird nach Süden hin immer breiter, und iſt hier 2 Meilen, am nördlichen Ende ½ Meile breit. Die Alpenzweige, welche ſich um den See ziehen, ſind noch ſehr hoch, und fallen ſteil gegen die Ufer, bilden aber ſchöne fruchtbare Umgebungen mit den Erzeugniſſen des ſüdlichen Italiens. Die Schifffahrt und der Fiſchfang ſind beträchtiich, bei Stürmen aber höchſt gefährlich.

Gardon, ein Fluß in Frankreich, der in den Sevennen im Dep. Lozere entſpringt, anfangs in 2 Armen fließt, die ſich bei Rivalta vereinigen, und oberhalb Beaucaire bei Camps in die Rhone geht. In ſeinem Sande führt er Goldkörner. Durch Bergwaſſer angeſchwellt, überſchwemmt er oft plötzlich alle umliegenden Ebenen. Ueber dieſen Fluß iſt die prächtige Waſſerleitung Pont-du-Gard unweit des Marktfleckens Remoulins von den Römern geführt worden, welche die Stadt Nimes mit Waſſer aus der 4 Meilen entfernten Quelle Aure bei Uzes verſorgt, und aus 3 Reihen auf einander ruhenden Bogen beſteht, von welchen die erſte 62 Fuß hoch 6 Bogen, die andre 60 Fuß hoch 11 Bogen und die dritte 24 Fuß hoch 35 Bogen enthält. Die Höhe des ganzen Werks beträgt 154 und die Länge 819 Fuß.

Garrick (David), der berühmteſte aller engliſchen Schauſpieler, und auch als Luſtſpieldichter von ſeiner Nation geſchätzt, war 1716 zu Heresford geboren, wo ſein Vater, Capitän der engliſchen Infanterie, ſich damals in der Eigenſchaft eines Werbeoffiziers aufhielt. Des jungen Garricks Anlagen zur Schauſpielerkunſt entwickelten ſich in früher Jugend in einem weit merklichern Grade, als ſein Geiſt in den Schulwiſſenſchaften, worin im J. 1735 der gelehrte Johnſon ſein trefflicher Lehrer war, fortſchritt. Eben ſo wenig Geſchmack konnte er dem Studium der Rechtswiſſenſchaften abgewinnen. In Liſſabon arbeitete er eine geraume Zeit auf einem kaufmänniſchen Comptoir; nach ſeines Vaters Tode verband er ſich mit ſeinem Bruder zur Führung eines Weinhandels. Das in ihm ſchlummernde Talent ließ ihn dieſem Geſchäfte bald entſagen, und ihn im Sommer 1741 in die Laufbahn übertreten, welche ihm die Natur auf eine erkenntliche Weiſe vorgezeichnet hatte. Er ließ ſich als Mitglied einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft engagiren, und debütirte zu Ipswich in der Rolle des Abran, im Trauerſpiele Oronoko.

Digitized by Google

Die Bewunderung, welche ſeinen vortrefflichen Leiſtungen hier zu Theil ward, bewirkte ihm einen Ruf nach London, dem er bereitwillig folgte. Er ergötzte hierauf wechſelsweiſe in London und in Dublin das kunſtliebende Publikum mit ſeinen meiſterhaften Darſtellungen, bis er 1747 in Gemeinſchaft mit Lacy, das Eigenthum des Drury-Lane-Theaters nebſt der Erneuerung des Privilegiums an ſich brachte, und die Direktion dieſer Schaubühne übernahm. Bis zum Jahre 1779 ſpielte er hier faſt ununterbrochen; die Jahre 1763 bis 1765 brachte er auf Reiſen zu. Den 10. Auguſt 1776 zeigte er ſich dem Publikum zum letztenMale in derRolle des Don Felix in dem Wunder, einem Luſtſpiele der M. Centlivre (ſ. d. Art.). Er zog ſich hierauf auf ſein reizendes Landhaus bei London zurück, wo ihm der Abend ſeines Lebens durch heftige Steinſchmerzen ſehr getrübt wurde. Für das engliſche Theater ein unerſetzlicher Verluſt, ſtarb er im Jahr 1779. Die berühmte Tänzerin Violetti, ein überaus reizendes weibliches Weſen, war ſeine Gattin, mit welcher er ſich in ſeinem 30ſten Jahre verehelicht hatte. Die Gerechtigkeit, welche man ſeinen herrlichen Talenten widerfahren ließ, gränzte faſt an Abgötterei. Klein von Perſon beſaß er einen ebenmäßigen Bau und gute Bildung; er hatte ſchwarze lebhafte Augen, und eine reine melodiſche Stimme. Das Merkwürdigſte iſt, daß ihm ſeine Geſtalt, Geſichtszüge, ſo zu Gebote ſtanden, daß er jeden Gegenſtand getreu copiren konnte. Gleich groß im tragiſchen, wie im komiſchen Fache feierte ſein unvergleichliches Talent in dem letztern ſeinen höchſten Triumph. Lichtenberg, ein Zeuge ſeiner Darſtellungen, legte im deutſchen Muſeum äußerſt karakteriſtiſche Bemerkungen über ſeine Leiſtungen in einigen Rollen nieder. Den Ausdruck der Leidenſchaften genau kennend und beobachtend, ſtand die Haltung ſeines ganzen Weſens in der vollkommenſten Harmonie zu dem Karakter, den er darſtellte. „Sie haben (ſoll er einſt zu einem franzöſiſchen Schauſpieler geſagt haben) die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit, und dabei mit Anſtand geſpielt; nur, wenn ſie mir dieſen kleinen Tadel verzeihen wollen, Ihr linker Fuß war zu nüchtern.“ Von der Gewalt, die Garrick über ſeinen Körper hatte, zeugt folgende Anekdote, die er ſelbſt erzählt hat. Der berühmte Verfaſſer des Tom Jones war geſtorben, als man den Druck ſeiner Werke vollendete; man wünſchte ſein Porträt dazu zu beſitzen, und Garrick verſprach, es zu liefern. Er ging hierauf zu ſeinem Freund Hogarth, begab ſich bei demſelben in ein Nebenzimmer, wickelte ſich in einen Mantel, den er zu dieſem Zwecke mitgebracht hatte, und nahm ganz die Phyſiognomie Fieldings an. Eben ſo veränderte er ſeine Stimme, rief dann Hogarth, und bat ihn zu malen. Hogarth erſchrickt, er glaubt Fielding ſelbſt zu ſehen. „Eile, mich zu malen!“ ſagt ihm Garrick. Dieſer thut es; und dies iſt das Porträt, das in der engliſchen Ausgabe von Fieldings Werken ſteht. Auch unter den Luſtſpiel-Dichtern ſeiner Nation hat er ſich durch eine Reihe von Farcen einen Platz erworben. Er hat in dieſen Farçen, die rein von perſönlicher Anzüglichkeit ſind, mehrere Thorheiten und Ausſchweifungen der hohen und niedrigen Stände in treffenden Sittengemälden ſeiner Zeit dramatiſirt. Beſonders hat man das Stück: V o r n e h m e s L e b e n d e r B e d i e n t e n (High life below Stairs), in dieſer Hinſicht bewundert. Aber zu den Meiſterwerken des Witzes ſind Garrick's Farçen nicht zu zählen. Sie haben indeſſen eine verſtändige und ungezwungene Compoſition. Die Karaktere ſind natürlich, mit leichter Hand, und doch nicht flüchtig, gezeichnet. An dramatiſchem Leben fehlt es ihnen auch nicht. Auch auf die literariſche Seite des engliſchen Theaters hat Garrick einen bedeuteuden Einfluß gehabt. Da er dieſes Theater durch ſeine Schauſpielertalente über dreißig Jahr (von 1741 bis 1776) gewiſſermaßen beherrſchte, ſo mußten auch die Dichter, deren dramatiſche Werke durch ihn dem Publikum noch intereſſanter werden ſollten, nach ſeinem Geſchmacke ſich richten. Garrick, der ein Mann von Welt war,

Digitized by Google

und, den verfeinerten Sitten der höheren Stände ſeiner Zeit gemäß, auch keine Unanſtändigkeit auf dem Theater duldete, verſcheuchte aus dem engliſchen Luſtſpiele den letzten Reſt der Frechheit, deſſen es ſo oft angeklagt worden war. Er begünſtigte die Converſationsſtücke, die mehr durch karakteriſtiſche Wahrheit, als durch wahrhaft komiſche Situationen, intereſſiren. Er belebte aber auch noch beſonders das allgemeine Intereſſe für Shakeſpear, den er eben ſo ſehr ſtudirte, als bewunderte. Garrick's Theaterſtücke ſind noch nicht beſonders geſammelt. Die meiſten, oder vielleicht alle, finden ſich in den ſechs, mit Farçen wohl verſehenen Supplementbänden zu Bell's British theatre, Edinburgh 1786, 8. Zur genaueren Kenntniß des Lebens und der Talente dieſes großen Schauſpielers dienen die Memoires of Garrick, by Thom. Davies, London 1730, in 2 Oktavbänden (ins Deutſche überſetzt), und The Life of Garrick, by Murphy, London 1799, 8. Sein Leichnam, von vier der vornehmſten Engländer zur Gruft getragen, ruht in der Weſtminſter-Abtei an dem Fuße eines Denkmals, das dem Andenken Shakeſpear's gewidmet iſt. Sein anſehnliches Vermögen, welches er hinterließ, war die Frucht ſeiner, nicht ſelten an Geiz gränzenden Sparſamkeit.

Gartenbau hat vornehmlich die Anpflanzung der *Obſtbäume* und der *Küchengewächſe* zum Zweck. Der Boden des Gartens wird mit dem *Grabſcheit* (*Spaten*), mit der *Harke* und mit verſchiedenen anderen Werkzeugen zubereitet. Man pflanzt entweder Bäume und Küchengewächſe unter einander, oder man legt einen eigenen Obſtgarten und Küchengarten an. Die Obſtbäume werden durch Samen, durch Zweige und durch Augen (Knoſpen) fortgeflanzt. Im zweiten oder dritten Jahre pflanzt man die Stämmchen weiter auseinander, und veredelt ſie in den folgenden Jahren. Ein ſolcher Platz, wo die Bäume aus Samen, oder aus wilden Schößlingen, die man auch dahin pflanzt, gezogen werden, heißt eine *Baumſchule*. *Veredelt* werden die Bäume durch das *Pfropfen*, *Kopuliren*, *Okuliren* u. ſ. w. Ganz reine Bäume, ohne wilden Stamm, bekommt man durch *Ableger* und *Stecklinge*. Solche reine Bäume kann man auch, und zwar mit beſſerem Erfolge, erhalten, wenn man junge Stämme ganz niedrig pfropft, und im folgenden Jahre tiefer in die Erde pflanzt. Das Reis gewinnt dann an der Stelle, wo es auf den Stamm geſetzt iſt, neue Wurzeln, worauf man dieſen wieder aushebt, und den wilden Stamm abſchneidet. Die Bäume, die aus Samen gezogen werden, bringen ohne Veredlung gewöhnlich ſchlechtes Obſt, aber auch oft ganz vorzügliche neue Sorten. Um ſo bald, als möglich, zu erfahren, ob ein ſolcher junger Baum gute Früchte bringen werde, ſchneidet man im zweiten oder dritten Jahre die Spitze deſſelben ab, und kopulirt ſie mit dem Reiſe eines ſchon tragbaren Baumes, und im dritten Jahre kann man gewöhnlich ſchon ſehen, ob die Frucht guter Art ſey oder nicht. — Noch gehört zur Baumzucht das jährliche *Beſchneiden* der Bäume, welches nicht nur darum geſchieht, um ihnen ein gutes Anſehen zu geben, ſondern auch, um ihre Geſundheit und Fruchtbarkeit zu befördern. *Zwerg-* oder *Franzbäume* erhält man, wenn man edle Obſtſorten auf ſolche Stämme pfropft, die nicht ſtark ins Holz treiben (z. B. Quittenſtämme), und ihnen nach und nach durch mäßiges Beſchneiden eine geſchickte Form giebt. — Die Obſtbäume werden eingetheilet in *Kernobſtbäume* (Aepfel, Birnen, Quitten), *Steinobſtbäume* (Kirſchen, Pflaumen ꝛc.), *Nußbäume* (wälſche Nüſſe, Haſelnüſſe ꝛc.) und *Beerenbäume* (der Maulbeerbaum). — In dem Küchengarten erfordert der Boden eine ſorgfältigere Zubereitung, und die Gewächſe bedürfen einer mühſameren Wartung, als das Getreide.

Gartenkunſt. Herder nennt die Gartenkunſt, in ſeiner Kalligone, die zweite freie Kunſt der Menſchen, Baukunſt die erſte. „Ein Bezirk,“ ſagt er,

Digitized by Google

„wo jedes Land und Beet das Seine, in ſeiner Art das Beſte trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf und Moor, keine verfallne Hütte, keine unwegſame Wüſtenei von der Trägheit ihrer Einwohner zeugt; — wo dieſe ſchöne Kunſt ein Land verſchönt, bedarf es keiner Bildſäulen am Wege: lebend kommen uns mit allen ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvae und Flora entgegen. Die Kunſt iſt zur Natur, die Natur zur Kunſt geworden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß. Glücklich die Menſchheit, die an Bemühungen und Gegenſtänden dieſer Art Freude zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und Disharmonie zu unterſcheiden, den Karakter jeder Gegend kennen und gebrauchen zu lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur allenthalben zu erhöhen und zu verſammeln; wäre dies keine ſchöne Kunſt, ſo gäbe es keine." Der Gartenkünſtler muß die Phantaſie des Landſchaftsmalers beſitzen; er muß einzelne Theile, Ausſichten und Scenen ſo anzulegen verſtehen, daß ſie einen beſtimmten Karakter bekommen, und dadurch fähig werden, gewiſſe Stimmungen und Gefühle zu erwecken. Die Himmelsgegend, nach welcher hin eine ſolche Gartenanlage gerichtet iſt, die Form, Farbe und Blüthenzeit der angepflanzten Bäume, Geſträuche und Blumen, Alles muß übereinſtimmend ein maleriſches Ganzes bilden. Der Gartenkünſtler muß aber auch mit äſthetiſchem Sinn die landſchaftliche Natur in auf einander folgenden Erſcheinungen für den Geiſt und das Herz des Luſtwandelnden bedeutungsvoll darzuſtellen wiſſen. Sowohl ſanft verſchmolzene Uebergänge, als gewagte Ueberraſchungen können, einen reizenden Eindruck machen. Je mehr Einheit und Harmonie eine reiche Mannichfaltigkeit verbinden, um ſo genialer zeigt ſich der Gartenkünſtler. Er kann entweder die Natur einer ſinnvollen Regelmäßigkeit unterwerfen, oder die wilde, phantaſtiſche Regelloſigkeit derſelben kunſtvoll erhöhen. Alles einzelne Schöne verdankt er der landſchaftlichen Natur, das Ganze aber ſeiner eignen Phantaſie, welche frei über der Natur ſchwebt, indem ſie die zerſtreuten, mannichfaltigen Reize derſelben zu einer großen Hauptwirkung vereint. Alle gebildete Völker liebten die ſchöne Natur; dies beweiſen ſchon die Schilderungen derſelben in den claſſiſchen Schriften der Alten. Doch finden wir weit früher die Spur von ſchönen Gebäuden als von gut angelegten Gärten. Im Morgenlande ſind im Alterthume vorzüglich die hängenden Gärten der Semiramis berühmt (ſ. Babylon), die ſchon der verſtändige Grieche zu den Uebertreibungen des Orients rechnete, und von denen man noch jetzt, wie Reiſebeſchreiber bezeugen, Gegenſtücke in dem prachtliebenden Orient findet. Die Morgenländer hielten überhaupt viel auf die Gartenkunſt, und vorzüglich rühmt Plinius (Hist. Nat. XX. 8. 16) die Syrer als geſchickte Gärtner. Bei den Perſern und Medern waren die Paradieſe berühmt. In Kleinaſien hatte Cyrus der Jüngere zu Sardes, der Hauptſtadt Lydiens, beim Berge Tmolus, einen Garten, deſſen ſchöne Alleen und vom Cyrus ſelbſt regelmäßig angelegte Baumreihen von dem lacedämoniſchen Feldherrn Lyſander bewundert wurden. Von der Gartenkunſt der Griechen findet man aus dem mythiſchen Zeitalter wichtige Fragmente bei Homer und andern alten Dichtern. Die Stelle Homers (Odyss. VII. v. 112 etc.) wo die Gärten des Alkinoos beſchrieben werden, iſt nach Voß Ueberſ. folgende:

112. Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte,
Eine Huf' ins Gevierte, mit ringsumzogener Mauer.
Alda ſtreben die Bäume mit laubigtem Gipfel gen Himmel,
Voll balſamiſcher Birnen, Granaten und grüner Oliven,
116. Oder voll ſüßer Feigen und röthlich geſprenkelter Aepfel;
Dieſe tragen beſtändig, und mangeln des lieblichen Obſtes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weſte gefächelt,
Blühen die Knoſpen dort; hier zeitigen ſchwellende Früchte;

Digitized by Google

120. Birnen reifen auf Birnen; auf Aepfel röthen ſich Aepfel;
Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen ſchrumpfen auf Feigen.
Alda prangt auch ein Feld, von edeln Reben beſchattet.
Einige Trauben dorren auf weiter Ebene des Gartens,
124. An der Sonne verbreitet, und andere ſchneidet der Winzer;
Andere keltert man ſchon. Hier ſtehen die Herling' in Reihen;
Dort entblühen ſie erſt; dort bräunen ſich leiſe die Beeren;
An dem Ende des Gartens ſind immer duftende Beete
128. Voll balſamiſcher Kräuter und tauſendfarbiger Blumen.
Auch zwo Quellen ſind dort: die eine durchſchlängelt den Garten;
Und die andere gießt ſich unter die Schwelle des Hofes
132. An den hohen Palaſt, allwo die Bürger ſie ſchöpfen.
Siehe, ſo reichlich ſchmückten Alkinoos Wohnung die Götter.

Der Garten am Pallaſte des Alkinoos vertritt hier nur die Stelle der gewöhnlichen Wein- und Olivenpflanzungen, die ſich an den Wirthſchaftgebäuden auf dem Lande befanden. Das Merkwürdige iſt alſo hier nur, daß der Garten in der Stadt eine Zierde des königlichen Pallaſtes, ſtatt der Befriedigung mit lebendigen Hecken mit einer Mauer eingefaßt, und mit der Wunderkraft einer ſtets fortdaurenden Obſternte begabt iſt. Der Hauptkarakter der ganzen Pflanzung iſt ſymmetriſche Reihenpflanzung aller in dieſem Garten wachſenden Bäume und Pflanzen. Um ſich ein deutliches Bild von der ganzen Anlage zu machen, muß man ferner annehmen, daß das ganze Viereck ſich von einer fruchtbaren Anhöhe herab in die Ebene gezogen, und alſo ein doppeltes Terrain, theils an der Abdachung des Hügels, theils unten auf der bewäſſerten Fläche gehabt habe. Dieſe kluge Benutzung des Terrains enthält vielleicht die Auflöſung des Räthſels von dem gleichzeitigen Blühen und Früchtetragen der Bäume. Eine mehr oder weniger abſchüſſige, ſonnige oder ſchattige Lage des Bodens trägt viel zur frühern oder ſpätern Reifung der Baumfrüchte bei, zumal wenn man ſich mit Früh- und Spätſorten zu verſehen, und jeder die ihr beſonders günſtige Expoſition auf der Höhe oder Niedrigung zu geben weiß. Wenn nun vielleicht die frühreifenden Früchte oben auf dem Hügel den anprallenden Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, die Spätlinge dagegen unten im Schatten gepflanzt, ſo konnte in jenem Klima leicht die die Unerfahrenheit befremdende Erſcheinung hervorgebracht werden, daß, während unten die Bäume kaum abgeblühet hatten, ſich oben ſchon reifende Früchte zeigten. Nimmt man noch eine andere, den Alten ſehr wohl bekannte Erfahrung hinzu, daß es Apfel-, Birn- und Feigenarten giebt, die zweimal im Jahre tragen, und denkt ſich, daß die Pflanzung des Alkinoos mehr dergleichen zweimal tragende Bäume gehabt habe: ſo wird das ganze Wunder noch begreiflicher. Wenn der Dichter v. 118 dem Fächeln des Weſtwindes die Zeitigung der Früchte zuzuſchreiben ſcheint, ſo muß man ſich dies aus den Wundererzählungen der Schiffer von der Fruchtbarkeit aller Küſten und Inſeln Heſperiens erklären; von hier kam der Zephyr, und dieſer hatte alſo eine befruchtende und ſchwängernde Kraft. Man denke nur an die Fabel von den vom Zephyr geſchwängerten Stuten. Der fächelnde Zephyr ſoll alſo hier nur im Allgemeinen das außerordentliche Gedeihen der Baumfrüchte andeuten. Für die Zier- und Kunſtgärtnerei des heroiſchen Zeitalters ſind noch die letzten Verſe von 128 an wichtig. Das griechiſche Wort für Beet bedeutet eigentlich ein Beet, worauf Lauch gepflanzt iſt, und, weil dieſer bei den Alten eine ſehr gewöhnliche Speiſe war, überhaupt ein Beet im Küchengarten. Solche Krautbeete pflegte man nun in der Folge mit Blumengewächſen und wohlriechenden Kräutern einzufaſſen; ob es auch ſchon in den Gärten des Alkinoos der Fall geweſen, läßt ſich aus unſerer Stelle nicht genau beſtimmen. Was Voß

Digitized by Google

„von Blumen umduftet“ überſetzt, kann auch nur von der üppigen, im geſättigten Grün frühlich hervortreibenden Vegetation verſtanden werden. Die Quellen gehören ganz eigentlich in den bewäſſerten Garten, und fehlen daher nirgends, wenn ein Alter eine größere oder kleinere Gartenanlage zum Nutzen und Vergnügen zu ſchildern hat. Nach dem Modell des hier geſchilderten phäakiſchen Gartens muß man überhaupt alle gewöhnliche Gärten der Griechen an ihren Meiereien und Landgütern beurtheilen. Jeder Athener hatte wenigſtens an ſeinem Hauſe auf dem Lande einige Feigenbäume, Myrthenhecken und Roſen- und Veilchenrabatten; dazu kamen noch die Küchen- und Gartengewächſe, wie wir ſie aus den Geoponikern B. 12 und aus den Gartenbeſchreibungen der Dichter, die Wernsdorf in den Poet. min. T. VI. P. I. geſammelt hat, kennen lernen. Dazu gehörte immer volle Bewäſſerung in der Nähe; denn die ſinnreiche Erfindung der Winter- und Sommergärten, die in den Geoponicis (XII, 5 p. 854) angeführt wird, iſt wohl nie allgemein geweſen. Daß die Eintheilung des alkinoiſchen Gartens in Baum- und Kräuterpflanzung die Muſterform für alle Anlagen der Art bei den Griechen geweſen ſey, zeigen auch die Münzen der ſpätern Phäaken, der Korkyrenſer und der von Korkyra ausgegangenen Pflanzſtädte Dyrrhachium und Apollonia. Ein herrliches Bild eines ſchönen Naturparadies, mit allen Reizen und der Kühlung geſchmückt, zeigt uns Homer in ſeiner Schilderung von der Grotte der Kalypſo (Od. V. 63—73.), und die ſpätern Griechen ahmten es in der Wirklichkeit nach. Kühlender Schatten und erfriſchende Bewäſſerung ſind der Hauptkarakter dieſes Luſthains; aber es fehlt ihm auch nicht an irgend einer belebenden oder verſchönernden Zierde. Mit kluger Auswahl ſind die Bäume vereinigt, welche die geſundeſten und zierlichſten Stämme hatten, und die gefälligſte Gruppirung, die angenehmſte Miſchung des verſchiedenen Grüns bewirken konnten. Die die Grotte umgebenden Erlen und Pappeln (*αιγειρος*, Schwarzpappel, insbeſondere die italieniſche Pappel von ſchlankem Wuchs und dunkelm, immer zitterndem Laube) bildeten wahrſcheinlich den Vordergrund, und vertraten in dieſer Naturwildniß die Stelle der Lorbeerbäume und Platanen, womit der erfinderiſche Gartengeſchmack ſpäterer Zeiten die Schattengänge vor den Luſtgehölzen ausſchmückte. Die Pappel wählte Homer auch wahrſcheinlich mit aus dem Grunde, weil ſie der einheimiſche Lieblingsbaum der fernen Weſtwelt iſt, wo auch die Inſel der Kalypſo ſich befindet. Der dritte Baum, den Homer anführt, iſt die balſamreiche Cypreſſe. Dieſer kommt auch in jenem Waldamphitheater vor, welches Ovid (Met. X, 86 etc.) ſich um Orpheus Zaubertöne freiwillig erheben läßt. Die Römer hatten wirklich dergleichen Waldtheater in den Parks an ihren Meierhöfen, wo ein als Orpheus gekleideter Sklave das Wild aus dem Walde zuſammen blies. Bei Homer macht dieſer zierliche, ſchlanke Baum mit den weiter ausaſtenden hellgrünen Erlen und Pappeln theils durch ihre maleriſch aufſteigenden Wipfel, theils durch die ernſte Düſternheit ihrer Blätter die ſchönſte Gruppirung, und ſein geſunder Harzgeruch, den er in der heißeſten Tageszeit aushaucht, verbreitet Wohlgerüche umher, und erwirbt ihm das Beiwort, die Balſamreiche. Dieſe Bäume belebt der Dichter mit breitgefiederten Vögeln,

> Habichten rings und Eulen, und rings breitzüngiger Krähen,
> Waſſergeſchlecht, das kundig der Meergeſchäfte ſich nähret.

Dieſe Vögel ſind freilich nicht aus der lieblichen Idyllenwelt gewählt; aber ſie ſchildern uns die romantiſche Einſamkeit der Inſel treffend. Sie vertraten hier die Stelle der ſpätern Sittiche oder Papageien in den Parken oder Paradieſen der Griechen. Nun fährt der Dichter fort:

Digitized by Google

Hier war ausgebreitet am Felſengewölb' auch ein Weinſtock,
Rankend mit dichtem Laub und voll von ſchwellenden Trauben.
Auch vier Quellen ergoſſen gereiht ihr blinkendes Waſſer
Nachbarlich gegen einander, und ſchlängelten hiehin und dorthin,
Welchen graſige Wieſen umher mit Violen und Eppich
Grüneten. Traun wohl ſelbſt ein Unſterblicher, welcher dahin kam,
Weilte bewundrungsvoll, und freute ſich herzlich des Anblicks.

Die Alten machten von dem Weinſtock zu Gartenverzierungen mannichfaltige Anwendungen. Man machte von ſchattigen Weinranken Sommerlauben, Schattengänge, und liebte ſie vorzüglich zur Umſchattung und Verkleidung kühler Grotten. So auch unſer Dichter. Zwiſchen dem Gehölze läßt er ſich eine blumige Wieſenmatte in ſanftem Abhange ausbreiten, die von vier Quellen nach verſchiedenen Richtungen durchſchnitten und bewäſſert wird. Uebrigens überläßt er es der Phantaſie ſeiner Zuhörer, dieſe zauberiſche Naturanlage im Einzelnen noch weiter auszuſtatten, und ſie ſo verſchwenderiſch zu begaben, daß ſelbſt ein Unſterblicher, wie er ſich ausdrückt, mit ſüßem Staunen dabei verweile. In den Blumen, womit die Wieſe ausgeſchmückt iſt, erblickten ſchon die Alten etwas Unſchickliches. Von dieſen romantiſchen Umgebungen der Grotte der Kalypſo lernten die Griechen ihre ſchönſten Anlagen, die Nymphäen, ausſchmücken, welche die geſchmackvollſten Naturverſchönerungen der alten Welt waren, die mit unſern engl. Landſchaftsgärten gewiß die Vergleichung nicht ſcheuen durften. — In Italien kam die Gartenkunſt ebenfalls frühzeitig auf, und erreichte bei den Römern zuerſt einen hohen Grad von Vollkommenheit. Ein alter König von Etrurien, Vertumnus, lehrte zuerſt die Tuskier nicht nur die Kunſt, Obſt- und Weingärten, ſondern auch eigentliche Gärten, anzulegen. Daher verehrten ihn die Römer als den Gott der Baumfrüchte. Er war zugleich mit der Pomona berühmt, die nachher auch göttlicher Ehre genoß, und die Ovid als eine fleißige Gärtnerin ſchildert, und ſie in der Regierungszeit des lateiniſchen Königs Prokas um d. J. 3250 anſetzt. Sie verſtand ſich vorzüglich auf die Wartung der Obſtbäume, befreiete ſie von den ſchädlichen Waſſerreiſern, beſchnitt die zu ſchnell aufſchießenden Aeſte, und verſtand das Okuliren und Pfropfen. Eben ſo verehrten auch die Römer die Blumengöttin Flora. Mit dem zunehmenden Luxus in Rom, gegen das Ende der Republik, fing man nun auch an, immer prächtigere Gärten anzulegen. Dieſe befanden ſich theils nahe bei der Stadt, theils hatten die Villen und Landgüter der reichen Römer überhaupt eine gartenähnliche Anlage. Die eigentlichen Gärten bei der Stadt waren eben keine Luſtgärten; ſie enthielten nur die zum ökonomiſchen Bedürfniß dienenden Gewächſe. Doch waren ſie auch mit allerlei Blumen geziert, deßgleichen auch mit ſchattigen Bäumen, z. B. Myrthen, Lorbeeren, Buchsbaum, Epheu u. dergl. Man hatte gewiſſe Sklaven, Topiarii genannt, welche die Bäume künſtlich zu winden, und in verſchiedene Figuren auszuſchneiden verſtanden. Lukullus, welcher aus den neueroberten Ländern fremde Gewächſe nach Rom ſchaffen ließ, brachte zuerſt die Gärten in größere Aufnahme. Eigentliche Luſtgärten fand man um die Villen oder Landhäuſer der Römer. Die dazu gehörigen Ländereien wurden faſt alle zu Gartenanlagen benutzt. Man ſahe hier abwechſelnd eigentliche Gärten, Wieſen, Felder, Weinberge, Pflanzungen von Oelbäumen, Wäldern, Thiergärten, welche alle zuſammen verbunden waren, und ein einziges ſchönes Ganze ausmachten, das mit kleinen Tempeln, Monumenten und Luſthäuſern geſchmückt, von Flüſſen durchwäſſert, und von Teichen und großen Waſſerſtücken vermannichfaltigt war. Hügel und Berge wechſelten mit ebenen Gegenden, Gebüſche und Wälder mit freien Plätzen, und überall zeigten ſich die ſchönſten Ausſichten. Nach den Zeiten des Auguſtus artete freilich auch hier der gute Geſchmack aus.

Man ließ ſich zu Künſteleien und Spielereien herab, beſchnitt die Hecken, ſuchte von Buchsbaum verſchiedene Figuren von Thieren und andere Formen vorzuſtellen, pflanzte Namen und andere Dinge davon u. dergl. Die einzige noch übrige Beſchreibung eines römiſchen Gartens haben wir vom jüngern Plinius in der Nachricht von ſeinem tuskiſchen Landgut. Im Mittelalter reden die Troubadours in ihren Gedichten von ſymmetriſchen Gärten. — Gegen das Ende des 16ten Jahrh. finden wir Nachrichten von italieniſchen Gärten. Ihre größte Zierde beſtand in kindiſchen Spielen der Waſſerkünſtelei. Dieſe, auf zahlloſe Art vermannigfacht, ſind nebſt ſchönen Schattenpartien, Piniengruppen und Orangenhainen die vorzüglichſten Gartenanlagen. Jede Abtheilung macht ein angenehmes Ganze, ſteht aber in keiner Beziehung mit den Umgebungen. — Vor Ludwig XIV. hatten die Gärten der Franzoſen nichts Eigenthümliches. Zu ſeiner Zeit wurde Le Notre Schöpfer eines neuen Geſchmacks in der Gartenkunſt, des ſogenannten ſymmetriſchen, welchen er zuerſt in den Tuilerien zu Paris zeigte. Auch legte er für Fouquet den Garten zu Vaux an, der nebſt dem Pallaſte 35 Mill. Livr. gekoſtet haben ſoll. Hierauf erſchuf Ludwigs XIV. Prachtliebe die Gärten zu St. Germain-en-Laye und zu Verſailles. Le Notre, ein wahrhaft großer Künſtler, war an den meiſten Sünden unſchuldig, welche nach ihm von Franzoſen u. A. gegen die Schönheit der Natur begangen wurden. Er theilte nach den Geſetzen der Baukunſt einen Garten in ſtreng regelmäßige Formen, in Blumen- und Waldſtücke. Architektoniſche Einheit verband ſchöne gerade Gänge, geſchorne Hecken, paarweiſe geordnete, oder künſtlich gebogene Obſtbäume, Blumenbeete wie Blumen geſtaltet, niedliche Luſthäuſer und kleine Waſſerſpiegel. Die geometriſchen Abtheilungen bepflanzte er mit Hecken und Bäumen, welche in Colonnaden, Arkaden ꝛc. verſchnitten wurden. Er legte Beckenteiche mit Springquellen an, Labyrinthe in künſtlichen Windungen, und ſymmetriſch gepflanzte Blumenparterres, welche zierlich mit Muſchelſchalen, Porzellanſcherben, bunten Steinen und Glas ausgelegt, und mit Buchsbaum eingefaßt wurden. Alle Gänge wurden mit gelbem Sande beſtreut. Der Beifall, den er erhielt, verwirrte ſeine eignen Begriffe von der Gartenkunſt, und ließ ihn eine Menge Schnörkeleien mit der an ſich großen Idee von Regelmäßigkeit verbinden. Dieſen Styl, der für einen öffentlichen Garten in einer volkreichen Stadt wohl zweckmäßig war, hielt er im Allgemeinen für den einzig wahren. Auch wurde er bald überall in Europa als einziges Muſter angeſehn. — Die holländiſchen Gärten wurden ganz nach franzöſiſcher Art angelegt, und unterſchieden ſich bloß durch ihren kleinern Umfang, ihre noch geſchmackloſeren Spielereien und ihr langſam ſchleichendes Waſſer. Dafür hatten ſie aber auch die ſchönſten Blumen, welche nirgends ſorgfältiger gezogen wurden, als in Holland. Der holländiſche Geſchmack gefiel ſich auch in Deutſchland in ſeltſamen Formen der Buchs- und Taxusbäume, in Grotten mit koſtbaren Muſcheln, Korallenzinken und Erzen ausgeſtattet, in Gängen mit buntem Sande beſtreut, in Beeten mit Conchylien belegt, in buntbemalten Statuen u. ſ. w. Die Holländer waren die erſten unter den Neuern, welche die Bäume in Figuren ſchnitten; ſo ſah man zu Harlem eine Hirſchjagd aus Haagbuchen, a. a. O. Gänſe und Störche aus Taxus- und Rosmarin, oder ein Labyrinth mit muſikaliſchen Inſtrumenten aus Buchsbaum. — In England fühlte man zuerſt ſeit der erſten Hälfte des 18ten Jahrh. den Ueberdruß an den ſteifen franzöſiſchen Gärten ſo lebhaft, daß man einen ganz entgegengeſetzten Styl einführte. Man ging darin anfangs zu weit, indem man faſt alle hohen Bäume und Alleen ausrottete, und oft einen kleinen Raum mit verworrnen Gängen, Hütten, Tempeln, Ruinen und Höhlen überfüllte, wie man es in den

Digitized by Google

Parks von Peking geſehen hatte. Aber bald ging daraus der reinere, ſchöne Geſchmack hervor. Der Dichter Pope zeigte in ſeinem Garten zu Twickenham das erſte Muſter eines ſchönen Naturgartens. Der engliſche Geſchmack breitete ſich nun allgemein aus, und er verdrängte aus den deutſchen Luſtgärten den holländiſchen und franzöſiſchen. Eine beſondere Zierde der engliſchen Gärten ſind die vielen ausländiſchen Bäume und Gewächſe, welche oft, wenn ſie in Hinſicht auf Form und Farbe ſinnig zuſammengeſtellt ſind, die überraſchendſte Wirkung thun. Georgy, und beſonders Hirſchfeld, trug durch ſeine treffliche Theorie der Gartenkunſt viel dazu bei, den Geſchmack zu bilden. Unter den neuern franzöſiſchen Kunſtgärten zeichnet ſich Malmaiſon durch Zierde und Anmuth, Morfontaine durch Größe und Schönheit aus, und Ermenonville durch Rouſſeau's Grabmal. Auch bewundert man Mereville, St. Leu, Mouſſeaux, den Park Guiſoard, eine der ſchönſten Anlagen Morel's, Bel-Oeil u. a. m. — Die Gärten der Chineſen ſollen die erſte Idee zu den engliſchen gegeben haben. Langley ſchrieb darüber. Jene haben mit dieſen viele Aehnlichkeit, nur weit mehr Waſſerpartien; auch verbinden ſie oft ſonderbar genug mit reizenden, lieblichen Naturſcenen die ſchrecklichſten und ſchauderhafteſten Bilder. In ihren Trauer-Gebüſchen flattern Fledermäuſe, Eulen und Geier; Wölfe und Tieger heulen in ihren düſtern Wäldern, halb verhungerte Thiere ſchleppen ſich auf der Haide fort. An einſamen Plätzen erblickt man Galgen, Kreuze, Räder und alle zur Tortur gehörigen Werkzeuge. An den ſchrecklichſten Orten erheben ſich Tempel, dem Gotte der Rache geweiht. Auf der Seite ſieht man ſteinerne Sandſäulen mit Inſchriften, welche die Schilderungen tragiſcher Begebenheiten und grauſamer Handlungen enthalten. Endlich kommt man an abgeſonderte Plätze, die mit koloſſalen Gebilden und Drachen, Furien und Ungeheuern angefüllt ſind. So gränzt in China an jedes Elyſium der Tartarus. — Ueber das Hiſtoriſche, Aeſthetiſche und Techniſche der Kunſtgärtnerei iſt Alex. de la Borde's Descript. des nouveaux Jardins de la France et de ses anciens châteaux, mêlée d'observations sur la vie de la campagne (Paris, 1808—1814. Fol. mit Kupfern von Bourgeois gez.) das Hauptwerk. Vorzüglich ſind ſeine Observations sur la Théorie des Jardins: das Lehrreichſte, was die neueſte Literatur der Gartenkunſt enthält. S. auch Dietrich's Handbuch der ſchönen Gartenkunſt. 2 Bde. Gießen 1815. Schochert, der Gärtner aus Erfahrung, 3te Aufl. von Berger. Leipzig 1816.

Garve (Chriſtian), einer der würdigſten Philoſophen des 18ten Jahrhunderts, geboren 1742 zu Breslau. Sein Vater, Beſitzer einer einträglichen Schönfärberei, ſtarb ihm frühzeitig, und die weitere Erziehung ſeines einzigen Sohnes und Kindes blieb daher der Mutter, einer vortrefflichen Frau von edelm Karakter und gebildetem Geiſte, überlaſſen, welche ſich dieſem Geſchäfte mit der ſorgfältigſten Liebe und Treue widmete. Garve war zum Theologen beſtimmt, ſeine körperlichen Umſtände nöthigten ihn aber, dieſen Plan bald wieder aufzugeben. 1763 ging er nach Frankfurt a. d. O., wohin ihn beſonders der Philoſoph Alex. Baumgarten zog; als dieſer aber kurz nach ſeiner Ankunft ſtarb, ſo hielt er ſich dort nur ein Jahr auf, in welchem er des berühmten Töllners Vorleſungen benutzte. Darauf ging er nach Halle, wo er hauptſächlich Philoſophie und Mathematik, letztere unter Segner, ſtudirte. Nach erlangter Würde eines Magiſters der Philoſophie ging er nach Leipzig, wo Gellert, Reiz, Zollikofer und Erneſti ſeine Freunde wurden. Hier gefiel es Garven; aber 1767 kehrte er auf das Verlangen ſeiner Mutter nach Breslau zurück, wo er ſich durch anhaltendes, fleißiges Arbeiten hypochondriſche Zufälle zuzog. Nach Gellerts Tode wurde er zu Leipzig außerordentlicher Profeſſor der Philo-

ſophie, las einige Jahre über reine Mathematik, Logik und verſchiedene Schriften des Cicero. Da aber das Amt eines akademiſchen Lehrers ſeinen ſchwachen Geſundheitsumſtänden nicht angemeſſen war, ſo legte er dieſe Stelle nieder, und kehrte 1774 in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er bis an ſeinen 1798 erfolgten Tod, ohne ein öffentliches Amt, bei ſeiner würdigen Mutter, und in einem ausgewählten Kreiſe geiſtreicher Männer und Frauen lebte. Garve's, durch ſo viele treffliche Schriften bewährtes Talent in Entwickelung pſychologiſcher und moraliſcher Begriffe, ſeine anſpruchloſe, aber lichtvolle und korrekte Schreibart, ſein mit ausgebreiteten hiſtoriſchen, philologiſchen und andern Kenntniſſen verbundener feiner Geſchmack, ſeine Unparteilichkeit in der Unterſuchung anderer philoſophiſchen Syſteme, ſeine ungemeine Beſcheidenheit, und die Stärke ſeines Geiſtes und Herzens, womit er während der fürchterlichſten Krankheit alle ihre Uebel ertrug, und in ſeinen philoſophiſchen Arbeiten unermüdet fortfuhr, beſtätigen das Urtheil, was Kant von ihm fällte: Er war ein Philoſoph in der echten Bedeutung des Worts. Sein ganzes Leben war den Muſen, den Wiſſenſchaften, und vor allem der Wiſſenſchaft der wahren Lebensweisheit geweiht, die er durch ein, in allen Verhältniſſen behauptetes, weiſes und tugendhaftes Leben ehrte. Durch ſeinen reinen, muſterhaften Wandel brachte er auch in den Augen der Laien die Philoſophie zu Ehren, die ſo oft von ihren eigenen unwürdigen Prieſtern entweiht wird. Den Werth ſeiner eigenen Schriften ſowohl, als ſeiner Bearbeitung fremder Werke kann kein Zeitalter verkennen, das Sinn für eine gefällige Darſtellung, für eine klare, helle Entwickelung der Begriffe, für eine reine, korrekte, einfache Sprache hat, und das den Schatz herrlicher Bemerkungen aus dem Gebiete der Lebensphiloſophie zu würdigen weiß. Garve iſt ein ſorgfältiger und ſcharfer Beobachter, ein populärer, wenn auch kein lebendiger, Darſteller, ein erfahrungsreicher, wenn auch kein energiſcher, Denker. Das Feld ſeines Nachdenkens iſt die wirkliche Welt und die menſchlichen Verhältniſſe. Sein Geiſt war nicht zu kühnen durchgreifenden Spekulationen geſchaffen; er beſaß weder die Kraft, noch die Gedankenfülle, noch die Originalität, die uns eine Schrift durchgängig anziehend macht. Er iſt daher zuweilen matt und langweilig, er ſpinnt ſeine Unterſuchungen zu weitläuftig aus, und läßt dem Leſer zu wenig ſelbſt zu denken übrig, und da er ſelten Nebenideen in uns zu erwecken weiß, ſo ſitzen wir wie angezaubert in dem Kreiſe ſeiner Gedankenreihen. Seinem Style fehlt Lebendigkeit, ſeinen Gedanken Kühnheit, und ſeinen Anſichten Originalität; er erhebt ſich faſt niemals zu Ideen, ſondern verweilt ſtets in der Sphäre der Begriffe; daher belehrt er uns zwar, allein er erhebt unſern Geiſt nicht gen Himmel. Indeß trotz dieſer Mängel iſt Garve ein lehrreicher und vortrefflicher Schriftſteller, den wir nicht genug ſtudiren können, um ihm ſowohl die Gabe der Darſtellung und die Anordnung der Materien abzulernen, als auch um uns durch den Schatz ſeiner Erfahrungen und Reflexionen zu bereichern. In ſeinen Ueberſetzungen behält er gewöhnlich nur ſeinen Ton, und behandelt die jedesmalige Urſchrift als ein ſelbſtgeſchriebenes Werk; nirgends ſpricht ganz der Autor, ſondern überall blickt Garve durch. Der Ton der Ueberſetzung gleicht dem Ton ſeiner beigefügten Anmerkungen. Er umſchreibt den gedrängten Ariſtoteles und den elaſtiſchen Cicero. Sein Hauptverdienſt aber iſt eine ungemeine Deutlichkeit und Faßlichkeit, womit er die Ideen ſeines Autors darſtellt. Garve's Briefwechſel hat pſychologiſches und literariſches Intereſſe. Seine Schriften: Ueberſetzung von Cicero's Büchern von den Pflichten, mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitet, 4. Ausg. 4 Bde. 1792. 8.; Verſuch über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben. Breslau, 3 Bde. 1792. 8.; Briefe an Chriſtian Felix

Welſe und einige andere Freunde, ebend. 1803, 2 Thle. 8.; Verſuch über Leben und Karakter Friedrichs II. von Preußen, ebend. 1798, 2 Bde. ꝛc.

Gas. Die franzöſiſchen Chemiker nennen eine jede ſchwere expanſible Flüſſigkeit, ſie mag permanent, oder nicht permanent ſeyn, ein Gas; allein wir bezeichnen mit dieſem Ausdruck doch nur permanent elaſtiſche Flüſſigkeiten, d. h. ſolche, die weder in einer niedern Temperatur, noch durch Zuſammendrückung ihren Aggregatzuſtand ändern, ſondern nur dann, wenn eine Subſtanz chemiſch auf ſie einwirkt. Der Name Gas, Gasarten iſt hier gleichbedeutend mit Luft, Luftarten. Wir kennen eine ſehr große Menge gasförmiger Subſtanzen, die mit eigenen Namen belegt worden ſind (ſ. Gasarten). Van Helmont hat den Ausdruck Gas zuerſt gebraucht, und nach Le Febre de Villebrune iſt es aus dem Hebräiſchen entlehnt, worinnen daſſelbe eine jede Unreinigkeit anzeigte, die ſich aus einem Körper abſondert. Junker leitet es von dem deutſchen Worte Gäſcht oder Gäſt, wieder Andere von dem Geiſt her. Es mag indeſſen einem Urſprung haben, welchen es will, ſo iſt es doch ein bequemer Ausdruck, den luftförmigen Zuſtand der Subſtanzen damit zu bezeichnen.

Gasarten. Durch die Erfindung des Barometers und der Luftpumpe lernte man die mechaniſchen Eigenſchaften der Luft näher kennen. Die Entdeckung der Gasarten, die erſt ein halbes Jahrhundert zählt, verbreitete Licht über die chemiſchen Eigenſchaften der Luft. Prieſtley, ein engliſcher Geiſtlicher, der mit großem Scharfſinn und außerordentlicher Genauigkeit eine Menge Luftarten, die man vor ihm theils gar nicht, theils nicht genugſam kannte, zu entbinden, aufzufangen und zu unterſuchen begann, und ſeinem großen Zeitgenoſſen, dem berühmten franzöſiſchen Chemiker Lavoiſier, der am 8. Mai 1794, ein Opfer der franzöſiſchen Revolution, auf dem Blutgerüſte ſtarb, und der durch höchſt ſinnreiche und gründliche Verſuche eine Umſtaltung der ganzen Chemie veranlaßte, verdanken wir auch die erſten entſcheidenden Verſuche über die Beſtandtheile der atmoſphäriſchen Luft. Aus Experimentalverſuchen geht hervor, daß Sauerſtoffgas einen Beſtandtheil der atmoſphäriſchen Luft ausmache. Stickſtoffgas iſt der andere Beſtandtheil der atmoſphäriſchen Luft. Daß in der Atmoſphäre auf 21 Theile Sauerſtoff 79 Theile Stickſtoff kommen, worunter jedoch ein kleiner Theil, etwa ein Theil, Kohlenſäure ſich befindet, iſt ausgemittelt worden. Man hat die atmoſphäriſche Luft an ſehr verſchiedenen Orten, auf bedeutenden Höhen und in Thälern, auf dem Meere, in Städten und Dörfern, unter ſehr verſchiedenen Himmelsſtrichen der öſtlichen und weſtlichen Halbkugel der Erde und zu allen Jahreszeiten unterſucht, und keine merkliche Verſchiedenheit zwiſchen den Verhältniſſen ihrer beiden Hauptbeſtandtheile entdecken können. Nur der Antheil an Kohlenſäure war bald etwas größer, bald etwas kleiner. Ihr Antheil an Sauerſtoff, der nur erſt den vierten Theil ihres Volumens ausmacht, iſt es aber allein, der das Brennen der Körper und das Athmen warmblütiger Thiere zuläßt. Der Sauerſtoff der eingeathmeten Luft verbindet ſich mit dem Kohlenſtoff in den Lungen zu einem kohlenſauern Gas, und dieſes wird, nebſt dem größten Theil des eingeathmeten Stickgaſes, wieder ausgeathmet. Man kann ſich hiervon überzeugen, wenn man ein warmblütiges Thier, z. B. eine Maus, unter einen Recipienten ſetzt, deſſen Rand man ringsum durch Queckſilber geſperrt, und deſſen innern Raum man hierdurch von der äußern Luft abgeſchnitten hat. Das Thier bekommt Verzuckungen und ſtirbt. Früher als das Erſte ſtirbt ein Zweites, das man darauf unter denſelben Recipienten ſetzt, wieder früher ein Drittes, und endlich ſtirbt Eines augenblicklich. Verſuche, die von mehreren Naturforſchern über das Athemholen ſind angeſtellt worden, die aber freilich, wie dieſes leicht zu erachten iſt, nicht vollkommen genau über-

Digitized by Google

einſtimmen, haben dargethan, daß der Menſch in einer Minute im Durchſchnitt 19 Athemzüge thue, und daß er mit jedem Athemzug etwa 17 Kubikzoll Luft einathme, und nur den ſechstauſendſten Theil weniger wieder ausathme, daß aber unter der ausgeathmeten Luft faſt 8½ Prozent kohlenſaures Gas iſt. Dieſen Verſuchen gemäß, athmete jeder Menſch 39.535 Kubikzolle kohlenſaures Gas in 24 Stunden aus. Bedenkt man hiernach, wie unzureichend auch dieſe Verſuche in allgemeiner Hinſicht ſeyn mögen, die Menge des Sauerſtoffes, die nur in jeder Minute von den Menſchen verbraucht wird, rechnet man noch die zahlloſe Menge der warmblütigen Thiere hinzu, die mit dem Menſchen Antheil an dieſer wohlthätigen Naturgabe hat, ſo kann man hieraus abnehmen, welche bewunderungswürdige Kräfte die Allmacht Gottes in der Natur wirkſam ſeyn läßt, um dieſen unentbehrlichen Stoff ſtets in vollem Maaße wieder zu erſetzen, und die große Menge des ſchädlichen kohlenſaueren Gaſes abzuleiten und unſchädlich zu machen. Wie dieſes in der Natur bewirkt wird, iſt mit einem Schleier umgeben, der von ſterblicher Hand nicht aufgedeckt werden kann. Manche Naturforſcher halten das Waſſer für die Hauptquelle, aus der die Natur ihren Sauerſtoff ziehe. Gefiel es dem Schöpfer, die Quellen, woraus die Natur ihren Haushalt an Sauerſtoff beſtreitet, verſiegen zu laſſen, ſo müßten es die Geſchöpfe bald mit ihrem Leben büßen. Schon eine geringe Abnahme, welche die Luft an Sauerſtoff bei gewiſſen Witterungen, z. B. bei ſchwüler Gewitterluft, erleidet, macht das Athmen beſchwerlich, den Körper träge, und ſchwächt die Heiterkeit des Geiſtes. Daher es dem Menſchen unwohl wird, und zarte Perſonen bald ohnmächtig werden, wenn ſie eine Zeitlang in einem verſchloſſenen Raume ſich befinden, wo viele Menſchen beiſammen ſind. Die grauſenvolle Geſchichte der ſchwarzen Höhle im Fort William zu Calkutta liefert ein ſchreckliches Beiſpiel, wie nachtheilig der Abgang an Sauerſtoff auf den Menſchen wirkt. In dieſe berüchtigte Höhle, welche ein unterirdiſches, 18 Fuß langes und 11 Fuß breites, nur mit zwei kleinen doppelt vergitterten Fenſtern, verſehenes Gefängniß iſt, wurden 1757 einhundert ſechs und vierzig Engländer eingeſperrt, von denen in einer Nacht 123 ſtarben, und woran größtentheils Mangel an friſcher Luft ſchuld war. Darum iſt es eine wichtige Geſundheitsregel, täglich, ſelbſt bei kalter Witterung, Wohn- und Schlafzimmer auszulüften, und Hoſpitäler, Gefängniſſe und überhaupt alle geſchloſſene Räume, wo oft viele Menſchen ſich zuſammen finden, durch ſchicklich eingerichtete Ventilatoren (Luftreiniger, Windrädchen) und andere Mittel, in reiner Luft zu erhalten. Da die Blätter der Pflanzen am Tage, beſonders im Sonnenſchein, vielen Sauerſtoff in die Luft ſenden, ſo ſind Spaziergänge im Grünen zu dieſer Zeit der Geſundheit zuträglich. Beſonders viel Sauerſtoff ſpenden die Blätter fettiger Waſſerpflanzen, die von der Sonne beſchienen werden. Zum Schluß mag hier noch Einiges über die Gewinnung der Gasarten und ihre weſentlichſten Eigenſchaften an ſeinem Platze ſeyn. I. Die Gaswanne oder die pneumatiſche Wanne. Dieſe Wanne, die ſich von einer gewöhnlichen Badbütte hauptſächlich dadurch unterſcheidet, daß ſie mit einem Traggeſims verſehen iſt, in welchem Löcher mit nach unten gekehrten kleinen Trichtern ſich befinden, dient dazu, die Gasarten, die man künſtlich bereitet, bei ihrer Entbindung auffangen zu können. Die Wanne wird ſo weit mit Waſſer gefüllt, daß dieſes ein wenig über das Geſimſe zu ſtehen kommt. Eben ſo muß auch das Gefäß, worin das Gas aufgefangen werden ſoll, mit Waſſer gefüllt werden. Die Flaſche, aus der das Gas heraus ſoll, wird unter einen der Trichter geleitet, und oben darüber iſt die geſtürzt, die man zu füllen beabſichtiget. Das Waſſer dringt in die Flaſche unter dem Trichter ein, und treibt das Gas daraus fort. Dieſes ſteigt durch

den Trichter in die Flaſche, die über dem Geſimſe ſitzt, drückt das Waſſer aus der Flaſche heraus, und füllt ſie an. Für ſolche Gaſe, die ſich leicht mit dem Waſſer vermiſchen, bedient man ſich viel kleinerer Wannen, die in der Regel von Marmor ſind, und die mit Queckſilber gefüllt werden.

II. Das Sauerſtoffgas. Sauerſtoffgas (Oxygengas, reine Luft, Lebensluft, Feuerluft; ehemals dephlogiſtirte Luft genannt) erhält man aus Metallkalken, die in einer luftdichten Retorte glühen, beſonders aus gepulvertem Braunſtein, aus rothem Queckſilberkalk, aus Salpeter, und aus allen Säuren, deren Dämpfe durch glühende irdene Röhre ſtreichen. Die Verfahrungsart, die zu ſeiner Entbindung erfoderlich iſt, lernt ſich nicht gut aus Beſchreibungen, deſto leichter aber durch das Zuſehen und Handanlegen. Wenn der Verſuch mit einem Metallkalk mit Vorſicht durchgeführt wird, und wohl gelingt, ſo dient er zugleich zur Belehrung über die Oxydation der Metalle. Wenn ſich nämlich der Sauerſtoff mit einem Metall, ſey es nun auf trockenem oder naſſem Wege, verbindet, ſo raubt er ihm die metalliſchen Eigenſchaften. Das Metall verwandelt ſich in einen erd- oder glasartigen Stoff, von mancherlei Farbe und Eigenſchaft. Dieſen Stoff nennt man das Metalloxyd (metalliſche Erde, Metallkalk). Braunſtein, rother Queckſilberkalk, Eiſenroſt, Grünſpan; die Aſche von Blei und Zinn, Mennige, weißer Arſenik, Eiſenmohr u. m. a. ſind Metalloxyde. Wird das Oxyd glühend, ſo läßt es den Sauerſtoff wieder fahren, und dadurch erhält es ſeine metalliſche Eigenſchaft wieder. Man nennt dieſes die Desoxydation, die Reducirung, die Wiederherſtellung. Rother Queckſilberkalk wird wieder metalliſches Queckſilber. Das reducirte Queckſilber nebſt dem Sauerſtoffgas, den man aus dem Kalk entbunden hat, wiegen dann zuſammen ſo viel, als der angewandte Queckſilberkalk gewogen hat. Obgleich der Sauerſtoff, in Verbindung mit andern Körpern, wie z. B. mit der verbrannten Phosphormaſſe, Säuren erzeugt, ſo iſt doch das Sauerſtoffgas völlig geſchmack- und geruchlos; es hat auch keine Farbe, iſt unſichtbar, durchſichtig, und permanent elaſtiſch. Mit Waſſer iſt es nicht vermiſchbar, und ſein ſpecifiſches Gewicht überſteigt das der atmoſphäriſchen Luft um etwas mehr als ein Zehntel. Im reinen Sauerſtoffgas geht der Verbrennungsprozeß und die Oxydation der Metalle viel lebhafter und ſtärker vor ſich, als in der atmoſphäriſchen Luft. Was in dieſer nur glühet, brennt im Sauerſtoffgas mit lebhafter Flamme, und was in der atmoſphäriſchen Luft mit Flamme brennt, giebt im Sauerſtoffgas einen ſo hellen Glanz von ſich, daß ihn das Auge nicht zu ertragen vermag. Stellt man den oben angeführten Verſuch mit der Verbrennung des Phosphors in reinem Sauerſtoffgas an, ſo brennt er ſo lange mit unbeſchreiblichem Glanze fort, bis aller Sauerſtoff im Recipienten rein aufgezehrt iſt. Auch dauert die Verbrennung im reinen Sauerſtoffgaſe 4 bis 5 Mal ſo lange, als in einem gleich großen Raum von eingeſchloſſener atmoſphäriſcher Luft. Mit den organiſchen Körpern verhält es ſich aber anders. Pflanzen gedeihen in reiner Sauerſtoffluft ſehr ſchlecht, und das Athem warmblütiger Thiere geht in Sauerſtoffgas, das durch keine Beimiſchung von Stickgas gemildert iſt, bei weitem nicht ſo lebhaft vor ſich, als in der atmoſphäriſchen Luft. Wie die Natur es darreichte, ſo nur kann das Verhältniß dem Organismus der Körper entſprechen, ein jedes anderes Verhältniß kann ihn nur zerſtören. Zu den Verſuchen mit reinem Sauerſtoffgas, die ſich ſchön ausnehmen und zugleich belehrend ſind, gehören folgende: 1) Glimmende Körper (einen Docht, Spahn, ein Stück Papier, eine Kohle, ein Stückchen Zunder u. ſ. w.), die man in eine Flaſche voll reiner Sauerſtoffluft hält, brechen ſogleich in helle Flamme aus. 2) Schwefel, Phosphor und Kampfer brennen mit ſchöner Flamme und außerordentlichem Glanze. Bei dieſen

Verſuchen, beſonders bei der Verbrennung des Phosphors, wo große Hitze entſtehet, muß man die Vorſicht gebrauchen, gewölbte Flaſchen zu nehmen, weil andere leicht durch die Hitze entzwei ſpringen. Man darf auch nur kleine Stückchen dieſer Stoffe nehmen, und muß ein eiſernes Löffelchen haben, welches die Dinge aufnehmen kann, um in die Flaſche hinein gehalten zu werden. 3) Eine Stahlfeder, woran etwas brennender Zunder befeſtiget iſt, ſchmilzt in reiner Sauerſtoffluft ſehr ſchnell, die Funken ſprühen umher, und die geſchmolzenen Stahlkügelchen fallen praſſelnd zu Boden. Damit die Flaſche von den glühenden Kügelchen nicht zerſprengt werde, muß man dafür ſorgen, daß bei ihrer Füllung mit dem Sauerſtoffgas noch etwas Waſſer darin bleibt. Statt der Stahlfeder kann man auch Eiſendraht, kleine Klingen u. ſ. w. zu dieſem Verſuche nehmen. 4) Von zwei gleich großen und ſonſt auch völlig gleichen Wachskerzchen, brennt das eine, das in reinem Sauerſtoffgas ſich befindet, nicht nur heller, als das andere, das in einem gleich großen Raume eingeſchloſſener atmoſphäriſcher Luft iſt, ſondern auch viel länger. 5) Ein Strom reines Sauerſtoffgaſes auf eine Lichtflamme geleitet, bringt eine ſo große Hitze hervor, daß ſelbſt ein Diamant dadurch verflüchtiget wird. III. Das Stickſtoffgas. Stickſtoffgas (Azotgas, Stickluft, Salpeterſtoffgas; ehemals, und zuweilen auch jetzt noch, phlogiſtiſirte Luft genannt) erhält man, wenn man einen Körper in einem geſperrten Raum atmoſphäriſcher Luft verbrennt, wie bei dem Verſuche mit dem Phosphor. Der Rückſtand iſt Stickſtoffgas. Im reinen Zuſtand iſt es geruch-, geſchmack- und farbenlos und permanent elaſtiſch. Mit Waſſer iſt es nicht vermiſchbar, auch läßt es ſich nicht entzünden; ſein ſpecifiſches Gewicht iſt etwas (ungefähr um $^3/_{100}$) kleiner, als das der atmoſphäriſchen Luft. Wird dieſes Gas mit Sauerſtoffgas in dem Verhältniſſe von 3 zu 7 vermiſcht, ſo kann es durch den elektriſchen Funken in Salpeterſäure verwandelt werden. Viele ſeiner Eigenſchaften ſind noch weiterer Aufklärungen bedürftig. Auch findet ſich dieſes tödtliche Gas in den Schwimmblaſen der Fiſche, in Zimmern, die friſch mit Oelfarben überſtrichen worden ſind, oder lang verſchloſſen waren, in Höhlen, in Kellern, die keinen Luftzug haben, in Brunnen, an Sümpfen, Kirchhöfen und überhaupt an allen Orten, wo organiſche Körper verweſen. IV. Das Waſſerſtoffgas. Das Waſſer iſt kein Element; man kann es, wie Lavoiſier zuerſt gezeigt hat, in ſeine Beſtandtheile zerlegen. Ein metallenes Gefäß wird mit Waſſer, das man vorher deſtillirt, durch Kochen von Luft möglichſt befreit, und dann genau gewogen hat, angefüllt. Mit dem Gefäße iſt eine metallene Röhre verbunden, die oben geſchloſſen, in deren Seitenröhre eine blanke eiſerne Röhre feſtgemacht iſt, und an deren Mündung eine gekrümmte Röhre ſich befindet. Alle dieſe Röhren müſſen vollkommen luftdicht in einander paſſen. In der Röhre wird ein Eiſendraht, der aber nicht geroſtet ſeyn darf, geſteckt, und vorher ebenfalls genau gewogen. Die Mündung der Röhre befindet ſich unter Waſſer. Durch eine beſonders dazu eingerichtete Vorrichtung, wird die Röhre bis zum Glühen erhitzt, und das Waſſer zum Kochen gebracht. Die Waſſerdämpfe ſteigen in die Röhre, gehen über den glühenden Eiſendraht, und kommen durch die Röhre in das Waſſer, aus dem ſie aber nicht als Dämpfe, ſondern in Luftblaſen aufſteigen. Dieſe Luftblaſen haben die merkwürdige Eigenſchaft, ſich durch einen brennenden Fidibus entzünden zu laſſen, wo ſie dann mit einem leichten Knalle verpuffen. Wenn das Waſſer weggekocht iſt, und keine Luftblaſen mehr zum Vorſchein kommen, iſt der Verſuch zu Ende. Alsdann zeigt ſich der Eiſendraht völlig oxydirt. In dieſem Zuſtande wiegt er mehr, als vor dem Verſuche. Hat man die Vorſicht gebraucht, die gekrümmte Röhre unter einen Trichter der pneumatiſchen Wanne zu leiten, die Luftblaſen aufzu-

Digitized by Google

ſangen und zu ſammeln, ſo findet ſich jetzt, daß die Gewichtszunahme des Eiſendrahts und das Gewicht der Luftblaſen zuſammen ſo groß iſt, als das Gewicht des Waſſers in dem Gefäße war. Das Waſſer iſt aus Sauerſtoff (Oxygen) und Waſſerſtoff (Hydrogen) zuſammengeſetzt. Dem aus dem Waſſerſtoff entbundene Gas gab man den Namen Waſſerſtoffgas, Hydrogengas, brenn- oder entzündbare Luft. Ganz daſſelbe Gas erhält man in weit größerer Menge noch, wenn man Eiſenfeile und Zink in verdünnter Schwefelſäure (Vitriolöl) oder Salzſäure auflößt. Hundert Gran Waſſer enthalten 85 Gran Sauerſtoff und 15 Gran Waſſerſtoff; und obgleich das Waſſer eines der wohlthätigſten Naturprodukte, und dem thieriſchen wie dem vegetabiliſchen Leben ganz unentbehrlich iſt, ſo gehört doch das Waſſerſtoffgas zu den mephitiſchen Luftarten, d. h. zu denen, in welchen kein Feuer brennen, kein warmblütiges Thier athmen kann. Es iſt farbe- und geſchmacklos, hat aber oft einen eignen höchſt unangenehmen Geruch, obgleich es auch bei gewiſſen Entbindungsarten geruchlos ſeyn kann. Mit Waſſer iſt es nicht vermiſchbar, und dem ſpecifiſchen Gewicht nach, iſt es der leichteſte materielle Körper, den wir kennen; es iſt, beſonders aus Eiſen- und Zinkauflöſung, faſt 14 Mal leichter als die atmoſphäriſche Luft, und 100 rheiniſche Decimal Kubikzolle dieſes Gaſes wiegen nur $2^5/_{10}$ Gran. Für ſich ſelbſt untauglich, den Verbrennungsprozeß zu unterhalten; entzündete es ſich doch an der Stelle, wo es mit der atmoſphäriſchen Luft in Berührung iſt, woher es auch den Namen brennbares Gas erhalten hat. Miſcht man einen Theil reines Sauerſtoffgaſes, oder fünf Theile atmoſphäriſcher Luft mit zwei Theilen Waſſerſtoffgas; ſo entſtehet, wenn dieſe Miſchung entzündet wird, ein heftiger Knall, weßhalb man auch dieſer vermiſchten Luft den Namen Knallluft gegeben hat. Außer mit dem Sauerſtoffe, geht der Waſſerſtoff auch noch in viele andere Verbindungen ein, daher es noch vielerlei Arten von Waſſerſtoffgas giebt, von denen zwar jedes beſondere Eigenſchaften und ein eigenes ſpecifiſches Gewicht hat, die aber alle mephitiſch und von ſehr widrigem Geruche ſind. Mit Schwefel verbunden, heißt es Schwefel-Waſſerſtoffgas; mit Phosphor, Phosphor-Waſſerſtoffgas u. ſ. w. Letzteres hat die Eigenſchaft, ſich von ſelbſt zu entzünden, ſobald es mit der freien Luft in Berührung kommt; es findet ſich auf Plätzen, wo thieriſche Körper verweſen. Wahrſcheinlich entſtehen daher die Irrlichter. V. Das kohlenſaure Gas. Kohlenſaures Gas (fixe Luft, Luftſäure) erhält man, wenn man auf gepulverte Kalkerde (Marmor, Muſcheln, Kreide, Kalkſpath, gemeinen Kalkſtein u. ſ. w.) irgend eine Säure, am beſten verdünnte Schwefelſäure, gießt. Den Namen Kohlenſäure hat ſie dadurch erhalten, daß man entdeckt hat, daß ſie durch Verbrennung der Holzkohle in reinem Sauerſtoffgas erzeugt wird, und daß ſie die Eigenſchaften einer Säure, z. B. blaue Pflanzenſäfte roth zu färben, beſitzt. Am Reinſten findet ſich der Kohlenſtoff im Diamanten. Das kohlenſaure Gas iſt farbenlos, in kleinen Portionen, von unangenehmem Geruch und hat einen ſäuerlichen Geſchmack. Feuer kann in ihm nicht brennen, und warmblütige Thiere können darin nicht leben. Darum iſt Kohlendunſt ſehr ſchädlich, in vielen Fällen tödtlich. Wo Kohlenſtoff mit Sauerſtoff ſich verbindet, entſteht kohlenſaures Gas, wie dieſes bei dem Prozeß des Athemholens der Fall iſt. In manchen Gegenden, beſonders in der Nähe von Vulkanen und mineraliſchen Quellen, ſteigt es oft in großer Menge aus der Erde hervor. Da es mehr als um die Hälfte ſpecifiſch ſchwerer, als die atmoſphäriſche Luft iſt, ſich auch nicht ſtark mit dieſer miſcht, ſo bleibt es, aus der Erde hervorquillend, an der Oberfläche ſitzen, und erſtreckt ſich dann auf mehrere Fuß Höhe. Kommen Thiere in dieſe Schichte, ſo ſterben ſie, Lichter erlöſchen darin auf der Stelle. Beiſpiele hierzu liefert die Dunſt-

Digitized by Google

höhle zu Pyrmont, die Hundsgrotte zu Neapel u. a. m. (Vergl. den Art. Höhlen.) Weil das kohlenſaure Gas ſo bedeutend ſchwerer, als die atmoſphäriſche Luft iſt, ſo kann man es frei aus einem Glaſe in ein anderes gießen, oder über ein Licht ſchütten, das dann davon erliſcht, oder über ein kleines Thier, z. B. eine Maus, das dann davon ſtirbt, obſchon das Glas anſcheinlich leer iſt. Mit dem Waſſer läßt es ſich durch Schütteln vermiſchen, und ertheilt ihm einen ſäuerlichen und erquickenden Geſchmack, daher es ein Hauptbeſtandtheil aller Sauerbrunnen iſt, und auch dazu dient, künſtliches Sauerwaſſer, das aber freilich dem natürlichen an Kraft nie gleich kommt, aus gemeinem Waſſer zu bereiten. Kalkwaſſer, d. h. die Auflöſung des gebrannten Kalks oder reinen Kalkerde in Waſſer, wird von der Kohlenſäure und dem kohlenſauren Gas getrübt. Gießt man etwas von einer Flüſſigkeit in Kalkwaſſer, und wird dieſes davon trübe, ſo kann man daraus abnehmen, daß Kohlenſäure in der Flüſſigkeit enthalten iſt. Hieraus hat Herr von Humboldt ein Inſtrument, das er Anthrakometer nennt, abgeleitet, und das dazu dient, den kohlenſauren Gehalt der atmoſphäriſchen Luft zu beſtimmen. An Orten, wo Gährungen vor ſich gehen, beſonders in Kellern, wo Wein und Bier gährt, entwickelt ſich kohlenſaures Gas in großer Menge. An Orten, wo kein Luftzug Statt findet, ſammelt ſich, wenn ſie lange verſchloſſen bleiben, mancherlei mephitiſche Luft, auch kohlenſaures Gas an. In Bergwerken ſind ſie unter dem Namen erſtickender Schwaden bekannt. Menſchen, die ohne Bedenken und ohne Vorſicht an ſolche Plätze, z. B. in Gruben, Brunnen, ſich begaben, fanden oft, kaum hineingetreten, auch ſchon ihren Tod. Noch fürchterlicher iſt die Wirkung des Kohlenwaſſerſtoffgaſes, wo es in bedeutender Menge vorhanden iſt. Dieſes Gas, das überall, wo organiſche Körper brennen, daher ſchon durch jedes Kerzenöl und Weingeiſtlicht, entbunden wird, entſtehet durch die Verbindung des Waſſerſtoffs mit dem Kohlenſtoff, und iſt ſehr leicht entzündbar. Hierher gehört die Luftart, die durch die Fäulniß organiſcher Körper, bei der Deſtillation von Steinkohlen und organiſchen Stoffe erzeugt wird, ſo wie die ſogenannte Sumpfluft, die in Sümpfen und ſtehenden Wäſſern, beſonders bei warmer Witterung, ſich bildet. In den Steinkohlengruben, wo das Kohlenwaſſerſtoffgas, mit atmoſphäriſcher Luft vermiſcht, unter dem Namen das böſe oder ſchlagende Wetter ſehr häufig vorkommt, hat es durch plötzliche Entzündung, ſobald ein Arbeiter mit ſeinem Lichte ihm zu nahe kam, ſchon oft entſetzliches Unheil angerichtet. Die Bemerkung, daß ſich dieſes Gas nicht entzünden kann, wenn das Licht, mit dem man ſich ihm nähert, von einem feinen Netz aus Metalldraht, deſſen Löcher ſehr eng ſind, umgeben iſt, kann daher als eine der größten Wohlthaten für die armen und fleißigen Grubenarbeiter betrachtet werden. Man verdankt ſie dem berühmten Chemiker Davy. Durch eine Sicherheitslampe, die er darauf erfand, und die nachher von Chevremont in Mons noch ſehr verbeſſert ward, iſt das Leben dieſer Menſchen von dieſer Seite her keiner Gefahr mehr ausgeſetzt. Die Lampe ohne Flamme, wo durch glühenden Platindraht nicht nur Naphtha und Alkohol, ſondern überhaupt brennbare Gaſe flammenlos verbrennen, iſt ebenfalls als eine Sicherheitslampe zu betrachten. Eine andere Art von Kohlenwaſſerſtoffgas wird ölerzeugendes Gas genannt. Die dünne und bläuliche Flamme des Kohlenwaſſerſtoffgaſes geht bei dem ölerzeugenden Gas in eine ſehr weiße, helle und ſtark leuchtende Flamme über, und ſowohl hierdurch, als durch das ſpecifiſche Gewicht und der Menge des Sauerſtoffes, die bei der Verbrennung erfoderlich iſt, ſind beide Gasarten von einander verſchieden. Das ölerzeugende Gas wird in großer Menge aus Steinkohlen entbunden, und dieſes Gas iſt es, das man zur Gasbeleuchtung (ſ. d. A.) anwendet, indem man dem Apparat hierzu eine ſolche Einrichtung geben kann, daß das

kohlenſaure Gas, das Kohlenoxydgas, das Schwefelwaſſerſtoffgas und die ſich verflüchtigenden, ſehr widrig riechenden, Theertheile, die mit dem ölerzeugenden Gas aus den Steinkohlen ſich entwickeln, niedergeſchlagen und abgeleitet werden. Der Chemiker kennt, außer den erwähnten Gasarten, noch viele andere, und deren mehrere können noch entdeckt werden. Bei weitem die meiſten ſind irreſpirabel; manche ſind ſehr leicht entzündbar, andere ſchwerer, noch andere ſind es gar nicht; manche laſſen ſich mit Waſſer vermiſchen, manche thun es nicht. Viele Gasarten haben die Eigenſchaft einer Säure, vielen fehlt dieſe Eigenſchaft. In Hinſicht ihres ſpecifiſchen Gewichts ſind die Gasarten bald ſchwerer, bald leichter, als die atmoſphäriſche Luft, alle aber ſind bei weitem leichter, als der leichteſte tropfbare oder feſte Körper iſt. Ganz ſo, wie man das ſpecifiſche Gewicht der atmoſphäriſchen Luft durch unmittelbare Abwägung beſtimmen kann, läßt ſich auch das ſpecifiſche Gewicht jeder Gasart beſtimmen, wenn man ſie in die luftleer gepumpte Kugel einläßt. Dergleichen Abwägungen, die ungemeine Sorgfalt erfodern, wenn die Reſultate Zuverläſſigkeit haben ſollen, ſind auch wirklich angeſtellt worden, und aus ihnen hat ſich ergeben, daß das ſpecifiſche Gewicht der Gasarten, bei einerlei Barometerſtand und in gleichem Wärmegrad, in Beziehung auf die atmoſphäriſche Luft, folgendes Verhältniß habe. Setzt man nämlich das Gewicht von irgend einem Volumen atmoſphäriſcher Luft = 1, ſo wiegt ein eben ſolches Volumen: Sauerſtoffgas 1,10359; Stickgas 0,96913; kohlenſaures Gas 1,15961; Waſſerſtoffgas 0,07321. Hat man das Gewicht eines Kubikzolles oder Kubikfußes atmoſphäriſcher Luft einmal beſtimmt, ſo kann man mit Hülfe dieſer Tabelle das Gewicht eines eben ſolchen Kubikzolles oder Kubikfußes der angegebenen Gasarten, für gleichen Barometerſtand und Wärmegrad leicht berechnen.

G a s a r t e n (mediciniſche Anwendung der) iſt ein Werk der neuern Zeiten, als man die Chemie durch die Entdeckung ſo mancher bis dahin unbekannter Gas- oder Luftarten bereichert, welche man nun verſuchte, je nach der Modifikation und Natur der verſchiedenen Krankheitsformen, als Heilmittel, und zwar mit glücklichem Erfolge, in Anwendung zu bringen. So z. B. läßt man das Sauerſtoffgas mit ſichtbarem Nutzen in die Lungen der Ertrunkenen, von gewiſſen ſchädlichen Dünſten Afficirten, bei einer eigenen Art von Scheintod neugeborner Kinder, beim nervöſen Aſthma ꝛc. ſtrömen, ſo wie das kohlenſaure Gas, das Waſſerſtoffgas und das geſchwefelte Waſſerſtoffgas, in einer Menge von krankhaften Affektionen mit vielem Vortheil angewandt werden; beſonders zeigte ſich das Letztere in einer gewiſſen Art und in beſtimmten Perioden der Lungenſchwindſucht, von großer Wirkſamkeit. Zu den vorzüglichſten Schriftſtellern, welche ſich mit dieſem Gegenſtande theoretiſch und praktiſch beſchäftigt haben, und deren Schriften hierüber nachgeleſen zu werden verdienen, gehören: Beddoes, Scherer, Cavallo, Ferer, namentlich aber J. J. Günther, welcher dieſe Materie mit vielem Scharfſinn behandelt hat.

G a s a r t e n (Verdichtung der). Die höchſt intereſſante Entdeckung, mehrere G a s - oder L u f t - A r t e n zu einer l i q u i d e n F l ü ſ ſ i g k e i t zu verdichten, geſchahe erſt im Jahre 1823, und gehört den Herren Faraday und Davy. Diejenigen Gasarten, mit denen bisher dieſes Experiment geglückt iſt, ſind die C h l o r i n e, und die E u c h l o r i n e, welche nach der Verdichtung gelbe Flüſſigkeiten bilden; das k o h l e n ſ a u r e G a s, das S a l p e t e r g a s, das C y a n o g e n, das k o c h ſ a l z ſ a u r e G a s, das g e ſ c h w e f e l t e W a ſ ſ e r ſ t o f f g a s und das ſ c h w e f e l i g ſ a u r e G a s, welche ſämmtlich farbenloſe Flüſſigkeiten darſtellen. Die Verdichtungen dieſer Gasarten geſchieht entweder mittelſt einer D r u c k p u m p e, oder man erhitzt ſie in einem verſchloſſenen Gefäße, bis ſie eine Elaſticität erhalten, die einem

Digitized by Google

Druck von 5 Atmoſphären gleich iſt. Mit dem Druck hört auch dieſer neuerzeugte Zuſtand auf, und die tropfbare Flüſſigkeiten, worin dieſe Luftarten verwandelt waren, treten wieder in den Luft- oder Gas-Zuſtand zurück. (S. Annal. of Philos. V. 304 und 363.)

Gasbeleuchtung. Hierunter verſteht man die ſeit den letzten Jahren eingeführte Art, Straßen und Gebäude mittelſt des aus Steinkohlen entwickelten gekohlten Waſſerſtoffgaſes zu beleuchten. Die Bereitung dieſes Gaſes geſchieht auf folgende Art: Man deſtillirt nämlich Steinkohlen in eigenen gußeiſernen Gefäßen bis zum Rothglühen, und leitet das Gas, was ſich dabei entwickelt, durch ein Gemenge von Kalk und Waſſer, in welchem das Schwefelwaſſerſtoffgas und Kohlenſauergas verſchluckt wird. Das übrigbleibende Gas iſt nun ein Gemenge der beiden Kohlenwaſſerſtoffgasarten mit etwas Kohlenoxydgas, deſſen leuchtende Eigenſchaft beim Verbrennen einzig und allein von der Menge des darin enthaltenden ölbildenden Gaſes abhängt. Dieſes Gasgemenge wird in großen Glasbehältern aus Eiſenblech über Waſſer geſammelt, aus welchen es dann durch einen ganz gelinden Druck von ¾ Zoll Waſſerhöhe durch luftdichte Röhren zu der Stelle geleitet wird, wo es entzündet werden und brennen ſoll, die oft ſehr weit gelegen ſeyn kann. Das Verfahren, die bei der Deſtillation organiſcher Stoffe ſich entwickelten Gasarten zu benutzen, wurde im Großen zuerſt von dem Franzoſen Lebon angewendet, welcher ſeine Vorrichtung dazu eine Thermolampe nannte. Er entwickelte die Gasarten aus Holz. Der Engländer Murdoch wendete Steinkohlen ſtatt des Holzes dazu an, die mehr leuchtendes Gas bei der Deſtillation, weniger ſtinkende Nebenprodukte geben. Da Oele, Talg und Wachs mehr ölbildendes Gas, als andere Körper liefern, ſo hat der Engländer Taylor einen Apparat erfunden, der ſo eingerichtet iſt, das ſchlechteſte Oel, was ſonſt in Lampen nicht gut brennt, tropfenweiſe in ein ſchwach glühendes Rohr von Gußeiſen fließt, und hier zerlegt wird, und aus welchem dann das Gas in einen Behälter geleitet wird, und nachher, unter ähnlichen Vorrichtungen, wie das Steinkohlengas, angebrannt werden kann; und nach Taylors Verſicherung ſoll dieſe Beleuchtung vortheilhaft ſeyn. Henry hat gezeigt, daß die verſchiedenen Steinkohlenarten auch verſchiedene Mengen ölbildendes Gas geben, und daher für die Gasbeleuchtung nicht von gleicher Brauchbarkeit ſind, indem z. B. die engliſche Cannel-Kohle ⅓ mehr Licht, als die gewöhnliche Steinkohle, giebt. Im Anfange der Arbeit erhält man ein größeres Verhältniß von ölbildendem Gaſe, als gegen den Schluß hin, weil das Gas bei höherer Temperatur ſeinen Kohlenſtoff bis zu einem gewiſſen Grade verliert. Die Menge des ölbildenden Gaſes macht bei der Cannel-Kohle anfangs 10 Prozent von dem Volumen des Gaſes aus, zuletzt aber nur 6 bis 4 Prozent. Die gewöhnliche Steinkohle giebt anfangs 10 Prozent, gegen den Schluß nur noch 2 Prozent, und zuletzt gar kein ölbildendes Gas mehr. Die Anwendung des Oels zur Gasbeleuchtung ſcheint den Vortheil mit ſich zu führen, daß es ganz in der Macht des Arbeitenden ſteht, durch Anwendung eines heftigen oder geringeren Hitzgrades die möglichſt größte Menge ölbildendes Gas hervorzubringen. Seit 1810 haben die Britten, welche überhaupt dieſe Erfindung am meiſten vervollkommnet, angefangen, ſich der Steinkohlen zu dieſer Gasentwickelung zu bedienen, und ſie brachten die Manufakturen- und Straßen-Beleuchtung mittelſt derſelben zu Stande. Im J. 1815 war ſchon ein großer Theil der Straßen und vorzüglichſten Gebäude Londons, ſo wie auch andere engliſche Städte, mit Gas beleuchtet. Im Jahre 1816 wurde dieſe neue Beleuchtung von Lampadius, der ſchon 1801 in einer ſeiner Schriften ſeine Ideen über dieſe Wirkung entwickelt, und 1811 Verſuche angeſtellt hatte, in dem königl. Amalgamirwerke bei Freiberg im Erzgebirge eingeführt. 1817 folgte das polytechniſche Inſtitut in Wien dieſem Beiſpiele, und 1821 hat

Digitized by Google

J. J. Prechtl, um die Anwendbarkeit der Straßenbeleuchtung mit Gas für Wien näher zu beurtheilen, ein Verſuch, der ſich auf zwei Straßen erſtreckte, ausgeführt. Der Schotte Paterſon ſoll ein Mittel erfunden haben, das Gas in luftdicken Säcken aufzubewahren, und in beliebige Vorräthe abzutheilen. Ueber die beſte Einrichtung der Gasbeleuchtungs-Apparate und über den großen Umfang, welchen dieſe Beleuchtungsart in England gewonnen hat, ſind Acum's Schriften nachzuleſen, welche Lampadius für Deutſchland bearbeitet hat.

Gascogne, die weſtliche Hälfte des ſüdlichen Frankreichs, ein ſehr großes Land, welches ſchon vor der Revolution aus vielen kleineren Ländern beſtand; der nördliche Theil hieß vorzugsweiſe Guyenne, und umfaßte die Diſtrikte Saintonge; Perigord, Limouſin, Quercy, Rouergne, Agenois, Bordelois ꝛc. Der ſüdliche Theil oder die Gascogne umfaßte die Landes, Armagnac, Bigorre und viele andere kleinere Diſtrikte, wozu noch das ehemalige Königreich Navarra, und die dazu gehörige Provinz Bearn gehörten. Jetzt wird dieſes Land eingetheilt in die Departements Gironde, Landes, Ober-Pyrenäen, Nieder-Pyrenäen, Ober-Garonne, Ger, Lot und Garonne, Lot, Aveiron, Corrèze, Dordogne und Theile der Departements Nieder-Charente, Ober-Vienne, Creuſe, Tarn und Arriège. In einem ſo ausgedehnten Lande muß die Beſchaffenheit des Bodens ſehr verſchieden ſeyn. Im Süden liegen viele Aeſte der Pyrenäen, daher hier das Land weniger fruchtbar: Holz, Korkeichen, Marmor, Steinkohlen ſind hier Hauptprodukte. Im Nordoſten befinden ſich Theile des Lozere- und des Mont d'or Gebirges. Hier und vorzüglich im ehemaligen Limouſin iſt das Land nur wenig fruchtbar; Kaſtanien und Heidekorn ſind die Hauptnahrung der Einwohner, die Viehzucht iſt dagegen bedeutend, und die Pferde aus Limouſin gehören mit den normänniſchen zu den beſten in Frankreich. Die mittleren Gegenden, beſonders die Ufer der größeren Flüſſe, der Garonne, Dordogne und zum Theil des Adour ſind außerordentlich fruchtbar, und bringen vorzüglich die vielen edlen Weine hervor, welche von Bordeaux ausgeführt werden. Der ganze große Küſtenſtrich endlich, zwiſchen den Pyrenäen und dem Ausfluß der Gironde, über 50 Stunden lang und an 20 Stunden breit, les Landes genannt, iſt eine größtentheils baumloſe Sandwüſte, in welcher nur äußerſt ſpärlich einige Dörfer und Hütten zerſtreut liegen. Auch die Küſte iſt hier ſo ſandig und flach, daß die Häfen nur Fiſcherbarken zugänglich ſind, und alle Ausfuhr der Provinz auf die beiden Flüſſe Adour und Gironde beſchränkt iſt. Dieſe Länder hießen zur Zeit Carls des Großen Aquitanien, woraus vielleicht Guyenne gemacht worden. Lange Zeit hatte Guyenne eigene Fürſten, bis es 1150 durch die Verheirathung der letzten Erbin Eleonore mit Heinrich II. von England, an dieſes Reich kam. Die Engländer verloren es mit allen ihren übrigen Beſitzungen in Frankreich 1453, und ſeitdem iſt es bei der Krone Frankreich geblieben. Navarra machte in älteren Zeiten mit dem jenſeit der Pyrenäen gelegenen Lande gleiches Namens ein Königreich aus, wovon der letzte Erbe, Heinrich IV., König von Frankreich ward, und ſo dieſes Land mit dem übrigen Reiche vereinigte. Daher führten die Könige von Frankreich bis zur Revolution den Titel: Könige von Frankreich und Navarra. Mit dieſer Provinz betreten wir das ſüdliche Frankreich, und es zeigt ſich hier ein deutlicher Unterſchied vom nördlichen in Sprache, Sitten und körperlicher Bildung der Einwohner. Das Patois oder die gemeine Landesſprache nähert ſich ſchon etwas dem Spaniſchen und Provenzaliſchen; das Gasconiſche unterſcheidet ſich jedoch meiſt nur in der Ausſprache, durch Verwechſelung des b und v, und ſcharfer Ausſprache des ſtummen e. Am Fuße der Pyrenäen wird das Baskiſche geſprochen, ſ. den Art. Biscaya. Der Karakter der Gascogner, Gascons, iſt wegen ihrer

Digitized by Google

Lebhaftigkeit und ihres Hanges zu Uebertreibungen und Windbeuteleien bekannt. Leidenſchaftlichkeit und Heftigkeit bezeichnen überhaupt alle Einwohner des ſüdlichen Frankreichs. Bordeaux und Bayonne ſind die bedeutendſten Städte des Landes (ſ. dieſe Art.).

Gaſometer, Gazometer, Luftmeſſer, ein Apparat zu mancherlei Verſuchen mit den Gasarten, hauptſächlich aber zur genauen Abmeſſung des Volumens derſelben, hat Lavoiſier erfunden, und van Marum einfacher und bequemer eingerichtet. Noch eine andere Einrichtung von Gazometer, oder Combuſtionsmaſchine hat v. Hauch angegeben.

Gasparini (Francesco), geb. zu Lucca 1650, zeichnete ſich zu Ende des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrh. als Componiſt für Kirchen und Theater aus, und ſchrieb: L'armonico pratico al cembalo, 6te Aufl. 1802.

Gaſſendi (Pierre), Präpoſitus der Domkirche zu Digne, und königl. Profeſſor der Mathematik zu Paris, wurde am 22. Januar 1592 in Chanterſier, einem Flecken bei Digne, in der Provence, geboren. Frühe kündeten ein lebhafter und heller Geiſt, ein glückliches Gedächtniß, und eine heiße Wißbegierde ſeinen Eltern an, daß er dereinſt ihr Stolz werden würde. Obſchon wenig bemittelt, ſparten ſie doch nichts an ſeiner Erziehung. In ſeinem vierten Jahre ſchon ſoll er kleine Predigten gehalten haben. Eben ſo frühzeitig wurde ſein Geſchmack für die Sternkunde ſichtlich, und ſein Drang wurde ſo heftig, daß er ſich den Schlaf entzog, um den Anblick des mit Sternen beſäeten Himmels zu genießen. Als der Biſchof von Digne einſt nach Chanterſier kam, hielt ihm Gaſſendi eine mit ſo vieler Anmuth und Lebhaftigkeit ausgeſchmückte Bewillkommungs-Rede, daß er ſich nicht zu ſagen enthalten konnte: „dieſer Knabe wird einſt die Zierde ſeines Jahrhunderts werden.“ Hierdurch noch mehr ermuthigt, ſchickten ihn ſeine Eltern nach Digne, um ihn daſelbſt ſeine Studien beendigen zu laſſen, wo er, obſchon erſt 16 Jahre alt, ein Jahr lang die Rhetorik vortrug. Im Jahre 1614 lehrte er Theologie daſelbſt, und zwei Jahre ſpäter auch zugleich Philoſophie auf der Univerſität zu Aix. Nur 8 Jahre lang bekleidete er dieſe Stellen. Die Liebe zur Einſamkeit führte ihn nach Digne zurück, wo er gegen die Philoſophie des Ariſtoteles ein Werk verfaßte, welches zu Grenoble erſchien. Später hatte er Gelegenheit, ſich auf's Studium der Anatomie zu legen, in Folge deſſen er eine Schrift abfaßte, in welcher er zu beweiſen ſuchte, daß der Menſch nur von vegetabiliſchen Speiſen leben ſolle, und daß der Genuß des Fleiſches der Conſtitution des Körpers ſchädlich ſey. Er ſelbſt befolgte dieſe aufgeſtellten Grundſätze, hauptſächlich während der letzten Jahre ſeines Lebens. Als er im Jahre 1645 eines Prozeſſes wegen nach Paris kam, wußte er ſich daſelbſt wichtige Gönner zu verſchaffen, welche ihm zu einem Lehrſtuhle der Mathematik im College Royal erhalfen. Descartes machte damals ein neues Syſtem der Philoſophie bekannt. Gaſſendi wurde ſein heftiger Gegner, und wußte ſeine Sache mit einer ſolchen Gewandtheit gegen des neuen Reformators Meditations zu führen, daß ſich die geachtetſten Denker damaliger Zeit in Carteſianer und Gaſſendiſten theilten. Eingeweiht in den Geiſt der alten Literatur, und ein erklärter Feind von Allem, was den Schein der Neuheit trug, war er ein ſolch eifriger Verehrer der Alten, daß er die Hauptlehrſätze des Epikur und Demokrit zur Baſis ſeiner Naturlehre machte. Er erneuerte die Lehre von den Atomen und dem leeren Raum. Indem er aber mit großer Hartnäckigkeit das Syſtem des Epikur (ſ. d. Art.) zu vertheidigen ſuchte, zog er ſich gefährliche Feinde zu, die ihn, ungeachtet der Reinheit ſeiner Sitten und ſeines untadelhaften Lebenswandels, von Seiten der Religion angriffen, deren Waffen er aber abzuweiſen wußte. Er ſtarb den 25. Oktober 1655, in einem Alter von 65 Jahren. Man beerdigte ihn zu Saint-Nicolas-des-Champs, und zierte ſein Grabmal mit ſeiner Büſte aus weißem Marmor. Seine

Digitized by Google

Werke und ſein Leben gab Sorbière 1958 in Lyon, und Averrani 1728 zu Florenz heraus. Alle ſind würdige Zeugen ſeiner tiefen Gelehrſamkeit.

Gaſſenerleuchtung. Einige Nachrichten bei den Alten beweiſen, daß Antiochien, Edeſſa und einige andere Städte, im 5ten und 6ten Jahrhundert, wo nicht in allen, doch wenigſtens in den vornehmſten Gaſſen öffentliche Laternen gehabt haben. Rom aber nicht. In Paris iſt die noch fortdauernde Einrichtung der Erleuchtung der Stadt im Jahre 1667 eingeführt. Aber ſchon 1424, 1526 und 1553 wurde daſelbſt Befehl gegeben, daß die Einwohner vor den Fenſtern ihrer Häuſer, welche an den Gaſſen lägen, um 9 Uhr Abends, brennende Lichter unterhalten ſollten. Im Jahr 1721 hatte Paris 5772 öffentliche Laternen; von Einigen werden 6232 angegeben. Da Paris 912 Gaſſen hat, ſo muß die Anzahl jetzt freilich bedeutender ſeyn. Von London findet ſich ſchon von den Jahren 1414, 1663 und 1716 Nachrichten von Erleuchtung der Gaſſen. Aber in den Jahren 1736 und 1739 iſt die Erleuchtung auf den jetzigen Fuß geſetzt. Amſterdam hatte ſchon 1669 Laternen. Im Haag fanden ſchon 1553 Verfügungen dieſerhalb Statt, und 1678 wurden durch alle Straßen Laternen errichtet. In Hamburg ſind 1675 Gaſſenleuchter errichtet. In Berlin iſt 1679 der Anfang damit gemacht. Jetzt hat die Stadt 2354, und Potsdam 590 öffentliche Laternen. In Wien ward der Anfang 1687 gemacht. Jetzt ſoll die Stadt 3445 Laternen haben. Leipzig hat die Beleuchtung 1702, und Dresden 1705 erhalten. In Frankfurt am Main ſind erſt 1711 die Laternen allgemein angeordnet. In Caſſel iſt die Beleuchtung 1721 angefangen, nachher aber verbeſſert, und 1778 belief die Anzahl der Laternen ſich auf 1013. Halle hat Laternen 1728, und Göttingen ſolche 1735 erhalten. Nantes hat die Beleuchtung ſeit 1777, und im Jahr 1780 brannten daſelbſt 500 Laternen. In Straßburg iſt die Beleuchtung 1779 angefangen. In Copenhagen ſind die Gaſſenlaternen zuerſt 1681 angezündet worden. Valencia und Barcelona haben Laternen. Braunſchweig hat ſeit 1765, 1565 Laternen. Zu München war vor 30 Jahren die Anzahl über 600, in Stettin 315, zu Königsberg in Preußen 1325. Hannover hat die Beleuchtung 1696, und Zürich 1778 angefangen.

Gaſſion (Jean de), Marſchall von Frankreich und einer der größten Feldherrn des 17ten Jahrhunderts, geboren zu Pau den 20. Auguſt 1609, diente anfangs im franz. Heere in Piemont, trat dann in die Dienſte des Königs Guſtav Adolph von Schweden, deſſen Liebling er war, zeichnete ſich bei Nürnberg und in der Schlacht von Breitenfeld aus, und kehrte, nach dem Tode Guſtav Adolphs, mit ſeinem Regimente nach Frankreich zurück, mit dem er die Armee des Generals de la Force in Lothringen verſtärkte, und auch hier neue Proben ſeiner Tapferkeit gab. Auf ſeinen Rath unternahm der große Condé die Schlacht von Rocroy, und erkannte ſeine Verdienſte, indem er ihm allein die Ehre dieſes Sieges zuſchrieb. Bei Wegnahme von Thionville, oder Diedenhofen, gefährlich verwundet, erhielt er 1643 den Marſchallsſtab, wurde im folgenden Jahre General-Lieutenant der Armee in Flandern, welche der Herzog Gaſton von Orleans befehligte. Nach einer Menge glücklich beendigter Belagerungen erhielt er vor Lens eine Schußwunde, und ſtarb 5 Tage nachher, den 2. Okt. 1647. Bei ſeltenem Muthe, der ihn die größten Gefahren verachten ließ, beſaß er eine ſo große Freimüthigkeit, daß er ohne Scheu die Wahrheit ſagte. Mazarin, der damals die Angelegenheiten Frankreichs leitete, und durch manches freie Wort von ihm beleidigt worden war, hatte wenig Tage vor ſeinem Tode ſeine Gefangenſetzung ausgeſprochen, der er auf dieſe Art entging.

Gaßmann (Florian Leopold), ein berühmter deutſcher Componiſt, geb. zu Brüx in Böhmen 1729, bildete ſich in der Jeſuiterſchule zu Collotau und dann in Italien, trat 1762 in die Dienſte des Kaiſers, und verfer-

tigte zu Wien den Catalog der kaiſerlichen Muſikalien. Im Jahre 1742 gründete er eine Wittwenkaſſe für Muſiker, aus der jede Wittwe derſelben 400 Gulden jährlich erhalten ſollte. Er arbeitete übrigens für's Theater und für die Kirche. In letzterer Art bewundert man vorzüglich ſeine Dies irae und ſein Oratorium: Betulia liberata. Er ſtarb den 22. Jan. 1774.

Gaßner (Johann Joſeph). Wie in den letzt n Jahren der neueſten Vergangenheit der Fürſt Hohenlohe-Schillingsfürſt in Würzburg, Bamberg, Brückenau und anderen Orten durch ſeine ſogenannte Wunderkuren großes Aufſehen erregte, ſo und in einem weit höheren Grade gelang dieſes im vorigen Jahrhundert dem berühmten Thaumatutgen Gaßner. Dieſer, geb. zu Bratz bei Pludens im Votarlbergiſchen 1727, war katholiſcher Pfarrer zu Klöſterle im Biſthum Chur. Seine von Natur lebhafte Einbildungskraft fand in den Erzählungen der Evangelien von der Heilung durch den Teufel geplagter Menſchen, ſogenannter Beſeſſenen, reiche Nahrung, und Thaumaturgie wurde ſeine Lieblingswiſſenſchaft. Sein Eifer ließ ihn nicht bei den chriſtlichen Glaubens-Urkunden ſtehen bleiben, er verſenkte ihn in die Bücher der Magiker, und immer feſter wurde in ihm die Ueberzeugung, daß ein großer Theil der menſchlichen Krankheiten von den Einwirkungen des böſen Feindes herrührten, und alſo durch chriſtlich-glaubige Gebete im Namen der Dreieinheit vertrieben oder geheilt werden könnten. Die erſten Verſuche in ſeiner Gemeinde ſchienen ihm zu glücken, wenigſtens verbreitete ſich ſein Ruf in der ganzen Umgegend. Der Biſchof von Coſtnitz, aufmerkſam durch die ſich verbreitenden Gerüchte, berief den Pfarrer Gaßner zu ſich, um ſich von der Echtheit oder Unechtheit ſeiner Wunder zu überzeugen. Bei ihm ſcheint Gaßner ſeine Probe nicht gut beſtanden zu haben: denn der Biſchof entließ ihn bald mit der Weiſung, ſich mit nichts, als mit der Seelſorge ſeiner Anbefohlenen zu beſchäftigen. Den Rath des würdigen Oberhirten achtete Gaßner gering, und ſuchte ſich Eingang zu verſchaffen bei einigen anderen hohen Geiſtlichen, die ſeinen Anſichten näher ſtanden. So geſchah es, daß der Biſchof von Regensburg ihn nach Ellwangen berief, um hier die Kunſt des Wundermannes an unzähligen Leidenden zu verſuchen. Gaßner kam, und verrichtete in der That auffallende Dinge an Nervenſchwachen, welche er beſonders zum Gegenſtande ſeiner Heilungen machte. Er heilte jedoch nur ſolche Perſonen, welche verſicherten, daß ſie vom Teufel beſeſſen ſeyen. Gaßner ſtand bei dem Volke in höheren und niederen Klaſſen in großem Anſehen, und galt bei Tauſenden für einen Mann Gottes. Zur größeren Glaubwürdigkeit ſeiner Thaten, ließen ſeine Freunde von einem öffentlichen Beamten fortlaufende Protokolle führen. Man hatte aber ſchon damals einen ſehr großen Verdacht, daß nicht alle Thaten Gaßners authentiſch ſeyen. Viele behaupteten, daß Geſunde oft ohne Gaßners Wiſſens ſtatt Kranken gebraucht worden ſeyen; manche ſchalten ihn ſelbſt einen Betrüger. Ihn gerade zu dafür zu erklären, wäre vielleicht unrecht. Man kann es ſogar mit feſter Gewißheit annehmen, daß viele Nervenſchwache durch die gereizte Stimmung genäſen, in welche ſie durch Gaßners Gebet und Exorzismus verſetzt wurden. Gegen das Ende ſeines Lebens nahm das Anſehen Gaßners ab. Er ſtarb im Jahr 1779. Sein Andenken wird den ſpäteren Nachkommen mit dem der Schwärmer zuſammen fallen.

Gaſtfreiheit, Gaſtfreundſchaft. Je höher wir in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes hinaufſteigen, deſto ausgezeichnetere Belege finden wir von der humanen Sitte, daß man dem Fremdling, welcher ein fremdes Land durchzog, ein gaſtliches Obdach bot, und ihn freundſchaftlich bewirthete. Dieſe Tugend der Gaſtlichkeit, welche die Natur ihren noch unverdorbenen Söhnen ſo tief ins Herz einpflanzte, war um ſo viel nöthiger,

da ohne jenen geſellſchaftlichen Verkehr, welcher jetzt dem Fremden, auch fern von ſeiner Heimath alle Bequemlichkeiten und Sicherheit des Lebens bietet, der wandernde Pilger den Beſchwerlichkeiten der Reiſe würde unterlegen haben. So nahm Abraham jene drei Wanderer, wovon uns die heilige Urkunde erzählt, in ſein Gezelt auf, gab ihnen eine gaſtliche Herberge, und bewirthete ſie mit einem ländlichen Mahle. Ein ähnliches Beiſpiel ſtellt uns die heilige Schrift in Loth auf, welcher das Recht der Gaſtfreiheit ſo ſehr verehrte, daß er die bei ihm eingekehrten Fremdlinge ſogar gegen die Gefahren, welche ihnen von Seiten der laſterhaften Sodomiter drohten, in Schutz nahm. Bei den Griechen war man in Anſehung der Gaſtfreundſchaft ſo zuvorkommend, daß man nicht einmal nach dem Namen und Vaterlande des Fremden fragte, gewöhnlich nicht vor dem 10ten Tage nach ſeiner Ankunft, wie Euſtathius (ad. Hom. Iliad. §. 174.) bemerkt, wo von Bellerophon erzählt wird, daß er von dem lyciſchen Könige nicht eher gefragt worden ſey. So ſagt auch Menelaus zum Telemach, als dieſer zu ihm kam: eſſet und ſeyd fröhlich; nachher wollen wir fragen, woher ihr kommt. Die Kretenſer waren beſonders wegen ihrer gaſtfreundſchaftlichen Geſinnungen berühmt. Eben das kann man auch von den Athenienſern behaupten. Sie wieſen keinen Fremden ab. In deſto ſchlimmerm Rufe ſtanden die Lacedämonier, welche die Fremden oft zurückwieſen. Indeſſen weiß man doch, daß ſie die Fremden bei ihren öffentlichen Mahlzeiten bewirthet haben, und nach Herodot war es eine beſondere Pflicht des Königs, für die Fremden zu ſorgen. Die Urſachen jenes üblen Rufs waren wohl, weil die Lacedämonier ſelbſt ſich mit ſchlechter Koſt begnügten, und die Fremden ſich daher für übel aufgenommen hielten, wenn ſie ſpartaniſch bewirthet wurden. Auch durften die Fremden nur an gewiſſen Tagen nach Sparta kommen, und überhaupt ſuchte man den zu großen Zuſammenfluß von Fremden in Sparta zu verhindern, um nicht die alten Sitten durch ſie verderben zu laſſen. Die meiſten übrigen Nationen Griechenlands, insbeſondere die Megarenſer und Korinthier, waren gaſtfreundſchaftlich. Auch gab es hin und wieder öffentliche Gebäude, wo Fremde aufgenommen, und koſtenfrei bewirthet wurden. Um die Ausübung der Gaſtfreundſchaft noch mehr zu befördern, verehrte man gewiſſe Gottheiten, welche die Fremden beſchützten, und die ihnen widerfahrenen Beleidigungen rächten. Dahin gehören Minerva, Apollo, Venus, Kaſtor und Pollux, und beſonders Jupiter, der davon vorzugsweiſe den Beinamen (Xenios) des Gaſtlichen hatte. In den ältern Zeiten glaubte man auch, daß die Götter bisweilen in menſchlicher Geſtalt auf der Erde erſchienen; daher ſcheuete man ſich um ſo mehr, den Fremden zu beleidigen. Bei den Römern war die Gaſtfreundſchaft eben ſo gewöhnlich, wie bei den Griechen. Bei keinem Volke des Alterthums wurde aber die Gaſtfreundſchaft höher geachtet, als von unſern deutſchen Altvordern. In Tacitus Germanien (c. 21.) lieſ't man folgendes ſchönes Bild von ihrer edlen Gaſtfreundſchaft, in den Worten: „Sein Dach irgend einem Sterblichen zu verweigern, wird für ruchlos gehalten. Nach Vermögen wird jeder mit zugerichtetem Mahle empfangen. Wenn es fehlt, ſo geht, der erſt Wirth war, als Wegweiſer und Begleiter uneingeladen in das nächſte Haus. Auch thut das nichts. Mit gleicher Artigkeit werden ſie empfangen. Was das Gaſtrecht betrifft, unterſcheidet Niemand den Bekannten von dem Unbekannten; dem Scheidenden, wenn er etwas gefodert, dies einzuräumen, iſt Gebrauch: und etwas zu fodern, iſt wechſelſeitig eben ſo wenig umſtändlich. Sie freuen ſich über die Geſchenke, rechnen aber das Weggegebene nicht an, und werden durch das Empfangene nicht verpflichtet. Die Bewirthung iſt unter Gaſtfreunden liebreich.“ Noch heut zu Tage finden wir dieſe, der Menſchheit ſo würdige Sitte, bei den Arabern fortleben.

Digitized by Google

Gaſtmähler der Alten. Unter den ſinnlichen Vergnügungen der Griechen und Römer nehmen die Gaſtmahle eine bedeutende Stelle ein. Nach Homer gab es dreierlei Arten: 1) das ſogenannte Hochzeitsmahl (Gamos); 2) das Gaſtmahl (Elapine), und 3) das Gelag (Eranos). Das Gelag (ἔρανος) war eine Art von Pikenik, jeder Gaſt gab dazu einen Beitrag an Geld. Dichter, Sänger, Gaukler u. dgl. ſpeiſten, des Vergnügens halber, das ſie der Geſellſchaft machten, umſonſt mit. Das Gaſtmahl (ἐιλαπίνη) wurde nur von Einer Perſon gegeben. Die Einladung der Gäſte geſchah auf eine feierliche Art von den Sklaven. Die Namen der einzuladenden Gäſte wurden auf ein Täfelchen geſchrieben (daher beim Plutarch καταγράφειν, einladen). Freunde und Verwandte kamen ungebeten. Oft brachten die Gäſte Perſonen mit, die nicht gebeten waren, welche man im Scherz Schatten (σκιὰς) nannte, weil ſie den eigentlichen Gäſten, wie ihre Schatten, nachfolgten. Es traf ſich auch wohl, daß Leute, welche das Schmarotzen liebten, ſich von ſelbſt zu einem Gaſtmahle einluden, ohne aus irgend einem Grunde dazu berechtigt zu ſeyn. Solche ſich aufdringende Gäſte nannte man (μυῖαι, muscae) Fliegen (daher des Plautus hospitium sine muscis); oder auch Mykonier, nach einem ſo genannten, wegen ſeines Geizes und ſeiner Begierde, zu ſchmarotzen, übelberüchtigten Volke. Der gewöhnlichſte Name war aber Paraſiten, Luſtigmacher (παράσιτοι). Bei Gaſtmahlen, die aus Männern beſtanden, durften keine Frauen, nahe Anverwandten ausgenommen, gegenwärtig ſeyn. Bei den Römern war es nicht ſo. Ehe man ſich zu Tiſche ſetzte, wuſchen und ſalbten ſich die Gäſte, beſonders Fremde, die von einer weiten Reiſe gekommen waren. Auch während der Mahlzeit, ehe eine neue Speiſe aufgetragen wurde, und nach Tiſche wurden die Hände gewaſchen. Die gewaſchenen Hände übergoß man mit Salben, d. i. mit wohlriechenden Waſſern. Die Tiſche, woran man ſpeiſte, waren, nach Beſchaffenheit des Zeitalters, mehr oder minder prächtig. Ehe man anfing zu eſſen, wurden in allen Zeiten die Erſtlinge der Speiſen und des Tranks den Göttern zum Opfer dargebracht. Dies geſchah beſonders im heroiſchen Zeitalter, auch noch zu den Zeiten des Plato und Xenophon. Man machte dabei mit der Veſta den Anfang. Auch nach der Mahlzeit opferte man den Göttern, und machte mit der Veſta den Beſchluß. Die Gäſte pflegten gewöhnlich weiße Kleider zu tragen, oder doch ſolche, die eine helle Farbe hatten. Schwarze Kleider, ein Zeichen der Trauer, wurden niemals getragen. Ferner ſchmückte man ſich mit Kränzen, die entweder beim Nachtiſche, oder, nach Andern, gleich beim Anfange der Mahlzeit den Gäſten gegeben wurden. Die Kränze wand man ſich nicht nur um das Haupt, ſondern auch um den Hals und die Bruſt. Auch der Speiſeſaal wurde mit Kränzen und Blumen ausgeſchmückt. Ferner ſalbte man ſich auch das Haupt, die Bruſt und andere Theile des Körpers mit ſtärkenden Salben, wodurch man zugleich die Wirkung des Weins zu ſchwächen glaubte. Bei dem Gaſtmahl waren gewiſſe Perſonen vorzüglich beſchäftigt. Dahin gehören 1) der Wirth ſelbſt, oder der, welcher an ſeiner Stelle war oder bei Gaſtmahlen, die auf gemeinſchaftliche Koſten angeſtellt wurden, derjenige von den Gäſten, welchen man durchs Loos erwählte, um Alles zu beſorgen. 2) Der Schmaußkönig (Βασιλεὺς, στρατηγὸς, ταξίαρχος, rex modimperator). 3) Der Diribitor (Δαιτρὸς), deſſen Amt es war, jedem Gaſte ſeine Portion zuzutheilen. 4) Der Weinaustheiler (Ὀινοχόοι), welcher den Wein und das Getränk herumreichen mußte. Vorzüglich brauchte man dazu ſchöne Knaben und Mädchen. Bei der Austheilung des Weins pflegte man den angeſehenern Gäſten mehr zu geben (Athen. V. 4), ſo wie man ihnen auch eher als den übrigen zutrank. Das Zutrinken war überhaupt bei den Griechen gewöhnlich. Man hatte bei den Gaſtmahlen Flötenſpieler und andere Tonkünſtler, Sängerinnen, Gaukler, Poſſenreißer und dergleichen

Digitized by Google

Beſonders waren die Beluſtigungen durch Muſik und Tanz ſchon von den älteſten Zeiten her gewöhnlich. Doch durfte der Tanz nicht weichlich, üppig und ausſchweifend ſeyn, wenn er nicht für unanſtändig ſollte gehalten werden. In den älteſten Zeiten ſang man Lieder zum Lobe der Götter. War der Geſang geendigt, ſo ging eine Zither, oder ein anderes muſikaliſches Inſtrument unter den Gäſten herum, damit die, welche die Kunſt verſtanden, zum Vergnügen der übrigen darauf ſpielen möchten. Denen, welche nicht muſikaliſch waren, wurde ein Lorbeer- oder Myrthenzweig in die Hand gegeben, den ſie empor hielten, und, wenn ſie konnten, ein Lied dabei ſangen. Die Römer hatten bei ihren Gaſtmahlen ähnliche Gebräuche, wie die Griechen. Ehe man anfing zu eſſen, wuſch man ſich die Hände, und zum Abtrocknen wurde ein Handtuch gereicht; i.deſſen ſcheint es auch, daß zuweilen jeder Gaſt ſich ſeine eigene Serviette (mappa) mitgebracht habe, um ſich ihrer zum Abwiſchen des Mundes und der Hände zu bedienen. In dieſe Serviette wickelten auch bisweilen die Gäſte, mit Erlaubniß des Wirthes, einen Theil der Speiſen, und ließen ſie von ihren Sklaven nach Hauſe tragen. In ſpätern Zeiten badete man ſich vor der Mahlzeit. Nach dem Bade zog man eine eigene ſchickliche Kleidung zur Cöna an. Dieſe beſtand aus einem von der Toga verſchiedenen Kleide, und aus Pantoffeln. Dieſe trug ein Sklave, nebſt andern nothwendigen Dingen, ſeinem Herrn nach, wenn er außer dem Hauſe ſpeiſte. Perſonen von gemeinem Stande trugen ſie oft ſelbſt. Es war ein großer Fehler gegen den Wohlſtand, bei einem Gaſtmahle ohne die gehörige Kleidung zu erſcheinen. Bei feſtlichen Gaſtmahlen wurden die Gäſte mit Kränzen von Blumen, Kräutern, oder Laub bekränzt, welche mit Bändern, oder mit der Rinde, oder der Haut des Lindenbaumes gebunden und geziert waren. Die Haare wurden mit wohlriechenden Salben geſalbt, mit Narden oder Nardenbalſam ꝛc. Nun lagerte man ſich endlich zu Tiſche. Die Mahlzeit wurde mit Gebeten und Libationen begonnen. Sie koſteten nichts, ohne es vorher den Göttern zu heiligen. Gewöhnlich warf man einen Theil ins Feuer, und weihete es ſo den Laren. Auch vom Tranke goß man einen Theil zur Ehre einer Gottheit auf die Tafel, welche für ſo heilig als ein Altar angeſehen wurde. Derjenige, welcher die Speiſen in Ordnung ſetzte, hieß Struktor, er zerſchnitt ſie auch bisweilen, welches eigentlich ein Geſchäft des Carptor war. Das Vorſchneiden war eine ordentliche Kunſt, und geſchah nach dem Takte. Die an der Tafel aufwartenden Sklaven hießen Miniſtri. Sie waren mit einer leichten Tunica bekleidet, mit den Servietten um den Leib gegürtet, und hatten ihre angewieſenen Verrichtungen. Einige ſetzten das Silbergeſchirr in Ordnung; Einige reichten den Gäſten Waſſer zum Waſchen der Hände, und Tücher, um ſie abzutrocknen; Einige reichten das Brot herum; Einige trugen die Speiſen auf die Tafel, und ſetzten die Trinkgeſchirre auf; Einige ſchnitten die Speiſen vor; Einige ſervirten Wein. Bei warmem Wetter mußten Einige das Zimmer mit Wedeln kühl machen, und die Fliegen wegtreiben. Bisweilen verrichteten auch Aufwärterinnen Dienſte an der Tafel. Wenn Jemand ſeine Sklaven verlangte, um ihm etwas zu bringen, ſo machte er ein Geräuſch mit den Fingern. Die Speiſen wurden entweder ſchon auf den Tafeln, und mit dieſen zugleich, oder häufiger auf Tragmaſchinen, auf deren jeder verſchiedenen Arten von Gerichten waren, ins Zimmer getragen. Jedoch wurden auch wohl die Speiſen einzeln ins Zimmer gebracht, und auf die Tafel geſetzt. Eine große Schale, oder Schüſſel, Mazonomum genannt, auf welcher verſchiedene Arten von Speiſen waren, wurde bei der Mahlzeit herumgereicht, damit jeder von den Gäſten nehmen konnte, was ihm beliebte. Vitellius ließ eine ſolche Schüſſel von außerordentlicher Größe machen, die er den Schild der Minerva nannte. Ein gewöhnliches Gericht wurde bei dem Schall der Flöte aufgetragen, und die Aufwärter dabei waren mit Blumenkränzen geſchmückt. Die Flöte (tibia)

Digitized by Google

wurde bei den Gaſtmahlen der Alten ſehr gebraucht. Man miethete daher mit den Köchen zugleich auch Flötenſpieler, oder Flötenſpielerinnen auf dem Markte, wo man die Speiſen kaufte. In Begleitung der Flöte ſangen die dazu beſtimmten Knaben, oder auch wohl die Gäſte ſelbſt, das Lob der Helden und großer Männer, und am Ende des Gaſtmahls ließ man Flötenſpielerinnen und Tänzerinnen zum Vergnügen der Gäſte auftreten. Ueberhaupt wurden die Gäſte bei der Mahlzeit mit Muſik und Tanz, bisweilen mit Pantomimiſten und Komödianten, mit Luſtigmachern und Poſſenreißern, auch ſogar mit Gladiatoren unterhalten. Ernſthafter und vernünftiger Denkende hielten ſich aber bei der Mahlzeit bloß Perſonen, die ihnen aus Büchern vorleſen mußten. Ihr größtes Vergnügen bei Gaſtmahlen waren freundſchaftliche Unterredungen. Das gewöhnliche Getränk der Römer bei den Gaſtmahlen war Wein mit Waſſer vermiſcht, bisweilen auch mit Gewürzen. Man ſetzte den Wein beim Nachtiſch zugleich mit dem Deſert auf, und ehe man trank, machte man den Göttern Libationen. Bisweilen ſetzte man den Gäſten nach ihrem verſchiedenen Range verſchiedene Gattungen von Weinen und Früchten vor. Zum Serviren des Weins gebrauchte man Sklaven, gewöhnlich Knaben von ſchöner Geſtalt. Sie bedienten ſich dazu eines kleinen Bechers, Cyathus womit ſie den Wein maaßen, desgleichen noch eines andern kleinen Maaßes, Ligula oder Cochleare genannt, zum Auffüllen des Weins und anderer Getränke. Ferner war auch bei der Mahlzeit das Geſundheittrinken gewöhnlich. Man trank auf die Geſundheit eines Freundes, oder einer Geliebten (Vergl. Hor. Od. I, 27, 9,), und nahm ſo viel Cyathie, als Buchſtaben in dem Namen waren, oder als man ihnen Jahre zu leben wünſchte. Gewöhnlich trank man drei Cyathie zur Ehre der Grazien, oder neun zur Ehre der Muſen. Man trank auch, wie die Griechen, zuerſt zur Ehre der Götter, und dann guter Freunde. Die Trinkgefäße wurden beim Gaſtmahle bisweilen mit Blumen bekränzt. Während des Trinkens beſchäftigten ſich die Römer auch mit verſchiedenen Spielen, z. B, mit Würfeln (alca), Gerade oder Ungerade (par impar), u. ſ. w. Die Mahlzeit wurde endlich eben ſo geendigt, wie ſie angefangen hatte, mit Gebeten und Libationen. Die Gäſten tranken zuletzt auf die Geſundheit des Wirths, und unter den Kaiſern auf die Geſundheit derſelben.

Gaſton de Foix, ſ. Foix.

Gaſtriſch heißt bei den Aerzten eine Krankheit, wenn eine vermehrte Abſonderung in dem erſten Magen, d. h. im Magen und Darmkanal, von gallichten, ſchleimichten und andern Unreinigkeiten, ſich vorfindet; beſonders aber iſt dieſes in nachlaſſenden Fiebern der Fall, wo denn, je nachdem das eine oder das andere dieſer Symptome vorſticht, das Fieber den Namen eines gallichten oder eines Schleimfiebers erhält.

Gaſtromantie, eine beſondere Art der Wahrſagerei bei den Griechen, wobei man alſo verfuhr. Man ſtellte gewiſſe runde Gläſer (deren größte Wölbung γαστήρ, gaster, der Bauch, hieß, daher der Name), mit klarem Waſſer gefüllt, auf einem Platze, und brennenden Fackeln rund umher. Dann betete man mit leiſer Stimme zu einem Dämon, und legte ihm die Frage vor, deren Auflöſung man begehrte. Nun mußte ein keuſcher und unbefleckter Knabe, oder eine ſchwangere Frau mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit alle in den Gläſern ſich ereignende Veränderungen bemerken, und zugleich vom Dämon eine Antwort wünſchen, erbitten und auch fodern. Dieſer gab ſie endlich durch gewiſſe in den Gläſern ſich zeigende Bilder, welche die Zukunft vorſtellen ſollten.

Gatterer (Johann Chriſtoph), ein berühmter deutſcher Hiſtoriker, war am 14. Juli 1727 zu Lichtenau im Nürnbergiſchen geboren. Nach vollendeter Gymnaſialbildung zu Nürnberg kam er im Jahr 1747 an die

Digitized by Google

Univerſität zu Altdorf, wo er Philologie, Philoſophie, Geſchichte und Theologie ſtudirte. Im J. 1751 ward er Magiſter und Privatdocent, und 1752 als Lehrer an das Gymnaſium nach Nürnberg berufen, und daſelbſt 1756 zum Conrektorat, auch zugleich am ſogenannten Auditorium zum Profeſſor der Reichshiſtorie und Diplomatik befördert. Er hatte ſich im J. 1753 mit einer gebornen Schubertin verehelicht. Im J. 1758 nahm er, nach Köhlers Tod, den vorher ſchon einmal an ihn ergangenen Ruf zum ordentlichen Lehrer der Geſchichte nach Göttingen an, wo er 1762 auch zum ordentl. Mitglied der dortigen deutſchen Geſellſchaft, ſo wie 1776 zum Mitglied der königl. Societät der Wiſſenſchaften ernannt wurde. Im J. 1764 ſtiftete er das hiſtoriſche Inſtitut, wovon er 1767 Direktor wurde. Auch wurde er königl. großbritanniſcher Hofrath und Ehrenmitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften. Als Profeſſor erlangte er eine außerordentliche Celebrität, und der Beifall ſeiner Schüler, vorzüglich in den erſten Jahren ſeines Lehramts, war ſo groß, daß, weil ſein Hörſaal zu klein wurde, die Studenten auf Leitern von außen, bei den geöffneten Fenſtern ſeine Vorleſungen nachſchrieben. Noch 1783 muſte er wegen der großen Menge von Zuhörern die allgemeine Geographie zweimal unmittelbar nacheinander leſen; demungeachtete aber war ſein Hof, und der Eingang vor dem Hörſaal, ſo wie jedes Fenſter deſſelben auf der Straße von Zuhörern voll. Es vereinigte ſich aber in Gatterer auch Alles, um einen höchſt ſorgfältigen Forſcher in der Geſchichte und in der Erd- und Menſchenkunde zu bilden. Außer der lateiniſchen und griechiſchen Sprache verſtand er die morgenländiſchen Dialekte, ſelbſt das Armeniſche, und die ſlaviſchen Sprachen. Eine hierdurch mögliche außerordentliche Beleſenheit in den Schriftſtellern aller Zeiten; der Beſitz aller hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, der Genealogie, Heraldik, Numismatik, Diplomatik, Chronologie; das treueſte Gedächtniß für die große Maſſe dieſer Gegenſtände, Scharfſinn im Vergleichen des Aehnlichen, und Ausforſchen aus dem Dunkel zerſtreuter Angaben; reifes Urtheil im Unterſcheiden deſſen, worauf es eigentlich ankömmt, und ein ernſter, eiſerner Fleiß; alles dieſes zuſammen machte ihn zu dem, für ſeine Wiſſenſchaft ſo wichtigen Manne. Will man das, was er der Wiſſenſchaft der Geſchichte leiſtete, im ganzen Umfange und mit Gerechtigkeiten ſchäzzen; ſo muß man die allgemeine Geſchichte nicht auf der Höhe denken, wo ſie jetzt, und zum großen Theil durch ſein Verdienſt ſteht, ſondern ſich den noch niedrigen Standpunkt vergegenwärtigen, auf welchem ſie ſich damals in Deutſchland befand. Sein Verdienſt um die Geographie iſt eben ſo groß. Dieſe, die bis dahin nur eine Sammlung einzelner Nachrichten über Völker, Länder, und Oerter war, wurde von ihm zu dem Range einer Wiſſenſchaft erhoben. Er ſtarb am 5. April 1799. Schlichtegroll ſagt im Nekrolog von ihm: „Von ſeinem Karakter, ſeiner großen Rechtſchaffenheit, ſeinem einfachen, deutſchen Weſen, ſeiner ſeltenen Beſcheidenheit, kann man nicht Rühmliches genug ſagen. Alle die kleinlichen Rückſichten, durch die bei dem Zuſammenwohnen ſo vieler Männer Eines Standes in derſelben Stadt, das Leben der Profeſſoren ſich oft ſelbſt verbittert, und in den Augen Anderer herabſetzt, kamen nicht in ſeine reine, redliche Seele. Der Ruhm und der Vortheil der Univerſität Göttingen war ihm ein viel wichtigerer Gegenſtand, als ſein eigener Ruhm, ſein Beifall, oder Intereſſe. Er miſchte ſich in Nichts, was nicht zu ſeinen Studien oder zu ſeinem Amte gehörte; ja, er hatte eine gewiſſe Abneigung gegen Unterhaltungen über Neuigkeiten, die ſonſt ein allgemeines Intereſſe haben. Ohne ungeſellig zu ſeyn, liebte er doch große Zirkel, und öfteres Beſuchen der Geſellſchaft überhaupt nicht. Er brachte gleichmüthig und gleichförmig ſeine Tage in ſeinem Arbeitszimmer zu. Erholung ſuchte und fand er in einem Spazier-

Digitized by Google

zang, und in ſeiner Familie, mit der er anfangs kümmerliche Zeiten durch-
eben mußte, und ſich dann der beſſern freuete. Er genoß das Glück, meh-
rere ſeiner Kinder, als des väterlicher Namens und Ruhmes würdig ge-
deihen zu ſehen. Voll Anhänglichkeit an die einfachen Sätze einer durch
eine Studien aufgeklärten Religion, voll Gewiſſenhaftigkeit und Liebe für
das Vaterland und ſeine Regierung, ſah er mit Traurigkeit und Mißbilli-
gung den Revolutionen zu, die am Abend ſeines Lebens in den Staaten
und manchen Wiſſenſchaften mehr kühn, als weiſe unternommen wurden,
und er zog ſich daher um ſo mehr in den friedlichen Kreis ſeiner Studien
zurück." — Sein Bildniß, von C. Nauwerk gezeichnet, und von F. W.
Bollinger geſtochen, befindet ſich vor dem 46ſten Bande der Neuen allg.
deutſchen Bibliothek 1799, und von C. Bock geſtochen in der Sammlung
von Bildniſſen gelehrter Männer. Seine Schriften ſind: Handbuch der
Univerſalhiſtorie, zweite Ausgabe, 1765. 2ten Bdes. 1ſtr Theil, Göttingen
1764. Abriß der Univerſalhiſtorie. 1ſte Hälfte. Ebend. 1765. 8. Synopsis
hist. univ. f. Ed. II. Ebend. 1769. Fol. Einleitung in die ſynchroniſt.
Univerſalh. 2 Thle. Ebend. 1771. 8. Weltgeſchichte in ihrem ganzen Um-
fange. 2 Thle. Ebend. 1785. 8. Verſuch einer allgemeinen Weltgeſchichte bis
zur Entdeckung Amerika's. Ebend. 1792. 8. Doch iſt zu bedauern, daß die
meiſten dieſer Werke unvollendet geblieben ſind. Auch gab er heraus: Allgem.
hiſt. Bibliothek. Halle 1767 — 71. 16 Bde. 8., und hiſtoriſches Journal,
Göttingen 1773 — 81. 16 Thle. 8.

Gau, Go, Gowe, auch Ga, ein altdeutſches Wort, das einen abge-
meſſenen Bezirk Landes bezeichnet, und dem lat. Pagus und dem franz. Pays
entſpricht. Unter den merovingiſchen Königen zeigte es eine politiſche Ein-
theilung Deutſchlands an. Die Könige ſetzten über ein oder mehrere Gauen
einen Grafen, der in ihrem Namen, die Gerichtspflege zu verwalten, die Ein-
künfte zu erheben, und die Bewohner zum Kriege aufzubieten hatte (ſ. Cent-
gericht). In dieſer Hinſicht erhielten die Gauen von dem 7ten bis zum 12ten
Jahrhundert den Namen Comitatus. Sie erhielten ihren Beinamen bald
von den vornehmſten darin gelegenen Städten, bald von größern oder kleinern
Flüſſen. Man findet daher bei den Schriftſtellern dieſer Zeiten ein Worms-
gau, Speiergau ꝛc. Als um die Mitte des 12ten Jahrhunderts die Würde
der königlichen Beamten über dieſe Provinzen erblich wurde, ſo liebte man
eine Benennung nicht mehr, die an einen frühern Zuſtand erinnerte, und die
Eintheilung Deutſchlands erloſch dermalen, daß man nur noch in Schenk-
briefen oder Privilegien dieſen Namen erwähnt findet. Wo man heute zu
Tage noch die Benennung Gau hört, da kann ſie nicht mehr als politiſche, ſon-
dern nur als geographiſche Eintheilung betrachtet werden. S. d. Art. Graf.

Gaudi (Friedrich Wilhelm Ernſt von), preußiſcher General-Lieutenant,
geb. zu Spandau den 23. Aug. 1725, trat 1745 in preußiſche Kriegsdienſte,
zeichnete ſich während der Dauer des 7jährigen Krieges vorzüglich aus, wurde
1779 Inhaber eines Infanterie-Regiments, 1785 Muſter-Inſpektor in
Weſtphalen, 1787 General-Lieutenant und Commandant zu Weſel, und
ſtarb den 13. Dez. 1788 zu Cleve. Als Schriftſteller zeichnete er ſich beſon-
ders aus, durch: Verſuch einer Anweiſung für Offiziers von der Infanterie,
wie Feldſchanzen von allerhand Art angelegt werden können, Weſel 1767, 8.
mit 39 Kupfrn., 1792 8. Auch hinterließ er handſchriftlich eine Ge-
ſchichte des ſiebenjährigen Krieges, die König Friedrich Wilhelm II. an ſich
kaufte.

Gauſſin (Jeanne Catherine), eine berühmte Schauſpielerin des franz.
Theaters, betrat 1731 die Bühne, und entzückte bald in naiven Rollen das
Pariſer Publikum, namentlich in Voltaire's Zaire. Im Jahr 1763 zog ſie
ſich aber von der Bühne zurück aus Mißmuth, weil ſie durch eine unglückliche

Digitized by Google

Heirath mit dem Tänzer Tavolaigo beinahe ihr ganzes Vermögen verloren hatte, und ſtarb den 9. Juli 1767.

Gaveaux, geboren 1764, war ein beliebter franzöſiſcher Tonkünſtler, deſſen Compoſition des Pygmalion von Rouſſeau ſich noch auf dem Repertoire der franzöſiſchen Bühne erhalten hat.

Gavinies (P.), franzöſiſcher Componiſt und Violiniſt, geboren 1726 ſtarb 1800, wurde von Viotti der Tartini Frankreichs genannt.

Gavotte, ein veraltetes Tanzſtück. Zu dem Eigenthümlichen der Gavotte gehört: 1) der Zweizweiteltakt ($^2/_2$) in einer beſtimmten nicht allzuraſchen Bewegung; 2) daß ſie geradzählige rhythmiſche Theile hat, welche im zweiten Takte einen fühlbaren Einſchnitt erhalten; 3) daß ſie mit zwei Viertel im Auftakte anhebt; 4) daß ſie aus 2 Theilen beſteht, deren jeder acht Takte hat, und 5) daß ſie keine geſchwindern Noten als Achtel verträgt. — Händel hat deren in ſeinen Clavier-Suiten treffliche hinterlaſſen; auch findet man in den Opern Glucks mehrere Gavotten als Balletſtücke.

Gay (John), ein engliſcher Fabuliſt, geb. 1688 zu Barnſtaple in Devonſhire, erhielt von dem Dichter und Schullehrer Luck in ſeinem Geburtsorte ſeinen erſten Unterricht, der nicht wenig dazu beitrug, ſein dichteriſches Talent in ihm anzuregen. Dem Stande eines Krämers, wozu ihn ſeine häuslichen Verhältniſſe beſtimmt hatten, entſagte er, erwarb ſich bald Gönner und Freunde durch die erſten Proben ſeiner poetiſchen Talente, und ward 1712 Sekretär bei der Herzogin von Montmouth. In ſeinen Mußeſtunden verfaßte er ſeine Rural sports (die Luſt des Landlebens), ein beſchreibendes Gedicht, das die ländlichen Ergötzungen eines ſorgenfreien und liberalen Mannes in den gefälligſten Zügen mit der treffendſten Natürlichkeit malt, ohne durch eine didaktiſche Tendenz in der Manier ſeines Zeitalters das Colorit der anſpruchloſen Wahrheit zu ſchwächen. Durch dieſes erſte und vorzüglichſte Werk ſeiner dichteriſchen Thätigkeit erwarb er ſich die Freundſchaft Pope's, dem er dieſes poetiſche Produkt gewidmet hatte. Auf der Bühne wollte ſeine, 1713 erſchienene Komödie The wife of Bath kein Glück machen. Durch den Umgang mit Pope und den Geiſt des Zeitalters beſtimmt, ohne welches er der Theokrit ſeiner Nation hätte werden können, wandte Gay ſein unverkennbares Talent zur bukoliſchen Poeſie, zur Komik, um die Idyllen des Ambroſe Philips zu parodiren. Es erſchien ſeine burleske Parodie dieſer Idyllen in the Shepherd's week (in der Schäferwoche), eine ſeiner vorzüglichern Arbeiten, eben ſo reich an ländlicher Wahrheit, die aber mit Fleiß bis zur Plattheit getrieben iſt, als an Witz und Naivetät. Dieſes Werk hatte er dem Lord Bolingbroke zugeeignet; bei der neuen Regierungsform mußten die darauf gegründeten Hoffnungen zur Beförderung ſchwinden, obgleich er als Sekretär des Grafen Clarendon, engliſchen Geſandten am hannövriſchen Hofe, im letzten Regierungsjahre der Königin Anna, zu nicht geringen Erwartungen berechtigt war. Nach ſeiner Rückkehr beſchenkte er das Publikum mit der Tragi-Komödie What-d'yecall-it, und 1717 mit der unter Pope's und Arbuthnots Mithülfe geſchriebenen Komödie Three hours after marriage, womit er nur vorübergehenden Beifall einerndete. Nicht lange nachher reiſte er nach Aachen, und lebte einige Zeit auf dem Landſitze des Lord Harcourt. Durch Herausgabe ſeiner Gedichte auf Subſkription nahm er um dieſe Zeit 1000 Pfund ein. 1724 erſchien: The captives, ein gut aufgenommenes Trauerſpiel, und 1726 der erſte Band ſeiner, zum Unterrichte des Herzogs von Cumberland geſchriebenen, Fabeln, welche alle früheren in der engliſchen Literatur verdunkelten, und bis auf dieſen Tag zur Unterhaltung und Belehrung der Kinder die beliebteſten in den Händen der engliſchen Erzieher und Erzieherinnen geblieben ſind. Sind ſie auch nicht ſo fein und geiſtreich, wie die des franzöſiſchen Fabuliſten Lafontaine, ſo liegt doch darin

Digitized by Google

eine ſchöne Veranſchaulichung einer guten Kindermoral. Ein rauſchender Beifall ward ſeiner Beggar's Opera (einer Bettler-Oper), einer Oper aus dem niedrigſten Leben, oder für den Pöbel. Die ſchlechte Polizei in London erſchien bei dieſer Gelegenheit auf eine Art auf der Bühne, wie ſie vorher nie gezeigt worden war. Drei und ſechzig Mal wurde ſie in kurzer Zeit vor einer Menge von Zuſchauern aufgeführt, die kaum Platz im Schauſpielhauſe hatten. Bis auf die neueſten Zeiten hat ſich das derbe Nationalſtück in der Gunſt des großen Haufens erhalten; und von der Kritik wurde es immer mit ſchonender Milde behandelt. Der Herzog und die Herzogin von Queensberry nahmen ſich hierauf ſeiner wohlwollend an, nachdem er vergeblich auf eine Anſtellung von Georg d. Zweiten gehofft hatte. Seine Oper Polly, eine Fortſetzung der Bettler-Oper, kam nicht auf das Theater. Der Lord Kämmerer, unter deſſen Aufſicht die Schauſpielhäuſer ſtanden, verbot das Stück, als es eben aufgeführt werden ſollte. Uebrigens iſt dieſes verbotene Singſpiel nicht ohne Werth, und anziehender, als der Achilles, noch eine komiſche Oper unſers Fabuliſten, gegen welche die Theater-Polizei nichts zu erinnern hatte. Er ſtarb am Ende des J. 1732, und wurde in der Weſtminſter-Abtei begraben. Sein Denkmal ziert die von ihm ſelbſt verfaßte Aufſchrift:

Life is a jest and all things show it;
I thought so once, but now I know it;

(das Leben iſt ein Scherz, wie alle Dinge zeigen; ehemals dacht ich ſo, jetzt aber weiß ich es). Seine Fabeln ſind öfter allein gedruckt; die übrigen Gedichte, die dramatiſchen ausgenommen, unter dem damals gewöhnlichen Titel: Poems on several occasions, Lond. 1737, 2 Bde. in 12. Die Miscellaneous works of Gay, Lond. 1774, in 2 Bdn., werden zum Theil für echt anerkannt. Die Plays written by Mr. John Gay ſind beiſammen gedruckt in einem kleinen Oktavbande, Lond. 1760. Pope ſchildert in Gay einen geraden, anſpruchsloſen Mann, deſſen Rede das Gepräge ſeines Herzens trug, der aber immer zu mißfallen fürchtete. Johnſon macht ihm nicht mit Unrecht jene mens divinior ſtreitig, die das Eigenthum großer Dichter iſt; ſetzt ihn aber, als Sänger ein niedern Sphäre, auf ſeine ihm gebührende Stufe.

Gaza (Razza), eine Stadt in Paläſtina, jetzt zum Paſchalik von Damask gehörend, mit einem verfallenen Hafen und etwa 26,000 Einw. Die Karawanen, welche von Syrien nach Aegypten gehen, müſſen hier durch, und verſorgen ſich mit Proviant auf vier Tage; dadurch bekommt der Ort einiges Leben. Der Boden um die Stadt her iſt ſehr fruchtbar, und bringt faſt von ſelbſt Granaten, Orangen und Datteln hervor, welche bis Conſtantinopel geſucht werden. Der Handel mit Kali wurde ſonſt von den Arabern ſtark getrieben; ſie ſammelten die Laugenſalz haltigen Gewächſe der Wüſte, und verbrannten die Pflanzen. Jetzt treibt der türkiſche Aga den Handel allein. Gaza wurde 1799 von den Franzoſen eingenommen, aber bald wieder verlaſſen.

Gazette, eine kleine Silbermünze in Rom, war urſprünglich im 16ten Jahrh. zu Venedig gangbar, wo es auch ſchon gedruckte gelehrte Nachrichten gab, von denen ein Stück gewöhnlich eine Gazetta koſtete, weßhalb die Zeitungen überhaupt nach der Münze benannt wurden.

Gazometer, ſ. Gaſometer.

Gazopyrion, ein von dem Dr. Faulſtich erfundenes Feuerzeug, deſſen Hauptheile ein mit brennbarer Luft gefülltes gläſernes Gefäß und ein Elektrophor ſind. Der nämliche Hahn, welcher des Gefäßes Kanal öffnet, wodurch das Hydrogen entweicht, bringt es zugleich in Berührung mit dem Elektrophor, deſſen Funke das entweichende Gas entzündet, und die geheiſchte Flamme zum Licht hervorbringt. Doch muß man hierbei mit Vorſicht verfahren, um die Erzeugung der Knallluft zu vermeiden.

Digitized by Google

Gebälk, in der Baukunſt, bald die ſämmtlichen Balken eines Gebäudes, bald der oberſte Theil einer Säulenordnung, welches auf den Säulen ruht. Es beſteht aus folgenden weſentlichen Theilen: 1) dem Queerbalken, der die Säulen verbindet, und den Hauptbalken zur Grundlage dient, **Unterbalken**; 2) den Hauptbalken, deren Köpfe auf dem Unterbalken ruhen, **Fries**; 3) den über die Balken hervortretenden Brettern oder Bohlen, die, weil ſie um das ganze Gebäude herum einen hervorſtehenden Kranz bilden, **Kranz** genannt werden. Die geeignetſte Höhe des Gebälks bei jeder Art von Säulen iſt der vierte Theil der Säulenhöhe ſelbſt. Iſt aber das Gebälk höher, ſo ſcheint es das Gebäude zu erdrücken, und giebt dem Hauſe ein mageres Anſehen (ſ. **Säulenordnung**).

Gebärden, ſ. **Geberden**.

Geberden (**Geberdenſpiel**, **Geberdenſprache**) nennt man alle Veränderungen am menſchlichen Körper, die das Innere äußerlich darſtellen; z. B. das Lächeln des Mundes, das weite Oeffnen und ſtarre vor ſich Hinblicken der Augen, das Ausbreiten, Erheben oder Zuſammenſchlagen der Hände, das Senken oder Aufwärtstragen des Kopfes, das Vorwärts- oder Rückwärtsbeugen des Körpers, u. ſ. w. Dieſe Geberden heißen inſonderheit **Mienen**, ſofern ſie im menſchlichen Antliz, als dem bedeutungsvollſten Theile des menſchlichen Körpers, erſcheinen. Denn dieſer Theil, an und zunächſt welchem die vorzüglichſten Sinnenorgane ſich befinden, wohin ſich alſo die wichtigſten Nerven verbreiten, und mit welchem die Seele gleichſam in nächſter Berührung ſteht, iſt der treueſte Spiegel des Innern; ihn ihm ſelbſt aber iſt wieder das Auge, dieſes himmliſche Organ, in welchem ſich das Weltall ſelbſt abzubilden ſcheint, und wohin das innere Licht ſeine feurigſten Strahlen ſendet, der bedeutungsvollſte Theil. Wenn demnach das Innere des Menſchen — ſeine Gefühle, Empfindungen, Gedanken, Neigungen, Entſchlüſſe u. ſ. w. durch ſolche körperliche Veränderungen auf eine ausdruck- und geſchmackvolle Weiſe dargeſtellt wird, ſo daß daraus ein harmoniſches Ganze ſchöner Bewegungen hervorgeht, ſo iſt dies gleichſam eine poetiſche Schilderung des Innern, die aber nicht durch Worte, ſondern durch Geberden geſchieht, und wobei die Kunſt keinen andern Zweck hat, als das Wohlgefallen an der Form der Compoſition jener äußern Bewegungen und des ihnen korreſpondirenden Spiels der innern Bewegungen. Wiefern nun die **Phyſiognomik** überhaupt das Innere des Menſchen nach dem Aeußern beurtheilen lehrt, und die **Pathognomik** inſonderheit die vorübergehenden oder veränderlichen Erſcheinungen am menſchlichen Körper, hinſichtlich ihrer Bedeutſamkeit erwägt, in ſofern muß die Theorie der Mimik aufgeſtellten Grundſätze weiter fortbauen, und ſie mit den Regeln des Aeſthetiſch-wohlgefälligen verknüpfen, indem es auch mißfällige, obwohl an ſich ausdrucksvolle Bewegungen geben kann. Und da beim Geberdenſpiele die Hände, als die beweglichſten Glieder des menſchlichen Körpers, ſelbſt wenn der ganze Körper in Ruhe iſt, eine vorzügliche Rolle ſpielen, ſo nannten die Alten dieſen Theil der **Mimik** (ſ. d. Art.) (und tropiſch auch wohl das Ganze) **Cheironomie** oder **Cheiroſophie**, in welcher nach Athenäus ein gewiſſer Teleſis oder Teleſtes ſich vorzüglich auszeichnete. Man muß übrigens das künſtleriſche, mit abſichtlicher Nachahmung ausgeführte (alſo im eigentlichen Sinne mimiſche) Geberdenſpiel von dem bloß natürlichen und unwillkührlichen Ausdrucke des Innern durch das Aeußere wohl unterſcheiden, indem der mimiſche Künſtler ſich bei der Darſtellung nicht dem Gefühle ſo hingeben darf, daß er in den Zuſtand des Gemüths, den er darſtellt, mit Verluſt ſeiner Beſonnenheit übergehe. Wie leicht aber dieſer Uebergang ſey, ſieht man unter andern auch aus der Erzählung des Gellius vom Schauſpieler Polus, der jedoch hauptſächlich dadurch einen Fehlgriff machte, daß er, um

Digitized by Google

die Traurigkeit der Elektra in der Tragödie dieſes Namens von Sophokles recht täuſchend darzuſtellen, ſtatt der angeblichen Urne des Oreſtes, die er als Elektra tragen ſollte, die wirkliche Urne ſeines eignen Sohnes vom Grabe holte, und, indem er ſie auf der Bühne in den Armen hielt, Alles mit tiefem Schmerze erfüllte. Ein ſolcher Schmerz iſt unäſthetiſch.

Gebern oder Parſern, von den Muhamedanern Gauern genannt, eine heidniſche Sekte in Perſien, die den alten Sternen- und Feuerdienſt unter ſich bewahrt hat. Sie beten die Sonne als ein Sinnbild des unſichtbaren Gottes an, und alle ihre Religionsgebräuche ſtehen in Beziehung auf das Feuer, daher ſie auch Feueranbeter genannt werden. Ihr Religionsbuch iſt der Zend-Aveſta des Serduſcht oder Zoroaſter. Zoroaſter ſchuf ſeine Religionslehre, eine Veredlung des älteſten durch den Orient verbreiteten Sonnen- und Feuerdienſtes, ungefähr 100 J. vor Cyrus in Atropatia, dem heutigen Aderbidſchan. Er ſetzte, im Geiſte des durch die alt-aſiatiſche Welt herrſchenden Dualismus, über Sonne und Feuer hinauf ſein gutes Lichtprincip, den Ormuzd, im Kampfe mit dem endlich unterliegenden Ahriman. — Ueber die älteſte Religionsweiſe der Parſen zur Zeit, als der Orient noch unter großen Herrſchern vereinigt war, findet man wichtige Aufſchlüſſe in Scheik Moham. Fani's Dabiſtan, oder von der älteſten Religion der Parſen, aus der perſiſchen Urſchrift von Fr. Gladwin ins Engl., aus dieſem ins Deutſche überſetzt durch F. von Dalberg, Aſchaffenb. 1809. — Mehreres ſehe in den Artikeln Zoroaſter und Zend-Aveſta. Vergl. Sylvestre de Sacy Mémoires sur diverses antiquites de la Perse. Paris 1793, 4.

Gebet iſt die abſichtliche Erweckung und Unterhaltung religiöſer, d. i. ſich auf Gott beziehende Gedanken, Vorſätze und Empfindungen. Die Einkleidung des Gebets in Worte, in eine Formel, iſt oft in Rückſicht unſerer ſinnlichen Schwäche nothwendig, oft ein von ſelbſt erfolgender Erguß ſtarker rührender Gefühle. Der Geiſt des Gebets iſt die Geſinnung, iſt die Gewohnheit, was wir denken und thun, mit Gottes heiligem Willen zu vergleichen, und der Wunſch der Uebereinſtimmung derſelben. So kann der Fromme ohne Unterlaß beten, ohne ſich nach dem Buchſtaben des Gebets, einer Formel, umzuſehen, und dann erhellet aus der Natur des Gebets, daß es ein wirkſames Mittel aller wahren Tugenden werden müſſe. Denn wie kann der ein ſchlechter Menſch ſeyn, dem bei Allem, was er denkt und thut, der Gedanke an Gott und Gottes Willen zwar nicht immer gleich lebhaft, aber doch nie ganz fern iſt. Der Buchſtabe des Gebets hat keine Beziehung auf das göttliche Wohlgefallen, ſondern nur der Geiſt des Gebets, d. i. die Geſinnung, die dadurch erweckt, geſtärkt und befördert wird. S. Beten.

Gebirge, Gebirgslehre, ſ. Berge, Erde und Orographie.

Gebirgsarten, ſ. Erde und Berge.

Gebirgshöhe. Zur Beſtimmung der Höhe eines Gebirges hat man dieſelbe jederzeit auf die Meeresfläche bezogen, ſo daß die mehr oder minder erhabene Umgebung eines Berges durchaus keinen Einfluß auf die Beſtimmung ſeiner Höhe haben kann. Aus dieſer Annahme iſt es erklärbar, warum viele Berge, z. B. der Brocken (die in einer bergigen Gegend liegen), viel höher ſind, als ſie ſcheinen, da ihre eigentliche Höhe, d. h. ihre Erhebung über die Meeresfläche, dem Auge durch die Umgegend verdeckt iſt.

Gebläſe, jede Vorrichtung, wodurch dem Feuer der Schmelzöfen, Schmiedeheerde ꝛc. oder den Pfeifen eines Orgelinſtruments Luft zugeführt wird. Von einem guten Gebläſe verlangt man, daß es mit wenig Kraftaufwand und gleichförmig die gehörige Menge Luft in den Ofen ſchaffe;

Digitized by Google

daß die Luft trocknen und rein herbeigeführt werde, daß ſich aus dem Gebläſe die Stärke und Menge der Luft ſchätzen, und ihre Menge ſich willkührlich verändern laſſe. Einzelne Arten des Gebläſes ſind die Waſſertrommeln, deren Wirkung beinahe mit den Windkeſſeln überein kommen; ſie haben den Fehler, eine feuchte Luft zu geben. Prismatiſche Blaſebälge ſind die gemeinſten. Hierher gehört der einfache, gewöhnliche Balg, deſſen eine Hälfte nur beweglich iſt, und der ſtoßweiſe die jedesmal in die Windkammer geſchöpfte Luft austreibt. Der doppelte hat zwei bewegliche Seiten und zwei Kammern, die mit einander durch Klappenventile in Verbindung ſtehen. Die untere Kammer ſchöpft die Luft, nach geſchloſſenem Ventile treibt ſie ſolche durch das Ventil der feſten Scheidewand in die obere zweite, welche ſie durch das Blaſerohr ununterbrochen in das Feuer drückt. Auch bringt man wohl in den Hütten zwei einfache Bälge neben einander an, die abwechſelnd blaſen. Die Windkaſten beſtehen aus parallelepipediſchen Käſten, wovon entweder eine Seite oder beide beweglich ſind. Sie kommen mit den prismatiſchen in der Bauart überein. Eiſernes Cylindergebläſe iſt das beſte Gebläſe und eine neuere Erfindung; ein eiſerner, mit Klappenventilen verſehener Stiefel, bewegt ſich in einem Cylinder, und treibt die Luft durch ein Rohr entweder ſogleich ins Feuer oder erſt in einen Condenſator. Das einfache Cylindergebläſe preßt die Luft beim Auf- und Niederſteigen des Stiefels nur einmal aus; das doppelte preßt zweimal, ſowohl oben als unten, und die Ventile ſind im Cylinder und nicht im Stiefel. Dieſelbe Vorrichtung in Holz ausgeführt bekommt den Namen des Kaſtengebläſes; es iſt ebenfalls einfach oder doppelt. Die erſtern drücken nach oben oder nach unten, die doppelten nach beiden Seiten abwechſelnd durch ihre doppelten Abzugsröhren. Baader's Cylinderwaſſergebläſe verhält ſich folgendergeſtalt: ein oben offner Kaſten, unten mit einer Abgangs- und einer Zugangsröhre, die faſt bis in ſeine Mitte heranreichen, wird durch einen zweiten, unten offnen, und in ihm genau und luftdicht beweglichen, verſchloſſen; die Röhren haben Ventile; der Boden des untern Kaſtens enthält Waſſer, was aber nicht in die Ausgangsröhre kommen darf; wird der obere Kaſten aufgezogen, ſo tritt durch das Ventil des Zugangsrohres Luft hinein; wird er darauf niedergedrückt, ſo ſchließt ſich das Ventil, und die Luft findet ihren Ausgang durch Oeffnung des zweiten Ventils im Ausgangsrohre. Dieſe Art bläſt feuchte Luft. Noch verſuchte Gellert die Verſtärkung des Feuers durch Waſſerdämpfe mittelſt der Aeolipila (ſ. d. Art.), ſie iſt aber im Großen nicht ausgeführt worden. Alle Gebläſe, die doppelten prismatiſchen ausgenommen, blaſen ungleich und ſtoßweiſe, daher ſucht man dieſen Fehler durch Windkäſten, Condenſatoren oder Regulatoren zu verbeſſern. Windkäſten ſind bloße luftdicht verſchloſſene Kaſten, in denen ſich die Luft ſammelt; ſie leiſten wenig; die Condenſatoren haben an ihrer obern Seite eine Klappe mit Gewicht, welche die überflüſſige Luft herausläßt; am beſten ſind die Regulatoren, in denen, dem Cylinderwaſſergebläſe gleich, durch ihren oberen beweglichen und beſchwerten Deckel die eingetretene Luft allezeit gleichförmig ausgetrieben wird. Bei den Schmelz- und Hüttenöfen ſind die Ausgangsröhren oder Tiefen, Düſen, Rüſſel, von Eiſen, ſie gehen aus dem Regulator einzeln (eindüſig), zu zwei (zweidüſig) oder gegen einander geneigt (Kreuzblaſen), nicht immer gerade in den Ofen, ſondern in die ſogenannte Form, d. i. ein hohler, von der Seite platter und auf dieſer Seite liegender Kegel von Eiſen, Stein, Kupfer ꝛc., welcher bei den Schlachtöfen in einem beſondern Formgewölbe liegt. Dieſe Form regelt die Richtung der Luft durch ihre enge Oeffnung, mit welcher ſie in den Ofen hinein ragt, deßhalb kommt viel auf die Weite und Größe derſelben an, auf die Neigung der Formplatte, auf die Höhe der Form über dem

Digitized by Google

Schmelzheerde, und auch auf die Richtung derſelben in der Form. Siehe Lampadius's Hüttenkunde.

Gebler (Tobias Philipp, Freiherr von), geboren zu Zeulenroda im Reußiſchen den 2. Nov. 1726, ſtudirte zu Jena, Göttingen und Halle, und trat, nachdem er auch auf Reiſen ſeine Kenntniſſe bereichert hatte, 1748 als Legationsſekretär am Berliner Hofe in holländiſche Dienſte, die er jedoch 1753 mit den kaiſerlichen vertauſchte. Durch ſeine gründlichen Kenntniſſe ſowohl, als durch Annahme der katholiſchen Religion, brachte er es daſelbſt bis zum wirklichen geheimen Rath und Vicekanzler der böhmiſch-öſterreichiſchen Hofkanzlei. Mit unermüdlicher Thätigkeit unterzog er ſich bis an ſeinen Tod, den 9. Okt. 1786, der Verbeſſerung der Schulanſtalten im Oeſterreichiſchen, und erwarb ſich durch ſeine Luſtſpiele (Dresden 1772, 3 Bde. 8.) unter denen der Miniſter, in fünf Akten, vorzüglich genannt zu werden verdient, unter den dramatiſchen Dichtern Deutſchlands eine ehrenwerthe Stelle.

Gebrochen, in der Künſtlerſprache ein Ausdruck von verſchiedentlicher Bedeutung. In der Muſik heißt 1) ein gebrochener Akkord derjenige, deſſen Töne nicht, wie gewöhnlich, auf einmal, ſondern folgenweiſe hintereinander angeſchlagen werden. Man ertheilt ſolchen Akkorden den Namen Harpeggiaturen (ſ. Harpeggio). Ein gebrochener Baß heißt der, welcher, anſtatt auf einem Ton, ſo lange es der Geſang erfodert, anzuhalten, den Grundton wiederholt anſchlägt, oder andere, dazu gehörige oder paſſende Töne nach einer gewiſſen Reihefolge durchläuft. 2) In der Malerei ſind gebrochene Farben die Mittelfarben, welche, da ſie zwiſchen den hellſten und dunkelſten die Mitte halten, die genaue Verbindung des Hellen und Dunkeln bewirken. Die Italiener nennen ſie Mezzodinten (ſ. d. Art.). 3) In der Baukunſt ſind gebrochene Treppen, gebrochene Dächer, ſolche, die mehrere Abſätze haben. 4) In den redenden Künſten iſt in der Deklamation die gebrochene Stimme Ausdruck der tiefſten Rührung.

Geburt. Durch die Geburt geben die weiblichen Säugthiere ein Junges ihrer Art von ſich, was ſie vorher in ihrem Fruchthälter (Gebärmutter) eine beſtimmte Zeit getragen haben. Nachdem dieſe Zeit unter beſtändigem Wachsthume des Kindes verfloſſen iſt, hat daſſelbe eine ſolche Ausbildung erlangt, daß es ſelbſtſtändig und von der Mutter getrennt leben kann, die Verbindung, in welcher es mit dem Fruchthälter der Mutter ſtand, hört auf, der Fruchthälter fängt an, ſich krampfhaft und ſchmerzhaft (mit Wehen, Geburtsſchmerzen) zuſammenzuziehen, und das Kind durch die Geburtstheile der Mutter auszutreiben. Je nachdem die Geburtsarbeit erſt ihren Anfang nimmt, oder der Beendigung nahe iſt, wird das Kind einen beſondern Stand haben, wonach die Wehen ſich in ihrer Dauer und Stärke richten. Darauf gründet ſich die Eintheilung des Geburtsaktes in verſchiedenen Perioden. In der erſten haben die (vorherſagenden) Wehen ihre Verbreitung im Rücken, ſind gelind, und kommen in großen Zwiſchenräumen; nachher erſcheinen wahre Wehen, die mit größerem Schmerz verbunden, durch ſtärkere Zuſammenziehungen, das Kind durch den Muttermund ins kleine Becken zu treiben anfangen. Dieſer dehnt ſich aus, die ſich hineindrängenden Eihäute bilden mit einem Theile des Fruchtwaſſers eine Blaſe, endlich zerreißt dieſe (das Waſſer ſpringt), das Fruchtwaſſer läuft weg, und das Kind folgt bald durch den Muttermund in die Scheide. Bei ſeinem Durchgange durch die äußern Geburtstheile ſind die Wehen (durchſchneidende) am empfindlichſten. Das geborne Kind hängt noch durch die Nabelſchnur mit dem Mutterkuchen und dem Ei zuſammen, auch iſt dieſes (die Nachgeburt) gewöhnlich noch nicht vollſtändig vom Fruchthälter getrennt, ſondern dieſe Trennung erfolgt erſt in der letzten

Digitized by Google

Periode durch Fortſetzung weiterer (Nach=) Wehen. Die Weite des Beckens, durch welches das Kind bei ſeiner Geburt getrieben wird, iſt nach jeder Dimenſion eine andere, eben ſo verändern ſich die Durchmeſſer von oben nach unten. Soll die Geburt regelmäßig ſeyn, ſo müſſen ſich die Kindestheile ſo in das Becken fügen, daß ihre Durchmeſſer allezeit mit denen des Beckens übereinſtimmen. Dies geſchieht durch ein ſchraubenförmiges Drehen des Kindes und durch andere Bewegungen des Kopfes, als des dickſten Theiles, um ſeinen horizontalen Querdurchmeſſer. Bei einer ſolchen regelmäßigen Geburt ſtehet gewöhnlich der Kopf ſo voran, daß ſein Hinterhaupt ſich zunächſt des Ausganges befindet, doch können auch die Füße den Anfang machen, wenn nur die Längenaxe des Kindes mit einer eben ſo gedachten Direktionslinie des Beckens, welche die Mittelpunkte aller Durchmeſſer durchſchneidet, zuſammenfällt. Eine ſolche Geburt heißt natürlich, die leicht oder ſchwer ſeyn kann, aber immer durch die Naturkräfte der Mutter beendigt wird. Unregelmäßig (widernatürlich) wird die Geburt durch das Auseinanderweichen jener Direktionslinie. Sie kann nur durch künſtliche Hülfe beendigt werden, welche Hülfe die Vereinigung beider Linien und die Unterſtützung oder Ergänzung der Naturkräfte durch Inſtrumente zum Zweck hat, vorausgeſetzt, daß das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen der Decke des Kindes und der Weite des Beckens keine unüberſteiglichen Hinderniſſe in den Weg ſtellt. Die Frühgeburt erfolgt vor Beendigung der beſtimmten Zeit beim Menſchen nach dem 7ten und vor dem 9ten Monat. Jede Geburt, die vor dem 7ten Monat erfolgt, heißt eine unzeitige, Fehlgeburt oder Abortus. Spätgeburt iſt eine ſolche, welche länger als 40 Wochen von der Mutter getragen wurde. Die Möglichkeit einer ſolchen Verſpätung wird in gerichtlicher Fällen angenommen, und ein Kind, was 11 Monat nach des Vaters Tode zur Welt kommt, noch für gültig erkannt. Geburtshülfe iſt die Ausübung der Kunſt, durch mechaniſche Vorrichtungen, die ſich auf die Kenntniß der Geburtstheile und der Geburtsarbeit gründen, die Geburt zu erleichtern und möglich zu machen, auch nach derſelben für die Geſundheit der Entbundenen und des Kindes zu ſorgen. Man nennt ſie auch Entbindungskunſt. Der Theil, welcher bloß die Hülfsleiſtung betrifft, welche den Hebammen bei natürlichen Geburten erlaubt iſt, heißt Hebammenkunſt. Dieſe Kunſt war roher bei den Alten als die Arzneikunſt; doch zeigen die Schriften der Griechen ſchon gewiſſe Kenntniſſe davon. Erſt lange nach dem Aufblühen der Wiſſenſchaften bildete ſich die Entbindungskunſt. Im J. 1513 gab Rößlin zu Worms, „der ſchwangern Frawen Roſengarten," ein Hebammenbuch, heraus. Rouſſet in Paris zeigte 1581 die Möglichkeit einer glücklichen Entbindung durch den Kaiſerſchnitt. Clement bekam 1711 den Namen eines Accoucheur's, als er Ludwigs XIV. Geliebte entband. Deventer gab der Entbindungskunſt 1701 eine wiſſenſchaftliche Form, und in neuern Zeiten iſt ſie durch die Erfindung der Zange, durch eine Menge geburtshülfliche Schulen, zu Straßburg, Göttingen, Wien, Marburg, Berlin, Würzburg ꝛc. zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Vergl. d. Art. Arzneikunde (Geſch. d.).

Geburtshülfe, ſ. Geburt.

Gedächtniß. Das Vermögen, Vorſtellungen aufzubewahren, nennen wir Gedächtniß in weiterer Bedeutung; das Gegentheil von dieſem Aufbehalten, wo alſo die Vorſtellungen entweder an ſich verſchwunden, oder doch für uns verſchwunden ſind, weil wir ſie nicht wieder hervorrufen können, heißt das Vergeſſen. Das Vermögen, gehabte Vorſtellungen zu reproduciren, heißt Gedächtniß in engerer Bedeutung. Man muß ſinnliches Gedächtniß, welches reproduktive Einbildungskraft iſt, vom Gedächtniß überhaupt unterſcheiden; jenes bringt bloß Anſchauungen hervor, da hingegen das letztere auch Ver=

Digitized by Google

ſtandesvorſtellungen hervorruft. Es iſt aber unſer Gedächtniß größten Theils ſinnlich, weil wir auch unſere Verſtandesvorſtellungen an ſinnliche Vorſtellungen (Zeichen) knüpfen, und ſie ſo im Bewußtſeyn aufbewahren. Den Thieren kommt bloß ſinnliches Gedächtniß zu. Sich der Uebereinſtimmung (Identität) einer vorhandenen Vorſtellung mit einer andern ſchon gehabten bewußt werden, heißt ſich erinnern. So ſagt man, der Menſch kommt mir bekannt vor, aber ich kann mich nicht mehr erinnern, wo ich ihn geſehen habe; das Gedächtniß liefert uns ſehr oft Vorſtellungen, die wir von Andern bekommen haben, und die wir für neu und für unſere Erzeugniſſe halten, weil wir uns ihrer nicht mehr erinnern, d. h. ihre Uebereinſtimmung mit andern ſchon gehabten, nicht inne werden, Daher iſt es unmöglich, beſtimmt anzugeben, was wir von Andern gelernt haben, und was eigenes Erzeugniß unſers Geiſtes iſt. Gedächtniß kann wohl ohne Erinnerung, aber Erinnerung nicht ohne Gedächtniß Statt finden. Die dunkle Vorſtellung, welche man ins Bewußtſeyn zurückrufen will, iſt oft ſtark genug, körperliche Bewegung hervorzubringen; ſo kann die dunkle Vorſtellung eines Namens, auf den man ſich beſinnt, die Sprachwerkzeuge in eine gewiſſe Bewegung ſetzen; daher ſagt man im gemeinen Leben: der Name ſchwebt mir auf der Zunge. Zur Vollkommenheit des Gedächtniſſes gehören folgende Eigenſchaften: 1) Daß es ſich auf eine Menge Vorſtellungen erſtrecke (Größe). Wir haben Beiſpiele von Perſonen, deren Größe des Gedächtniſſes unglaublich ſcheint, dahin gehören Picus von Mirandola, Scaliger u. ſ. w. 2) Das es die Vorſtellungen lange behalte (Stärke); 3) daß es leicht faſſe; 4) daß es richtig reproducire (Treue); und 5) daß es leicht wieder hervorbringe (ſich leicht worauf beſinne). Alle dieſe Vollkommenheiten des Gedächtniſſes ſind ſelten vereinigt: gewöhnlich ſchließt eine die andere aus, ob dies gleich nothwendig iſt; wer leicht faßt, behält ſelten lange, da hingegen derjenige, der ſchwer etwas faßt, es gewöhnlich unauslöſchlich behält; ſein Gedächtniß gleicht dem Marmor, in welchen man nur mit Mühe Schriftzüge meißelt, die aber auch länger der Zeit trotzen, als diejenigen, welche man mit leichter Mühe in Sandſtein einhauet. Eben ſo iſt die Größe des Gedächtniſſes mit der Treue nicht immer verbunden. Wird das Bewußtſeyn einer gehabten Vorſtellung ſo gering, daß man nicht mehr im Stande iſt, ſie durch das Beſinnen zu einer klaren Vorſtellung zu erheben, ſo ſagt man, die Vorſtellung iſt vergeſſen. Man nennt denjenigen, welcher leicht etwas vergißt, ſelbſt wenn er ſich vornimmt, es zu behalten, vergeßlich; auch wird Mangel des Gedächtniſſes Gedankenloſigkeit genannt. Die beiden Redensarten: ich habe den Namen des Mannes vergeſſen, und, ich kann es nicht vergeſſen, wie ſchändlich er ſich betragen, zeigen, daß man den Ausdruck vergeſſen, in einer doppelten Bedeutung braucht; in der erſten Bedeutung, welche die gewöhnliche iſt, heißt vergeſſen, etwas aus dem Gedächtniß ohne unſer Zuthun verlieren; in der andern Bedeutung, etwas willkührlich aus dem Bewußtſeyn wegſtreichen. Man könnte die erſte Bedeutung die paſſive, die zweite die aktive nennen. Das Vergeſſen, in paſſiver Bedeutung, hängt von der Schwäche des Reproduktionsvermögens, von der Länge der verfloſſenen Zeit, von dem geringen Grade der Lebhaftigkeit und Klarheit der Vorſtellungen, als wir ſie zuerſt hatten, und dem Wiederholen derſelben ab. Hieraus ergiebt ſich leicht, wovon das Behalten einer Vorſtellung abhängig iſt. Die Stärke des Gedächtniſſes als Anlage iſt nicht bei allen Menſchen gleich, es kann aber bei jedem wie jede andere Kraft der Seele durch Uebung geſtärkt werden, und zwar geſchieht dies vorzüglich durch das mechaniſche Auswendig lernen, von welchem Mehreres im Art. Menemonik. Dieſe Vervollkommnung des Gedächtniſſes kann nur bis zu einem beſtimmten Alter, was freilich bei verſchiedenen Menſchen verſchieden iſt, geſchehen; ſchwerlich aber

Digitized by Google

wird dies noch über das dreißigſte Jahr hinaus möglich ſeyn. Daher thut man ſehr Unrecht, wenn man, wie dies leider jetzt nur zu oft geſchieht, das Gedächtniß der Kinder nicht mehr übt, da wir doch durch daſſelbe den höhern Seelenkräften Materialien zuführen, ohne welche dieſe entweder gar keinen Stoff zur Bearbeitung erhalten, oder ſich in der Bildung leerer Luftgeſtalten erſchöpfen. Daß der Körper Einfluß auf das Gedächtniß hat, iſt außer Zweifel. Unmäßiger Genuß des andern Geſchlechts, das ſchändliche Laſter der Selbſtbefleckung, Trunk, ſtarke Erſchütterung des Gehirns, Fieber, u. ſ. w. ſchwächen das Gedächtniß und rauben es wohl ganz. Zu den ſeltſamen Erſcheinungen gehört, daß Perſonen bei Kopfverletzungen, oder nach überſtandenen Krankheiten einen Theil ihres Gedächtniſſes verloren hatten, z. B. nicht mehr leſen konnten, da hingegen der andere Theil ihnen geblieben war. Noch auffallender iſt die Erſcheinung, daß Perſonen durch Kopfverletzung ihr Gedächtniß verloren, und durch eine nach langer Zeit erhaltene neue Kopfverletzung wieder erhalten haben. — Ob man durch den Gebrauch körperlicher Mittel unmittelbar das Gedächtniß ſtärken könne, laſſen wir dahin geſtellt. Ueberhaupt ſieht man bald ein, daß das Vergeſſen einer Vorſtellung mit dem Grade des Bewußtſeyns in genauer Verbindung ſteht. Man vergißt um ſo leichter, je geringer der Grad des Bewußtſeyns der ehemaligen Vorſtellung war; man behält um ſo leichter, je größer er war; daher behalten wir das am Beſten, was wir des Morgens auswendig lernen, weil zu der Zeit unſere Vorſtellungen am Klarſten nnd Deutlichſten ſind; und hieraus erklärt ſich auch, warum man dasjenige, was man nicht recht verſteht oder begreift, ſehr bald vergißt. Die Aufmerkſamkeit, welche ſich bemüht, Vorſtellungen den nöthigen Grad des Bewußtſeyns zu geben, wird alſo auf das Behalten und Vergeſſen einen großen Einfluß haben; wir werden diejenigen Vorſtellungen leichter behalten, auf welche wir angeſtrengte Aufmerkſamkeit verwenden, ſo wie wir wiederum diejenigen, die wir nur obenhin betrachten, leicht vergeſſen werden; daher auch der Flüchtige ſo leicht vergißt. Endlich hängt das Behalten und Vergeſſen von der Wiederholung ab. Wir erhalten durch Uebung der Geiſteskräfte eben ſo wie durch Uebung des Körpers eine Leichtigkeit im Gebrauch derſelben (Fertigkeit); wenn wir daher eine Vorſtellung oft ins Bewußtſeyn zurück rufen, ſo bekommen wir eine Fertigkeit, ſie hervorzubringen; ſtellen wir eine ſolche Wiederhohlung nicht an, ſo laufen wir Gefahr, die Vorſtellung zu vergeſſen. So unendlich wichtig, ja ſo unentbehrlich für uns das Gedächtniß iſt, ſo iſt doch auch das Vergeſſen in vieler Hinſicht eine große Wohlthat für uns. Stünden alle Vorſtellungen, welche wir je gehabt, in jedem Augenblick mit gleicher Lebhaftigkeit vor der Seele, wichen nicht die meiſten in den Hintergrund der Seele zurück, ſo würde der Verſtand durch die Maſſe der ſich aufdrängenden Vorſtellungen erdrückt, und es ihm unmöglich werden, Ordnung in dieſes Chaos zu bringen. Aber auch in Rückſicht des Lebensgenuſſes iſt das Vergeſſen von großem Werth: wie unglücklich würden wir ſeyn, wenn alle Uebel, die uns je getroffen, uns immer gleich lebhaft gegenwärtig wären; um ſo mehr, da es der Leiden mehr als der Freuden giebt, und die erſtern uns weit mehr ſchmerzen, als die letztern erfreuen. Es iſt für den Menſchen ſehr wohlthätig, daß er mehr Gedächtniß für Freuden als für Leiden hat; es lehrt die Erfahrung, daß wir weit leichter den Schmerz vergeſſen, als die empfundene Luſt, was offenbar darin liegt, daß wir ſorgfältig vermeiden, das Andenken an den Schmerz zu erneuern, da wir hingegen das Andenken an die genoſſene Freude gern hervor rufen, und alſo dadurch die Vorſtellung davon tiefer eindrücken. Dem Gedächtniß etwas einverleiben, heißt **Memoriren** (von memoria, Gedächtniß).

Gedächtnißübungen. Mit dieſem Ausdrucke bezeichnen wir das Streben unſers Geiſtes, eine Reihe von Sätzen mit dem Gedächtniſſe (ſ. d.

Digitized by Google

Art.) aufzufaſſen und zu behalten. Um dieſe Thätigkeit unſerer Seelenkräfte zu erleichtern, ſchlägt man folgende Regeln vor: 1) Suche man ſich eine deutliche Vorſtellung von dem Sinne deſſen, was man memoriren will, zu verſchaffen. 2) Leſe man das dem Gedächtniß zu Ueberliefernde langſam, aber oft (Repetitio est mater studiorum, die Wiederholung iſt die Mutter aller Studien; Decies rapetita placebit etc.) durch. Oefteres und deutliches Abſchreiben des zu erlernenden Stückes, ſo wie lautes Ableſen deſſelben, iſt beſonders wirkſam. 3) Iſt es von großem Nutzen, ein zu memorirendes Stück, Abends, wegen der, auch im Schlafe fortgehenden Vorſtellungs-Verbindung, und Morgens, weil ſich da der Geiſt neu geſtärkt fühlt, durchzugehen. 4) Vergleiche man die zu memorirende Sachen mit bekannten Dingen und ihrem Gegentheil. 5) Auch iſt das Mitmerken des Platzes im Buche, auf welchem das zu Erlernende ſteht, ein Erleichterungsmittel des Memorirens. S. Mnemonik (Gedächtnißkunſt).

Gedackt, ein Ausdruck des Orgelbauer, welcher ſagen will, daß die Pfeifen einer Orgelſtimme vermittelſt eines Deckels verſtopft ſind, damit kein Wind herausgehen kann. Der Ton einer ſolchen Pfeife wird durch die Deckung derſelben um eine Oktave tiefer. Es giebt Gedackt-Regiſter von 4, 8, 16, 32 Fuß-Ton. Das Letztere kommt jederzeit in das Pedal mit dem Namen: Contrabaß, Subbaß ꝛc. Dieſes Regiſter iſt meiſtens aus Holz verfertigt, und findet ſich beinahe in jeder Orgel.

Gedanke iſt eine mittelbare Vorſtellung, ein Akt des Verſtandes, ſo wie die Anſchauung eine unmittelbare Vorſtellung, d. h. ein Akt der Sinnlichkeit, iſt. (Siehe Denken.)

Gedärm, ſ. Darmkanal.

Gedicht, ſ. Poeſie.

Gediegen heißt ein Metall, wenn es rein und ohne Zuſatz von einem andern iſt. Gediegen nennen wir auch ſonſtige Dinge, die durch und durch aus guten Theilen beſtehen, und dabei rein, feſt, gedrungen, kräftig ſind, z. B. eine gediegene Predigt ꝛc.

Gedike (Friedrich), ein verdienſtvoller deutſcher Schulmann, geb. 1754 in dem Dorfe Boberow bei Lenzen in der Priegnitz. Sein Vater, Prediger daſelbſt, bekümmerte ſich wenig um ſeine Ausbildung. So wuchs der Knabe, faſt ganz ſich ſelbſt überlaſſen, wild unter den Söhnen der Bauern auf, bis er in ſeinem neunten Jahre den Vater verlor. Hülfsbedürftig war jetzt ſeine äußere Lage. Man brachte ihn nach Seehauſen, einer Stadt in der Altmark Brandenburg, wo er eine kurze Zeit die öffentliche Schule beſuchte. Er kam darauf nach Züllichau in das dortige Waiſenhaus, wo er durch die Vorſorge des Direktors dieſer Anſtalt, des berühmten Oberkonſiſtorialraths und Profeſſors Steinbart, ſieben Jahre völlig frei verpflegt, unterrichtet und erzogen wurde. Aber auch hier zeigten ſich anfänglich bei ihm wenige Fähigkeiten, ſein Kindes- und früheres Knabenalter verſtrich, ohne daß man nur im geringſten den Mann in ihm ahnete, der er in der Folge wurde. Es war, als wenn ſein Geiſt im tiefſten Schlummer läge, ſo wie ſein Körper ſich ebenfalls durch Nachläßigkeit im Anzuge wenig zu ſeinem Vortheil empfahl. Erſt ſeit dem Jahre 1766, als Steinbart ein von dem Waiſenhauſe abgeſondertes Pädagogium errichtete, deſſen Zögling auch Gedike wurde, fing die Morgenröthe des Tages an, in ſeinem Innern aufzugehen, wozu beſonders Steinbarts vortrefflicher Unterricht ſehr viel beitrug. Schnell reiften jetzt die glücklichſten Talenten, die in wenig Jahren ſo herrliche Früchte trugen, daß ſie Aller Augen auf ihn hinlenkten. Im Jahre 1771 bezog er die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, um ſich dem theologiſchen Studium zu widmen. Hier fand er an dem würdigen Dr. Töllner abermals einen muſterhaften Lehrer und zugleich Beförderer ſeines Fortkommens. Auch lernte er jetzt den

Digitized by Google

Oberkonſiſtorialrath Zöllner kennen, mit dem er eine bis an ſeinen Tod fortgeſetzte Freundſchaft ſtiftete. Sie traten mit noch einigen Studirenden in eine literäriſche Verbindung, arbeiteten Abhandlungen aus, und beurtheilten ſie in ihren Zuſammenkünften. Gedike erwarb ſich in Frankfurt mancherlei philologiſche, humaniſtiſche und literäriſche Kenntniſſe. Töllner trug ihm ſogar während ſeiner letzten Krankheit auf, ſein metaphyſiſches Kollegium fortzuſetzen. Dies geſchah mit allem Beifall, und Gedike faßte damals, beſonders auf Töllners Zureden, den Entſchluß, ſich dem akademiſchen Lehramte zu widmen. Töllner ſtarb indeſſen, und Gedike's zweiter Vater, Steinbart, erhielt deſſen Stelle. Er wurde auf's Neue der Lehrer und Wohlthäter deſſelben. Im J. 1775 berief der ehrwürdige Spalding den noch jungen Gedike nach Berlin zum Hauslehrer ſeiner beiden Söhne. Dies war für ihn die vortheilhafteſte Gelegenheit zu ſeiner ferneren Ausbildung ſowohl, als auch zu den nützlichſten Bekanntſchaften. Im Jahr 1776 wurde er zum Subrektor des friedrichwerderſchen, jetzigen Friedrichsgymnaſiums ernannt, 1778 erhielt er das Prorektorat an demſelben, und 1779 wurde er zum Direktor dieſer Schulanſtalt erwählt. Dies war der Zeitpunkt, wo er anfing, als einer der erſten Schulmänner und Pädagogen in Deutſchland aufzutreten. Er brachte einen neuen unglaublichen Schwung in die ganz geſunkene Anſtalt, in die Seelen der Lehrer und Zöglinge, in die Gemüther ſeiner Obern und Mitbürger. Er war unerſchöpflich an originellen Ideen, Methoden, Formen, um den Unterricht zu erweitern, zu ordnen, eindringlicher zu machen, um die Lehrer unter ſich in innigere Verbindung, und für die Anſtalt in nützlichere Wirkſamkeit zu ſetzen, um die Zöglinge genauer zu beurtheilen, ſie im Denken und jeder Geiſtesthätigkeit zu üben, und vorzüglich ſie zu eigenen Arbeiten, auch außer den Schulſtunden, anzuhalten. Sein Vortrag war ein Muſter von Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Lebhaftigkeit, wobei ihm ſein glückliches Gedächtniß und durch Uebung erlangte Fertigkeit des Ausdrucks zu Statten kam. Im J. 1791 wurde er zu des verdienſtvollen, durch lange Kränklichkeit entkräfteten Büſchings Aſſiſtenten und Mitdirektor des berliniſch-kölniſchen Gymnaſiums ernannt, blieb aber noch Direktor des friedrichwerderſchen Gymnaſiums bis zu Büſchings Tode, und wurde ſodann 1793 als Direktor des berliniſchen Gymnaſiums und der beiden damit verbundenen Schulen eingeführt. Dieſe Anſtalt war bisher ſchon immer blühend und bedeutend geweſen, wurde es durch eine jetzt eröffnete neue anſehnliche Stiftung noch mehr, und ſtieg nun unter Gedike, durch ſeine einſichtsvolle Einrichtung und die mit Sorgfalt herbeigeſchafften Hülfsmittel, zu dem höchſten Gipfel des Flores. Schon im Jahre 1784 war er zum weltlichen Oberkonſiſtorialrath mit Sitz und Stimme, ſo wie 1787, bei Errichtung des königl. preuß. Oberſchulkollegiums, zum Oberſchulrath ernannt worden. Die Organiſation dieſes Kollegiums, das hauptſächlich auf ſeinen Antrieb entſtand, war ſein Werk. Er benutzte ſo fort den Anlaß, auch noch zugleich eine andere ſehr heilſame Anſtalt zu begründen. Auf königliche Koſten wurde ein Seminarium für gelehrte Schulen errichtet, und Gedike'n die Direktion deſſelben übertragen. Viele der bedeutendſten Schulen in den preußiſchen Provinzen ſind ſeitdem aus dieſem Seminarium mit ausgezeichnet tüchtigen Lehrern verſehen worden. Im J. 1790 wurde er in die philoſophiſche Klaſſe der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin als Mitglied, und in der Folge zum Aſſeſſor und Mitgliede der berliniſchen Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften aufgenommen. Im J. 1791 erhielt er von der theologiſchen Fakultät zu Halle das Diplom eines Doktors der Theologie, und ſtarb den 2. Mai 1803, im fünfzigſten Jahre ſeines Alters. Noch 14 Tage vor ſeinem Tode erließ Friedrich Wilhelm III. ein huldreiches Kabinetsſchreiben an ihn, worin er ihm ſeine hohe Theilnahme an

Digitized by Google

ſeiner Beſſerung bezeigte, und zugleich den Wunſch äußerte, daß er Peſtalozzi's Lehranſtalt in der Schweiz beſuchen, und von ſeinen Beobachtungen Bericht erſtatten möge. Seine Verdienſte um das Schulweſen ſind allgemein anerkannt worden. Ganz Deutſchland verehrt in ihm den Mann, der Werke errichtete, die der Vergänglichkeit trotzten. Er war frei von Vorurtheilen und ſteifer Anhänglichkeit am Alten oder Neuen, und eben ſo fähig, wohldurchdachte Plane zu entwerfen, als ſie auszuführen. Seine Ideen, Einrichtungen und Vorſchläge waren dem Geiſte des Zeitalters und den Umſtänden angemeſſen. Sein Geiſt ging beſonders auf mehrere Schulanſtalten in den preußiſchen Staaten, denen er Lehrer gebildet hatte, über. Dieſe führten ſeine Erziehungsgrundſätze, Lehrmethoden und disciplinariſchen Einrichtungen, zugleich mit ſeinen Lehrbüchern, ein. Und ſo verbreitete er auch mittelbar, außer ſeinem nächſten Wirkungkreiſe, Heil und Segen über die heranwachſende Jugend. Gedike's Ueberſetzungen griechiſcher Meiſterwerke erheben ſich weit über die gewöhnliche Art ſolcher Arbeiten, und ſind zugleich als treffliche Bereicherungen unſerer Mutterſprache zu ſchätzen. Auch die Anmerkungen zu denſelben zeichnen ſich durch ungemeine Sprachkenntniß, Beleſenheit, Geſchmack, glücklichen Scharfſinn, und zuweilen ſelbſt durch Kühnheit aus. Seine pädagogiſchen Schriften enthalten eine Menge nützlicher Ideen und Vorſchläge; er übergab in denſelben der gelehrten Welt die Reſultate ſeiner vieljährigen Erfahrung und ſeines reifen Nachdenkens über die meiſten Gegenſtände der Erziehungskunſt und Erziehungswiſſenſchaft, und ſie ſind in dieſer Hinſicht ein wahrer Schatz für den denkenden Erzieher. Seine Leſebücher unterſcheiden ſich durch Intereſſe und Unterhaltung für die Knabenſeele, Leichtigkeit, Kürze und Abwechſelung, moraliſche Bildung, gelegentliche Beförderung des Lernens und Wiederholens vieler nützlicher und nothwendiger hiſtoriſcher Kenntniſſe, und Erleichterung der Vorbereitung durch angehängte Regiſter u. ſ. w., ſo wie ſie überhaupt in neuern Zeiten unter die erſten von beſſerer Art gehören, und Gedike auch darin ein Muſter für ähnliche Arbeiten, die Andere nach ihm unternahmen, geliefert hat. Ohne eigentlich dichteriſches Genie zu ſeyn, hat er als ein ideenreicher Kopf von Geſchmack mehrere Gedichte geliefert, die ſich auszeichnen. Seine Bilder und Gleichniſſe, ſein Flug der Phantaſie, ſein körnigter Ausdruck, ſeine meiſterhaften Uebergänge von einer Idee zur andern verdient, bemerkt zu werden. Die Manier, die er wählte, iſt faſt überall die allegoriſche. Sein proſaiſcher Styl hat Kraft, Lebhaftigkeit und Klarheit, nur daß er zuweilen gegen den reinen Geſchmack durch gehäufte Bilder und lange Allegorien, ſo wie durch ungemäßigten Ausdruck aufwallender Empfindungen ſündigt. — Seine Reden zeichnen ſich vorzüglich aus durch Reichthum und Fülle der Gedanken, durch wohlklingende Perioden, durch ihr lebhaftes Kolorit und eine energiſche, männlich ſtarke Sprache. Auch hat Gedike mehrere ſinnreiche lapidariſche Inſchriften bei Prachtgebäuden und Kunſtwerken verfaßt. Außer ſeinen Lehrbüchern, Chreſtomathien und pädagogiſchen Schriften, überſetzte er die olympiſchen und pythiſchen Siegeshymnen Pindars (1777 — 79), einige Dialogen Platons, edirte Sophokles Philoktet (Berlin 1781), und ſchrieb: M. Tullii Ciceronis historia philosophiae antiquae, ex illius omnibus scriptis, Berlin 1781, 8. 1800, 1815.

Gedritter Schein, ſ. Aſpekten.

Geeſt-Geeſt-Land heißt in Marſchländern hohes oder erhabenes Land, welches daher ſandig, trocken und unfruchtbar iſt. Geeſt-Deich, ein Deich an der Gränze zwiſchen Marſch und Geeſt, das von der letzten herunterſchießende Waſſer von der erſten abzuhalten.

Gefährte, ſ. Fuge.

Digitized by Google

Gefälle, 1) die Abweichung oder Entfernung der Oberfläche des Stromes von der horizontalen Fläche auf eine gewiſſe Länge. Man erfährt dies durch beſondere Meſſung, welche man Waſſerwägen oder Nivelliren nennt. Iſt das Gefälle bei einem Fluſſe größer, als beim andern, ſo ſagt man, er fließt ſchneller, und ein Waſſer das gar kein Gefälle hat, bildet eine Horizontalebene, wie z. B. Seen und Teiche. 2) bei Mühlen die Höhe des Waſſerfalles bei dem Mühlgerinne; 3) (i. B. u. H. W.) das obere Bret eines Waſchheerdes, worüber das Waſſer auf den Heerd geſchlagen wird; 4) diejegen Gegenden, wo die Bienen ihre Nahrung ſuchen.

Gefäße (vasa) nennt man in der Anatomie häutige, walzenförmige Röhren, welche Flüſſigkeiten des organiſchen Körpers enthalten. Man verſteht bei den thieriſchen Körpern hierunter Blut- oder Lymph-Gefäße, welche man auch mit dem Namen der Adern belegt. Die Vertheilung der Gefäße iſt gewöhnlich baumförmig, daher unterſcheidet man den Stamm und die Aeſte; jener iſt der dickere, dieſe ſind die dünnern Theile, welche von jenem in größere oder kleinere Winkel abgehen. Die Vereinigung fremder, ſich in verſchiedener Richtung begegnender Gefäße heißt Zuſammenmündung (anastomosis). Zwei neben einander laufende, ſich durch verſchiedene Nebenzweige verbindende Gefäße bilden ein ſogenanntes Adergeflecht (Flexus vasculosus), und ſind ihrer mehrere ein Gefäßnetz (rete vasiatorum). — Auch die Pflanzen haben ihre Gefäße, welche theils Luft-, theils Pflanzengefäße in ihren Höhlen enthalten.

Gefolg (Gefolgsdienſt), eine Einrichtung, die Cäſar bei den Galliern (de bello gall. III., 22. VI, 15) und Tacitus bei den Germanern antraf, die dem Dienſtadel ſeinen Urſprung gab. Ungleichheit des Geiſtes und des Vermögens und des daraus fließenden Anſehens, Ranges und Standes gaben dieſer Sitte in frühern Zeiten ihren Urſprung. Durch die allmählige Entſtehung von Ungleichheit durch Armuth und Reichthum erwuchs gleichſam eine Caſtenabtheilung zwiſchen den Freien und Abhängigen, und dieſe brachte bald eine andere, nämlich die unter den Freien, mit ſich. Durch mancherlei äußere Berührungen kam der Reiche oft in Verhältniſſe, in welchen er ſich um eine Schutzwehr ſeines Reichthums umblicken mußte. Die Knechte zu ſeinem Schutze zu bewaffnen, müßte dem Reichern eine zu ungewiſſe Garantie ſeiner Sicherheit ſeyn, daher warb er arme Freie zum Waffendienſte an, die ein glänzendes Waffenleben dem dürftig nährenden Landbaue vorzogen. Die auf dieſe Weiſe von den Reichen gebildete Sicherheitswache nannte man nun ſein Gefolg. Tacitus (Germ. 13) erwähnt deſſelben in den Worten: „Das giebt Würde und Macht, von einem großen Haufen auserwählter Jünglinge immer umgeben zu ſeyn; im Frieden zur Zier, im Kriege zur Sicherheit.“ Neben dem Heerbanndienſt machte ſich alſo noch der Gefolgsdienſt geltend. Wenn die Bürgerpflicht irgend einen zum Heerbann rief, ſo foderte ihn Vertragspflicht zum Gefolgsdienſte auf; auf dieſe Weiſe gehörte jene zum National-, dieſe aber zum Privat-Kriege. Die Reichen ſchufen, aus Schutz- und Gefolgsherren, nun einen höhern überwiegenden Stand, welcher Kraft und Mittel genug beſaß, die Stimme der Nation in Anſehung der Wahl von Würden an ihre Perſon zu feſſeln. Auf ſolche Art entwickelte ſich der erſte deutſche Adel. Zur Zeit der Völkerwanderung zog nun dieſer Adel mit ſeinem Gefolge unter der Führung eines Königs in fremde Länder, und durch ihn bildete ſich eine Staatsform aus, welche höchſt einflußreich auf die kommenden Geſchlechter wurde. Mit dieſem Adel nämlich, der ſammt ſeinem Gefolge wieder Beſtandtheil des Gefolgs des Königs war, theilte ſich der königliche Herr in die eroberten Ländereien. Jeder erhielt bei der Theilung ein erbliches Grundeigenthum als Loos (Allodium), von welchem er nach Verhältniß wieder einige Stücke unter die Getreuen ſeines Gefolgs theilte.

Digitized by Google

Nach dem Kriegsrechte fielen dem Eroberer auch die Eingebornen als Eigenthum zu, welche nun meiſt Leibeigenen wurden. Jedes Allodium bildete eine Separat-Herrſchaft, deren Beſitzer nur in Zeiten des Krieges vom Könige abhängig waren, in welchem Falle ſie, nach geſchehenem Aufrufe, mit dem Gefolge ihrer Freien dem König folgen und ſich beim Heereszuge ſeinen Befehlen unterwerfen mußten. Auf dieſe Weiſe machten Allodialſyſtem und Gefolgsweſen die Grundlage der neuen europäiſchen Staaten aus. Man unterſchied freie Gutsbeſitzer und Leibeigene Könige und Edle, Kriegsanführer und Gefolg. Später erfolgte Reibungen machten zwiſchen den Königen und den Beſitzern von Allodialgütern eine Aenderung nöthig. Um nicht bloß einen Schatten ihres Anſehens zu ſeyn, mußten ſie auf Mittel ſinnen, die unabhängigen Güterbeſitzer in's Verhältniß abhängiger Vaſallen zu ſtellen, wodurch die Lehnsverfaſſung (ſ. Lehnsweſen) herbeigeführt wurde.

Gefrieren, ſ. Froſt und Eis.

Gefühl nennen wir dasjenige Subjektive in uns, was ſich bloß auf uns bezieht, und nicht zur Erkenntniß eines Gegenſtandes dient. Empfindung und Gefühl ſind nicht mit einander zu verwechſeln, denn beide ſind von einander verſchieden. Empfindung in weiterer Bedeutung iſt das Bewußtwerden eines hervorgebrachten Zuſtandes unſeres Gemüths, mithin etwas Subjektives, etwas im Subjekt ſich Findendes. Iſt dies Bewußtſeyn dieſes Zuſtandes von der Art, daß dadurch die Anſchauung eines Gegenſtandes bewirkt wird, ſo wird es Empfindung in engerer Bedeutung genannt; bekommt es hingegen keine objektive Beziehung zu einer möglichen Erkenntniß des Gegenſtandes, ſondern bleibt es bloß ſubjektiv, ſo wird es Gefühl genannt, und iſt entweder Luſt oder Unluſt. Es bläſ't z. B. Jemand das Waldhorn; die in Bewegung geſetzte Luft bringt vermittelſt der Gehörwerkzeuge eine Veränderung in meinem Körper, und durch dieſen (ich weiß nicht wie?) in meiner Seele hervor. Das Bewußtſeyn dieſes Zuſtandes, in ſofern es dazu dient, daß ich die Vorſtellung vom Blaſen des Waldhornes erhalte, heißt Empfindung im engern Sinne; ich erhalte dadurch eine Vorſtellung des Objektes; wenn ich hingegen ſage, der Ton des Waldhornes, den ich höre, iſt mir angenehm oder unangenehm, ſo iſt bloß von meinem ſubjektiven Zuſtand, gar von keiner Vorſtellung des Objektives, die Rede, und das iſt Gefühl. Beide kommen darin überein, daß das Gemüth bei beiden in einen Zuſtand verſetzt wird, in welchem wir uns leidend verhalten; ſie unterſcheiden ſich aber dadurch von einander, daß die Empfindung eine objektive, das Gefühl eine bloß ſubjektive Beziehung hat. Betrachtet man die Gefühle als Urſachen, ſo ſind ſie entweder von der Art, daß wir begehren, in dem Zuſtande zu verharren, dann nennt man ſie Luſt, oder von der Art, daß wir ſtreben, aus dem Zuſtande herauszutreten, dann nennt man ſie Unluſt. Die Abweſenheit von Luſt und Unluſt nennen wir Gleichgültigkeit; ob es einen ſolchen Zuſtand, ſtreng genommen, giebt, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage. Von dem, was ein Gefühl der Luſt in uns hervorbringt, ſagen wir, es gefällt; was ein Gefühl der Unluſt erzeugt, es mißfällt; und was weder merkbare Luſt, noch merkbare Unluſt hervorbringt, es iſt uns gleichgültig. Iſt nur ein Gefühl in der Seele vorhanden, ſo heißt es einfach; ſind mehrere zuſammen verbunden, zuſammengeſetzt. Wer bloß körperliche Schmerzen einer Art empfindet, hat ein einfaches Gefühl von Unluſt; wer körperliche Schmerzen empfindet, den Tod fürchtet, und mit Kummer an ſeine zurückzulaſſende Gattin denkt, hat ein zuſammengeſetztes Gefühl von Unluſt. Iſt bloß Luſt oder Unluſt vorhanden, ſo heißt das Gefühl

rein; ſind beide zuſammen verbunden, *gemiſcht*. Betrachtet man die Gefühle als Wirkungen, ſo theilt man ſie in *körperliche* und *geiſtige*; von den *erſtern* liegt die Urſache im Körper, von den *andern* in der Seele ſelbſt. Das Gefühl des Hungers, des Durſtes u. ſ. w. ſind *körperliche*, das Gefühl der Ueberzeugung, des Wohlgefallens am Schönen, ſind *geiſtige* Gefühle. Man nennt auch wohl die körperlichen *äußere* Gefühle und die geiſtigen *innere*: Benennungen, welche nicht recht paſſend ſind. Die körperlichen Gefühle theilt man in *Gemeingefühle* und in *eigenthümliche* Gefühle. Jene beruhen auf Senſibilität der Nerven des Körpers überhaupt, dieſe entſpringen aus der eigenthümlichen Senſibilität der Nerven einzelner Organe. So iſt das Gefühl der innern Hitze ein Gemeingefühl; es wird durch die Senſibilität der Nerven überhaupt hervorgebracht; das Gefühl des Durſtes hingegen iſt ein eigenthümliches Gefühl, welches ſeinen Grund in der eigenthümlichen Senſibilität der Nerven im Gaumen, Schlund und Magen hat. Die *geiſtigen* oder *innern* Gefühle ſind entweder *contemplativ* oder *praktiſch*. Die erſteren beziehen ſich bloß auf das Vorſtellungs-, die anderen auf das Begehrungsvermögen. Die geiſtigen oder innern contemplativen Gefühle zerfallen in zwei Arten, in *ſinnliche* und *intellektuelle*; jene beruhen auf Empfänglichkeit des fühlenden Subjekts allein, dieſe ſetzen Selbſtthätigkeit voraus. Die ſinnlich innern Gefühle werden entweder durch den innern Sinn (wie z. B. das Gefühl der *Langenweile*) oder durch die Einbildungskraft (z. B. die goldenen Träume der Jugend) gegeben. Zu den intellektuellen Gefühlen rechnen wir das ſogenannte *Wahrheitsgefühl* u. a.; unter die ſinnlich-intellektuellen, contemplativen Gefühle, bei welchen Einbildungskraft und Verſtand in's Spiel kommen, gehört das *äſthetiſche* Gefühl, oder das Gefühl für's Schöne und Erhabene in der Natur, im Menſchenleben u. a. Die praktiſchen Gefühle, welche ihren Grund im Begehrungsvermögen haben, und alſo auf Handlungen abzwecken, ſind von doppelter Art; ſie kommen nämlich dem Menſchen entweder als einem unmoraliſchen, oder als einem freien, moraliſchen Weſen zu; jene nennt man ſinnlich, praktiſch, pathologiſch, dieſe moraliſch. Zu den erſteren rechnet man den Trieb der Selbſterhaltung, und die mit ihm in Verbindung ſtehende Gefühle der Hungers, Durſtes ꝛc., das Gefühl der Furcht, Beſorgniß ꝛc.; zu den letzteren: das ſogenannte *moraliſche* Gefühl, oder das Gefühl der Achtung vor dem Sittengeſetze. Ein Gefühl hat keinen Umfang, wir können ihm alſo keine extenſive, ſondern bloß intenſive Größe beilegen, d. h. wir können uns ein Abnehmen des Gefühls bis zum Verſchwinden und ein Zunehmen deſſelben denken. Es giebt alſo verſchiedene Graden des Gefühls. (Hierüber ſiehe *Gemüthsbewegung*.)

Gefühlsmenſchen nennt der neuere Sprachgebrauch diejenige ſinnlich-vernünftigen Weſen, welche ſich in ihren Ueberzeugungen und Handlungen bloß vom Gefühl leiten laſſen. Weil die Gefühle einem mannichfaltigen Wechſel unterworfen ſind, und die falſchen gar oft die Maske der wahren annehmen, ſo iſt es gefährlich, ſich bloß von ſolchen in beſtimmten Aeußerungen des Gefühlsvermögen leiten zu laſſen. Wenn aber die Ideen der Vernunft von Recht und Pflicht, die Grundſätze, nach welchen wir das Gute und Böſe in unſern und fremden Handlungen zu beurtheilen haben, uns ſo geläufig geworden, daß ſie ſich ſchon im bloßen Gefühle als eine ſichere Richtſchnur ankündigen: ſo mag man wohl dieſem Gefühle trauen und folgen; denn es iſt alsdann nichts anders, als die leiſe vernommene Stimme der Vernunft und des Gewiſſens. Die Gefühlsmenſchen ſetzt man den ſogenannten Verſtandesmenſchen entgegen, die in bloßen Begriffen leben. Man verwechſele aber ja nicht den *Verſtandesmenſchen* mit

Digitized by Google

dem verſtändigen **Manne**, der überall, wo es hingehört, dem Gefühle ſein Recht widerfahren läßt.

Gefühlsvermögen iſt das Vermögen, **Luſt** oder **Unluſt** empfinden zu können. S. **Gefühl**.

Gegenbewegung (motus contrarius). In der Muſik bei der Lehre von der Harmonie wird dieſer Ausdruck gebraucht, wenn ſich zwei Stimmen ſo fortbewegen, daß eine Stimme fällt, wenn die andere ſteigt. S. d. Art. **Bewegung** (muſikaliſche).

Gegenbeweis nennt man die Handlung einer Prozeßpartei, wodurch dieſelbe den Beweis, welchen ihr Gegner geführt hat, zu entkräften ſucht. Die Friſt des Gegenbeweiſes geht von der Inſinuation des Beweiſes an, und zwar in gleicher Form, wie die vorgeſchriebene Beweisfriſt. Iſt dem Beklagten der Gegenbeweis zu führen auferlegt, ſo ſucht er nicht ſowohl die in Anſehung der Klage geführten Beweiſe zu entkräften, ſondern auch die vorgebrachten Einwendungen zu bewahrheiten. Führt der Kläger den Gegenbeweis, ſo iſt für ihn, nächſt der Entkräftung des Beweiſes, die Bewahrheitung der Repliken eine Hauptaufgabe. Der Richter pflegt nie den Gegenbeweis aufzulegen, ſondern er wird vorbehalten. Der Gegenbeweisführer erhält in den Protokollen gewöhnlich den Namen Reproducent, ſo wie die andere Prozeßpartei den Titel Reprodukt erhält. Der Beklagte hat bei der Gegenbeweisführung immer den Vortheil, daß er die Stärke und die Richtung der Beweisführung abſehen und darnach ſeinen Gegenbeweis einrichten kann.

Gegenfüßler, oder **Antipoden**: diejenigen Bewohner des Erdballs, welche auf entgegengeſetzten Seiten desſelben, um einen Erddurchmeſſer oder 1719 Meilen, wenn man den Weg durch den Mittelpunkt der Erde nehmen könnte, von einander entfernt wohnen. Sie ſind in der Länge um 180 Grade von einander, haben aber eine gleich hohe, doch nicht gleichnamige Breite, ſo daß die einen unter ſüdlicher, die andern unter nördlicher Breite wohnen. Sie haben entgegengeſetzte Jahreszeiten und Tageszeiten, aber Tage und Nächte ſind bei ihnen von gleicher Länge. Iſt es bei den einen Mittag, ſo haben die andern Mitternacht, und zur Zeit, wo die einen die längſten Tage haben, ſind die kürzeſten bei den andern. Sie kehren einander die Füße zu, und erhalten daher den Namen. Das Zenith (Scheitelpunkt) des Einen iſt das Nadir (Fußpunkt) des Andern. Doch ſagt man nur uneigentliche, daß die Antipoden unter uns, oder wir über ihnen wohnen. Denn da alle ſchwere Körper nach dem Mittelpunkte den kugelförmigen Erde ſtreben, und überall die Füße dieſem Mittelpunkt näher als die Köpfe ſind, ſo ſind ſie ſo wenig oben, als wir unten, ſondern ſtehen wie wir auf der Oberfläche der Erde.

Gegenſatz, ſ. **Antitheſe** und **Contraſt**.

Gegenſchein, ſ. **Aſpekten**.

Gegenwirkung, **Antagonismus**, **Reaktion**, entſteht, wenn ein Körper einen zweiten in Bewegung ſetzt, daß dieſer zweite Körper auf den erſten ſo zurück wirkt, daß dadurch ein Theil der Kraft desſelben aufgehoben wird. Es iſt ein **mechaniſches Geſetz** a priori, daß der erſte oder in Bewegung ſetzende Körper immer gerade **ſoviel von ſeiner Kraft verliert**, als **die Kraft groß iſt**, mit welcher der zweite oder leidende Körper auf den erſten zurück wirkt. Dies Geſetz wird nun ſo ausgedrückt: **in aller Mittheilung der Bewegung ſind Wirkung** und **Gegenwirkung einander jederzeit gleich**. Ein Pferd, das 10 Ctnr. ziehen konnte, an einen Stein geſpannt, den zu bewegen 8 Ctnr. Kraft nöthig ſind, bewegt ſich und den Stein nur noch mit zwei Ctnr. Kraft fort; weil der Stein mit 8 Ctnr. Kraft auf die Kraft des Pferdes zurück wirkte, und folglich dieſe 8 Ctnr. ſich einander aufgehoben, und als

nicht vorhanden zu betrachten ſind. Schon die Scholaſtiker lehrten, Wirkung ſey nie ohne Gegenwirkung, Newton aber (Princip. philos. natur. lex III.) führte zuerſt das angeführte mechaniſche Geſetz in die Naturlehre ein, welches er ſo ausdrückte: jeder Wirkung iſt immer eine Gegenwirkung entgegengeſetzt, die der Wirkung gleich iſt; oder die Wechſelwirkungen zweier Körper auf einander ſind immer einander gleich, nur nach entgegengeſetzter Richtung. Newton erläutert dieſes Geſetz ſo: „Was das andere drückt oder zieht, wird von demſelben wieder gedrückt oder gezogen. Wenn Jemand einen Stein mit dem Finger drückt, ſo wird ſein Finger von dem Stein auch gedrückt. Wenn ein Pferd einen an einem Stricke befeſtigten Stein zieht, ſo wird auch das Pferd eben ſo ſtark nach dem Stein zu zurückgezogen; denn der nach beiden Seiten ausgedehnte Strick wird das Pferd eben ſo ſtark nach dem Stein zu, als den Stein nach dem Pferde zu ziehen, und wird das Fortſchreiten des einen eben ſo ſtark hindern, als das Fortſchreiten des andern befördern. Wenn ein Körper den andern ſtößt, und die Bewegung deſſelben auf irgend eine Art hindert, ſo wird auch der letztere (wegen der Gleichheit des wechſelſeitigen Drucks) durch ſeine Kraft eben die Veränderung, nur nach der entgegengeſetzten Richtung zu, in dem erſtern hervorbringen. Durch dieſe Wirkung werden die Veränderungen nicht der Geſchwindigkeiten, ſondern der Bewegungen (nämlich in Körpern, die kein anderes Hinderniß leiden) einander gleich. Denn die Veränderungen der Geſchwindigkeiten werden zwar auch nach entgegengeſetzter Richtung zu verändert, aber ſie ſtehen, weil die Veränderung der Bewegung gleich iſt, in umgekehrtem Verhältniſſe mit den Körpern." Newton hat nun dieſes Geſetz für ein Axiom ausgegeben, allein Kant hat es als einen Lehrſatz bewieſen.

Geheime Geſellſchaft, ein Verein, deſſen Daſeyn als ſolcher auf eine beglaubigte Weiſe nicht bekannt iſt (vrgl. Geſellſchaft). Er kann geheim ſeyn in Anſehung ſeines Zwecks oder ſeiner Glieder, oder beider zugleich. Die aufſehende Gewalt des Staats erſtreckt ſich auch auf geheime Geſellſchaften, weil bei dieſen, ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit wegen, die Gefahr für den Staatszweck dringender werden kann. Vergl. Myſterien und Freimaurer. Die Freimaurer bilden keinen geheimen Verein. Ihre geſellſchaftliche Einrichtung aber iſt ſymboliſch, und erſcheint daher den Auswärtigen in vielen Stücken geheimnißvoll. Doch iſt die Idee der Maurerei nicht unbekannt. So verſinnlichen ſie z. B. durch drei große Lichter die dreifache Regel: Liebe Gott, liebe die Tugend, liebe die Menſchen! (S. Alex. Lawrie's allgemeine Geſchichte der Freimaurerei, aus authentiſchen Quellen mit einem Bericht über die große Loge in Schottland, und einem Anhang von Originalpapieren, deutſch von Burkhardt, mit Anmerkungen von D. Krauſe. Freiburg 1810.) Lawrie findet den Urſprung der Freimauer ſchon in den dionyſiſchen Baukünſtlern, die in die Myſterien des Bakchus oder Dionyſos, und in die eleuſiniſchen eingeweiht waren; ferner ſoll ein den Freimaurern ähnlicher Verein unter den Künſtlern bei Salomons Tempelbau, unter den Eſſenern, in dem pythagoraiſchen Bunde, bei den Tempelherren, und in der Chevalerie fortgedauert haben. Allein nach D. Krauſe iſt die Freimaurerei keins von jenen alten Inſtituten, wohl aber habe ſie deren Idee, Zweck und Einrichtung ſich zum Muſter genommen. Nach Krauſe (ſ. deſſen drei älteſte Kunſturkunden der Fr. M. Brüderſchaft) ſoll der Zweck dieſer Verbindung dahin gehen, der Menſchheit das zu geben, was ihr Staat, Kirche, Familie und Freundſchaft nicht (?) geben können: allſeitige, gleichförmige, harmoniſche Vollendung der ganzen menſchlichen Natur in jedem einzelnen Menſchen, in ungeſtörtem Frieden, in liebevoller ſchöner Geſelligkeit: alſo die Grundlage zu

einem allgemeinen Menſchheitbunde. (Will dies nicht Chriſtus durch ſeine Religion?) — Man unterſcheidet die alten und die neuen Maurer. Beide trennten ſich nach Stiftung der großen Loge zu London im J. 1717. Für dieſe und ihre Töchterlogen erſchien im J. 1723 das Anderſon'ſche Conſtitutionenbuch. Das Werk von Lawrie war für die 1736 zu Edinburgh geſtiftete große Loge von Schottland beſtimmt. In Schottland war nämlich der Mittelpunkt der alten Maurerei. Von den Logen zu Kilwinnig und York verbreitete ſie ſich immer weiter. Vor dem Anfange des 17ten Jahrh. zog ſie jedoch die allgemeine Aufmerkſamkeit nicht auf ſich. Als man ſie aber zu verfolgen anfing, aus Haß oder Furcht gegen liberale Ideen, ſo breitete ſie ſich ſchnell aus. Die Bannbulle von Rom im J. 1738 konnte ihre Fortſchritte ſo wenig hemmen, als im J. 1814 ſie in Italien und Spanien unterdrücken. Der von Ad. Weißhaupt 1775 geſtiftete Orden der Illuminaten (ſ. d. Art.) ſtand mit den Freimaurern in keiner Verbindung.

Geheimeraths⸗Verordnungen oder Orders of Council, geſetzliche Verfügungen, die über Staatsverwaltungs⸗Gegenſtände aus dem Geheimenrath des unverantwortlichen Königs von Großbritannien und im Namen deſſelben nach vorhergegangener Berathung und Votirung der verantwortlichen Geheimenräthe, und zwar nach Stimmenmehrheit publizirt werden werden.

Geheime Wiſſenſchaften, Erzeugniſſe der Schwärmerei und des Aberglaubens, vermöge deren man zur Einſicht verborgener Dinge oder wohl gar zu einer Verbindung mit der Geiſterwelt zu gelangen wähnt. Es gehören dahin alle jene Künſte, deren ſich Aberglaube und Betrug ſo oft bedient haben, um die Zukunft auf einem andern Wege, als dem des vernünftigen Nachdenkens und einer auf Erfahrung gebauten Vermuthung zu enthüllen, als da ſind: Aſtrologie, welche die Sterne, Oneirokritik (Oniromantie), welche die Träume, Nekromantie, welche die Todten, und Chiromantie, welche die Lineamente der Hand befragt. Die meiſten dieſer geheimen Wiſſenſchaften hatten in dem Orient ihren Urſprung, und beruhten zum Theil auf dem dualiſtiſchen Gegenſatz von Licht und Finſterniß, von guten und böſen Genien. Chaldäa war das Vaterland der Sterndeuterei und Nativitätſtellerei; die Ormuzdiener Perſiens machten ſich durch das allmächtige Wort: „Honover" die feindlichen Geiſter der Naturkräfte unterthan; die perſiſchen Magier waren Nekromanten. Aus dem Orient kamen die theurgiſchen Ideen der Neuplatoniker eben ſo wie die Lehren der Kabbala und die geheimen Wiſſenſchaften und Initiationen der Neuern. Auch das Divinations⸗ und Orakelweſen der Griechen und Römer gehört hierher.

Gehirn, Hirn, eine weiche, weißliche, in der Hirnſchädelhöhle des Kopfes bei Thieren und Menſchen befindliche Maſſe, die von drei Häuten eingehüllt iſt. Die zunächſt den Hirnſchädelknochen befindliche Haut wird mit dura mater bezeichnet, die beiden andern, weichern mit pia mater und arachnoidea (Spinnenwebenhaut). Man theilt das Hirn in das große und kleine Gehirn, und in das verlängerte Mark, welches letztere die Verbindung mit dem Rückenmark bewerkſtelligt. Das große Gehirn nimmt den obern, vordern und untern Theil der Schädelhöhle ein, es beſteht aus einer Menge zuſammengewickelter Nerven, die durch ein eigenthümliches Zellgewebe, was den Namen graue Subſtanz führt, unter einander verbunden ſind, ſo daß die dem Schädel zugekehrte Fläche in lauter Windungen erſcheint. Dieſe Nervenwurzeln alle in oder zunächſt an dem verlängerten Marke, ſo wie die nach außen, zu den Sinnorganen, gehenden Nerven ebenfalls hier ihren Urſprung haben. Der hintere, untere

Digitized by Google

Raum der Schädelhöhle wird durch das kleine Gehirn, was rückſichtlich ſeines Baues vom großen ſehr abweicht, und durch das verlängerte Mark ausgefüllt. Alle drei, das große, das kleine Hirn und das verlängerte Mark, ſind gegenſeitig mit einander verwachſen, letzteres aber noch überdies in der Gegend des großen Hinterhauptloches mit dem Rückmark.

Gehör. Das Ohr iſt der Organ des Hörens; allein nur der Gehörnerve, welche hinter dem Trommelfell liegt, giebt eigentlich die Empfindung, aus der Gehörvorſtellungen entſpringen, und ſowohl das äußere Ohr, als auch die meiſten inneren Theile deſſelben, dienen bloß, die bewegte Luft zu empfangen, fortzupflanzen, zu verſtärken und zu modificiren. Der Gegenſtand, welcher in uns Gehörvorſtellungen hervorbringt, wirkt nicht unmittelbar auf das Organ ein, ſondern vermittelſt der Luft, welche durch ihn in Bewegung geſetzt wird. Wie die bewegte Luft den Gehörnerven afficirt, und wie die in dem Nerven hervorgebrachte Veränderung Gehörvorſtellungen erzeugt, läßt ſich nicht erklären. Wir verſetzen zwar den Schall außer uns, aber wir erhalten durch ihn allein keine Vorſtellung von dem ſchallenden Körper; um dieſe zu bekommen, müſſen wir mit den Gehörvorſtellungen andere, des Geſichtes oder des Taſtens, verknüpfen. Das Mannichfaltige in den Vorſtellungen des Gehörs ſtellen wir uns mehr nach einander, dahingegen, die des Geſichts mehr neben einander vor. Man muß die Stärke und Schwäche des Schalls von der Höhe und Tiefe deſſelben unterſcheiden. Einen Schall von einer beſtimmten Höhe und Tiefe nennen wir Ton. Der Ton iſt Modifikation des Schalls, ſo wie die Farben Modifikationen des Lichts ſind. Daß dies der Fall iſt, ſieht man daraus, daß es Menſchen giebt, welche ſonſt ſehr ſcharf hören, und zwar Stärke und Schwäche des Schalls, aber keine Töne unterſcheiden können, ſo wie es Menſchen giebt, die zwar Stärke und Schwäche des Lichts, aber keine Farben unterſcheiden. Die Unterſcheidung der Töne hat für das menſchliche Ohr, in Rückſicht der Höhe und Tiefe, ihre Gränzen; über und unter dieſen hören wir bloß Schall. Aber auch das Hören des Schalls hat, in Beziehung auf die Geſchwindigkeit der bewegten Luft, ihre Gränzen, über welche hinaus man nichts mehr hört. Sauveur giebt in den Mémoires de l'Académie des sciences 1701 als äußerſte Gränzen 6400 und 12½ Schwingungen in einer Sekunde an. Die Entferunng des Schalls ſchließen wir aus dem Grade ſeiner Stärke, wobei aber oft Irrthum Statt findet. Verbinden wir mit den Vorſtellungen des Gehörs Geſichtsvorſtellungen, ſo können ſie uns zur Beſtimmung der Entfernung leiten. Dies iſt z. B. der Fall bei Beſtimmung der Entfernung einer abgefeuerten Kanone, wo man das aufblitzende Pulver ſieht und den Knall hört. Man kann nämlich bei ſo kleinen Entfernungen ohne merkliche Fehler annehmen, daß wir den Blitz ſogleich ſehen, dahingegen der Schall in einer Sekunde 1040 Fuß macht. Es ſcheint, daß der Schall allein uns weder die Geſtalt des ſchallenden Körpers noch den Ort deſſelben angiebt, nur die Verbindung mit andern ſinnlichen Vorſtellungen kann dies bewirken. Wir würden ohne dieſe Verbindung nicht wiſſen, von welcher Seite der Schall käme, noch wodurch er hervor gebracht worden. Daher irren wir auch oft, halten das Rollen eines Wagens für den Schall der Trommel, oder wir halten ein Geräuſch, was aus der Nähe kommt, für von der Ferne herkommend. Die äußern Bedingungen, welche zum Hören erfoderlich, ſind: 1) Der Schall darf weder zu ſtark noch zu ſchwach ſeyn. Iſt er zu ſtark, ſo wird das Gehirn erſchüttert, es entſteht keine Vorſtellung des Gehörs, ſondern ein ſchmerzhaftes Gefühl. Man empfindet dies z. B., wenn man eine Gehörhaube aufſetzt, und ein Anderer in dieſe ſtark hinein ſchreiet. Iſt der Ton zu ſchwach, ſo hören wir gar nicht. Da nun die Entfernung des Schalls denſelben vermindert, ſo ergiebt ſich hieraus, daß die Entfernung nach Maaßgabe des

Digitized by Google

Schalls nicht zu groß ſeyn darf. Die Gränzen, welche in Rückſicht auf Stärke und Schwäche der Schall nicht überſchreiten darf, um noch Gehörvorſtellungen zu geben, ſind bei verſchiedenen Menſchen verſchieden; es giebt z. B. Perſonen, die ein ſehr leiſes Gehör haben, und ſchwache Töne noch vernehmen, welche andere nicht mehr hören; ſo wie wiederum diejenigen, welche an das Abfeuern des Geſchützes gewöhnt ſind, nicht mehr ſo ſehr dadurch erſchüttert werden. 2) Von der Menge der gleichzeitigen Luftbewegungen, welche Schall erzeugen. Sind dieſe ſehr zahlreich und ſehr verſchieden, ſo heben ſie einander auf, und verwirren ſich. Ein geübtes Ohr entdeckt hier oft Unterſchiede, welche andere nicht geübte nicht wahrnehmen; ſo unterſcheidet z. B. ein geübter Muſiker in einem Concert die Töne der verſchiedenen Inſtrumente, und bemerkt Fehler, die Andern unbemerkbar ſind. 3) Von der Dichtigkeit, Elaſticität und Ruhe der Luft. Die Bewegung der dünnern Luft wirkt weniger ſtark auf unſer Ohr; wenn der Wind uns entgegenſteht, hören wir ſelbſt bei geringer Entfernung gar nichts.

Gehorſam, ſ. Kloſtergelübde.

Gehörwerkzeuge (künſtliche). Um der Schwäche des Gehörs durch künſtliche Werkzeuge zu Hülfe zu kommen, hat man von jeher mancherlei Verſuche gemacht, und die Hörohren als die bequemſten Erleichterungsmittel gefunden, deren wir eine große Menge von ſehr verſchiedener Geſtalt und Form beſitzen. Die Hauptſache beruht bei dieſen Inſtrumenten darauf, daß ſie eine Reſonanz und eine vermehrte oder vervielfältigte Reflexion der Schallſtrecke hervorbringen. Es kommt hierbei offenbar vieles auf das Material an, woraus dieſe Werkzeuge verfertigt werden, und auf die Akkurateſſe der Arbeit. Metalle, welche den reinſten und feinſten Klang geben, ſchicken ſich daher vorzüglich zu dieſer Abſicht. Was die Form betrifft, ſo hat man darin mannichfaltig gewechſelte. Nuck erfand die ſchneckenförmigen Hörohren, welche in das Ohr gelegt werden. Dieſe können aber nur eine ſchwache Wirkung hervorbringen. Auch die künſtlichen Ohren von Drechslerarbeit, vermehren den Schall nicht beträchtlich. Die Hörohren von Bernhard, welche wie ein Poſtillonshorn gekrümmt ſind, erfodern einen ſehr genauen Arbeiter, und ſind, wegen der falſchen Reflexion der Töne, nur ein ſchwaches Hülfsmittel. Auch diejenigen Hörohren, welche die Form einer Parabel, ſo wie die, welche die Geſtalt einer Halbkugel haben, können, aus mathematiſchen Gründen, nur wenig leiſten. Die älteſten Hörinſtrumente waren wie ein Horn geformt, und die Erfahrung durch mancherlei Verſuche, lehrt, daß die Koniſchen Hörohren mit einer weiten Mündung, wodurch man eine große Quantität von Schall auffangen kann, noch jetzt, wo nicht die beſten, doch unter die vorzüglichſten Arten zu rechnen ſind.

Gehrung, bei den Werkleuten die ſchräge Richtung eines Körpers, nach welcher er mit dem Horizonte einen ſchrägen Winkel macht; auch Göhre, Göhrung genannt. — Gehr-Hobel, vermittelſt deſſen die Gehre hervorgebracht wird. — Gehr-Maas, Gehr-Holz, Schräg-Maas, ein Lineal, welches am Ende ein ſchiefes Bretchen unter einem Winkel von 45 Grad hat, die Gehre darnach zu beſtimmen.

Geilnau, Dorf am rechten Lahnufer im Herzogthum Naſſau mit 180 Einwohnern, berühmt durch ſeinen Mineralbrunnen, welcher in einer Wieſe, nahe an der Lahn hervorquillt, und ſchon in alten Zeiten bekannt war. In Beſtandtheilen und Wirkungen hat dieſes erſt ſeit einigen Jahren wieder in Ruf gekommene Mineralwaſſer am meiſten Aehnlichkeit mit dem Fachinger Brunnen (ſ. Fachingen), und ſeine herrſchenden Beſtandtheile ſind ebenfalls Laugenſalz und kohlenſaures Gas, doch beides in geringerer Menge. Von vorzüglichem Nutzen iſt es bei Stein- und Griesbeſchwerden,

Digitized by Google

Schleimſucht der Nieren und Blaſe, Eiterungen der Nieren und daher entſtehender Schwindſucht. Kleine Steine gehen beim Gebrauch deſſelben ab, und ſelbſt die Steinerzeugung kann durch lange fortgeſetztes Trinken des Geilnauer Brunnens gehoben werden. Jährlich werden über 150.000 Krüge verſendet.

Geige, ſ. Violine.

Geiger oder Feyger (Johann Conrad), Maler von Zürich, geboren daſelbſt 1597, ſt. 1674, erfand die Kunſt, in Oel auf Glas zu malen, und verfertigte eine große Landkarte des Züricher Gebiets, welche Johann Meyer in 6 großen Blättern in Kupfer ätzte.

Geiler von Kaiſersberg, ſ. Kaiſersberg.

Geiſer, ſ. Island.

Geiſt, ſo viel als Hauch, das Unſichtbare, Feinſte, was in der ſichtbaren, fühlbaren, groben Materie thätig iſt; daher die empfindende und bewegende Kraft in dem Menſchen, oder die Seele. Dann bedeutet der Name Geiſt insbeſondere das Unſinnliche, was allem Sinnlichen entgegengeſetzt wird: daher ſo viel als Verſtand, oder das unſichtbare, ſeiner ſelbſt bewußte Vermögen des Denkens, Forſchens und Ueberlegens; endlich die Fertigkeit in unſinnlichen Begriffen und allgemeinen Urtheilen (Esprit): daher geiſtreich, geiſtvoll. Der geiſtreiche Voltaire wußte Begriffe und Wahrheiten in ſchönen und glänzenden Formen zu denken und vorzutragen, er kleidete ſie mit lebendigem Witze in mannichfaltige gefällige Bilder ein. Den geiſtvollen Rouſſeau erfüllte das Anſchauen des Wahren, Schönen und Guten mit thätiger Kraft, die Empfänglichkeit ſeines Innern dafür auszudrücken. Wird dem Geiſte das Herz zur Seite geſetzt, ſo bezeichnet letzteres die geſelligen Neigungen, womit wir an dem Wohl und Wehe Anderer Theil nehmen. Das Herz iſt alſo das Wohlwollen des Begehrungsvermögens für Andere. (S. Gemüth.) — Geiſt, in der Chemie, ſo viel als Weingeiſt (ſ. Alkohol). Wenn der Phyſiolog bisweilen von Nervengeiſt ſpricht, ſo verſteht er darunter die Kraft des lebendigen Organismus, durch welche er ſeine Lebensäußerungen hervorbringt, und die Kraft, wodurch die Nerven ihre Funktionen vollbringen. Da aber Kraft eine uns unbekannte Urſache iſt, ſo iſt es der Geiſt in dieſer Rückſicht ebenfalls.

Geiſt, Geſpenſt, die Erſcheinung abgeſchiedener Seelen oder außerirdiſchen Weſen. Die Frage, ob es Geſpenſter gebe, ſetzt die Beantwortung einer andern, welche die Denkbarkeit dieſes Erſcheinens unkörperlicher Weſen betrifft, voraus. Die Möglichkeit kann nicht geleugnet werden. Denn da wir ſelbſt nach einer vernünftigen Ueberzeugung in Rückſicht unſeres denkenden Weſens, immaterial ſind, und doch körperlich erſcheinen, ſo müſſen wir die Denkbarkeit des Wiedererſcheinens verſtorbener Perſonen zugeben. Warum ſollte nämlich die Allmacht des Schöpfers nicht bewirken können, daß die vom Körper getrennte Seele, oder ein anderes geiſtiges Weſen, entweder ihren vorigen Leib wieder beleben oder in einem neugebildeten uns ſichtbar werden könne? Allein aus der Möglichkeit folgt noch nicht die Wirklichkeit. Dieſe kann nur durch Thatſachen bewieſen werden. Da nun die Erfahrung lehrt, daß dieſe Erſcheinung der Verſtorbenen nicht auf ein Naturgeſetz gegründet ſey, weil ſie regelmäßig, oder doch weit häufiger erfolgen müßte, ſo müſſen wir die erzählten Thatſachen für bloße Ausnahmen von der Regel halten. Aber ſelbſt dieſe Ausnahmen können nicht ohne zureichenden Grund geſchehen. — Zum befriedigenden Beweiſe der Wahrheit einer Geſpenſtergeſchichte würde alſo erfodert werden, daß der erſchienene Geiſt den Grund

Digitized by Google

angebe, warum er wiedergekommen ſey. Daß dieſer nicht in einer unbedeutenden Erinnerung oder Warnung, die er zu geben habe, am allerwenigſten in Nachweiſung eines Schatzes und andern kindiſchen Sachen liegen könne, leuchtet Jedem ein, der einige Begriffe von der Geſetzmäßigkeit einer moraliſchen Weltordnung beſitzt. Ferner würden wir verlangen müſſen, daß der Geiſt ſeine Wiederbelebung einer ſtrengen Prüfung unterwerfe, und ſich allen unſern Sinnen darſtelle, weil wir außerdem nie gewiß ſeyn könnten, ob nicht das Auge oder das Ohr uns einen Betrug ſpiele. Endlich müßte er uns vernunftgemäße Aufſchlüſſe über den Zuſtand der Abgeſchiedenen geben können, und nicht, wie die Meiſten der vermeintlich erſchienenen Geiſter, die Neugier mit ungereimten Mährchen abfertigen. Keine der erzählten Geiſtererſcheinungen leiſtet dieſen nothwendigen Foderungen Genüge, und eben deßhalb ſind ſie ſchon längſt in das fabelreiche Gebiet des Aberglaubens, der Selbſttäuſchung oder offenbaren Betrügereien verwieſen worden. Um ſo mehr erſtaunte die vernünftige Welt, als der Herr Hofrath Jung im Jahr 1808 in ſeiner Theorie der Geiſterkunde ſich zum Vertheidiger des Geſpenſterglaubens aufwarf, und die Wirklichkeit der Geſpenſter zu erweiſen ſuchte. Allein ſein Buch iſt ein höchſt ſeltſames Produkt von Leichtglaubigkeit, das von Widerſprüchen, unerwieſenen Sätzen und ungereimten Schlüſſen wimmelt, und keine einzige Thatſache aufſtellt, welche die Prüfung aushielte; auch enthält weder ſeine Theorie von der Natur der Seele, noch ſeine transcendente Anſicht von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode einen Beweis über die Wirklichkeit der Geſpenſter.— Da ſich das Gemüth des Volkes nicht ganz von dem Glauben einer Geiſtererſcheinung losſagen kann, ſo iſt die Erſcheinung eines Geiſtes auf der Bühne von großer Wirkung auf das Gefühlvermögen der ſchauluſtigen Menge. Die griechiſchen Tragiker haben ſich dieſes Hebels zur Einwirkung auf das Gemüth ebenſowohl bedient, wie in neuern Zeiten ein Shakespeare, Calderon, Grillparzer und andere Dichter. Die Franzoſen ſind aber ganz dagegen entſchieden, und haben den Hamlet ohne Geiſt auf die Bühne gebracht.

Geiſt (der heilige). Die chriſtliche Offenbarung lehret, Gott iſt nur einmal als Gott da, aber dieſer Eine Gott iſt dreimal da als Perſon, und zwar als Vater, Sohn und heiliger Geiſt, oder heiliger Hauch, weil die dritte Perſon, der heil. Geiſt des Vaters und des Sohnes, von dieſen beiden, wie der Hauch vom Munde des Menſchen ausgeht. Dieſe Lehre des heil. Auguſtin, daß der heil. Geiſt vom Vater und Sohne ausgehe, glaubt ſowohl die katholiſche Kirche als auch die der Proteſtanten. Die mit der katholiſchen Kirche nicht vereinigte griechiſche weichet von derſelben in Bezug auf die Glaubenslehre vom heil. Geiſte darin ab, daß ſie das Ausgehen des heil. Geiſtes vom Vater und Sohne nicht annimmt, ſondern nur vom Vater allein. Uebrigens iſt die Verehrung des heil. Geiſtes beiden Kirchen und auch den Proteſtanten, als ein weſentliches Stück des Glaubens an die göttliche Dreieinigkeit gemein. Wohl muß man in der heil. Schrift die Sendung (missio) des heil. Geiſtes von dem Ausgehen (processio) unterſcheiden.

Geiſt der Zeit nennt man die in einem Zeitalter herrſchende Denk- und der dadurch modificirten Handlungsweiſe. Nicht der Zeit, ſondern den in einem gewiſſen Zeitraume lebenden Menſchen legen wir dieſen Geiſt bei. Der Zeitgeiſt übet immer eine gewiſſe Herrſchaft über diejenige aus, die nicht Selbſtſtändigkeit und Kraft genug beſitzen, ſich über denſelben zu erheben.

Geiſtererſcheinung, ſ. **Geiſt**, **Geſpenſt**.

Geiſteskrankheiten, ſ. **Seelenkrankheiten**.

Geiſtesorden; 1) den **Orden des heil. Geiſtes** ſtiftete König Heinrich III. von Frankreich am 30. Dez. 1578, da er zu Pfingſten König

Digitized by Google

in Polen und auch in Frankreich geworden war. Es war eigentlich eine Erneuerung des von Ludwig von Anjou, König von Jeruſalem und Sicilien, 1352 errichteten Ordens. Er ward ſelbſt Großmeiſter des Ordens, und das Großmeiſterthum iſt immer bei der Krone. Nur Katholiken können dazu gelangen, und kein Ritter ſoll Penſion oder Beſoldung von einem andern Herrn annehmen. Die Zahl der Ritter, die wenigſtens 3 väterliche Ahnen haben müſſen, iſt auf 100 beſtimmt, worunter 4 Cardinäle und 4 andere Prälaten ſeyn dürfen. Jedem Ritter iſt ein Jahrgeld von ſechs Tauſend Franken beſtimmt. Die Ordenskette müſſen die Erben nach dem Tode eines Ritters zurückgeben, oder dafür 3000 Livres zahlen. Das erſte Band der Ritter beſtand aus rothemaillirten Lilien, die goldne Flammen von ſich warfen, und 3 goldne weiß emaillirte Monogrammen oder verzogene Buchſtaben hatten. Jetzt beſteht die Ordenskette, deren ſich die Ritter nur bei hohen Feſten und beſondern Ceremonien bedienen, aus verſchiedenen Siegeszeichen, roth emaillirten Lilien, dem dazwiſchen ſtehenden gekrönten und flammenden Buchſtaben H, dem Anfangsbuchſtaben des Namens des Stifters, und einem unten daran hängenden achteckigen goldnen Kreuz, in deſſen Mitte eine fliegende Taube, auf der andern Seite aber das Bild des heil. Michael, der den Drachen unter die Füße tritt, geſehen wird, weil nämlich dieſe Ritter auch zugleich Glieder des Ordens von St. Michael ſind. Gewöhnlich tragen ſie dieſes Ordenszeichen an einem blauen Bande von ſeidnem Mor, das ihnen von der rechten nach der linken Seite hängt, und le Cordon bleu heißt, worunter man den Orden des heil. Geiſtes verſteht. Die Deviſe des Ordens iſt: Duce et auspice. Im Jahr 1816 waren nur 30 Ritter, mit Inbegriff der fremden Souveräne und Prinzen. Das gewöhnliche Ordensfeſt iſt der Neujahrstag, an welchem die Ritter in einem langen, mit Gold und Silber um und um von goldnen Lilien und Zweifelsknoten eingefaßten ſchwarzſamtnen Mantel erſcheinen, der durchaus mit goldnen Flammen beſäet, und auf deſſen linke Seite ein ſilbernes 8ſpitziges Kreuz mit einer Taube geſtickt iſt. Unter dem Mantel haben ſie eine Schaube von grünem Silberſtück, mit ſilbernen Tauben geziert, deren Unterfutter beiderſeits aus gelbem orangenfarbigen Atlas beſteht. Der Ort der Zuſammenkunft iſt die Auguſtinerkirche von Paris. Bei der Revolution ward der Orden aufgehoben, aber nach der Rückkehr der Bourbonen von Ludwig XVIII. 1814 wieder hergeſtellt. — 2) Den Orden der Ritter des heil. Geiſtes in Saxia zu Rom hat Papſt Innocenz III. 1198 geſtiftet. Sie geloben die Keuſchheit, Armuth, Gehorſam und den Dienſt der Armen, weil in dem Hoſpital des heil. Geiſtes zu Rom bei der Kirche St. Maria in Saxia die kranken Pilgrimme, Hausarme und Findlinge von den Rittern verſorgt werden. Sie tragen ein geiſtliches ſchwarzes Gewand, und auf demſelben ein weißes 12eckiges Patriarchenkreuz, leben nach der Regel des heil. Auguſtin, und haben an 100.000 Gulden jährlichen Einkommens.

Geïſtik, von Gea, die Erde, gebildet, heißt derjenige Theil der phyſiſchen Geographie, welcher ſich mit der Kenntniß der feſten Landmaſſen befaßt; z. B. Landrücken, Landengen, Ebenen u. ſ. w. Sie verfällt in folgende Abtheilungen: a) Meſeologiſche oder Inſelgeographie, welche von der Entſtehung, Lage, Ausdehnung ꝛc. der Inſeln handelt; b) Orologiſche oder Berggeographie, welche die Gebirge auf dem feſten Lande ꝛc. zum Gegenſtande ihrer Unterſuchungen macht; c) Oryktologiſche, welche die Gebirgsarten nach Bildung, Beſtandtheile ꝛc. unterſucht; d) Planologiſche, welche die Ebenen und Flächen behandelt; e) die Thetiſche Geographie, welche über das Innere der Erdrinde, Gänge, Klüfte ꝛc. Aufklärung ertheilt.

Digitized by Google

Geiſtliche Lieder, Pſalme, Hymnen, der lyriſche Theil der heiligen Poeſie, oder rhythmiſche Gebete der erhöhten Andacht für die Tonſprache. So groß ihre Zahl iſt, ſo haben doch nur wenige die Weihe Davids, der Propheten, Luthers und Klopſtocks. 1751 gab der dän. Etatsrath v. Moſer eine Sammlung aus 250 Geſangbüchern und ein Regiſter über 50.000 Lieder heraus. Hierauf erſchien 1766 das verbeſſerte Geſangbuch für die reformirte Gemeinde zu Leipzig von Zollikofer und Weiſſe; ſeitdem über 100 neue, zum öffentl. gottesdienſtlichen Gebrauche autoriſirte Liederbücher, ohne die weit größere Zahl von Privatſammlungen. Das reliöſe Volkslied ſey der einfache aber tiefrührende, gemüthsvolle Ausdruck frommer Geſinnung und kindlicher Empfindung. Licht und Wärme, ohne myſtiſches Helldunkel, iſt der Karakter des geiſtliches Liedes. Zu den guten Liederdichtern gehören ältere als: Paul Gerhard, Dach, Geier, Neumark, Riſt, Rickart u. A.; neuere, als: Gellert, Bürde, Demme, Fulda, Hermes, Jacobi, Krummacher, Niemeyer, Frau von der Recke, Tiedge, Voß, Juliane Veillodter u. A. Die Melodie erhöht den Eindruck des geiſtlichen Liedes. Unter mehr als 200 alten Kirchenmelodien von Alberti, Hermann, Luther, Neumark, Spangenberg u. A. ſind die meiſten vortrefflich. Schon im 14ten Jahrh. waren mehrere herrliche Melodien bekannt, z. B. „Erſtanden iſt der heil'ge Geiſt ꝛc." oder „Erſchienen iſt der herrliche Tag" u. ſ. w. (S. Gerber's muſikaliſches Lex.) Die älteſten geiſtlichen Hymnen hat uns die Kirche zu Antiochien, oder die ſyriſche Kirche im 3ten Jahrhundert hinterlaſſen. Die älteſten, die wir beſitzen, ſind von Ephream (ſ. d. Art.) verfertigt, und wer kennt nicht in dem neuern Kirchengeſange den Geſang Dies irae, dies illa, beim Gedächtnißfeſte der Todten in der katholiſchen Kirche; Pergoleſe's Stabat mater, Mozart's Requien, Haydns Schöpfung, Händels Meſſias u. a. m. (S. Oratorium.)

Geiſtliche Sachen, res ecclesiastiae, kirchliche Angelegenheiten, für die ein eigener Geſchäftsgang geſetzlich beſtimmt iſt. Man unterſcheidet rein geiſtliche Sachen, res spirituales, d. ſ. Rechtsſachen, welche nothwendige Religionshandlungen betreffen, z. B. Sakramente, Glauben, Liturgie, Ordination (ſ. d. Art.), und gemiſcht-geiſtliche (ecclesiast mixtae), welche nur in einem mittelbaren Verhältniſſe zur Religion ſtehen, z. B. die Kirchengüter, das Patronatrecht, den Kirchenzehnten, Begräbniſſe u. a. m. betreffen.

Geiſtliche Strafen ſind bei den Katholiken: die geiſtlichen Cenſuren, welche bloß zur Beſſerung dienen; die Exkommunikation (der Kirchenbann, ſ. Bann); die Suspenſion, oder die Entziehung geiſtlicher Wohlthaten auf eine Zeitlang; das Interdikt (Sacristitium); Geldſtrafen ad pias causas, Gefängniß; verberatio; Verſtoßung in ein Kloſter. Bei den Proteſtanten findet die Exkommunikation, die Verſagung des heiligen Abendmahls, die Entziehung eines kirchlichen Begräbniſſes und Kirchenbuße Statt. Für die Geiſtlichen giebt es in beiden Kirchen beſondere Strafen.

Geiſtlicher (clericus), vor dem 12ten Jahrhundert derjenige, dem das prieſterliche Amt in einer beſtimmten Kirche übertragen war, ſeitdem jeder, dem die Kirche die Weihe gegeben hat, um einer Kirche vorſtehen zu können. Alle, die die canoniſche Weihe (ordinem) (oder bei den Katholiken auch nur die erſte Tonſur) erhalten haben, gehören zu dem geiſtlichen Stande (status clericalis), alle Uebrigen heißen Laien (laici). Von dem geiſtlichen Stande iſt der satus ecclesiasticus, in den man durch jedes kirchliche Amt tritt, wie z. B. die Aebtiſſin, und der status religiosus, oder regularium, unterſchieden, in welchen man tritt, wenn man ſein Leben einem beſondern Gottesdienſte, nach einer gewiſſen Vorſchrift (Regel), weiht. Geiſtliche, die nicht Religioſen ſind, heißen Weltgeiſtliche, saeculares. S. Ordination.

Digitized by Google

Geiſtliche Ritterorden, ſ. Deutſcher Orden, Johanniter und Tempelherren.

Geiſtlicher Vorbehalt, ſ. Vorbehalt.

Geiſtliches Gericht, ſ. Conſiſtorium.

Geiſtlichkeit nennen wir denjenigen Stand, welcher als Fortſetzer und Pfleger des Chriſtenthums, in der großen Kette von Chriſto bis auf unſere Zeiten das Chriſtenthum unbeſtritten erhalten und gefördert hat, der es erhalten und fördern wird, von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhunderten zu Jahrhunderten, und ohne welchen das Chriſtenthum nie zu uns gekommen wäre. Ohne Prieſter konnte keine Religion, und ohne Religion das menſchliche Geſchlecht nicht beſtehen. Daher ſagt Herder in ſeinen Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit ebenſo wahr als treffend: „der religiöſen Tradition in Schrift und Sprache iſt die Erde ihre Samenkörner aller höhern Kultur ſchuldig.“ Was ehemals die jüdiſchen Prieſter und Leviten, Druiden und Barden, Auguren und Fecialen, Braminen und Bonzen, das haben wir in den Lehrern und Predigern, Pflegern und Erhaltern des Chriſtenthums, in der Geiſtlichkeit. Die katholiſche Kirche erkennt in dem Geiſtlichen nicht bloß den Lehrer und Volksredner, ſondern auch den Prieſter und Richter der Gemeindeglieder in geiſtlichen Dingen. Durch die heilige Weihe kommt der Geiſt über ihn herab, welchen die Apoſtel auf ihre Nachkommen fortpflanzten. Er ſteht in einer nähern Verbindung mit Gott, ruft gleichſam das Himmliſche auf das Irdiſche herab, und wirkt in der Meſſe durch ſein Gebet die wunderbare Verwandlung des Brotes in den Leib Jeſu Chriſti. Wie ſein Segen heil= ſo iſt ſein Fluch verderbenbringend. Durch einen eigenthümlich prieſterlichen Karakter, durch eine eigenthümlich prieſterliche Würde iſt er von den Laien ausgezeichnet. Dieſe Anſicht von der Geiſtlichkeit geht aus der Lehre des Katholicismus von der Kirche hervor, und iſt der Grund theils der Rechte, welche der katholiſche Geiſtliche behauptet, theils der beſondern Heiligkeit ſeiner Perſon, und der Entbehrungen, welche ihm auferlegt ſind. Die proteſtantiſche Kirche erkennt in der Geiſtlichkeit keine mit beſondern Vorrechten begabte Klaſſe, ſondern nur aus der Gemeinde, zur Fortſetzung und Erhaltung des Chriſtenthums durch Lehre, ſymboliſche Darſtellung des Heiligen, Wache über die Gemeinde durch Muſter und Vorbild beauftragte Männer. Ein ehrwürdigeres Bild eines Menſchen wüßten wir uns kaum zu denken, als das eines Geiſtlichen, der von ſeinem Berufe ganz durchdrungen, ohne Raſt und Ruhe arbeitet und wacht, pflegt und nährt, hilft und hält, und dabei in ſtiller Verborgenheit, zufrieden ſein geringes Einkommen verzehrt, und wohl gar noch mit den Armen ſeiner Gemeinde theilt; der als Freund, Rathgeber, Wohlthäter, Vater, Lehrer und Führer zum Himmel, keinen Dank, keine Auszeichnung empfängt, als in ſeinem Herzen und bei dem, — deſſen Sache er führt. Daher iſt die Geringſchätzung, Herabwürdigung, nicht ſelten in Verfolgung übergehende Verachtung, welche die Geiſtlichkeit von vielen Zeitgenoſſen hat erfahren müſſen, gleichſam eine Todſünde, eine Sünde wider den heiligen Geiſt, und, in ſofern ſie herrſchend iſt, das allerſchlechteſte Zeichen und die eigentlichſte Schande der Zeit.

Geiz iſt überhaupt das Streben nach den Mitteln des Wohlſeyns, ohne Rückſicht auf den davon zu machenden Gebrauch. Das Geld iſt für den Geizigen Zweck. Er iſt zufrieden mit dem bloßen Beſitze deſſelben. **Habſucht** iſt das Streben nach den Mitteln des Wohlſeyns, ohne Rückſicht auf ihre Rechtmäßigkeit. Habſüchtig kann man ſeyn, nicht bloß um zu haben, ſondern auch um zu verſchwenden. Habſucht kann ohne Geiz ſeyn. Der Geiz iſt nie ohne Habſucht. Man kann daher unterſcheiden: 1) Wuchergeiz, der nicht genug kriegen kann, ſey es mit oder ohne Rückſicht auf den Genuß, und dem

jedes Mittel, das etwas einbringt, willkommen iſt; 2) den kargen Geiz (die Knickerei), der ſich nur nicht trennen kann von dem, was er hat, ſich nicht ſatt ißt, um nur den Groſchen zu erſparen, den er etwa mehr anwenden müßte. Alle menſchenfeindliche Laſter, Unredlichkeit, Lügenhaftigkeit, Gefühlloſigkeit ꝛc. vereinigen ſich in dem Geize, der daher mit Recht die Wurzel alles Uebels heißt. Eine treffliche Schilderung dieſer verachtungswürdigen Leidenſchaft lieferte uns Molière in ſeinem Luſtſpiel L'avare. — **Geiz** iſt auch eine Benennung verſchiedener Pflanzenauswüchſe, ſproſſender Keime und Seitenſproſſen, z. B. an den Tabakspflanzen. **Geizen**, den Geiz an den Pflanzen und Gewächſen, z. B. am Wein oder Tabak, abbrechen.

Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, welche ſo nahe bei einander ſtehen, daß ſie ſich mit ihren Capitälen und Schaftgeſimſen berühren. Bei den Griechen finden wir ſie nicht; bei den Römern wurden ſie unter Antoninus Pius eingeführt. Man wandte ſie wahrſcheinlich zur Unterbrechung der Einförmigkeit einer Säulenſtellung an. Immer leidet aber das Anſehen einer Säule, wenn eine andere ihr zu nahe ſteht. Doch können Fälle eintreten, wo die nahe Säulenſtellung nothwendig erſcheint; wenn nämlich die Laſt für eine Säule zu groß ſeyn würde, und wo die Umſtände es nicht erlauben, ihr einen größern Umfang und Dicke zu geben, wie z. B. die beiden Portale des Berliner Schloſſes, an der langen Brücke, uns einen trefflichen Beleg an die Hand geben.

Gelbſucht. Wenn aus einem Unterfluſſe gelblichter Stoffe im Blute und in den übrigen Säften, mehrere Theile des Körpers, vorzüglich aber die Haut, eine gelbe Farbe annehmen, ſo bezeichnet man dieſe Erſcheinung mit dem Namen der **Gelbſucht** (morbus regius, Icterus, Aurigo). Gewöhnlich fängt die Krankheit auf folgende Weiſe an: der Kranke fühlt eine ungewohnte Trägheit, Ermüdung und Schläfrigkeit, wobei der Geiſt ſchon niedergeſchlagen iſt. Der Appetit fehlt meiſtens ganz, und alles Genoſſene verurſacht dem Kranken Angſt, Magendrücken, Ekel und Neigung zum Erbrechen. Oft klagt derſelbe über heftige Beklemmung der Bruſt, und erſchwerte Reſpiration. Er befindet ſich gewöhnlich beſſer, wenn er aufrecht ſitzt, als wenn er herumgeht. Der Urin fließt in ſehr geringer Quantität ab, und ſieht trüb und braun aus; der Stuhlgang iſt ziemlich geſtopft, und der Kranke klagt ſehr über Blähungen und übeles Aufſtoßen, mit einem heftigen Schmerz in der Kreuzgegend. In der ganzen Hautoberfläche hat er eine juckende und freſſende Empfindung. Nachdem dieſe Zufälle einige Tage gedauert, zeigt ſich zuerſt die gelbliche Farbe in dem Weißen des Auges, von wo ſie ſich nun bald über den übrigen Körper ausdehnt. In den meiſten Fällen wird der Schweiß gelb gefärbt, ſo wie auch der Speichel, und ſogar die Haare und Knochen ſollen in einigen Fällen dieſe Farbe angenommen haben. An einigen Stellen des Körpers fällt dieſe Farbe mehr ins Bräunliche, an andern mehr ins Grünliche, oft neigt ſie ſich ſelbſt zum Schwärzlichen (malas vitirus). Was die **erregende Urſache** dieſer Krankheit betrifft, ſo liegt ſolche oft in organiſchen Fehlern der zur Abſonderung der Galle dienenden Organe, oft aber auch nur in dem gereizten Zuſtande des Gallenſyſtems, z. B. durch Einwirkung von Kälte oder Hitze, durch zu ſchnellen Wechſel der Temperatur, durch heftige Leidenſchaften, beſonders Zorn und Schrecken ꝛc.; auch Stockungen im Unterleibe, wie dies z. B. bei der Hämorrhoidal-Krankheit häufig der Fall iſt, können entfernte Urſachen der Gelbſucht werden.

Geld (von gelten, werth ſeyn), gemünztes Metall, das den Tauſchwerth der Waaren, Dienſte und Arbeiten vertritt. Als man bei fortſchreitender Kultur die Unbequemlichkeit des Tauſchhandels fühlte, und einen Maaßſtab

Digitized by Google

des Werthes aller Waaren ſuchte, hielt man die edeln Metalle, Gold und Silber, wegen ihrer Seltenheit, Unvergänglichkeit, Schönheit, Theilbarkeit, Empfänglichkeit für beliebige Formen, und leichten Fortſchaffung, für die tauglichſten Mittel dazu. Die Phönizier ſollen dieſes Tauſchmittel erfunden haben. Doch haben mehrere Völker auch andere Dinge, z. B. Muſcheln, Steinſalz, Schneckengehäuſe — die cypraea moneta heißt deßwegen guineiſche oder Muſchelmünze — ſtatt des metallenen Geldes gebraucht. In neueren Zeiten hat man ſelbſt Papier als ein Kredit-Werthzeichen ſtatt des Geldes, oder mit demſelben zugleich in Umlauf geſetzt (ſ. Papiergeld). Anfangs wurden Gold und Silber nach dem Gewicht als Tauſchmittel gebraucht, in der Folge aber in Münzen von beſtimmter Feinheit, Schwere und von verſchiedener Größe (ſ. Münze) ausgeprägt, um den größten, wie den kleinſten Werth der kaufbaren Dinge ſchnell ausgleichen zu können. Da das Geld nur einen relativen Werth hat, ſo muß mit der Menge deſſelben der Werth der Waaren ſteigen. Daher iſt durch die ſeit der Entdeckung der afrikaniſchen Küſten und Amerika's vermehrte Quantität des Goldes und Silbers der Werth dieſer Metalle vermindert, aber der Preis der Bedürfniſſe erhöht worden, und zugleich an die Stelle der Produkten-Wirthſchaft die Geldwirthſchaft getreten. In der Handelswelt hat nur das Silber einen unveränderlichen Werth; denn der des Goldes iſt nach Verſchiedenheit der Umſtände bald ſteigend, bald fallend. Daher iſt auch das Silber allein der wahre Maaßſtab des Werths der Dinge. Doch geben faſt alle Staaten ihren Goldmünzen außer dem Handel einen beſtimmten Werth gegen das Silber, und zwar ungefähr denjenigen, welcher rohes Gold gegen rohes Silber in ihrem Lande hat. Noch ſchwankender iſt das Verhältniß des Kupfergeldes gegen Gold- und Silbermünzen, weil der Werth des Kupfers wegen ſeines mannichfaltigen Gebrauchs als Waare ſehr veränderlich iſt; daher ſind auch die Kupfermünzen in den verſchiedenen Staaten von ſehr ungleichem Gehalt. Das Geld, welches übrigens an ſich den geringſten Theil des Nationalvermögens ausmacht, hat daher einen dreifachen Werth: den natürlichen oder innern Metallwerth; den geſetzmäßigen oder numerären; und den des Nutzens, welchen man durch den gewöhnlichen Gebrauch, durch Zinſen und den Geld- und Wechſelhandel erlangt. Kaufleute handeln mit Geld, in wiefern ſie entweder mit Geldſorten gegen andere, oder Geld gegen Wechſelbriefe und Anweiſungen mit Ausbedingung gewiſſer Vortheile vertauſchen. Der Grund dieſes Handels liegt theils in der Verſchiedenheit der Münzſorten und ihres Bedarfs, theils in der ungleichen Gültigkeit derſelben in verſchiedenen Ländern. Da das Geld die Seele des Handels iſt, die Geſchwindigkeit der Geſchäfte und den Abſatz der Natur- und Kunſtprodukte vermehrt, den Gewerbfleiß anſpornt, und Künſte und Wiſſenſchaften in Flor bringt, ſo muß der Staat die Cirkulation deſſelben durch allgemeine Gewerbfreiheit, durch Erhöhung der Induſtrie, durch Sicherheit, ſein Geld nutzbar anlegen zu können, und durch andere Mittel, welche die Staaskflugheit vorſchreibt, zu befördern ſuchen.

Geldern, eine ſchön gebaute Stadt, liegt im preußiſchen Regierungsbezirk Cleve, der Hauptort des gleichnamigen Kreiſes, an der Niers und an der Fossa Eugeniana, hat 3233 meiſt katholiſche Einw.; ſie iſt von Wieſen und Gärten umgeben, hat breite Straßen und einige ſchöne Gebäude, namentlich das Rathhaus, die kathol. Kirche und die evangel. Kirche. Zu den vorzüglichſten Induſtriezweigen von Geldern gehören die Wollfabriken, Wollmaſchinen-Spinnereien, Färbereien, eine Seifenſiederei, welche meiſtens grüne Seife liefert, Lohgerbereien, vorzügliche Bierbrauereien, Brantweinbrennereien u. ſ. w. Auch hat die Stadt einen ſtarken Obſtbau und beträchtl. Getreidehandel. Ueber die niederl. Provinz Geldern ſ. Niederlande.

Geldumlauf, ſ. Münzfuß.

Digitized by Google

Geleckt, in der Malerei ein Fehler, der durch übertriebenen Fleiß in der Ausarbeitung entſpringt, und dem dargeſtellten Objekte die Friſchheit benimmt.

Gelée, ſ. Gallert.

Gelée (Claude), gewöhnlich Claude Lorrain genannt, einer der größten und berühmteſten Landſchaftsmaler, wurde 1600 in dem Schloſſe Champagne bei Toul in Lothringen geb. Seine Eltern, welche von niedriger Abkunft waren, brachten ihn, nachdem er als Knabe geringe Geiſtesanlagen zeigte, und in der Schule kaum leſen und ſchreiben lernte, bei einen Paſtetenbäcker in die Lehre. Nach der Eltern Tode ging er im zwölften Jahre nach Freiburg zu ſeinem ältern Bruder, einem Formſchneider, der ihn in den Anfangsgründen der Zeichenkunſt unterrichtete. Er reiſte hierauf mit einem Anverwandten nach Italien. Derſelbe überließ ihn jedoch in Rom ohne alle Unterſtützung ſeinem Schickſal. In dieſer mißlichen Lage ſah er ſich genöthigt, bei Agoſtino Taſſi, einem vorzüglichen Landſchaftsmaler, die Dienſte eines Farbenreibers zu verrichten, wo er jedoch einigen Unterricht in der Malerei genoß. Dann ging er nach Neapel, und erlernte von Gottfried Vals aus Köln, der ſich hier aufhielt, die Landſchaftsmalerei, Architektur und Perſpektive. Von hier begab er ſich in die Lombardei, Baiern und in ſein Vaterland. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Nancy kehrte er 1627 nach Rom zurück, wo ſeine ausgezeichneten Talente ihm die Gunſt der Päpſte Urban VIII., Clemens IX. und Alexander VIII., und viele Aufträge verſchaffte. Er ſtarb 1682 zu Rom, und wurde in der Kirche Trinita de Monti beerdigt, wo man ihm ein marmornes Denkmal ſetzte. — Die tauſendfachen Annehmlichkeiten abwechſelnder Hügel und Thäler, das friſche Grün in ſanft gebrochenen Farben, die zufälligen Schönheiten des abwechſelnden Lichtes der fliegenden Wolken und des Nebels erfreuen uns in ſeinen Bildern. In der Kunſt, die großen Effekte der Natur nachzuahmen, hat ihn Keiner übertroffen. Er zeigt uns den ruhigen Glanz der auf den Feldern ausgebreiteten Abendſonne, und den weißlichen Schein des entfernten Waſſers. Sein Baumſchlag wallt nach dem Gebote des Windes; die früheſten Stunden macht ein aufſteigender Nebel kenntlich, und auf nahem Moos ſcheint der kaum gefallene Thau zu glänzen. Die Staffage in ſeinen Gemälden fertigten ihm öfters Felippo Lauri und Courtois; er hatte darin keine große Vollkommenheit, daher er auch ſagte, daß er die Landſchaften verkaufte, und die Figuren zugebe. In den großen Gallerien Italiens, Frankreichs, Spaniens und Deutſchlands finden ſich ſeine herrlichen Werke. Vier der ſchätzbarſten beſaß die Gallerie zu Caſſel. Das vortrefflichſte und von ihm ſelbſt am Höchſten geachtete Gemälde iſt jedoch die Vorſtellung eines Wäldchens der Villa Madama, welches Clemens IX., der es zu beſitzen wünſchte, ganz mit Goldſtücken belegen wollte; Claude wollte daſſelbe jedoch nicht abgeben, da er es, nach der Natur kopirt, zum Studium gebrauchte. — Er war ein einfacher Mann von edlen Sitten. Seine beſten Schüler ſind: Giov. Domenico, Angelunio, Courtois und H. Swanefeld. Vergl. Franz. Malerkunſt.

Gelegenheit ſind Umſtände, die die Ausführung einer Sache; Anlaß, Umſtände, die den Entſchluß bewirken, etwas auszuführen. Durch die Einladung eines Freundes ward ich veranlaßt, nach . . . zu reiſen, und fand die beſte Gelegenheit dazu, als eben ein lediger Wagen dahin zurückfuhr.

Gelehrſamkeit iſt der Inbegriff vieler und nützlicher Kenntniſſe, nach ihrem Zuſammenhange unter einander, und nach ihren Gründen. Beſonders gebraucht man das Wort von ſolchen Erkenntniſſen, die nicht allgemeines Bedürfniß ſind, wodurch es ſich von Aufklärung unterſcheidet. Das Fachwerk des menſchlichen Wiſſens ſind die Wiſſenſchaften. Da nun das Ganze des menſchlichen Wiſſens zu groß iſt, um von Einem Kopfe umfaßt zu werden:

Digitized by Google

ſo nennt man den ſchon einen Gelehrten, welcher das, was zu einer einzelnen Wiſſenſchaft gehört, ſyſtematiſch und gründlich verſteht, wiewohl kein wahrer Gelehrter, um des Zuſammenhanges aller Wiſſenſchaften willen, mit irgend einer ſo unbekannt ſeyn darf, daß er nicht ihren Zweck und Inhalt kenne. Vergl. d. Art. Aufklärung, Gelehrſamkeit.

Geleit. Zur Zeit des Fauſtrechts, wo durch die immer währenden Befehdungen die Wege unſicher gemacht wurden, ließ ſich der Kaufmann zur Sicherheit ſeines Waarenverſandts von einem Häuflein bewaffneter Begleiter, welche gegen die Entrichtung einer beſtimmten Summe, ſogenannten Geleitgeldes, die Verpflichtung auf ſich nahmen, ihn bis zu dem beſtimmten Orte ſeiner Reiſe gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Durch die öffentliche Sicherheit in neuern Zeiten iſt das Geleit in vorbemerktem Sinne abgekommen, obwohl ſich noch einige Landesherren ein ſolches Geleitsgeld fortzahlen laſſen, weil ſie durch andere Anſtalten für die öffentliche Sicherheit Sorge tragen. Im Oriente, namentlich aber in Arabien, iſt dieſe Sitte noch herkömmlich, indem der Reiſende einer ſolchen Sicherheitswache, wegen der dort herumſtreifenden Räuber, bedarf. Nicht ſelten trifft es ſich in jenen Gegenden, daß ſelbſt Räuber gegen ihre eigenen Raubgenoſſen oder anderes Raubgeſindel, das Geleit einer reiſenden Geſellſchaft übernehmen. Zur See beſteht dieſe Bedeckung in einem Geleitsſchiffe. Geleitsbrief iſt die ſchriftliche Vergünſtigung, ſicher, und an ſeiner Perſon ungekränkt, durch ein Gebiet reiſen zu dürfen. Auf der See beſteht dieſer Geleitsbrief aus einem Zettel, welchen der Befehlshaber des einzelnen Schiffes bekommt, zum Zeichen, daß es befugt iſt, unter dem Schutze des begleitenden Kriegsſchiffes zu fahren. Dieſe Zettel werden von der Geleitskammer, einem in den Seeſtädten befindlichen Collegio, gegeben, und für die Erlangung eines ſolchen Zettels muß ein beſtimmtes Geleitsgeld gegeben werden. Sicheres Geleit, ſ. Salvus Conductus.

Gelenius (Johannes), Generalvikar, war zu Kempen, einer Stadt in dem ehemaligen erzbiſchöflichen Gebiete von Köln, geboren. Schon frühe zog ihn eine überwiegende Neigung zur Lektüre der Legenden und anderer heil. Bücher hin. Der Eifer, mit welchem er ſolche religiöſe Urkunden las, und ſeine heiße Wißbegierde, bewogen ſeine Eltern, ihn in die niedere Schule ſeiner Vaterſtadt zu ſenden. Seine Geiſtesgaben, verbunden mit Fleiß und Lerneifer, hoben ihn unter ſeinen Mitſchülern auf die erſte Rangſtufe. Nachdem er ſeinen Eltern hinlänglich gezeigt, daß er Talent und Beruf in ſich fühle, dereinſt etwas Großes und Tüchtiges zu leiſten, kam er auf das Gymnaſium nach Köln, wo er in kurzer Zeit die Bewunderung ſeiner Lehrer auf ſich zog. Seine vortrefflichen Kenntniſſe beſtimmten den damaligen Rektor des Gymnaſiums und Dekan der Fakultät der Wiſſenſchaften, Skylander, ihm im J. 1612 die Würde eines Doktors der Philoſophie zuzuerkennen, und eine Lehrerſtelle der ſchönen Wiſſenſchaften zu übertragen, nachdem er ſchon 1610 die heilige Prieſterweihe empfangen hatte. Nicht lange nachher ward er der Fakultät der Künſte als Dekan vorgeſetzt. Nach dem Tode des Antonius v. Eubach erhielt er das Canonikat an St. Apoſteln. Durch Lehre und Beiſpiel übte er hier die Pflichten als Menſch und Prieſter auf die unbeſcholtenſte Weiſe, ohne dabei ſeine anderweitigen Berufsgeſchäfte, welche ihm auch als Profeſſor der Theologie oblagen, zu verſäumen. Nach dem Tode Adolph Schulkens ernannte ihn der Erzbiſchof Ferdinand 1624 zum Generalvikar. In dieſer Eigenſchaft zeichnete er ſich durch zweckmäßige geiſtliche Verbeſſerungen rühmlichſt aus, bis ſeinem raſtloſen Wirken der Tod (30. April 1631) ein Ziel ſetzte. Unter ſeinen Manuſkripten zeichnen ſich die Annales Agrippinenses aus. Aus ſeinem ſonſtigen literäriſchen Nachlaſſe förderte uns ſein Bruder Aegidius vieles Geiſtreiche an den Tag.

Digitized by Google

Gellert (Chriſtian Fürchtegott) wurde den 4. Jul. 1715 zu Haynichen, bei Freiberg im Erzgebirge, wo damals ſein Vater Prediger war, geboren. Den erſten Unterricht erhielt er in der Schule ſeines Geburtsortes. Die mittelmäßigen Einkünfte ſeines Vaters, welcher eine Familie von dreizehn Kindern zu verſorgen hatte, waren Urſache, daß er ſchon in ſeinem elften Jahre ſogenannte Rügen, Kaufbriefe, Dokumente, gerichtliche Akten ꝛc. abſchrieb; er wurde dadurch zugleich mit dem Kanzleiſtyle ſo vertraut, daß er in der Folge öfters zum Scherz in dieſem Tone an ſeinen Vater ſchrieb. Frühzeitig äußerte ſich bei ihm Neigung und Anlage zur Dichtkunſt. Der erſte Verſuch, den Gellert in ſeinem dreizehnten Jahre machte, war ein Gedicht auf den Geburtstag ſeines Vaters. Die Wohnung deſſelben war ſehr baufällig, und wurde von fünfzehn Stützen gehalten, um den gänzlichen Einſturz zu verhindern. Gerade ſo viele waren damals der Gellertſchen Kinder und Kindes-Kinder. Dies veranlaßte den Gedanken, jedes derſelben zu einer Stütze des Vaters und ſeines Namens zu machen, und jede Stütze wünſchte ihm Glück. Als dieſer erſte Verſuch gelobt wurde, ſo folgten demſelben bald mehrere andere nach. 1729 kam Gellert auf die Fürſtenſchule zu Meißen, um ſich auf die Univerſität vorzubereiten. Er wurde hier zwar mit dem todten Buchſtaben der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, aber nicht mit ihrem Geiſte bekannt. Glücklicher Weiſe lernte er Gärtner und Rabener kennen, mit welchen er den Bund inniger Freundſchaft ſchloß. Dieſe drei Jünglinge ſpornten einander gegenſeitig zum Eifer in den Wiſſenſchaften und zur Berichtigung ihres Geſchmacks an. 1734 bezog er die Univerſität zu Leipzig, um Theologie zu ſtudiren. Nach vier Jahren kehrte er zu ſeinem Vater zurück, und fing nunmehr an, ſich auf die Kanzel zu wagen, wiewohl mit größter Schüchternheit, indem ſein erſter Verſuch, öffentlich zu reden, den er noch als Schüler gemacht hatte, mißglückt war. Wäre es ihm gelungen, ſich von dieſer Aengſtlichkeit zu befreien; hätte er eine beſſere Geſundheit, eine ſtärkere Bruſt, und ein leichtfaſſendes und getreues Gedächtniß gehabt, anſtatt daß er wohl acht Tage lang an einer Predigt memoriren mußte, ſo würde er ohne Zweifel unter den Kanzel-Rednern Deutſchlands einen vorzüglichen Rang behauptet, und durch die Leichtigkeit und Popularität ſeines Ausdrucks viel Nutzen geſtiftet haben. 1739 übernahm er die Aufſicht und Erziehung zweier jungen Edelleute bei Dresden. Nachher unterrichtete er ein Jahr lang den Sohn ſeiner Schweſter, und bereitete ihn auf die Univerſität vor. Als er ihn des akademiſchen Unterrichts fähig glaubte, begleitete er denſelben 1741 nach Leipzig. Hier beſchäftigte ſich Gellert mit dem Privatunterrichte junger Leute, vorzüglich aber mit der Erweiterung ſeiner eigenen Einſichten. Die franzöſiſche Sprache lernte er meiſtens durch eigenes Leſen und Ueberſetzen. Keine Sprache aber wurde ihm leichter, als die engliſche, beſonders weil er darin ſeinen Freund Ebert zum Lehrer hatte. Die Lektüre des engliſchen Zuſchauers, der Rollinſchen Anweiſung zu den ſchönen Wiſſenſchaften, hauptſächlich aber der Umgang mit ſolchen Freunden, wie Gärtner und die übrigen Verfaſſer der Bremiſchen Beiträge, an welche er ſich anſchloß, gaben jetzt ſeinem Geſchmacke, wie er ſelbſt geſtand, eine beſſere Richtung. Zwar hatte er einige Vorleſungen von Gottſched gehört, auch an der Ueberſetzung des Bayleſchen Wörterbuchs, die Gottſched veranſtaltete, Antheil genommen, ließ ſich aber ſelbſt in der Folge einmal über Gottſched ſo aus: „Es war eine Zeit, wo ich Alles darum gegeben hätte, von Gottſched gelobt zu werden, und nach einem halben Jahre hätte ich Alles darum gegeben, ſeines Lobes überhoben zu ſeyn." Als Joh. Joachim Schwabe 1742 die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes herausgab, ließ er ſich bewegen, Theil daran zu nehmen. Er lieferte einige Fabeln

Digitized by Google

Erzählungen, Lehrgedichte, ein Schäferſpiel, das Band, und verſchiedene proſaiſche Abhandlungen in dieſe Monatsſchrift. Sobald er aber ſah, daß dieſes Journal ein Tummelplatz von Streitigkeiten wurde, entſagte er allem fernern Antheile an demſelben, und verband ſich dagegen mit ſeinen Freunden zur Herausgabe der ſogenannten Bremiſchen Beiträge. Der natürliche, leichte Ton des jungen Dichters gefiel, und ſeine Fabeln und Erzählungen wurden immer begieriger geleſen. Daher kam es, daß Gellert ſich dieſe Dichtungsart nunmehr vor allen andern erwählte. Um dieſe Zeit pflog er mit Joh. Elias Schlegel eine zärtliche und vertraute Freundſchaft. Weil Gellert zu Aemtern, bei denen man an gewiſſe anhaltende Berufsarbeiten gebunden iſt, keine zuverläſſige Geſundheit zu haben glaubte, ſo faßte er den Entſchluß, ſich dem Unterrichte der akademiſchen Jugend zu widmen. In der Abſicht wurde er 1744 Magiſter, und vertheidigte 1745 ſeine Abhandlung de poesi apologorum eorumque scriptoribus. Die Faßlichkeit und Anwendbarkeit ſeines Unterrichts erwarb ihm bald einen allgemeinen und ausgebreiteten Beifall. Batteux's Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, Erneſti's Rhetorik, Stockhauſens Entwurf einer Bibliothek für Liebhaber der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften, in der Folge ſeine eigene Abhandlung über den guten Geſchmack in Briefen, und die Moral waren die Gegenſtände ſeiner Vorleſungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen ſeiner Zuhörer beurtheilte, oder gedruckte Aufſätze, mit Kritik begleitet, vorlas. Indeß wollte er nicht allein durch akademiſche Vorleſungen, ſondern auch durch Schriften nützlich werden. Weil ihm die Fabel die Gattung von Poeſie zu ſeyn ſchien, in welcher er die meiſte Stärke beſäße und wovon er hoffen dürfte, daß ſie ihm glücken, und ihn ſeinem Vaterlande werth machen würde, ſo arbeitete er jetzt neue Fabeln und Erzählungen aus. Auch ſuchte er ſein Talent zur Verbeſſerung des Theaters anzuwenden, indem er ſeine Luſtſpiele und Schäferſpiele ausarbeitete. Da die Deutſchen noch kein Original eines erträglichen Romans hatten, ſo verſuchte er, ob er dieſen anziehenden Werken des Geſchmacks nicht mehr Ernſt, mehr Würde und mehr Nutzbarkeit geben könnte, und ſchrieb ſeine Schwediſche Gräfin. Um ſeine Landsleute zu einer freien und ungezwungenen Schreibart in Briefen zu gewöhnen, gab er auf Rabeners Veranlaſſung ſeine Abhandlung vom guten Geſchmack in Briefen heraus, der er noch eine Sammlung ſeiner Briefe beifügte. Darauf ließ er ſeine Lehrgedichte, geiſtliche Oden und Lieder, und eine Sammlung vermiſchter Schriften, in Verſen und Proſa folgen. Ungefähr ſieben Jahre hatte Gellert mit ſeinen Freunden, den Verfaſſern der Bremiſchen Beiträge, in Verbindung gelebt, als ſie um das Jahr 1751 faſt alle zerſtreut wurden. Dieſe Trennung war Gellert um ſo empfindlicher, je mehr er ſich bei ſeiner anhaltenden Hypochondrie in ihrer Geſellſchaft aufzuheitern gewohnt war, und die Anfälle des Uebels häufiger und heftiger wurden. Er hatte nunmehr zwölf Jahre zu Leipzig mit allem Beifall gelehrt, ohne ſich um ein öffentliches Amt beworben zu haben. Der Hof aber, aufmerkſam auf ſeine Verdienſte, verlangte jetzt ſelbſt, daß er um eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie anſuchen ſollte, und Gellert ließ ſich durch ſeine Freunde dazu bereden. Er erhielt dies Amt 1751 mit einem Gehalte von Hundert Thalern, und trat es, mit einem Programm de commoedia commovente und einer Rede von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten an. Er hielt nunmehr öffentliche Vorleſungen über die Dichtkunſt und Beredtſamkeit, in denen er aber ſeine Zuhörer mehr durch Muſter aus den beſten Schriftſtellern, als durch Regeln zu bilden, und mit dem Geſchmacke am Schönen auch zugleich die Neigung zum Guten bei ihnen zu entwickeln ſuchte. Seine Vorleſungen wurden ſo zahlreich

Digitized by Google

beſucht, daß ſein Zimmer die große Menge der Zuhörer aus allen Ständen nicht mehr faſſen konnte, und er ſich genöthigt ſahe, in den Hörſälen der Univerſität zu leſen. Ueberall ſtand er bei den jungen Studirenden in der größten Achtung, und ſchon der Wunſch, ſeine Zuneigung zu gewinnen, vermochte ſie von Ausſchweifungen zurückzuhalten. Auch erhielt er aus vielen Gegenden Verſicherungen von dem geſtifteten Nutzen ſeiner Schriften, ſo wie mehrere Perſonen ſich beeiferten, durch ihre Freigebigkeit ſein Leben ſo kummerlos und ſorgenfrei, als möglich, zu machen. Aber während dem er die Augen des ganzen deutſchen Publikums auf ſich zog und ſein Lob auf allen Zungen war, litt er immer mehr an den Qualen der Hypochondrie. Eine außerordentliche Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit breitete ſich über ſein ganzes Gemüth aus, ſo daß er der Poeſie entſagte. Man foderte ihn oft zu neuen Gedichten auf; allein er glaubte dazu weder Neigung noch Geiſteskraft genug mehr bei ſich wahrzunehmen. Hingegen entſchloß er ſich, beſondere Vorleſungen über die Sittenlehre auszuarbeiten; da er ſchon einige Mal Fordicens Moral mit Nutzen und Beifall erklärt hatte. Der glückliche Mittelweg, den er zwiſchen Syſtem und Deklamation zu treffen wußte, und ſein rührender Vortrag erwarb dieſen Vorleſungen den größten Beifall, und ſie wurden nicht bloß von Studirenden, ſondern von Leuten aus allen Ständen beſucht. Während des ſiebenjährigen Krieges ward er von Allen beſucht, die Religion und Geſchmack ehrten; nicht ſelten fanden ſich in ſeinem Hörſaale ſo viel Offiziere ein, als wenn es das Vorzimmer eines Generals geweſen wäre. Die preußiſchen Prinzen Carl und Heinrich unterredeten ſich öfters mit ihm. Beſonders hatte Prinz Heinrich viel Achtung gegen ihn und gab ihm, als er von ſeinen kränklichen Umſtänden unterrichtet war, einen Beweis davon, indem er ihm das Pferd, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, durch den General von Kalkreuter zum Geſchenk überſchickte. 1760 ließ ihn der König v. Preußen, Friedrich II., bei ſeiner Anweſenheit in Leipzig zu ſich rufen, und unterhielt ſich mit ihm. Mehrmals wurde ihm an der Univerſität der Lehrſtuhl angetragen, aber jedesmal lehnte er ihn aus Genügſamkeit ab. Einer ſeiner geliebteſten Schüler, der Graf Moritz von Brühl, gab ihm ſeit 1762 eine jährliche Penſion von 150 Thalern, ohne daß Gellert ſeinen Wohlthäter entdecken konnte. Es verging faſt kein Jahr, wo ihm nicht anſehnliche Geſchenke aus fremden Ländern von unbekannten Freunden, die ſeine Schüler geweſen waren, oder ihn ſeiner Schriften wegen hochſchätzten, zugeſchickt wurden. Von der Regierung wurde ihm ſein Gehalt, den er als öffentlicher Profeſſor hatte, erhöht, und als der Geſchichtſchreiber Maskov ſtarb, erhielt er den Gnadengehalt deſſelben von 450 Thalern. Churfürſt Friedrich Chriſtian ehrte Gellert nicht allein durch die ſtärkſten Verſicherungen ſeiner Achtung, ſondern auch durch anſehnliche Geſchenke. Sein Sohn und Nachfolger äußerte gegen ihn eben ſo wohlthätige Geſinnungen. Unter dieſen Umſtänden hätte Gellert ſehr glücklich ſeyn können, wenn nur ſein Körper weniger gelitten hätte. Allein die Leiden deſſelben gewährten ihm in eben den Jahren, wo er im Beſitze alles deſſen zu ſeyn ſchien, was ein ſo beſcheidener Mann erwarten oder begehren konnte, keine anhaltende Heiterkeit. Das geheime Uebel, das ihn täglich verfolgte, wich keinen Bädern und keinen Arznejen; vielmehr wurde ſeine Geſundheit von Zeit zu Zeit immer ſchwächer. Als verſchiedene Stücke ſeiner moraliſchen Vorleſungen aus nachgeſchriebenen Heften verſtümmelt und verdorben waren abgedruckt worden, ſo lagen ihm ſeine Freunde an, ſeine Moral zu revidiren, daß ſie nach ſeinem Tode dem Publikum mitgetheilt werden könnte. Daran arbeitete er wirklich, als er im Dezember 1769 von einer hartnäckigen Verſtopfung überfallen wurde, die auch die geſchickteſten Aerzte nicht zu beſiegen vermochten. Der Churfurſt, ſobald er die Gefahr,

in welcher Gellerts Leben ſchwebte, erfuhr, ſchickte ſeinen Leibarzt nach Leipzig, um noch Alles zu verſuchen, was zu ſeiner Erhaltung angewendet werden könnte, und ließ ſich alle Tage Nachricht von dem Befinden des Kranken geben. Allein nichts war im Stande, die Entzündung im Unterleibe mehr zu heben. Gellert, der ſeinem herannahenden Tode mit der heiterſten Freude entgegen ſah, ſtarb den 13. Dez. 1769, in ſeinem 55ſten Lebensjahre. Gellert war von mittlerer Leibesgröße, und wenn er ſein ſinkendes Haupt emportrug, mehr lang als kurz, anſehnlich von Geſtalt, aber hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe, freie Stirn, beſeelte, blaue Augen, eine hohe, gebogene Naſe, und einen wohlgebildeten Mund. Seine kränklichen Umſtände gaben ihm eine ernſte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber ſeine wohlwollende Seele immer hindurch ſchimmerte. „So lange die Deutſchen ihre jetzige Sprache verſtehen," ſagt Garve am Schluß ſeiner Schilderung des Gellertſchen Karakters, „werden ſie die Gellertſchen Schriften leſen; dieſe Epoche kann ihre Gränzen haben: aber den Gellertſchen Karakter werden die Menſchen verehren, ſo lange ſie die Tugend kennen; und dieſe Zeit iſt unbegränzt." Gellert war kein Genie der erſten Größe, kein ausgezeichneter Gelehrter, keiner der erſten Dichter, aber ſeine guten, natürlichen Gaben, ſeine wohlgeordneten Seelenkräfte, ſein reiner, geläuterter Geſchmack, ſeine Tendenz auf alles Gute und Sittliche, machten ihn zum Herſteller und Beförderer des guten Geſchmacks, zum Verbreiter praktiſcher Wahrheiten, zum wohlthätigſten Lehrer der Religion und Tugend. Seine Fabeln nähern ſich an ſchalkhaftem Witz und an beredter Leichtigkeit den Lafontainiſchen, mit denen ſie aber auch den Fehler der Weitſchweifigkeit gemein haben. Seine Erzählung iſt meiſtens fließend und natürlich, hin und wieder auch naiv, aber durch das Beſtreben dieſes Alles zu ſeyn, wird ſie oft auch geſchwätzig, wäſſerig und platt. In ſeinen geiſtlichen Oden und Liedern ſind, neben dogmatiſch orthodoxen Vorſtellungen, die Lehren der Moral ſo rührend, ſo herzergreifend vorgetragen, die Empfindungen, die Sprache eines andächtigen, Gott und der Tugend ergebenen Herzens ſo ſtark ausgedrückt, daß ihnen auch der Hartherzigſte nicht widerſtehen kann. Wenn gleich ſeinen Lehrgedichten weder der Vorzug eines ſeltenen philoſophiſchen Tiefſinns, noch eines ſehr belebten und nachdrucksvollen poetiſchen Vortrags eingeräumt werden kann, ſo enthalten ſie doch viel Philoſophie des Lebens in einem gefälligen Gewande, ſo iſt doch auch ihnen der Karakter aller übrigen Gellertſchen Schriften, Leichtigkeit, Anmuth und ſanfte Ueberredung eigen. Seinen Luſt- und Schäferſpielen fehlt es, bei aller Leichtigkeit und Anmuth, an komiſchem Salz, und es iſt richtig, daß wir jetzt unſtreitig beſſere haben; daß ſie aber damals, als die deutſche Bühne noch dürftiger war, einen anſehnlichen Rang verdienten, iſt auch gewiß. Sein Leben der ſchwediſchen Gräfin von G. war einer der erſten gelungenen deutſchen Verſuche im Fache des Romans. Seine Anweiſung zum Briefſchreiben und ſeine Sammlung eigener Briefe haben viel dazu beigetragen, an die Stelle eines ſteifen, pedantiſchen Briefſtyls die Sprache der Natur und des Umgangs zu ſetzen. Seine moraliſchen Vorleſungen gehören ohne Zweifel noch immer zu den beſten und lehrreichſten abhandelnden Schriften von der populären Gattung. In den ihnen eingewebten oder beigefügten Sittengemälden und Karakterſchilderungen wird man die Meiſterhand nicht verkennen, mit der ſie entworfen ſind. Gellerts Proſa zeichnet ſich, wie ſeine Poeſie, durch Leichtigkeit, Korrektheit und einfache Eleganz aus. Nie dürfen wir es vergeſſen, was er für unſere Sprache gethan, und was er mit ſeinen Freunden Cramer, Schlegel, Rabener u. A. zur Verbreitung eines geläuterten Geſchmacks in unſerm deutſchen Vaterlande gewirkt hat. Zu einer Zeit, wo der deutſche Geſchmack in Briefen noch ſehr unbeſtimmt und im Aufkeimen war, machte

Digitized by Google

ſich Gellert um die ſchnellere Fortbildung und Beförderung deſſelben durch die Bekanntmachung ſeiner Briefe nicht wenig verdient. Seine Abſicht war, junge Leute, und beſonders Perſonen des anderen Geſchlechts, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und Andern, wo möglich, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unſere Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlſtandes, des Scherzes und zu andern zarten Empfindungen nicht biegſam und geſchmeidig genug ſey. Er wählte dazu mit Recht ſolche Briefe, die wirklich, und ohne Abſicht öffentlicher Bekanntmachung geſchrieben waren. Die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts und Tons, verbunden mit Leichtigkeit und Korrektheit der Schreibart, erwarben dieſer Sammlung großen Beifall, und beförderten den rühmlichen Zweck ihrer Herausgabe ſehr merklich, ob ſie ſchon übrigens nicht alle von gleichem Werthe ſind, und überhaupt in Rückſicht auf die damalige Lage unſers Geſchmacks und Styls beurtheilt werden müſſen. Seine Schriften, die auch einzeln oft gedruckt wurden, erſchienen geſammelt zuerſt Leipzig 1766, 10 Bde. 8. und nachher noch vielmal.

Gellius (Aulus), ein Römer und berühmter Schriftſteller, nach den unrichtigen Abſchriften in einigen Codices **Agellius** genannt, lebte höchſtwahrſcheinlich unter Antoninus Pius, und ſtarb im Anfange der Regierung des Antoninus Philoſophus. In Rom ſtudirte er die Redekunſt unter dem Cornelius Frontes, nachher hörte er zu Athen die Philoſophen Phavorinus, Taurus, T. Euſtachius, Peregrinus u. A., und erhielt in der Folge die Würde eines Centumvir. Auguſtin Salmaſius und Andere machen ihm viele Lobſprüche wegen ſeiner mannichfaltigen Kenntniſſe und ſeiner gebildeten und richtigen Schreibart. Wir haben bloß noch von ihm ſeine Noctes Atticae in 20 Büchern, welche er zwiſchen 143 und 146 nach Chr. Geb. verfertigte. Dieſes Werk beſitzen wir noch vollſtändig, mit Ausnahme des 8ten Buchs, welches ganz fehlt, ſo daß nur der Inhalt der 15 Kapitel, in welche es getheilt war, noch vorhanden iſt, und des 6ten Buchs, von dem der Anfang fehlt. Das Ganze enthält eine Sammlung von mancherlei Bemerkungen, die er während ſeines Aufenthalts zu Athen aus den beſten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern in den Winternächten geſammelt hatte, und die er zum Vergnügen und zum Unterricht ſeiner Kinder zuſammentrug. Der Styl iſt rein, aber doch nicht vorzüglich. Die Ordnung der Materien iſt auch nicht die beſte, indem es vielmehr lauter zerſtreute Bemerkungen ſind. Für den Sprachforſcher, Philologen und Kritiker enthalten ſie viel Nützliches. Von dem erſten Buche hat man nur noch den Inhalt der fünfzehn Kapitel, woraus es beſtand. Ausgaben: von J. F. und Jak. Gronov, Leyden 1706, 4.; Leipzig 1762, 2 Bde. 8. v. Conradi.

Gelnhauſen, auf der Straße von Fulda nach Frankfurt gelegen, war einſt eine nicht unbedeutende Reichsſtadt. Die große, noch ziemlich wohlerhaltene Dreifaltigkeitskirche, ein Werk des Baumeiſters Heinrich Fingerhut im 13ten Jahrh., und die herrlichen Ueberreſte von St. Peters-Münſter ſind würdige Denkmäler ihres ehemaligen Glanzes. Die günſtige Lage dieſer Stadt, am Fuße der Gebirgskette, welche das Rhöngebirge in Franken mit dem Vogelsgebirge in der Wetterau verbindet, an der einſt ſchiffbaren Kinzig, und welche, mitten im ehemaligen deutſchen Reiche, einen reichlichen Ueberfluß an allen Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens darbot, lockten Friedrich I. Barbaroſſa (1152 — 1190) in ihre Nähe. Am Fuße der Stadt ließ er ſich eine Burg auf einer Inſel der Kinzig erbauen, deren koloſſale Ueberreſte noch jetzt auf ihre ehemalige Pracht und Größe ſchließen laſſen. Die Zeit ihrer Entſtehung ſowohl, als der Namen ihres Erbauers läßt ſich nicht ausmitteln. Jetzt erblickt man von dieſem Lieblingsſitze Friedrichs I. nur noch die geräumige Halle, zu der ein Thor (das Meßthor) führt, nur noch von einem der beiden Thürme, die ſich früher hier erhoben, bewacht;

Digitized by Google

ferner das Reichsſaalgebäude, daß ſich in den großen Thronſaal, des Kaiſers Zimmer und den Raum theilte, wo die Treppen nach dem Erdgeſchoſſe niedergingen, ſo wie empor nach dem obern Stockwerke und der Capelle, die bis 1811 in Ehren gehalten wurde. Auf der Ringmauer, die ein unregelmäßiges Siebeneck umſchloß, und auf 710 Fuß Rheiniſch geſchätzt wurde, ruhte die nördliche Seitenwand des Reichsſaalgebäudes, auf der man noch die Thronverzierungen des Verſammlungsſaals und die Fenſter des kaiſerl. Gemaches erblickt. Kurz vor ſeinem Kreuzzuge verweilte Friedrich I. auf dieſem Lieblingsaufenthalte; nach ihm hielten die meiſten Kaiſer bis auf Carl IV. in dieſer Burg ihren Hof. Carl IV. verpfändete im J. 1349 die Burg und Güter, und der ehemalige prachtvolle Kaiſerſitz gerieth allmählig in Verfall, den mehrere kaiſerliche Befehle, namentlich Siegismunds v. J. 1417, nicht mehr aufzuhalten im Stande waren. Durch einen Einfall der Huſſiten (1430) erlitt ſie ihre letzten Veränderungen. Bis in die neuern Zeiten betrachtete man dieſe Trümmer als ein herrenloſes Baumaterial. Ueber die Benennung des Styles in dieſer Bauart haben die Gelehrten verſchiedene Urtheile gefällt. Wenn Büſching (Wiener Jahrb. d. Literat. 10r. Bd.) die Regeln der altſächſiſchen Bauart an jener ehrwürdigen Kaiſerburg beobachtet findet, ſo glaubt Stieglitz den neugriechiſchen Styl in der Anlage des Ganzen mit arabiſchen Verzierungen bemerkt zu haben. Vergl. Bernhard Hundeshagen: Kaiſer Friedrichs I. Barbaroſſa Pallaſt in der Burg zu Gelnhauſen; eine Urkunde vom Adel der von Hohenſtaufen und der Kunſtbildung ihrer Zeit, hiſtoriſch und artiſtiſch dargeſtellt. 2te Aufl. mit 13 K. 181?. Fol.

Gelon, einer der berühmteſten unter den ſyrakuſiſchen Tyrannen, war in der Stadt Gela geboren, und hatte vermuthlich auch von ihr ſeinen Namen. Sein Vater hieß Dinomedes, und er that ſich zuerſt in den Kriegen hervor, welche Hippokrates, Tyrann von Gela, gegen ſeine Nachbarn führte. Nach dem Tode des Hippokrates machte er ſich zum Oberherrn von Gela, nachdem er vorher unter dem Vorwande, die Rechte der Kinder des Hippokrates zu vertheidigen, die Waffen gegen ſeine eignen Mitbürger ergriffen hatte. Nun ſetzte er einige vorher aus Syrakus vertriebene Gamori oder Geomori wieder daſelbſt ein, und kam in dieſer Abſicht ſelbſt nach Syrakus, wo er mit allgemeinem Beifall empfangen wurde, und ſich ohne viele Schwierigkeiten der Oberherrſchaft bemächtigte (J. 3500). Hierauf trat er ſeinem Bruder Hiero die Regierung von Gela ab, und wandte alle ſeine Sorge auf die Erhebung des neuen Staates. Gelons Freundſchaft wurde nicht nur von allen benachbarten Völkern, ſondern ſelbſt von Athen und Lacedämon geſucht. Als dieſe nämlich von dem perſiſchen Könige Xerxes mit Krieg bedrohet wurden, ſchickten ſie Geſandte an ihn, um ein Bündniß mit ihm gegen Xerxes zu ſchließen. Er verhieß ihnen 200 Galeeren, 20.000 Schwerbewaffnete, 4000 Reiter, 2000 Schützen, und eben ſo viel Schleuderer zu ihrem Beiſtande. Ueberdies wolle er die ganze Armee während des Krieges mit dem nöthigen Mundvorrath verſehen. Dagegen aber verlangte er, daß man ihn zum Oberfeldherrn der Truppen zu Waſſer und zu Land ernennen ſollte. Dies reizte den Stolz des Spartaners. Nein, rief Syragus, nie wird Sparta dir dieſen Vorzug zugeſtehen. Jetzt entließ Gelon die Geſandten, und verſagte ihnen die erbetene Hülfe. Dagegen ſchickte er einen gewiſſen Cadmus nach Delphi mit dem Befehl, hier den Ausgang des Treffens abzuwarten; wenn die Griechen Sieger wären, ſich zurück zu ziehen, und würden ſie überwunden, dem Xerxes in ſeinem Namen zu huldigen und koſtbare Geſchenke zu überreichen. Wie es ſcheint, wußte Gelon damals noch nichts von dem Bündniſſe, das Xerxes gegen ihn mit den Karthaginienſern geſchloſſen hatte. Dieſe ſollten, während er die Griechen in ihrem Vaterlande ſelbſt angriffe, ſie auch in Sicilien und Italien angreifen, um zu verhindern, daß ſie jenen

nicht beiſtehen möchten. Ihr Feldherr, Hamilkar, führte eine Armee von 300.000 Mann zu Lande und eine Flotte von 2000 Kriegs= und 3000 Laſtſchiffen an. Mit dieſem Heere ſtieg er bei Panormus ans Land, und belagerte die Stadt Himera. Gelon zog ihr mit einer Armee von 50.000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde zu Hülfe. Während Hamilkar und der größte Theil ſeiner Soldaten, ohne Waffen mitzunehmen, ſich mit einem Opfer beſchäftigten, überfielen ihn die Syrakuſaner, tödteten ihn, hieben ſein Schiffsvolk nieder, und zündeten die Schiffe an. Auf ein gegebenes Zeichen von dem glücklichen Erfolge, griff ſodann Gelon ſelbſt die Karthaginienſer an. Dieſe thaten anfänglich tapfern Widerſtand; als ſie aber den Tod Hamilkars erfuhren, und ihre Flotte in Flammen ſahen, verließ ſie der Muth, und ſie ſuchten nur in der Flucht ihre Rettung. Nun begann ein ſchreckliches Blutvergießen. 150.000 Mann ſollen beim Nachſetzen getödtet worden ſeyn. Die übrigen ſetzten ſich wieder auf eine Anhöhe, wurden aber hier aus Mangel an Lebensmittel genöthigt, ſich auf Diskretion zu ergeben. Dieſe merkwürdige Schlacht geſchah im J. d. W. 3505 an eben dem Tage, wo die Griechen den berühmten Sieg bei Himera erfochten. Pindar verherrlichte dieſen Sieg in ſeinen Liedern. Karthago bat nun um Frieden, und erhielt ihn unter den Bedingungen, daß es 2000 Talente Silbers zahlen, zwei Tempel zur Aufbewahrung der Friedensbedingungen erbauen, und die Menſchenopfer abſchaffen ſollte. Noch hatte Gelon nicht den königlichen Titel angenommen. Wenn er ihn führen ſollte, ſo wünſchte er, daß die Syrakuſaner ihm denſelben freiwillig übertragen möchten. Zu dem Ende berief er eine allgemeine Volksverſammlung, wobei Jeder bewaffnet erſcheinen ſollte. Er ſelbſt trat ohne Waffen in derſelben auf, und erklärte: Man ſollte nun über ſeine Handlungen ein Urtheil fällen, weil er entſchloſſen wäre, die Oberherrſchaft niederzulegen, und Syrakus für frei zu erklären. Alles gerieth in Erſtaunen und Bewunderung, ein allgemeiner Zuruf nannte ihn den Wohlthäter, den Erretter von Syrakus. Mit einhelliger Stimme trug man ihm den Königstitel an, und bat ſo lange, bis er ſich endlich bewegen ließ, ihn anzunehmen, und die Oberherrſchaft über ein Volk noch länger zu behalten. Um ſein Andenken zu verewigen, wurde ihm eine Bildſäule errichtet, die ihn in der bloßen Kleidung eines gemeinen Bürgers vorſtellte, weil er ohne Waffen und Wache ſein Leben großmüthig den Händen ſeiner Unterthanen anvertrauet hatte. Gelon wandte die nun noch übrige Zeit ſeiner Regierung ganz darauf an, um ſein Volk glücklich zu machen. Er wurde ſogar noch ſanfter und gütiger, nachdem er die höchſte Gewalt angenommen hatte, als er vorher war. Syrakus befand ſich unter ihm ſo glücklich, als ob es eine Republik geweſen wäre. Er ſtarb endlich an der Waſſerſucht, im 7ten Jahre ſeiner Regierung, im J. d. W. 3506. Die Trauer über ſeinen Verluſt war der Liebe und Hochachtung gleich, die man ihm im Leben bewieſen hatte. Auf ſeinen ausdrücklichen Befehl wurde ſein Leichenbegängniß ohne alle Pracht gefeiert; allein das ganze Volk begleitete ihn freiwillig bis an den Ort, wo er verbrannt wurde, ob er gleich mehrere Meilen von Syrakus entfernt war. Hier wurde ihm ein prächtiges Mauſoleum errichtet, das aber nachher von den Karthagern zerſtört wurde. In der Regierung folgte ihm ſein Bruder Hiero. Gelon hatte auch in den olympiſchen Spielen den Preis erhalten, und man ſah zu Olympia zwei eherne Wagen, auf deren einem ſeine Bildſäule und auf dem andern die ſeines Bruders Hiero ſtand.

Geltung bezeichnet die Dauer der Noten und Pauſen in der Muſik. Unbeſtimmt iſt die Dauer der Noten in Beziehung auf die Bewegung des Taktes, die bald langſamer, bald geſchwinder ſeyn kann; beſtimmt hingegen iſt die Dauer der Noten oder Pauſen in Beziehung auf die Verſchiedenheit ihrer Gattung.

Gelübde (votum religiosum) ſteht mit dem Gebete in einer gewißen Verwandtſchaft, und iſt ein Verſprechen, das man, indem man es leiſtet, unmittelbar an Gott oder ſeinen Stellvertreter richtet, oder ein, nach reifer Erwägung, Gott oder der Kirche, oder auch ſonſt einer geiſtlichen Kommunität gethanenes Verſprechen, ein ſolches gutes Werk zu verrichten, zu dem man außer dieſem Verſprechen, ſich nicht verbunden glaubt. Nach der Lehre des kanoniſch-katholiſchen Rechts, und den Dekretalen Papſt Gregors des Neunten, theilt man die Gelübde ein: a) in perſonelle, wenn Jemand für ſeine eigene Perſon irgend etwas zu thun oder zu laſſen, verſpricht; b) in reelle, wenn Jemand einen Theil ſeiner Güter an die Kirche abzugeben gelobet; c) in vermiſchte, wo die beiden vorigen Gelübde ſich wieder vereinigen. In Anſehung der Form, ſind die Gelübde ſolenne, die unter gewiſſen Feierlichkeiten abgelegt werden, wie z. B. die drei bekannten Gelübde der freiwilligen Armuth, der Enthaltſamkeit und des ſteten Gehorſams unter einem geiſtlichen Obern, einfache, ausdrückliche, ſtillſchweigend ꝛc. Die nöthigen Erfoderniſſe zu einem Gelübde ſind, 1) daß es aus freiwilliger Entſchließung geſchehe; 2) daß daſſelbe durch eine ausgeſprochene Erklärung an den Tag gegeben werde; 4) daß der Gelobende ſich auch wirklich und gültig verbinden könne; 5) iſt zu einem Gelübde nöthig, daß dadurch nur Gutes angelobt werde. Doch finden aus triftigen Gründen Umwandlungen und Diſpenſationen ſolcher Gelübde Statt.

Gemälde ſind entweder ein Werk der Malerei oder der Dicht- und Redekunſt. In Hinſicht der Malerei ſind ſie ein Werk der Kunſt, welche ſichtbare Gegenſtände mit ihren eigenthümlichen Formen und Farben auf einer Fläche darſtellt. Form, Rundung, Beleuchtung, Haltung müſſen zu ihrer Darſtellung angewendet werden; dieſe ſind jedoch der Malerei nicht eigenthümlich, weil auch die Zeichenkunſt die Gegenſtände auf dieſe Weiſe vorträgt. Die Zeichenkunſt iſt die Baſis der Malerkunſt. Wenn aber Gegenſtände in den oben berührten Theilen durch Farben dargeſtellt werden; ſo iſt es ein Gemälde. Die Farbengebung iſt demnach eigentlich das, was ein Gemälde beſtimmt. Jedoch wird durch ſie allein das Gemälde noch zu keinem Werk der Kunſt. Die Malerei erfodert, als ſchöne bildende Kunſt, Ausdruck äſthetiſcher Ideen durch Bilder, und darum hat man bei der Schätzung des Gemäldes auf die Compoſition, Zeichnung und den Ausdruck eben ſo, wie auf die Farbengebung zu ſehen. Nur durch Beobachtung und Anwendung aller dieſer Punkte wird das Gemälde zum Bilde, welches demnach ſtets zwei Eigenſchaften haben muß, die artiſtiſche und äſthetiſche. Durch die erſtern werden die Wirklichkeitsfoderungen für den äußern Sinn, durch die äſthetiſchen wird der Schönheitsſinn befriedigt. Der Künſtler hat Alles gethan, wenn ſeine Darſtellung anſchaulich, wahr, in ihrem Weſentlichen treu, und in ihren Verhältniſſen richtig iſt; der äſthetiſche Künſtler muß nebſt dieſem uns über Alles eine Totalanſchauung verſchaffen, durch welche allein ſeine Darſtellung als ein, in ſich geſchloſſenes Ganze erſcheint, welches in und durch dieſe Totalität dem Sinne faßlich und angenehm iſt, und unſer Gemüth durch ſeine Bedeutſamkeit anſpricht. Zu den Bedingungen der Wahrheit gehört Richtigkeit der Perſpektive; zu den Bedingungen der Schönheit, das Gruppiren und der Contraſt in Figuren, Gruppen und Colorit. Der Inhalt eines Gemäldes muß einen Gegenſtand vorſtellen, der ſeiner Natur nach intereſſant iſt, der in uns lebhafte Vorſtellungen erweckt; dieſe Vorſtellungen müſſen aber auf etwas Gutes hinzielen, ſo daß derjenige, welcher dieſen Gegenſtand mit Aufmerkſamkeit betrachtet, etwas dabei gewinnt. Die Anordnung der Theile muß ſo beſchaffen ſeyn, daß nur eine einzig beſtimmte Hauptvorſtellung aus dem Gemälde

entſtehet, wozu jeder Theil nach ſeiner Beſchaffenheit das Seinige beiträgt. Die Bearbeitung des Gegenſtandes, ſowohl in der Zeichnung, als in den Farben, muß ſo ſeyn, daß das Auge, ſo viel immer möglich, getäuſcht werde, und wahrhaft natürliche Gegenſtände vor ſich zu haben, glauben muß. Sowohl das Ganze, als jeder einzelne Theil, muß, jedes nach ſeiner Art, den wahrhaften Karakter der Natur an ſich haben. In den Gemälden, ſo wie in allen Werken der Kunſt muß etwas vorhanden ſeyn, welches die Empfindung und die Vorſtellungskraft mit einer Lebhaftigkeit angreift, wodurch die Phantaſie gereizt wird, das Uebrige aus ſich zu erſetzen. Wenn der gemalte Gegenſtand in der Natur unſere Aufmerkſamkeit nicht reizt, ſo kann das Gemälde für den wahren Kenner nie von großem Werth ſeyn; und ohne gute Anordnung wird ſich ein Gemälde nie vortheilhaft ausnehmen. (Siehe neue Bibliothek der ſchönen Künſte 14 Th. pag. 69. — Conversations sur la peinture de Piles 4ter Theil.) Gemälde in Hinſicht der redenden Künſte ſind in der Poeſie die Zuſammenfaſſung anſchaulicher Merkmale eines Gegenſtandes nach Erfoderniß der jedesmaligen, durch den Zweck der Darſtellung nöthiger Karakteriſtik; ein auf dieſe Art ausgeführtes Bild nennt man ein poetiſches Gemälde. Die Dichtkunſt hat, ſo, wie die Malerei, auch ihre beſondere Art zu zeichnen und auch ihr Colorit. Der Dichter, indem er einen Theil ſeiner Gegenſtände oder viele Theile eines Gegenſtandes im Allgemeinen zeichnet, hebt die andern ſo bedeutend heraus, und ſo umſtändlich, daß ſie uns näher, als alle übrigen vorkommen; dieſen beſonders ausgezeichneten einzelnen Theilen giebt man vorzüglich den Namen Gemälde. Dieſe Gemälde ſind das Höchſte in der Dichtkunſt. Die Natur dieſer Gemälde beſteht darin, daß der Gegenſtand umſtändlicher, als es in der übrigen Materie des Gedichtes geſchieht, ausgezeichnet, und durch einen maleriſchen Ausdruck gleichſam mit lebendigen Farben gemalt wird. Das Feine beſteht darin, daß der Dichter bei dem Gemälde kurz und nachdrücklich ſey, und mit treffenden Zügen das ausſprechende Leben zu geben wiſſe. Durch die Gemälde in der Poeſie erhalten die Gegenſtände die höchſte Deutlichkeit und Kraft. Es iſt eine Hauptſache, daß nur das Weſentliche der Vorſtellungen in beſonders ausgeführten Gemälden bezeichnet werde. In dem epiſchen Gedicht und in dem Lehrgedicht dienen einzelne Gemälde ſehr, um dem Ganzen Leben und Stärke zu geben. Alles hier Geſagte kann auch in Beziehung der Redekunſt in Anwendung gebracht werden; beſonders wenn die Rede nicht bloß Werk des Verſtandes, ſondern auch äſthetiſch ſchön ſeyn ſoll. (Siehe Bodmers kritiſche Betrachtungen über poetiſche Gemälde.) Gemälde in der Muſik nennt man ſolche einzelne Stellen oder Stücke, wo der Tonkünſtler Töne und Bewegungen aus der Natur nachzuahmen ſucht. Im Grunde ſind ſolche Gemälde dem wahren Geiſt der Muſik entgegen, denn dieſer ſoll nur Empfindungen des Gemüths, nicht aber Begriffe geben. Vgl. Engels muſikaliſche Malerei, 1780.

Gemappe, auch Jemappe geſchrieben, ein Dorf bei Mons, nahe an der Schelde in der königlich niederländiſchen Provinz Hennegau gelegen. Dieſer Ort erlangte ſeine Berühmtheit in der Geſchichte durch die Schlacht, welche am 6. Nov. 1792 daſelbſt zwiſchen Dumouriez und dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen geſchlagen wurde. Als der franzöſiſche Revolutionskrieg begann, war dieſes Treffen das erſte, welches zwiſchen Frankreich und Deutſchland geliefert wurde, und deſſen Verluſt für die Oeſterreicher die franzöſiſche Freiheitsraſerei in einen noch exaltirteren Zuſtand verſetzte. Ungeachtet die Alliirten dieſe Schlacht mit dem Verluſte der Niederlande und Lüttich bezahlen mußten, ſo würden die Folgen derſelben noch nachtheiliger geweſen ſeyn, wenn die Franzoſen nicht an der Roer mit der Ver-

Digitized by Google

folgung der fliehenden öſterreichiſchen Armee inne gehalten hätten, ſtatt ſie über den Rhein zu treiben. Doch kann man dieſe Schlacht als eine der wichtigſten im ganzen Revolutionskriege anſehen. Ohne uns hier in eine weitläufige Beſchreibung der Bewegungen und einzelnen Gefechte am Tage der Schlacht einzulaſſen, geben wir nur folgende Skizze: Als die preußiſche Armee nach dem unglücklichen Feldzuge von 1792 ihre Stellung am Rheine genommen hatte, faßte Dumouriez den Plan, die Niederlande zu überfallen, und daſelbſt den Samen der verderblichen Neuerungs-Grundſätze auszuſtreuen. An der Spitze einer hierzu beſtimmten Armee leitete er alle Bewegungen gegen das minder zahlreiche öſterreichiſche Heer, welches ſich gegen die feindliche Uebermacht durch eine faſt unangreifbare Stellung zu decken ſuchte. Die gewandte Taktik des Feldherrn aber und der Enthuſiasmus der Franzoſen wußte alle Schwierigkeiten zu beſiegen. Unter dem brauſenden Geſange der Marſeiller Hymne wurde eine Redoute nach der andern weggenommen, bis die Oeſterreicher ihre Stellung verließen. Dumouriez widerlegte in dieſem Treffen die damalige Meinung, als beſäßen die Franzoſen keinen geſchickten Heerführer. Den Verluſt der Oeſterreicher ſchätzte man auf 5000 Mann. Acht Tage darauf traf Dumouriez in Brüſſel ein.

Gemarke, ſ. Elberfeld.

Gemein nennt man in den ſchönen Künſten, was den mittelmäßigen Grad der Vollkommenheit hat, welcher in den meiſten Dingen ſeiner Art angetroffen wird, und ſich durch keinen merklichen Grad der Schönheit oder Vollkommenheit auszeichnet. Das Gemeine iſt dennoch in allen Dingen das, was in ſeiner Art am gewöhnlichſten vorkömmt; mithin reizt es unſere Vorſtellungskraft wenig, und iſt folglich dem Aeſthetiſchen entgegen. Es kann aber eine Sache auf zweierlei Arten gemein ſeyn, entweder in ihrer Natur, oder in ihrem Aeußern, d. h. in der Art, wie ſie vorgeſtellt wird; der gemeine Stoff iſt in den ſchönen Künſten nicht unbedingt zu verwerfen, ja er iſt oft zur Vollſtändigkeit des Ganzen nothwendig, nur muß das Gemeine nicht über die Nothdurft vorhanden ſeyn. Es kann auch ein Werk in Abſicht auf die Wahl der Materie gemein, und in Hinſicht der Kunſt groß und vortrefflich ſeyn, in welchen Fällen aber das Gefallen nicht auf den Gegenſtand ſelbſt, ſondern auf der Geſchicklichkeit des Künſtlers beruht. Doch aber muß das Gemeine, in ſofern es zur Ergänzung des Zuſammenhanges dient, nicht ängſtlich vermieden werden; man muß dieſes ſtets auf eine ſeinem Weſen angemeſſene Art vorſtellen. Es iſt ein weit größerer Fehler, etwas Gemeines durch einen hohen Vortrag heben zu wollen, als das Hohe gemein darzuſtellen.

Gemeinde, ſ. Gemeinheit.

Gemeinegüter, Gemeinheiten, diejenigen Dinge, welche einer Gemeinde zu gemeinſchaftlicher Benutzung zuſtehen, oder wovon die Einkünfte zu Gemeindeausgaben angewendet werden. Sie beſtehen in Aeckern, Wieſen, Waldungen, Fiſchwaſſer, Teiche, Weideplätze, Gemeinegebäude, Hut- und Triftgerechtigkeit. Erfahrung hat gelehrt, daß dergleichen Gemeinegüter nicht allein ſchon oft die Quelle großer Uneinigkeiten geweſen ſind, ſondern daß ſie auch dem Aufkommen und dem Wachsthum der Landwirthſchaft ſehr hinderlich, mithin der allgemeinen Wohlfahrt des Staates ſchädlich ſind. Denn alles Gemeine-Eigenthum wird in der Regel weit weniger genutzt, als beſonderes Eigenthum. Wird z. B. ein Gemeindeacker alle 3 Jahre einem neuen Gemeindegliede zur Benutzung übergeben, ſo wird von demſelben nichts anders zu erwarten ſtehen, als eine ſchlechte Pflege und Wartung dieſes Grundſtücks, weil er weiß, daß es nicht ſein Eigenthum iſt, ſondern nach 3 Jahren zurückgegeben werden muß. Er

Digitized by Google

wird alſo dieſen Acker nicht ſo gut düngen, als ſeinen eigenen, zumal, wenn er den Dünger nicht im Ueberfluß hat. Er wird ihn in den Arten oder der Bearbeitung geringer halten, als den ſeinen u. ſ. w. In dem dritten und letzten Jahre wird er ihn gewiß nicht düngen, gehörig brachen und zur folgenden Winterſaat tüchtig bearbeiten, ſondern vielmehr Alles herauszuziehen ſuchen, was nur herauszubringen iſt, folglich ihn ausmärgeln. Mithin erhält ihn der zweite Beſitzer ſchlechter als der erſte; der dritte ſchlechter als der zweite u. ſ. f., und am Ende wird ein ſolcher Acker in einen ſolchen Zuſtand gerathen, daß ihn Niemand mehr unter den Pflug nehmen will. Unterſucht man die Gemeindehütungen, ſo werden auch dieſe Güter, die zum Theil ſehr anſehnlich und groß ſind, ebenfalls ſchlecht benutzt und nicht verbeſſert. Denn ein ſolcher Weideplatz wird gänzlich ſeinem Schickſal überlaſſen, es werde aus demſelben, was da wolle. Bei Kuppelweiden, wo zwei Gemeinden einen gemeinſchaftlichen Weidegang haben, iſt an Erhaltung und Verbeſſerung noch weniger zu denken. Nachdem man in England am erſten eingeſehen hat, daß eine ſolche Benutzung der Gemeindegüter zum größten Nachtheil des Gemeindewohls gereiche, und daher geſetzlich die Theilung ſolcher Güter unter die Gemeindeglieder erlaubt, ja unter gewiſſen Bedingungen geboten hat, ſo hat dieſe, zum Aufkommen der engliſchen Landwirthſchaft ſo vortheilhaft gewirkte Einrichtung auch in andern Staaten Beifall gefunden, und verſchiedene landwirthſchaftsverſtändige Schriftſteller haben ſich viele Mühe gegeben, nicht allein den großen Nutzen vorzuſtellen, den die Abſchaffung der Gemeindegüter und deren Vertheilung verſchaffen würden, ſondern auch die Art und Weiſe an die Hand gegeben, wie dieſe Vertheilung aller Schwierigkeiten und Hinderniſſe ungeachtet, am Beſten zu bewirken ſey. Vergleiche die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg nach ihren großen Vortheilen ökonomiſch betrachtet. Berlin, 1796. Lange, J. F., allgemeines Theilungsprincip für Gemeinheitsaufhebung, Halle 1801. Die Gemeinheitsgüter werden nach den hierüber aufgeſtellten Statuten, oder dem Herkommen jeder einzelnen Gemeinde verwaltet. Ueber die jährliche Einnahme und Ausgabe wird eine Gemeinderechnung abgelegt. Die Staatsregierung iſt Obervormund über dieſelben, und da die ſämmtlichen Gemeinheitsgüter die Rechte der Güter von Unmündigen genießen, ſo kann ſie dieſe, ſelbſt wenn auch die Stimmenmehrheit der Gemeindeglieder dazu vorhanden wäre, ohne obrigkeitliche Genehmigung weder verpfänden noch veräußern. Vergl. Gemeinheitstheilung.

Gemeineweide, Gemeinetrift, der Ort, wo eine ganze Gemeinde ihr Vieh gemeinſchaftlich auf die Weide treiben darf. Man theilt dieſe Weide aber auch wieder für jede Gattung Vieh, in Ochſen-, Küh-, Pferde-, auch Gänſeweide, ferner in Tag- und Nachtweide ein. Gewöhnlich befinden ſich dieſe Gemeindeweiden in dem elendeſten Zuſtande, weil jeder ſie möglichſt benutzen, aber keiner auf ihre Verbeſſerung und Erhaltung etwas verwenden will. Sie werden, beſonders wenn ſie bequem und nahe liegen, übermäßig, unzeitig mit allerlei Vieh durch einander, oder doch nicht in gehöriger Folge betrieben, und gewähren folglich dem Vieh oft nur eine Abtrift und keine Nahrung. Man hat daher in manchen Ländern angefangen, die Weiden abzuſchaffen; ſie theils zu Wieſen, theils zu Aeckern gemacht, und ſie unter die Gemeindeglieder vertheilt. So vortheilhaft dieſes der Ackerkultur im Allgemeinen zu ſeyn ſcheint, ſo hat es doch keinen Zweifel, daß die Verminderung dieſer Viehweiden dem Ackerertrag bei ſonſt unverändertem Wirthſchaftsſyſtem geſchadet habe. Neuere Erfahrungen, die man über den Erfolg der Theilung von Gemeineweiden gemacht hat, beſtätigen dies; wenn nämlich mit derſelben keine neue Einrichtung in Anſehung der Ackerländerei und der ganzen Wirthſchaftsart getroffen wurde. Jeder brach nun ſeinen erhaltenen

Digitized by Google

Antheil um, und nahm die Früchte davon, die derſelbe aus ſeiner natürlichen Kraft tragen konnte, bis dieſe erſchöpft war. Der erweiterte Ackerbau hätte mehreren Dünger verlangt, aber dieſer hatte ſich nur um ſo ſtärker vermindert, da man die verlorne Weide auf eine andere Art nicht erſetzt hatte. Die Wirthſchaft und der Ertrag des Ganzen ſank alſo um ſo tiefer herunter, je ausgedehnter der Ackerbau geworden war. Es hat alſo große Bedenklichkeiten, eine Gemeineweide allein zu theilen, ohne damit eine Theilung des ganzen Areals, Aufhebung beſchränkter Servitute und eine neue, auf Dreſchweide oder Stallfütterung begründete Wirthſchaftseinrichtung zu verbinden. Soll und kann Letzteres nicht geſchehen, ſo iſt es für den Wohlſtand der Gemeinden ohne Zweifel beſſer, die Gemeineweiden beizubehalten, aber Einrichtungen zu treffen, wodurch ihre Kultur als Weide befördert, und ihre möglich höchſte und regelmäßige Benutzung geſichert wird.

Gemeingefühl, ſ. Gefühl.

Gemeingeiſt iſt diejenige thätige Liebe für das Ganze, die aus dem Gefühle entſpringt, daß man ein Theil des Ganzen iſt. So giebt es einen Weltbürger-, einen Volks-, einen Orts-Gemeingeiſt; ferner einen kirchlichen, politiſchen, wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Gemeingeiſt; endlich einen aufgeklärten Gemeingeiſt, und einen einſeitigen, der auf Vorurtheilen beruht. Der chriſtliche Gemeingeiſt, der auf die Beförderung des Wohls ſeiner Mitbürger gerichtete Sinn der chriſtlichen Liebe (caritas), äußert ſich, gemäß dem Kulturgrade des Zeitalters, am Thätigſten da, wo der Bürger ein Vaterland hat. Des Britten public spirit ſucht Alles, was in der Vorſtellung gut oder nützlich iſt, auf das öffentliche Leben zu beziehen oder in daſſelbe einzuführen; daher werden in England Erfindungen, Entdeckungen und Vorſchläge des Auslandes oft früher benutzt, als da, wo ſie entſtanden. In Deutſchland haben die Frauen in ihren wohlthätigen Vereinen den frömmſten und reinſten Gemeingeiſt bethätigt. Der Wiener Frauen-Verein ging allen übrigen voran. Die erſte Vorſteherin deſſelben war die im Jahr 1816 zu Prag verſtorbene Caroline Fürſtin Lobkowitz, geborne Fürſtin von Schwarzenberg. Das fromme Gelübde der Barmherzigkeit, das in der katholiſchen Kirche die barmherzigen Brüder und die grauen Schweſtern (seurs grises) auf eine ſo rührende Weiſe erfüllen, daſſelbe hat nach dem Vorgange des Wiener Frauen-Vereins auch in den proteſtantiſchen Staaten edle Frauen aus allen Ständen in unſern Tagen vereinigt. So entſtanden in Berlin: der Mädchen-Verein, ſeit d. 20 Ap. 1813, unter der Leitung der Prinzeſſin Wilhelmine v. Preußen; ferner der weibliche Wohlthätigkeits-Verein d. 13. Juli 1814, und im Jahr 1815, der patriot. Frauenverein, unter dem Vorſitze der Prinzeſſin Marianne von Preußen, zu dauernder Verpflegung Hülfloſer, welche ſeit 1813 mitgekämpft haben. In Dresden übernahmen im J. 1814 Frauen aus allen Ständen die Leitung und Beſorgung der Rumpfordiſchen Suppenanſtalt. In Baiern giebt es acht Hauptvereine der Frauen zu Augsburg, Kempten u. ſ. w. Aehnliche in Heſſen, zu Braunſchweig, Hannover, Lüneburg, Celle und faſt in allen hannöverſchen Städten, zu Bremen, u. a. viel. a. O. m. Seit 1816 auch in Copenhagen.

Gemeinheit, Gemeinde, eine geſellſchaftliche Vereinigung mehrerer Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen von dem Staate gutgeheißenen Endzweck, welche gewiſſer gemeinſchaftlichen Rechte und Güter genießt. Unter den verſchiedenen Arten der Gemeinden, berühren wir nur die ſogenannten Land- oder Dorfgemeinden. Einer Gemeinde ſtehen alle Rechte und Befugniſſe zu, welche aus dem Zwecke ihrer Vereinigung fließen. Ihre Rechte gründen ſich theils auf Geſetze und Verleihungen des Landesherrn, oder auf beſondere Erwerbstitel. Gleich einzelnen Bürgern und Menſchen

Digitized by Google

im Staate genießt die Gemeinde, als moraliſche Perſon gedacht, dieſelbigen aktiven und paſſiven Rechte. Die Gemeindeglieder genießen als moraliſche Perſon die Rechte der Minderjährigen oder Unmündigen; ſie können zu Erben eingeſetzt werden, Verträge contrahiren, und darauf klagen und verklagt werden. Sogar können ſie Verbrechen begehen, und deßhalb von der Criminaljuſtiz zur Rechenſchaft gezogen werden. Es ſteht ihnen das Recht des Beſitzthums und des Erwerbes eines gemeinſchaftlichen Vermögens zu. Zur Beſtreitung ihrer Erhaltungskoſten iſt es ihnen vergönnt, eine Gemeindekaſſe zu führen, Gemeindevorſteher, Dorfgeſetze und Gemeindeordnungen aufzuſtellen, über deren Aufrechthaltung gewacht und deren Uebertretung gerügt wird. Die Rechte, Vortheile und Laſten bieten an vielen Orten eine große Verſchiedenheit und Ungleichheit dar. Diejenigen werden gewöhnlich nur als wahre Gemeindeglieder betrachtet, welche zum Betriebe des Ackerbaues oder der Viehzucht einen Bauerhof, ſey er nun groß oder klein, beſitzen und bearbeiten. Die adelichen freien Gutsbeſitzer, Pfarrer, Schullehrer, Forſtbedienten, bloße Brinkbeſitzer, Anbauer, Häusler, Häuslinge und Miethbewohner kann man nicht als wirkliche Mitglieder der Gemeinde nach obiger Beſtimmung betrachten; es ſey denn, daß ihnen die Theilnahme an den Gemeindegütern und Vortheile durch andere Rechtstitel, z. B. Verjährung, Vertrag ꝛc., beſonders zugeſtanden oder von ihnen erworben worden iſt. Wenn auch die adeligen Gutsbeſitzer, hauptſächlich wenn ihre Güter aus pflichtigen Höfen beſtanden, die Pfarrer und Schullehrer an den Gemeinheitsvortheilen mit den wahren Gemeindegliedern einen verhältnißmäßigen Antheil haben, ſo wird doch alles dies durch die Verfaſſung jeder einzelnen Gemeinde modifizirt. Das Vermögen einer Gemeinde gehört der ganzen Gemeinde als einer moraliſchen Perſon oder juriſtiſchen Einheit. Vergl. Gemeinegüter.

Gemeinheitstheilung oder Aufhebung der Gemeinheit, iſt entweder eine General- oder Spezialtheilung. Die erſtere, auch allgemeine Gemeinheitsaufhebung genannt, theilt die von mehreren Gemeinden bisher gemeinſchaftlich beſeſſenen oder benutzten Räume unter die betheiligten Ortſchaften; die zweite oder beſondere Gemeinheitsaufhebung, theilt die jenen Gemeinden, bei der Generaltheilung zugefallenen Antheile, und die ihr bisher ausſchließlich als Eigenthum zugeſtandene Gemeingüter in beſondere Quoten unter die eingeſeſſenen Gemeindeglieder nach ihren verſchiedenen Theilungsrechten. Iſt mit derſelben die Aufhebung und Theilung der Feld- und Wieſengemeinheit verbunden, und wird der Acker in Schläge oder Koppeln gelegt, ſo erhalten wir daraus diejenige Wirthſchaftseinrichtung, welche wir unter dem Namen Verkoppelung kennen. Die Spezialtheilung folgt der Generaltheilung nach, denn da die Grundſätze beider verſchieden ſind, ſo kann man ſie nicht zugleich vornehmen. Wenn es auch nicht immer thunlich iſt, daß ein Gemeindeglied gerade diejenigen Grundſtücke wieder erhält, welche es bisher eigenthümlich oder nach Colonatrechten beſaß, ſo bleibt doch immer der Grundſatz unabänderliche Norm, daß ein Jeder in quali und quanto (Güte und Menge) dasjenige wieder erhalte, was er bis zum Zeitraum der Theilung beſeſſen. Sogar kann der Landesherr, bei ſolchen Theilungsakten, kraft ſeiner verſorgenden Oberaufſicht, die bisherigen Beſitzer zwingen, andere Grundſtücke anzunehmen, wenn nur die ihnen zugetheilte Quote in quali und quanto ihrem frühern Beſitzthum gleichkommt. Entſtehen über die Art der Gemeinheitstheilung Rechtsſtreitigkeiten, ſo gehört deren Schlichtung nicht vor das Forum der Oekonomie- oder Theilungsbehörde, ſondern, als wahre Juſtizſache, vor den competenten Richter. Hat dieſer den Rechtsanſtand beſeitigt, dann beginnt die Oekonomie- oder Theilungsbehörde die wirkliche Theilung. Mit dem zu theilenden

Digitized by Google

Grundſtück wird eine geometriſche Vermeſſung vorgenommen, dieſelbe in eine Karte aufgenommen, und ein Vermeſſungs- und Bonitirungsregiſter ausgearbeitet. Sie läßt ſich den Theilungsplan vorlegen, ein Theilungsprotokoll oder einen förmlichen Theilungsrezeß entwerfen, nach welchen Vorrichtungen die Beſtätigung des Landesherrn nachgeſucht wird. Denjenigen, welche mit einem Theilungsgeſchäfte beauftragt werden, empfehlen wir: Jakobi's Beſchäftigungen mit Gemeinheitstheilungs-Materialien (Hannover 1803), und über die Gemeinheitstheilung, und zwar von den Grundſätzen, wonach zu theilen ꝛc., von dem Commiſſär Joh. Friedr. Meyer, 2 Theile. Celle 1801. 4.

Gemenge, in der Hüttenkunde, das durcheinander gemiſchte Erz, vorzüglich die Miſchung mehrerer Erzarten bei dem Probiren.

Gemmen, ſ. Geſchnittene Steine.

Gemmingen (Eberhard Friedrich, Freiherr von) wurde den 5. November 1726 zu Heilbronn am Neckar geboren. Frühe Entwickelung ſeines Geiſtes machte, daß man ihn den Wiſſenſchaften beſtimmte. Er erwarb ſich eine ſolche Fertigkeit in den alten Sprachen, daß er noch im ſpäten Alter ſich ſo leicht und ſchön im Lateiniſchen, als im Deutſchen ausdrückte, und die griechiſchen Claſſiker las. Die franzöſiſche Sprache erlernte er erſt ſpäter. Auch Italieniſch und Engliſch las er. Er fing ſeinen juriſtiſchen Curſus in Tübingen an, und Philoſophie und Vertrautheit mit den römiſchen Claſſikern erleichterten ihm die dornige Bahn. Weil in den früheren Jahren ſein Gedächtniß zu wenig geübt worden war, ſo lernte er jetzt täglich einige Verſe aus einem lateiniſchen Dichter, oder einige Geſetze aus den Pandekten auswendig, und ſtärkte hierdurch dieſes Seelenvermögen bei ſich zu einem ſolchen Grade, daß er dadurch das Erſtaunen derjenigen erregte, die in der Folge ſeines Umgangs genoſſen. Von Tübingen ging er auf die Göttinger Univerſität. Seine Lehrer wurden zugleich ſeine Freunde. Mit von Haller ſtand er bis an deſſen Tod in einem intereſſanten Briefwechſel, und Pütter hatte an ihm einen ſeiner erſten, fleißigſten und beliebteſten Zuhörer. Nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn machte er gelehrte Reiſen. Schon 1748 wurde er wirklicher Rath in der würtembergiſchen Regierung, und ſein Fleiß rechtfertigte ſogleich in den Jahren ſeiner Jugend dieſe frühe Beförderung. Im 7jährigen Kriege begleitete er ſeinen Herzog beim böhmiſchen Feldzug. Gleichwohl vergaß er dabei der ſchönen Muſenkünſte nicht. 1767 erhielt er zugleich mit dem Titel eines geheimen Rathes das Präſidium in dem angeſehenen Collegium, in welchem er nunmehr faſt zwanzig Jahre ein unermüdeter Mitarbeiter geweſen war. In Abſicht auf die Tonkunſt war er mehr, als ein bloßer Liebhaber. Er ſpielte nicht nur das Clavier mit ungemeiner Fertigkeit, ſondern er ſetzte auch ſelbſt Arien, Conzerte, Symphonien u. ſ. w. Einige ſeiner Compoſitionen ſind in's Publikum gekommen, und werden von Kennern geſchätzt. Als Freund der ſchönen Natur und Kenner der Antiken, achtete er auch die bildenden Künſte. Verheirathet war er nie. Gehemmter Umlauf des Bluts im Unterleibe verurſachten ihm in ſpätern Jahren ſehr ſchmerzhafte Krämpfe, welche den 19. Januar 1791, im fünf und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, ſeinen Tod herbeiführten. — „Gegen die Meiſterwerke unſerer Originaldichter gehalten," ſagt Küttner, „ſind ſeine poetiſchen Verſuche von nicht großem Belange, aber als Geiſtesfrüchte eines rechtſchaffenen Hofmannes, der in den Stunden der Erholung der deutſchen Muſe nachging, und noch mehr ihrer moraliſchen Güte wegen, müſſen ſie nicht übergangen werden. Kühne Flüge des Geiſtes und der Einbildungskraft entdecken ſich in ſeinen Verſen nicht, aber wohl edles Gefühl, Hang zur philoſophiſchen Ruhe des Weiſen, Heiterkeit des Geiſtes und warme Menſchenliebe. Die ſtillen Freuden des Landlebens, der Freundſchaft und der zärtlichen Gesellig-

Digitized by Google

keit, das Lob des Schöpfers und der Natur, ſind die Gegenſtände ſeines Geſanges. Ungezwungen fließen ſeine Reime, ſelbſt ſeine Proſa iſt frei von Schlaffheit, Aufgedunſenheit und Künſtelei. Ohne, daß er als Dichter Figur machen wollte, wird doch unter den angenehmen Poeten unſerer Nation forthin ſeine Name genannt werden; denn dieſe Muſe läßt auch den ſorgloſeſten ihrer Jünger nicht ſterben." Berühmt ſind ſeine Poetiſche Blicke in das Landleben, Zürich 1752. 4.

Gemſe, die einzige in Deutſchland einheimiſche Antilopengattung, gleicht an Größe und Geſtalt dem Ziegenbock, doch iſt ſie am Hals geſtreckter, an den Läufen höher, und am Leibe kürzer und gedrängter. Sie wird über 4 Fuß lang, 2½ Fuß hoch, und der Schwanz oder die Blume mißt 4 Zoll. Das Gewicht iſt 60, bei alten Böcken bis 100 Pfd. Die Oberlippe ein wenig geſpalten; die Augen groß, braun und lebhaft; die Ohren 5 Zoll lang, und inwendig weißhaarig; die Klauen ziemlich lang, inwendig hohl, zugeſpitzt und auseinander ſtehend; Hörner haben beide Geſchlechter, nur das Männchen größere, ſie ſtehen über den Augen, laufen gerade, krümmen ſich aber über zwei Drittheil der Länge, endigen ſich in eine ſcharfe Spitze, ſind ſchwarz, unten hohl, von der Krümmung an dicht, hinten runzlich oder ringlich, vorne glatt, und es giebt zuweilen Mißgeſtalten an demſelben, mit verbogenen oder verdoppelten Spitzen. Sie iſt ſtark beharrt, und Kopf, Bauch und Füße ſind mit längern Haaren beſetzt, als die übrigen Theile. Im Frühling iſt die Farbe weißgrau, im Sommer ſchmutzig rothbraun, im Herbſt dunkelbraun, oft ſchwarz. Das Weibchen hat ein kleineres und dünneres Gehörn, welches oben näher zuſammenſteht und einen kleinern Haaken hat, iſt überhaupt etwas kleiner und ſchlanker und hat vier Zitzen. Man findet, wiewohl ſelten, 1) eine weiße und eine 2) gefleckte Farbenvarietät. Vor Alter ſollen ſie auch faſt ganz weiß werden. Ob der Raſſen-Unterſchied, den Einige unter dem Gratthier machen, welches kleiner, rothbrauner ſeyn, und auf den höchſten Gebirgen wohnen, und unter dem Waldthier, welches niedriger, in den Waldgegenden der Alpen ſich aufhalten, größer und dunkelbrauner ſeyn ſoll, ſo auffallend und gegründet ſey, iſt noch nicht ausgemacht. Es bezweifeln es ſelbſt die neueſten Schweizer-Zoologen. Vielleicht iſt der Unterſchied nicht größer, als zwiſchen Berg- und Landhirſch. So wie der Rothhirſch die Zierde in den niedern Gebirgen und Waldungen iſt, ſo iſt es die Gemſe in den Alpen. Es iſt ein dreiſtes, liſtiges, vorſichtiges, ſtarkes, munteres, ja das flüchtigſte europäiſche Thier. Es läuft über die Felſen mit der größten Schnelligkeit, ſpringt über die tiefſten Abgründe der Gletſcher, und kann an Felſenwänden hingehen, wo man die Pfade kaum ſieht. Es iſt das Sinnbild der Wachſamkeit, und Geruch, Geſicht und Gehör ſind fein und dazu behülflich. Die Rudel ſtellen eine Wacht aus, und wenn dieſe etwas Verdächtiges gewahr wird, ſo thut ſie einen Pfiff, und die ganze Geſellſchaft eilt ſchnell davon und begiebt ſich in Sicherheit. Außer dieſem pfeifenden Ton, kann die Geis auch noch meckern, und dadurch ihre Junge locken. Man ſchreibt ihnen ein Alter von 25 bis 30 Jahren zu. Sie bewohnen die ſüdeuropäiſchen Alpen und die meiſten Kettengebirge Aſiens. In Deutſchland findet man ſie in Tyrol, Kärnthen, Krain, Steyermark und im Salzburgiſchen, im übrigen Europa auf den Schweizer- und Savoyer-Alpen, den pyrenäiſchen, apenniniſchen ꝛc. Gebirgen. Im Sommer ſind ſie auf den höchſten, unwegſamſten Gebirgen, auf den unzugänglichen Steinwieſen nahe an Gletſchern und Schnee; im Herbſt ziehen ſie niedriger und im Winter befinden ſie ſich in den Alpenwaldungen, und am liebſten in den dichteſten, oder unter den langbeäſteten Wettertannen, und auf der Oſt- und

Südſeite. Sie vermeiden die bewohnten Gegenden. Sonſt traf man Rudel von 40 bis 60 Stück beiſammen an, jetzt ſieht man ſie nur in Geſellſchaft von 4 bis 10 Stücken. Die immer fortwährende Verfolgung der Gemſenjäger hat ſie ſo einzeln gemacht. Alte Böcke leben auch einſiedleriſch und heißen Stoosböcke, von der Alpenerle, unter denen ſie am liebſten ſich niederlaſſen. Sie gehen, wie anderes Wild, vorzüglich im Sommer, wo Vorſicht nöthig iſt, nur des Abends und Morgens auf die Aeſung, und ſitzen des Nachts und am Tage unter einem Felſen oder an den Gletſchern, und ſchlafen oder käuen wieder. Ihre Nahrung beſteht in den kräftigſten und beſten Alpenkräutern und Gräſern, im Winter aber nehmen ſie auch mit dürrem Gras und der Bartflechte, die in langen Bärten an den Tannen herab hängt, vorlieb. Von den unverdaulichen Faſern der Alpenkräuter, als der Bärwurzel, Gemswurzel, ſollen im Magen die harten, ſchwarzbraunen Gemskugeln entſtehen, denen man ſonſt Wunderkuren, z. B. bei Vergiftung, zuſchrieb, und ſie wegen ihres Geruchs deutſchen Bezoar nannte. Sie lieben, wie alle wiederkäuenden Thiere, das Salz, und ſuchen daher die ſalzigen Quellen und die Kalkfelſen, die Bitterſalz ausſchwitzen, auf. Hier lauern ihnen die Jäger gern auf. Die Brunſtzeit tritt, wie bei den zahmen Ziegen, zu Anfang des Novembers oder, wie man ſagt, Martini ein, und dann trennen ſich die Männchen mit 2 oder 3 Weibchen. Es giebt dann oft blutige Zweikämpfe unter gleich ſtarken Nebenbuhlern. Die Ziege trägt 20 bis 22 Wochen, und ſetzt zu Ende Aprils oder Anfang Mai's eins, ſelten zwei, Junge an einem verborgenen Orte. Die Jungen ſaugen 6 Monate, ja man ſieht zuweilen das vorjährige mit dem diesjährigen trinken. Im dritten Jahre trennen ſie ſich erſt von der Mutter und ſind mannbar. Sie ſind nicht ſchwer zu zähmen, ſaugen an Ziegen, lernen bald Gras, Kraut und Rüben freſſen, ſind kurzweilig, werden aber nicht ſtark und nicht alt. Wenn die Jäger die Begattung im Mai geſehen haben wollen, ſo mag dies wohl eine falſche Brunſt, wie bei dem Rehbock, ſeyn. Die Gemskugeln, die wie eine Wallnuß, ja wie eine Fauſt groß werden, machen ſie kränklich und ſind ihnen tödtlich. Die Krätze ſollen ſie von vielem Salzlecken erhalten. Engerlinge hauſen unter ihrer Haut. Bären, Wölfe und Luchſe ſuchen ſie im Schlaf zu erſchleichen, und der Lämmergeier und Steinadler ſchlägt die Jungen und trägt ſie weg. Die Gemſenjagd wird von eigenen Gemſenjägern und Gemſenſteigern getrieben, und iſt gefährlich. Sie gehen der Fährte nach, die der zahmen Ziegenfährte gleicht, und ſuchen ſie auf den Anſtand an den Wechſeln und an den Salzlecken auf. Oft kommen ſie auf ſchmalen Pfaden mit ihnen ins Gedränge, und ſind genöthigt, ihnen den Knickfänger, welcher bei ihnen das Thillmeſſer heißt, in den Leib zu rennen. Sie gehen auch mit Hunden auf die Jagd, und mehrere machen zuweilen Klopf- und Treibjagen, wo ſich die Schützen auf die Päſſe anſtellen. Im Winter werden ſie in den Waldbergen auch eingelappt. Viele Jäger finden auf dieſer Jagd, indem ſie in Abgründe und Schnee-Untiefen fallen, oder auf den Gletſchern abglitſchen, in Schneegeſtöber kommen, ſich verſteigen u. ſ. w. ihren Tod, und wunderbar genug, daß der Sohn doch ſo gern das Handwerk ſeines verunglückten Vaters wieder ergreift. Es iſt gewöhnlich eine wilde, häßliche Jägerraſſe. Ihre gezogenen Büchſen ſind lang, und die meiſten ſo eingerichtet, daß 2 Schüſſe über einander geladen werden können. Doch haben ſie jetzt auch die Doppelgewehre kennen gelernt. Das Wildpret wird ſehr geſchätzt, vorzüglich von jungen Gemſen, von alten iſt es hart. Man bezahlt in der Schweiz und Tyrol das Pfund mit 2 bis 6 Groſchen, je nachdem es ſelten und gut iſt. Das Talg iſt wie

Digitized by Google

Ziegentalg brauchbar, und eine hat deſſelben 4 bis 8 Pfund in ſich. Die Gemshäute geben weißgahr das ſchönſte und weichſte Leder zu Beinkleidern, Handſchuhen, Stiefeln u. ſ. w. Eine koſtet 4 bis 6 Rthlr. Man benutzt ſie auch gegen das Wundliegen der Kranken, und mit den Haaren gegerbert, macht man Fußſocken, Reiſeſtiefeln u. ſ. w. daraus. Die Hörner dienen zu Stockknöpfen, Handhaben an Regenſchirmen und zu andern Zierrathen; die Schmiede brauchen ſie zum Aderlaſſen der Pferde, zum Kornſtechen. Sie laſſen ſich glänzend poliren. Ein Paar koſtet 5 bis 8 Groſchen. In der Jägerſprache heißt das Gehörn Krücke.

Gemüth, der Inbegriff alles Bewußtwerdens des Ueberſinnlichen (nicht bloß in der Kunſt in der Liebe). In Beziehung auf **alles** Menſchliche, auf Wiſſenſchaft, Religion, Sittlichkeit und Politik, hat daſſelbe gegen die Anmaßungen des Verſtandes in Schutz genommen **Fr. Heinr. Jacobi**, und zwar mit mehr Vernunft, als viele ſeiner Zeitgenoſſen, welche das Wiſſen der Sinnenempfindung und der daraus geſchöpften allgemeinen Begriffe durch künſtliche Verbindungen oder Deutungen in das Ueberſinnliche hinein trugen, wodurch der falſche **Myſticismus** entſtand, der die höhere durch Gefühl beglaubigte Erkenntniß überſinnlicher Wahrheit mit dem mannichfaltigen Inhalt ſinnlicher Vorſtellung vermiſchte, und am Ende dadurch in einen traurigen Zuſtand gerieth, in welchem Verſtändiges und Unverſtändiges, Vernünftiges und Unvernünftiges ſeltſam durch einander ſchwammen. S. **Myſticismus** u. **Geiſt**.

Gemüthsbewegungen ſind gewiſſe vorübergehende Stimmungen des Gefühlsvermögens, welche die Faſſung des Gemüths aufheben, und wodurch der freie Gebrauch der Vernunft geſtört wird. Man theilt ſie in angenehme und unangenehme, reine oder gemiſchte. **Freude**, das angenehme übermannende Gefühl über ein erhaltenes Vergnügen; **Traurigkeit**, das mit Bewußtſeyn verbundene Gefühl über Mißvergnügen; **Hoffnung**, das angenehme Gefühl, durch die unerwartete Eröffnung in ein nicht auszumeſſendes Glück; **Furcht**, das unangenehme Gefühl über bevorſtehendes Mißvergnügen; **Schrecken**, das Gefühl plötzlich erregter Furcht; **Bangigkeit** und **Angſt**, die Gefühle der Furcht über einen unbeſtimmt Uebel drohenden Gegenſtand; **Scham**, das Gefühl der Angſt aus der beſorgten Verachtung einer gegenwärtigen Perſon; **Reue**, das ſchmerzliche Gefühl aus begangenem Unrecht: ſind Gemüthsbewegungen, welche man reine nennt, weil immer nur **ein** beſtimmtes, angenehmes oder unangenehmes Gefühl vorherrſchend iſt. In den andern treffen wir eine Miſchung beiderlei Gefühle an. So z. B. iſt die **Erwartung** eine Miſchung von Furcht und Hoffnung. Die Grade der Gemüthsbewegungen richten ſich nach der Stärke des Gefühls. Die Freude geht in's **Entzücken**, Schrecken in's **Entſetzen** u. ſ. w. über. Die Gemüthsbewegungen ſanfter Art äußern einen wohlthätigen Einfluß auf den Menſchen, die erſchütternden wirken zerſtörend auf die Organiſation. In morhliſcher Hinſicht gilt das Geſetz, die Gemüthsbewegungen der Herrſchaft der Vernunft zu unterwerfen, obſchon in **äſthetiſcher** Hinſicht die, welche von Kraft und Stärke zeugen, z. B. wie der Zorn des Achilles, den Schein der Erhabenheit an ſich tragen können.

Gemüthskrankheiten, ſ. **Seelenkrankheiten**.

Genealogie, Geſchlechtsfolge, Geſchlechtskunde, Stammtafel, daher genealogiſch und ein Genealog. Die Geſchlechtskunde iſt theils die Kenntniß und Darſtellung der denkwürdigſten Geſchlechter, ihrer Abſtammung und Fortpflanzung, theils die Wiſſenſchaft von den Regeln, nach welchen bei Aufſuchung des Urſprungs, der Ausbreitung und der einzelnen Glieder ſolcher Geſchlechter, und bei Entwerfung oder Prüfung von Geſchlechtstafeln zu verfahren iſt. Sie iſt eine Hülfswiſſenſchaft der Geſchichte. Von

Digitized by Google

ihr macht, was die älteſten Zeiten anlangt, die Mythologie einen Theil aus, und mit ihr ſteht, was die mittlern und neuern Zeiten betrifft, die Heraldik in Verbindung. Im eigentlichen Sinn kann man ſie auch eine Spezialgeſchichte nennen, welche durch entſcheidenden Einfluß auf Beurtheilung rechtlicher Anſprüche und Gerechtſame, praktiſche Wichtigkeit für das Staatsleben gewinnt. Mehrere Schriftſteller beſchäftigten ſich ſeit den letzten Jahrzehnten des 15ten Jahrh. mit Ausmittelung und Anordnung der Stammbäume mächtiger, namentlich in Deutſchland der habsburgiſchen und anderer alten Familien. Gutmüthige Leichtgläubigkeit und Nachſicht gegen herkömmliche Ueberlieferungen und Vorurtheile fröhnte der Eitelkeit der Großen; die von ſehr Wenigen geahneten Foderungen der ſtrengen Forſchung konnten ohne abſichtliche und bewußte Verletzung der Wahrheitspflicht vernachläſſigt werden. Dieſe Anſicht mildert das gewöhnlich zu harte Urtheil über Gg. Rückner's fabelreiches Turnierbuch (Simmern 1527). Deutliche Spuren ernſteren Wahrheitsſinnes finden ſich in Fz. Irenicus deutſcher Geſchichte, 1518; und Matthäus Mareſchalcus de Piberbach et Pappenheim († 1511) de origine et familia ill. dominorum de Calatin, qui hodie sunt dom. a Pappenheim ed. Joh. M. a Pappenheim (Augsb. 1553); ausgezeichnet im Urkundenbuche bei v. Preuſchen pragmat. Geſch. des Hauſes Geroldseck, welches wenigſtens in ſpäteren Zeiten mit urkundlichen Zeugniſſen übereinſtimmt. Auch darf die von H. J. Fugger (ſ. Fugger) zu Stande gebrachte, heraldiſch überaus ausgeſtattete Genealogie der Habsburger v. J. 1555 (Mſpt. in München), als Zeichen der Zeit nicht unerwähnt bleiben. In der Regel leiſteten alle Genealogen des 16ten Jahrh. wenig, weil ſie zu viel leiſten und den Urſprung der Geſchlechter mit unkritiſcher Gründlichkeit in die mythiſchen Zeiten zurückverfolgen wollten; ſie erſchwerten den ſpäteren, genügende Beglaubigung erſtrebenden Gelehrten ihr Geſchäft, und legten ihnen die beſchwerliche Verpflichtung auf, tiefgewurzelte Vorurtheile beſtreiten, und das Spinnengewebe zuſammenhängender Fabeln, willkührlicher Vorausſetzungen und zudringlicher Vermuthungen zerſtören zu müſſen, ehe ihnen die Sicherſtellung genealogiſcher Wahrheit gelingen konnte. Daher erklären ſich die kaum vermeidlichen Gebrechen in ſonſt rühmlichen Arbeiten, z. B. des mit großer Vollſtändigkeit Alles umfaſſenden Hieron. Henninges aus Lüneburg († 1598) und des fleißigen El. Reusner († 1612) in Jena. Wahrhaftere Darſtellung verſtattete die altrömiſche Familienkunde, und ſie wurde ihr in dem dürftigen Verſuche Rich. Streine's († 1601), und in den gelungeneren Arbeiten J. Glandorps und beſonders R. Reineccius 1574 u. 1594 zu Theil. Im 17ten Jahrh. begann kritiſche Sorgfalt und urkundliche Treue vorzuherrſchen. Schon Fz. Guillimann († 1612) konnte als Muſter gelten (Habsburgica. Mail. 1605). Am wirkſamſten erwies ſich die gründliche Methode der Forſchung und Beglaubigung, welche von Frankreich ausging; der richtige Ton kritiſcher Unterſuchung wurde angegeben von A. du Chesne in der genealogiſchen Geſchichte vieler Familien, und Scev. u. L. de St. Marthe; ihnen folgten viele wackere Arbeiter, unter welchen die Hozier 1622, J. J. Chifflet, Anſelme, J. le Laboureur, A. Lancelot, die le Blond u. A. die berühmteren ſind; ein gleiches Verdienſt erwarb ſich W. Dugdale 1675 um England. Das allgemeine gültige wiſſenſchaftliche Verfahren veranſchaulichten in Deutſchland Nik. Rittershauſen († 1670), ein vorſichtiger Zweifler, auf unverwerfliche urkundliche Beweisführung dringend, und der gefeierte Gottesgelehrte Phil. Jak. Spener († 1705), mit folgerichtiger Bündigkeit Heraldik und Genealogie in ihrer eigenthümlichen Wechſelwirkung vereinend. Jak. W. v. Imhof († 1728) befolgte Rittershauſens Grundſätze; J. Hübners genealogiſche Tabellen zeichneten ſich durch Vollſtändigkeit und bequeme Einrichtung aus, und gewinnen durch muſterhafte Ergän=

Digitized by Google

zungen in unſern Tagen neuen Werth. Johann Ludwig Levin Gebhardi († 1764), merkwürdig durch ſeine hiſtoriſchen und genealogiſchen Erläuterung der kaiſerl. und königl. Häuſer in Europa u. A. Für reichen Stoff ſorgte der rüſtige Sammler Mich. Ranft († 1774). Mehreres Einzelne iſt in Deutſchland vortrefflich unterſucht worden, z. B. die Genealogie der ſächſ., anhalt. u. a. Regenten von dem überaus gründlichen J. G. v. Eckhard, der Münchhauſen von G. T. Treuer, der Schlieffen von M. E. v. Schlieffen, mehrerer öſterreichiſcher Geſchlechter von J. v. Hormayr. Andere europäiſche Staaten, Britannien (d. Schotte R. Douglas 1792 und 1813, d. Engl. W. Betham 1803, Rich. Gordon 1813), Schweden ꝛc. Frankreich 1816, haben ebenfalls fleißige genealogiſche Schriftſteller. Eine brauchbare wiſſenſchaftliche Ueberſicht gewährt: Gatterer's Abr. d. Geneal. Gött. 1788. Deſſen Stammtafeln zur Weltgeſch. Göttingen 1790. Koch's Tables généalogiques des maisons souveraines de l'Europe. Deutſch. Berlin 1808. Ouvr. post publ. par Schöll. Par. 1815. — Voigtel's geneal. Tab. 1810. Haſſel's allgem. europ. Staats- u. Adreß-Handb. Weim. 1816. Jacobi's Geneal. d. regier. u. fürſtl. Häuſer in Eur. im Kronos 1816.

General, der Titel eines Heerführers oder Offiziers, welcher eine bedeutende Abtheilung des Heeres befehligt. Der General-Lieutenant iſt der erſte Offizier nach dem General; er kommandirt gewöhnlich eine Diviſion von 6 — 10.000 Mann, einen Flügel, oder ein beſonderes Armee-Corps. Unter Ludwig VIII. kam dieſe Stelle in Frankreich zuerſt auf. Der General-Major befehligt unter dem Diviſions-General eine Brigade. — Generalliſſimus, Ober-Feldherr, General en chef, befehligt die ganze Militärgewalt eines Volkes. Er iſt nur dem Fürſten des Landes oder den Volks-Repräſentanten verantwortlich. Unter ihm ſtehen alle anderen Befehlshaber des Heeres, die, wie jedes Individuum des Heeres, ihm unbedingten Gehorſam leiſten müſſen. — General-Adjudant heißt jeder vertraute Gehülfe eines kommandirenden Generals oder des Fürſten, und iſt entweder ſelbſt General oder doch ein Stabsoffizier von hohem Range und beſondern Verdienſten (vergleiche den Artikel Adjudant). — Generalſtab. Er beſteht aus Offizieren, die dem Oberfeldherrn bei der Leitung und Führung der Armee behülflich ſind. Zu demſelben gehört der General-Quartiermeiſter und deſſen Gehülfen (Adjoints). Dieſem ſind, als Glieder des Generalſtabs, bei- oder untergeordnet: der General-Intendant der Armee, der die Heerverpflegung leitet, der General-Kriegszahlmeiſter, der General-Wagenmeiſter, der General-Gewaltiger u. A. m. Der Generalſtab iſt nicht immer auf gleichem Fuß organiſirt. S. Grimoard's Traité sur le service de l'état major des armées. 2 vol. av. fig.

Generalbaß. Wenn bei Aufführung der Tonſtücke die volle Harmonie, welche über der Grundſtimme durch Ziffern angedeutet iſt, auf einem Inſtrumente (z. B. die Orgel in der Kirche, oder das Pianoforte im Conzert) mitgeſpielt wird, ſo nennt man dieſes Verfahren den Generalbaß ſpielen. Der Vortrag des Generalbaſſes ſetzt ein genaues Studium der Harmonie voraus. Es iſt nicht genug, daß der Generalbaßſpieler, nebſt der Grundſtimme alle damit verbundene Akkorde fehlerfrei treffe, ſondern die Lage dieſer Akkorde muß auch in Rückſicht auf ihre Höhe und Tiefe ſo genommen werden, daß ſie dem vorhandenen Ausdruck entſpricht, und die Fortſchreitungen alle rein und fehlerfrei ſind. In der heutigen Muſik iſt in der Kirche die Begleitung des Orcheſters ſchon ſo ſtark, daß eine Generalbaß-Begleitung füglich entbehrt werden kann. Dem Organiſten aber, welcher es bloß mit dem Choral zu thun hat, iſt eine genaue Kenntniß der Harmo-

Digitized by Google

nie unumgänglich nöthig, da er meiſtens nach bezifferten Bäſſen begleiten muß. Ludovico Viadana erfand die Signatur im Jahre 1609. Eine vollſtändige Anweiſung zum Generalbaßſpielen iſt vorhanden von D. G. Türk. (Halle). S. Begleitung.

Generalſtaaten, ſ. Niederlande.

Generation, Zeugung, Fortpflanzung; 2) Geſchlecht, Gattung; 3) Menſchenalter, diejenigen Menſchen verſchiedenen Alters, welche zu gleicher Zeit mit einander leben; oder in einem andern Sinne, ein Zeitraum, deren man drei auf ein Jahrhundert rechnet, weil ſich in der Dauer eines ſolchen die Maſſe der lebenden Menſchen verändert und erneuert; die Kinder des erſten Menſchenalters im zweiten Männer, die Männer des erſten im zweiten Greiſe ſind — generiren.

Geneſis, Entſtehung oder Urſprung eines Dinges; daher hat das erſte Buch Moſis dieſen Namen, weil es die Schöpfungsgeſchichte erzählt; 2) bei den Aſtrologen der Stand der Geſtirne in der Geburtsſtunde und der Hauptſatz der nach demſelben geſtellten Nativität; auch Genitur genannt.

Geneſung (Status convalescentiae). So wie Krankheit das Gegentheil von Geſundheit iſt, ſo iſt der Stand der Geneſung gewiſſermaßen das Mittel zwiſchen beiden. Meiſtens kömmt dieſe allmählig zu Stande, und zwar durch eigenes Streben der Natur, welches die Aerzte von jeher als Heilkraft der Natur (vis medicatrix naturae) ahnten und anerkannten, mittelſt ſogenannter kritiſcher Bemühungen, welche ſich in die verſchiedenen Syſteme des menſchlichen Organismus durch Ab- und Ausſonderungen, z. B. durch kritiſche Schweiße, Hautausſchläge, Speichel, durch kritiſchen Urin u. ſ. w. manifeſtiren, und auf dieſe Weiſe das Gleichgewicht im Organismus wieder herſtellen.

Genethliacon, ein Geburtstagsgedicht.

Genetiſch heißt ſowohl zur Entſtehung eines Dinges gehörig, als dasjenige, wodurch die Entſtehung eines Dinges erklärt wird.

Genf, der kleinſte Canton der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, in der Rangordnung der 22ſte, von Savoyen, Frankreich und dem Canton Waadt umgränzt, enthält auf 4½ □M. an 50.000 franzöſiſch redende Einw., worunter 17.000 dem katholiſchen und die übrigen dem reformirten Glaubensbekenntniſſe angehören. In dem milden Clima und dem durch den Fleiß der Bewohner fruchtbaren Boden gedeiht der Weinſtock, feines Gemüſe, die ſchönſten Obſtarten, Wieſen und Getreidefelder. Die Vieh-, vorzüglich die Schafzucht wird ſtark getrieben; denn man rechnet an 4000 Stück Merinos. Das ehemals ſehr zerſtückelte Gebiet iſt ſeit 1816 durch Austauſchungen mit Frankreich und Savoyen abgerundet, und hängt jetzt vollkommen mit der übrigen Schweiz zuſammen. Die Verfaſſung nähert ſich der demokratiſchen. Alle Bürger genießen gleicher Rechte; die oberſte Gewalt übt der Rath von 278 Repräſentanten; den Vorſitz führen abwechſelnd 4 Sindiks, Mitglieder des Staatsraths, der die verwaltende und vollziehende Behörde iſt, und aus 28 Mitglieder beſteht, deren Stellen lebenslang, aber der Cenſur unterworfen ſind. In kirchlicher Hinſicht hat bei den Reformirten die geſammte Geiſtlichkeit die Aufſicht über Alles, was ſich auf den Gottesdienſt bezieht; die Katholiken ſtehen unter dem Biſchof von Lauſanne. Die befeſtigte Hauptſtadt Genf, Génève, am Genfer-See, da wo die Rhone heraustritt, welche die Stadt durchſtrömt, und gleich unterhalb die aus den ſavoyiſchen Alpen kommende Arve aufnimmt, hat eine überaus reizende Lage am Fuße der hohen Savoyer-Alpen und des Jura; dies, die Schönheit der Stadt und die wiſſenſchaftliche Bildung der Einwohner lockt jährlich eine große Menge Fremder, vorzüglich Engländer, hierher. Aus der Stadt und noch mehr von vielen Punkten der Umgegend

Digitized by Google

hat man die entzückendſten Ausſichten über die herrlichen Ufer des See's und die ganze Alpenkette, über welche ſich der Montblanc majeſtätiſch erhebt. Genf, zur Zeit der Römer Geneva, war der Waffenplatz der Römer gegen die Helvetier. Schon im 11ten Jahrhundert war ſie als deutſche Reichsſtadt anerkannt, hatte aber in den folgenden Jahrhunderten hartnäckige Kämpfe zu beſtehen gegen ihre Grafen und Biſchöfe, ſpäter gegen die Herzoge von Savoyen. Die Reformation fand hier ſeit 1536 Eingang, und ward durch Calvin (ſ. d. Art.) (geb. 1509, † 1564) befeſtigt. Noch im J. 1602 machten die Herzoge von Savoyen den letzten Verſuch, ſich durch nächtliche Erſteigung der Stadt zu bemeiſtern, und das Andenken dieſer fehlgeſchlagenen Unternehmung wird noch in Genf den 12. Dezember als fête de l'escalade gefeiert. Seit der Reformation behauptete Genf ſeine völlige Unabhängigkeit, und war durch alte Verträge den Eidsgenoſſen verbunden; es gehörte zu den zugewandten Orten. Seit der nämlichen Zeit blühten hier Wiſſenſchaften, Künſte, Induſtrie, Handel und Fabriken wie in keinem andern Orte der Schweiz, und wenige Städte der Welt möchten ſich in dieſer Hinſicht in Verhältniß zu ihrer Bevölkerung, mit dem kleinen Genf meſſen können. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution entſtanden auch hier blutige Unruhen, und ſeit 1798 ward die Stadt mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigt. Das Jahr 1814 hat auch dieſem kleinen Staate ſeine alten Verhältniſſe wieder gegeben; aber Wohlſtand und Volksmenge haben bedeutend verloren. Genf zählt jetzt etwa 22.000 Einw. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: die Cathedrale St. Peter, mit einer neuen Vorderſeite, nach dem Pantheon in Rom, mit 3 Thürmen. Im Innern des prächtigen Tempels ſind die Grabmäler des Herzogs Heinrich von Rohan und ſeines Sohnes Tankred und Agrippa's d'Aubigné; das ſchöne Rathhaus; das Collegium; das Obſervatorium; das Hospital; das erſt 1782 errichtete Schauſpielhaus; der alte Inſelthurm; das Zeughaus; die Münze; merkwürdig iſt noch die künſtliche Waſſermaſchine an der Rhone, durch welche die Brunnen der Stadt mit Waſſer verſorgt werden. Zu den wiſſenſchaftlichen Anſtalten Genfs gehören: die 1368 geſtiftete Univerſität, auf welcher bisher alle reformirte Theologen Frankreichs ſtudiren mußten; eine bedeutende Bibliothek mit vielen Manuſkripten; die Sternwarte; die Akademie der Wiſſenſchaften; die Zeichenſchule und viele gelehrte Vereine und treffliche Kunſt- und Naturalienſammlungen bei verſchiedenen Privatperſonen. Genf iſt als Fabrikſtadt die erſte der Schweiz. Die Uhrmacherei iſt hier ſehr bedeutend (3000 Menſchen verfertigen jährlich an 70.000 Uhren), und alle Metallarbeiten, welche dazu gehören, ſo wie die Arbeiten der Goldſchmiede, Juweliere u. A. ſind ausgezeichnet. Außerdem ſind hier anſehnliche Fabriken in Wolle, Seide, goldenen Treſſen u. ſ. w. Auch die hieſigen Bankiers machen anſehnliche Geſchäfte. Genf iſt der Geburtsort des Philologen J. Caſaubon, J. J. Rouſſeau, der Naturforſcher Bonnet, Sauſſure und Deluc und andrer ausgezeichneten Männer. Zu den von Fremden häufig beſuchten, wenn auch nicht zum Genfer Gebiet gehörigen, intereſſanten Umgebungen der Stadt gehören vorzüglich: das Chamouny-Thal in Savoyen, durch welches man zu mehreren Gletſchern und zum Montblanc gelangt; der auf franzöſiſchem Boden liegende Ort Ferney (ſ. d. Art.) das Fort l'Ecluſe; ferner der Gipfel des Dole, im Jura, von wo man eine unübertreffliche Ausſicht auf die ganze Alpenkette hat; endlich das Verſchwinden der Rhone, 5 Stunden von Genf, in Frankreich, wo die Rhone 60 Schritte lang durch eine enge Schlucht fließt, über welcher viele herabgefallene Felſenſtücke eingeklemmt liegen und eine Art von Brücke bilden.

Genfer-See, zwiſchen der Schweiz und Savoyen, 13 □M. groß, wird von der Rhone durchfloſſen. Mit Recht nannte Voltaire dieſen See

Digitized by Google

den ſchönſten unter allen. Seine Ufer wechſeln auf das Mannichfaltigſte ab; ſie bieten bald weite, bald beſchränkte, bald ſchauerlich-wilde, bald erhabene und liebliche Ausſichten dar. Im Süden ſteigen die Gebirge ſtufenweiſe bis zum himmelhohen Montblanc; gegen über den düſtern Felſen von Meillerie liegt das freundliche Vevay, liegt Montreux mit einem ſehr milden Klima. Seine Schönheit erhöhen die anmuthigen Bogen, die, mit Städtchen, Dörfern, Weinbergen, Landhäuſern und Baumgruppen prangend, in den See hinausgehen. Unter den zahlreichen Fiſcharten ſind die Forellen am berühmteſten.

Gengis-Khan, ſ. Dſchingis-Khan.

Genie nennt man das Talent, etwas Muſterhaftes zu erfinden, oder die Naturanlage, dasjenige, wozu ſich keine Regel beſtimmte geben läßt, hervorzubringen, im Gegenſatze des Nachahmungsgeiſtes, welcher bloß Gelehrigkeit beſitzt. Wir bezeichnen dieſe wundervolle Eigenthümlichkeit der Gemüthskräfte gewiſſer Günſtlinge der Natur deßhalb mit dem Namen Genie, weil dem Menſchen, dem ſie zukommt, ein höherer Genius (gleich dem des Sokrates) beizuwohnen ſcheint, der ihn bei ſeiner Thätigkeit unterſtützt, lenkt und leitet. (Man ſagt von einem ſolchen Menſchen ſowohl, er ſey ein Genie, d. h. ein geniales Weſen, als, er habe Genie, d. h. Genialität. Beide Ausdrücke ſagen alſo im Grunde einerlei. Jener bezeichnet das Genie als etwas Selbſtſtändiges, dieſer als etwas Anhangendes.) Ein ſolcher Menſch zeigt in ſeiner Wirkſamkeit eine ungewöhnliche Energie, vermöge welcher er theils mehr als Andere leiſtet, theils was er leiſtet, auf eine eigenthümliche Art leiſtet, ſo daß Andere mit aller Anſtrengung es ihm hierin nicht gleich thun können. Das Genie, als ſolches, iſt alſo niemals paſſiv oder bloß empfangend; es iſt ſtets produktiv oder ſchaffend, ob es gleich dies in verſchiedenem Grade ſeyn kann. Daß nun dieſe Genialität nicht urſprünglich überhaupt ſey, erhellet eben daraus, daß ſie nicht allgemein und nothwendig, ſondern bloß partikulär und zufällig iſt; denn ſie findet nur bei einzelnen Lieblingen der Natur Statt, und der Menſch kann ohne ſie ſeiner Beſtimmung als Menſch vollkommen entſprechen. Das ſie aber etwas Angebornes (in natum s. ingenitum, daher in genium), gleichſam Individual-Urſprüngliches ſey, erhellet daraus, daß ſie weder durch fremde Bemühung (Erziehung und Unterricht) mitgetheilt, noch durch eigne Anſtrengung (Fleiß und Studium) errungen werden kann. Sie iſt daher auch, wie alles Urſprüngliche, unerklärbar und unbegreiflich. (Die Erklärung der Genialität aus phyſiſchen Gründen, z. B. aus einer höhern Reizbarkeit des Nervenſyſtems oder, nach der Gallſchen Kraniologie, aus dem größern Umfange gewiſſer Gehirntheile, welche die organiſchen oder materialen Bedingungen gewiſſer Geiſtesfunktionen ſeyen, wodurch auch eine größere Intenſität oder Stärke in dieſen Funktionen ſelbſt bewirkt werde, erklären eigentlich Nichts.) Sie iſt ferner ein freies Geſchenk der Natur, und gehört daher zu den Naturgaben oder natürlichen Talenten eines Individuums. Sie iſt endlich nicht bloß auf eine Gemüthskraft oder einen gewiſſen Theil menſchlicher Wirkſamkeit beſchränkt, ſondern ſie kann ſich auf alle erſtrecken, ſobald nur überhaupt Produktivität in irgend einer Art unſerer Thätigkeit möglich iſt. Man kann daher zuvörderſt unterſcheiden, die allgemeine Genialität und die beſondere. Ob aber die allgemeine in einem Individuum Statt finde, ob alſo Jemand ein Univerſalgenie im ſtrengen Sinne des Wortes heißen könne, iſt eine Frage, die ſchwerlich zu bejahen ſeyn dürfte. Wenigſtens hat die Erfahrung noch kein Beiſpiel der Art aufgeſtellt. Die natürliche Beſchränkung des menſchlichen Geiſtes ſcheint daher nur partikuläre Genialität zuzulaſſen. In dieſer Hinſicht unterſcheidet man ferner das wiſſenſchaftliche oder Gelehrten-Genie, und das Kunſt- oder Künſtlergenie, und bezieht den letzten Ausdruck gewöhnlich nur auf die ſchöne Kunſt,

Digitized by Google

ſtreitet auch wohl gar über den Vorzug des Einen vor dem Andern. Allein es liegt hiebei eine durchaus falſche Anſicht vom Genie zum Grunde; denn genau geſprochen, giebt es gar kein wiſſenſchaftliches Genie, als Gegenſatz des Kunſtgenies, ſondern alles Genie iſt einzig und allein Kunſtgenie. Wenn das Genie ſich auf dem Gebiet der Erkenntniß wirkſam beweiſet, ſo geſchieht dies durch eine eigenthümliche Geſchicklichkeit, einen durchdringenden Blick und eine ungemeine Gewandtheit des Geiſtes im Herbeiſchaffen und Ausbilden des Stoffes der Wiſſenſchaft, mithin durch Kunſt. Denn es iſt ein Können, was nicht Jeder kann, wenn er auch noch ſo viel weiß. Wenn daher Schiller in Beziehung auf das Genie ſagt:

Die ſchöpferiſche Kunſt umſchließt mit ſtillen Siegen
Des Geiſtes ungemeſſ'nes Reich, —

ſo gilt dies von der ſchöpferiſchen Kunſt des Mathematikers, des Phyſikers, des Philoſophen ſo gut als von der des Dichters, des Malers, des Muſikers. In ihnen allen wirkt, wenn ſie anders wahre Genialität haben, auch wahres Kunſtgenie, wiewohl in jedem auf eigne Weiſe. Denn es bezieht ſich der Ausdruck Kunſtgenie nicht bloß auf die ſchöne, ſondern auf alle und jede Kunſt, ſie ſey frei oder gebunden, ſchön oder nicht ſchön. Oder waren die Erfinder der Buchſtabenſchrift, der Buchdruckerei, des Schachſpiels, der Pendeluhren und anderer künſtlichen Maſchinen, waren Staatsmänner und Feldherrn, wie Cyrus, Moſes, Solon, Perikles, Themiſtokles, Epaminondas, Philipp, Alexander, Hannibal, Scipio, Sylla, Pompejus, Cäſar, Carl der Große, Heinrich IV. und Friedrich der Einzige, waren endlich Männer, wie Sokrates, Plato, Ariſtoteles, Hippokrates, Archimedes, Copernikus, Baco, Harvey, Galilei, Kepler, Newton, Leibnitz, Euler und Kant durch ihre urſprüngliche Produktivität im Denken oder Handeln nicht eben ſo gut wahre Kunſtgenies, als Homer, Pindar, Sophokles, Phidias, Apelles, Demoſthenes, Cicero, Roscius und Andere auf dem Gebiete der Kunſt emporragende Genien? Es muß demnach, wenn von Genie die Rede iſt, immer nur an das Kunſtgenie gedacht werden; denn nicht durch vieles Wiſſen, ſondern durch vieles Können, es ſey, worin es wolle, bekundet ſich das Genie. Zeigt ſich alſo das Genie auf dem Gebiete der freien Kunſt, und zwar in ſofern ſie ſchön iſt, ſo heißt es *äſthetiſches Genie*, welches wieder nach den verſchiedenen Zweigen der ſchönen Kunſt poetiſch, plaſtiſch, muſikaliſch u. ſ. w. ſeyn kann. Zeigt ſich hingegen das Genie auf dem Gebiete der gebundenen Kunſt, ſo kann es hier auf die mannichfaltigſte Weiſe wirkſam ſeyn. Es kann ſich z. B. in der Kunſt, Staaten oder Heere zu führen, und durch Beides große Veränderungen in der Welt zu bewirken, hervorthun, dann erſcheint es als *Staatsmanns-*, *Krieger-* oder *Heldengenie*, wofür man auch *pragmatiſches Genie* ſagen könnte. Es kann ſich aber auch in der Kunſt, die Wiſſenſchaften zu bearbeiten, zu erweitern und zu vervollkommen, hervorthun, theils durch glückliche Beobachtungen und Verſuche (als *obſervirendes* oder *experimentirendes Genie*), theils durch tiefſinnige Unterſuchungen und Combinationen als *ſpekulatives Genie*), theils durch glückliche Aufſpürung und Berichtigung fremder Fehler und Irrthümer (als *kritiſches Genie*), theils durch logiſche Anordnung und organiſche Geſtaltung der Erkenntniſſe (als *ſyſtematiſches Genie*). Wenn und wiefern aber das Genie ſich durch wohlgefällige Darſtellung der Erkenntniſſe im mündlichen oder ſchriftlichen Vortrage auszeichnet, handelt es als äſthetiſches Genie, ohne jedoch den höhern Schwung nehmen zu können, der ihm in freier Darſtellung des Aeſthetiſch-wohlgefälligen geſtattet wäre. Und da ſelbſt aus mechaniſchen Arbeiten durch Erfindung neuer Werkzeuge und Methoden eine gewiſſe Genialität hervorleuchten kann, ſo tragen wir kein Bedenken, auch das *mechaniſche Kunſtgenie* unter die verſchiedenen Claſſen des Partikulargenies aufzu-

Digitized by Google

nehmen, ohne darauf hinzuſehen, daß eben dieſes Genie dem pragmatiſchen und wiſſenſchaftlichen, und ſelbſt dem äſthetiſchen Kunſtgenie ſehr oft als Begleiter und Unterſtützer zur Seite geht. Originalität (Urſprünglichkeit im Hervorbringen) iſt ein ſo weſentliches Merkmal des Genies, daß es ohne jene gar nicht gedacht werden kann, mithin der Ausdruck Originalgenie ein offenbarer Pleonasmus iſt, bloß daher entſtanden, daß man zuweilen auch geringere Talente zu freigebig mit dem Namen des Genies beehrt. Das Genie im eigentlichen und ſtrengen Sinne iſt innerhalb ſeines Wirkungskreiſes dadurch original, daß es, nach einem unendlichen Ziele ſtrebend, die Schranken des Herkömmlichen durchbricht, und die gewöhnlichen Bahnen verläßt, große Entwürfe macht, und mit kühner Hand ausführt, ſo daß es ſich dabei gleichſam inſtinktartig ſelbſt Regel und Geſetz iſt. S. Claſſiſch.

Genien. Wie die Griechen die Dämonen (ſ. d. Art.), ſo hielten die Römer die Genien für Untergottheiten, welche Beſchützer der Menſchen wären. Bei den Römern wurde die Dichtung von den Genien vorzüglich ausgebildet, und mit einem gewiſſen Reize geſchmückt, den ſie ſonſt nicht hatte. Ihr Genius iſt ein ſanfter, wohlwollender Geiſt, deſſen Schickſal mit dem Schickſale des Sterblichen, dem er gewidmet war, aufs Genaueſte zuſammenhängt. Daher unterläßt er nie, ihn immer an die Kürze ſeines Daſeyn zu erinnern, um ihn zu bewegen, daß er das Leben ſo froh als möglich genießen möge. Man ehrt den Genius, wenn man ſein Herz der Freude öffnet, durch Verſchmähung dieſer lieblichen Tochter des Himmels mißhandelt man ihn, und verkümmert ſeine Rechte. Je nachdem der Menſch dieſen Befehlen und Wünſchen ſeines Genius nachlebt, je nachdem erſcheint er ihm weiß, oder ſchwarz, hold oder abhold, je nachdem verlangt er eine Ausſöhnung, oder nicht. Uebrigens verlangt er keine reichen Opfer, keine große Ehre. Eine Blume in ſeinen Locken, ein Plantanenzweig um ſeine Schläfe, eine Weihrauchſchale, einen Becher Wein — mehr wünſcht er nicht, und auch dies nur ſelten, etwa an Geburtstagen, Erntefeſten und dergl. feſtlichen Tagen. Insbeſondere pflegte der Landmann im Dezember, weil er dann, wegen der üblen Witterung, 4 Wochen lang von ſeiner gewöhnlichen Arbeit des Feldbaues ruhete, ſeinem Genius gütlich zu thun, vorzüglich an den Saturnalien. Daher hatte der Winter auch den Beinamen genialis, und der Dezember, geniis acceptus, war dem Genius willkommen. Am Geburstage wurde ſein Bildniß gekränzt, geſalbt, mit Weihrauch umduftet, und mit Wein und Honigfladen, nach der Zahl der durchlebten Jahre, bewirthet. Die Römer bildeten die Genien als holde geflügelte Jünglinge, die Schläfe mit Blumen bekränzt. Winkelmann ſah einen ſolchen Genius in der Villa Borgheſe, deſſen Anblick ihn zu dem begeiſternden Ausruf brachte, den man in ſeiner Geſch. d. Kunſt (S. 279) findet: „Wann die Einbildung, ſagt er, mit dem einzelnen Schönen in der Natur angefüllt, und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beſchäftigt, ſich im Schlafe die Erſcheinung eines Engels bildete, deſſen Angeſicht von göttlichem Lichte erleuchtet wäre, mit einer Bildung, die ein Ausfluß der höchſten Uebereinſtimmung ſchien; in ſolcher Geſtalt ſtelle ſich der Leſer dieſes ſchöne Bild vor.“ Gewöhnlich ſind die Genien Jünglinge mit einer Schale in der Hand und einer Schlange. Manchmal haben ſie nur die Schale allein, oder Schlange und Füllhörn. Mit Flügeln kommen ſie häufig auf etruskiſchen Werken und Gemälden vor, weniger auf Werken der griechiſchen Kunſt. Im Muſ. Pio-Clem. befindet ſich eine ungemein ſchöne Figur eines Genius von weiſem Marmor, ganz in der Geſtalt eines ſehr ſchönen Knaben. Ueber die Veranlaſſung zu dieſer Dichtung hat Wieland (in ſein. Anmerk. zu Hor. Brief. II. p. 171) folgende Ideen: Die Idee von Genien, ſagt er, hatte unſtreitig ihren Urſprung aus der Vorſtellung des allgemeinen durch das Weltall ſich ver-

Digitized by Google

breitenden göttlichen Geiſtes. Das, was jedem Dinge Beſtandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab (denn nicht nur der Menſch, ſondern jedes natürliche Weſen hatte bei den Römern ſeinen Genius), das war ein Theil dieſes allgemeinen Naturgeiſtes, daher nennt Horaz den Genius den Gott der menſchlichen Natur. Er iſt nicht der Menſch ſelbſt, aber das, was einen Jeden zum individuellen Menſchen macht. Seine Perſönlichkeit iſt an das Leben dieſes Menſchen geheftet. Stirbt dieſer, ſo verliert ſich ſein Genius wieder in den allgemeinen Ocean der Geiſter, aus dem er bei deſſen Geburt ausgefloſſen war, um ſeinem Körper ſeine individuelle Form zu geben, nicht ihn zu beleben und zu beſeelen. Manſo erinnert dagegen, daß es ſich wohl annehmen laſſe, daß die Griechen und Römer ſich nichts anders unter Genius, als den perſonificirten Geiſt des Menſchen gedacht hätten. Zwar ſahen ſie die menſchliche Seele als einen Ausfluß aus der Gottheit an, auch werden Genius und Geiſt des Menſchen zuweilen mit einander verwechſelt; aber aus den Stellen der Alten ſcheint doch nicht zu folgen, daß ſie die Seele unter einem beſondern Bilde gedacht, ihr Altäre und Opfer geweihet, kurz, daß Jeder ſeinen eigenen Geiſt angebetet habe. Er erklärt darauf das Entſtehen der Idee von den Genien ſo: Sowohl der aufgeklärte, als noch mehr der unwiſſende Menſch findet gewiſſe Abweichungen und Erſcheinungen in der Natur des Menſchen, die er ſich nicht aus den bekannten Kräften ſeiner Seele erklären kann, z. B. die ſo große Verſchiedenheit der Temperamente bei aller anſcheinenden Gleichheit der Organiſation, die außerordentliche Thätigkeit des Einen und die Trägheit des Andern; die oft ganz unüberwindliche Antipathie gegen gewiſſe Gegenſtände, und die eben ſo auffallende Sympathie mit andern; die Alles mit Liebe umfaſſende Güte des Einen und den Stolz und Uebermuth des Andern; die Erfahrung, daß ſo Viele die innere Stimme, unſer Daſeyn recht zu gebrauchen verachten oder mißverſtehen, die Freude im Leben verſchmähen, wenn ſie nicht mit vollem Maaß ausgegoſſen wird u. ſ. w. Der Mangel an einer richtigen, und vollkommnern Pſychologie erlaubte den Alten nicht, alle dieſe Räthſel auf die gehörige Art zu löſen; und um dies doch zu können, ſo, ſcheint es, riefen ſie den Genius auf Erden herab, der Maxime zufolge: Alles, was der Menſch iſt, iſt er durch Gott. Getroſt warf ſich alſo der Menſch, wenn er dieſe Räthſel löſen wollte, einem Genius in die Arme; ihm ſchrieb er die Richtung ſeiner Leidenſchaften, die Bildung ſeines Karakters, jene oft ſo plötzlich im Menſchen entſtehende Ideen u. ſ. w. zu. Er war nicht die Seele ſelbſt, aber er war es, durch welchen ihr ganzes Weſen ſich ausbildete; er war noch mehr als der Schutzgeiſt des Menſchen, nämlich ſein Erinnerer, der ihm immer den Zweck ſeines Daſeyns, das Leben recht zu gebrauchen, vorhielt, und ihn darauf aufmerkſam machte. Aus der Stelle bei Horat. Epist. II. 2. v. 183—189, und bei Appian in bellis parthicis (wo ein ägyptiſcher Geiſterſeher zum Antonius ſagt: dein Genius iſt edel und hohen Sinnes; aber vor dem Genius des Oktavs beſteht er nicht, ſondern ſchrumpft zuſammen, und wird klein und feig) erhellet, daß die Alten den höhern oder geringern Grad der Ausbildung eines Menſchen von der Vollkommenheit und Kraft ſeines Geiſtes ſelbſt, und von der Zueignung deſſen, den er zu ſeinem Lieblinge erkor, abhängen ließen. Ein mächtiger und ſtarker Genius vermag mehr die äußern Umſtände zu lenken und abzuändern, als ein ſchwacher. Indem die Sklaven und Sklavinnen der Römer bei den Genien ihrer Herrn und Frauen, das ganze römiſche Volk bei den Genien der Kaiſer ſchwur, — ein ſo feierlicher Schwur, daß deſſen Brechung oft körperlich beſtraft wurde (Ulpian. c. 13.), — ſo erkannten jene dadurch gleichſam die Abhängigkeit ihrer Genien von den Genien der Letztern. Der Genius zwingt den Menſchen nicht zu ſeinem Willen, ſondern ſucht ihn nur durch ſanfte War-

Digitized by Google

nungen zu lenken. Kann er dies, ſo bleibt er ihm hold, und ſeine Geſtalt bleibt weiß und lieblich. Verſagt man ihm aber die Ehrerbietung der Liebe, ſo wird er zornig, und wird er nicht verſöhnt, ſo verwandelt er ſeine liebliche Geſtalt in eine furchtbare. Der Zweck des Einfluſſes der Genien auf den Menſchen iſt aus ihrem eignen heitern, überall Freude und Wohlwollen verbreitenden Karakter, aus der Art, wie die Alten davon reden, und aus der Verehrung, welche die Genien vom Menſchen fodern, zu beurtheilen. Sie ſuchen alſo den Menſchen für die Freude empfänglich zu machen, lehren ihn die große Kunſt, zu leben, die Freude nicht muthwillig fortzuſcheuchen, und auch die wenigen Blumen an dem Lebenswege nicht ungepflückt ſtehen zu laſſen. — Dieſe Ideen verbinden auch die Alten im Ganzen mit den Genien, die ſie den Gottheiten beilegen. Auch bei ihnen iſt ihr Zweck: Heiterkeit, Zufriedenheit und Freude zu bewirken. Daher ſchmückt ſich Akratus, der Genius des Bakchus, mit Trauben, ſchwingt luſtig den Thyrſus, reitet, eine Opferſchale oder einen Kranz haltend, auf einem Bocke vor ihm her; daher eilt der Genius Apolls vor dem Tag bringenden Gotte mit ſeiner Fackel, geſchäftigt vorher u. ſ. w. (wie man aus den Zeichnungen verſchiedner Gemmen ſieht); durch alles dies wollen die Genien nichts anders andeuten, als daß die Neigungen und Wünſche der Unſterblichen die ihrigen ſind, und daß es ihr Glück iſt, ſie zu unterſtützen.

G e n o v e v a die Heilige (St. Geneviève), geb. zu Nanterre bei Paris gegen das Jahr 422, um die Zeit Pharamunds, des erſten Königs von Frankreich; weihte Gott, auf Anrathen des Biſchofs von Auxerre, ihre Jungfräulichkeit, und empfing ſpäter aus den Händen des Biſchofs von Paris den heil. Schleier. Sie zog ſich nach dem Tode ihrer Eltern in die Einſamkeit zu ihrer Gevatterin zurück, und unterwarf ſich daſelbſt den größten Beſchwerden und Mühſeligkeiten, indem ſie nur zweimal die Woche, am Sonn- und Donnerstage, die ſpärlichſte Nahrung, aus Haferbrot und gekochten Bohnen, zu ſich nahm. Dieſe Lebensart führte ſie von ihrem fünfzehnten bis ins fünfzigſte Jahr, und dann erſt erlaubte ſie ſich, auf Anrathen der Biſchöfe, den Genuß von Milch und Fiſchen. Als ſie der Scheinheiligkeit und des Aberglaubens beſchuldigt wurde, übernahm der Biſchof von Paris ſelbſt ihre Vertheidigung; als aber Attila, König der Hunnen, in Gallien mit einer furchtbaren Heeresmacht eingefallen war, bereiteten ſich die Pariſer, ihre Stadt zu verlaſſen. Als ſie Genoveva, unter der Verſicherung, daß Paris von den Barbaren verſchont bleiben würde, hieran hinderte, faßten die Pariſer, da ihre Vorausſetzung ſich durch die That beſtätigte, für ſie das größte Zutrauen, und eine Verehrung ohne Gränzen. Bei einer verheerenden Hungersnoth fuhr ſie auf der Seine von Stadt zu Stadt, und es gelang ihr, zwölf Schiffe voll Korn aufzubringen, womit ſie die Nothleidenden unentgeltlich labte. Von Merovaus und Chilperich wurde ſie ſehr hoch gehalten. Im J. 460 erbaute ſie über die Gräber der heil. Dionyſius, Ruſtikus und Eleutherius, bei dem Dorfe Chaſtevil eine Kirche, und Dagobert ſtiftete nachher hier die Abtei St. Denys. Sie ſtarb am 3. Jan. 512. Auf ihren Rath unternahm Chlodwig den Bau der Kirche St. Peter und Paul, wo ſie begraben wurde, und welche auch ihren Namen erhielt. Dieſe Kirche wurde im Jahre 1809 abgetragen. Eine andere Kirche dieſer Heiligen wurde an die Kirche Notre Dame angebaut. Der 3. Jan. wird als Sterbetag von der Kirche ihr zu Ehren gefeiert. Dr. P. Lambert hat das Leben dieſer Heiligen beſchrieben. Von dieſer Heiligen iſt wohl zu unterſcheiden: 2) die h e i l i g e P f a l z g r ä f i n G e n o v e v a, geborne Herzogin von Brabant. Zur Zeit, als Carl Martel das fränkiſche Reich regierte, oder wie andere Geſchichtſchreiber wollen, als Hillin auf dem Stuhle zu Trier ſaß, verwaltete den Gau von Malenfeld der Graf Siegfried. Er wurde, wie das Pflicht und Sitte

war, zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufgeboten, und vertrauete während des Feldzugs ſeine Gemahlin, die ſchöne Genoveva von Brabant, dem Schutze ſeines Hausmeiſters Golo an. Dieſer wurde von den Reizen ſeiner Gebieterin hingeriſſen, und da er ſeine frechen Anmuthungen nur mit Verachtung erwiedert bekam, verwandelte ſich ſeine Liebe in Rache. Er klagte ſie bei dem rückgekehrten Gatten als eine Ehebrecherin an, und da ſie während deſſen Abweſenheit mit einem holdſeligen Knäblein niedergekommen war, ſo glaubte Siegfried um ſo eher die Verleumdung, und gab Befehl, ſeine Gattin und ſeinen Sohn zu ermorden. Gerührt von dem Elende der Mutter und dem unſchuldigen Lächeln des Kindes, rettete der Knecht, welcher den ſchrecklichen Auftrag erhalten hatte, Beider Leben, und Genoveva mußte ihre Zuflucht in den Wildniſſen und Höhlen des Ardennen=Waldes ſuchen, um gegen die argwöhniſchen Verfolgungen ihres Gemahls und ſeines treuloſen Hausmeiſters ſicher zu ſeyn. Vor Elend und Hunger abgezehrt, war ſie nicht einmal im Stande, ihrem Kinde die mütterliche Nahrung an ihrer Bruſt zu geben. Sie mußte den Knaben einer Rehkuh überlaſſen, um ihn zu erhalten. Nachdem ſie lange in dieſem Elende gelebt, und ſich bloß durch Wurzeln und Kräuter genährt hatte, verirrte ſich ihr betrogener Gemahl auf der Jagd in dem Walde, indem er das Thier verfolgte, was ſeinem Kinde Nahrung gab. Dieſes führte ihn zu der Höhle, wohin ſich ſeine Gattin gerettet hatte. Er erkannte ſie, ſein Kind, und ihre Unſchuld, und Thränen der Freude und der Reue rollten von ſeinen Augen. Er führte ſie und ſeinen Sohn zurück nach ſeiner Burg, beſtrafte den verrätheriſchen Golo, und lebte noch lange glücklich an ihrer Seite. Nach ihrem Tode wurde ſie unter die Zahl der Heiligen geſetzt, und ſowohl bei der Höhle, wo ſie Siegfried fand, als zu Andernach Kirchen gebauet, wo man noch ihre Reliquien und ihr Andenken verehrt. Eins unſerer geleſenſten Volksbücher erzählt uns von ihr: Eine ſchöne anmuthige und leſenswürdige Hiſtorie von der unſchuldigen betrengten heiligen Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abweſenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen. Köln und Nürnberg. Görres über die Volksbücher, fällt darüber folgendes ſinnreiche Urtheil: „Unter allen den verſchiedenen Büchern dieſer Gattung iſt die Genoveva durchaus das geſchloſſenſte und am Meiſten ausgerundete, ſtellenweiſe ganz vollendet, und in ſeiner anſpruchsloſen Natürlichkeit unübertrefflich ausgeführt; im Ganzen in einem rührend unſchuldigen Tone gehalten, kindlich, ungeſchmückt, und in ſich ſelbſt beſchattet und erdunkelnd im heiligen Gefühl. Und ſo war es denn werth, zwei treffliche Dichter zu begeiſtern: Tieck, der uns in ſeinem Gedichte, wie ein Zauberer im Kryſtalle, die ganze romantiſche Liebe in einem zarten Luft= und Gluth=Farbengewebe, aus einer lichtklaren Morgenröthe kunſtreich zur Geſtalt gebildet, zeigt, und den Maler Müller, in ſeinem Fragmente, der die Heilige als eine Hünenjungfrau vom Rieſengebirge malt. Unendlich beſcheiden ſteht das Volksbuch hinter dieſen Blitzen der poetiſchen Kraft, aber in dem ruhigen, ſtillen und lieblichen Schein, in dem es ſtrahlt, bricht derſelbe poetiſche Geiſt, nur leiſe phosphorescirend, hervor, der in Tiecks und Müllers Werken in lichten Flammen aufbrennt und glüht. Die Grundlage dieſes Volksbuchs iſt eine Schrift des Paters Cerisiers: L'innocence reconnue, das in einem hochtrabenden und geſchraubten Style die Begebenheiten erzählt, und ſich dabei auf des Puteanus St. Genovevae Iconismus, Raderi Bavaria pia, und Aubert le Mires Chronicon belgicum a Jul. Caesare ad annum 1636, als zuverläſſige Autoritäten beruft. Der deutſche Bearbeiter hat mit dieſer Grundlage ſeiner Erzählung eine weiſe Auswahl und zugleich den populären Ton getroffen, der eine ſolche Schrift auszeichnen muß.

Gend'armes. Die Grundbedeutung dieſes Worts bezeichnet **Bewaffnete**, wie man denn auch in früheren Zeiten in Frankreich nichts

Digitized by Google

anders darunter verſtand, als die bewaffneten Aufgebote. Nach und nach wurde die Bedeutung auf ein ſtehendes Heer übergetragen. In dem 15ten Jahrh. waren die Gensd'armes Edelleute, welche als ſchwere Reiter dienten. Mit Bruſtharniſchen, Beinſchineln, Helmen gerüſtet, mit Schwertern und Lanzen bewaffnet, machten ſie als königliche Garden einen impoſanten Theil des franzöſiſchen Heers aus. Carl VII. aus dem Hauſe Valois, welcher 1440 einen Reichstag zu Orleans hielt, ſchlug daſelbſt den Ständen eine Reform des Kriegsweſens und beſonders der Gensd'armes vor. Die Edelleute ſahen ſich zwar durch ſein Vorhaben in ihrer Zügelloſigkeit beſchränkt, und ſuchten ihn zu hintertreiben. Der König aber blieb ſtandhaft: Statt der 10 — 12 Pferde, die ein jeder Gensd'armes bisher gehalten hatte, ſetzte er ihre Equipage auf 2 Pferde und 3 Schützen. Fünf Jahre ſpäter (1445) erſchien eine Verordnung, nach der eine Lanze (Gensd'armes) für ſich drei Pferde, einen Reitknecht, einen Pagen und einen Rüſtmeiſter haben ſollte. Die 1500 Gensd'armes wurden in 15 Compagnien (Compagnies d'ordonnance), jede zu 100 Lanzen, getheilt, in die Städte verlegt, und einer genauen Aufſicht unterworfen, damit die Räubereien derſelben unterblieben. Unter Ludwig XIV. erlitten ſie, wiewohl ſchon ſehr verändert, eine neue Umgeſtaltung, und wurden den übrigen Reitern mehr gleichgeſtellt in der äußern Form; es waren aber immer noch Edelleute, welche als Haustruppen des Königs ausſchließlich den Dienſt bei deſſen Perſon hatten. Mit der Revolution ging dieſe königliche Gensd'armerie zu Ende, und es entſtand eine neue Art, eine Gensd'armerie der Republik. Die Gensd'armes traten an die Stelle der berühmten und berüchtigten Maréchauſée, und bildeten eine Landſtraßen-Polizei im Dienſte des Staats. Dieſe Gensd'armes dienten theils zu Pferd, theils zu Fuß. Jeder Bürger von anerkannter Treue, konnte zur Gensd'armerie hinzutreten. Obgleich militäriſch organiſirt, ſtand die Gensd'armerie doch unter der adminiſtrativen Civilbehörde, und zählte anfangs 28, nachher 34 Legionen, jede von 2 oder 3 Schwadronen. Unter Napoleon wurde die Gensd'armerie noch mehr ausgebildet. Nur Soldaten konnten nach 10 tadelloſen Dienſtjahren in die Legionen eintreten; es mußten geſchickte und zugleich erfahrene Leute ſeyn. Die Macht der Gensd'armes wurde ſehr weit ausgedehnt; der einzelne konnte ſelbſt hohen Militärperſonen den Degen abfodern, und jede Widerſetzlichkeit gegen ihn wurde hart beſtraft; dafür ſtand der Gensd'arme ſelbſt unter der ſtrengſten Verantwortlichkeit. Auch im Felde wurden die Gensd'armes als Militär-Polizei gebraucht. Für ſeine Garde errichtete Napoleon eine Legion Eliten-Gensd'armerie. Nach dem Muſter der neuern franzöſiſchen Gensd'armes wurden in vielen Staaten Gensd'armerien errichtet, als Landes-Sicherheits-Polizei, wie ſie z. B. im Königreich Baiern beſteht.

Genſerich oder Geiſerich, König der Vandalen in Spanien, natürlicher Sohn Godegiſels, geb. zu Sevilla 406, gelangte nach Gunderichs Tode 428 und nach einem Siege über den König der Sueven, Hermannrich, auf den Thron. Der Comes Bonifacius, Statthalter in Afrika, rief ihn, eiferſüchtig auf Aetius, nach Afrika, um durch ſeine Hülfe ſich in der Statthalterwürde zu behaupten. Da er ſich aber kurz darauf mit dem Kaiſer ausgeſöhnt hatte, verſuchte er umſonſt, den König Genſerich durch gute Worte zu bewegen, nach Spanien zurückzukehren, und als er deßhalb die Waffen ergriff, wurde er und der zu Hülfe geſchickte Aspar in 2 Schlachten geſchlagen. Genſerich, hierdurch Herr der römiſchen Provinz Afrika geworden, führte daſelbſt den Arianismus ein, zwang den Kaiſer Valentinian III. zum Frieden, und unternahm, von Valentinians Wittwe, Eudoxia, gegen Maximus zu Hülfe gerufen, eine Landung in Italien. Rom wurde von ihm erobert, und 14 Tage lang geplündert, und ſelbſt Eudoxia mit ihren beiden Töchtern, Eudoxia und Placidia,

nebſt unermeßlicher Beute nach Afrika geführt (455). Nachdem er die jüngere, Eudoxia, mit ſeinem Sohne Hunnerich vermählt, und ihre älteſte Tochter nach Conſtantinopel zurückgeſchickt hatte, fuhr er fort, das Abendland zu verheeren. Sicilien und andere Inſeln des mittelländiſchen Meeres wurden von ihm erobert, bis endlich (474) Odoaker und Kaiſer Zeno mit ihm Frieden ſchloſſen. Er ſtarb 476.

Gent, franz. Gand, die Hauptſtadt der ehemaligen Grafſchaft Flandern und der jetzigen Provinz Oſtflandern, im Königreich der Niederlande, am Zuſammenfluß der Lys, Lieve und Moore mit der Schelde, wodurch die Stadt in 26 Inſeln abgetheilt wird; außerdem iſt ſie durch Canäle mit Brügge und mit dem Meere verbunden. Sie iſt eine ſehr ſchöne und wohlhabende Stadt, die noch jetzt an 60.000 Einwohner zählt. Im 14ten und 15ten Jahrh. war ſie ungleich bevölkerter und größer; denn ſie konnte in dieſen Zeiten 50.000 Mann ins Feld ſtellen. Das Emporblühen von Antwerpen entzog ihr aber den größten Theil ihres Handels, und eine Empörung gegen Carl V. brachte ſie um ihre Freiheit und alle ihre Privilegien. Seitdem iſt ſie zwar geſunken, aber immer noch eine der größten Fabrikſtädte, vorzüglich in Wolle, Baumwolle und Leinen. Die kleine Feſtung Sas van Gent, an einem Buſen der Weſterſchelde, iſt der Hafen der Stadt. Die Stadt hat mehrere ſchöne öffentliche Plätze, 55 Kirchen, worunter die Domkirche ausgezeichnet iſt; eine Citadelle von Carl V., um die Einwohner zu ſtrafen und im Zaum zu halten, angelegt; ein ſchönes Rathhaus und unter andern öffentlichen Gebäuden den ſogenannten Prinzenhof, in welchem Carl V. 1500 geboren. In der neueſten Zeit iſt hier eine Univerſität angelegt worden. Außerdem hat Gent noch mehrere gelehrte Inſtitute und Wohlthätigkeitsanſtalten. Hier wurde 1578 die berühmte Pacifikation zwiſchen den Generalſtaaten und dem Prinzen Wilhelm von Oranien (ſ. Niederlande), und 1814 der Friede zwiſchen Großbritannien und den vereinigten Staaten von Nordamerika geſchloſſen. Vergl. Friedensſchlüſſe.

Gentlamen. Die Engländer beſtehen überhaupt aus Adel und Bürgern; zwiſchen beiden ſtehen die Gentlemen, zu welchen diejenigen Bürgerlichen gehören, welche Gelehrte, oder ſonſt auch Leute von Erziehung oder einigem Range ſind. Dahin gehören ſolche, welchen der König bei beſonderen Gelegenheiten die Ritterwürde ertheilt; die Ritter von Bath, die Baronets, welche das Wort Sir vor ihrem Taufnamen (vergl. Geſchlechtsnamen) führen, und die Esquires (ſ. d. Art.). Das Wort Gentleman iſt auch die vielfache Zahl von Sir, und bedeutet dann ſoviel, als: meine Herren.

Gentry, in England der niedere Adel, als Esquires und Baronets. Man ſetzt dieſe Bezeichnung der Nobility dem (hohen) Adel entgegen, der den Baron, Viscount, Grafen (Earl), Marquis und Herzog begreift (ſ. dieſe Artikel).

Genua (italieniſch Genova, franzöſiſch Gènes), einſt das Gebiet der berühmten Republik Genua, ein Herzogthum in Italien, zur ſardiniſchen Monarchie gehörend, iſt ein ſchmaler Landſtrich von 110 Q. Meilen Größe, welchen der zwar nicht hohe, aber überaus wilde und kahle Apennin vom übrigen Italien ſo gänzlich ſcheidet, daß nur zwei fahrbare Straßen, die eine über den Paß Bocchetta (ſ. d. Art.) nach Piemont, und die andere neu angelegte am Meere nach Toskana führen. Das ſchmale Uferland, welches den großen Meerbuſen von Genua umfaßt, wird Riviera genannt, und in das öſtliche und das weſtliche getheilt. An Ackerbau iſt hier nicht zu denken, nur Kaſtanien, Wein, Südfrüchte, vorzüglich aber der Oelbaum, gedeihen in dieſem dürren und heißen Lande. Der Apennin hat nur dürftige Sträucher, und das Meer wenig Fiſche. Die Einwohner, 560.000 an der Zahl, ſind ge-

Digitized by Google

werbfleißig, und durch Natur und Karakter auf den Handel angewieſen; ſie gelten aber in Italien für ſehr verſchmitzt, grauſam und treulos; ihr, von dem Italieniſchen ſehr abweichender Dialekt wird der Zeneiſe genannt, weil ſie ſtatt Genova Zena ſagen. Die Ligurier waren die älteſten Bewohner dieſes Landes. Im Jahr der St. R. 531 beſiegte ſie der römiſche Feldherr C. C. Scipio, und ſie blieben jetzt unter der Herrſchaft Roms, bis im 6ten Jahrh. n. Chr. (um 568) die Longobarden ſie unterjochten, denen Carl d. Große im 9ten Jahrh. ſie wieder entriß. Nach dem Verfall des großen, durch Carl gegründeten Reichs, ſuchte Genua, welches im 10ten Jahrh. ſchon eine blühende Handelsſtadt war, und nach dem Morgenlande Schiffe ſandte, wie die andern lombardiſchen Städte, ſich unabhängig zu machen, errang aber ſeine völlige Freiheit erſt um's Jahr 1238. Indeß kämpfte es lange Zeit (über 200 Jahre), und zuletzt glücklich mit Piſa um die Herrſchaft des mittelländiſchen Meeres, um Sardinien und Corſika, und trug einen vollſtändigen Sieg davon; minder glücklich war zuletzt der lange Kampf mit Venedig im 13ten bis Ende des 14ten Jahrh. Die Genueſer, Nebenbuhler der Venetianer im levantiſchen Handel, hatten ſich durch Wiederherſtellung der griechiſchen Kaiſer große Verdienſte um dieſe erworben, und beſaßen Niederlaſſungen am ſchwarzen Meere, mehrere Inſeln des Archipelagus, ſelbſt Creta und Cypern, und die Vorſtade Pera bei Conſtantinopel. Im 14ten Jahrh. mußten ſie dem mächtigen Venedig auf vielen Punkten weichen, und die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken machte ihrer Herrſchaft in jenen Gegenden ein Ende. Dabei war Genua unaufhörlich von inneren Spaltungen zerriſſen, oft wählte man Fremde zu Dogen, deren Einfluß man weniger fürchtete; mehrere Male unterwarf man ſich ſelbſt dem franzöſiſchen, dann wieder dem mailändiſchen Schutze. Endlich erhielt der Staat 1528 Ruhe, und durch ſeinen Retter, Andreas Doria (ſ. Doria), eine ſtreng-ariſtokratiſche Verfaſſung, welche ſelbſt L. Fiesko (ſ. d. Art.) nicht umzuſtürzen vermochte, und die bis zu Ende des 18ten Jahrh. beſtand. Das Oberhaupt des Staats war der gewählte Doge, der den Titel Serenità, Durchlaucht, führte. Er mußte 50 Jahr alt ſeyn, und wohnte im Pallaſt der Republik (palazzo della signoria), wo auch der Senat ſich verſammelte. Er hatte den Vortrag im Senat, und ohne ſeine Einwilligung konnte kein Rathsſchluß gefaßt werden, ſo wie auch die Staatsverordnungen in ſeinem Namen gegeben wurden. Er blieb nur 2 Jahre im Amte, ward dann wieder Senator und Prokurator, und konnte nach 5 Jahren wieder zum Doge gewählt werden. Ihm zur Seite ſtanden 12 Governatori und 8 Procuratori, ohne diejenigen, welche Dogen geweſen waren. Jede dieſer Würden dauerte 2 Jahre. Von den Governatori wohnten 3, von den Procuratori 2 mit dem Doge im Pallaſt der Republik, ſo daß ſie von 3 zu 3 Monaten durch andre Amtsgenoſſen abgelöſt wurden. Sie bildeten den geheimen Rath, der mit dem Doge alle Staatsſachen beſorgte. Die Procuratori waren die Aufſeher des öffentlichen Schatzes und der Staatseinkünfte. Die höchſte Gewalt ſtand bei dem aus 300 Gliedern beſtehenden großen Rathe, zu dem alle genueſiſchen Edelleute, die 22 Jahr alt waren, gehörten, und bei dem kleinen Rathe von 100 Gliedern. Beide hatten das Recht, mit den Governatori und Procuratori über Geſetze, Zölle, Auflagen nnd Steuern zn berathſchlagen, und in dieſen Fällen ward durch Stimmenmehrheit entſchieden. Ueber Krieg, Frieden und Bündniſſe ward nur im kleinen Rathe verhandelt, und wenigſtens 4 Fünftel der Glieder mußten einſtimmig ſeyn, wenn ein Schluß gefaßt werden ſollte. Der Adel ward in den alten und neuen abgetheilt. Zu jenem gehörten außer den Geſchlechtern von Grimaldi, Fieschi, Doria, Spinola, noch 24 andre, die an Alter, Reichthum und Anſehen jenen am nächſten ſtanden; zu dem neuen Adel 437 Geſchlechter. Der Doge konnte

Digitized by Google

aus dem alten und neuen Adel gewählt werden. Dieſe Staatsordnung ward 1793 verändert; denn obgleich die Republik durch Parteiloſigkeit ihr ſchwankendes Staatsgebäude zu ſchützen ſuchte, ſo ertheilte ihr doch der franzöſiſche Oberfeldherr Buonaparte den Namen der Liguriſchen Republik, und eine neue auf die Grundſätze des franzöſiſchen Repräſentativſyſtems gegründete Verfaſſung. 1799 fiel der größere Theil des Gebiets, auch nach langer Belagerung die Stadt Genua in die Gewalt der Oeſterreicher; aber der Sieg von Marengo entſchied auch Genua's Schickſal. Die anfänglich proviſoriſche Verfaſſung wich 1802 einer neuen Verfaſſung, und dieſe 1805 der Vereinigung mit Frankreich. Nach Vertreibung der Franzoſen ward Genua 1815 den Staaten des Königs von Sardinien einverleibt. Das neue Herzogthum hat einen Senat, Provinzialräthe in den verſchiedenen Intendanturen, ohne deren Zuſtimmung keine neuen Steuern eingeführt werden können, und ein eigenes Obergericht. Die Einkünfte betrugen ſonſt 15 Millionen Franken, wovon 10 Millionen der St. Georgenbank gehörten. Die Hauptſtadt dieſer ehemaligen Republik und des jetzigen Herzogthums iſt Genua, am Meerbuſen gleichen Namens, mit 75.000 Einwohnern. Sie führt in Italien ſelbſt den Namen la superba, die prächtige, und verdient ihn in vieler Hinſicht, beſonders wenn man vom Meere aus, die in einem weiten Bogen an den Bergen emporſteigende Menge von Palläſten überſchaut. Der Anblick des Innern zerſtört aber bald dieſe Täuſchung, wo man nichts als enge, krumme, bergige, erſtickende Straßen und Plätze, die kaum dieſen Namen verdienen, findet. Nur eine einzige macht eine Ausnahme, die Strada Balbi, mit ihren Verlängerungen der St. nouova und der St. nouovissima (die neue und die neueſte), welche ziemlich breit und auf beiden Seiten mit den herrlichſten Palläſten beſetzt iſt. Hier zeigt ſich der ungeheure Reichthum, deſſen einſt Genua ſich erfreute, denn die meiſten dieſer Palläſte ſind ganz von Marmor erbaut, mit den herrlichſten Säulen und eiſernen Gittern verziert, und beherbergen überdies noch große Schätze an Kunſtſammlungen. Die vorzüglichſten ſind: der Pallaſt Durazzo jetzt der königliche, der größte und herrlichſte von allen, die Palläſte Balbi, Pallavicini, Brignola, der der Univerſität u. m. a.; aber der herrliche Pallaſt Doria iſt jetzt eine Kaſerne, und der alte Pallaſt der Dogen das Polizeiamt. Ein anderer Pallaſt Doria liegt beſonders ſchön am Hafen. Die Kirchen, über 100, ſind zwar überaus prächtig, aber nicht ausgezeichnet; der Zugang zu der einen, St. Maria di Carignano, wird durch eine, über eine tiefe Schlucht erbaute Brücke gebildet, welche einen beliebten Spaziergang darbietet, und unter welcher hohe Häuſer ſtehen. Auch das große Hoſpital, Albergo, iſt ein prächtiges Gebäude. Genua iſt ſtark befeſtigt, ſie hat zwei Wälle, einen um die Stadt, und einen, welcher auch die nächſten Höhen umgrenzt, und 13 Millien im Umfange hat. Auch dieſe Wälle bieten einen herrlichen Spaziergang. Der Hafen, deſſen Umgebungen zum Spaziergange dienen, iſt vortrefflich, und durch Vorgebirge und zwei herrliche alte Hofdämme, Molo, geſchützt. Genua iſt jetzt der Sitz eines Erzbiſchofs, des Senats, eines Ober- und Handelsgerichts ꝛc. Die Univerſität iſt 1783 erneuert; ſie hat eine ſchöne Bibliothek. Ferner hat Genua eine Akademie der Wiſſenſchaften, Literatur und ſchönen Künſte, freie akademiſche Geſellſchaft, Akademie der Malerei, Bildhauer- und Baukunſt, 2 Gymnaſien, Taubſtummenanſtalt, Schule der bildenden Künſte, Marineſchule, 2 ſchöne Theater und ein prächtiges Opernhaus. Der Handel iſt zwar gegen ehemals unbedeutend, doch immer noch lebhaft genug, vorzüglich mit Korn, weſtindiſchen Waaren, Olivenöl, Seide ꝛc.; wichtiger Speditions- und Wechſelhandel, auch durch die vom König 1816 beſtätigte Handelsgeſellſchaft unterſtützt, deren Capital nicht unter 1 Million Lire in 400 Aktien, jede zu 2500 Lire, ſeyn darf, und deren Fonds im September 1816

Digitized by Google

ſchon 1.220.000 Lire betrug. Die 1407 geſtiftete St. Georgsbank verdankte ihr Entſtehen den vom Staate zu ſeinen Bedürfniſſen von reichen Bürgern gemachten Anleihen, war eine Giro- und Zettelbank, und ward von den Franzoſen aufgehoben. Die genueſiſchen Seidenwaaren, vorzüglich Sammt, die künſtlichen Blumen, die Chokolade und die eingemachten Früchte ſind berühmt. Jetzt iſt dieſe Beherrſcherin der Meere zu einer gewöhnlichen Seeſtadt herabgeſunken, viele ihrer Palläſte ſtehen leer, und mancher Beſitzer derſelben hat ſich aus Armuth in die unbedeutendſten Zimmer zurückgezogen. Die Ufer rechts und links von Genua prangen mit Dörfern und Landhäuſern.

Genus (in der Sprachlehre), das Geſchlecht der Hauptwörter. Die erſten Spracherfinder trugen entweder die Geſchlechtsverhältniſſe lebender Weſen auf das Lebloſe über, oder bezeichneten die Geſchlechtloſigkeit derſelben durch eine eigne Form. Daher haben mehrere Sprachen, wie die deutſche, eine dreifache Geſchlechtsbezeichnung. In wenigen Sprachen ſtimmt jedoch die Bezeichnung des Geſchlechts mit der natürlichen Beſchaffenheit der Dinge überein. So ſagen wir: der Stein, die Sonne, und geben ſo dem einen eine männliche, dem andern eine weibliche Bedeutung, ungeachtet beide geſchlechtslos ſind. Oft mag irgend eine weſentliche Eigenſchaft des lebloſen Gegenſtandes, z. B. deſſen Stärke, Feſtigkeit, Zartheit oder Milde dazu Veranlaſſung gegeben haben. Eigentlich ſollten freilich alle Namen, die ein Lebloſes bezeichnen, geſchlechtlos ſeyn; aber wer wollte von den erſten Erfindern der Sprache ein Verfahren nach deutlich erkannten Regeln erwarten? Sie ließen ſich von einem dunkeln Aehnlichkeitsgefühle leiten, und ſo mochte es kommen, daß ſie ſelbſt Namen lebender Weſen geſchlechtslos ließen, z. B. das Weib u. a. Der Deutſche unterſcheidet eine dreifache Form der Hauptwörter in Hinſicht des Geſchlechts: 1) eine männliche (masculinum, der Vater), 2) eine weibliche (femininum, die Frau), und 3) eine geſchlechtloſe (neutrum, das Haus).

Geoblaſten, Geoblastäe, Erdkeime, eine von Herrn Wildenow vorgeſchlagene Benennung der Keime derjenigen Pflanzen, an welchen ſich die Saamenlappen zwar in zwei Theile ſpalten laſſen, aber doch bei dem Keime feſtzuſammenhängen und unter der Erde bleiben, wie an den Wicken, Lilien, Gräſern u. a. m. Er theilt ſie in Rhizoblastae, die mit Wurzeln verſehen ſind, d. h. wo im Saamen ein wirkliches Schnäbelchen geſehen wird, welches ſich in eine Wurzel verwandelt; und in Arrhizoblastae, die wurzellos ſind, d.h. wo ſich im Saamen kein Schnäbelchen zeigt, und die Pflanze erſt nach dem Keimen aus dem Stengel, oder aus andern Theilen Wurzeln treibt, wie die meiſten Waſſer- und Schmarotzerpflanzen.

Geocentriſch, was ſich auf den Mittelpunkt der Erde bezieht, oder wovon man ſich vorſtellt, daß es aus dem Mittelpunkte der Erde betrachtet werde. S. Heliocentriſch.

Geocykliſche Maſchine, eine Maſchine, welche dazu dient, den beſtändigen Parallelismus der gegen die Ebene der Ekliptik unter dem Winkel vom 23½ Grad geneigten Erdachſe ſinnlich darzuſtellen.

Geodäſie, ſ. Geometrie.

Geoffrin (N... Wittwe von E.), geboren 1699, war von der Wiege an ſchon eine Waiſe. Ihre Großmutter übernahm ihre Erziehung, und gewöhnte ſie, da ihre Geiſteskräfte eben nicht glänzend waren, ſchon frühzeitig richtig zu beurtheilen, und gediegne Urtheile zu fällen. Nach dem Tode ihres Gatten benutzte Mad. Geoffrin das ihr von ihm hinterlaſſene Vermögen dazu, die Gelehrten der Hauptſtadt Frankreichs, und die ausgezeichneteſten Fremden um ſich her zu verſammeln. Unter denen, die ſich ihrer wichtigen Dienſtleiſtungen zu erfreuen hatten, war beſonders der Graf Poniatowsky, ſpäterhin König von Polen, der ausgezeichneteſte. Auch rief

dieſer Fürſt, ſobald er den Thron beſtiegen hatte, Madame Geoffrin, welche er mit dem Titel Mutter beehrte, zu ſich, indem er ihr ſehr lakoniſch ſchrieb: „Mutter, ihr Sohn iſt König.“ Als ſie im Jahre 1786 um ſich nach Polen zu begeben, durch Wien kam, wurde ſie von dem Kaiſer und der Kaiſerinn ſehr ſchmeichelhaft aufgenommen. Durch die Veranſtaltungen des polniſchen Monarchen, fand ſie in Warſchau ihre Zimmer durchaus ſo eingerichtet, wie die waren, welche ſie in Paris verlaſſen hatte, wohin ſie, von Allen geehrt und geachtet, ſpäterhin zurückkehrte, und 1777 ſtarb. Mad. Geoffrin zeichnete ſich beſonders durch einen ganz eigenthümlichen Karacter, durch welchen ſie auf ihre eigene Weiſe glücklich zu ſeyn verſtand, aus; und durch einen ſonderbaren Kontraſt fand man bei ihr einen tiefen Verſtand, mit den lebhafteſten Gemüthseigenſchaften und einem ſehr gefühlvollen Herzen. D'Alembert, Thomas und Morellet haben jeder beſonders zu ihrem Lobe eine Brochüre geſchrieben, welche 1777 erſchienen ſind.

Geoffroy (J. L.), ein berühmter franzöſiſcher Critiker, geb. 1743 zu Rennes, erhielt von dem Jeſuitenorden ſeine literäriſche Bildung. Nach der Aufhebung dieſer Geſellſchaft nöthigte ihn ſeine beſchränkte Lage, bei einem wohlhabenden Privatmann die Stelle eines Erziehers zu übernehmen. Die Gelegenheit, welche ihm hier ward, das Schauſpiel oft zu beſuchen, weckte ſeine Neigung für die Bühne. Er legte ſich auf's Studium der vorzüglichſten dramatiſchen Werke, und legte das Ergebniß ſeines Strebens in einer Tragödie, Cato's Tod betitelt, nieder. Obwohl nur ein ſchülerhaftes Uebungsſtück in dem Gebiete der Dramaturgie, wurde es dennoch von der Theater-Direktion nachſichtsvoll aufgenommen, und ihm dafür freien Eintritt in das Schauſpielhaus geſtattet. Der Unterricht war bisher ſeine einzige Erwerbsquelle geweſen, jetzt bemühte er ſich um einen Lehrſtuhl bei der Univerſität. Von 1773 ſah man ihn 3 Jahre lang unter denjenigen Candidaten, welche Anſprüche auf den jährlich ausgeſetzten Preis der lateiniſchen Beredtſamkeit machten. Da ſeinen Arbeiten jedesmal die literäriſche Palme ward, ſo wurde das Geſetz gemacht, daß ein und derſelbe nur dreimal den Preis gewinnen könne. Als Mitbewerber um den Preis für die beſte Lobrede auf Carl d. Fünften, welchen La Harpe davontrug, wurde ſeine Arbeit mit Auszeichnung genannt. Alles dieſes war jedoch nur ein kurzes Vorſpiel ſeines nachherigen Ruhms. Die Laufbahn dazu öffneten ihm die Erben der Année littéraire. Dieſen ſchien nämlich Geoffroy, welcher mittlerweile die Würde eines Profeſſors der Beredtſamkeit an dem Collegium Mazarin bekleidete, der würdigſte Gelehrte, welcher Freron's erledigte Stelle ausfüllen, und den Namen dieſes Blattes aufrecht erhalten könnte. Er trat an die Spitze dieſer Zeitſchrift (1776), und führte die Redaktion derſelben bis auf die Zeit der Revolution. Seine Arbeiten, womit er 15 Jahre lang dieſes Blatt bereicherte, nahmen vor allen die Aufmerkſamkeit des Publikums in hohem Grade in Anſpruch. Artikel aus dem Gebiete der Philoſophie, Moral und Literatur, die gewöhnlichen Arbeiten ſeiner geiſtreichen Feder, gaben deutlich zu erkennen, daß er ſeinen Leſern eine mehr nützliche Belehrung als tändelnde Zerſtreuung gewähren wollte. Mit dem Ausbruche der Revolution, deren Grundſätze mit ſeinem politiſchen Glaubensſyſtem in offenbarem Widerſpruche ſtanden, legte er die Redaktion dieſer Tagsſchrift nieder, uud vereinigte ſich mit dem Abbé Royou zur Herausgabe des: l'Ami du Roi. Als nicht lange darauf die Acht gegen dieſes Journal ſowohl, als auch gegen ſeine Herausgeber ausgeſprochen wurde, ſuchte er auf dem Lande gegen die Verfolgungen ſeiner Feinde Schutz. In ſtiller Verborgenheit nährte er ſich hier als Lehrer der Bauernkinder bis 1799, der Zeit ſeiner Rückkehr nach Paris. 1800 übernahm er die Lieferung der Theatercritiken im Journal des Debats, dem nachherigen Journal de l'Empire, welches ſeit 1814 wieder zu ſeinem alten

Digitized by Google

Titel zurückkehrte. Hier bot ſich ihm die ſchicklichſte Gelegenheit dar, die irrigen und verworrenen Grundſätze zu bekämpfen, welche in der Literatur herrſchend geworden waren. Trotz dem zahlloſen Heere ſeiner Feinde, welche beleidigte Eitelkeit gegen ihn aufreizte, wandelte er den einmal betretenen Pfad ruhig fort, und geißelte ſowohl die Repliken, als auch die Grundſätze ſeiner Feinde mit der ſchärfſten Geißel der Satyre. Das Journal de l'Empire erhob ſich, während dem er den Feuilleton deſſelben ſchrieb, zum geleſenſten aller franzöſiſchen Tageblätter. In ſeiner Muße ſchrieb er noch (1808) einen Commentar zu Racine in 7 Bänden. Seine Ueberſetzung des Theokrit (1801) läßt bedauern, daß er ſein Talent nicht auf mehr dergleichen Arbeiten verwandte. Am 26. Febr. 1814 ſtarb er in ſeinem 73. Jahre zu Paris.

Geogenie, Geogonie, die Wiſſenſchaft oder Lehre von der Entſtehung und Bildung der Erdkugel. S. Erde.

Geognoſie, Erdkunde, die wiſſenſchaftliche Kenntniß von dem Innern der Erde, von ihren Gebirgen, Stein- und Erdarten u. ſ. w. In derſelben macht Werners Syſtem Epoche. S. Mineralogie.

Geographie (griech.), Erdbeſchreibung, Erdkunde, iſt die Wiſſenſchaft, welche uns den Zuſtand und die Beſchaffenheit unſers Weltkörpers näher kennen lehrt. Man theilt gewöhnlich die Geographie in die alte, die mittlere und in die neue ein; die letzte zerfällt wieder in die neuere und neueſte. Die alte Geographie zeigt uns die Erde und ihre Bewohner von den älteſten Zeiten bis ungefähr zur Regierung Conſtantin des Großen an. Die mittlere Geographie reicht bis an die Regierung Kaiſer Maximilian I. Die neue Geographie geht bis auf unſere Zeiten; durch die franzöſiſche Revolution und ihre unſelige Folgen, kann ſie in die neuere und durch den Sturz der napoleoniſchen Gewaltregierung, und die dadurch herbeigeführte glückliche Folgen und Ausſichten, in die neueſte eingetheilet werden. Die Erdbeſchreibung iſt eine Wiſſenſchaft; ſie lehret Wahrheiten, die unter einander in Verbindung ſtehen, und ſie verträgt nicht nur, ſondern ſie erfodert ſogar eine ſyſtematiſche Behandlung. Sie iſt eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft; denn ſie beruht nur einzig und allein auf Erfahrungen, ja ſelbſt der höchſte Scharfſinn und die feurigſte Einbildungskraft kann nichts hinzu thun noch davon ſcheiden, und man darf es nicht wohl wagen, irgend eine geographiſche Lücke mit einer Hypotheſe auszufüllen, die, wenn es auch einmal aus Gründen geſchieht, immer von der wahren Geographie unterſchieden werden muß. Man war lange gewöhnt, die Geographie nur unter die Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte zu zählen. Sie iſt aber eine eigene, ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft; welche mit dem geſammten Reiche der Literatur in Verbindung ſteht. Man erlernt ſie nicht bloß darum, um eine andere Wiſſenſchaft beſſer und leichter durch ſie zu verſtehen, ſondern allein um ihrer ſelbſt willen. Die Geographie dient der Geſchichte zur Grundlage, die ohne ſie ein bloßer Roman ſeyn würde. Die Geſchichte erhält von der Geographie manche ſchätzbare Erläuterung. Sie iſt daher die Schweſter und nicht die Magd der Geſchichte. Sie iſt ein Theil der Kosmographie oder der Beſchreibung des Weltgebäudes, von dem die Erde einen ſehr kleinen, aber für ihre Bewohner ſehr wichtigen Theil bildet. Man ſagt oft, ſtatt Erdbeſchreibung, Erdkunde. Dieſes Wort drückt eigentlich die individuelle Kenntniß der Erde aus, die durch das Studium der Erdbeſchreibung erworben wird; doch wird es auch oft objektive, als gleichbedeutend mit Erdbeſchreibung, gebraucht. Der Gegenſtand der Geographie iſt und bleibt immer die Erde. Da man dieſe nun aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten kann, ſo läßt ſie auch eine mehrfache Eintheilung dee Erdbeſchreibung ſelbſt zu. Die Erde kann man als einen meßbaren Weltkörper; als einen Körper nach ihrer natürlichen Beſchaffenheit; und nach ihrer Einthei-

Digitized by Google

lung in Länder und Staaten, betrachten. Hiernach theilen wir ſie 1) in die aſtronomiſche und mathematiſche; 2) die phyſiſche und 3) die politiſche. Der mathem. Geographie, welche einen Theil der angewandten Mathematik bildet, werden wir einen eigenen Artikel widmen. Die phyſikaliſche Geographie läßt man wieder in verſchiedene Theile zerfallen, nämlich: A) in die Geïſtik (ſ. d. Art.) mit ihren mannichfaltigen Theilen B) in die hidroiſtiſche Geographie, welche a) die Meere und b) die Landgewäſſer u. ſ. w. zum Gegenſtande ihrer Unterſuchungen macht. C) In der metereologiſchen Geographie: welche α) vom Luft- und Anthermeere, β) von den Regionen der Atmoſphäre, γ) von der Lufttemperatur, δ) von den Luftbewegungen und ε) von den Lufterſcheinungen handelt. D) In die Produkten-Geographie, a) zoologiſche, b) botaniſche, c) mineralogiſche. E) In die anthropologiſche Geographie. Die Zeit giebt ebenfalls einen Eintheilungsgrund der Geographie an die Hand. Die Lehren der mathematiſchen Erdbeſchreibung ſind unveränderlich, weil die Erde immer dieſelbe Größe, Figur, Bewegung und den Stand im Sonnenſyſtem, die ihr vom Schöpfer gegeben ſind, behält. Ganz anders verhält es ſich aber mit dem politiſchen Zuſtande der Erde; dieſer hängt von moraliſchen Urſachen der Menſchen ab, und iſt daher faſt täglichen Veränderungen unterworfen. Auch kennen wir die Erde noch nicht ganz, und unſere Erdkunde erweitert und berichtigt ſich daher von Zeit zu Zeit beträchtlich. Dieſer natürliche Wandel der geographiſchen Syſteme, erzeugte die alte, die mittlere und die neue Geographie. Die Verſchiedenheit des Umfangs macht einen dritten Eintheilungsgrund aus. Die Geographie, ihrer wörtlichen Bedeutung nach, verbreitet ſich über die ganze Erde. Da man aber auch Beſchreibungen einzelner Theile der Erde mit dieſem Namen belegt, ſo entſtand der Unterſchied zwiſchen Univerſal- und Spezial-Geographie. Jene umfaßt die ganze Erde, dieſe aber nur einen größern oder kleinern Theil derſelben. Was ſich von der Erde im Ganzen und Allgemeinen ſagen läßt, das ſetzt man der Durchſicht der einzelnen Theile der Erde entgegen, und begreift es unter dem Namen der allgemeinen Geographie, die mit der Univerſal-Geographie nicht zu verwechſeln iſt, wovon ſie jedoch einen Theil ausmacht, und, wenn alle Theile der Erde beſchrieben werden, ſodann das ganze Convolut dieſer Spezialbeſchreibungen, eine Univerſalbeſchreibung ausmachen. Die Quellen und Hülfsmittel, deren ſich der Geograph (Erdbeſchreiber) zu bedienen hat, fließen aus anderen Wiſſenſchaften, und werden aus gedruckten und ungedruckten Schriften und Materialien geſchöpft. Die Mathematik liefert die aſtronomiſchen Beobachtungen der geographiſchen Länge und Breite der Oerter, und durch geodätiſche (Längen- und Flächen-) Meſſungen und Aufnahmen der Länder, Flüſſe, Gebirgszüge ꝛc. die Größe, Lage, Lauf und Geſtalt derſelben. Die Naturgeſchichte giebt, durch chemiſche Unterſuchungen unterſtützt, die Beſchaffenheit des Bodens und des Gewäſſers; durch Beobachtungen aber, die Witterung und die natürlichen Produkte der Länder an. Die Philoſophie lehrt den Karakter, die Sitten und Lebensart der Einwohner kennen. Die Technologie bemerkt den Kunſtfleiß, die Kunſt-, Pro- und Edukte, und deren Umſatz. Endlich die Geſchichte und Politik, zeichnen die hiſtoriſchen Ereigniſſe und die Verhältniſſe der Staaten, in ſich und gegen einander, vor. Alle dieſe Wiſſenſchaften arbeiten dem Geographen in die Hand. Die Schriften, deren ſich, der Geographe, jedoch mit ſtrenger unbeſtechlicher Auswahl, bedient, ſind: 1) Staatsakten und andere archivaliſche Urkunden ꝛc. ꝛc. 2) Choro- und Topographien. 3) Mineralogiſch-hydrographiſch-technologiſch- und merkantiliſche Länderbeſchreibungen ꝛc. ꝛc. 4) Reiſebeſchreibungen. 5) Natur- Kunſt- und Gewerbsbeſchreibungen. 6) Die ſogenannten

Digitized by Google

Floren und Faunen der Länder. 7) Staatskalender und Intelligenzblätter, und endlich 8) Statiſtiſche Aufſätze. Unentbehrliche Hülfsmittel der Geographie ſind: 1) die künſtlichen Erdkugeln für die allgemeine, inſonderheit mathematiſche Geographie, deren Stelle durch die bekannten Planigloben nur ſehr unvollkommen erſetzt wird. 2) Die Landkarten, deren Werth hauptſächlich auf mathematiſcher Richtigkeit und möglichſter Vollſtändigkeit beruhet. Vergl. Globus und Landkarten.

Geographie (Militär-) oder Kriegs-Erdbeſchreibung iſt die Beſchreibung der Beſchaffenheit der Erd-Oberfläche, ſofern die Kenntniß dieſer Beſchaffenheit auf militäriſche Zwecke angewandt und dazu benutzt wird. Solche Zwecke ſind z. B. Anordnung der Märſche, Beſtimmung der Stellung eines Heeres, Leitung der Recognoscirungen, Ausmittelung der Terrain-Hinderniſſe, Wahl zweckmäßiger Plätze zur Anlegung von Magazinen, Bezeichnung der Wege zur Fortſchaffung von Kriegsbedürfniſſen und der Art dieſer Fortſchaffung, ob zu Waſſer oder zu Lande u. ſ. w. Die Militär-Geographie iſt alſo die Beſchreibung der Erd-Oberfläche in Beziehung auf kriegeriſche Unternehmungen, die Beſchreibung der militäriſch wichtigen Gegenſtände auf der Erde. Die Terrainlehre lehrt die Kenntniß von der Beſchaffenheit dieſer Gegenſtände in Beziehung auf militäriſche Zwecke beurtheilen und darauf anwenden. Wenn man die Kriegswiſſenſchaften in Haupt- und Hülfswiſſenſchaften theilt, ſo gehört die Militär-Geographie zu den letztern, weil ſie den formalen Hauptwiſſenſchaften, der Befeſtigungslehre, Heerordnungslehre, Heerführungslehre (Fortifikation, Strategie, Taktik) zum Grunde liegt, ihre Erlernung vorbereitet, und bei der Anwendung der Grundſätze dieſer Wiſſenſchaften militär-geographiſche Kenntniſſe vorausgeſetzt werden. Die beiden ſelbſtſtändigen Quellen der Militär-Geographie ſind: 1) die reine Erdkunde (phyſiſche Geographie), welche die Beſchaffenheit der Erd-Oberfläche beſchreibt, wie die Natur ſie gebildet hat; 2) die Länder- und Staatenkunde (politiſche Geographie), aus welcher ſie das entlehnt, was auf der Oberfläche der Erde durch Kunſt und Menſchenhände entſtanden, und deſſen Kenntniß militäriſch wichtig iſt. Wie dürftig dieſe beiden Quellen in den darüber erſchienenen Schriften, die unſern ganzen Erdtheil umfaſſen, bis jetzt noch geblieben ſind, davon wird ſich Jeder überzeugen, der darin für militäriſche Zwecke Belehrung ſucht. Am Beſten belehrt man ſich immer durch eigenes Anſchauen der Werke der Natur und Kunſt. Die Kenntniß einer Gegend trägt ſehr viel zu der, einer andern bei; je genauer man ein Land kennt, deſto beſſer lernt man die Beſchaffenheit anderer Länder kennen, wenn man ſie auch nicht ſelbſt geſehen hat, weil die Geſetze, nach denen ſich die Oberfläche der Erde gebildet hat, überall dieſelben ſind. Die Militär-Geographie wird eingetheilt in die allgemeine und beſondere. Beide unterſcheiden ſich hauptſächlich nur durch die größere und geringere Ausführlichkeit, durch die mehr oder minder in das Einzelne gehende Beſchreibung der hierher gehörigen Gegenſtände. Deßhalb enthält 1) die allgemeine Militär-Geographie die Darſtellung der Beſchaffenheit der Oberfläche ganzer Länder, z. B. Deutſchlands, Italiens u. ſ. w., wobei ſie nur die Hauptgegenſtände, die für militäriſche Zwecke wichtig ſind, hervorhebt und beſchreibt, ohne ſich auf die genaue Darſtellung einzelner Gegenden und auf die Beſchreibung ihres Bodens einzulaſſen. 2) Die beſondere oder ſpecielle Militär-Geographie iſt die genaue ganz in das Einzelne gehende Beſchreibung eines kleinen Terrain-Abſchnittes, einer Gegend, eines Bezirks, eines Schlachtfeldes, eines Ortes mit ſeiner Umgebung. Sie lehrt dieſen Abſchnitt ſo kennen, wie ihn der Führer jeder Truppenzahl für jede einzelne kriegeriſche Unternehmung kennen muß. Die allgemeine Militär-Geographie hat, wie die beſondere, ihren eigenthümlichen Werth. Jene dient zum Entwerfen der Operationsplane

Digitized by Google

für einen Feldzug im Großen und Ganzen, dieſe zur Ausführung der einzelnen Theile deſſelben. Ein Operationsplan muß in den Gränzen des Allgemeinen bleiben, er darf nur Umriſſe zeichnen und keine Einzelnheiten. Beim Entwerfen deſſelben iſt daher nicht die genaue Kenntniß jeder Gegend, ſondern die Bekanntſchaft mit der geographiſchen Beſchaffenheit eines Landes im Ganzen oder eines großen Theils deſſelben nöthig. Die allgemeine Militär-Geographie iſt deßhalb wichtig für die Anwendung ſtrategiſcher, die beſondere für die Anwendung taktiſcher Grundſätze. Hieraus erhellet der eigenthümliche Werth der allgemeinen Militär-Grographie, ſofern die Taktik der Strategie untergeordnet iſt, und da wo ſtragetiſche Rückſichten mit taktiſchen Vortheilen im Widerſpruch ſtehen, erſtere die Oberhand behalten. Solche Schriften, welche die militäriſche Beſchreibung eines großen Theils der Erd-Oberfläche wiſſenſchaftlich und vollſtändig enthalten, gab es bisher noch nicht. Einzelne Beiträge dazu enthalten 1) die Werke, welche in der Abſicht geſchrieben ſind, eine Gegend in militäriſchen Beziehungen kennen zu lernen, wie z. B. Venturini, Hommeyer u. A.; 2) die Schriften, welche die Terrain-, Heerführungs-, Heerordnungs-Lehre enthalten; 3) die Geſchichten der Kriege, Feldzüge, Schlachten, beſonders der neuern Zeit; 4) Reiſebeſchreibungen; 5) politiſche und geographiſche Zeitſchriften; 6) die bekannten größern geographiſchen Lehr-Hand-Wörterbücher. — Ein unentbehrliches Hülfsmittel aber bei dem Studium der Militär-Geographie ſind die Karten, ohne welche überhaupt keine geographiſche Kenntniſſe erlangt werden können. Hat man Karten, welche treue Bilder von der Oberfläche des Landes ſind, das ſie darſtellen, ſo bedarf man wenig anderer Hülfsmittel. Gewiß aber kann aus Schriften und durch andere Hülfsmittel ohne Karten keine genügende Belehrung Statt finden. Für die allgemeine Militär-Geographie ſind außer den gewöhnlichen Generalkarten von den einzelnen Ländern, welche, wie wir ſie bisher erhalten haben, meiſt nur mangelhafte, zum Theil unrichtige Bezeichnungen der militäriſch wichtigen Gegenſtände enthalten, beſonders zu empfehlen die Weg-, Gebirgs- und Flußkarten. Für die ſpecielle Militär-Geographie benutzt man die Specialkarten oder topographiſchen oder chorographiſchen Karten, und die ſogenannten Situationskarten, wohin auch die Plane von einzelnen Schlachten gehören. Vergl. Hahnzog's Militärgeog. 2 Th. Magdeb. 1822.

Geographie (Geſchichte und Literatur derſelben). Die Geſchichte der Geographie hält mit der Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen gleichen Schritt. Es gehört eine reichhaltige Menge von Kenntniſſen und Nachrichten dazu, ehe die Geographie in ein Syſtem gebracht werden konnte. Nur allmählig konnte ihre ſyſtematiſche Ausbildung erfolgen, und ſie zu der Wiſſenſchaft erheben, wie ſie jetzt vor uns liegt. Nach der Darſtellung der Geographie in jenen verſchiedenen Zeiträumen, theilt man die Geſchichte derſelben als Wiſſenſchaft gleichfalls in mehrere Perioden ab. Die erſte oder ſogenannte mythiſche Periode geht von den dunklen Sagen bis auf die Zeiten Herodots. Quellen ſind hier Moſes, welcher uns die erſte bekannte Ethnographie (ſ. d. Art.) (2466 J. d. W.) im erſten Buche ſeiner Geſchichte liefert; Homer, der (J. d. W. 3000) in ſeinen Gedichten, die den Griechen in Europa und Aſien bekannte Erde zu einer Zeit ſchildert, als die Phönizier ſchon Utika, Carthago (ſ. d. Art.), Gades u. a. Pflanzſtädte angelegt, und Heſiod. Der Faden aller dieſer Berichte verliert ſich aber ins Ungewiſſe, und die unſichere Darſtellung der Erdkunde iſt mehr chorographiſch als geographiſch. Die zweite oder ſogenannte Periode des einzelnen Sammelns reicht von Herodot bis Eratoſthenes, 270 J. v. Chr. Quellen ſind: Hanno, der ſich auf ſeinen Handelsreiſen (3530 J. d. W.) von der wahren Beſchaffenheit der Länder unterrichtet; Skylax von Caryanda (3560) gab eine Beſchreibung der um das mittelländiſche Meer liegenden Länder heraus;

Pytheas von Marſeille (3671) unterſucht die nördlichen Küſten von Gallien und Britannien, erreicht Thule und die Bernſteinküſte, beſucht das jetzige Jütland, Dänemark und Schweden, gab ſeine Reiſebeſchreibungen heraus, und bereicherte die Geographie mit aſtronomiſchen Kenntniſſen; Ariſtoteles (3598) erkannte zuerſt die ſphäriſche Geſtalt der Erde, nach den Beobachtungen der Aſtronomen; Ephorus aus Kumma beſchreibt die Städte Thraciens und ſein Vaterland Aetolien (3600), gleichzeitig lebt Eudoxus von Knidus; Timoſthenes (3700) ſchreibt über die Meſſung der Erde u. A. Die dritte oder *ſyſtematiſche* Periode beginnt mit Eratoſthenes, und läuft fort bis Claudius Ptolemäus 161 J. n. Chr. Es gehören hierher: Eratoſthenes (3735), Herausgeber der erſten auf mathematiſche Grundſätze gegründeten geographiſchen Syſtems; Skymnus aus Chios (3772) Erdbeſchreibung in Verſen; Artemidorus's (3846) Geographie in 11 Büchern; Pomponius Mela (de situ orbis) der erſte und vorzüglichſte unter den römiſchen Geographen; Plinius d. ält.; Strabo's aus Amaſia ziemlich vollſtändige Geographie in 17 Büchern; Arnäus (137 n. Chr.) Beſchreibung des ſchwarzen Meeres und Bemerkungen über Indien; der Aſtronom Hipparchus, Dyoniſius, Periegeta u. A. Die vierte oder *geometriſche* Periode hebt von Ptolemäus an, und geht bis auf Copernicus (1520 J. n. Chr.). Ptolemäus (150) aſtronomiſch ſeltſames Syſtem erhielt ſich bis auf die Zeiten des Copernicus (ſ. d. Art.); durch die Herausgabe ſeiner mathematiſchen Tabellen, von der Lage der ihm bekannten Oerter und Länder, wurde er das Haupt einer neuen Reihe von Geographen. Man unterſcheidet hier: a) die Zeit vor den Arabern; Pauſanias (150 n. Chr.) ſchätzbare Beſchreibung Griechenlands, Menippus (180 n. Chr.) Anſichten über das mittelländiſche Meer, Conrad Peutingers Theodoſianiſche Weltkarte (von Conrad Celtes im 15ten Jahrh. in einem Kloſter aufgefunden), Marcianus's von Heraklea Nachrichten über das indiſche Meer, Agathemerus kurzes geographiſches Lehrbuch, Vibius, Sequeſter's geographiſches Wörterbuch, Kosmas's, eines ägyptiſchen Mönches, Topographie der damaligen chriſtlichen Welt, Jornandes, Nachrichten von den Zügen der Gothen und Hunnen, und ſeine Geographie des nördlichen und öſtlichen Europa's u. A.) b) Zeit ſeit den Arabern vom J. 800 n. Chr. Des Sheriff und nubiſchen Geographen, Al-Edriſi geographiſche Erholungen, Eljakuti's geographiſches Wörterbuch, Maſſudi Cothbeddin, Jon-al-Wardi's Werk über die phyſiſche Geographie, der perſiſche Geograph Hamdullah, Abulfeda's, Fürſten von Havannah in Soriſtan, tabellariſche Ueberſicht der Erde mit den Längen und Breiten, Ulugh-Begh u. A.; Guido von Ravenna (750) iſt der einzige chriſtliche Geograph in dieſem Zeitraume. Endlich regten die zunehmenden Entdeckungen das gründlichere Studium der Geographie immer mehr auf. Mit der Erweiterung der Erdkunde, rückte auch der mathemathiſche Theil deſſelben vor, und ſomit beginnt die fünfte oder *wiſſenſchaftliche* Periode, von Copernicus bis auf unſere Zeiten. I.) die *mathematiſche Geographie*, in welcher die Ptolemäiſchen Grundſätze während der erſten Hälfte des 16ten Jahrh. ihr Anſehen behaupteten, wurden mit eigenthümlichem Fleiße und wiſſenſchaftlichem Erfolge bearbeitet von Peter Apianus oder Bienewitz († 1552) Cosmographicus liber, Landshut 1524 u. ſ. w.; vermehrt von dem einſichtsvollen Reiner Geina († 1554); Heinrich Loritus Glareanus († 1563), einem der vielſeitigſten und geiſtreichſten Gelehrten ſeiner Zeit (de geographia. Basel 1527). Oronce Finé in Paris († 1555): Protomatheſis (Par. 1532) u. A.; Pet. Nunez in Coimbra († 1577), Entdecker der Theorie der loxodromiſchen Linie, um Nautik, auch durch Seekarten vielfach verdient; Gerard Mercator aus Röremond († 1594) erfand (1541) die neue Projektionsmethode, nach welcher Karten mit wachſenden Meridians- und

Digitized by Google

unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden; dem der Nautik weſentliche Dienſte leiſtenden wackern brittiſchen Mathematiker Ed. Wright, († 1618—20?) iſt die Einführung richtigerer Seekarten mit wachſender Breite zu verdanken. Große literäriſche Unternehmungen wurden in den Niederlanden ausgeführt von Abrah. Oertel aus Antwerpen († 1598); und Pet. Bert aus Beurets in Flandern († 1629). Die Geſtalt und der Umfang der Erde wurden durch Meſſungen und aſtronomiſche Beobachtungen genauer zu beſtimmen verſucht; die Bahn brach der Pariſer Arzt J. Fernel (1550) mit Ausmittelung eines Grades des Meridians von Paris nach Amiens. Lehrreicher in der Methode waren die Arbeiten Willebrord Snell's († 1626); des folgerichtigen Gabr. Mouton zu Lyon († 1694), und P. Picard's († 1684): Mesure de la terre (Paris 1671). Großes Verdienſt erwarb ſich die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, mit welcher die Londoner wetteiferte. J. Domin. Caſſini (ſ. d. Art.) aus Perinaldo (geb. 1625, † 1712), Ahnherr einer wiſſenſchaftlich berühmten Familie, hatte durch eine Reihe wichtiger aſtronomiſcher, beſonders glücklich die Sonnenfinſterniſſe berückſichtigenden Beobachtungen und Entdeckungen entſchiedenen Einfluß auf ſchärfere Beſtimmung der geographiſchen Länge. P. L. Moreau de Maupertuis († 1759) leitete die Gradmeſſung in Lappland (1736), deren Ergebniſſe ſpäter (22. Febr, 1802) mit muſterhafter Sorgfalt berichtigt worden ſind, P. Bouguer († 1758) und Ch. Mar de la Condamine (ſ. d. Art.) vollzogen (1735) unter der Linie die Meſſung eines Grades des Meridians und des Aequators. Nach fortgeſetzten gründlichen Vorarbeiten, beſonders Jak. Caſſini's (geb. 1677, † 1756), wurde von P. F. André Méchain († 1804), und J. P. Joſ. Delambre († 1822) die Berechnung der Längen und Breiten wiſſenſchaftlich geordnet und ſicher geſtellt. In Deutſchland fanden die Anſichten und Methoden der franzöſ. Gelehrten bald dankbare Aufnahme, wie Gg. Wolfg. Kraft's († 1754) u. A. Schriften bezeugen. Tobias Mayer (geb. 1723, 1762) trug durch ſeine, auch der Auffindung der Meereslänge förderlichen Mondtafeln (1750, 1752), verbeſſert von L. Euler (1772), durch die Theorie der Strahlenbrechung (1751), und durch barometriſche Höhenmeſſungen zur Vervollkommnung der mathemat. Geographie ungemein viel bei. Britten, unterſtützt von trefflichen Werkzeugen, erwarben ſich durch Gradmeſſungen und mannichfaltige natürliche Beobachtungen, großes Verdienſt. Seit den letzten Jahrzehnten des 18ten Jahrh. ſind durch die raſtloſe Thätigkeit vieler trefflicher Aſtronomen jährlich bedeutende Fortſchritte geſchehen, welche am vollſtändigſten dargeſtellt ſind in J. E. Bode's Anleitung zur Kenntniß der Erdkugel (Berlin 1786, 3te Auflage Leipz. 1820 m. K.) Für Jugendunterricht wurden unter andern nützlich befunden: A. Gg. Walch's Hand- und Leſebuch (Götting. 1783, 1807), und J. C. Schmidt's Lehrbuch (Lpz. 1810). Die Landkarten, bei welchen in dem J. Blaeuſchen (1661), und J. Janſſonſchen (1649) Atlas die Ptolemäiſchen zu Grunde lagen, erhielten ihre erſte Verbeſſerung durch G. Mercator, Seb. Münſter, Jod. Hond († 1611), Nic. Sanſon († 1667) u. A., und verdankten J. D. Caſſini ihre eigentlich mathemathiſche Geſtalt. Die auf aſtronom. Beobachtungen beruhende ſtereographiſche Projektionsmethode wurde von Guill. de l'Isle († 1726) eingeführt, und von T. Mayer vervollkommnet. Das 18te Jahrh. iſt ungemein reich an vortrefflichen Karten, von welchen hier nur einige der vorzüglichſten namhaft gemacht werden können: J. B. Homann, Gäſſefeld, Sotzmann, Kindermann, Ch. G. Reichard u. A.; G. de l'Isle, d'Anville, Caſſini, Barbié, Ferrari, Rizzi, Zanoni, Jefferys, Faden, Arrowſmith, Th. Lopez, Bugge, Akrel u. A. Große Niederlagen haben Dezauche und de la Marche in Paris, das Landes-Induſtrie-Comptoir in Weimar, Jäger in Frankfurt a. M., Schraindl und Mollo in Wien u. A. Die reichſte Sammlung

Digitized by Google

von Karten, Planen und topographiſchen Zeichnungen bewahret das Pariſer Depôt de la Guèrre, angelegt 1688 vom Louvois, ſpäter beſſer geordnet und vermehrt (1730, 1798). Beim Schulunterricht ſind brauchbar: Funke's Atlas der alten Welt, beſtehend aus 12 Karten, mit erklärenden Tabellen (Weimar 1800, 4.), ſo wie der Schulatlas für die alte Erdbeſchreibug, 15 Bl. von Heuſinger und Dufour, (Braunſchweig, Klein-Querfol.), vorzüglich aber Reichards Orbis terrarum antiquus, Nürnb. 1819. II. Die phyſiſche Geographie wurde von Ph. Buache (1745) begründet, und ſeitdem fortwährend anſehnlich bereichert durch Forſchungen und Folgerungen der Mineralogen und Geologen: Torbern Bergmann († 1785), J. G. Wallerius († 1785), J. W. Baumer († 1788), J. A. de Luc (†1817), D. Dolomieu († 1802), Hor. Benj. de Sauſſure († 1799), und mehrere Naturforſcher z. B. die beiden Forſter († 1798), Zimmermann, J. B. Lamarck u. A. Die Hauptergebniſſe ſeiner Zeit ſtellte F. Th. Rink aus J. Kants Sammlungen und Unterſuchungen (Königsb. 1802) zuſammen. Neue Anſichten gingen aus Abr. G. Werner's († 1821) Schule hervor; kühne Genialität und ſeltenes Combinationsvermögen beurkundeten H. Steffen's (1801) und Alex. von Humboldt. Unter den neuern wiſſenſchaftlichen Darſtellungen ſind die gehaltreichſten Scip. Breislak Introd. à la Géologie ou à l'hist. naturelle de la terre; trad. de l'Italien (Paris 1812), deutſch von F. C. v. Strombeck (Braunſchweig 1819); und noch mehr L. F. d'Aubuiſſon de Voiſins Tr. de Géognosie ou Exposé des connoissances actuelles sur la constitution phys. et minéral. du globe terrestre (Strassb. 1819). Bei dem überall regen Eifer der Naturforſchung iſt die wiſſenſchaftliche Bereicherung und Berichtigung der phyſ. Geographie in beharrlichem Wachsthume begriffen. III. Die geſchichtliche Erdbeſchreibung, in wiſſenſchaftlicher Grundlage auf mathematiſche und phyſiſche Geographie ſich ſtützend, in zufälliger äußerer Geſtaltung öfteren politiſchen Wechſeln unterworfen, fand nach dem Vorgange des Humaniſten Joach. Vadianus († 1551) und des weltbürgerlich vielſeitigen Seb. Münſter (1543) im 17ten Jahrh. fleißige, zum Theil auch jetzt noch einzelner Notizen wegen beachtenswerthe Sammler, von welchen unter andern bemerkenswerth ſind: P. Merula 1605, Bernh. Varenius 1650, Vinc. Coronelli 1692. Friſch belebt wurde das Studium durch J. Hübner, ſeinen Sohn J. Hübner II. († 1758) und J. Gg. Hager; letzterer durch die in 16 Theilen mit großem Fleiße zuſammengeſtellte neue europäiſche Staats- und Reiſegeographie (Leipzig und Görlitz 1750 ff. 8.); und Ant. Friedr. Büſching (geb. 1724, † 1793), der ein durch Vollſtändigkeit des Stoffes, treues und genaues Quellenſtudium, Zweckmäßigkeit der Anordnung und Darſtellung ausgezeichnetes, in ſeiner Art einziges Werk zu Stande brachte (Hamburg 1754, 6te Ausg. 1781, 8te Ausg. 1787), deſſen Werth durch die Fortſetzungen Ch. D. Ebeling's, M. Ch. Sprengel's, J. M. Hartmann's, F. Rühs's erhöht worden iſt. Gleichzeitig betrat in Frankreich (1760) dieſelbe Bahn J. B. Bourguignon d'Anville († 1782), umſichtig forſchend, Manches ermittelnd und berichtigend, Vieles anregend. Deutſchlands Ruhm, in der geographiſchen Methode und Reichhaltigkeit ſchwer zu übertreffende Muſter aufzuſtellen, behaupteten Gatterer (1775), 1789), G. Ph. H. Normann (1785), Ad. Ch. Gaspari u. m. A., und vor allen andern Ritter, alle Zeitalter wiſſenſchaftlich umfaſſend (Berl. 1817); von den zahlreichen Lehr- und Handbüchern iſt das von L. G. Blanc (Halle 1821 ff.) eins der beſſeren. Unter den Arbeiten der Ausländer hat Edm. de Mentelle beſchränkten Werth; ungenügend iſt J. Pinkerton's Compilation (1802); verdienſtlicher ſind die Werke von D. Djurberg und von Malte Brun (Paris 1810). Von den vielen geographiſchen Wörterbüchern ſind zu erwähnen unter den älteren das von Ph. Ferrari

Digitized by Google

(1627), das vollſtändigſte von A. Bruzen de la Martinière (1627), W. Jäger's Zeitungs-Lexikon (1791), verbeſſert von C. Mannert und L. de Grandpré Dict. univ. de G. maritime (Paris 1803). Für den erſten Anlauf dienen: Haſſels geograph. ſtatiſt. Lexik. (Weimar 1817), und Steins Zeitungs-Poſt- und Comptoir-Lexikon (Leipzig 1818—21, Nachtrag 1822). Die Erdkunde der alten Welt erläuterten J. Vadianus 1518, P. Berts 1625, Ph. Cluwer 1624 und Ph. Briet 1648; vollſtändiger und gründlicher Ch. Cellarius 1686, 1731, 1773, deſſen Verdienſt durch d'Anville's fleißige Zuſammenſtellung 1768 (in Deutſchland überarbeitet, Nürnb. 1785, 1800) nicht verdunkelt wurde. Göttingiſche Preisſchriften (1786) erleichterten die Ueberſicht der Aeußerungen der alten Claſſiker und der Vorſtellungen in verſchiedenen Zeitaltern und nach örtlichen oder literäriſchen Ueberlieferungen. Mit gründlichem Quellenſtudium und tief eindringendem Forſchungsgeiſte wurden die geographiſchen Anſichten und Erfahrungen ausgemittelt und veranſchaulicht von J. H. Voß (1804), C. Mannert (1788, 1820), Pasc. F. Joſ. Goſſelin (1789), G. D. Koeler (1803), F. A. Ukert (1816). Einzelnes unterſuchten mit vorzüglichem Erfolge W. Robertſon (1791), W. Vincent (1797), J. Rennel (1800) ꝛc. ꝛc. Durch Scharfblick deutſcher Humaniſten wird immer neue Ausbeute gewonnen, und manches Dunkel aufgeklärt. Um die Geographie Paläſtina's haben ſich bedeutendes Verdienſt erworben: S. Bochart (1646), H. Reland (1714), W. Albr. Bachiene († 1783), J. D. Michaelis 1769), Yſbr. v. Hamelsveld (1790) u. A. Für die Geographie des Mittelalters leiſten die dürftigen Umriſſe von Ch. Junker 1712, J. D. Köhler 1735, d'Anville 1771 geringe Dienſte; von kritiſcher Benutzung des urkundlichen Stoffes des Bollandiſten 1643, der abendländiſchen Chroniken und Annalen, der in neuerer Zeit ſorgfältiger bearbeiteten arabiſchen und perſiſchen Geographie iſt reichere Ausbeute zu hoffen. Für Italien, Frankreich, Britannien, Deutſchland, Dänemark ſind einzelne treffliche Vorarbeiten vorhanden. C. Kruſe's Atlas (1802 f.) iſt als Hülfsmittel zu empfehlen. Die Richtung der gelehrten Thätigkeit in Deutſchland berechtigt zu erfreulichen Erwartungen, welche hypothetiſche Uebertreibungen und unfruchtbare Mikrologien nicht verleiden können.

Geologie, Erdkunde, wird von Einigen die phyſiſche Erdbeſchreibung, von Andern die phyſiſche und mathematiſche zugleich oder die allgemeine Geographie genannt. S. Erde.

Geomantie, die Kunſt, aus gewiſſen, in Sand oder auf Papier gemachten Punkten zu wahrſagen; Punktirkunſt.

Geometrie, Erdmeßkunſt, ein Haupttheil der Mathematik, die Wiſſenſchaft der Größe und zwar des Raumes, den körperliche Dinge einnehmen, nach ihrer Länge, Breite und Dicke. Sie theilt ſich 1) in die Längemeßkunſt (Longimetrie), welche ſich ausſchließlich mit Ausmeſſung der Linien und Längen; in die Flächenmeßkunſt (Planimetrie), welche ſich mit der Ausmeſſung der Oberflächen; 3) in die Körpermeßkunſt (Stereometrie), welche ſich mit Ausmittelung oder Ausrechuung der körperlichen Inhalte beſchäftigt, und 4) in die Lehre von den Kreisfunktionen und deren Anwendung auf gewiße Figuren durch Linien gebildet, wodurch a) die Trigonometrie, b) die Tetragonometrie, c) die Polygonometrie, und d) die Cyklometrie entſteht, welche aus bekannten Stücken einer Figur die übrigen unbekannten Stücke finden lehren, wodurch ſich vorzüglich Höhen und Tiefen ausmitteln laſſen. Man theilt die Geometrie auch in die Elementar- und angewandte Geometrie ein. Die erſtere auch die ſpekulative genannt, handelt von den verſchiedenen Eigenſchaften und Verhältniſſen der Größen in Lehrſätzen und Be-

Digitized by Google

weiſen, die letztere wendet Theorien auf das Geſchäft des Lebens an, in Aufgaben und Auflöſung derſelben. Die Erfindung dieſer Wiſſenſchaft legen Einige den Chaldäern und Babyloniern, Andere den Aegyptiern bei. Nach Caſſiodor haben die Aegypter die Geometrie, wo nicht von den Babyloniern gelernt, doch erſt nach ihnen erfunden. Tales, ein Phönicier, der 3480 ſtarb, und Pytagoras aus Samos, der um 3500 berühmt war, brachten dieſe Wiſſenſchaft aus Aegypten zuerſt nach Griechenland; dem Letztern ſchreibt man die Erfindung der fünf regulären geometriſchen Körper (Würfel, Tetraëdum, Ocaëdrum, Icoſaëdrum und Dodecaëdrum) zu; beſonders machte er ſich durch die Erfindung eines Lehrſatzes, der nach ihm der Pytagoriſche, und wegen ſeiner Wichtigkeit Magister Matheseos genannt wird, berühmt. In der gemeinen Geometrie that ſich vorzüglich Euklides in Alexandrien, um 3684 hervor (ſ. Kugel, Kegel). Faſt 100 Jahre nach ihm bereicherte Archimedes (geſtorben 3772) die gemeine Geometrie durch ſeine Erfindungen von der Cirkel- und Kugelrechnung. Um die höhere Geometrie machte ſich Ariſtäus, nachher Apollonius von Perga (zwiſchen 3737 und 3768) u. A. berühmt. In Italien thaten ſich ſeit der Mitte des 16ten Jahrhunderts mehre geſchickte Mathematiker hervor; ſo auch in Frankreich und in den Niederlanden, vorzuglich aber in Deutſchland. Juſt Byrge legte den Grund zu den Logarithmen, und ſoll den Porportionnal-Cirkel (nach Andern Galilei) erfunden haben. Reinerus Gemma Friſius, der 1555 ſtarb, war der Erfinder des Meßtiſches. Erasmus Reinhold zu Wittenberg (geſtorben 1553), war nebſt Georg Agricola (geſtorben 1055), der erſte Schriftſteller von der Markſcheidekunſt. Simon Stevin aus Brügge, führte zuerſt die Decimalmaaße in der Geometrie ein. Bonavent. Cavallieri bereitete 1635 den Weg zur höhern Geometrie der Infinitorum; und 1684 erweiterte Leibnitz dieſe Wiſſenſchaft durch ſeine Differential-Rechnung, und Newton durch ſeine Methode der Flurionen. Der Engländer Robert Hook (geſt. 1703) war der Erſte, der bei der Höhenmeſung der Berge auf den Einfluß der Strahlenbrechung Rückſicht nahm. Ludolph von Ceuln oder Cöln (geſtorben zu Leiden 1610), erfand das richtige Verhältniß des Diameters zur Peripherie des Cirkels. Johann Prätorius, Profeſſor zu Altorf, (geſtorben 1616) erfand das nach ihm bekannte Meßtiſchchen. Der Profeſſor Klügel in Halle hat die erſten berechneten Kugel-Zonen geliefert. Ein Livellir-Lineal, welches aus einem Dioptern-Lineal, mit einer Libelle beſteht, hat Meinert verbeſſert und beſchrieben. Einzelne hierher gehörige Erfindungen ſind an ihren Orten zu ſuchen.

Georg (der heilige Ritter Sanct), der chriſtliche Perſeus, war nach der Legende ein kappadociſcher Prinz. Unter ſeinen Heldenthaten iſt die Bekämpfung und Beſiegung eines Lindwurms, und die dadurch bewirkte Befreiung einer Königstochter, die berühmteſte. Auf dem Herzſchilde des kaiſerlich-ruſſiſchen Wappens erblicken wir die Darſtellung des heil. Georgs in dem Moment, wie er eben den Lindwurm erſticht. Gewöhnlich erſcheint dieſer Ritter zu Pferde in völliger Rüſtung abgebildet. Unter ihm liegt ein Lindwurm oder Drache (Krokodill), dem er den Todesſtreich verſetzt. Dieſer Abbildung liegt folgende Sage zum Grunde: Ein Drache begegnete einſt einer Königstochter, Aja genannt, und drohete ſie zu verſchlingen. In dieſer peinlichen Lage traf ſie der Ritter, und ward ihr hochherziger Erretter. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Annahme, daß dieſe Legende aus dem Oriente, zur Zeit der Kreuzzüge, zu uns herüber kam. Die alten chriſtlichen Kaiſer zierten mit dieſem Ritter ihre Standarten. Man legte dieſem Paniere Wunderkraft bei, ſo daß die Kreuzfahrer des Sieges unter dieſem Banner, gewiß waren. Der Drache war auf ſolchen das Bild des Heiden und des Muſelmans, der bekämpft werden ſollte.

Digitized by Google

Georg I. (Ludwig), König von Großbrittannien und Churfürſt von Hannover, Sohn des Churfürſten Ernſt Auguſt von Hannover und Sophiens, Enkelin König Jakobs I., geb. zu Hannover d. 28. Mai 1660, folgte ſeinem Vater 1698 in der Regierung von Hannover, befehligte die kaiſerliche Armee 1708 und 1709, und wurde nach dem Tode der Königin Anna den 11. Aug. 1714 König von Großbritannien, nachdem er auch zuvor, nach Ausſterben der Herzoge von Zelle, die Beſitzungen dieſer Linie mit ſeinem Lande vereinigt hatte. Ungeachtet der Unterſtützung der Whigs, bedurfte es doch erſt des Schwertes, um ſein neuerworbenes Recht gegen die Angriffe des Prätendenten (Jakob III.) und deſſen Anhänger, beſonders in Schottland, zu behaupten. Durch Verbindung mit Carl XII. Feinden erwarb er durch die ſäculariſirten Biſthümer Bremen und Verden ſeinem deutſchen Staate eine bedeutende Vergrößerung, ſo wie er denn auch 1720, nach einem mit Frankreich gegen Spanien geführten Kriege, den ränkevollen Cardinal Alberoni ſtürzte, und durch einige Seeſiege der engliſchen Marine eine ſolche Achtung verſchaffte, daß erſt von dieſer Zeit an Großbritanniens Größe ſich herſchreibt. Er ſtarb, da er eben im Begriff war, ſich nach Hannover zu begeben, zu Osnabrück den 11. Juni 1727.

Georg II. (Auguſt), Sohn des Vorigen, geb. 1683, vermählte ſich 1705 mit Caroline von Ansbach, und folgte ſeinem Vater in der Regierung als König und Churfürſt 1727. Um die Wiſſenſchaften erwarb er ſich in Deutſchland großen Ruhm durch Stiftung der Univerſität Göttingen, die von ihm den Namen Georgia Auguſta erhielt. Aus Ruhmliebe trat er zur Zeit des öſterreichiſchen Erbfolgekriges ſelbſt auf dem Schauplatze des Kriegstheaters auf, gewann die Schlacht bei Dettingen den 27. Juni 1743, und unterſtützte die Königin Marie Thereſia ſo kräftig, daß ſie vorzüglich Georg II. die Erhaltung der väterlichen Länder verdankte. Nach dem Aachener Frieden ließ er es ſich ernſtlich angelegen ſeyn, den innern Wohlſtand ſeiner Länder zu heben. Gränzſtreitigkeiten in Nordamerika kürzten jedoch die Zeit der Ruhe, und führten den 7jährigen Krieg herbei, deſſen Ende Georg II. nicht erlebte; denn er ſtarb den 25. Okt. 1760.

Georg III. (Wilhelm Friedrich, König von Großbritannien und Irland. Früherhin Churfürſt, ſeit 1815 aber König v. Hannover, wurde dem 6 Jahre vor Georg dem Zweiten verſtorbenen, Friedrich Ludwig, Prinzen von Wallis, von der Auguſte, Tochter Herzogs Friedrich des Zweiten von Sachſen-Gotha 1738 geboren. Am 25. Oktober 1760 ſuccedirte er ſeinem Großvater, Georg dem Zweiten, in der Regierung, und nahm am 8. Sept. 1761, Sophie Charlotte, Tochter Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz (geb. 1744), zu ſeiner Gemahlin. An der Fortſetzung des ſiebenjährigen Krieges nahm er thätigen Antheil, und der Friede von 1763 ſicherte ihm mehrere nicht unbedeutende Beſitzungen. Seine Regierungsgeſchichte iſt reich an wichtigen politiſchen Ereigniſſen. Er erlebte die Trennung der nordamerikaniſchen Colonien von dem Mutterlande, die Gräuel der franzöſiſchen Revolution, die Eroberung des größtentheils von Oſtindien, und den engern Verband Irlands mit Großbritannien. Unter einem Have, Jervis, Nelſon u. A. Heroren der brittiſchen National-Freiheit, ſchwang ſich die Seemacht Englands zu einer nie erreichten Stufe des Ruhms empor; auch das Landheer erwarb ſich die Achtung der Mitwelt, durch ſeine Kriegszucht und Bravour in Indien, und unter Wellington in Spanien und den Niederlanden. Der Umfang des brittiſchen Reiches wurde durch zahlreiche Eroberungen eben ſo ſehr erweitert, als der Handel den Gipfel hoher Blüthe erſtieg. Schon 1788 fühlte der König mehrere Anfälle einer finſtern Gemüthskrankheit, die jedoch durch die ärztliche Kunſt des Doktors Willis bald wieder gehoben wurde. 1792 war ſeine Geiſteszerrüttung von längerer Dauer. Im Parlamente warf man daher die Frage wegen einer Regentſchaft auf. Die

Digitized by Google

Oppoſitionspartei ſtimmte für die Wahl des Regenten in der Perſon des Prinzen von Wallis. Die Miniſterialen, an deren Spitze Pitt ſtand, widerſetzten ſich dieſem Unternehmen mit großer Beharrlichkeit. Durch die Geneſung des Königs jedoch, welche mittlerweile erfolgte, hatte die Bill, welche Pitt vorſchlug, und das Unterhaus annahm, keine weitere Wirkung. Wiewohl der König ſich der Liebe ſeines Volks erfreute, wurden dennoch mehrere Anſchläge auf ſein Leben gemacht. 1780 ſah er bei dem von Gordon angezettelten Aufruhr ſein Leben in Gefahr, auf eine gleiche Weiſe 1794, wo auf einer Spazierfahrt eine Flinte auf ihn abgedrückt wurde, und 1800 im Theater, allwo ein gewiſſer Hatfield, den man nachher für wahnſinnig erklärte, eine Piſtole auf die königliche Loge abſchoß, ohne jedoch Jemand zu verwunden. Unter ſeiner Regierung erhielt er ſeine königliche Gewalt beſonders durch die Fremdenbill und die Suspenſion der Habeas-Corpusakte (ſ. bde. A.); ſie gewann im Parlamente nicht ſowohl durch die Spaltungen der Oppoſitionspartei, als auch durch Vermehrung der Mitglieder im Oberhauſe; betrug ihre Anzahl im Oberhauſe im Jahre 1760 nur 181, ſo ſahen wir ſie im Jahre 1800 bis auf 500 geſtiegen. Bei ſeiner Thronbeſteigung beſaß Lord Bute und in der Folge der von dieſem empfohlenen Lord Liverpool ſein ganzes Vertrauen. Von den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution war er der erklärteſte Gegner. Der Aufhebung der Teſt zu Gunſten der irländiſchen Katholiken widerſetzte er ſich mit blinder Hartnäckigkeit. Er war ein Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, doch hatten alle ſeine Schenkungen, womit er wiſſentlich wichtige Köpfe unterrichtet, mehr politiſchen als literäriſchen Zweck. Die neuerdings, durch einen wiederholten Anfall ſeiner Krankheit im Jahre 1804 veranlaßten Maßregeln zur Einſetzung einer Regentſchaft, vereitelte er durch ſeine abermalige Wiedergeneſung. Doch verhinderte ihn ſeit dieſer Zeit die Schwäche ſeines Geſichtes an der perſönlichen Eröffnung des Parlamentes. Mit dem Jahre 1810 ſchwand mit der Zunahme ſeiner heftigen Gemüthskrankheit alle Hoffnung zu ſeiner Wiedergeneſung, und der Prinz von Wallis, Georg Friedrich Auguſt, wurde zum Regenten inſtallirt. Am 29. Januar 1820 ſtarb der blinde König in einem Alter von 81 Jahren 7 Monaten. Seine Enkelin Charlotte war am 5. November 1817, ſeine Gemahlin den 17. November 1818, und ſein vierter Sohn, der Herzog von Kent, den 23. Januar 1820 geſtorben. S. England (Geſch. von) und Annals of the reign of King George the third, from 1760 tho the general peace in the year 1815. 11 voll.

Georg (der Reiche oder auch der Bärtige), Herzog von Sachſen, und Sohn Albrechts des Beherzten, geb. den 27. Auguſt 1471, führte ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters, der ſich oft in den Niederlanden aufhielte, die Regierung, und herrſchte, nach des Vaters Tode, von 1500—1539. Obgleich nach Albrechts Teſtaments Georgs Bruder, Herzog Heinrich, Friesland und und Gröningen erhalten ſollte, ſo verglich er ſich mit Letzterm, der die Ruhe liebte, daß er, gegen einige Städte und Aemter in Meißen, auch dieſe Fürſtenthümer erhielt, die er jedoch 1515 für 200.000 Goldgülden an Maximilian I. abließ. Gegen Luthers Reformation war er ſehr eingenommen, und hinderte, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, die Ausbreitung der neuen Lehre. In Gemeinſchaft mit dem Landgrafen von Heſſen und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig und Churfürſt Johann von Sachſen ſtillte er durch die Schlacht bei Frankenhauſen den 25. Mai 1524 den Bauernaufruhr. Sein Land vergrößerte er durch die Burggrafſchaft Leißnig und die Herrſchaft Pönig, und beendigte 1537 den Bau des Schloſſes zu Dresden. Von ſeiner Gemahlin Barbara, König Caſimirs von Polen Tochter, erhielt er zwar zwei Söhne, Johannes und Friedrich, die aber beide vor ihm ſtarben, und zwar der erſte den 11. Jan. 1537, und der zweite den 26. Febr. 1539. Er ſelbſt

ſtarb den 17. April 1539, und ſein Bruder, Herzog Heinrich, folgte ihm als Regent der albertiniſchen Beſitzungen.

Georgel (Jean François), Exjeſuit und Obervicarius der Diöces Straßburg, geboren den 29. Januar 1731 zu Bruyères in Lothringen, trat, 13 Jahr alt, in den Orden, lehrte in mehreren Schulen Rhetorik, und ging, nach Aufhebung der Jeſuiten, als Geſandtſchafts-Sekretär des Prinzen von Rohan 1772 nach Wien, blieb nach Abrufung des Prinzen als Chargé d'affaires daſelbſt zurück, und erhielt nachher das Obervicariat zu Straßburg. Bei der berüchtigten Halsband-Geſchichte bewies er ſich ſehr thätig in Vernichtung der die Sache aufhellenden Papiere, und verfaßte ſelbſt die den Prinzen von Rohan entſchuldigenden Memoiren. Der Hof verwies ihn hierauf in ſeine Vaterſtadt, und er blieb daſelbſt bis zum Ausbruche der Revolution, wurde aber während derſelben nach der Schweiz verbannt, und wählte Freiburg im Breisgau zu ſeinem Aufenthaltsorte. Nach einer 1799 nach Petersburg gemachten Reiſe kehrte er nach Bruyères zurück, wurde Provicarius in dem Departement der Vogeſen, und ſtarb den 14. November 1813. Wichtig für die Zeitgeſchichte ſind von ihm: Mémoires sur les rangs et les honneurs de la cour, ou Mémoires de M. de Soubise, Paris 1771, 8.; Mémoire pour servir à l'histoire des événemens de la fin du 18ème siècle, depuis 1760 jusqu'en 1806, Paris 1818, 6 Bde., 8.

Georges Cadoudal, Anführer der Chouans, Sohn eines Müllers in Bracke, einem Dorfe zwei Stunden von Auray, im Departement du Morbihan; hatte kaum ſeine Studien in Vannes beendigt, als die Revolution ausbrach. Anfänglich nahm er keinen Theil daran, aber beim Aufſtande der Bretagne diente er als gemeiner Reiter, und verband ſich mit noch mehreren Einwohnern der Bretagne mit den Vendeern. Bei der Belagerung von Grandville wurde er zum Offizier ernannt. Er zeichnete ſich durch ſeine Kraft und Entſchoſſenheit dergeſtalt aus, daß er ſich bald eine Art von Ruf zu verſchaffen wußte. Nach der Niederlage von Mans und Savany flüchtete er in ſeinen Geburtsort. Da es ihm aber nicht mehr möglich war, ſich an ein häusliches Leben zu gewöhnen, ſo warb er Bauern und müſſige Matroſen an, und ſtellte ſich an ihre Spitze. Es wurden Truppen gegen ihn ausgeſandt, und durch Ueberraſchung von einer republikaniſchen Colonne gefangen, wurde er nebſt ſeinem Vater in die Gefängniſſe von Breſt abgeführt, wo er nach langer Einſperrung endlich als Matroſe verkleidet, entkam, und den Oberbefehl in ſeinem Cantone übernahm. Den Adlichen abhold, ſuchte er ſie beſtändig vom Oberbefehl zu entfernen. Im Jahre 1795 fing er an, ſich auszuzeichnen; im J. 1796 befehligte er die Diviſion vom Departement Morbihan. Im J. 1799 ergriff er auf's Neue die Waffen, zeichnete ſich in den vielfältig gelieferten Treffen immer rühmlichſt aus, und genoß des größten Zutrauens ſeiner Truppen, die ihn zum Generaliſſimus ernennen wollten. Nicht lange nachher überzog er, als damaliger einziger nichtadliger Obergeneral, die Niederbretagne wieder mit ſeiner Heerſchaar. Seine Diviſion war eine der gefährlichſten Feinde der Republikaner. Er war es, welcher damals die Unternehmungen an den Ufern der Vilaine leitete, um einen beträchtlichen Transport von Flinten und Kanonen aus den Händen der Engländer in Empfang zu nehmen. Lange Zeit weigerte er ſich, den durch die damaligen Conſuln ihm angebotenen Frieden anzunehmnen; in Folge des blutigen Treffens von Grand-Champ und Elven jedoch (25. u. 26. Jan. 1800), und da noch überdem die mehrſten Anführer ſich der Republik unterwarfen, hielt er es für rathſam, Frieden zu ſchließen, da es noch gelegene Zeit dazu war. Dieſes geſchah auch am 9. Febr., und er begab ſich darauf nach Paris, wo man ihm Dienſte in der republikaniſchen Armee anbot. Nach einigem Zaudern reiſete er plötzlich nach Lon-

Digitized by Google

don, wo er von den Prinzen und Miniſtern aufs Beſte aufgenommen wurde. Man behauptet, daß er der Erfinder der Höllenmaſchine geweſen ſey, und daß er ſelbſt nach Frankreich gekommen ſey, um die Ausführung derſelben zu leiten; er ging darauf wieder nach England, und kam nur noch einmal in ſein Vaterland zurück, um den Tod zu finden. Er landete im Auguſt 1804 mit Pichegru und Andern auf der franzöſiſchen Küſte, und kam nach Paris, um den Mordanſchlag gegen den erſten Conſul auszuführen. Lange wußte er ſich den ſorgfältigſten Nachſuchungen der Polizei, welche von ſeiner Ankunft benachrichtigt war, zu entziehen; bis er endlich mehreren Polizei-Agenten nahe beim Schloſſe Luxembourg begegnete, wovon er zwei ſofort niederſchoß. Er fuhr in einem Cabriolet, ſprang ſogleich heraus, und ſuchte ſich durch die ihn umgebende Menge mit Gewalt einen Weg zu bahnen; ein Fleiſcher indeß hielt ihn feſt, und er wurde im Tempel eingeſperrt. Das Criminalgericht verurtheilte ihn nebſt mehreren Mitſchuldigen am 11. Mai 1804, als eines Anſchlags auf das Leben des erſten Conſuls überwieſen, zum Tode, und am 24. Juni darauf erlitt er denſelben in ſeinem 35ſten Jahre. Während des Prozeſſes bezeigte er viel Feſtigkeit, wollte durchaus ſeine Mitſchuldigen nicht verrathen, und geſtand offen ſeine Anhänglichkeit für die Bourbons. Sein Bruder P. J. Cadoudal, ein Menſch, ausgezeichnet durch ſeine Grauſamkeiten während des Vendée-Krieges, wurde ebenfalls ergriffen und zu Paris erſchoſſen.

Georgica, Gedichte, welche den Ackerbau zum Gegenſtande haben. Durch die Achtung, welche man früher dem Ackerbau bezeugte, wurde es ſehr natürlich, daß ihn ein Heſiod, Virgil u. A. unter den Alten zum Gegenſtande der Dichtung machten.

Georgicon, die berühmte, vom Grafen Feſtetics von Tolna zu Keſthely in Ungarn geſtiftete landwirthſchaftliche Lehranſtalt. Ueber 300 Zöglinge werden in der Naturgeſchichte, Phyſik, Chemie, Veterinärwiſſenſchaft, Mathematik, Waſſerbau, Architektur, Buchhaltungskunde u. ſ. w. unterrichtet. Die Anſtalt vereinigt ein philoſophiſches Lyceum, ein Muſeum, eine Forſt-, Jagd- und Bereiterſchule. Das Areal der Gebäude, Gärten, Felder, Wieſen, Hutweiden, Weingärten, Waldungen, nebſt Allem, was zur Hornvieh-, Pferde-, Schaf-, Bienenzucht und zum Seidenbau erfoderlich iſt, umfaßt 985 Joche, jedes von 1200 Wiener Quadratklaftern. Der jährliche reine Gewinn dieſes Privatinſtituts beträgt 6000 Gulden.

Georgien, ruſſ. Gruſinien, perſ. Gurgiſtan, eine 900 Q.M. große Landſchaft in Aſien, im Süden des Kaukaſus, iſt zum Theil ſehr gebirgig, hat ein geſundes und angenehmes, in den Gebirgen rauhes und kaltes, und in den niedrigen Gegenden, wegen vieler Sümpfe ungeſundes und oft drückend heißes Klima, und iſt äußerſt fruchtbar an Getreide, Seide, Vieh, Wein, Obſt, Gartenfrüchten ꝛc. Die Volkszahl beläuft ſich an 700.000. Die Natur hat die Georgier recht mütterlich bedacht mit einem lebendigen Geiſt in den ſchönſten Körpern, und daß ſie deſſen ungeachtet hinter den gebildeten Völkern zurück geblieben ſind, daran iſt ein unerbittliches Schickſal Schuld, welches durch alle bekannte Jahrhunderte über das herrliche Land, welches ſie bewohnen, gewaltet hat. Es war ein Schauplatz ewiger Kriege (die frühern unbekannten Zeiten abgerechnet), mit Römern, Byzantinern und Perſern, mit Arabern, Tataren und Mongolen, und wenn die Heereszüge dieſer Nationen zu zerſtören aufhörten, ſo brachen die benachbarten räuberiſchen Stämme ein, und hinderten den friedlichen Landmann, am ruhigen Genuſſe ſeines Ackerfleißes. Im Frieden befehdete ſich der kriegeriſche Adel, es entvölkerte der Menſchenraub und Menſchenhandel das Land, allen Harems des Morgenlandes gelüſtete nach dem ſchönen Blute der

Digitized by Google

Georgianerinnen und allen Höfen nach den martialiſchen und ſchön gebildeten Georgiern zu Leibwächtern und Milizen. Das himmliſche Land kam nie zu Ruhe und Genuß, nie zu Ordnung und Wohlſtand, daß man ſich eher wundern muß, daß nicht zuletzt der ganze Menſchenſtamm daſelbſt ausging; als daß er nicht zur Bildung ſich erhob. Im 4ten Jahrh. ward Georgien durch griechiſche Miſſionäre mit dem Chriſtenthume bekannt. Die Reiche Imrette, Kardueli und Kaketi ſtanden in den letzten Jahrhunderten, wenige kurze Zeiträume ausgenommen, immer unter der Herrſchaft ihrer Nachbarn; Imrette unter der Pforte, Kardueli und Kaketi unter den Perſern. Die perſiſchen Kaiſer machten letztern zur Pflicht, ſich zum Islam zu bekennen, wollten ſie nicht ihr Fürſtenthum verlieren. Nur Taymuras, Fürſt von Kaketi, der Vater des berühmten Prinzen Heraklius, blieb, ſeines chriſtlichen Glaubens ungeachtet, als Nadir Schah's Schwiegervater, ungeſtört im Beſitz ſeines Fürſtenthums. Dieſe nahe Verbindung verſchaffte ihm überdies das Fürſtenthum Kardueli als ein Geſchenk ſeines Schwiegerſohns, nachdem die Fürſten jener Gegend freiwillig ihre Länder verlaſſen hatten, um ihr Chriſtenthum ungeſtört in Rußland zu bekennen. Taymuras herrſchte von Tiflis aus über Tauris, Eriwan, Gandjir und Aderbidſchan als perſiſcher Unterkönig. Nach Schah Nadir's Tod machte er ſich unabhängig, und eroberte noch Schirwan und Armenien unter dem Beiſtande ſeines am Hofe und im Lager Schah Nadir's gebildeten Sohns. 1774 riß ſich Heraklius (der um 1755 ſeinem Vater gefolgt war), von der Pforte los, und ſeit 1779 beherrſchte er ganz Georgien als völlig unabhängiges Reich. Heraklius arbeitete recht emſig daran, die bis auf ihn verſäumte Bildung der Georgier zu begründen. Er hieß daher den Sachſen, Reineggs, willkommen, den der Zufall (bald nach dem Jahr 1770) in ſein Reich geführt hatte. Durch ihn gab er ihm eine Reihe Anſtalten, die bis dahin in Georgien unerhört waren, eine Stückgießerei, eine Buchdruckerei, ſogar eine Polizei, ganz auf europäiſche Weiſe organiſirt. Für letztere mußte Reineggs ihm Sonnenfels Grundſätze der Polizeiwiſſenſchaft ins Perſiſche überſetzen, und Heraklius ſelbſt trug ſie daraus ins Georganiſche über, und ließ ſie in einer dazu errichteten georgiſchen Druckerei drucken. Schon ſeit 1769 war er mit Rußland in Verbindung, die immer enger wurde, ſo daß er ſich endlich im J. 1783 nach einem zu Petersburg abgeſchloſſenen Vertrag unter ruſſiſche Oberhoheit begab; ſich behielt er die innere Landesregierung vor, verſprach aber dabei in ſeinem und ſeiner Nachfolger Namen die Treue eines Vaſallen. Rußland ſtand ihm auch gegen den perſiſchen Kaiſer kräftig bei. Doch kam das Land auch durch dieſe Verbindung nicht zur Ruhe; es litt immer durch die Einfälle benachbarter Völker, und nach Heraklius Tod ſtanden gar verſchiedene Prätendenten aus der fürſtlichen Familie auf, jeder mit einem Anhang aus dem Volke, woraus ſich ein innerer Krieg entſpann. Rußland ſtellte die innere Ruhe wieder her, zu deren Befeſtigung ſich Georgien Paul I. (1801) unterwarf, und Alexander I. das ganze Land noch im nämlichen Jahre am 24. Sept. dem ruſſiſchen Reiche einverleibte. Durch dieſe Erwerbung hat Rußlands Handel mit den perſiſch und aſiatiſch-türkiſchen Provinzen ſehr gewonnen. — 2) Einer von den vereinigten Staaten in Nordamerika (ſ. Vereinigte Staaten.

Georg=Nobel, eine engliſche Goldmünze von der Größe eines Doppeldukatens, die Heinrich VIII. (1540) prägen ließ. Die Hauptſeite zeigt ein Schiff, auf welchem ſtatt des Maſtbaumes ein hohes Kreuz ſteht; auf der andern drei Kreuze mit einer Roſe. Revers: der Ritter St. Georg zu Pferde, unter ihm ein Drache, den er mit der Lanze erlegt. Das Gold iſt 22karatig; der Werth 5 Thlr. 4 Gr. Conv. Geld.

Gera, eine fürſtl. reuß. Herrſchaft und anſehnliche Stadt an der weißen Elſter im Voigtlande, mit 600 Häuſern, 8000 Einwohnern, dem Sitze der gemeinſchaftlichen Dikaſtereien der jüngern reußiſchen Linie, eines Gymnaſiums ꝛc. Sie hat Manufakturen in Wolle, Kameelhaaren und Halbſeide. Hier ſind ferner die ſchönſten Färbereien, eine Porzellanfabrik, Fabriken für muſikaliſche Inſtrumente, bedeutender Handel, und jährlich 5 Jahrmärkte. Eine Viertelſtunde von der Stadt liegt auf einer ſchönen waldigen Anhöhe das Schloß Oſterſtein.

Gerade, alle Kleidungsſtücke und Geräthſchaften, welche nach ſächſiſchem Rechte, nach des Mannes Tode der Frau zum Voraus zukommen, oder nach dem Tode einer Frau den Töchtern oder in Ermangelung derſelben, einer nahen Verwandten von mütterlicher Seite. Sie wird in die volle Gerade getheilt, welche der Wittwe gehört, und in die halbe oder Niftel-Gerade, welche die nächſte Niftel, d. i. Blutsfreundin mütterlicher Seite von Verwandten erbt. Eine Frauensperſon darf dasjenige, was nach ihrem Tode der weiblichen Verwandten als Gerade zugehört, weder einer andern vermachen, noch bei ihrem Leben verſchenken, dagegen ſteht es ihr frei, ſie zu verkaufen. Ein ſolcher Gerade-Kauf iſt gewiſſermaßen nur ein Scheinkauf, weil dabei der Preis ganz nach Willkühr der Verkäuferin beſtimmt werden, und ſie ihn auf eine Summe ſetzen kann, die nicht den hundertſten Theil des Werthes beträgt. Der Verkauf geſchieht, um entweder den Mann oder irgend eine andere Perſon zu begünſtigen.

Gerber (Ernſt Ludwig), berühmter Biograph, geboren im Jahre 1746 zu Sondershauſen, erhielt den erſten Unterricht im Clavierſpiel von ſeinem Vater, wurde im 9ten Jahre im Schul-Singechor angeſtellt, und bald zu einem Solo-Sänger emporgehoben. Die Univerſität zu Leipzig beſuchte er 1765, hörte dort philoſophiſche und juriſtiſche Collegien, verwandte aber ſeine Mußeſtunden meiſt auf Muſik. Nachdem er drei Jahre in Leipzig verweilt, kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, wo er um dieſe Zeit mehrere Compoſitionen verfertigte, die aber nicht im Stich erſchienen. Durch den Verfall der muſikaliſchen Aufführungen zu Sondershauſen, fand ſich Gerber bewogen, ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich der Literatur der Muſik zu ſchenken. So entſtand die erſte Idee bei ihm, ein biographiſches Lexikon der Tonkünſtler zu bearbeiten. Dieſes erſchien im Breitkopf und Härtelſchen Verlage (1790). Dieſes Werk erhielt einen um ſo größern Beifall, als es das erſte in ſeiner Art war. Außer dieſem Werke hat er mehrere muſikaliſche Abhandlungen in verſchiedenen Zeitſchriften abdrucken laſſen, welche von vielem Scharfſinn zeugen. Im Jahre 1812 erſchien die Fortſetzung ſeines biographiſchen Lexikons unter dem Titel: Neues hiſtoriſch-biographiſches Lexikon der Tonkünſtler. Er ſtarb als fürſtlich Schwarzburg-Sonderhauſiſcher Hofſekretär, im Jahre 1821.

Gerben, Gahrmachen, die Bearbeitung jedes rohen Naturkörpers, ſo daß er zu einem beſtimmten Gebrauche geſchickt wird; daher Gahrkupfer; gegerbte Kupferplatten, d. ſ. polirte, für den Kupferſtecher brauchbar; Gerbeſtahl, und gegerbte Häute oder Felle. In der letzten Bedeutung iſt es die Kunſt, rohen Thierhäuten die Fähigkeit zu faulen zu entziehen. Gegerbte Haut heißt Leder. Die Ledergerberei wird auf dreierlei Art vorgenommen, daher: 1) Lohgerberei, 2) Weißgerberei und 3) Sämiſchgerberei. Die Gerberei iſt eine morgenländiſche Erfindung, welche man den Chineſen, Plinius aber einem Tychius aus Böotien zuſchreibt. Zur Lohgerberei gehören die gemeine oder Rothlohgerberei, die Juftengerberei, die däniſche Gerberei, die Corduan-, die Saffian- oder Maroquingerberei. Die rohen oder grünen, d. h. noch unbearbeiteter Häute, werden zur Lohgahrmachung vorbereitet, durch Einweichen in fließendem Waſſer, wobei ſie nicht

Digitized by Google

in Fäulniß übergehen dürfen, durch Schaben der Fleiſchſeite auf dem gewölbten Schabebaume mit dem Schabemeſſer und durch das Enthaaren. Zu letzterem Ende werden ſie auf der Fleiſchſeite eingeſalzen und in Haufen geſchichtet, bis ſich die Haare leicht löſen, oder, was bei dünnern Fellen geſchieht, 50 Stück in einer Grube (Kalkäſcher), mit dünnem Kalkbrei, der aus 1/2 Schiebkarren ungelöſchtem Kalk gemacht iſt, 3 bis 4 Wochen lang eingeweicht, ſodann geſchabt und abgeſchoren. Die geſchornen Häute (Blößen) werden, wenn ſie ſtark ſind, und Sohlleder geben ſollen, um ihnen die Lederfarbe, d. i. einen geringen Grad von Gahre, zu ertheilen, in eine ausgeſchälete Grube mit Fächern (Treibekaſten) gelegt. In dieſen Fächern iſt eine Treibe= oder Schwellfarbe, Schwellbeize, in jedem Fache von beſonderer Stärke, enthalten, die aus Lohebrühe, Birkenrinde, Sauerteig 2c. beſteht. Man legt die Häute zuerſt in die ſchärfſte Brühe, arbeitet ſie mit Krücken um, und wirft ſie dann in eine ſchwächere (man ſchwellet ſie). Jetzt werden ſie in viereckige, tiefe, mit Bohlen ausgeſchälte Lohgruben gebracht, ſo daß, wenn der Boden mit einer Schicht Lohe bedeckt iſt, immer eine Haut (mit der Narbenſeite nach unten) mit einer andern Schicht abwechſelt, bis die Grube voll iſt. Nach zwei Monaten wird ihnen neue Lohe gegeben und die Narbenſeite nach oben gelegt. Nach Verlauf von drei Monaten giebt man ihnen nochmals neue Lohe und läßt ſie noch fünf bis ſechs Monate liegen. Das jetzt gahre Leder wird aus der Grube genommen, ſchwach getrocknet, mit Brettern und Steinen gepreßt oder eben geklopft und gut ausgetrocknet. Schmal= und Fahlleder aus dünnern Kuh= und Roßhäuten werden im Kalkäſcher zum Enthaaren vorbereitet; nach dem Enthaaren, wie jene, acht Monate in der Lohgrube gegerbt. Nachdem ſolches aus der Lohgrube kommt, wird aus ihm durch Streichen alle Feuchtigkeit ausgedrückt (geſpaltet), daſſelbe auf einer Tafel ausgebreitet und mit Talg oder Thran eingerieben, in Falten gelegt und mit Füßen getreten oder gebrochen. Der Gerber ſchabt darauf die Fleiſchſeite glatt (er falzt ſie), krispelt das Leder mit einem gekerbten Krispelholze, oder glättet es mit einem Stück Pantoffelholz. Nachher wird von der im Schlichtrahmen glatt eingeſpannten Haut auf der Fleiſchſeite alles überflüſſige Leder mit dem Schlichtmonde abgeſchlichtet oder geſchnitten, wenn ihre Narben platt ſeyn ſollen, wird ſie mit einer vierkantigen eiſernen Platte, der Plattſtoßkugel, geebnet oder mit einer Kugel von grünem Glaſe, der Blankſtoßkugel, blank geſtoßen. Eben ſo werden Kalb= und Schaaffelle bearbeitet, nur treibt man ſelbige in dünner Lohbrühe, bevor ſie in die Lohgrube kommen, und färbt ſie nachmals gewöhnlich ſchwarz. Seguin und David Macbride haben, um einen Theil der langen Zeit zu gewinnen, welche die Felle in der Lohgrube zubringen, eine Schnellgärberei empfohlen, die darin beſteht, daß die Lohe mit Waſſer ausgekocht wird und die Häute in den Lohegruben in dieſer Lohebrühe aufgehangen werden. Sie gerbten auf dieſe Art Ochſenhäute in ſechs Wochen und Kalbfelle in acht Tagen. Durch das Rothgerben der Häute ſoll überhaupt nur eine genaue Vereinigung der thieriſchen Gallerte in dem Felle mit dem zuſammenziehenden oder gerbenden Stoffe der Lohe bezweckt werden. Jene werden dazu durch ſäuerliche Flüſſigkeiten vorbereitet oder geſchwellet, dieſer Stoff aber muß in Waſſer aufgelöſt ſeyn, um in jene eindringen und ſie zu einem fäulniß=widerſtehenden Produkte umwandeln zu können. Bei der gewöhnlichen Anwendung der Lohe in der Grube muß die Durchdringung lange dauern, weil wenig Waſſer zum Auflöſen des Gerbeſtoffes vorhanden iſt, nach Seguin aber iſt dieſer Verzögerung auf die richtigſte Art abgeholfen worden. Daraus folgt weiter, daß auch jeder andere vegetabiliſche Körper, der Gerbeſtoff enthält, zum Gerben tauglich iſt. Die Juften nämlich gerbt man in Rußland und Litthauen mit Sandweiden=, Birken= und Fichten=

rinde, deren Gerbeſtoff, wie bei Seguin, mit Waſſer ausgezogen iſt, nachdem die dazu beſtimmten Kuh-, Roß-, Kalb- und Ziegenfelle gereinigt, mit Kalk enthaart und mit Sauerteig oder Hundekoth geſchwellet worden ſind. Nach dem Gerben werden ſie mit Birkenöl (Deggut oder Dachert, eine Art Theer) getränkt, roth oder ſchwarz gefärbt, gekrispelt, geſchlichtet und gebürſtet. Däniſches Leder erlangt ſeine Lohgahre durch das aufgeſtreute Pulver der Saalweidenrinde. Corduan wird aus Bock- und Ziegenfellen gefertigt. Der beſte kommt aus der Levante, Conſtantinopel und Aleppo. Die Felle werden mit Kalk enthaart, erſt mit Hundekoth, dann mit Weizenkleie und Waſſer geſchwellet, eingeſalzen, in eine Brühe aus Feigen und Waſſer gelegt, die ſchwarzen ausgenommen, gefärbt und dann gegerbt. Man gerbt die, welche ſchwarz werden ſollen, mit Brühe von Eichenrinde, und färbt ſie nachher mit eſſigſaurem Eiſen auf der Narbenſeite; alle die, welche hellere Farben erhalten ſollen, werden vor dem Gerben mit Cochenille roth, mit Kreuzbeeren gelb, mit Berberitzenwurzel und Indigo grün, mit Indigo und Alaun blau gefärbt, und dann mit Galläpfeln oder Smack gegerbt, getrocknet und mit Seſam- oder Baumöl getränkt, gefalzt und gekrispelt. Saffian oder Maroquin iſt Bock-, Ziegen- oder Schweinehaut. Das Einweichen, Kalken, Enthaaren, das Baden und Schwellen in Hundekoth und Waſſer, im Kleienbade, das Einſalzen und Baden im Feigenbade werden ziemlich, wie beim Corduan vorgenommen. Nur die rothen Leder färbt man vor dem Gerben, alle übrigen nachher mit denſelben Farben, welche der Saffian bekommt. Das Gerben ſelbſt wird mit Galläpfeln und Scharte unternommen; endlich wird das Leder geſchlichtet, geglättet, gekrispelt und geölt. Die Weißgerber geben dem weißgahren Felle nicht mit Lohe, ſondern mit Alaun und Salz die gehörige Gahre. Sie unterſcheiden ſich in gemeine Weißgerber, in ungariſche, welche Sattlerleder, mit Fett getränkt liefern, und franzöſiſche, deren Arbeit in feinem Handſchuhleder beſteht. Die Häute werden eingeweicht, gewäſſert, ausgeſtrichen, geſchabt und gekalkt und enthaart. Dazu wird der Kalk auf die Fleiſchſeite mit einem Pinſel geſtrichen, um die Wolle zu ſchonen (angeſchwödet), die Felle zuſammengeſchlagen, ohne die Wolle zu beſchmutzen, dann enthaart (Felle ohne Wolle kommen gleich in den Kaläſcher) nochmals in Kalkbrei getrieben, darauf die Zipfel und Beine von den Fellen abgeſchnitten (verglichen), auf dem Schabebocke gereinigt, mit reinem Waſer gewalkt, ausgewaſchen, alle Haare nochmals abgeſtrichen, das Walken mit lauem Waſſer wiederholt, in einem Bade von Weizenkleie, Salz und Sauerteig durchgeweicht, mit Keulen darin gewalkt und endlich ausgewunden. Nach ſolcher Vorbereitung werden die Felle in einer Alaunbrühe, die aus ½ Salz, 1½ Alaun und 12½ Waſſer beſteht, getränkt (der zuſammenziehende Alaun vertritt hier den Gärbeſtoff), zuſammengelegt und einen bis zwei Tage auf einander geſchichtet. Die ſo gegerbten Häute werden zum Trocknen aufgehängt, nachher nochmals angefeuchtet und glatt gezogen. Die ungariſche Weißgerberei unterſcheidet ſich von dieſer gemeinen dadurch, daß in derſelben nicht bloß dünne, ſondern auch dicke Ochſen- und Kuhfelle gegerbt werden. Dieſe Häute kommen aber gar nicht in den Kalk, werden auch nach dem Gerben mit Fett getränkt. Das franzöſiſche Leder wird aus dünnen Ziegenfellen verfertigt und beinahe wie der Saffian behandelt; nur beſteht das Gerben in der Anwendung des Gerberbreis oder Gerbeteigs von Alaun, Salz und Weinſtein und eines nachfolgenden Gemiſches aus Milch, Eiweiß, Oel und Weizenmehl. Das Sämiſch gegerbte Leder wird nur durch Walken mit Fett gahr. Es kommen dazu Felle von Gemſen, Hirſchen, Rehen, Böcken, auch von Rindern und Kälbern. Die Häute werden wie zur gemeinen Weißgerberei vorbereitet und enthaart, dann die Narben alle abge-

ſchabt. Hierauf folgt eine zweite Kalkbeize, dann ein Schaben der Fleiſchſeite, nochmals eine dritte Kalkbeize, hierauf eine ſaure Kleienbeize, um den Kalk zu neutraliſiren. Jetzt werden die Häute ausgewunden, mit Thran geölt und gewalkt, in ein Leinentuch auf Haufen, bis zur anfangenden Gährung, geſchichtet, d. i. in der Braut gefärbt, mit Pottaſchenlauge warm das überflüſſige Fett ausgewaſchen (degraſirt), und endlich wie weißgahres Leder appretirt.

Gerbert, ſ. Sylveſter II.

Gerbeſtoff, Tannin, ein zuſammenziehend ſchmeckender Pflanzenſtoff, Extraktivſtoff, der ſich durch Waſſer und Weingeiſt ausziehen läßt, und in der Eiche, den Galläpfeln, Weidenrinden, Smack und andern Pflanzen gefunden wird. Er verbindet ſich mit der thieriſchen Gallerte zu einer im Waſſer unauflöslichen, gänzlich fäulnißwidrigen Maſſe, und wird deßhalb zum Abgahrmachen des Leders gebraucht. Friſches Leder beſteht nämlich aus Gallerte (Leim) und Faſerſtoff, die beide leicht in Fäulniß übergehen. Eichenlohe giebt der Lohbrühe in der Grube ihren Gerbeſtoff, dieſer durchdringt die Haut, vereinigt ſich mit der Gallerte zu jener unauflöslichen Maſſe, welche die Geſtalt der Haut wohl behält, aber ihr die Eigenſchaft zu faulen, und ſich im Waſſer aufzulöſen entzieht, und ſie zur Bereitung des Schuhwerks geſchickt macht.

Gerechtigkeit (justitia) wurde ſchon von den römiſchen Rechtsgelehrten, nach dem Vorgang der ſtoiſchen Philoſophen, als der beharrliche und fortdauernde Wille beſtimmt, jedem ſein Recht zu geben, d. h. ihm zu leiſten, was er zu fodern berechtigt iſt, und ihm das nicht zu entziehen, was ihm rechtlich zugehört (ſ. Recht). Die Foderungen aber, die ein Individuum an das andere machen kann, ſind theils allgemeine menſchliche, aber mehr innere Foderungen (z. B. Anerkennung eines Verdienſtes), und beziehen ſich auf das Rechte und Gute in den Handlungen der Menſchen gegen einander, oder ſolche, deren Erfüllung, weil auf ihnen das vernünftige äußere Zuſammenleben der Menſchen beruht, ſelbſt mit Zwang unter Auktorität des Staats, gefodert werden kann, daher man nach Ariſtoteles die Gerechtigkeit in allgemeine und beſondere theilte; erſtere, oder die diſtributive, beſteht in der Erfüllung der ſogenannten unvollkommenen, letztere, oder die kommutative, in der Leiſtung der ſogenannten vollkommenen Pflichten (ſ. d. Art.). Auf ähnliche Weiſe theilte ſie Grotius in zutheilende oder erweiſende (attributrix) und erfüllende (expletrix) ein. Wie nun das Recht im engern und eigentlichen Sinne bloß auf die letztern Foderungen ſich bezieht, ſo iſt auch die Gerechtigkeit, im eigentlichen Sinne, die Tugend, welche in der unparteiiſchen Erfüllung des ſtrengen Rechts beſteht, und gerecht iſt derjenige, der dieſe Geſinnung in ſeinen Handlungen beurkundet. Da nun im Staate eine oberſte Gewalt, welche den vernünftigen Willen Aller repräſentirt, die Handhabung jenes Zwanges übernimmt, um jedem Einzelnen ſein Recht zu verſchaffen, ſo iſt ſie die erſte Pflicht der Regierung und der Staatsbeamten gegen die Unterthanen, und wird durch die öffentlich ausgeſprochenen Geſetze geleitet, welche die Verhältniſſe der Bürger, ſowohl unter einander, als zum Staate, ferner den Weg der Entſcheidung der Rechtsverletzung feſtſetzen. In letzterer Hinſicht iſt ſie hauptſächlich die Pflicht des Richters, der nach dem Geſetze die ſtreitigen Verhältniſſe der Bürger, oder die Strafen begangener Rechtsverletzungen beſtimmen ſoll, und ſonach die Tugend deſſelben, die ſeiner Entſcheidung übertragenen Fälle unparteiiſch nach dem Ausſpruche des Geſetzes zu beſtimmen. Von dem Einzelnen kann der Staat die Gerechtigkeit nicht fodern,

Digitized by Google

in ſofern ſie als Tugend auf der Geſinnung beruht, und die Erfüllung moraliſcher Pflichten überhaupt keinem Zwangsgeſetze unterworfen werden kann, ſondern dem Gewiſſen eines jeden überlaſſen werden muß — wohl aber die Rechtlichkeit (Legalität), welche mit jener nicht verwechſelt werden darf, und in der äußern Uebereinſtimmung der Handlungen mit äußeren Geſetzen (namentlich der im Staate gegebenen) beſteht. Da aber eines Theils die bloß geſetzliche Handlung ohne lebendige Geſinnung keinen hohen Werth hat, und der Menſch im Staate ſich als moraliſches Weſen vollkommen auszubilden ſtrebt, anderntheils das ſtrengſte, buchſtäblichſte Recht zum Unrecht führt (summum jus saepe summa injuria), weil kein menſchliches Geſetz die Summe der möglichen Fälle erſchöpft und genügend beſtimmen kann, auch die Geltendmachung des Rechts nur da anfängt, wo Liebe und freies Wohlwollen keinen Platz behauptet, vielmehr die Forderungen und Handlungen der Menſchen ſich widerſtreiten: ſo muß die Tugend der Gerechtigkeit die Grundlage aller bürgerlichen Tugend ſeyn, und Billigkeit die Härte des Geſetzes mildern, wo deſſen ſtrenge Ausführung das Gefühl der Menſchlichkeit empören würde. — Aus allem dieſen leuchtet ein, daß die Gerechtigkeit eine Tugend iſt, welche bloß von Menſchen gegen einander, entweder nach dem reinen und urſprünglichen Rechtsgeſetze, oder nach der poſitiven Rechtsgeſetzgebung ausgeübt wird. Wenn die ihr entgegengeſetzte Ungerechtigkeit auf Willkühr und leidenſchaftlicher Parteilichkeit beruht, welche die Menſchen überall als ungleich zu betrachten pflegt, ſo geht die Gerechtigkeit von dem Princip der urſprünglichen Gleichheit der Menſchen aus, und iſt das Kennzeichen der wahren Humanität im äußern Handeln. Uebrigens ſind die Vorſtellungen der Menſchen von der Gerechtigkeit nach ihren Bildungsſtufen verſchieden. In einem ungebildeten und roheren Zuſtande wird die Gerechtigkeit materiell und buchſtäblich als eine quantitative und qualitative Vergeltung des Empfangenen, namentlich die Strafgerechtigkeit, als eine Wiedervergeltung und Zufügung des von Andern empfangenen oder veranlaßten Uebels angeſehen, und hier zeigt ſie ſich mit dem leidenſchaftlichen Beſtreben dem Verletzenden zu ſchaden, — oder mit Rache verbunden. Späterhin und mit der Vervielfältigung der bürgerlichen Verhältniſſe nimmt ſie den milden Karakter der Humanität an. Uebrigens pflegt man den Begriff der Gerechtigkeit auch auf die Gottheit überzutragen, und darunter die Eigenſchaft Gottes zu verſtehen, vermöge welcher er Leben und Thaten des Menſchen nach der Wahrheit richtet, und die Glückſeligkeit derſelben nach ihrem Verdienſt beſtimmt, wobei vorausgeſetzt wird, daß die Glückſeligkeit etwas Aeußeres und von der Tugend Verſchiedenes ſey, was wir, wenn nicht in dieſem Leben, doch wenigſtens in einem andern erlangen könnten. Doch ſind hierüber die Anſichten verſchieden.

Gereag nennen die Indier jene Sterne oder Planeten, von denen ſie glauben, daß ihr Glück oder Unglück abhänge. Die Indier, die ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Aſtronomie ſchätzen, glauben in den Geſtirnen Gottheiten, oder wenigſtens ihre Wohnſitze zu ſehen. Einige dieſer Geſtirne haben, ihrem Glauben nach, großen Einfluß auf der Menſchen Schickſale, je nachdem ſie bei deren Geburt, oder bei ihren Handlungen dieſe oder jene Stellung haben. Hierunter gehören die ſieben Riſchys oder Helden, oder Patriarchen; dies ſind Sterne, welche den großen Bären bilden. Unter der Sonne ſind Rachu und Durdu, ihre zwei Feinde, die, weil die Sonne ſie verhinderte, vom Baume des Lebens zu eſſen, ihr einen unverſöhnlichen Haß ſchwuren, und ſie zu verſchlingen drohten, ꝛc. Von dieſen Sterngottheiten machen ſich die Indier Bilder aus Thon in allerhand komiſchen Geſtalten. Werden dieſe Gottheiten um Etwas angefleht,

Digitized by Google

ſo hält man ihnen zu Ehren einen Schmauß, zeigen ſie ſich aber in der Erfüllung nicht günſtig, ſo werden ſie durchgeprügelt und weggeworfen.

Gerhard (Paul), einer unſerer vorzüglichſten geiſtlichen Liederdichtern, war 1606 zu Gräfenhainichen im Meißenſchen Kreiſe geboren. Im Jahre 1657 berief man ihn als Diakonus an die Nikolaikirche nach Berlin. Da er aber mit anderen Predigern ſich weigerte, einige, die Religion betreffende Edikte des Churfürſten Friedrich Wilhelm anzunehmen, wurde er 1666 ſeines Amts entſetzt und des Landes verwieſen. Voll Vertrauen auf Gott wanderte er aus, und ſang in ſeiner traurigen Lage das rührende und wieder beſänftigende Lied: „Iſt Gott für mich, ſo trete gleich Alles wider mich." Sein gottergebenes Vertrauen betrog ihn nicht. Er wandte ſich nach Sachſen, wo ſein Schickſal bereits bekannt geworden war. Als er unterwegs mit ſeiner Familie in einem Gaſthofe übernachtete, und ſeine Gemahlin zu ſehr ſich dem Schmerze über die Unfälle ihres Gatten hingab, ſuchte dieſer, obwohl vergeblich, ſie zu tröſten, und erinnerte ſie unter andern an die Worte des 37ſten Pſalms: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Selbſt gerührt durch dieſen trefflichen Davidiſchen Spruch, ging er in den Garten des Wirthshauſes und dichtete hier das herrliche Troſtlied: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt." Nach deſſen Vollendung las er es ſeiner Gemahlin vor, und der Sturm ihrer Gefühle legte ſich. Am ſpäten Abend traten zwei Fremde in die Gaſtſtube, und erzählten unſerm Gerhard, daß ſie als Abgeordnete des Herzogs Chriſtian von Sachſen-Merſeburg kämen, um einen in Berlin abgeſetzten Prediger, Namens Gerhard aufzuſuchen. Gerhard erklärte, daß er der Geſuchte ſey. Sie überreichten ihm nun auf der Stelle ein Schreiben des Herzogs, der, bekannt mit dem Schickſal des Dichters, ihm bis zu ſeiner weitern Verſorgung ein anſehnliches Jahrgeld bot. Gerhard las, und wandte ſich dann mit Thränen der Rührung an ſeine Gattin: „Sieh, wie Gott ſorgt; ſagte ich dir nicht: befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Als das Lied in der Folge gedruckt auch in Friedrich Wilhelms Hände kam, bereuete dieſer ſein hartes Urtheil. Vom Herzog Chriſtian von Merſeburg aber erhielt Gerhard das Diakonat in Lübben, wo er ſpäterhin Oberpaſtor und Prediger wurde, und im Jahre 1676 als ſolcher ſtarb. Nebſt Luther behauptet Gerhard den erſten Rang unter den geiſtlichen Liederdichtern älterer Zeit. Seine Lieder ſind Ausbrüche eines frommen empfindſamen Herzens, das von den heiligen Gefühlen der Andacht bis zur Begeiſterung gerührt und erſchüttert ward, und in ſolchem Drange der Empfindung in Geſang überfloß. Wegen einiger Härten und Rauigkeiten, die in ſeinen Liedern vorkommen, hat man die meiſten derſelben in den Geſangbüchern, aber leider oft ſehr unglücklich, moderniſirt. Sie ſind nicht alle von gleichem Werthe. Zu den beſſern, die durch edle Einfalt und herzliche Sprache ſich empfehlen, gehören, außer den ſchon genannten: „Sollt' ich meinen Gott nicht ſingen!" — „O Welt, ſieh' hier dein Leben am Stamm des Kreuzes ſchweben," — „Warum ſollt' ich mich denn grämen," — „Schwing' dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele!" — „Ich ſinge dir mit Herz und Mund," — „Wach' auf mein Herz und ſinge," — „Wie ſoll ich dich empfangen?" u. a. Die Zahl der Gerhard'ſchen Lieder beträgt 120. Es exiſtiren zehen Ausgaben von ihnen. Die erſte derſelben erſchien zu Berlin 1666 in Folio, unter dem Titel: „Haus- und Kirchenlieder," die letzte zu Wittenberg 1723, in 12to, unter dem Titel: Pauli Gerhardi geiſtreiche Haus- und Kirchenlieder. Nach des ſel. Autoris eigenhändigen revidirten Exemplare mit Fleiß überſehen, auch ſammt einem kurzen, doch nöthigen Vorberichte ausgefertiget von Joh. Heinr. Fauſtking Dr., damals hochfürſtl. Conſiſtorialrath;

Hofprediger, Beichtvater und Superintendenten des Fürſtenthums Anhalt-Zerbſt. Im Jahr 1821 erſchien wieder eine Ausgabe unter dem Titel: „Paul Gerhards geiſtliche Lieder, in einem neuen vollſtändigen Abdrucke," Wittenberg 12.

Gerhard, mit dem Beinamen Thom oder vielmehr Gerhard Tenque, Stifter und erſter Großmeiſter des Johanniterordens zu Jeruſalem, aus der Inſel Martiques in der Provence, ging nach Paläſtina, wo damals die Chriſten ſehr bedrückt wurden. Kaufleute aus Amalvi in Neapel hatten in Jeruſalem für arme Pilgrimme, die nirgends Unterkommen und Pflege finden konnten, ein Hoſpital gebaut, und der Vorſteher davon übertrug ihm die Aufſicht darüber. Gerhard nahm ſelbſt 1100 ein geiſtliches Gewand an, welches ein achteckiges weißes Kreuz vor'n hatte, und mehrere Andere folgten ſeinem Beiſpiele, indem ſie die drei Gelübde, der Keuſchheit, Armuth und des Gehorſams, ablegten, und dazu noch das: armen Chriſten beizuſtehen, fügten. Schon bei der Eroberung des heil. Grabes durch Gottfried von Bouillon hatte derſelbe dem Hoſpitale große Geſchenke gemacht, und bald wuchs nicht nur der Reichthum desſelben, ſondern auch die Zahl der Mitglieder ſo ſehr an, daß Papſt Anaſtaſius d. Vierte ihnen 1154 die Beſtätigung als Orden nicht verſagen konnte. Gerhard erlebte jedoch dieſen Zeitpunkt nicht, denn er ſtarb ſchon 1120, und hatte Raymund du Puy zum Nachfolger.

Gerichte, Staatsbehörden, denen die Verwaltung der Rechtspflege übertragen iſt. Man unterſcheidet a) ſtehende Gerichte vor Commiſſionen; b) Unter- und Ober-Gerichte und die höchſten Landesgerichte (Tribunäle); c) allgemeine und beſondere Gerichte (z. B. Militär-, Handels-, See-, Wechſel-, Berggerichte u. a. m.); d) das richterliche Amt und Spruchcollegien, die bloß das Recht der Beurtheilung haben, wie die Schöppenſtühle und Juriſtenfakultäten.

Gerichtsbarkeit, das Recht, im Namen des Staats nach dem Geſetz die Wahrheit der Umſtände, nach welchen die bürgerlichen Pflichtverhältniſſe beurtheilt werden, auszumitteln und kund zu thun. Sie iſt ein Ausfluß der höchſten Gewalt im Staate. Privatperſonen können daher nicht Inhaber derſelben ſeyn. Vielerlei Gerichtsbarkeiten ſind ſchädlich, vorzüglich die Fora causarum. Nach von Reibnitz ſollte die Gerichtsbarkeit nur geographiſche Gränzen haben. Auch Oeſterley, der jedoch die fora privilegiata causarum, z. B. in Kirchen-, Kriegs-, Lehns-, Handels- und Berggerichtsſachen, in Schutz nimmt, ſtimmt für die Aufhebung der fora privilegiata personarum. Gewöhnlich ſind drei Stufen, oder Inſtanzen des Gerichtsſtandes. In manchen Ländern bildet ein Caſſations-Gerichtshof (ſ. d. Art.) die oberſte Juſtizbehörde. Man unterſcheidet die willkührliche und ſtreitige Gerichtsbarkeit. Zu den Handlungen der freiwilligen oder willkührlichen Gerichtsbarkeit, welche auch den Notarien (ſ. d. Art.) überlaſſen bleiben könnten, gehören Teſtamente, Depoſitalgeſchäfte, Führung des Hypothekenbuches, Vormundſchaften u. a. m.

Gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft, ſ. Staatsarzneikunde.

Gerichtshöfe der Liebe Cours d'amours, Cours amoureuses, Parlaments d'amours, Corti d'Amore). In der Blüthenzeit der Frauen, wo eine Beatrice und Laura, von dem göttlichen Dante und dem unſterblichen Petrarka, in naturkräftigen Liedern zum Himmel emporgetragen wurden, und das glänzende Ritterthum in den Grazien des Widerſpruchs und den Repräſentanten der Liebe, die Halterinnen und Lenkerinnen alles Seyns und Lebens im männlichen Thun und Handeln innig und tief verehrten, trug es ſich nicht ſelten zu, daß ein auf die Gunſtbezeugungen ſeiner Ehrendame ſtolze Ritter, oder die mit der Zahl ihrer Anbeter

prunkende Dame, verwickelte Fragen aus dem Gebiete der Galanterie aufwarfen, welche ſie auf eine zarte und ſinnreiche Weiſe gelöſt wiſſen wollten. Da man nun auf dergleichen ſpitzfindige und caſuiſtiſche Fragen (z. B. Wer verdient den Vorzug in der Liebe, der Tapfere oder der Weiſe? Wer macht die größten Aufopferungen in der Liebe, derjenige, der ſeine Ehre oder ſein Leben, oder ſeine Güter hingiebt ꝛc.?) nicht das oft ausweichende oder befangene Erkenntniß eines Einzelnen, ſondern gerne das entſcheidende Urtheil eines ſtimmberechtigten Tribunals hören wollte; ſo ward, wie Schiller in gemüthlicher Weiſe ſingt:

„Ein Liebeshof gegründet,
Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.“

Ob dieſe Cours d'amours ſich zur Stufe feſt organiſirter Sittengerichte erhoben, oder ob ſie bloß innerhalb der Schranken literäriſcher Inſtitute oder des Kreiſes geſelliger Vergnügungen ſich bewegten, dies ſey hier das Thema unſerer Beantwortung. Irriger Weiſe verlegt man die Entſtehung ſolcher Spruchcollegien ins 12te Jahrh.; denn auch nicht der leiſeſte Anklang in den Geſängen der Troubadours verräth eine Spur der Art förmlich angeordnete Minnegerichte. In bilderreichem Sinne entwarfen dieſe Dichter ein unfruchtbares Ideal der Liebe, welches ſie mit allen Reizen einer glühenden Phantaſie ausſchmückten. Gegen dieſes poetiſche Gemälde trat ein anderer Troubadour, den ſie in ihren Gedichten redend einführten, mit Bedenklichkeiten und mancherlei Zweifeln auf; Gegengründe folgten auf Einreden, Theſen und Antitheſen wechſelten mit Reſponſen ab. Waren beide ſtreitende Scheinparteien erſchöpft, und ſo zu ſagen, ihre Akten zum Spruche reif, ſo riefen ſie am Schluſſe ihrer poetiſchen Compoſition eine oder mehrere Damen zu Schiedsrichterinnen auf. (Vergl. Millot hist. des Troubadours T.2. p. 105.) Aus dieſer bloß poetiſchen Idee, (vielleicht der früheſte Keim zu den Gerichtshöfen der Liebe) ſchon eine verfaſſungsmäßige Geſellſchaft nach der Anſicht des Präſidenten Rolland, oder nach dem Willen des verdienſtvollen Staatsrath Klübers zu folgern, wäre eben ſo thöricht wie das Beginnen, den nackten Formularen des ſogenannten guten Tones, den Stempel evidenter Beweiſe für die Anerkennung der menſchlichen Würde in unſerm ſelbſtſüchtigen Jahrhundert aufdrücken zu wollen. Doch erwähnt die Geſchichte dieſes romantiſchen Zeitraums eines prachtvollen Gerichtshofes der Liebe, den Maria, Gräfin von Champagne, mit ihrer Gegenwart ſoll verherrlicht haben; und der um die Literatur ſeines Vaterlandes ſo hoch verdiente Dichter und Proſaiker Crescimbeni (ſ. d. Art.) (Istoria della volgar poesia) erzählt uns in ſeiner Regiſtratur mühſam zuſammengetragener Notizen, daß man ſogar die richterlichen Erkenntniſſe dieſes Tribunals kenne. Bedenken wir aber, daß die Grundlage der Erzählung, welche uns dieſer beleſene Literator mittheilt, ein vom Jahr 1408 datirtes, im Zeitſtrome untergegangenes italieniſches Manuſkript iſt, an welches die Akademie della Crusca in ihrem Wörterbuche appellirt, ſo verliert dieſe Thatſache ſehr viel an ihrer hiſtoriſch werthvollen Bedeutung. Das 13te Jahrh. giebt uns redende Beweiſe an die Hand, daß ſich nach der heutigen Weiſe der Akademien der Dichtkunſt, Geſellſchaften unter dem Vorſitze einer durch Geiſt und Gemüth gleich ausgezeichneten Dame vereinigten. Um nur eins, und zwar ein recht beſtimmtes Beiſpiel zu wählen, nennen wir jene toulouſiſche Sappho, Clemence Iſaure (ſ. d. Art.), welche die im 12ten Jahrh. durch die ſieben Troubadours geſtifteten Jeux floraux (Blumenſpiele, ſ. d. Art.) erneute. Die Sprache dieſer lieblichen Erſcheinung auf dem Gebiete der Weiblichkeit, war die der Blumen

Digitized by Google

und die Dolmetſcher ihrer Gefühle: ein Veilchen als Blümchen der Beſcheidenheit, eine Lilie, als Bild der Reinheit, ein Tauſendſchönchen, die wilde Roſe und die Ringelblume. Dieſe Knospen des Frühlings wurden in Gold und Silber nachgebildet, und krönten als Dichterpreiſe die Schläfe der glücklichſten Sänger. Wem ſind ähnliche Stiftungen, unter andern die Blutsverwandtin jener Blumenſpiele, die im 16ten Jahrh. auf Italiens Gefilden blühende attiſche Arkadia unbekannt, als deren Urheber ſich Crescimbeni, als erſter Cuſtos von Olympiade zu Olympiade beſtätigt ſah? Eine gleiche Richtung, nur mit einem andern Karakter, ſcheinen unſere Gerichtshöfe der Liebe gehabt zu haben. Gleichfalls Damen von Stand, unter deren vielgeltenden Aegide die ſchönen Künſte einem mildern Frühling entgegengrünten, proklamirten gewiſſe Themata, deren genügendſte Ausführung mit einer auszeichnenden Gabe bekrönt wurde. Da die im freien Garten der Natur zu damaliger Zeit blühende Liebe der vorzüglichſte Gegenſtand der zarten Zitherſpieler war, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß man dergleichen ſchön geiſtige Hofhaltungen Cours d'amours, ähnliche geſellige Inſtitute in der Picardie plaids et gieux sous d'Ormelle oder auch ſchlechthin Parlament nannte. Was war natürlicher, als daß in ſolchen geſelligen Zuſammenkünften der Pol alles damaligen Dichtens und Trachtens, die Liebe, zu mancherlei Erörterungen Veranlaſſung gab, und man die Entſcheidung zweifelhaft gegebener Fälle nach dem Ideale der Liebe bemaß; daß ſich die Dichter gar oft in ihrer unmaßgeblichen Meinung theilten, und jede Partei mit theoret. Waffen für die Rechte ihrer abgelegten Stimme focht! In einer Zeit, wo man ganz dem Karakter des Jünglingsalters der Menſchheit gemäß, in der Form das Weſen ſuchte, läßt es ſich denken, daß man die getheilten Parteien durch Sachwalter vertreten ließ, und daß endlich der präſidirende Fürſt, Prince d'amour, oder die reſidirende Dame durch ein förmliches Rechtserkenntniß, Arret, die Akten der Parteien ſchloß. Bedenkt man, daß in dieſem Zeitalter die Dialektik und Rhetorik auf dem Throne der Wiſſenſchaften das Scepter der Despotie führten, und daß die von der Philoſophie und Theologie ausgehenden Strahlen nur die Irrgänge der Disputirſucht zu erhellen ſuchten, ſo iſt es glaublich, daß die ernſten Schulgeſchäfte auch zugleich das Vorbild geſelliger Unterhaltungen geworden ſeyen. Wir wollen zugeben, daß dergleichen Geſellſchaften, unter dem vielſinnigen Titel Minnegerichte zu Pierre Feu, zu Romaine und zu Signes mehr als an allen andern Orten gehalten worden ſeyen, daß die Theilnehmer an dieſen Cours d'amours wirklich gewiſſe Aemter mit gewiſſen Ehrentiteln verwalteten, aber bei allem dem finden wir darin immer noch nicht mehr, als dieſelben Erſcheinungen, die uns alle neuere poetiſche Geſellſchaften in Deutſchland und Italien darbieten. Daß dieſe Ausſprüche eines Liebeshofes aber wahrhaftige Sittengerichte, von rechtsverbindlicher Kraft oder Erkenntniſſe geweſen, denen man etwa ſo huldigte, wie man ſich den Geſetzen der Ehre unterwirft, davon ſchweigt die Geſchichte und die Data, womit man dieſe Lücken zu ergänzen ſucht, ſind eben ſo ungewiß, als die dürftige Ausbeute, die Eſchenburg in des bekannten Alain de Chartrier Gedichten über die Entſtehung des Wortes Galanterie fand. Mögen ſich gewiſſe Schwärmer in der Liebe jenen Spruchcollegien der Laune und des Witzes unterworfen haben, mögen die Geſänge mancher Troubadours uns ein anziehendes Gemälde liefern, wie ſich Freunde und Freundinnen als Vermittler des Rechtshandels entzweiter Liebenden annehmen, zu einem Compromiß, (ſ. d. Art.) ſchreiten, und ſich dem Ausſpruche eines Schiedsrichters unterwerfen, mögen auch die Reſultate der Verhandlungen verliebter Materien in dieſen Cours, unter den Liebenden ein gewiſſes Anſehen erlangt haben;

Digitized by Google

ſo iſt dies alles noch kein rechtsgültiger Beweis, wie ihn der Richterſtuhl der Kritik verlangt, um darzuthun, daß eine anhaltende Gerichtsbarkeit ausgeübt oder förmlich conſtituirte Sittengerichte geweſen ſeyen. Am auffallendſten iſt es, daß mehrere gleichzeitige Schriftſteller dieſe Cours d'amours nur flüchtig berühren, und ihnen keinen tieferen Sinn, als den des Scherzes und des Spieles unterlegen. Bei den Troubadours findet man auch nicht eine Stanze, die ihrer gedachte. Der liebliche Roman von der Roſe, wo uns die romantiſche Liebe in einem zarten Licht- und Glutgewebe aus einer ahnungsreichen Dämmerung zu einer lichtklaren Geſtalt gebildet erſcheint, läßt zwar den beflügelten Gott der Liebe ein Parlament von ſeinen Baronen zuſammenrufen; aber dieſe poetiſche Fiktion legt kein glaubwürdiges Zeugniß für ihre regelförmige Organiſation ab. Der unſterbliche Lyriker Petrarka zollt ihnen nicht die Achtung, die ein ſo ehrwürdiges Sitteninſtitut erheiſcht haben würde. Der Novellendichter Boccaz giebt uns in ſeinen dreizehn Streitfragen über die Liebe, Einwendungen und Entſcheidungen, deren allgemeine Fälle mit den Perſonen der Anweſenden durchaus in keiner Verbindung ſtehen. Jene poetiſche Spielerei des 13ten Jahrh., wo in einem Fabliaux (ſ. d. Art.) der Gewährsmann des Le Grand, der Liebesgott einen Gerichtshof von Vögeln zuſammenberuft, zum Beweiſe eines wirklichen Sittengerichts anführen zu wollen, iſt wohl bloß ein muthwilliger Scherz. Ohne Fug und Recht citirt Rolland einen Ausſpruch der in Sachen Guillaumes de Cabuſtaing, eines Troubadours des 12ten Jahrh., deſſen Lebensgeſchichte mit vielen mythiſchen Geſchichten und Situationen durchflochten iſt, ſoll gefällt worden ſeyn. Eine hiſtoriſch beglaubigte Thatſache iſt die Nachricht von der Cour amoureuse, welche unter Carl VI. in der Hauptſtadt Frankreichs gehalten wurde. Als eine Nachahmung unſerer Cours d'amours kommt ihr der Karakter einer geſellſchaftlichen Einrichtung, zur Zerſtreuung eines luſtigen Hofes und burlesken Formen eines ſteifen Hofceremoniels zu. Wenn es wahr iſt, daß Martial d'Auvergne ſeine Arrêts d'amour aus den Werken der Troubadours excerpirte, ſo iſt dies ein unleugbarer Beweis, daß es poetiſche Schöpfungen ſind. Allein es iſt ſonnenklar, daß ſie das Produkt neuerer Zeit, und zwar die eines galanten und ſchreibſüchtigen Prokurators ſind. Abgeſchmackteres läßt ſich aber nicht denken, als dieſe Arrêts d'amour, die weiter nichts als ein lockeres Gewebe von Obscönitäten und pöbelhaften Scherzen ſind. Die Frage wird zum Beiſpiel aufgeworfen: Hat der Liebhaber das Recht, eine Wachtel vor dem Fenſter ſeiner Dame wegzunehmen, die jederzeit Lärm ſchlägt, wenn er zu ihr kommt? Welche Strafe verdient eine Dame, die ihrem Geliebten einen ſolchen Kuß auf die Lippen preßt, daß er dadurch verwundet wird? Der erſte ſtreitige Punkt wird dahin entſchieden, daß die Wachtel bleiben ſolle; der zweite wird dahin entſchieden, die Dame ſolle die Wunde bis zur Wiedergeneſung des Mundes mit ihrem Speichel beſtreichen. Alles ſpricht dafür, daß dieſen Hofhaltungen nur eine geſellige, und zwar nicht vortheilhaft gebildete Geſellſchaft zu Grunde liege. In ſpätern Zeiten, ſo berichtet uns die wahrhaft beglaubigte Geſchichte der Welt und Menſchen, dienten die Gerichtshöfe der Liebe zur Erhöhung feſtlicher Gelegenheiten, bei Tournieren und Carouſſels zur Beluſtigung des Hofes; auch Privatgeſellſchaften nahmen ſie in den Kreis ihrer örtlichen Vergnügungen auf. Die letzten Spuren dieſer Spiele des Frohſinns und der Laune bietet uns das 17te Jahrh. dar, wo unter dem Cardinal von Richelieu und der Scudery noch eine Cour amoureuse gehalten wurde. Indem wir bewieſen zu haben glauben, daß die ſogenannten Gerichtshöfe der Liebe nur bloße jeux d'esprit waren, in deren Spitzfindigkeiten und Ceremonien, Herz und Einbildungskraft ein Rettungsmittel gegen Leerheit und Langeweile ſuchte, ſchließen

Digitized by Google

wir dieſen Artikel mit der Bemerkung, daß die Liebe damals die Quinteſſenz des Converſations-Tones ausmachte, und daß man in einem Zeitalter, wo Calliere eine Logik der Liebe abfaßte, deren Fundamentalſätze er mit Beiſpielen aus der Galanterie erläuterte, und man Pacht- und Kaufbriefe ſchrieb, deren Gegenſtand das Herz war, auch ſolche Witzſpiele von Gerichtshaltungen antreffen möchte, die zum Zeitvertreibe am Hofe der Venus gehalten wurden.

Gerichtsordnung, der Inbegriff aller geſetzlichen Vorſchriften, auch der herkömmlichen, für den Gang des gerichtlichen Verfahrens in einem Staate. Sie enthält 1) die Geſetze über die Einrichtung der Gerichtshöfe und die Vertheilung der richterlichen Gewalt; 2) die Vorſchriften für den Richter zur Auffindung der Kennzeichen der gerichtlichen Wahrheit. Jene beruhen zunächſt auf der Landesverfaſſung; dieſe auf der Natur des richterlichen Amtes. Letztere ſollen daher eine allgemeine Form für den Gang der Unterſuchung und Entſcheidung ſtreitiger Rechtsſachen aufſtellen. Eine Prozeßordnung aber, der im Weſentlichen dieſe Allgemeinheit, d. h. eine in der Rechtsphiloſophie begründete, für jede Gerichtsverfaſſung zweckmäßige Grundform, fehlt, macht den Gang der Gerechtigkeit verwickelt, unſicher, langſam und koſtbar, ſo daß oft der bekannte Satz: Summum jus summa injuria, ſeine Beſtätigung erhält. Der wichtigſte Punkt in jeder Gerichtsordnung iſt, ob und welchen Einfluß auf die Formen für die gerichtliche Wahrheit man der moraliſchen Ueberzeugung des Richters geſtatten ſolle? Vergl. Prozeß, und von Reibnitz's Verfaſſung über das Ideal einer Gerichtsordnung. Berlin 1815.

Gerichtsſtand, forum, das Gericht ſelbſt, vor das eine Perſon oder eine Rechtſache gehört. In der Regel beſtimmt den Gerichtshof des Beklagten oder deſſen forum competens, das Forum des Prozeſſes. Man unterſcheidet den allgemeinen und den beſondern Gerichtsſtand. Jener iſt entweder der ordentliche (der Wohnung, der Geburt), oder der außerordentliche (privilegirte). Zu den beſondern gehört u. m. das Gericht, in deſſen Bezirk die ſtreitige Sache gelegen, oder wo der Rechtshandel entſtanden iſt.

Germain (Graf Saint), nach ſeiner eigenen Benennung Aymar, oder auch Marquis de Betmar geheißen, wahrſcheinlich ein geborner Portugieſe, ein berüchtigter Abenteurer und Schwarzkünſtler, lernte auf ſeiner erſten Reiſe nach Deutſchland den Cagliostro (ſ. d. Art.) kennen, deſſen Bekanntſchaft ihm zu neuen Betrügereien reichlichen Stoff darbot. Seine tiefgehende Kenntniſſe der Chemie und anderer Naturwiſſenſchaften bewogen ihn, ſeinen Ruhm in der Magie zu ſuchen. Auf ſeinen Reiſen, wo er die meiſte Zeit ſeines Lebens zubrachte, gewann er durch ſeine Menſchenkenntniß den Zutritt zu manchen Höfen. Unter ſeine auffallenden Großſprechereien gehört auch ſein Vorgeben, 350 Jahre alt zu ſeyn; beſonders brüſtete er ſich mit einem Denkſpruche, den er von Montaigne in ſeinem Stammbuche zeigte. Ein Elixir von ſo trefflichen Wirkungen, daß er eine alte Frau in ihre vorige Jugend zurückzuzaubern vorgab, erhielt ihn im Stande der Geſundheit. Seiner alchymiſtiſchen Träumereien Zweck war die Verfertigung von Edelſteinen. Dieſe Kunſt wollte er auf einer Reiſe nach Indien (1755) erlernt haben. 1773 zerſchlug er wirklich in Gegenwart des franzöſiſchen Geſandten in Haag einen koſtbaren Diamant ſeiner Arbeit, nachdem er vorher einen ähnlichen um die Summe von 5500 Louisd'or verkauft hatte. Auch der Schleier der Zukunft lüftete ſich vor ſeinen Augen, und er ſagte den Tod Ludwigs des Fünfzehnten von Frankreich voraus. In der Tonkunſt beſaß er ausgezeichnete Kenntniſſe. Mit ſeinen hervorgelockten Tönen brachte er ſogar der Schlange Gefühl für Muſik bei. Sein Spiel auf der Violine war ſo meiſterhaft, daß man meh-

Digitized by Google

rere Inſtrumente zu hören glaubte. Seine Gabe, mit beiden Händen zugleich Etwas, was man ihm in die Feder diktirte, niederzuſchreiben, ohne daß es möglich geweſen wäre, eine Verſchiedenheit in den Handſchriften wahrzunehmen, war bewundernswürdig. Seine angebornen Talente und ſeltene Gelehrſamkeit würden ihn auf eine hohe Stufe des Ruhmes geſtellt haben, hätte er nicht dem wahren Ruhme ein Berüchtigtſeyn vorgezogen.

Germanikus (Cäſar). Dieſer durch ſeine Siege über die Germanen berühmte Feldherr der Römer, war ein Sohn des Claudius Druſus Nero und der jüngern Antonia, der Nichte des Kaiſers Auguſtus. Noch vor dem geſetzlichen Alter ward er Conſul. Sein Oheim von väterlicher Seite, Tiberius, mußte ihn auf des Kaiſers Befehl zum Thronfolger adoptiren, obwohl er ſelbſt ſchon einen Sohn hatte. Er ſtand gerade mit dem Tiberius an der Spitze zahlreicher Heere in Germanien, als Auguſtus ſtarb und den Tiberius zu ſeinem Nachfolger erklärt hatte. Darüber empörten ſich die deutſchen Legionen unter Anführung des Germanikus, und beſchloſſen, ihren Feldherrn zum Kaiſer zu erwählen. Aber ſein Pflichtgefühl beſiegte ſeinen Ehrgeiz, und Germanikus verwarf mit dem höchſten Unwillen das lockende Anerbieten der Kaiſerkrone; ja er drohte, ſich ſelbſt den Tod zu geben, wenn ſie nicht von ihrem Entſchluſſe abſtehen würden. Drei mächtige Züge that Germanikus gegen die Deutſchen, und er würde vielleicht die Unterwerfung Deutſchlands zu Stande gebracht haben, wenn er es nicht mit einem ſo gewaltigen Kriegshelden, wie Arminius, zu thun gehabt hätte, oder wenn er nicht zu frühe in ſeinem Siegeslaufe gehemmt worden wäre. Im erſten Feldzuge drang Germanikus über den Rhein, überfiel das Volk der Marſen bei einem Trinkgelage, richtete ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an, zerſtörte ihren Tempel der Tanfana, und zog ſich wieder zurück, ohne weiter in Deutſchland vorzurücken. Zum zweiten Feldzuge, in dem er tiefer eindrang, wurde er durch den bei den Seinen verhaßten Cheruskerfürſten Segeſtes angeregt, der ihn gegen ſeinen Schwiegerſohn Arminius, von dem er in ſeinem Schloſſe ſehr bedrängt wurde, zu Hülfe gerufen hatte. Germanikus befreiete den Segeſt aus den Händen ſeiner Gegner, und führte des Arminius Gemahlin, Thusnelda, gefangen nach Rom. Arminius entflammte hierauf in ſeinem Zorne faſt alle deutſchen Völker zum Kriege. Germanikus drang von zwei Seiten in das Herz Deutſchlands; einen Theil ſeines Heeres führte er zur See in die Mündung der Ems; ein anderer zog vom Rheine aus durch das Land, und beide Theile trafen in der Mitte von Weſtphalen zuſammen. Im nahen Teutoburger Walde beſtatteten ſie die unbedeckten Gebeine der drei Legionen, die hier mit dem unglücklichen Varus vor ſechs Jahren gefallen waren, und zogen mit vermehrtem Grimme gegen den Feind. Arminius hatte ſich in den Wäldern und Sümpfen verſteckt, und als die Römer unvorſichtig nachfolgten, überfiel er ſie plötzlich, ſchlug die feindliche Reiterei, und nur die herbeieilenden friſchen Legionen des Germanikus verhüteten eine gänzliche Niederlage der Römer. Dieſe zogen ſich aber dennoch zurück, und Germanikus erlitt noch einen bedeutenden Verluſt ſeines Heeres durch die Fluthen des Meeres ehe er die Mündungen des Rheines erreichte. In dem jetzt folgenden Winter machte er größere Rüſtungen zur Unterjochung Germaniens, als je. Auf tauſend neuerbauten Fahrzeugen führte er ſein Heer an der Mündung der Ems. Von hier drang er bis an die Weſer vor, an deren Ufern ihn Arminius an der Spitze des Cheruskerbundes erwartete. Bei Idiſtaviſus kam es zu einem langen und heißen Kampfe; die Deutſchen mußten zuletzt den Römern das Feld laſſen. Ein zweiter wüthender Angriff der Deutſchen brachte zwar den Sieg nicht auf ihre Seite, nöthigte aber die Römer zum Rückzuge, und befreiete das Vaterland von der drohenden Sklaverei. Germanikus ſchiffte den größten Theil ſeines

Heeres ein, und fuhr durch die Ems in die Nordſee. Dort wurde er aber von einem ſchrecklichen Sturme überfallen, der ſeine Flotte zerſtreute, und eine Menge von Schiffen an den britanniſchen Küſten zerſchellte. Dies war der letzte Feldzug des Germanikus gegen die Deutſchen. Der Ruhm und das Siegesglück des jungen Helden hatte die Eiferſucht des Kaiſers Tiberius entzündet. Germanikus, der Abgott des Volks, ſchien ſeinem argwöhniſchen Gemüthe der gefährlichſte Feind, von dem er ſich ſo bald als möglich durch ein ſchickliches Mittel befreien möchte. Durch den Vorwand eines Triumphes für ſeine Siege in Deutſchland ſuchte er ihn aus den Armen ſeiner getreuen Legionen zu reißen. Seine wahre Geſinnung gegen ihn vor dem Volke, ſo wie vor ihm ſelbſt noch mehr zu verbergen, nahm er ihn ſogar im folgenden Jahre zum Gehülfen im Conſulate an. Indeſſen ſuchte er nur eine ſchickliche Gelegenheit, ihn aus Rom, wo er ihn täglich mehr fürchten zu müſſen glaubte, zu entfernen. Dieſe wurde bald dem Kaiſer durch die ausgebrochenen Unruhen im Morgenlande dargeboten. Mit unumſchränkter Macht ſandte er den Germanikus in dieſe Gegenden; ſtellte ihm aber den Cn. Piſo, ſeinen Hauptfeind, zur Seite, als Statthalter von Syrien. Dieſer war ein Mann von böſer Gemüthsart, und vollkommen dazu geſchickt, den Zwecken eines Tiberius zu dienen. Zwar machte Germanikus Kappadozien zur römiſchen Provinz; auch ſetzte er den König von Armenien wieder ein; jedoch in allen ſeinen Unternehmungen wirkte ihm ſein Feind Piſo entgegen. Während der Abweſenheit des Germanikus hob Piſo alle Verordnungen deſſelben in Syrien auf, wodurch er den edlen Feldherrn ſo erzürnte, daß dieſer ihm einen ſcharfen Verweis gab. Darüber ward Piſo's Haß noch mehr entflammt, und nach einiger Zeit (19. J. n. Chr.) ſtarb Germanikus zu Antiochien am Gifte, das ihm ſein Gegner beigebracht hatte. Er war 34 Jahr alt geworden. Die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete eine allgemeine Trauer durch das römiſche Reich.

Germanien. Sehr verſchieden von dem heutigen Deutſchland an Klima, Bevölkerung, Anbau und Beſchaffenheit der Einwohner, war das Land, welches die Römer unter dem Namen Germanien kannten. Der Rhein, die Alpen, die Nord- und Oſtſee waren die Gränzen; gegen Oſten waren ſie unbeſtimmt, oder den Römern wenigſtens unbekannt. Ungeheure, meiſt wohl zuſammenhängende Wälder, wovon unſer Schwarzwald, Speſſart, Thüringer Wald und Harz noch die ſchwachen Ueberbleibſel ſind, bedeckten das Land; die noch ungebändigten Flüſſe und Bäche mochten wohl große Strecken in Sumpf verwandelt haben, und Beides zuſammengenommen gab Deutſchland ein ungleich rauheres Klima, als das heutige iſt. Die Römer reden davon, ſo wie wir etwa von dem mittleren Rußland ſprechen; doch mögen die ebneren und daher leichter anzubauenden nördlichen Gegenden vielleicht kaum kälter geweſen ſeyn, als ſie es jetzt ſind. Der Anbau war ſehr unvollkommen und beſchränkte ſich auf einige Getreidearten; Obſtzucht war unbekannt; Viehzucht und Jagd wohl die Hauptbeſchäftigungen und die beliebteſten Nahrungsquellen. Von Handwerken und Künſten übte jeder das für ſein Hausweſen nothwendige; das meiſte, als Anfertigung der Leinwand und Kleidungsſtücke, der Hausgeräthe u. ſ. w. war Weibern und Sklaven überlaſſen. Der freie Mann verfertigte höchſtens ſeine Waffen und übte Jagd- und Krieg. Dennoch würden wir ſehr irren, wenn wir, wie manche neuere Geſchichtſchreiber gethan, die alten Deutſchen für ſogenannte Wilde halten, und etwa mit den Wilden Nord-Amerika's auf eine Linie ſtellen wollten. Dagegen ſpricht das eigene Urtheil der Römer, welche wohl im Stande waren, rohe Wilde von geſitteten Völkern zu unterſcheiden, und welche nie anders als mit Staunen, und einer gewiſſen Ehrfurcht von den Sitten und den Einrich-

Digitized by Google

tungen der Deutſchen reden. Die Deutſchen kannten den Gebrauch und die Verarbeitung des Eiſens, wenn es auch ſelten war und koſtbar gehalten wurde; Schwert und Pflug aber findet man nicht bei den Wilden. Die Deutſchen kannten den Werth und Gebrauch des Geldes, wenn ſie ſich auch vielleicht mehr der römiſchen als eigner Münzen bedienten; ſie kannten unleugbar, wie gering auch der Gebrauch geweſen ſeyn mag, die Schreibekunſt, wie dies die Runenſchrift der verwandten nordiſchen Stämme beweiſet. Auch alles Uebrige, was wir von ihren Sitten, ihrem Glauben, ihrer Verfaſſung wiſſen, ſetzt ſie unendlich hoch über die rohen Urbewohner Amerika's hinaus. Mit Staunen rühmen die Römer die Einfachheit und Reinheit germaniſcher Sitten, die Keuſchheit der Weiber, die Heilighaltung der Ehe, die hohe Achtung, in welcher das weibliche Geſchlecht bei den Germanen ſtand, während Herabwürdigung des Weibes ein für alle Wilde karakteriſtiſcher Zug zu ſeyn ſcheint. — Ihre Kleidung war einfach, dem Klima angemeſſen, aus leinenen Unterkleidern und Pelzröcken beſtehend, nicht aber, wie bei den Wilden, aus Mattengeflecht und rohen Fellen; und keine Spur verräth bei den Germanen jene ekelhafte Sitte aller wilden Völker, den Leib und ſelbſt das Angeſicht durch Einſchnitte, Farben u. ſ. w. (das Tätowiren) zu verunſtalten. Manche germaniſche Stämme mögen wohl mehr ein Nomadenleben geführt haben, die meiſten aber hatten feſte Wohnungen, wenn auch meiſt einzeln gelegen und zerſtreut, wie der Freiheitsſinn es liebte; auch von größeren Anſiedelungen, die man Städte nennen möchte, ſind Spuren vorhanden. — Die Religion der Germanen, wie wir ſie aus den dürftigen und gewiß ſehr entſtellenden Nachrichten der Römer kennen lernen, war ein einfacher Naturdienſt, die Anbetung der Elemente, der Erde, des Himmels; darin wenigſtens dem griechiſchen und römiſchen Götterweſen weit überlegen, daß der Begriff Eines höchſten Weſens, Allvater, Wodan, ungleich deutlicher hervortrat, als in der ſo hoch geprieſenen Mythologie der gebildeten Alten; wie auch darin, daß wenigſtens der Deutſche in ſeinen Göttern nicht, wie es bei Griechen und Römern der Fall war, Vorbilder jeglicher niedern Leidenſchaft und jedes Laſters fand; dagegen aber von der feſten Zuverſicht auf ein künftiges Daſeyn belebt war, wo, in Walhalla, die abgeſchiedenen Helden bei Jagd, Gefecht und frohem Male eine ihren Begriffen angemeſſene Seligkeit genoſſen. Zu hoch dachte der Deutſche von ſeinen Göttern, um ſie unter irgend einer Geſtalt, oder in Gebäuden von Menſchenhänden gemacht, anzubeten; heilige Haine waren die Tempel; und wenn man den Deutſchen auch nicht von dem Vorwurf der Menſchenopfer gänzlich freiſprechen kann, ſo muß man doch geſtehen, daß dies nur ſelten vorkam, und ſich auch darin der germaniſche Sinn höchſt vortheilhaft vor dem blutigen, ſchauderhaften Götzendienſt der Gallier, Britten, Karthager u. a. auszeichnete. Kein Wunder, wenn das Chriſtenthum von dieſem edlen Volke begierig ergriffen, und, zur Beſchämung der hochgebildeten Griechen und Römer, ſeine geiſtige Ausbildung vorzüglich bei germaniſchen Völkern gefunden hat. — Was aber den Römern das meiſte Erſtaunen entlockte, war die einfache und doch höchſt verſtändige Verfaſſung der deutſchen Völker. Zum Volke gehörten nur Edle und freie Männer; Sklaven, meiſt wohl Kriegsgefangene, obwohl menſchlicher behandelt als bei den Römern, blieben auch nach ihrer Freilaſſung Fremdlinge im Volke. Der Unterſchied der Edlen und der Freien läßt ſich kaum mit dem jetzigen Adel und dem Bürger vergleichen, und beruhte mehr auf Tapferkeit, Erinnerung der Thaten berühmter Vorfahren, als auf großem Beſitz. Jeder freie Mann aber durfte die Waffen führen, legte ſie beinahe nie ab, und gab ſeine Stimme bei den Volksberathungen. Im Kriege wählte man, gewöhnlich aus den Edlen, einen Anführer, den

Herzog, deſſen Anſehen ganz von ſeinem Werthe abhing. Fürſtengewalt, gewöhnlich wohl erblich, doch mehr in der Familie als in der unmittelbaren Folge, war mehr eine ehrenvolle Auszeichnung, als eine beſchränkende Macht. Die Verſammlung der Edlen und Freien entſchied über Krieg und Frieden und über bürgerliche Streitigkeiten. Perſönliche Beleidigungen rächte jeder ſelbſt, daher der Zweikampf, und die Fürſten und das Volk ſorgten nur dafür, daß die Feindſchaften ſich nicht verewigten; Sühne, in Sklaven, Vieh u. a. büßte und verſöhnte jedes Verbrechen; nur Feigheit oder Verrath wurden mit dem Tode beſtraft; die Prieſter, als Diener der Götter, vollzogen das Urtheil des Volks. Zu allgemeinen Kriegen war jeder verpflichtet; an berühmte Fürſten und Krieger ſchloß ſich freiwillig eine kampfluſtige Jugend, oft zu einzelnen, unabhängigen Abenteuern; ſolchen frei erkornen Führer zu überleben in der Schlacht war ſchimpflich. Aus dieſer Kampfgenoſſenſchaft oder dem freiwilligen Gefolge, bildete ſich in der Folge das Lehnsweſen, (denn der Anführer ſorgte für den Unterhalt der Seinigen, und machte ſie ſich durch Geſchenke und Beute geneigt); die Abſtufung der Ritter und Knappen und manche andre Eigenthümlichkeit des neuern Europa. Kunſtlos und doch zweckmäßig war die Anordnung im Gefecht; das Gefolge umgab ſeinen Führer; familien- und ſtammweiſe vereinigt focht das Volk, doch ſo, daß meiſt einer zu Pferde von mehreren zu Fuß begleitet war; eine Einrichtung, die ſelbſt Cäſar zweckmäßig fand und nachahmte. Die Weiber begleiteten oft das Heer, ermunterten die Streitenden durch Zuruf, pflegten der Verwundeten, und ſtellten mehr als einmal die halb verlorne Schlacht durch ihre Ermunterungen wieder her, oder wählten auch wohl freiwilligen Tod, um der Knechtſchaft zu entgehen. Bedenkt man nun noch, wie ſchnell und innig das Chriſtenthum von den Deutſchen aufgenommen, wie ſchnell Bevölkerung, Wohlſtand und ſelbſt geiſtige Bildung in den von den Germanen eroberten Ländern emporblühten; wie Sprachen, Sitten, religiöſe Anſichten, bürgerliche und geſellige Verhältniſſe, mit einem Worte, die ganze neue europäiſche Bildung, das deutliche Gepräge deſſen tragen, wovon wir die Grundzüge in den von den Römern uns geſchilderten Germanen wahrnehmen, ſo wird man dieſe ſchwerlich mit amerikaniſchen Wilden vergleichen, wenigſtens ihre hohe Bildungsfähigkeit und ihre geiſtige Kraft nicht verkennen. Dieſes kräftige Volk war beſtimmt, einſt die alle Eigenthümlichkeit der Völker vernichtende Weltherrſchaft der Römer zu zertrümmern; und unfehlbar hätte es dieſen, von einſichtsvollen Römern Jahrhunderte vorher geahnete Beruf früher erfüllt, wenn es nicht in ſich ſelbſt uneins, in eine Menge kleiner, einander häufig ſelbſt befehdender Volksſtämme getheilt geweſen wäre. Erſt ſpäter, als ſie die Gewalt der römiſchen Waffen mehrere Male erfahren, lernten die Germanen ſich theilweiſe zu gemeinſamer Abwehr des Feindes verbinden, und aus ſolchen Eidgenoſſenſchaften deutſcher Stämme, wie die der Sueven oder Schwaben, der Katten (Heſſen), der Cherusker u. A. iſt wahrſcheinlich der Name G e r m a n e n, d. h. Wehrmannſchaften, entſtanden. Was man gewöhnlich die große Völkerwanderung nennt, und als ein räthſelhaftes ſich vorwärts und übereinander Wälzen der Völker betrachtet, iſt im Grunde nichts anders, als das ſiegreiche Ende des Jahrhunderte lang fortgeſetzten Kampfes der Deutſchen gegen die Römer, und ihres Beſtrebens nach Anſiedelung in fremden Ländern, bei Ueberfüllung des eigenen Vaterlandes. So treten zuerſt, ſchon 100 Jahre vor Chr. Geb., die Cimbern und Teutonen aus dem nördlichen Deutſchlande oder der däniſchen Halbinſel, Anſiedelung, gegen treue Dienſte im Kriege, begehrend auf, und unterliegen der überlegenen römiſchen Kriegskunſt des Marius, weil ſie den Römern gerade in dem höchſten Punkte ihrer kriegeriſchen Macht begegneten. So brechen die Helvetier aus ihrem Lande hervor, und werden von Cäſar

nach großem Verluſte zurückgewieſen, und auch Arioviſt (Ehrenveſt?), ein Oberhaupt der Sueven, wird von Cäſar über den Rhein zurückgeworfen. Von nun an beginnt der beinahe ununterbrochene Kampf der Germanen mit den Römern, in welchem jene eine Zeitlang, theilweiſe unterliegend, aber ihre Freiheit ſtets behauptend, endlich nach 4 Jahrhunderten den vollſtändigſten Sieg erringen. Cäſar hatte nur verſuchsweiſe und ohne bleibenden Erfolg den Rhein, wahrſcheinlich in der Gegend von Neuwied, überſchritten. Unter dem Auguſt hoffte man eine Zeitlang die Germanen zu unterjochen, wie es mit ſo manchen andern kriegeriſchen Völkern gelungen war. Druſus, der tapfere Stiefſohn Auguſts, drang in 4 Feldzügen (12—9 Jahre v. Chr.) bis an die Elbe, doch ohne bleibende Eroberungen zu machen; ſein Bruder Tiberius kämpfte nicht allein mit Glück, ſondern es gelang ihm auch, mehrere deutſche Völkerſchaften zu gewinnen, und als Hülfstruppen in Sold zu nehmen. Schon glaubten die Römer, das Land bis an die Weſer das ihre nennen zu können, und der kurzſichtige Varus unternahm es ſogar, römiſche Sitten und Gerichtsordnung einzuführen, als er mit 3 Legionen von den Deutſchen, unter Hermann's (Arminius), eines Fürſten der Cherusker, Anführung, im Teutoburger Walde, beim heutigen Veldrom, unweit Paderborn, völlig vernichtet ward. Germanicus, der edle Sohn des Druſus, unternahm vergeblich 4 Feldzüge, um die Erſchlagenen zu rächen; fruchtloſe, unentſchiedene Siege waren Alles, was er gewann, und kaum nur entging ein Theil ſeines Heeres dem Schickſale des Varus. Hermann aber, der mit Recht jetzt allgemein gefeierte Retter der deutſchen Freiheit, von ſeinen eigenen Zeitgenoſſen wenig erkannt, von ſeinem Schwiegervater Segeſt, dem er ſeine Tochter entführt hatte, Zeitlebens angefeindet, deſſen eigener Bruder, unter dem Namen Flavius, im Römerheer diente, fiel durch Meuchelmord, als ein Opfer der kleinlichen Eiferſucht ſeiner Verwandten und andrer Oberhäupter. Doch lebte, zu Tacitus Zeiten, ſein Andenken in den Liedern, die das Volk zu ſeiner Ehre ſang. Von der Zeit an ward es Grundſatz der Römer, ſich auf den Beſitz des Rhein- und Donauufers zu beſchränken, und lange genug gelang es ihnen, dieſe wohlbefeſtigten Gränzen unter harten Kämpfen zu behaupten. Siegreich führte noch Trajan den Krieg im heutigen Ungarn, und überſchritt die Donau, aber nur mit der äußerſten Anſtrengung gelang es dem Marc. Aurel. (166—180 n. Chr.), die Angriffe der Quaden und Markomannen, im heutigen Oeſterreich, Böhmen und Mähren, zurückzuhalten. Immer ſichtbarer ward nun der Verfall und die Erſchöpfung der Römer, ſchwach nur vermögen ſie noch dem Andringen der Germanen zu widerſtehen; ſchon hatten verſchiedene deutſche Stämme Anſiedelung im Süden der Donau erhalten, ſchon beſtanden die Heere der Römer größtentheils aus angeworbenen oder ihnen verbündeten Barbaren; ſchon ſehen wir Deutſche an der Spitze römiſcher Heere, im Senat, in der Nähe des Throns, als endlich im Anfange des 5ten Jahrhunderts das längſt ſchon nur noch dem Namen nach vorhandene römiſche Reich eine leichte Beute der Germanen ward, welche von allen Seiten in die erſchöpften, verödeten Provinzen eindrangen, und zum Theil von den unglücklichen römiſchen Unterthanen mit Freuden aufgenommen wurden. Man kann zur leichtern Ueberſicht 4 Haupteinbrüche germaniſcher Völker unterſcheiden. Von Oſten her drangen aus dem heutigen Ungarn die verſchiedenen gothiſchen Völkerſchaften erſt in Griechenland und dann in Italien ein, wo, nachdem Rom ſchon einigemal von ihnen erobert, Odoaker, Anführer der Herkuler und Rugier, dem römiſchen Reiche 476 ein Ende machte. Sie waren unſtreitig die mildeſten aller Germanen, und durch das Chriſtenthum den Römern näher verwandt; ihr Reich aber war nur von kurzer Dauer, ſie unterlagen den Longobarden, wie dieſe ſpäter den Franken. Ein zweiter Zug, aus einem Theile der Gothen, Weſtgothen, den Sueven, Vandalen

Digitized by Google

und Alanen beſtehend, drang über den Rhein, und eroberte Spanien, ſpäter auch für einige Zeit die Nordküſte von Afrika. Die Burgunder, welche die nämliche Richtung nahmen, und ebenfalls zu den edelſten germaniſchen Stämmen gehörten, ließen ſich an der Rhone und im ſüdlichen Frankreich nieder, bis auch ſie den Franken unterlagen. Die fränkiſchen Stämme, die zu den weniger gebildeten gehörten, drangen anfänglich nur über den nördlichen Rhein, und eroberten die jetzigen Niederlande, ſpäter ward ihr Reich das ausgedehnteſte von allen. Von den nördlichſten, und wahrſcheinlich ungebildetſten aller germaniſchen Völker gingen die Sachſen und Angeln (Angelſachſen) nach Britannien über, und eroberte den größten Theil des heutigen Englands. Zu gleicher Zeit finden wir im äußerſten Nordoſten von Deutſchland ſlaviſche Völker, unter dem allgemeinen Namen der Wenden bekannt, von welchen es ungewiß bleibt, ob ſie ſchon längſt dort, unter Germanen gemiſcht, Wohnſitze gehabt, oder ob ſie in die nur minder bevölkerten Gegenden friedlich oder als Sieger eingerückt. So brachen jene Maſſen roher Barbaren in verheerenden Zügen aus dem Norden und Oſten in Europa ein, und ſchwärmten über den Trümmern zerſtörter Staaten dahin. Die Geſchichte bezeichnet ſie mit dem Namen der großen Völkerwanderung, und unter dieſer Rubrik werden wir dieſes hier abgebrochene Gemälde wieder weiter fortſetzen.

Germanismen nennt man jede Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache in Ausdrücken, Worten und Wendungen, wodurch ſie von einer andern Sprache abweicht. Die Germanismen ſind daher in jeder fremden Sprache andere, wiewohl es gewiſſe Germanismen giebt, die es für alle Sprachen ſind, wenn ſie auf Eigenthümlichkeiten beruhen, welche die deutſche Sprache nicht ausſchließlich hat.

Germersheim, Städtchen am Einfluſſe der Queich in den Rhein, liegt in Rheinbaiern, wahrſcheinlich das alte Vicus Julius der Römer, Später ſtand eine feſte Burg hier, welche Kaiſer Conrad II. erbaut haben ſoll. Kaiſer Rudolph von Habsburg, der 1291 hier ſein ruhmwürdiges Leben endigte, legte 1276 neben der Burg die jetzige Stadt an, und begabte ſie mit allen Freiheiten der Stadt Speier. Von dieſer Burg iſt nichts mehr übrig, und auch von dem Schloſſe, welches Churfürſt Friedrich II. hier auf einem Hügel anlegte, ſieht man nur noch wenige Spuren. Beim Ausbruche des franzöſiſchen Kriegs 1687 nahmen ſie die Franzoſen in Beſitz, mußte aber nach dem Ryswicker Frieden an Churpfalz wieder zurückgegeben werden. 1715 nahm Frankreich Germersheim abermals in Beſitz, und befeſtigte die Stadt, mußte es aber bald an Pfalz wieder abtreten. Germersheim hat 1700 Einw., deren Hauptnahrungsquellen Acker- und Gartenbau, Handwerke, Fiſcherei, Schifffahrt und Handel ſind. Die Stadt wird jetzt befeſtigt und durch eine Linie von Verſchanzungen, deren Gräben die Queich füllt, mit Landau in Verbindung geſetzt.

Gerona, Girona, eine befeſtigte Stadt mit 14.000 Einwohnern, an der Küſte von Catalonien, nahe am Einfluſſe des Onhar in den Ter gelegen, erlangte ſeine Berühmtheit durch ſeine faſt beiſpielloſe Vertheidigung gegen die Franzoſen unter Gouvion St. Cyr, und in der Folge unter Augereau im Jahre 1809.

Geronten (die Alten) waren Mitglieder des Senats in Sparta, welche nebſt den Ephoren und Königen die höchſte Gewalt im Staate ausübten. Wer zu dieſer Würde gelangen wollte, mußte wenigſtens das Alter von 60 Jahren zählen, von unbeſcholtenen Sitten ſeyn, ſich öffentlich darum bewerben, und den Erfolg ſeines Geſuchs dem Willen des Volks überlaſſen. Dem Lykurg verdankten ſie ihre Entſtehung, und ihre Anzahl belief ſich auf 28 oder 32.

Gerſau, ein gutgebauter Flecken im Kanton Schwyz mit 800 Einw., war vor der ſchweiz. Staatsumwälzung ein eigener Freiſtaat, der kleinſte

Digitized by Google

der Welt. 1814 konnte es den Bürgern nicht gelingen, ihre Unabhängigkeit wieder zu erhalten, und 1817 konnte nur eine beſtimmte Entſcheidung der Tagsſatzung ſie zur Ruhe bringen. Das Gebiet enthielt 1817 mit dem Flecken 160 Häuſer und 1300 Einwohner.

Gerſon (Jean Charlier de), Canzler der Univerſität zu Paris, führte den Beinamen Doktor Chriſtianiſſimus, und war unſtreitig der denkendſte Theolog des 14. Jahrhunderts. Er erhielt den Namen Gerſon von ſeinem Geburtsorte, einem Dorfe bei Rheims, wo er den 14. Dezember 1363 geboren war. Der berühmte Pierre Dailly war ſein Lehrer, und er folgte ihm in der Würde eines Canzler der Univerſität Paris. Vorzüglich eifrig zeigte er ſich auf der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz, wohin ihn der König von Frankreich als Geſandter ſchickte. Er ſtimmte für die Verurtheilung von Johann Huß. Die damaligen Streitigkeiten zwiſchen den Häuſern Orleans und Burgund verwickelten ihn in viele Verdrießlichkeiten, und zogen ihm ſogar die Verbannung aus Frankreich zu. Er entwich nach Deutſchland, kehrte als Pilgrim verkleidet nach Frankreich zurück, und ſtarb zu Lyon den 12. Juli 1429. Seine ſämmtlichen Werke gab Louis Ellies Dupin, Antwerpen 1506, 4 Bde. Fol., heraus. Wohl mit Unrecht hält man ihn für den Verfaſſer des Buches De imitatione Christi.

Gerſtenberg (Heinrich Wilhelm von). Dieſer vormalige Lieblingsdichter des Volks und berühmte Kritiker wurde 1737 zu Tondern im Schleßwigiſchen geboren. Seine erſte literäriſche Bildung erhielt er zu Altona, bezog dann die Hochſchule zu Jena, wo er auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften, durch glänzende Talente begünſtigt, ſchnelle Fortſchritte machte. In ſeine Heimath zurückgekehrt, trat er in Kriegsdienſte, wurde bald Rittmeiſter, entſagte aber 1766 dieſer Laufbahn, und der Graf Hartwig Bernſtorf, damaliger Staatsminiſter, nahm ihn in die deutſche Kanzlei auf. Gerſtenberg zeigte hier vielen Fleiß und Geſchicklichkeit, daher er 1775 königl. däniſcher Reſident bei der freien Reichsſtadt Lübeck wurde. Nach dem Tode ſeiner Gattin begab er ſich (1783) nach Eutin zu ſeinem Freunde Voß, und wurde 1785 Mitdirektor des Lotto-Juſtizweſens in Altona. 1796 trat er in eine neue Gattenverbindung mit einer Engländerin, und lebte ſeitdem im Kreiſe einer glücklichen Familie in ſtiller Zufriedenheit. Als Schriftſteller trat er zuerſt mit Turnus (Trauerſpiel) auf, welchen Weiße ſehr günſtig beurtheilte. Dann erſchienen ſeine Tändeleien, denen ein allgemeiner Beifall, ſelbſt der des Leſſings, entgegen kam. Darauf erſchien ſeine Ariadne auf Naxos, ſein Gedicht eines Skalden, und mehrere kleine Lieder. Zugleich gab er den Hypochondriſten, ein beliebtes holſteiniſches Wochenblatt, heraus. 1765—67 beſchenkte er das Publikum mit ſeinen Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur. In dieſelbe Zeit fallen die beiden Trauerſpiele: die Braut und ſein berühmter Ugolino. Seinem jüngſten dramatiſchen Werke: Minona, folgte 1795 ſeine Theorie der Categorien nach. Als Militär hat er die Kriegslieder eines däniſchen Grenadiers und ſein Handbuch für Reiter (unter dem Namen Ohle Madſen) geſchrieben. In unſerer Zeit iſt leider ſein ruhmvolles Andenken wie verloſchen. Mit einer glühenden und faſt wilden Einbildungskraft vereinte er tiefe menſchliche Empfindung, einen erfinderiſchen Witz und immer reges Feuer. Er hat im Geſchmacke der nordiſchen Poeten und der Hellenen in Verſen und Proſa gedichtet. Seinem Skaldengeſange fehlt Nichts, was ihn des beſten Sängers aus dem hohen Alterthume würdig macht. Der glückliche Gebrauch der nordiſchen Mythologie, die ſchöne Anordnung, die Kühnheit der Gedanken, Wendungen und Gemälde, und die feſſelloſe Versart geben dem Gedichte einen karakteriſtiſchen Anſtrich jenes Zeitalters. Ein Werk des feinſten Hellenen ſcheinen ſeine Tändeleien zu ſeyn durch die Zuſammenſetzung reizender Verſen, froher Empfindungen, ſchalk-

Digitized by Google

haften und unſchuldig buhleriſchen Bildern. Für's Theater eignet ſich ſein Ugolino nicht (obſchon er auf der Bühne gefiel), aber er erpreßt Thränen; er hat Stellen im hohen tragiſchen Style, vorzüglich in den ſchrecklich grauenvollen Scenen, wenn die Verzweiflung kämpft und mit wilder Sehnſucht nach dem Tode greift. Hier iſt unerkannte wahre Natur, obgleich mit Uebertreibungen und Ausbrüchen einer ungezähmten Phantaſie durchmiſcht. So malt Aeſchylos, wenn er die Furien wüthen, oder den gepeinigten Prometheus jammern läßt. Im Jahre 1808 ſchickte die Münchner Akademie der Wiſſenſchaften dem 70jährigen Greis, ſeiner ehemaligen Verdienſte ſich erinnernd, das Diplom eines auswärtigen ordentlichen Mitgliedes. Er ſtarb zurückgezogen in ſtiller Einſamkeit 1823 im 87ſten Jahre ſeines Lebens. Eine Sammlung ſeiner poetiſchen Werke erſchien 1816 in 3 Bänden.

Gerſtenkorn iſt ein hartes, unbewegliches, bald größeres, bald kleineres Körnchen, das ſeinen Namen von der Aehnlichkeit mit einem Gerſtenkorne hat, und an dem Rande, gewöhnlich des obern Augenliedes, zwiſchen den Wimpern entſteht. Die in dieſe Geſchwulſt eingeſchloſſene Materie gehört gewiſſermaßen zu der Art der Brei- oder Grützgeſchwülſten, und iſt in einem Membran, oder einem Sacke eingehüllt. Wird aber die Geſchwulſt entzündet und ſchmerzhaft, ſo legt man einen warmen, erweichenden Brei aus Semmelkrummen in Milch gekocht auf; und iſt die Geſchwulſt ſchon hart, ſo erweicht man ſie durch ein zertheilendes Pflaſter, öffnet ſie davon, reiniget und heilet ſie. Das Häutchen, oder den Sack der Geſchwulſt, muß man ſodann durch Ausſchälung oder durch die Eiterung herauszubringen ſuchen. Sollte nach der Heilung eine Härte zurückbleiben, ſo thut man am beſten, nach einigen Verſuchen mit dem Schierlingspflaſter, dem giftigen Nachtſchatten u. ſ. f., die Geſchwulſt nicht weiter zu reizen, und ſie dadurch wohl gar krebsartig zu machen. — Auch die Thiere, wie Schweine ꝛc., werden oft mit Gerſtenkornkrankheit befallen, die ſich als weiße Blätter in der Größe einer Erbſe am Maule und Zunge zeigt, und hilft man nicht gehörig, ſo können tödtliche Folgen eintreten.

Geruch. Subjektiv: derjenige äußere Sinn, welcher die duftförmigen Ausflüſſe der Körper empfindet, und deſſen Organ die Naſe iſt. Die Naſenhöhle iſt mit der Schleim abſondernden Schneiderſchen Haut ausgekleidet, in welcher ſich der ſehr weiche Riechnerve verbreitet, indem er ſeinen Urſprung aus der Unterfläche des vordern Theils des großen Gehirns nimmt, und ſich durch die Zellen des Siebbeins in die Naſenhöhle ſenkt. Hier treffen ihn die riechbaren Ausflüſſe (Riechſtrahlen), wenn ſie in der Luft (als dem für den Geruch nöthigen Mittel) aufgelöſt und mit ihr eingezogen werden. Doch kann der Nerve nur ſo lange gehörig von ihnen berührt oder in Thätigkeit erhalten werden, als ſein Lager (Ganglion), d. i. die Schneiderſche Haut, feucht iſt, zu welchem Ende ihr theils aus eignen Schleimhöhlen, theils durch die Thränenwege beſtändig Feuchtigkeit zugeführt wird. Mit der eintretenden Trockenheit, welche unter andern beim Schnupfen Statt findet, verringert ſich auch der Geruch oder hört gar auf. Man erſieht, wie dieſer Sinn ſich, rückſichtlich der andern Sinne, ſehr paſſiv gegen die Außenwelt verhält. Seine Objekte ſind mehrentheils zugleich Geſchmacksobjekte, und beide Sinne ſtehen in ſofern im innigſten Zuſammenhange, als ſie über das Widrige (Schädliche) und Angenehme (Heilſame) aller von Außen nach Innen aufzunehmenden Stoffe wachen. Objektiv bedeutet Geruch, die Eigenſchaft der Objekte, riechbare Ausflüſſe zu geben. Dieſe Ausflüſſe oder Düfte ſind oft körperlich genug, um ſich auch durch andere Sinne bemerken zu laſſen, oft aber auch ſo flüſſig und fein, daß dies nicht möglich iſt. Denn ſo füllt eine kleine Menge Moſchus oder Aſafötida bald ein Zimmer mit ſeinem Ge-

Digitized by Google

ruche an, ohne daß man während der Zeit eine Gewichtsabnahme dieſer Körper auf der empfindlichſten Wage bemerken könnte.

Geryon oder Geryones, ein Sohn des Chryſaor und der Kallirrhoe, ein Rieſe mit 3 Köpfen, 6 Armen und Füßen, der in der Weſtwelt ein König dreier Inſeln geweſen ſeyn ſoll. Er hatte zahlreiche Heerden braunrother Rinder, die unter der Hut des rieſenhaften Hirten Eurytion und des zweiköpfigen Hundes Orthrus ſtanden. Herkules erhielt von Euriſtheus, dem König von Mykene, den Auftrag, dieſe Heerde, deren Ruf allgemein in Griechenland verbreitet war, zu entführen, und ſie nach Mykene zu treiben. Jener unternahm den weiten Zug nach Weſten, und erlegte mit ſeiner Keule den Orthrus, ſammt dem Hirten Eurytion, der ſeinem Hunde zu Hülfe geeilt war. Ehe Herkules aber nun die Heerde forttreiben konnte, hatte er noch einen harten Kampf mit dem Geryon zu beſtehen, dem der ganze Vorfall durch einen Hirten des Pluto benachrichtigt worden war. Obgleich dem rieſenhaften Geryon Juno noch im Streite beiſtand, ſo trat dennoch Herkules ſiegend vom Kampfplatze, Geryon wurde durch einen Pfeil erlegt, und ſogar die Götterkönigin von einem Pfeilſchuſſe in die Bruſt verwundet.

Ges, die ſiebente Tonleiter der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter, wenn ſie zu Es die kleinen Terz macht.

Geſammte Hand iſt die Mitbelehnſchaft, da Mehrere zugleich mit einerlei Grundſtück belehnt werden; doch genießt nur Einer den wirklichen Beſitz, und die Andern folgen erſt nach deſſen Tode, oder nach dem Abgange ſeiner männlichen Nachkommen.

Geſandter iſt nach dem allgemeinen Völkerrechte derjenige, welcher zur Beſorgung wirklicher Staatsgeſchäfte an auswärtige Staaten geſchickt wird, ministre, negotiateur, Staatsunterhändler. In neuern Zeiten aber wurden auch zu bloßen Ceremonielgeſchäften Geſandte abgeſchickt, und ſeit der Ausbildung der Cabinetspolitik und des Geſandtenweſens, beſonders ſeit Richelieu's Zeiten, bloß zur Erhaltung des gegenſeitigen Einverſtändniſſes und noch mehr zur Erforſchung der an einem Hofe vorfallenden Merkwürdigkeiten in andern Staaten beſtändig unterhalten. Geſandte kann jeder Staat abſchicken, der das Recht hat, Krieg anzufangen, und Frieden und Bündniſe zu ſchließen. Ob in monarchiſchen Staaten der Regent allein, oder mit Zuziehung der Stände, jenes Recht auszuüben habe, iſt nach dem Staatsrecht jedes Landes zu beurtheilen. So konnte z. B. der ehemalige König von Polen zwar allein Ceremoniel-Geſandte, aber nur mit Einwilligung der Republik Geſchäftsgeſandte abſchicken. Nur wer das Recht hat Geſandte zu ſchicken, hat das Recht ſie anzunehmen. Die Eintheilung der Geſandten in verſchiedene Klaſſen mit verſchiedenen Rechten und Vorzügen iſt nicht in dem allgemeinen, wohl aber in dem poſitiven europäiſchen Völkerrechte begründet, welches nach und nach jene, in Anſehung des Ranges und äußerer Auszeichnung weſentlich verſchiedene, Klaſſen eingeführt hat. In frühern Zeiten gab es in Europa nur eine Klaſſe von Geſandten in wirklichen Staatsgeſchäften, unter dem Namen Botſchafter. Zur Beſorgung von Privatangelegenheiten aber hielten die Fürſten zuweilen beſondere Geſchäftsführer, oder Agenten, und in Ceremonielangelegenheiten, oder minder wichtigen Geſchäften wurde ein adeliger Hofbeamter abgeſchickt. Doch hatten ſolche Abgeordnete weder auf geſandtſchaftliches Ceremoniel, noch auf andere Vorrechte Anſpruch. Als jedoch, ſchon im 16ten Jahrh., die Idee von dem Repräſentativ-Karakter der Geſandten manche Streitigkeiten und höheren Aufwand veranlaßte, und die Geſandtſchaften (ſeit Ferdinand dem Katholiſchen) häufiger wurden, fing man an, eine geringere Klaſſe von Geſandten, ohne den Repräſentativ-Karakter einzuführen, die man unter dem Namen Reſidenten von

Digitized by Google

den Botſchaftern zu unterſcheiden pflegte. Dieſe Reſidenten hatten jedoch den Rang vor den bloßen Agenten, ſelbſt wenn dieſe, wie es zuweilen der Fall war, auch zu Beſorgung von Staatsgeſchäften gebraucht wurden. Im 17ten Jahrh. fing man an, auch den an die Höfe geſandten Adeligen (gentilshommes envoyés) ein Geſandtſchaftsceremoniel zuzugeſtehen, das jedoch ſehr unbeſtimmt war, bis es ſeit dem Anfange des 18ten Jahrh. an den meiſten Höfen Gebrauch wurde, jene Abgeordneten unter dem Namen der *Envoyés* in eine beſondere Klaſſe zu ſetzen, die zwar unter den Botſchaftern, aber weit über den Reſidenten ſtand. Später erfand man noch andere Abſtufungen, wie die Würde eines bevollmächtigten Miniſters (ministre plénipotentiaire, ministre résident, ministre chargé d'affaires, zwiſchen welchen aber nicht an allen Höfen ein gleicher Unterſchied gemacht wird. Geſandte der *erſten* Klaſſe ſind diejenigen, welche kraft des ihnen zuſtehenden Repräſentativ-Karakters ihren Herrn nicht bloß in dem ihnen aufgetragenen Geſchäfte, ſondern auch in ſeiner Perſon ſo vorſtellen, daß ſie im Allgemeinen die Vorzüge verlangen können, welche er, wenn er ſelbſt gegenwärtig wäre, erhalten würde. Dahin gehören: die Cardinäle, wenn ſie als legati a latere (jetzt ſelten) abgeſchickt werden, die päpſtlichen Nuntien, die Botſchafter (ambassadeurs). Dieſe und die Nuntien theilt man in ordentliche und außerordentliche. Ehemals lag dieſer Eintheilung der Unterſchied, ob der Geſandte für ein gewiſſes Geſchäft, oder für beſtändig an einen Hof geſandt wurde, zum Grunde, jetzt aber wird der Karakter eines außerordentlichen Botſchafters für etwas höher geachtet, und zuweilen auch den beſtändigen Geſandten gegeben. Alle übrigen Geſandten haben den Repräſentativ-Karakter nicht, und in dieſer Hinſicht giebt es überhaupt nur zwei Klaſſen von Geſandten. Doch muß man wegen der Verſchiedenheit der ihnen beigelegten Würde und wegen des an den meiſten Höfen Statt findenden Unterſchieds im Ceremoniel noch zwei Rangſtufen annehmen. In die *zweite* Klaſſe ſetzt man daher die Envoyés (bald envoyé, bald envoyé extraordinaire oder envoyé extraordinaire et plénipotentiaire, der ehrenvollſte Titel, genannt, die bevollmächtigten Miniſter oder Geſandten (ministres plénipotentiaires), die kaiſerlich öſterreichiſchen und päpſtlichen Internuntien; in die *dritte*: die Miniſter, ministres residents, die Reſidenten, und die ministres chargés d'affaires. Die bloßen Geſchäftsführer, chargés d'affaires, welche zuweilen während der Abweſenheit der ordentlichen Geſandten, oft aber auch an Höfen, wo man keine Geſandten höhern Rangs unterhalten will, ernannt werden, haben alle weſentlichen Vorzüge der Geſandten der dritten Klaſſe. Die Wahl der Perſon des Geſandten ſteht zwar im Allgemeinen dem abſendenden Hofe zu, und weder Geburt, noch Stand, oder Religion begründen eine Ausſchließung; ſelbſt Frauen können zu Geſandtſchaften gebraucht werden, und man hat wenigſtens (den Chevalier d'Eon nicht gerechnet) ein Beiſpiel (die maréchale de Guébriant), wo es geſchehen iſt. Jedem Staate aber ſteht es frei, die Annahme eines ihm perſönlich mißfälligen, oder nach den Landesgeſetzen nicht zuläſſigen, Geſandten zu verbitten. In mehreren Staaten iſt es geſetzlich, eingeborne Unterthanen nicht als Geſandten einer auswärtigen Macht anzunehmen. Ein Geſandter kann an mehrern Staaten akkreditirt werden, wie es beſonders in Deutſchland der Fall iſt. Der Geſandte erhält, damit er in dieſer Eigenſchaft von dem Hofe (Staate), an welchen er abgeſchickt wird, anerkannt werde, ein *Beglaubigungsſchreiben* (Creditiv), welches der Botſchafter (und zuweilen auch wohl Geſandter der zweiten Klaſſe) in einer öffentlichen, gewöhnlich aber in einer Privataudienz, übergiebt. Der Geſchäftsgeſandte hat überdies eine Vollmacht, welche den Umfang der ihm beim Unterhandeln verliehenen Gewalt

Digitized by Google

beſtimmt, und gewöhnlich in einer beſondern Urkunde neben dem Creditiv übergeben wird. Geſandte, die an einen Congreß oder einen Reichstag geſandt werden, erhalten kein Creditiv, ſondern ihre Vollmacht dient zugleich zu ihrer Beglaubigung. Die Geſandten erſter Klaſſe erhalten, vorzüglich ſeit dem weſtphäliſchen Frieden, von Allen, außer von dem Fürſten ſelbſt, bei welchem ſie akkreditirt ſind, den Titel Excellenz (ſ. Moſer's Geſchichte der Excellenztitulatur, in ſeinen kleinen Schriften, Th. II. u. III). Keinem Geſandten der untern Klaſſen aber kommt nach dem ſtrengen Staatsceremoniel dieſe Auszeichnung zu, obgleich man ihnen dieſelbe nicht ſelten aus beſonderen Rückſichten bewilligt. Alle Geſandten genießen den Vorzug perſönlicher Unverletzlichkeit, ſo daß jedes gegen ſie begangene Verbrechen als ein Staatsverbrechen geſtraft wird. Dieſe Unverletzlichkeit erkennen die europäiſchen Mächte von dem Augenblicke an, wo ein fremder Geſandter ihr Gebiet betritt, und ſelbſt im Falle eines Bruches laſſen ſie den Geſandten einer feindlichen Macht ſicher ziehen. Zu den übrigen Vorrechten der Geſandten gehört die Exterritorialität, welche nach dem poſitiven Völkerrechte dahin ausgedehnt wird, daß der Geſandte für ſich, für ſein Gefolge, ſeine Wohnung und ſelbſt ſeine Wägen ſo betrachtet wird, als ob er den Staat, der ihn geſchickt hat, nicht verlaſſen habe. Doch iſt dieſes ausgedehnte Vorrecht, da es bloß auf Vertrag und Herkommen beruhet, mancher Einſchränkungen fähig. Kraft der Exterritorialität genießt der Geſandte völlige Befreiung von der Civilgerichtsbarkeit des Staats, an welchen er geſchickt worden iſt, und kann nur vor den Gerichtshöfen ſeines Herrn in Anſpruch genommen werden, außer z. B. wenn er ſelbſt freiwillig die Gerichtsbarkeit des fremden Staats anerkannt hat, oder gegen einen Unterthan deſſelben als Kläger aufgetreten iſt. Alle Güter des Geſandten, welche zu deſſen Funktion gehören, wohin im Zweifelfalle alle beweglichen Güter gerechnet werden, ſind im Allgemeinen von aller Gerichtsbarkeit des Staats, wo er reſidirt, befreit, und können daher nicht mit Arreſt belegt werden. Schon nach Gründen des allgemeinen Völkerrechts iſt der Geſandte auch von der Criminalgerichtsbarkeit des fremden Staats befreit. Da aber kein Staat einen Verbrecher in ſeinem Gebiete zu dulden verbunden iſt, ſo wird nach der Praxis im Fall eines Privatverbrechens die Zurückberufung des Geſandten begehrt, bei Staatsverbrechen aber pflegt man in dringenden Fällen ſich der Perſon des Geſandten zu verſichern, bis die Gefahr vorüber iſt, und ihn alsdann loszulaſſen; in minder dringenden Fällen aber nur die Zurückberufung des Verbrechers zu verlangen, oder ihn aus dem Gebiete zu ſchaffen. Den Geſandten der erſten und zweiten Klaſſe wird von den meiſten Höfen die Befreiung des wirklich zur Geſandtſchaft gehörigen Gefolges von aller bürgerlichen Gerichtsbarkeit zugeſtanden. Ob und in wiefern der Geſandte die Gerichtsbarkeit über ſein Gefolge ſelbſt ausüben ſolle, hängt von beſonderen Beſtimmungen beider Höfe ab. Den Botſchaftern wird die völlige Civilgerichtsbarkeit über ihr Gefolge eingeräumt, und allen Geſandten geſtattet man eine ausgedehntere Gewalt, als ſonſt dem Hausherrn zuſteht. Bei Criminalverbrechen ihres Gefolges verlangen die Geſandten das Recht, den Schuldigen in ihrem Hotel binden zu laſſen, und ihn ihrem Landesherrn zur Beſtrafung zu überliefern, jedoch wird dieſes Recht nicht überall unbeſtritten anerkannt, und bei Verbrechen, die außerhalb dem Hotel des Geſandten begangen worden, hängt die Befreiung des Gefolges von der Criminalgerichtsbarkeit bloß von den Beſtimmungen des Herkommens ab. Allen Geſandten ſteht das Recht zu, Unterthanen ihres Herrn, die in ihre Heimath reiſen wollen, Päſſe zu ertheilen; durch Convenienz aber wird es ihnen auch geſtattet, anderen Fremden und Unterthanen des Staats, wo ſie reſidiren, Päſſe zu geben,

Digitized by Google

und in neuern Zeiten iſt es ſogar in mehreren Staaten verordnet worden, nur diejenigen Fremden zuzulaſſen, welche von den im Auslande angeſtellten Geſandten Päſſe mitbringen. Ehemals wurde den Geſandten faſt überall ein Aſylrecht für ihre Häuſer eingeräumt, und an einigen Höfen (z. B. in Spanien) iſt das Herkommen dafür, jetzt aber hält ſich jeder Staat für berechtigt, verfolgte Verbrecher im Weigerungsfall mit Gewalt aus der Wohnung des Geſandten zu holen. Doch iſt es überall außer Streit, daß die Wohnung der Geſandten nicht von den untern Polizei- und Zollbedienten durchſucht werden darf, und daß auch ihre Wägen von der gewöhnlichen Unterſuchung der Zollbeamten frei ſind. In frühern Zeiten behaupteten und genoſſen die Geſandten das Vorrecht, ganze Stadttheile, in welchen ihre Wohnung gelegen war, durch Aufhängung der Wappen ihres Herrn von der Landesgerichtsbarkeit zu befreien. Beſonders herrſchte dieſer, jetzt überall abgeſchaffte, Mißbrauch, die ſogenannte Quartierfreiheit, in Rom, wo darüber zwiſchen Ludwig XIV. und dem Papſte ein folgenreicher Streit entſtand. Nach einem allgemeinen Herkommen, das ſich unter den europäiſchen Staaten im 16ten Jahrh. gebildet hat, wird allen Geſandten der 1ſten, 2ten und 3ten Klaſſe, wenn in dem Staate, an welchen ſie abgeſchickt ſind, ihre Religion weder öffentliche noch Privat-Uebung genießt, geſtattet, Hausgottesdienſt zu halten und durch ihren Geiſtlichen innerhalb der Geſandtſchafts-Capelle alle gottesdienſtlichen Handlungen vornehmen zu laſſen, die aber in der Regel ihre Wirkung nicht außerhalb des Hotels des Geſandten erſtrecken dürfen. Der Geſandte iſt, kraft der Exterritorialität, für ſich und ſein Gefolge von allen perſönlichen Abgaben befreit, die nur von Unterthanen erhoben werden, von Zöllen aber und Conſumtionsſteuern iſt er nicht ohne Einſchränkung frei, und für Güter, die ihm in einer andern Eigenſchaft, als der eines Geſandten zuſtehen, muß er Abgaben bezahlen. Die Geſandtſchaft geht zu Ende durch Erlöſchung des Creditivs, durch Zurückberufung des Geſandten (der alsdann ein ſogenanntes Rappellſchreiben überreicht, und ein Rekreditiv erhält), durch freiwillige oder gezwungene Abreiſe, oder durch das Abſterben des Geſandten (ſ. Moshamm's europäiſches Geſandtſchaftsrecht. Landshut 1805).

Geſandtſchafts-Rang. In Anſehung des Ranges der diplomatiſchen Geſchäftsführer ſind die Bevollmächtigten der acht Mächte, welche den Pariſer Vertrag unterzeichnet haben, in ihrer Sitzung im Congreſſe zu Wien, vom 19. März 1815, über Folgendes übereingekommen. 1) Die diplomatiſchen Beamten gehören entweder in die Claſſe der Botſchafter (Ambassadeurs), Legaten oder Nuncien; oder in die der Geſandten (Envoyés), Miniſter oder anderer bei den Souveränen ſelbſt bevollmächtigten Perſonen; oder in die der Geſchäftsträger (Chargé d'Affaires), welche bei den Staatsminiſtern der auswärtigen Angelegenheiten bevollmächtigt ſind; 2) die Botſchafter, Legaten oder Nuncien haben allein den Karakter als Stellvertreter (caractère répresentatif); 3) die diplomatiſchen Beamten (Employés) haben ihres Titels wegen keinen höhern Rang; 4) die diplomatiſchen Beamten folgen in der Reihe unter ſich in jeder Claſſe, nach dem Tage der amtlichen Bekanntmachung ihrer Ankunft; 5) jeder Staat wird die Art der Aufnahme für alle diplomatiſche Beamten in jeder Claſſe gleichförmig beſtimmen; 6) Verwandtſchaftsverhältniſſe, oder Familienbündniſſe der Höfe unter ſich, geben ihren diplomatiſchen Beamten keinen Rang; daſſelbe gilt von politiſchen Bündniſſen. 7) Bei Unterhandlungen (actes) und Verträgen zwiſchen mehrern Mächten, welche einen Ordnungswechſel oder die Alternation in den Ausfertigungen zulaſſen (qui admettent l'alternat) wird das Loos über die Ordnung der Miniſter beim Unterzeichnen entſcheiden. — Von Geſandten ſind Delegirte und Deputirte zu unterſcheiden.

Digitized by Google

Geſang iſt der Vortrag einer Rede in abgemeſſenen und ihrer Höhe nach beſtimmten Tönen, mittelſt eines beſondern Gebrauchs unſerer Stimme. Es iſt nichts leichter, als den Unterſchied zwiſchen Geſang und Rede zu fühlen, jedoch ſehr ſchwer, ihn gehörig zu erklären. Beide ſind eine Folge verſchiedener Töne, die ſich ſowohl durch Höhe und Tiefe, als durch eine beſondere Bildung von einander unterſcheiden. Doch ſcheint es, daß die Töne, welche den Geſang ausmachen, ſich durch etwas Anhaltendes und Nachſchallendes von den Tönen der Rede unterſcheiden. Da man indeſſen den Unterſchied zwiſchen Geſang und Rede klar genug fühlt, ſo verliert die Muſik nichts dadurch, daß man ihn nicht mit Worten deutlich genug entwikkeln kann. Geſang und Rede ſind Erfindungen des Genies. Ganz unwahrſcheinlich iſt es, daß der Menſch durch Nachahmung des Vogelgeſanges zur Erfindung des Geſanges ſelbſt ſoll gekommen ſeyn. Die einzelnen Töne, aus welchen der Geſang gebildet iſt, ſind Aeußerungen lebhafter Empfindungen; denn der Menſch, welcher Vergnügen, Schmerz, oder Traurigkeit und Freude durch Töne äußert, wie ſie die Empfindung ſelbſt wider ſeinen Willen aus ihm hervorpreßt, läßt nicht Töne der Rede, ſondern Töne des Geſanges hören. Dieſe von der Natur gleichſam ausgepreßten Töne nennt man die leidenſchaftlichen. Die Töne der Rede ſind zeichnende Töne, welche urſprünglich dienten, Vorſtellungen von Dingen zu erwecken, die ſolche oder ähnliche Töne hören laſſen. Jetzt ſind ſie freilich meiſtens gleichgültige Töne oder willkührliche Zeichen; die leidenſchaftichen Töne ſind natürliche Zeichen der Empfindung. Eine Folge gleichgültiger Töne bezeichnet eine Rede; eine Folge von leidenſchaftlichen Tönen aber der Geſang. Das Gehör ſcheint von allen Sinnen derjenige zu ſeyn, der zu Reizungen und Unterhaltung der Empfindungen gemacht iſt. Wir bemerken ſelbſt an kleinen Kindern, welche nichts vom Geſange wiſſen, wenn ſie in vergnügter oder trauriger Laune ſind, daß ſie ſich durch dazu ſchickliche Töne darin unterhalten. Durch dieſe Töne hat die Laune etwas, woran ſie ſich feſthalten, und wodurch ſie ſich eine Fortdauer verſchaffen kann. Daraus läßt ſich einigermaßen begreifen, wie der Menſch bei gewiſſen Empfindungen eine Reihe ſingender Töne bildet, und ſich dadurch in dem Zuſtande ſeiner Laune unterhält. Dieſes allein macht jedoch den Geſang noch nicht aus; dann erſt, wenn abgemeſſene Bewegung und Rhythmus zum Vorhergehenden hinzukömmt, entſteht der eigenthümliche Geſang. Auch dieſe ſcheinen ſo, wie die leidenſchaftlichen Töne, in der Natur der Empfindungen ihren Grund zu haben. Eine bloße Wiederholung ſolcher Töne iſt nicht hinreichend, das Nachhängen der Empfindungen und das Beharren in denſelben zu bewirken. Dieſes erfolgt weit beſſer bei einer gleichförmig anhaltenden Bewegung. Bei allen Nationen, ſelbſt denjenigen, welche dem Stande der Wildheit noch am nächſten ſtehen, findet man Tanzgeſänge von genau beſtimmtem Takt, und dieſe Beobachtungen beſtätigen das, was wir vom Urſprunge des Geſanges bemerkt haben. Es iſt zum Geſang nicht nothwendig, daß die Töne von menſchlichen Stimmen angegeben werden; denn auch einer bloßen Inſtrumentalmelodie giebt man den Namen des Geſanges, ſo daß die Wörter Geſang und Melodie meiſtens gleichbedeutend ſind. Aber der Geſang der menſchlichen Stimme iſt freilich der urſprüngliche und vollkommenſte, weil er jedem Ton auf das Genaueſte die beſondere Bildung, die der Affekt erfodert, geben kann; da einige Inſtrumente ihn weniger modificiren können, andere es aber doch weit unvollkommener thun, als die Kehle des Sängers. Die weſentliche Kraft der Muſik liegt eigentlich nur im Geſang; denn die begleitende Harmonie hat wenig Kraft znm Ausdruck; ſie dient bloß, den Ton anzugeben und zu unterſtützen, die Modulation merklicher zu machen, und dem Ausdrucke mehr Nachdruck und Annehm-

lichkeit zu geben. Aber in der Melodie allein liegen die mit unwiderſtehlicher Kraft belebten Töne, die man für Aeußerungen einer empfindenden Seele erkennt. Der Geſang hat über alle Werke der Kunſt den Vorzug, um Leidenſchaften zu erwecken. Geſang überhaupt iſt die muſikaliſche Sprache des Gefühls. Bei dieſer hat man nun zwei Punkte beſonders zu bemerken und zu unterſcheiden: den Inhalt und den Vortrag. Jener bezieht ſich auf die unmittelbare Darſtellung innerer Zuſtände, dieſer auf die Stimme. Der Geſang vereinigt ſo auf das Innigſte die lyriſche Poeſie mit der Muſik. Dieſelbe Urſache, welche zur lyriſchen Poeſie und zur muſikaliſchen Darſtellung begeiſtert, wird auch veranlaſſen, daß ſich die Stimme des Menſchen in Geſang ergieße. Man unterſcheidet den natürlichen und den künſtlichen Geſang. Jener bezeichnet einen muſikaliſchen Stimmenvortrag ohne Kunſtübung, dieſer iſt ausgebildet durch die Kunſt, und der Sänger übt ihn, nach Anleitung der Tonſchrift. Zum künſtlichen Geſang wird erfodert: 1) eine ſchöne, biegſame Stimme von anſehnlichem Umfang; 2) Fertigkeit, die Tonſchrift zu leſen, und ſeine Töne nach derſelben rein zu intoniren; 3) deutliche Ausſprache der Sylben und Wörter, und 4) Angemeſſenheit des Vortrags zum Inhalt. Hier iſt der Punkt, wobei der Sänger ſeinen Geſchmack und ſein Gefühl allein bewähren kann; nur wo dieſe Angemeſſenheit ſich findet, ſagt man, der Sänger hat mit Gefühl und Ausdruck geſungen. Man ſehe den Artikel Stimme und Singſchulen.

Geſangbücher ſind ein wichtiges Beförderungsmittel der ſittlich-religiöſen Cultur eines Volkes. Sammlungen von religiöſen Liedern oder von Geſängen, welche zum Abſingen in der Kirche beſtimmt ſind, heißen öffentliche Geſangbücher, ſo wie die zur häuslichen Erbauung beſtimmten geiſtlichen Liederbücher, Privat-Geſangbücher genannt werden. Mit der Reformation begann in der proteſtantiſchen Kirche der Geſang in deutſcher Sprache. Schon Huß hatte unter den böhmiſchen Brüdern den Kirchengeſang in böhmiſcher Sprache eingeführt. Michael Weiß, Pfarrer zu Landskrone in Böhmen, gab ſeine Sammlung böhmiſch geiſtlicher Lieder 1535, ins Deutſche überſetzt, heraus, welche aus 400 Geſängen beſtand, und von denen ſich zwei in die nachherigen Geſangbücher einbürgerten. Peter von Dresden (Petrus Dresdens.) verſificirte in halb deutſch und halb lateiniſcher Sprache mehrere geiſtliche Lieder, wie z. B. In dulci jubilo, nun ſinget und ſeyd froh. Der von Luther (1524) edirten Lieder, welche, ein zweite (1524) mit 8 Liedern vermehrte, eine dritte durch 40 Lieder ergänzte, und eine ſpätere Auflage mit noch 63 hinzugekommenen Geſängen, erlebten, und die theils das Werk eigenen Erguſſes, theils Verbeſſerungen oder Ueberſetzungen ſchon vorhandener, oder von ſeinen Freunden verfaßt waren, bedienten ſich die evangeliſch-lutheriſchen Kirchen lange Zeit beim öffentlichen Cultus. Noch im 16ten Jahrhundert weckte dieſes Beiſpiel von Luther zur Nacheiferung, und es bemühten ſich folgende Dichter, durch ihre Erzeugniſſe auf die Volksbildung zu wirken: Poliander; Nikolaus Decius, Prediger in Stettin (Verfaſſer von: Allein Gott in der Höh' ſey Ehr' ꝛc.); Albert IV., Markgraf zu Brandenburg (ſtarb 1559. Verfaſſer von: Was mein Gott will ꝛc.); Nikolaus Selneccer, Super. zu Leipzig (ſtarb 1592, Verfaſſer von: Laß mich dein ſeyn und bleiben ꝛc.); Mart. Schalling, Prediger in Nürnberg (ſtarb 1608, Verfaſſer des bei Gellert ſo beliebten: Herzlich lieb hab' ich dich o Herr ꝛc.); Philipp Nicolai, Prediger in Hamburg (ſtarb 1608, Verfaſſer der Texte und Melodien von: Wachet auf, ruft uns die Stimme ꝛc. und: Wie ſchön leuchtet uns der Morgenſtern ꝛc.); im 17ten Jahrhundert Rinckart (Verfaſſer der beiden erſten Strophen des ſo bekannten: Nun danket alle Gott, die dritte Strophe iſt Zuſatz einer fremden Hand); Paul Flemming

Digitized by Google

(Verfaſſer von: In allen meinen Thaten ꝛc.); Chriſtian Kaimann, Rektor zu Zittau (ſtarb 1612, Verfaſſer von: Meinen Jeſum laß ich nicht, zu welchem Liede ihn der Churfürſt von Sachſen, Johann Georg der Erſte, der dieſe Worte vor ſeinem Tode ſprach, begeiſterte); Luiſe Henriette, Churfürſtin von Brandenburg und Gemahlin Friedrich Wilhelms des Großen (ſtarb 1667, Verf. von: Jeſus meine Zuverſicht ꝛc.); Johann Hermann, Prediger zu Liſſa (ſtarb 1647); Johann Riſt; Paul Gerhard (Verf. von 120 Liedern); Simon Dach; Martin Geyer, Oberhofprediger zu Dresden (ſtarb 1680, Verf. von: Herr auf dich will ich feſt hoffen ꝛc.); Georg Neumark (Verf. von: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.); Sam. Rodigaſt, Rektor zu Berlin (ſtarb 1708, Verf. von: Was Gott thut, das iſt wohlgethan.) Im 18ten Jahrhundert: Benj. Schmolken, Paſt. primar. zu Schweidnitz, (ſtarb 1737); Erdm. Neumeiſter, Paſtor zu Hamburg (ſtarb 1756); Valentin Ernſt Buſcher, Superint. in Dresden (ſtarb 1740), und viele Andere. Trotz dieſer vielen, unter beſonderen Titeln erſchienenen geiſtlichen Liederbüchern, hielt man ſich jedoch in den lutheriſchen Kirchen an die Luther'ſchen Lieder, welche man, da ſie faſt Jeder auswendig konnte, in den Kirchen abſang. Zu Ende des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, begannen die geiſtlichen Behörden einzelner Provinzen und Gemeinden die Herausgabe ganz neuer Geſangbücher. So wurde von Trogilius Arnkiel ein Holſteiniſches Geſangbuch beſorgt; es erſchien ein Halliſches (1703); Hohenſtaufiſches (1707); ein Berliner (1711) u. a. Die neue Bahn, welche Opitz in der Dichtkunſt betreten, und den gereinigten Geſchmack, den die Poeſie angab, verließen die geiſtlichen Liederdichter bald, und gaben ſich, durch Philipp von Zeſen und Harsdörfer verleitet, einem flachen Modegeſchmack hin. Der ſchwulſtige Ton Lohenſteins (ſtarb 1683) und Hoffmannswaldaus (ſtarb 1679) fand Beifall und Nachbeter auch unter den geiſtlichen Liederdichtern, welche in myſtiſchen Redensarten die Nacktheit ihrer Geſänge einkleideten. Auch der durch Gottſched geltend gemachte Geſchmack zeigte für die geiſtliche Poeſie keine wohlthätigen Folgen. Erſt nach Gellert begann für dieſe Gattung der Dichtkunſt eine neue Periode. Seine 1757 erſchienenen geiſtlichen Oden und Lieder führten zur würdigen Nachahmung. Klopſtock (1758); J. A. Schlegel (1766); Joh. Andreas Cramer (1762—64); Chriſtoph Chriſtian Sturm (1767); Chriſtoph Friedrich Neander (1772); Balthaſar Münter (1773); Caspar Lavater (1774—80); Heinrich Chr. Heeren (1779) u. A. ſind die Namen derjenigen Männer, welche ihrem achtungswürdigen Muſter mehr oder minder nachſtrebten, ihn erreichten, ja ſogar übertrafen. Mit Erſcheinung des neuen Zollikofer'ſchen Geſangbuches, welches er gemeinſchaftlich, mit dem Kreisſteuereinnehmer Weiße (1766) herausgab, wurde gleichſam das Signal zur Verfertigung und Einführung neuer Geſangbücher gegeben. Dieſem Unternehmen folgten bald die reformirten Gemeinden in Bremen und Lüneburg (1767); die evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden in der Churpfalz; die Bremer Domgemeinde (1778); Braunſchweig (1779); Schleswig-Holſtein (1780); Berlin; Copenhagen (1782) u. a., ſo daß ſich jetzt die proteſtantiſchen Geſangbücher bis ins unendliche vervielfältigt haben. Die Namen der Dichter, von welchen man Lieder in jene Geſangbücher aufgenommen hat, ſind außer jenen früher genannten, etwa folgende: Dieterich, Funk, Eſchenburg, Demme, Gleim, Funke, J. A. Hermes, Grot, Graß, J. Ch. Loſſius, Meiſter, Mahlmann, Niemeyer, Mohn, Reiche, Pfranger, Spaldung, Eliſe von der Recke, Sonntag, Starke, Sicro, W. Abr. Teller, Juliane Veillodter, Uz, Wagner u. A. Auch in vielen römiſch-katholiſchen Kirchen bedient man ſich neuer deutſcher Geſänge. Einige der vorzüglichern derſelben ſind: Chriſt-katholiſches Geſang- und Andachtsbuch zum Gebrauche der Gottesverehrung im Bisthum Conſtanz (von dem biſchöflichen Generalvikar

Digitized by Google

von Weſſenberg 1812), und das vom baierſchen Dombechant Vorletdner. — Auch für den veredelten jüdiſchen Cultus erſchienen deutſche Geſangbücher von Johlſon 1819 und von Kley 1821.

Geſangſchulen, ſ. Singſchulen.

Geſchäftsgang, die Form, nach welcher die Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens rechtsgültig und zweckdienlich geführt werden. Der Geſchäftsmechanismus bedarf in ſoweit gewiſſer Formen, als dieſe zugleich die Staatskontrolle erleichtern, mit der ſie in genauer Verbindung ſtehen müſſen. Bei der Erweiterung unſeres Geſchäftsweſens ſind Sachkenntniß, logiſche Denkübung und ſtyliſtiſche Fertigkeit nicht allemal hinreichend, um durch bloße Erfahrung den Geſchäftsgang zu lernen; vielmehr muß ſich jeder angehende Geſchäftsmann in ſeinem Fache nach praktiſchen Anweiſungen umſehn, welche den Mechanismus der Geſchäftsführung bündig, einfach und klar darſtellen. Vorzüglich gielt dieß von rechtlichen Geſchäften, z. B. von der Einrichtung der Regiſtranden, Diarien, Straf-, Relations-, Depoſiten- und Sportulbücher, der Vormundſchaftstabellen, der Repoſitur, des Archivs u. ſ. w. Von Völderndorf, Hecht, Kulenkamp, Terlinden, die badiſche Archivordnung vom J. 1801 u. A. geben gute Anleitung. Auch iſt brauchbar: die Anleitung zu einem regelmäßigen und ſichern Geſchäftsgang in Aemtern und Gerichten. Sondershauſen 1815, und Döllinger's praktiſche Anleitung die Amtsgeſchichte insbeſondre die Amtspapiere durch Vereinfachung des Geſchäftsmechanismus ſchnell zu ordnen u. ſ. w. München, 1815. Umfaſſender iſt des Geh. Staatsminiſters von Maſſow Anleitung zum praktiſchen Dienſte der königl. preuß. Juſtizbedienten. 3 Bände. Zweite nach dem Zuſtande bis 1. Dezember 1815 ausgearbeitete Auflage. Berlin 1816.

Geſchäftsſtyl umſchließt diejenigen ſtyliſtiſchen Formen, welche den gegenſeitigen Verhältniſſen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens angemeſſen ſind; ſeine Untergattungen müſſen den ganzen Cyklus dieſer Verhältniſſe und Beziehungen erſchöpfen. Er zerfällt im Allgemeinen in den Styl für die öffentlichen Geſchäfte (der höhere Geſchäftsſtyl), und in den Styl für die Privatgeſchäfte (der niedrige Geſchäftsſtyl). Der höhere, auch der Curial- oder Canzleiſtyl genannt, theilt ſich in den Hofſtyl und in den Gerichtsſtyl. Der Hofſtyl enthält den Ausdruck und die Bezeichnung derjenigen Verhältniſſe, in denen der Staat als eine moraliſche Perſon, theils gegen andere Staaten, theils gegen ſeine eigenen Bürger ſteht; er betrifft alſo die aus- und inländiſchen Angelegenheiten. Zu den Schriften, die an andere Staaten gerichtet werden, gehören aber ſowohl die öffentliche Verhandlungen und gegenſeitigen Bekanntmachungen (Verträge, Vergleiche, Bündniſſe, Manifeſte, Kriegserklärungen, Friedensſchlüſſe ꝛc.), als auch die geheimen Negotiationen, welche ein Hof dem andern, oder den Geſandten auswärtiger Höfe über Angelegenheiten mittheilt, die nicht zur Publizität gelangen ſollen. Der Hofſtyl für die inneren Staatsangelegenheiten faßt in ſich, theils die Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern ihres eigenen Staates zur Begründung und Sicherſtellung der Rechte derſelben (Wahlkapitulationen, Landtagsordnungen, Receſſe, Vergleiche mit andern Ständen, Mandate zur Fortſetzung von Steuern und Abgaben, Reſcripte, Beſtellungen, Dekrete, Privilegien u. ſ. f.); theils die Verhandlungen der Bürger eines Staats mit der Regierung (Bittſchriften, Geſuche, Memoriale, Berichte, Klagen, Anhaltungsſchreiben u. ſ. w.) — Im Gegenſatze des Hofſtyls enthält der Gerichtsſtyl die Bezeichnung und Form der rechtlichen Verhältniſſen des Staatsbürgers und der einzelnen Stände eines Staates unter ſich ſelbſt, unter der Garantie und im

Namen der Regierung. Durch den Gerichtsſtyl werden die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staats näher gegen einander beſtimmt, und die ſtreitigen Rechte gegen einander entſchieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Juſtiz und Polizei (Citationen, Protokolle, Relationen, Klagſchriften, Proteſtationen, Appellationen, Re = und Dupliken, Excerptionen, Atteſte, Conſenſe, Contrakte, Steckbriefe, Kundſchaften, Geburtsbriefe, Teſtimonia, Trau = und Todtenſcheine ꝛc.) — Im Gegenſatze gegen den höheren Gerichtsſtyl enthält der niedere, oder der Styl für die Privatgeſchäfte den Ausdruck aller derjenigen rechtlichen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, die ohne Mitwirkung und Dazwiſchenkunft der Obrigkeit, zwiſchen den Staatsbürgern als ſolche ſelbſt verhandelt werden können. Dahin gehören: Obligationen, Zeugniſſe, Reſerve, Quittungen, Vollmachten, Abſchiede, Miethverträge, Annonçen, Avertiſſements u. ſ. f., ſo wie der Geſchäftsbrief, der mit dem eigentlichen Briefe bloß die zufälligen äußern Merkmale gemein hat, übrigens aber ganz nach den Regeln des Geſchäftsſtyls entworfen wird. Unbeſchadet des Eigenthümlichen im Geſchäftsſtyle, könnte doch die veraltete Form deſſelben, zum Theil verjüngt, und die Dunkelheit und die Schwerfälligkeit in demſelben vermieden werden. Warum ſollte eine edle kräftige Diktion, der Würde, mit der ſich Regierungen und Höfe gegenſeitig behandeln müſſen, widerſtreiten? Warum ſollte der Staat mit ſeinen eigenen Bürgern nicht deutlich, bündig, kurz und wohlwollend reden können? Freilich wird die ſogenannte Courtoiſe im Geſchäftsſtyle nie völlig vermieden werden dürfen. Sie iſt eine Eigenthümlichkeit deſſelben, und beſteht in dem beſtimmten Feſthalten der durch gewiſſe willkührlich angenommene Ausdrücke und Formeln, feſtgeſetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenſeitigen Verhältniſſen der verſchiedenen Staatsmitglieder gegen ſich ſelbſt, gegen das Staatsoberhaupt und deſſen Diener, ſo wie der letztern gegen die verſchiedenen Claſſen der Staatskörper, ohne weder aus Unwiſſenheit, noch aus Abſicht, gegen die einmal in den bürgerlichen Verhältniſſen recipirten Formen der Convenienz zu verſtoßen. Die Courtoiſe zeigt ſich aber nicht bloß in den Gebräuchen der herkömmlichen bürgerlichen Titel, ſondern auch in gewiſſen hergebrachten Wendungen des Ausdrucks im Contexte, ſowohl in den Eingängen als in den Uebergängen und dem Schluſſe; theils in der äußern Form der Geſchäftsaufſätze in Hinſicht auf Formate, Feinheit des Papiers, Unterzeichnung, Aufſchrift u. ſ. w. Die beſten neuere Schriften, welche den Geſchäftsſtyl behandelt haben, ſind: Biſchoffs Handbuch der deutſchen Canzleipraxis für angehende Staatsbeamte und Geſchäftsmänner (Helmſt. 1793); von Sonnenfels über den Geſchäftsſtyl (Wien 1802, 4te Aufl.); Rambachs theoretiſch = praktiſche Anleitung zum Geſchäftsſtyl (Berl. 1799), und Th. Heinſius, Lehrbuch des deutſchen Geſchäftsſtyls (Berl. 1806, 8.).

Geſchäftsträger, ſ. Geſandten.

Geſchenkte Handwerke, diejenigen, deren Geſellen auf der Wanderſchaft, je nachdem die Einrichtung iſt, von den Meiſtern oder Geſellen derjenigen Oerter, durch welche ſie reiſen, eine beſtimmte Beiſteuer oder Geſchenk erhalten.

Geſchichte, — ein Wort, das der deutſchen Sprache ausſchließend eigen iſt, da die verwandten Sprachen die griechiſch = lateiniſche Benennung historia brauchen, — bezeichnet die Auffaſſung und Darſtellung des Geſchehenen. Sie hat einen doppelten Gegenſtand, die Natur und den Menſchen, wird aber im engern Sinn nur auf den zweiten bezogen. Die Geſchichte ſoll den jedesmaligen Zuſtand der Menſchen und menſchlicher Thätigkeit, entweder überhaupt oder nur einzelne Theile, nach ſeiner Entſtehung ergründen und darſtellen. Sie hat verſchiedene Zweige; nach äußern Ein=

theilungs-Gründen unterſcheidet man: die Geſchichte eines Einzelnen und ſeiner Individualität (Biographie, ſ. d. Art.), die eines Geſchlechts, eines Volks, einer Begebenheit, eines Landes rc.; nach innern Eintheilungsgründen: die Geſchichte der verſchiedenen Arten menſchlicher Thätigkeitsäußerung; in ſofern giebt es: a) eine Erfindungsgeſchichte, d. i. Geſchichte der mechaniſchen Künſte und Erwerbsgeſchicklichkeiten, die, als chronologiſche Darſtellung der nach und nach gemachten, weiter verbreiteten und ausgebildeten Erfindungen, noch nicht erſchöpfend bearbeitet iſt; b) eine politiſche Geſchichte, die Darſtellung der Entwickelung der Kräfte der Menſchen in der Staatsverbindung und der Schickſale der Anſtalten, wodurch das Beiſammenleben derſelben geſichert und befördert wird; ſie muß daher auf innere und äußere Verhältniſſe, (Verfaſſungs- [Rechts-], Kriegs- und Handlungsgeſchichte) Rückſicht nehmen; — c) eine Literaturgeſchichte, die Darſtellung der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, ſeiner Entdeckungen und ſeiner Verirrungen im Gebiete der Wahrheit und des Wiſſens; d) eine Kunſtgeſchichte, welche die Entſtehung und Vervollkommnung der verſchiedenen Zweige der Kunſt, die das Schönheitsgefühl befriedigt, zum Gegenſtande hat; e) eine Religionsgeſchichte, die Darſtellung der Entſtehung und Ausbildung der religiöſen Ideen, wovon die Kirchengeſchichte, welche die Schickſale der in eine Geſellſchaft vereinigten Bekenner eines Glaubens erzählt, ein Zweig iſt. Alle dieſe Abtheilungen zerfallen wieder in vielfache Unterabtheilungen, z. B. die Geſchichte einzelner politiſcher Anſtalten, einzelner Wiſſenſchaften, die kirchliche Geſchichte eines Landes rc. Die Ausbeute aller Specialgeſchichten ſoll die Univerſalgeſchichte, allgemeine Geſchichte, Weltgeſchichte vereinigen, welche, als Ideal, keineswegs bloße Zuſammenreihung von Specialgeſchichten, noch Perioden abgetheilt, iſt, ſondern das Reſultat der Erforſchung des Einzelnen, die Darſtellung des jedesmaligen Zuſtandes des ganzen menſchlichen Geſchlechts, nach allen Beziehungen, und der gegenſeitigen Einwirkung der Theile deſſelben ſeyn ſoll. Die Univerſalgeſchichte theilt ſich in zwei Hälften, die alte und neue Geſchichte, welche durch die Herrſchaft einer neuen Religion unter den wichtigſten Völkern der Erde geſchieden werden. In der letztern wird, zur Erleichterung der Ueberſicht, ein Zeitraum von zehn Jahrhunderten, von 500 bis 1500 n. Ch., das Mittelalter genannt, und von der neueſten Zeit geſchieden. Die alte Geſchichte beginnt mit der Entſtehung der menſchlichen Geſchlechter, oder wenn man von der durch Kritik und Urkunden beglaubigten Geſchichte ausgeht, mit der Bildung der erſten Reiche und Staaten, und reicht bis zum Sturze des römiſchen Weſtreichs (bis 476 n. Chr.). Die mittlere Geſchichte hebt von dieſem Zeitpunkte an, und geht von da an bis zur Entdeckung von Amerika (476 — 1492 n. Chr.). Die neuere Geſchichte umfaßt die drei erſten Jahrhunderte bis zur franzöſiſchen Revolution (von 1492 — 1789), und die neueſte Zeit den Zeitraum der Umbildung Europa's bis auf unſere Tage. Will man einen noch neuern Zeitabſchnitt unterſcheiden, ſo geht dieſer von der franzöſiſchen Revolution bis zum Sturze des Buonaparteſchen Kaiſerreichs und von da bis auf unſere Zeiten. Dieſe größere Intervalle vertheilt man der Ordnung und des Gedächtniſſes wegen, ebenfalls in noch mehrere kleinere. Die daraus entſtehende Abtheilungen nennt man Zeiträume oder Perioden. Man beſtimmt ſie durch gewiſſe vorzüglich denkwürdige Begebenheiten, z. B. die Erbauung Roms, die Geburt Chriſti u. v. a.; oder auch durch vorzügliche denkwürdige Perſonen. (Vergl. Aera u. Chronologie.) Die Alten kannten den Begriff der Univerſalgeſchichte nicht, wie ſich derſelbe bei den Neuern, als der Gedanke von einer gemeinſchaftlichen moraliſchen Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts erwacht war, gebildet hat. In ſpä-

teren Zeiten, bei der Verbreitung einer höheren philoſophiſchen Bildung fing man an, von der Univerſalgeſchichte und der politiſchen Geſchichte die Geſchichte der Menſchheit zu unterſcheiden, und derſelben die Geſchichte der Menſchen als Menſchen, ohne Rückſicht auf bürgerliche Verhältniſſe, außer in ſofern dieſe auf die Kultur eingewirkt haben, zum Gegenſtande anzuweiſen. Doch hat man über die Aufgabe und die wahren Gränzen der hiſtoriſchen Disciplin, welche man (ſeit Iſelin, 1764, der doch umfaſſender war, als der bloß das Anthropologiſche berückſichtigende Henry Home oder Lord Kaimes, oder der, nur die intellektuell-politiſche Kultur beachtende, Ferguſon, 1766) Geſchichte der Menſchheit nennt, und ſowohl im Ganzen, als im Einzelnen (z. B. Geſchichte der Weiber, Geſchichte der Stände) bearbeitet, nur noch ſchwankende Begriffe aufgeſtellt, und ſo viele ſchätzbare Ideen jene Werke (vorzüglich Herder's Ideen zu einer Philoſ. d. Geſch. d. Menſchheit) enthalten, ſo wenig genügen ſie in wiſſenſchaftlicher Hinſicht. — Zur Erforſchung und Beurtheilung des geſchichtlichen Stoffes ſind manche Kenntniſſe nöthig, die gewöhnlich unter dem Namen der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften begriffen werden. Man hat jedoch der gewöhnlichen Zuſammenſtellung dieſer Hülfswiſſenſchaften (Chronologie, Heraldik, Geographie, Genealogie, Numismatik, Diplomatik ꝛc.) wohl nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht, daß ſie hiſtoriſche Elementarwiſſenſchaften, ohne welche Geſchichte nicht möglich iſt, ſehr uneigentlich dazu rechne. Nach dieſer Anſicht kann man zu den hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften überhaupt nur diejenigen Disciplinen zählen, deren Inhalt nicht unmittelbar hiſtoriſch iſt, die aber zur Herbeiſchaffung und Beurtheilung des hiſtoriſchen Stoffes durchaus nothwendig ſind, und vorzüglich möchten dazu Sprachkunde, Philoſophie und Staatswiſſenſchaften (Statiſtik und Politik, d. i. Staatsverfaſſungs- und Staatsverwaltungslehre) zu rechnen ſeyn. Zu den Elementarwiſſenſchaften der Geſchichte aber gehören: a) hiſtoriſche Chronologie, b) Erd- und Völkerkunde, c) Genealogie und deren Hülfswiſſenſchaft, die Wappenkunde. Zu den Disciplinen, deren die Kritik oder hiſtoriſche Forſchung bedarf, gehören: die Münzkunde und Medaillenkunde, die Inſchriftenkunde (Epigraphik), die Urkundenlehre (Diplomatik) und die Schriftſtellerkunde. (S. Rühs's Entwurf einer Propädeutik des hiſtoriſchen Studiums, Berl. 1811, wo dieſe Idee von dem innern Zuſammenhange der hiſtor. Disciplinen glücklich ausgeführt iſt, und Feßmaier's Grundriß der hiſtor. Hülfswiſſenſchaften. Landshut, 1802.) Wir wenden uns zu den verſchiedenartigen Darſtellungen der Weltgeſchichte. Dieſe iſt eine glaubwürdige Erzählung merkwürdiger Begebenheiten in ihrem Zuſammenhange und nach ihren Gründen. Nicht alle Begebenheiten verdienen unſerer Aufmerkſamkeit, Nur diejenigen ſind merkwürdig, die einen bedeutenden Einfluß auf das Menſchengeſchlecht gehabt, oder reichhaltige Ereigniſſe, die eine beträchtliche Veränderung des Ganzen oder beträchtlicher Theile deſſelben hervorgebracht haben, und der Aufzeichnung des Geſchichtsſchreibers und des Nachdenkens forſchender Leſer würdig. Beglaubigt ſind diejenigen Begebenheiten, welche in reinen und untadelhaften Quellen aufbewahrt werden. Hat man gleich ſchon viel gewonnen, wenn man ſich von der Wahrheit und Zuverläſſigkeit der Begebenheiten nach ſicheren Zeugniſſen überzeugt hat, ſo iſt dieſe Sammlung einzelner Thatſachen noch nicht hinreichend, die Anfoderungen der Geſchichte zu befriedigen. Sie ſoll die Begebenheiten in ihrem innern Zuſammenhange, in gehöriger Verbindung vortragen. Daher muß die Darſtellung die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorging, und die Grundlage neuerer Ereigniſſe wurde, lebhaft verſinnlichen. In der hiſtoriſchen Compoſition verlangen

Digitized by Google

wir die Maſſe der Begebenheiten ſo in ihren Gründen und Veranlaſſungen dargeſtellt, daß wir, mit Joh. v. Müller zu reden, gleichſam aus der Vergangenheit die Gegenwart erklären, und die Zukunft weiſſagen können. Der Hiſtoriker erſcheint uns daher in einer Doppeleigenſchaft als Geſchichtsforſcher (ſ. d. Art.), oder als Geſchichtſchreiber (ſ. Hiſtoriographie). Wenn auch gleich die Thatſachen der Geſchichte unter der Feder des Geſchichtsſchreibers dieſelbigen bleiben, ſo iſt es doch nicht gleichgültig, welche Form der Darſtellung er ihnen ertheilt. Die hiſtoriſche Methode beſchäftigt ſich daher mit der Art und Weiſe der Anordnung, Stellung, Behandlung, Vergleichung und Verbindung der dargeſtellten Begebenheiten nach verſchiedenen Geſichtspunkten. Sie iſt 1) geographiſch, wenn man entweder von der vormaligen alten, oder jetzigen politiſchen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht, und daran die Darſtellung der Begebenheiten reiht, durch welche der Zuſtand derſelben in frühern Zeitabſchnitten Veränderungen erlitt. Dieſer Unterricht für die ältere und mittlere Geſchichte muß durch zweckmäßige Karten verſinnlicht werden (d'Anville, Funke, Kruſe) (ſ. Geographie); 2) ethnographiſch (ſ. Ethnographie), wenn man jedes Volk nach einzelnen Perioden, ſelbſtſtändig und nach dem Gange ſeiner beſondern Geſchichte, während dieſer Periode darſtellt, ſo daß nach dieſer Behandlungsart ein Volk auf das andere folgt (Gatterer, Beck, Schloſſer, Wachler, Pölitz, Dreſch u. A.); 3) chronologiſch oder annaliſtiſch, wenn eine unmittelbare Folge der Jahre und Jahrhunderte, nach einer hiſtoriſch-kritiſch feſtgeſetzten Zeitrechnung, als leitendes Princip für die Darſtellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird (vergl. Chronologie) (Buſch, Bredow, Hegewiſch u. A.); 4) ſynchroniſtiſch, wenn das Gleichzeitige, ſowohl in den einzelnen Zeitabſchnitten in der Geſchichte, als auch überhaupt in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, nach einem gewiſſen Principe ordnet und zuſammenſtellt, um eine Totalüberſicht deſſen zu gewähren, was ſich gleichzeitig an merkwürdigen Begebenheiten in allen Theilen der Erde, Völkern und Reichen ereignete. Synchroniſtiſche Tabellen ſind bei dieſer Darſtellung unentbehrlich (Jäger, Bredow, Kruſe, Vater ꝛc.); 5) pragmatiſch, wenn man den innern Zuſammenhang der Begebenheiten, die Gründe und Folgen derſelben, die in den Karakteren der handelnden Perſonen des Volks und der Zeit, und in beſondern Umſtänden lagen, ſo entwickelt, daß man daraus einſehen kann, wie Alles ſo kommen mußte, wie es kam, und uns dadurch das Bild eines zuſammenhängenden Ganzen geliefert wird (Schlözer, Spittler, Heeren). Siehe d. Art. Kritik (hiſtoriſche).

Geſchichte (Geſchichte der). Treffend hat ein deutſcher Schriftſteller bemerkt, daß die älteſte Poeſie der erſte Verſuch in der Geſchichtſchreibung ſey. Selbſt die Behauptung, daß die Geſchichte mit dem Sündenfalle beginne, iſt nicht etwa bloß im moſaiſchen, bibliſchen Sinne, ſondern auch ſelbſt im höheren, philoſophiſchen begründet. Der dämmernde Beginn unſers menſchlichen Geſchlechts verliert ſich in den wundervollen Räthſeln einer unaufklärbaren Urzeit, in Philoſophemen und Mythen über die Zeugung der Götter, über das Auftauchen oder den Niederſchlag unſeres Erdkörpers aus einem Urgewäſſer, über die Bildung des Lichts, und alles Geſchaffenen von der todten Steinwelt an, durch alle Stufen der Organiſation hindurch, bis zum Menſchen, der Krone der Schöpfung. Was konnten die älteſten mündlichen Ueberlieferungen, was die erſten ſchriftlichen anders geben, als Traditionen, Sagen und Lieder, in welche die Räthſel der Urzeit ſich ſo wohl kleideten? — Wir werden dies an den einzelnen Völkern des Orients wahrnehmen, und daran den Beweis reihen, wie echte Geſchichtſchreibung im Oriente unmöglich war,

Digitized by Google

zuerſt von den Aegyptiern. Zwar haben wir es, trotz Athanaſius Kirchers und Zoega's Bemühungen, in der Entzifferung ihrer heiligen Bilderſchrift, der Hieroglyphen, noch faſt zu gar nichts gebracht, und wir können mit keiner Beſtimmtheit ſagen, ob dieſe wundervolle, räthſelhafte Schrift, mit welcher ſie ihre Obelisken und Pyramiden bedeckten, philoſophiſchen, religiöſen oder hiſtoriſchen Inhalts geweſen; ihre heiligen Sagen aber, die Herodot benutzt hat, mögen auch nicht echt auf uns gekommen ſeyn. Wohl mögen dieſe für das Auge ſo unerfreulichen Bilder dieſer Käfer, Skorpionen, Schlangen, dieſe menſchlichen Geſtalten mit Habichts-, Hunde- oder Stierköpfen tiefere Deutung haben, als man gemeinhin darinnen finden mag, und dem, der Etwas mehr von des Volkes Eigenthümlichkeit und Geſchichten weiß, wird es ſehr glaublich, daß ſie in dieſer Schrift alle ihre philoſophiſchen, religiöſen und hiſtoriſchen Reſultate niedergelegt hatten, weil alle dieſe Kenntniſſe bei den Alten Eins und unzertrennlich waren. Aber freilich rein hiſtoriſcher Aufſchluß ſteht nicht von ihnen zu erwarten, und der einzige einheimiſche Geſchichtſchreiber dieſes Volkes, Manetho, iſt uns von Jul. Afrikanus und Euſebius zu ſehr nur in Bruckſtücken überliefert worden, als daß er zum Leitfaden dienen könnte. Zwar war er Prieſter zu Heliopolis, und ſchrieb auf Befehl Ptolemäus II. Philadelphus eine Geſchichte Aegyptens von den älteſten Zeiten bis auf Alexander den Großen aus alten Denkmälern und Büchern (etwa 260 J. v. Chr.) zuſammen, aber wie viel der älteſten Prieſterweisheit mag ſchon für ihn verloren geweſen ſeyn, da die Aegyptier und Indier die beiden Nationen der alten Welt ſind, welche im früheſten Beſitze großer Kultur waren. 2) Hebräer. Weit anders, weit erfreulicher verhält es ſich mit der Geſchichtſchreibung des Volkes, deſſen hohe Eigenthümlichkeit nur aus dem Umgange mit den Aegyptiern erklärlich iſt, und deſſen erſter Geſchichtſchreiber die Elemente ſeiner Bildung in den geheimnißvollen Schulen oder Orden der ägyptiſchen Prieſter erhielt, wir meinen die Hebräer. Der Einfluß ägyptiſcher Lebens- und Landesart, und, was noch mehr iſt, der Einfluß ägyptiſcher Ideen auf die jüdiſche Nation und ihre großen Regenten, iſt gar nicht zu verkennen. Welch ein Mann dieſer Moſes, der als Heerführer eines feigen, wetterwendiſchen, als Geſetzgeber eines halsſtarrigen, ſelbſtſüchtigen Volkes, daſſelbe von jahrelanger Knechtſchaft los zu machen, und durch die Gefahren des Meeres, der Wüſte und des Aufruhrs in ein noch zu eroberndes Land zu führen wußte, der gleich groß als Dichter, Philoſoph und Geſchichtſchreiber die Geſchichten vom Entſtehen der Welt, vom erſten Menſchen und den erſten Staaten ſo anmuthig, ſo faßlich darzuſtellen wußte. Das Geſchick hat ſeine Weisheit und Gerechtigkeit an den moſaiſchen Geſchichtsbüchern ganz beſonders erwieſen, da es uns dieſe Denkmäler alter Weisheit ſo vollſtändig, ſo echt erhalten hat. Ueber allen hiſtoriſchen Schriften der Juden haben die moſaiſchen allein die für ihre Zeit höchſtmögliche Vollendung erreicht, die Bücher der Chronika, die die Helden- oder Ritterperiode umfaſſen, ſtehen ihnen weit nach, und die Schriften der Propheten gehören in ſpätere Zeiten, welche den Uebergang zu einer neuen bildeten. 3) Phönizier. Möchten wir von den merkwürdigen Nachbaren der Juden im Norden, von den Phöniziern, mehr übrig haben, als das Fragment der neun Bücher Sanchuniathons. Dieſer, deſſen Lebensart und Schickſale ſo ungewiß, daß er von Einigen in die Zeiten des trojaniſchen Krieges (alſo faſt 1200 v. Chr.) geſetzt, von Andern aber, wie z. B. von Dodwell, ganz abgeleugnet wird, ſchrieb eine Geſchichte vom Urſprunge der Welt und ihren Göttern, wie auch der Aegyptier und Phönizier, welche Philo aus Byblus (200 v. Chr.) ins Griechiſche überſetzte, wovon wir aber nur ein Bruchſtück beim Euſebius (de praep. evang.) finden, das nur den Anfang des Werkes, die Kosmo- und Theogonie enthält. Bei dem ſo

Digitized by Google

unentſchiedenen Streite über Sanchuniathons Echtheit iſt dieſer Verluſt nur in ſofern zu beklagen, als wir nun genau ausfindig machen können, wie ſich der Kreis der Schöpfungsmythen in der eigenthümlichen Denkweiſe dieſer Nation ausgeprägt hatte. Eben ſo wenig wird der Verluſt ihrer Chroniken oder Reichsannalen zu beklagen ſeyn, welche ſie nach der Weiſe des Orients gehabt haben mögen, und welche Herodot vielleicht noch benutzte. Ein deſto größerer Verluſt ſind die Reiſetagebücher dieſes erfinderiſchen, betriebſamen, gewerbfleißigen Volkes, dieſer kleinen, aber wichtigen Handelsrepublik, deren kluge und kühne Schiffer nach allen Küſten der damals bekannten Welt ſegelten, und alſo wohl manches Reſultat ihrer Reiſen ſchriftlich niedergelegt haben mögen. Wie viel Licht würden dieſe über die früheſte Länderkunde und Staatenverhältniſſe verbreiten! 4) Babylonier. Nicht viel zuverläſſiger ſind die hiſtoriſchen Ueberbleibſel der Babylonier. Beroſus, ein Prieſter des Baal oder der Sonne zu Babylon, trug ebenfalls aus uralten Annalen, die ſich im Belustempel vorfanden, ein Werk über die chaldäiſche Geſchichte in drei Büchern zuſammen, deſſen Bruchſtücke Euſebius und Joſephus aufbewahrt haben. 5) Perſer. Von der Art und Weiſe ihrer hiſtor. Schriften kann man ſich ſowohl aus ihren neuern, z. B. aus Mirkhond, einen Begriff machen, welcher ſich nicht über den Rang eines Annaliſten erhebt, als auch noch mehr aus der bei ihnen einheimiſchen Sitte, wie man dieſe Werke abfaßte. Den gewaltigen Gebieter des Landes umgaben nämlich mehrere königliche Schreiber, welche jedes ſeiner Worte, jede ſeiner Thaten aufzeichnen mußten. Cyrus pflegte es ſo zu halten, und ein neuerer Herrſcher, der Mogole Hyder Ali, blieb dieſem alten Gebrauche treu. Wie ſchlimm es da um die Geſchichte ſtehen mußte, wo ſich Alles, was der Nachwelt überliefert ward, auf die glorreiche Verherrlichung des Einen bezog, begreift Jeder. Denn wir fodern von der Geſchichte, daß ſie uns das Leben und Weben, die Schickſale einer ganzen Nation darſtelle, daß ſie auf jeden Einzelnen Rückſicht nehme, welcher ſichtbar in das Ganze eingegriffen, nicht aber den vergöttern, den ſein Platz und ſein Thun ſchon vor der Vergeſſenheit bewahrt. In dieſem Sinne hatte alſo, wie ſchon geſagt, der Orient keine Geſchichtſchreibung. Verlaſſen wir das geheimnißvolle Morgenland, und ſchiffen hinüber zu dem geprieſenen heitern Hellas, zu ſehen, wie dort in freiern Verfaſſungen unter milderm Himmel die Früchte Klio's gedeihen. 6) Griechen. Auch in Griechenland und der heutigen Levante oder auf der von der Natur ſo begünſtigten Weſtküſte Kleinaſiens, wo ſich Griechen mit ihren Kenntniſſen niedergelaſſen, auch hier verlor ſich die älteſte Geſchichte in Dichtungen, ſowohl dem Inhalte, als der Form nach. Die Generation der Götter, und wie ſich Alles aus Liebe gebildet, ſang Heſiodus aus Kleinaſien. Da dichtete auch der Vater des Geſanges, Homer, den ſieben Städte in ihren Mauern geboren haben wollten, ſeine wohllautenden, unſterblichen Lieder von dem Heldenzuge der Griechen gegen das hohe Ilium, von den wunderſamen Irrfahrten des Odyſſeus. Beider Gedichte (Epopöen) ſind, wie die übrigen Mythen- und Sagenkreiſe dieſes Volkes, der Form nach freilich Poeſien, aber im Inhalt, beſonders durch die genealogiſche Richtung, der älteſten Geſchichte verwandt. Den Uebergang von der Poeſie zur Hiſtorie bildete Dionyſius, von Milet in Kleinaſien, der die ganze fabelhafte Geſchichte aus älteren Mythen und Sagen zuerſt im zuſammenhangenden Auszuge vortrug, und in deſſen Bemühen, den Zufall auszuſchließen, ſich das der erwachten Vernunft äußerte, ihre Geſetze in der Hiſtorie geltend zu machen. Er war die Mittelſtufe zum erſten Werke einer geſetzmäßig bildeten Hiſtorie, zu den Geſchichtsbüchern Herodots, der ebenfalls aus Kleinaſien aus Halikarnaß gebürtig war. Es iſt nicht gelehrte Spielerei, wenn man dieſen den Homer der Geſchichte, wie jenen den Herodot der Poeſie

Digitized by Google

nennt. Sie haben die religiöſe Anſicht, das weiſe Maaß, die kindliche Einfalt, die naive Anmuth vollkommen mit einander gemein, und unterſcheiden ſich nur in der Form. Ueber die angeblichen Mängel des Herodot haben wir in der neuern Zeit richtiger denken gelernt, über ſeine vorgebliche Leichtgläubigkeit durch neuere Reiſende vollkommenere Aufſchlüſſe erhalten, und der Verkannte iſt uns dadurch nur um ſo liebenswürdiger geworden. Der Grundfaden ſeines ganzen Werkes iſt die perſiſche Geſchichte, worin die Beſchreibung der Geſchichte der ganzen, damals bekannten Welt verwebt iſt. In dieſer Hinſicht kann man es ein Syſtem von lauter einzelnen, von Ortsgeſchichten, nennen. Aber die höhere Einheit, welche dieſes Zerſtückeln mildert, das eigentliche Thema iſt das befreite Griechenland, oder Ueberwindung der Barbaren (ſo nannten die Griechen alle Nicht-Griechen), welche die Welt überwunden hatten, d. h. Sieg der Griechen über die Perſer. Die Geſchichten aller andern Völker ſind als Epiſoden eingewebt, in welchen er ſo unerreichbar, wodurch er ſowohl ſeinen eigenthümlichen Hang zu gemüthlicher Ausbreitung, als auch den Zeitgeiſt ſeiner Nation reichlich befriedigen konnte, welche, durch die Kriege mit den Perſern zu höherem Selbſtgefühl erwacht, von fremden Völkern und ihren Sitten und Schickſalen nun Etwas mehr zu erfahren wünſchten. Durch dieſen Sagenreichthum und die ergötzlichen Epiſoden ward Herodots Werk dem alten Nationalgeſange, dem homeriſchen Epos, verwandt, und eignete ſich, wie dieſes, zum rhapſodiſchen Vortrage; daher auch Luzian wohl ſagen konnte: „Herodot trat nicht als Zuſchauer, ſondern als Mitkämpfer in den olympiſchen Spielen auf, ſang (oder rezitirte) ſeine Geſchichte ab, und bezauberte ſo, daß ſeine neun Bücher mit dem Namen der neun Muſen bezeichnet wurden." Was dieſe Bücher zu dem ſo hohen und verdienten Range erhebt, iſt die religiöſe Weltanſicht, von welcher ihr Urheber durchdrungen war. Herodots Sprache iſt durchaus bildlich (oder plaſtiſch), wie die homeriſche, ſeine Schreibart vergleicht Winkelmann mit dem älteſten Style der bildenden Kunſt, dem es noch an der Rundung fehlt, wodurch Licht und Schatten entſteht; die Karakterſchilderung kennt er noch nicht: er läßt die Perſonen ſelbſt handeln, und führt ſie im ungezwungenſten Dialog ein, an deſſen Stelle die ſpätern Geſchichtſchreiber förmliche Reden ſetzten. Als Herodot auf dem großen Nationalfeſte, 440 vor Chr. Geb., ſeine Bücher rezitirte, da vergoß ein edler Jüngling heiße Thränen, und entflammte ſein Gemüth mit dem Entſchluſſe, die Geſchichten ſeines Vaterlandes zu beſchreiben. Es war Thukydides, des Olorus tiefſinniger Sohn aus Athen. Er, in dem ſich die ganze Bildung ſeines, des perikläiſchen Zeitalters, concentrirte, beſchrieb 21 Jahre von dem 27jährigen peloponneſiſchen Kriege, welcher, durch die Eiferſucht von Athen und Sparta entzündet, die ſchönſten Blüthen Griechenlands abſtreifte. Da Thukydides die Geſchichte als Staatsmann anſah, mithin eine politiſche Richtung annahm, ſo mußte er alle Sagen und Fabeln verbannen, ſo konnte er zu Dichtern nur in Ermangelung anderer Beweisthümer ſeine Zuflucht nehmen. Daher auch ihm Dionys von Halikarnaß kritiſche Wahrheitsliebe als eigenthümlichen Karakter zuſchreibt; daher auch Hume ſagt: die erſte Seite im Thukydides ſey der Anfang der wahren Geſchichte. — Mittelpunkt ſeines ganzen Werkes iſt der Streit um die Leitung der griechiſchen Eidgenoſſenſchaft, in der That aber das Streben nach Oberherrſchaft. Hieraus und aus ſeiner politiſchen Tendenz ging die ganze Anordnung ſeiner Bücher, die Beſchaffenheit ſeiner Epiſoden, — welche hier nur Abſchweifungen, zum Verſtändniß nöthig ſind, — hieraus die Einführung förmlicher Reden, hieraus ſeine urkundliche Schreibart, hieraus ſein gedrungener, kurzer Styl hervor, den Cicero mit

Digitized by Google

einem allzu alten Weine vergleicht, deſſen feurige Kraft der Zunge unerträglich ſey. — Thukydides wollte ein Beſitzthum für die Nachwelt, ein Archiv der Staatsweisheit liefern, daher er ſeine Erzählung auf kritiſche Nachrichten baute; daher er die öffentlichen Reden einwob, weil dieſe bei den attiſchen Volksverſammlungen das einzige Organ waren, wodurch die Willensmeinung des freien Volkes geleitet ward, weil in den alten Freiſtaaten, namentlich in den griechiſchen, die Redekunſt die höchſte Bedingung zur öffentlichen Wirkſamkeit war. — Ihm folgte Xenophon, des Sokrates würdiger Schüler, aus Athen. Eine durchgängige Harmonie war ſein innerſtes Weſen, die nüchterne Beſonnenheit des Sokrates hatte ihm eine völlig praktiſche Richtung gegeben, die ſich in der ſittlichen Tendenz ſeiner Schriften beurkundet, und daher nimmt man bei ihm keine ungewöhnliche Intenſion, wie bei Thukydides, keine unbeſchränkte Richtung, wie bei Herodot, keine üppige Fülle für das Maaß ſelbſt wahr. Dieſes Mittelmaaß aller Kräfte äußerte einen günſtigen Einfluß auf ſeine hiſtoriſche Forſchung und Kritik: es machte, daß ſein Gemüth weniger durch Ideen, als durchs Leben gebildet werden konnte — wie er denn bei Ageſilaos im Lager, nachher ſelbſt Feldherr war — er machte aber auch die Natürlichkeit und Anſpruchloſigkeit zum Grundfaden ſeiner Schreibart und ſeines Styls, welcher die Zeitgenoſſen ſo entzückte; daß ſie zu ſagen pflegten: die Muſen redeten durch ihn — die Grazien hätten ſeine Sprache gebildet, welche ſüßer als Honig ſey, und in welcher eine Zauberei verborgen liege ꝛc. — Bekanntlich ſetzte er in den Hellenicis die Geſchichten des Thukydides fort, die höchſt verſchieden beurtheilt worden ſind. Er beſchrieb ferner den merkwürdigen Rückzug (Anabasis), den er an der Spitze von 10.000 Griechen aus den Ebenen Cunaxa's durch ganz Vorderaſien bis nach Griechenland zurück, ſelbſt angeführt, nachdem der jüngere Cyrus, dem die Griechen gegen den ältern Bruder beigeſtanden, gefallen war. Er verfertigte eine Schutzſchrift für ſeinen geliebten Lehrer, der durch ſeine Tugend unterging. Er beſchrieb endlich die Bildungsgeſchichte des Cyrus (Cyropädie), welche mehr ein Roman im perſiſchen Geiſte, als Geſchichte, mehr Darſtellung eines nach ſokratiſchen Begriffen gebildeten Herrſcher-Ideals, und unſtreitig die gelungenſte ſeiner Arbeiten in Anlage und Harmonie iſt. Sollen wir das Eigenthümliche dieſes hiſtoriſchen Triumvirats noch einmal vor unſere Leſer hinſtellen, ſo faſſen wir es mit den Worten zuſammen: Herodots hiſtoriſche Anſicht war religiös, die des Thukydides politiſch-praktiſch, die bei Xenophon ſittlich oder ethiſch-praktiſch. Herodot zeichnete ſich aus durch die Vollkommenheit eines großen Planes; Thukydides durch die ſtrenge Bewahrung eines öffentlichen Karakters; Xenophon durch das vollendetſte Muſter eines gebildeten Vortrags. Ihnen entgegengeſetzt war die ſogenannte pragmatiſche Richtung der Hiſtorie, als deren Repräſentant Polybios aus Megalopolis in Arkadien gelten kann. Auch ſeine Eigenthümlichkeit ward, wie bei den bisher genannten, durch den Zeitgeiſt ganz beſonders herbeigeführt. Er hatte weite Reiſen durch Aegypten, über die Alpen, durch Gallien und Spanien gemacht. Er ward mit jenen 1000 Achäern, die am Grabe griechiſcher Freiheit um Rettung kämpften, als Geißel nach dem ſtolzen Rom geführt. Er ſah den Freiheitsgenius von Athen's, von Sparta's Märkten, Mauern und Tempeln weichen, ſah das an Schätzen und Kunſtwerken reiche, prächtige Korinth in Flammen auflodern, ſah die Auflöſung des letzten Bundes gegen die Uebermacht des achäiſchen, und ſah die Mauern Karthago's, der einzig übrigen Nebenbuhlerin der weltgebietenden Roma, zuſammenſtürzen. Er, von den großen Scipionen, von den Unterdrückern ſeines Vaterlandes geachtet, ſtand, wie J. v. Müller, am Wendepunkte ſeiner Zeit, bei der Todesſtunde einer Nation, die unrettbar verloren war, und bot, wie ein ſtarker Arzt, alle

Digitized by Google

Hülfsquellen ſeines Geiſtes für ſeine hiſtoriſche Darſtellung auf, um zu retten, und wenn dies nicht möglich, doch zu erſchüttern. — Eine aufklärende Philoſophie hatte über die alten Götter geſiegt, und den Olymp entvölkert, ſelbſt da, wo die Vielgötterei als Staatsreligion beibehalten wurde, verſchwand ihr Einfluß, ihre Gewalt mehr und mehr mit jedem Tage. Die alte poetiſche Geſtalt der Geſchichte war ſchon durch des Iſokrates Schüler zerſtört worden, die mehr auf rhetoriſche Wirkung hinarbeiteten; die Behandlung ward je raiſonnirender, je mehr ſich der Hiſtoriker vom Leben entfernte, und die Zeiten und Thaten Alexanders hatten Sophiſtik, Beredtſamkeit in die Geſchichte gebracht, ja ſogar hiſtoriſche Süjets zu Gegenſtänden großer Prunkreden gemacht. Das Zuſammentreffen aller dieſer Umſtände machte den Polybius zum philoſophiſchen Geſchichtſchreiber, und ſein Werk zum Gegenſtand des **Unterrichts**, oder den **didaktiſchen Zweck** zum Mittelpunkt deſſelben. Daher die Urtheile, Raiſonnements, Parallelen, Proömien, Elogien, direkten Karakterſchilderungen in ſeinem Buche, ſeiner allgemeinen Geſchichte vom Anfange des zweiten puniſchen Krieges bis auf die Zerſtörung des macedoniſchen Reichs, welche wir aber nicht ganz beſitzen. Daher Polybius auch ganz beſonders auf die Wiſſenſchaft und Kunſt des Krieges Rückſicht nahm, weßhalb ihn der Ritter Folard ſehr verſtändig nur in dieſer Hinſicht bearbeitet hat. Dieſe Form der Darſtellung im Polybius, welche man vorzugsweiſe die **pragmatiſche** genannt hat, und welche in nichts anderm, als in Beziehung der Geſchichte auf einen einzelnen, beſtimmten Zweck beſteht, blieb die ganze römiſche Zeit hindurch im Weſentlichen das Muſter der Geſchichtſchreibung. Diodorus aus Sicilien erbte die unterrichtende Manier des Polybius; Dionyſius aus Halikarnaß ſchrieb im moraliſch-politiſchen Geiſte, doch nicht ohne Kunſt; Arrian ſtrebte nach der einfachen Weſe jener Alten, und Plutarch bildete den eigentlichen Uebergangs- oder Durchgangspunkt von der alten hiſtoriſchen Behandlung zur modernen. Denn wenn jene ganz vorzüglich die **Darſtellung** berückſichtigten, und alſo mehr Bildner (objektiv und ſubjektiv) des hiſtoriſchen Stoffes waren, ſo haben dieſe hingegen, die Neueren, größere Mühe auf die pſychologiſche **Entwickelung** der Gegenſtände verwendet, und dieſerhalb ſcheint Plutarch weit mehr den Neueren, als den Alten anzugehören. Zwar läßt ſich nicht leugnen, daß es ſeinen Lebensbeſchreibungen an dem Mittelpunkte fehlt, den jeder Biograph im Leben ſeines Helden auffinden und aus der Darſtellung hervorgehen laſſen muß, der Held mag ſich deſſen ſelbſt nun mehr oder weniger bewußt geweſen ſeyn; aber deſſen ungeachtet ſind Plutarchs vergleichende Lebensbſchreibungen voll der trefflichſten Materialien, ein inhaltsreicher Vorrath der nur auf den ordnenden Geiſt des Künſtlers, auf deſſen letzte, bildende Hand wartet, um ein lichtvolles, wohlgegliedertes Ganze zu werden. — Die hohe Kunſt der Alten war für dieſe ſpätern Griechen verloren: was ihnen hierin abging, erſetzten ſie durch den Umfang und Reichthum der Materalien, durch kritiſche Sichtung, mit einem Worte: durch Gelehrſamkeit, welche eine Frucht des alexandriniſchen Zeitalters war.

7. **Römer.** An die Bemerkungen über die Geſchichtſchreiber der Ueberwundenen ſchließen ſich die über die hiſtoriſchen Produkte der Ueberwinder, der **Römer**, an. Bei dieſer Nation, die ſich überall und mit vollem Rechte das Volk des Kriegsgottes (Martis populus) nennen konnte, forſchen wir vergebens nach einen dichteriſchen Quell ihrer Geſchichtſchreibung, und wenn auch das ungeheure Dunkel ihrer früheſten Geſchichte, ſo wie der Verluſt ſo vieler Urſchriften, dieſe Forſchung größtentheils unmöglich macht, ſo kündigte ſich doch auch dieſes Volk in ſeiner erſten Bildung und Verfaſſung mit der ſo entſchieden practiſchen und politiſchen Richtung an, die durch ſeine ganze Geſchichte hindurchläuft. Nicht, als ob ſich ihre Urgeſchichte nicht auch

an alte Sagen und Mährchen gereiht hätte, deren wir im Livius noch eine große Menge antreffen; ſondern das meinen wir, daß die Römer nicht, gleich den Orientalen und Griechen, ihre früheſte Geſchichte an die der Götter unzertrennlich knüpften: denn die Sagen vom Mars, der Rhea Silvia, dem Romulus und Remus, der Nymphe Egeria, welche den Numa noch ihres Beſuches, wie ihrer Rathſchläge, würdigte, ſind nur ſchwache Nachdämmerungen von der herrlichen Pracht, mit welchen die ältern Griechen ihren Himmel und ihre Erde bevölkerten. Aus allen Gegenden her zuſammengeſtrömt, hatte dieſes Volkshäufchen alle Anſtrengung nöthig, ſeine kaum begonnene Pflanzſtadt zu behaupten, und Pflugſchaar und Schwert, die es wechſelsweiſe handhaben mußte, deuten hinlänglich das eiſerne Alter, die ſtrengen Zeiten an, mit welchen ſeine Geſchichte begann. Dieſer ſchroffe, rohe und große Karakter verließ ſie erſt mit den republikaniſchen Formen, und das goldne Zeitalter, das nun begann, ward für menſchliche Würde das eherne. Ihre älteſte Geſchichtſchreibung beſchränkt ſich auf Familienſagen, auf trockne Staatsverzeichniſſe, auf Tempelurkunden und Stadtbücher — wie wir es nennen würden — von welchen allen wir nur die ſpärlichſten Bruchſtücke haben. Wenn auch die Römer ihre erſte Kultur von Griechen in Großgriechenland (d. h. in Unteritalien) empfangen, und von den vor ihnen untergegangenen kunſtreichen und gebildeten Etruriern Vieles entlehnt hatten, ſo hatten ſie ſich doch zu ſehr durch und für den Krieg bilden, zu ſehr mit dem Boden ſelbſt, wie mit den Nachbarn, um ihre Exiſtenz ringen müſſen, als daß ſie von Kenntniſſen viel Notiz nehmen konnten. Daher ihre ſo ſpäte, wiſſenſchaftliche Ausbildung, daher auch ihre Geſchichtſchreibung ſo ſpät erwachte, welche durchgehends eine politiſch-praktiſche Richtung hatte. Salluſtius aus Amiternum im Sabinerlande, den Gatterer ſehr richtig einen frechen Liebhaber des Laſters, aber eifrigen Prediger der Tugend nannte, ſchrieb eine römiſche Geſchichte von Sylla's Tode bis auf Catilina's Verſchwörung. Ihr Verluſt iſt um ſo mehr zu beklagen, je mehr die beiden noch übrigen hiſtoriſchen Schildereien, die Verſchwörung des Catilina und der Krieg mit Jugurtha, ein ungemeines hiſtoriſches Talent beurkunden, das in der Geſchicklichkeit, ein Individuum recht zu faſſen, und ſeine Thaten in einem gediegenen, blühenden Style darzuſtellen, den alten hohen Muſtern vollkommen gleich war, weßhalb ihn auch Tacitus „den blühendſten Geſchichtſchreiber römiſcher Nation" nennt. Die einfache Eleganz der Jahrbücher Julius Cäſars iſt oft genug ſchon geprieſen worden, ohne daß ſie die Neueren ſich eben zuzueignen geſucht hätten. Es iſt wahr, in der prunkloſen Erzählung iſt er Meiſter. Kein Wort zu viel, keins zu wenig. Die Sprache iſt in ſeinem Munde, was das Schwert in ſeiner Hand. Er trifft, wohin er ſchlägt. In dieſem Sinne hat irgend ein Schriftſteller wohl Recht, wenn er bemerkt, daß der genialiſche Diktator ſeine Feldzüge ganz in dem Geiſte beſchrieben, in welchem er ſie ſelbſt gemacht. Wo er an der Spitze ſeiner Legionen mit der Schnelle des Adlers einflog, und mit deſſen Kraft ſchlug, da ſproß ihm der Lorbeer des Sieges. Dieſe Haſt, ohne ängſtliche Eilfertigkeit, dieſe Sicherheit ohne Uebermuth geht durch das ganze Buch. Aber auch in dem Sinne iſt die oben angeführte Bemerkung ſehr gegründet, wenn man hie und da Zweifel in die Echtheit ſeiner Behauptungen ſetzt, wozu man durch die Vergleichungen mit Dio Caſſius berechtigt wird. In beiderlei Hinſicht ſind ſeine Berichte den Bulletins und Proklamationen des gleich genialiſchen Feldherrn Napoleon nicht unähnlich. Die erſte vollſtändige und zuſammenhängende Geſchichte der Römer gab Livius aus Padua, der Zeitgenoſſe Kaiſer Auguſts, obſchon auch dieſe nicht unverſtümmelt bis auf uns gekommen. — Vorliebe für ſeine Republik, und Religioſität, ohne den Fabel- und Wunderglauben der Vorzeit, ſchimmern aus

jeder Zeile ſeines trefflichen Werks, das wie ein majeſtätiſcher Strom in gemüthlicher, gelaſſener Fülle dahinwallt. Es verdient Bewunderung, wie er ſich, troß der politiſch=moraliſchen Tendenz, die er in der Einleitung deutlich ausſpricht, ſo in den Schranken anmuthiger, affektloſer Erzählung gehalten hat, durch welche ſein individuelles Urtheil nie durchbricht, welches er mit großer Kunſt in die meiſterhaften Reden entgegengeſetzter Parteien zu verweben gewußt hat. Dieſe Anſicht von den Reden des Livius macht uns allein die Erſcheinung derſelben erklärlich, da ſie doch große Verſündigungen gegen die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit ſind. Aber ſie ſollten auch nur den Karakter wie die Denkungsart der handelnden Perſonen lebendig darſtellen, und ſo mag man ſie als Epiſoden betrachten, welche eine höhere hiſtoriſche Kunſt in dieſe Formen zu kleiden, für ſchicklich erachtete. Dann mag auch das Zeitalter Auguſts, in welchem die republikaniſche Verfaſſung allmählig in die monarchiſche überging, und wo vorlaute Aeußerungen, kecke Behauptungen nicht immer rathſam, meiſt unnütz und verderblich waren, viel zu der Feinheit des Livius beigetragen haben: denn er ſagt weit mehr, als man beim erſten Anblicke in ſeinen Worten findet; daher ſein eigentlicher Kern dem flüchtigen Leſer ewig verhüllt bleibt. Seine Nachfolger waren weit mehr Lobredner oder Widerſacher, als wahre Würdiger der neuen Verfaſſung, welches jeder gewiſſenhafte Geſchichtſchreiber ſeyn muß. Höchſt verſchieden vom Livius war Tacitus. Dieſer war aus dem heutigen Terni gebürtig, und Kotzebue hat in ſeinen Reiſen , unter vielen ſchlechten Bemerkungen auch die treffende gemacht, welchen Einfluß die dortige Natur auf ihn gehabt habt haben möge. Terni iſt der Schauplatz eines herrlichen Naturwunders, der Waſſerſturz des Velino iſt ernſt und groß; und einfach, ſtark und zackig, wie die dortigen Felſen ſind, mußte ſich des Geſchichtſchreibers Styl bilden. Auch ſein Gem th nahm dieſen Karakter an, und die Zeichen ſeiner Zeit, der Verfall der Sittlichkeit, der Kampf, in welchem ſich ſein Sinn mit dem ſeiner Zeitgenoſſen befand, dieſes Alles wirkte nicht vortheilhaft auf ſeine hiſtor. Darſtellungen. Ob er ſich auch gleich vorgenommen, ohne Haß und Vorliebe (sine ira et studio) zu ſchreiben, ſo dürfte doch nicht ſchwer zu erweiſen ſeyn, daß ſich ein heimlicher Groll gegen ſein Zeitalter durch alle ſeine Schriften ziehe. Ja, Buddeus hat ihn ſogar deßhalb verwünſcht (facinorosus scriptor genannt), weil er den Glauben an eine abſolute Vortrefflichkeit der Schlechtheit den Leſern unwiderſtehlich aufdringen wolle. Wir laſſen dahin geſtellt ſeyn, ob Tacitus, wie Einige wollen, dem Trajan durch die Schilderung voriger Zeiten eine Verbeugung machen wollte: uns ſcheint dieſe Rückſicht ſeiner unwürdig. Aber gewiß iſt, daß ihn in der Gewandtheit, den Antagonismus der Imperatoren gegen den Senat, in ſeinen Annalen darzuſtellen, Niemand übertroffen hat. Einen echtern Geiſt hauchen ſeine eigentlichen Geſchichtsbücher. Sein gelungenſtes Werk aber iſt unſtreitig die Schilderung unſerer älteſten Ahnen, ſein keckes Gemälde von Germanien. Wenn ers auch nicht ausgeſprochen, ſo iſt doch ganz unverkennbar, daß er dieſem Werkchen ſeiner immer mehr entartenden, durch Kunſt über= und verbildeten Nation, einen Spiegel vorhalten wollte, in welchem ſie den Abſtand ihrer von einem ungebildeten, aber tapfern, treuherzigen, biedern Volke ſähe, das, noch treu an der Natur hängend, nichts von dem Verderbniſſe der Sitten durch Kultur wußte. Aber hievon abgeſehen, iſt auch dieß Gemälde das einzig uns bekannte, in welchem mit wenigen kühnen Pinſelſtrichen die ganze Eigenthümlichkeit eines ganzen Volkes für Vergangenheit und Zukunft erſchöpft worden iſt, weil Tacitus mit ſeinem penetrirenden Verſtande überall den rechten Mittelpunkt gefunden hatte. Daher auch Montesquieu von ihm ſagt: Er reducirte Alles, weil er Alles durchſchaute. Daher rührt großentheils ſeine inhaltsſchwere, gewichtige

Digitized by Google

Kürze im Ausdruck, die mehr Bewunderung, als ungezwungenen Beifall und Nachahmung gefunden hat. Die Geſchichtſchreibung ſchwieg bei den Römern immer mehr, je ſchlaffer der Kampf des Despotismus der Imperatoren mit dem Ariſtokratismus der Senatoren und Patrizier wurde. Suetonius liefert, wie Plutarch, herrliche Materialien, ſteht aber an Würde des Sinnes und Kunſt weit unter ihm. In den letzten Zeiten waren endlich nur Kriege der Gegenſtand der Geſchichte, unter deren Darſtellern ſich Ammianus Marcellinus, trotz ſeiner ſonderbaren, nicht entſprechenden Schreibart, vortheilhaft auszeichnet. — Nach dem Verfall des öffentlichen Lebens in der alten Welt kam auch die Geſchichtſchreibung nur ſelten wieder zur Höhe der alten Muſter. Nur in Freiſtaaten der mittlern Jahrhunderte, wie Italien, oder in ſolchen, die eine mehr oder weniger republikaniſche Verfaſſung bis auf den gegenwärtigen Tag behauptet, wie die Schweiz und England, ragten Einzelne auf, die an Würde des Sinnes und Größe der Kunſt der Alten vollkommen würdig ſind, ja dieſe an Umfang der Gelehrſamkeit, an Schärfe der Kritik übertreffen, und bei dem vielumfaſſenden Plane ihrer Compoſitionen, weit größere Schwierigkeiten zu überwinden hatten. Wir nennen Machiavelli, Gibbon, v. Müller. — Indeſſen darauf werden wir zurückkommen, und nehmen deßhalb den Faden unſerer hiſtoriſchen Wanderung bei den Byzantinern wieder auf. Doch was kann ſich die hiſtoriſche Kunſt durch die Geſchichtſchreiber des oſtrömiſchen oder byzantiniſchen Kaiſerthums gewonnen zu haben rühmen? Daſſelbe aufgelößte, unerfreuliche, oft langweilige Weſen, was ſich durch ſeine Geſchichte zieht, herrſcht auch in den Geſchichtsbüchern. Die Fürſtin Anna Komnena beſang zwar das Leben ihres Vaters Alexis, aber mit zu viel Thränen. Zonaras, Cedrenus und Theophanes gaben allzu magere Chroniken, und Prokobius eine allzureiche Skandalgeſchichte von ſeinem Kaiſer Juſtinian und der vormaligen Theatertänzerin und nachherigen Kaiſerin Theodora. Erhob ſich irgend einer dieſer Geſchichtſchreiber über den Rang ſeiner Zeitgenoſſen, ſo excellirte er im ſchwülſtigen oder kontorten Styl, welches der allgemeine Karakter der Kunſt in jenen Zeiten war. Die Geſchichtſchreibung ging unter, als ſie Sache der Nation zu ſeyn aufhörte, als ſie wieder ausſchließliches Eigenthum der Gelehrten von Profeſſion ward; ungefähr wie vormals im Orient, doch auf andere Weiſe. Die chriſtliche Religion und die römiſche Rechtsgelehrſamkeit waren es nämlich, durch welche nicht ſowohl neue Zweige der Geſchichtſchreibung entſtanden, ſondern auch ganz neue Anſichten und Ausſichten, ein ganz neuer Geiſt in die Geſchichtſchreibung kam. Verlor dieſe auf der einen Seite durch Schmeichelei, Aberglauben, Heidenhaß, Juriſtenunfug, ſo bildete ſich anderntheils die Geſchichte der Meinungen, die Geſchichte des menſchlichen Gemüths, die ſeiner Glorie, wie die ſeiner Verirrungen; wir meinen die Kirchengeſchichte, von welcher die Alten nichts geahnet. Es wirkte dieſes Prinzip, wie wir ſchon oben angedeutet, ſo, daß der kopfloſe Zufall, wie in der früheſten griechiſchen Zeit, von Neuem ausgeſchloſſen, und alles Irdiſche auf ein Ueberirdiſches, auf die Vorſehung bezogen wurde. Ferner zeigte ſich die Einwirkung ſolcher Völker auf die Wiſſenſchaften, und alſo auch auf die Hiſtorie, welche bis dahin in gar keiner, oder doch nur geringer Berührung mit einander geſtanden hatten; nun aber, durch die weit verbreitete römiſche Herrſchaft, in politiſche Berührung, wie in einem wechſelſeitigen Verkehr der Kenntniſſe und Ideen geſetzt wurden, wovon z. B. unter den griechiſch-gelehrten Juden der Alterthumsforſcher und Geſchichtſchreiber Flavius Joſephus ein erfreuliches Beiſpiel iſt. — Trotz dem, was oben mißfällig über die Byzantiner geäußert wurde, waren ſie doch die einzigen Erbnehmer der alten Kunſt,

Digitized by Google

Weisheit und Wiſſenſchaft; die Einzigen, bei welchen Alles, was klaſſiſch hieß, wenn auch nicht im Geiſte, doch der Form nach, niedergelegt war, und ſo vor den zertrümmernden Streichen der Barbaren im 4., 5. und 6. Jahrh. gerettet ward, als unter den Tritten dieſer Weltſtürmer das weſtrömiſche Kaiſerthum in Staub zerfachte, und ganz Europa zuſammenbebte. So wurden die Byzantiner Retter unſerer Wiſſenſchaft; ſie wurden aber auch in ſofern Beförderer derſelben, als ſie wegen der Trennung der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirche, durch vielfach erhitzten Streit, durch Polemik, die Kirchengeſchichte zum vorzüglichſten Gegenſtande ihrer gelehrten Arbeiten machten, welche je mehr abnehmen mußten, deſto näher ſie dem Zeitpunkte kamen, in welchem Conſtantinopel den Osmanen zu Theil ward. Selbſt auch ein andres, für ſeinen Glauben erhitztes Volk, das im 7ten und 8ten Jahrh. ſich verheerend und erobernd über Aſien, Afrika und Europa verbreitete, ließ die Vorſehung einen wichtigen Theil der Kultur wieder herſtellen. Wir meinen die Araber. Ob ſie gleich den größten Schatz der alten Literatur, die Bücherſammlung zu Alexandrien in Aegypten vernichteten, ſo reizten ſie doch nachher durch Ariſtoteles, durch die phyſiſchen Wiſſenſchaften, durch ihre hohen Schulen, das ganze Abendland mächtig auf. Jetzt wenden wir uns zu dem Schickſale der Geſchichtswiſſenſchaft im Abendlande. Dieſes, das in vielem Betrachte eine neue Auflage der alten Welt genannt werden kann, weil faſt Alles von Neuem wieder begonnen wurde, reihte ſeine früheſte Geſchichte an eine neue Sagen- und Mährchenwelt an. Die älteſte Geſchichte mochte in alten Geſängen und Liedern der Gothen, Lombarden und Franken überliefert werden, die ſchon Carl der Große zu ſammeln befahl, deren Aufſuchung aber vergebens geweſen iſt, auch nie von einem glücklichen Erfolge gekrönt werden wird, da man höchſtens nur Spuren derſelben im Liede der Niebelungen, und dem damit verwandten Kreiſe von Dichtungen nachweiſen kann. Dieſe alten Schlacht- und Nationalgeſänge, was ſie ohne Zweifel waren, gingen von Munde zu Munde, und ſind unwiederbringlich verloren. Was ſich aber aus dieſen Zeiten erhalten hat, ſind Legenden, oder heilige Sagen, wie die alte Welt ſie hatte, obſchon auf andere Weiſe. Dieſe hatte das Chriſtenthum erzeugt. Bei ihnen kam es durchaus nicht auf ſtrenge Geſchichte, ſondern nur darauf an, das Leben und den Wandel eines Märtyrers, eines Chriſten, der Gut und Blut dem Ueberſinnlichen zum Opfer gebracht, der, gleich dem Heiland, ſeinen Glauben mit einem martervollen Tode beſiegelt hatte, ſo darzuſtellen, daß Er Muſter und Spiegel für jedes fromme Gemüth ward, daß die Geſchichte den Andächtigen im Glauben beſtärke, den Ungläubigen erſchüttete und belehre. Aus dieſen Zeiten hat ſich denn doch aber auch das Beſte für das Studium der Geſchichte, Urkunden und Geſetze, erhalten. Der Alles reformirende große Carl hat zwar, außer der vorgehabten Liederſammlung, nichts unmittelbar für die Geſchichtswiſſenſchaft gethan, aber die berühmten Klöſter von Fulda, Reichenau und anderwärts geſtiftet oder emporgebracht, aus deren Zellen nachher ſo mancher treffliche Kopf und Geſchichtſchreiber hervorging. Nach ihm mußte die Geſchichtswiſſenſchaft beſſer gedeihen, weil er alle Wiſſenſchaften begünſtigte und beförderte, weil er den einzelnen Staatsgewalten eine beſtimmtere Abſonderung gab, wodurch nachmals größere Freiheit in der Entwickelung der politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe möglich ward. Schon vor ihm hatte der Biſchof von Tours, Gregor, ein trefflicher Kopf, obſchon ganz in ſeiner Zeit befangen, ein Werk über fränkiſche Geſchichte geſchrieben. Bei Carls Leben blühte der lombardiſche Geſchichtſchreiber Paul der Diakon, und ſein eigner Biograph, Eginhard oder Einhart, ragt ſo bewundernswürdig über ſein Zeitalter, daß man ſeine Lebensbeſchreibung nicht ganz

ohne Grund für ein Machwerk ſpäterer Zeiten gehalten. Nach Carls Hintritt fingen die Mönche an, griechiſche und lateiniſche Schriftſteller abzuſchreiben, Geſetze und Urkunden wurden reichhaltiger geſammelt, und die Araber wirkten allmählig auf die Bildung des Abendlandes ein. Freilich beſchränkte ſich die ganze Geſchichtſchreibung auf Zeitbücher oder Annalen, die unſern Zeitungen nicht unähnlich waren, vor denen ſie, wenn auch nicht die Glaubwürdigkeit, doch die Ehrlichkeit, voraus hatten. Die Begebenheiten wurden, meiſt ohne Kritik, unter der Rubrik jedes Jahrs zuſammengeſtellt, und zwar faſt nie in ihrem Entſtehen, immer nur in ihren Reſultaten, geſchildert. Dadurch ging der innere Zuſammenhang, die urſachliche Verknüpfung, gänzlich verloren, die man beim Benutzen derſelben immer nur errathen muß. Doch zeichnen ſich im ottoniſchen Zeitalter auch hierin ſchon ein Luitprand, Wittechind aus Corvey, Dithmar von Merſeburg, Matthäus Paris, und ganz beſonders Lambert von Aſchaffenburg vortheilhaft aus. Dieſe Annalen wurden deſto unentbehrlicher, je höher der Streit um geiſtliche oder weltliche Alleinherrſchaft ſtieg, je mehr die dreifache päpſtliche oder die Kaiſerkrone Alles unter ſich zu vereinen ſtrebte. Die romantiſche Begeiſterung, welche das ganze Abendland in der Zeit der Kreuzzüge ergriff, die anfangs den Wunderglauben erhöhte, ſchuf eine Feen- und Märchenwelt, in welcher die damals bekannten Dichtungen aller Zeiten mehr oder weniger zuſammenfloſſen, ſo daß jetzt das Versmaaß, der Reim, den einzigen Unterſchied zwiſchen Poeſie und Geſchichte zu machen ſchien. — Der rege, eiſerne Fleiß einzelner Klöſter; die Erweiterung geographiſcher und hiſtoriſcher Kenntniſſe durch die heiligen Heerfahrten über das Meer; die vermehrte Arbeit; der ausgebreitete Handel der Laien; die größere Allgemeinheit der Schreibkunſt; das aufblühende Studium des römiſchen und kanoniſchen Rechts und die deßhalb unentbehrlichen hohen Schulen oder Univerſitäten; der Geiſt der Chevalerie und Galanterie; das Emporkommen gewerbfleißiger Städte, und die Schutz- und Trutzbündniſſe einzelner Stadtgemeinden: — welche ungeheure Hebel waren dieß, ein ganzes Zeitalter aus ſeiner Achſe zu heben! — Was durch dieſe nicht ſchon bewirkt wurde, brachten zwei Geiſter zuwege: einer, der den Alten angehört hatte, und einer, welcher in einer Reihe vieler Regenten nur wie eines Einzigen Mannes Gedanke ſchuf und bildete. Wir ſprechen von Ariſtoteles und den Päpſten. Beide waren unerreichte Virtuoſen in der Kunſt zu ſyſtematiſiren, jener in wiſſenſchaftlicher, dieſe in politiſcher, weltherrſchender Hinſicht, und ſo begegneten ſie ſich weit öfter, wirkten weit öfter durch gegenſeitigen Einfluß, als es zu ihrer Zeit den Anſchein hatte. In dieſen mittlern Jahrhunderten alſo kam die Geſchichtſchreibung in die Hände der Laien und in die verſchiedenen Mutterſprachen. Ein höchſt wichtiger Schritt ihrer Ausbildung! Bis dahin war der Nachwelt alles Merkwürdige nur in einem dürren, magern Latein überliefert worden. Jetzt ſchrieben Mönche wie Laien von Helden, Königen, Fürſten, Rittern und Knappen, merkwürdige Thaten und Abenteuer, in gebundener oder ungebundener Rede, in ihren verſchiedenen Landesſprachen nieder. Der Wunderglaube verwandelte ſich in die reizende Märchenwelt des Ritterthums, in welcher die Frauen meiſt die anmuthigſte Rolle ſpielten, und auf die vielfältigſte Weiſe, wie nachher nicht wieder, verherrlicht wurden. — Franz Petrarka, der Wiederherſteller des Studiums der klaſſiſchen Literatur, trat in dieſen Jahrhunderten, gleichſam ein zweiter Prometheus, auf, und an der Fackel ſeines Geiſtes zündeten ſich zahlloſe andere an. Das Morgenroth höherer Kultur in Kunſt und Wiſſenſchaft dämmerte zuerſt wieder über dem Schauplatze vormaliger Größe und Herrlichkeit, zog hierauf über Schnee und Eis der Alpen, und breitete dann ſein wohlthätiges Licht mehr und mehr über die

Digitized by Google

weiten europäiſchen Länder aus. Dies Wiederaufleben der Wiſſenſchaften fiel zumeiſt mit den Zeiten einer großen politiſchen Thätigkeit zuſammen, und alle Beförderungsmittel der Kultur, beſonders die Buchdrucker-kunſt, brachten auch die Geſchichtswiſſenſchaft zu größerem Flor. Um dieſe ihre Schickſale weiter zu verfolgen, und einen, obſchon flüchtigen, doch nicht unrichtigen, Abriß davon zu geben, wird nöthig ſeyn, die Nationen der Europäer einzeln durchzugehen. A. Italien. Seit der Mitte des 13ten Jahrh. lagen hier zwei Parteien: die Guelfen und Ghibellinen, die anfangs nur das kaiſerliche oder päpſtliche Intereſſe, bald aber ihr eignes trennte, in einem ſo hitzigem Kampfe, daß dadurch alle Leidenſchaften, welcher dieſe Nation vor allen andern fähig iſt, in furchtbarer Maſſe geweckt wurden, und Dinge geſchahen, welche des Aufzeichnens würdig waren. So wurde Italien unter den kunſt- und prachtliebenden, gebildeten und großen Herzogen von Florenz, den Mediceern, das Treibhaus der Geſchichte, nachdem die mannichfaltigen Verfaſſungen ſo vieler kleiner Freiſtaaten, die gegenſeitigen Verbindungen oder Reibungen, den Sinn für Freiheit aufs Neue geweckt und ſtark gemacht wurden. Ueber die Geſchichtſchreiber aller dieſer Staaten ragt Nicolo Macchiavelli, den wir ſchon oben als einen der größten der ganzen neuern Zeit erwähnten. — Macchiavelli's Geſchichte von Florenz hat die Probe von Jahrhunderten beſtanden, ſein Leben des Caſtruccio Caſtracani iſt von hohem Intereſſe, und ſeine Bücher von der Kriegskunſt, wie ſeine Betrachtungen über die Geſchichten des Livius ſind reich an hiſtoriſcher und politiſcher Weisheit. Den größten, wiewohl zweideutigſten Ruhm unter allen ſeinen Schriften aber erwarb ihm ſein Buch vom Fürſten. Das politiſche Syſtem, was er in demſelben aufſtellt, iſt nach der gewöhnlichen Anſicht eine „unübertreffliche Nichtswürdigkeit," und eifrige Moraliſten haben daher nicht ermangelt, daſſelbe als eine Peſtbeule aller guten Moral auszuſchreien. Wie ganz anders hat ihn eine geiſtreiche Frau unſerer Zeit, Frau v. Stael, zu würdigen verſtanden, wenn ſie in ihrer Corinna ſagt: „Macchiavelli, der die Kunſt „des Verbrechens offenbarte, nicht als Verbrecher, ſondern als Beobachter, „deſſen Lehren aber die Unterdrücker mehr benutzen, als die Unter„drückten." Und an einem andern Orte: „Indeſſen hat Macchiavelli, „weit entfernt, Etwas geheim zu halten, alle Geheimniſſe einer verbreche„riſchen Politik vor Augen gelegt, und bewieſen, welcher entſetzlichen „Menſchenkenntniß die Italiener fähig ſind." — Andere haben eine Satyre auf die Fürſten, noch Andere gar einen Fürſtenſpiegel darin gefunden, welchen nur die größte Humanität eingegeben hätte, weil der ſogenannte Macchiavellismus, unter welchem man die höchſte Verdorbenheit des Regierungsprinzipes verſteht, nur durch beſſere Social- und Nationalverhältniſſe verbannt werden könne. Ein ſolches Meiſterſtück des Verſtandes, das überdem auch in Hinſicht der Schreibart für das vollendetſte Werk in Proſa galt, mußte natürlich von Hand zu Hand gehen, und konnte den dagegen geſchleuderten päpſtlichen Bannbullen kühnlich trotzen. Es mußte aber auch, wie Frau v. Stael bemerkt, immer mehr von den Unterdrückern, als von den Unterdrückten benutzt werden. Der geniale Fiesko, König Heinrich III. von Frankreich, hatten ihn gründlich ſtudirt; Kaiſer Carl V. trug ihn immer in der Taſche, dagegen Friedrich der Einzige ihn, noch als Kronprinz, zu widerlegen ſuchte. Macchiavelli's hiſtoriſche Feder, aber nicht ſein großes hiſtoriſches Gemüth, erbte Franceſco Guicciardini. Dieſer weihte ſich erſt den Wiſſenſchaften, und ward ein gefürchteter Rechtsgelehrter ſeiner Zeit, vertauſchte die Feder mit dem Feldherrnſtabe, und wollte, als Capitano der ſogenannten ſchwarzen Bande, Jahrbücher, wie Cäſar, ſchreiben. Sehr geliebt vom großen Cosmo, war er doch mehr

Theilnehmer an den Begebenheiten, als ſtiller Beobachter der Parteien, daher auch ſeiner Geſchichte von Italien nicht ohne Grund der Vorwurf der Parteilichkeit gemacht wird, ob er ſich ſchon vom öffentlichen Schauplatze zurückzog, um ſie zu ſchreiben. Aber die Anmuth der Darſtellung erwarb ihm den Beinamen des italieniſchen Xenophon, und machte, daß ſein Buch in ſechs Sprachen überſetzt wurde. Man kann wohl ſagen, daß Macchiavell, Guicciardini, Paolo Paruta, Paolo Sarpi, weniger ſchon Muratori, die würdigſte Idee von ihrem großen Geſchäfte hätten, nämlich zu entwickeln, wie der gegenwärtige Zuſtand der Dinge herbeigeführt worden ſey. Keiner war unbedingter Lobredner früherer Zeiten; erhaben über falſche religiöſe Begriffe (Sarpi ausgenommen), beſtritten ſie, am Fuße und im Angeſicht des päpſtlichen Stuhles, die Anmaßungen deſſelben mit Gründen, wie Dante und Arioſt mit Witz und Spott, und trugen nicht wenig zur Entfeſſelung der Gemüther bei. Der größeren Maſſe des zu verarbeitenden Stoffes unterlagen ſie nie, und nur ein zu glühender Patriotismus hat ihre Darſtellungen hie und da verunſtaltet. Auf die genannten folgte eine Zeit, in welcher Italien gleichſam von der Anſtrengung voriger Jahrhunderte auszuruhen ſchien, in allen Dingen. Es geſchah nichts Großes, es ward nichts Großes beſchrieben. Erſt die neuern Zeitereigniſſe, die unter unſern Augen vorgegangen, weckten treffliche Köpfe zur Geſchichtſchreibung. Serra ſchilderte den Krieg von 1806 in echtrömiſcher Sprache, welcher die nervöſe Kraft eines Tacitus, wie die blühende Fülle eines Salluſt inwohnt, und Simonde Sismondi hat die Geſchichte der italieniſchen Freiſtaaten mit außerordentlicher Ort- und Sachkenntniß, in einer würdigen Sprache, mit echtem Republikanerſinne dargeſtellt; daher es nicht zu verwundern war, wenn die Pariſer Comittee im Fache der Geſchichte dem Werke von Rulhieres über die Anarchie von Polen den Preis zuerkannte, Sismondi dagegen nur einer ehrenvollen Erwähnung werth achtete. B. Spanien. Hier erwachte die Geſchichtſchreibung mit Carls V. denkwürger Umwandlung des Landes, und durch ſeine, wie durch des Cardinal Ximenes Begünſtigungen. Zurita, Inquiſitionsſekretär zu Madrid, entledigte ſich ſeines Auftrags, die Geſchichte des Königreichs Aragon zu ſchreiben, als ein freiheitsliebender Mann, und ſein vielumfaſſendes Werk iſt eins der intereſſanteſten Geſchichtswerke der neuern Zeit. Als aber die Büchercenſur die Knechtſchaft der Geiſter vollendete, fiel die Geſchichtſchreibung in die Hände der Regierung, und ward faſt ausſchließend den Geiſtlichen überlaſſen, die ſie verunſtalteten. Des Jeſuiten Juan Mariana Styl in ſeiner allgemeinen Geſchichte von Spanien iſt zwar vortrefflich, aber ſeine Unzufriedenheit wächſt, je näher er ſeiner Zeit kommt. Da er Theologie zu Rom, Paris und Sizilien gelehrt hatte, ſo iſt er bei der Weltkenntniß, die er in Italien und Frankreich erhalten, der Erſte unter den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern an Umfang der Bildung. Sandoval und Ferreras Tordeſillas ſtehen tief unter ihm, und je ſtiller das Leben dieſes Staats ward, je mehr ſchwieg die Geſchichte. Ferreras iſt ſehr nüchtern, und ſeine Geſchichte Spaniens ſieht einem Auszuge aus einer Hofzeitung nicht unähnlich. In der neueſten Zeit iſt die Geſchichtſchreibung bei ihnen ganz verſtummt, nicht aber die geſchichtswürdigen Thaten. C. Engländer. Das Simple und Gediegene, was man mit Recht an den mehreſten Kunſtprodukten der Engländer rühmt, wird auch an ihren Geſchichtswerken nicht vermißt, die immer in einem edeln Tone, meiſt mit mehr Beleſenheit und Gelehrſamkeit, als die hiſtoriſchen Sachen der Italiener, Spanier und Franzoſen abgefaßt ſind. Will man die engliſchen Geſchichtſchreiber in Maſſe mit den deutſchen vergleichen, ſo ſtehen jene dieſen wohl an minutiöſer Gelehrſamkeit, oft ſelbſt an Genauigkeit nach; aber ſie haben den

Digitized by Google

Geiſt voraus, was mehr iſt. Wie ſollte auch nicht ein kräftiges Inſelvolk, vom Kontinente zwar abgeſchnitten, aber nicht von deſſen Kultur, welche es durch die Herrſchaft der Meere und den Welthandel, durch den Verkehr mit beiden Indien zum Theil erſt möglich gemacht, zum Theil ungemein erweitert hat, — wie ſollte dieſes Volk, bei ſeinen ernſten Neigungen, ſeinem lebhaften Nationalſinne, der in der monarchiſch-republikaniſchen Verfaſſung ſtete Nahrung findet, das Volk, das trotz der Liebe zur Behaglichkeit, die Gefahren eines ungeheuern Elementes gering achtet, und gewiſſermaßen auf fünf Erdtheilen einheimiſch iſt: wie ſollte dieſes nicht gute nationale Geſchichtſchreiber hervorbringen? — Bakon, Buchanan, Robertſon, Hume, Gibbon und Ferguſon beweiſen es ſattſam, und es war natürlich, das gerade Schottland einige der vollendetſten bildete, wie wir immer geſehen, daß Nationalgeſchichtſchreiber gerade in den Ländern vorzüglich gedeihen, die ſchon durch die Natur, durch Alpen, Meere oder Ströme von den Nachbarn bedeutend geſchieden ſind. Robertſon nahm ſeine Beſtimmung ganz aus ſeinem Gemüthe, und arbeitete mit ſo raſtloſem Fleiße, daß ſein Geſchäft ihm heilig wurde, und Alles, ſelbſt der Geiſtliche und Philoſoph in ihm, in dem Geſchichtſchreiber unterging. Wenn ſeine Geſchichte Kaiſer Carls V. auch nicht ganz befriedigt, wenn ſie hie und da ungünſtiges Licht auf einzelne Karaktere wirft, und für deutſche Genauigkeit noch mancher Berichtigung bedurfte, ſo wird dagegen ſeiner Geſchichte von Schottland, ſeiner Geſchichte von Amerika der gerechteſte Beifall zu Theil. Auch der Umſtand, daß er Machiavell für ſein Muſter erklärte, beweiſt, wie ſehr ihn die Würde ſeines Berufs erfüllte. David Hume, dieſer einflußreiche Philoſoph, wird gewöhnlich ein philoſophiſcher Geſchichtſchreiber genannt. Zwar ſagt dieſe Benennung eigentlich nichts, wenn man ihr den unphiloſophiſchen Geſchichtſchreiber entgegenſetzt, der gar keiner, höchſtens nur ein Chroniken- oder Annalen-Anfertiger iſt. Denn ein Geſchichtsforſcher, ein Geſchichtſchreiber ohne philoſophiſche Bildung iſt ein Unding. Meint man aber damit, daß der reflektirende, pſychologiſch-entwickelnde Geiſt in einem Geſchichtswerke hervortrete, ſo mag man es immerhin ein philoſophiſches nennen, wie man diejenigen pragmatiſch nennt, die eine beſtimmte Richtung auf einen beſondern Zweck, namentlich den Staatszweck genommen haben. Hume's Geſchichte von England iſt unparteiiſch und reich an vortrefflichen Bemerkungen. Sein Geiſt durchdrang allmählig deutſche Köpfe, und er und Ferguſon, dem wir den erſten gelungenen Verſuch einer Geſchichte der bürgerlichen Geſellſchaft verdanken, erregten deutſchen Fleiß zu geiſtvollerer Behandlung der Geſchichte, wie zu größerem Studium der Geſchichte der Menſchheit. Edward Gibbon verwandte ſein Leben nicht auf die einheimiſche, ſondern auf die höchſt merkwürdige Geſchichte vom Sinken und Verfall des römiſchen Reiches, ein ungeheures Werk, das er meiſt zu Lauſanne in der Schweiz ausarbeitete, wohin ihm ſein geiſtiger Artilleriepark, ſeine Bibliothek, auf vielen Frachtwagen nachgefahren wurde. Es iſt zu bewundern, wie er der gewaltigen Maſſe des zu bearbeitenden Stoffes nicht unterlegen, wie er die Reſultate ſeines höchſt gelehrten und mühſamen Studiums mit ſolcher Leichtigkeit zu verarbeiten, mit ſolcher Anmuth darzuſtellen gewußt hat. Der Strom ſeiner Rede trägt den Leſer unaufhaltſam fort: nirgends ſtößt man an, nirgends empfindet man Langeweile, und wenn, wie er ſelbſt geſteht, Tacitus ſein Muſter geweſen, ſo iſt nicht zu begreifen, wie ſo verſchieden in der Darſtellung er von ihm ſeyn konnte. Dieſe Leichtigkeit macht in der That die gelehrte Sage nicht unglaublich, daß er in der Handſchrift zu dreizehn gedruckten Bänden kein Wort wieder ausgeſtrichen habe, wie man noch jetzt ſehen könne, da das Manuſkript in England aufbewahrt wird. Bei ſeinem ge-

Digitized by Google

waltigen Studium der Quellen und Hülfsſchriftſteller hat er ſeinen Scharfſinn, ſeine Kritik im hohen Grade bewieſen, da ihn keine Autorität, als ſolche, blendet, und er ſie meiſt mit dem reinſten Humor niederſchlägt. Dieſer Humor, dieſe Ironie, die hie und dort durch den feierlichen Ernſt der Geſchichte hervorbricht, hat nichts mit der franzöſiſchen Frivolität gemein, ſondern beurkundet die reinmenſchliche, würdige Höhe, in welcher ſein Blick über den weiten Zuſammenhang der Begebniſſe, ſein Sinn über den verworrenen Anſichten Anderer ſchwebte, und iſt im echt-ſhakespeariſchen Geiſte. Wir erinnern nur an die bekannte Stelle aus Shakespear's luſtigen Weibern von Windſor, die von einem ſehr bekannten, ſehr kleinen, aber ſehr verdrießlichen Hausthierchen handelt, und die Gibbon im Leben Kaiſer Julian des Abtrünnigen ſehr glücklich bei deſſen Schrift über den Bart, als einem Lieblingsaufenthalte jenes Thierchens, angebracht hat. Unter den neuern engliſchen Geſchichtſchreibern hat ſich Roscoe durch ſein Leben Leo X. einen wohlverdienten Ruhm erworben. Einſtimmig aber wird der höchſte Preis hiſtoriſcher Kunſt dem Leben James I. von Fox zuerkannt, das, leider! durch den Tod dieſes berühmten Staatsmannes und Redners unvollendet geblieben iſt. Dieſes gelungene Werk beweiſt von Neuem, daß die ſchönſten Blüthen und Früchte der Geſchichte nur auf dem Boden der Freiheit, in freien Verfaſſungen gedeihen, und daß, wo Beredtſamkeit die Bedingung öffentlicher Wirkſamkeit iſt, die Gaben der Geſchichtſchreibung zwar gefährdet, aber doch ungemein befördert werden. Daher kam es auch, daß die Engländer zuerſt wieder, nach den großen Muſtern der Alten, Geſchichte und Politik in innige Verbindung brachten, ſo wie auch brittiſche Gelehrten es waren, welche zuerſt den Gedanken faßten, eine allgemeine Weltgeſchichte in Geſellſchaft zu ſchreiben, was ſie auch größtentheils ausgeführt haben, obſchon ihr Werk, ſo wie die deutſche Nachbildung, durchaus ohne eingreifende Einheit der Ideen in Entwurf und Ausführung, nur eine mechaniſche Verbindung von lauter Spezialgeſchichten iſt. **D. Franzoſen.** In der ganzen Reihe ihrer hiſtoriſchen Schriftſteller iſt uns keiner bekannt, welcher als Muſterbild aufgeſtellt zu werden verdiente: keiner, der entweder für die Geſchichte dieſer Nation, oder für die hiſtoriſche Kunſt das geleiſtet hätte, was die Einzelnen bei den bisher genannten. Ihre älteſten Geſchichtſchreiber beſaßen alle die Mängel und alle die Anmuth der Chronikenſchreiber des Mittelalters in den einzelnen europäiſchen Ländern, ſo wie ihre Sprache noch dieſen näher verwandt war. Die Chroniken eines Joinville, der unter dem Neunten Ludwig, dem Heiligen, ſchrieb, und die eines Froiſſart, zeichnen ſich durch ihre unglaubliche Naivetät gar anmuthig aus. Aber von ihnen an, d. h. vom Ende des 14ten Jahrh. bis auf Voltaire herab, finden wir faſt nichts als Notizenſammler oder Deklamatoren. Unter jenen ragen freilich die Benediktiner Mabillon, du Chesne und Bouquet auf eine glänzende Weiſe hervor, die ſowohl ihre Kritik, als auch ihren Fleiß und Geſchmack, durch ihre prächtigen Sammlungen für Geſetze, Geſchichte und Diplomatik gehörig beurkundet haben; aber hiſtoriſche Compoſitionen, Kunſtwerke, haben ſie nicht geliefert. — Was ſollen wir aber von der andern, weit zahlreichern Partei der Deklamatoren ſagen, bei welchen man immer nur auf Mangel an Kritik und Genauigkeit ſtößt, welche ein gänzliches Unvermögen zeigen, ſich in fremde Individualität zu verſetzen, und nur — was anderntheils nicht zu leugnen iſt, eine ſchöne Simplicität in der Schilderung einzelner Handlungen beſitzen? — Wir nehmen de Thou (Thuanus) aus, der eine Geſchichte ſeiner Zeit, von 1546 bis 1607 in 138 Büchern lateiniſch ſchrieb, und alſo die Regierungen Heinrichs II., Franz II., Carls IX., die Händel mit Carl V., die merkwürdigen Parteienkämpfe der Guiſen und der Hugenotten, ſo wie die blutige Verfolgung der

Digitized by Google

Letztern zu ſchildern hatte. Er, den man einen Cato ſeiner Zeit genannt, der anfangs Geiſtlicher, dann Staatsrath, zuletzt Geſandter, überall aber größtentheils Augenzeuge war, konnte allerdings große Aufſchlüſſe geben. Aber nicht mit Unrecht hat man ihn einen Proteſtanten en gros, und einen Katholiken en détail genannt. Sein Werk mußte, da er den Antagonismus der Religionsparteien oft unwillkührlich zu einem Rechtsſtreite machte, den Proteſtanten mehr gefallen, als den Katholiken, daher es denn, als es erſchien, mit Heinrichs IV. Genehmigung verboten, nachher aber caſtrirt wurde, ſo daß nur die Londner Ausgabe von 1733 in 7 Folianten die vollſtändigſte geblieben iſt. Die folgenden Geſchichtſchreiber, Mezerai, Beaucaire, Velly, du Bellay, Gaillard, machen keine Ausnahme von der obigen Behauptung, und Voltaire trat mit der gränzenloſeſten Frivolität in das Heiligthum der Geſchichte, wiewohl er anderntheils die bisherige Vernachläſſigung der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften in hiſtoriſchen Werken verbannte, und in ſeinem Verſuche über Nationalgeiſt und Sitten blitzende Gedanken aufſtellte, wie ſie ſeinem ſprudelnden Witze ſo eigen waren. Schön und groß war auch die Lehre Condorcets, die er von der ſtets wachſenden Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts aufſtellte, und auf die immer mehr ſich ausbildende Aufklärung gründete. Erſt die Alles ſtürzende, Alles umformende große Revolution, welche dieſe Nation aus Meiſtern des ſogenannten guten Tones in Herren des ganzen Continents, aus geſelligen, in politiſche Tonangeber verwandelte; erſt dieſe machte ihrer Schlaffheit in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ein Ende, und brachte gelungene Werke, wie Rabaut St. Etiennes und Lacretelle's Schriften über die franzöſiſche Revolution, wie Ségur'sGemälde von der Regierung Friedrich Wilhelms II., und Toulongeon's Geſchichte von Frankreich ſeit 1789, hervor. Aber die Revolutionsgeſchichtſchreiber hatten freilich weder fremde Länder, noch fremde Nationalkaraktere zu ſchildern, und es wäre unverzeihlich, wenn nicht aus der Nation ſelbſt gute Darſteller einer Begebenheit hätten aufſtehen wollen, welche ſie ſelbſt nicht bloß erlebt, ſondern theils veranlaßt, theils befördert hatten, und welche ſo reich an leicht zu ſchilderndem Stoffe war. Alſo kann man mit Recht bezweifeln, ob ſie je in einer andern, als ihrer einheimiſchen Geſchichte glücklich ſeyn werden, weil ihr Hang, Alles nach ſich zu geſtalten, unbändig iſt. Daher denn auch Buchholz ziemlich paradox, aber doch ſehr richtig ſagt, daß die Franzoſen zu geiſtreich, zu witzig ſeyen, um Geſchichte ſchreiben zu können, weil die Forſchung der Geſchichte Scharfſinn, Genauigkeit und affektloſe Ruhe, die Geſchichtſchreibung aber wieder Phantaſie, Darſtellungstalent fodere, und keine hiſtoriſche Compoſition gelingen kann, wo ſich nicht Beides durchdringt, der Witz aber, der dazu kommt, Alles verunſtaltet; und bekanntlich bedeutet esprit bei ihnen ſo gut Geiſt, als Witz. Deſto glücklicher ſind ſie in den ſogenannten Memoiren, und es hat auch keine europäiſche Nation deren ſo viel aufzuweiſen, als die Franzoſen. Hier dreht ſich Alles um das Individuum, und ſo ſehr auch die meiſten Verfaſſer von Memoiren ſich ſelbſt zum Mittelpunkt ihrer ganzen Schrift gemacht haben, ſo wenig haben ſie ſich anderntheils geſcheut, ſchwache oder ſchlechte Handlungen ohne Umſchweif einzugeſtehen, ja con amore zu ſchildern. Wer die Memoiren von Brantôme, dieſem alten kauſtiſchen Hofmanne, der 33 Jahre an einem verdorbenen ſittenloſen Hofe (Carls IX.) Alles mitmachte; die naiven von Comines aus Ludwigs XI. und Carls VIII. Zeiten, oder die des liebenswürdigen Aſtronomen Bailly, aus den erſten Jahren der Revolution geleſen, wird die erfreulichen und betrübenden Beweiſe gefunden haben. E. Deutſche. Nicht die Nationalbeſcheidenheit, ſondern das Nationalgefühl läßt uns von den Deutſchen zuletzt ſprechen. Wie ſollten wir ihrer auch nicht zuletzt gedenken, da es das

Volk iſt, welches ſeinen Beruf für die Geſchichte ſeit Jahrhunderten beurkundet hat, da das, was ihm einerſeits zum ſchmachvollen Vorwurf gereicht, nämlich die knechtiſche Nachahmung und unvernünftige Affektation alles Fremden, Ausländiſchen und Imponirenden, auf der andern Seite gerade das iſt, was erfodert wird, um ein vollendetes hiſtoriſches Werk hervorzubringen, nämlich der Mangel eines individuell ausgebildeten Nationalkarakters. Es iſt wahr, dieſer mangelt uns Deutſchen in dem Grade, in welchem ihn Engländer, Franzoſen, Italiener und Spanier beſitzen, und in einem Bilderbuche der Nationaltrachten ward daher billig jede Nation in der ihr eigenthümlichen Kleidung, der Deutſche aber nackend mit einem Bündel ausländiſcher Kleider unter dem Arme vorgeſtellt; aber eben dieſe Erſcheinung iſt in der That mehr Mangel eines Nationalgefühles und Nationalſtolzes, als Mangel eines Nationalkarakters — denn frage ſich Jeder doch ſelbſt, ob in irgend einer Nation das Gefühl des Rechts und Unrechts, der Sinn für Gerechtigkeit und geſetzmäßige Ordnung ſo lebendig iſt, als in der deutſchen? Ob irgend eine andere es ihr zuvorthue an Ehrlichkeit und Offenheit, an rüſtigem, rührigem Fleiß, an Stille und Tiefe des Gemüthes, an Geduld und Beharrlichkeit in mühſamer Arbeit? — Alles dies aber ſind ja nur Gaben, wie ſie die Wiſſenſchaft, namentlich die hiſtoriſche, fodert. In Hinſicht der Kunſt, ſich fremde Nationalindividualität anzueignen, oder ſie im Geiſte ihrer Nation aufzufaſſen und zu würdigen, iſt der Deutſche der Erſte: in umſichtigem Fleiß, gelehrter Geduld und kritiſcher Genauigkeit ſteht er Keinem nach, und in Hinſicht der Darſtellung ſtrebt Er zur Würde der Alten empor, die nur Er im Geiſte und der Wahrheit zu würdigen verſteht. Doch wir eilen, die Schickſale der Geſchichte bei uns zu verzeichnen. Der älteſte Zuſtand unſerer Geſchichtſchreibung iſt oben unter Carl dem Großen und den Ottonen im Allgemeinen angegeben worden. Deutſche Mönche und Kloſtergeiſtliche waren es, welche ſich vortheilhaft unter den Annaliſten auszeichneten. Als die Geſchichtſchreibung in die Mutterſprache und in die Hände der Laien kam, wurden die Bürger, namentlich die in Süddeutſchland, ſo wie die in den freien Reichs- und Hanſeſtädten, von einem rühmlichen Eifer ergriffen, die Geſchichten ihres Wohnorts, ihres Fürſten, ihres Vaterlandes, oder ſelbſt die anderer Zeiten und Länder aufzuzeichnen. Das war namentlich das 14te Jahrh., dem wir eine ſolche Fülle von Chroniken verdanken, deren Sitte ſich bis gegen Ende des 17ten Jahrh. herab erhalten hat. — Dieſe Chroniken waren meiſt lokal, nur Ortsgeſchichten, und konnten nichts anders ſeyn, da die Verfaſſer nur aufzeichneten, was innerhalb ihres Geſichtskreiſes Denk- und Merkwürdiges vorgefallen war, wohin politiſche Begebenheiten ſo gut wie Erſcheinungen, Epochen und Revolutionen in der Natur, eine Kaiſerkrönung ſo gut wie eine anſteckende Krankheit, gehörte. — Es wird zu nichts weniger Verſtand erfodert, als über die gutmüthige Einfalt, über die beſchränkte Naivetät dieſer Chronikenſchreiber bitter zu lachen: jeder Zwerg der Gegenwart kann auf den Rieſen der Vorzeit hinaufklimmen, und oben jubeln, wie groß Er ſey! — Würdigung der Vorzeit iſt das nicht, und die ziemt jedem Gebildeten. Im Sinne jener Chroniſten ſtanden Natur und Geſchichte, Menſchenthun und höhere Naturkräfte in weit innigerem Zuſammenhange, als wir in unſerer gewaltigen Aufklärung glauben mögen, und der Geiſt der Vorſehung waltet auf allen Blättern ihrer hiſtoriſchen Denkmäler, ſo daß ſie in mehr als einer Hinſicht mit Herodot verglichen werden können. Und was kann denn die Geſchichte Höheres geltend mach n, als den Einklang der ſinnlichen und überſinnlichen Weltordnung? — Hiſtoriſche Genauigkeit beſitzen dieſe Chroniſten freilich nicht, aber große Vorzüge in dem kleinen Detail ihrer Begebenheiten, und in der Dar-

Digitized by Google

ſtellung, trotz der alterthümlichen Sprache, eine ſolche Kraft, Blüthe und Naivetät der Schilderung, die der modernſte Hiſtoriker mit Geiſt nachzuahmen nicht verſchmähen darf, und die jedes unverwahrloſte Gemüth, jeden unbefangenen Sinn, noch gegenwärtig anſpricht. Als vorzügliche Meiſter in dieſer Kunſt nennen wir Königshoven für Straßburg und Elſaß, Aventin für Baiern, Stumpf, Tſchudi und Wurſteiſen für Baſel und die Schweiz, Pantaleon Lindenbruch und Gottfried für Deutſchland, Fugger, Birken und Valvaſſor für Oeſterreich, Rolevink de Laer für Köln, Anderer zu geſchweigen, deren Aufzählung zu lange aufhalten würde, und die alle dem oben angegebenen Zeitraum angehören. Mit der Reformation griffen ſowohl theologiſche, als juriſtiſche Grundſätze und Anſichten auch in den Geſchichtswiſſenſchaften mehr um ſich. Man fing an, Urkunden, Geſetze und Quellen zu ſammeln, weil ſie zu Deduktionen ꝛc. unentbehrlich waren. Daher wir einige dieſer Sammlungen noch dem 16ten, die übrigen aber (als die Sitte blieb, obſchon die Abſicht aufgehört hatte) dem 17ten und 18ten Jahrh. verdanken. Daher gehören Schard, Pistor, Reuber, Freher, Goldaſt, Conring, Kulpis, Meibom, Schilter, Leibnitz u. A. m., die nur für den Gelehrten Intereſſe haben können. Aber mit ihnen verſchwanden die Chroniken immer mehr und mehr, die religiöſen Anſichten wurden immer mehr und mehr verbannt, und der Geiſt der Jurisprudenz fing an, die ganze Geſchichte zu beherrſchen. Aus dem früheren Extrem der mönchsartigen Behandlung war man nun in das andere der juriſtiſchen verfallen; aber bei alle dem einen Schritt weiter gekommen. Wir möchten ſagen, es ſey eine Ahnung des Pragmatiſchen geweſen, was ſich in dieſen Juriſten regte, und allerdings kommen mußte, um die gegenwärtige Behandlung der Geſchichte herbeizuführen; daher man ſich nicht genug verwundern kann, wie auf unſern Univerſitäten, z. B. auf der Leipziger, die Geſchichte noch aus dem juriſtiſchen Standpunkte angeſehen und vorgetragen werden könne. Seit Martin Opitz war die deutſche Proſa zuerſt von den aszetiſchen Theologen ausgebildet worden. Nach ihnen kamen die Hiſtoriker. Sie fanden ein neugieriges Publikum. Kenntniß der damaligen Begebenheiten foderte die der vormaligen: denn um die Folgen einzuſehen, mußte man die Urſachen wiſſen. Das vornehme deutſche Publikum zog zwar durchaus und überall franzöſiſche Literatur vor, aber nicht in Andachts- und Hiſtorienbüchern. Daher der Wetteifer unter den Schriftſtellern damaliger Zeit. Von ihnen zeichneten ſich vor Allen zwei auf entgegengeſetzte Weiſe aus: Bogislav Philipp von Chemnitz und Samuel Pufendorf. Der erſtere beſchrieb die Thaten der Schweden im dreißigjährigen Kriege, ein Gegenſtand, dem es weder an allſeitigem Intereſſe, noch an Reichthum für die Darſtellung gebrach. Aber Chemnitz übertrieb den redneriſchen Pomp ohne Wahl und Geſchmack; in einem weitſchweifigen Folianten behielt er von Anfang bis zu Ende den höchſten Ton des Redners ohne alle Schattirung bei, und that der Sprache Gewalt an, um ſie zu dieſem Tone hinauf zu ſtimmen. Er glich, wie Hegewiſch bemerkt, einem Sänger, der ſich überſchreit. Pufendorf wählte dagegen in ſeinen deutſchen hiſtoriſchen Sachen zuerſt den natürlichen Ton in der Erzählung, denn er kannte ſein Publikum. Er war anfänglich Theolog geweſen, und hatte, als Hofmeiſter, Gelegenheit gefunden, ſich in der großen Welt, durch Verſtand und Karakter, bekannt, geachtet und beliebt zu machen. Er ſuchte eine Ehre darin, für die große Welt zu ſchreiben, beſaß hellen Verſtand und Ordnung und Deutlichkeit in ſeinen Gedanken, forſchte aber nicht tief, war keines anhaltenden, wiederholten Meditirens fähig, kurz, kein gründlicher Philoſoph, wie Leibnitz gezeigt hat. Vor ihm ſchrieb man nur für Gelehrte: er wollte nur für Staatsmänner ſchreiben, daher ſprach er mit Verachtung von der

Digitized by Google

gewöhnlichen Schulgelehrſamkeit, mied den Schulton, und ſchrieb, um nicht Pedant zu ſeyn, in dem damaligen Konverſationsſtyl, der aber herzlich ſchlecht und gemein war. Nach ihnen verfiel man in das ſchon oben genannte andere Extrem, auf die juriſtiſche, zu Zeiten auch auf die aszetiſch=theologiſche Behandlung der Geſchichte. Von Ludwig, Gundling, Pütter, machten die Geſchichte des Rechts und der Verfaſſung, ſo wie die gerichtlichen Alterthümer zum Hauptinhalt der Geſchichte, die unter ihren Händen zum Aktenrotul ward, ob wir ihnen ſchon geiſtreiche Aufſchlüſſe und Bemerkungen verdanken. Hilmar Curas, Freier und Zopf ſuchten ſyſtematiſchen Zuſammenhang in die Univerſalgeſchichte zu bringen, obſchon ihre Handbücher jetzt billig vergeſſen ſind. Baumgarten und v. Mosheim arbeiteten, als Theologen, der juriſtiſchen Einſeitigkeit entgegen, und Mascov und v. Bünau ſtellten die erſten vielumfaſſendſten Werke wieder auf, die wir mit der dankbarſten Achtung für ihre Verdienſte nennen müſſen. Eine neue große Reformation der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften in Deutſchland begann mit Gatterer und v. Schlözer, und die letzte mit Joh. v. Müller. Wenn ſich der ſtille, gemäßigte Gatterer große Verdienſte um die ſämmtlichen Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte, in der Univerſalhiſtorie ſelbſt aber die größten Verdienſte durch die Auseinanderſetzung der gränzenlos verworrenen Völkerwanderung, durch die Aufnahme der Geſchichte bisher vernachläſſigter Völker, der Chineſen, Indier, Mongolen und Araber, alſo mit Einem Worte, Verdienſte um das Material, den Stoff der Geſchichte, erwarb, ſo ſtürmte der geniale, kecke Schlözer mit ſolchem Feuer in das Innere der Geſchichte ein, das durch ſeine kühnen Kombinationen, die von tiefer Reflexion Zeugniß geben, durch ſeine hiſtoriſche Geiſtesgegenwart, ſeine genialiſche Dreiſtigkeit, Wortkargheit und oft erſchütternde Frivolität die Geſammtrepublik deutſcher Hiſtoriker allmählig durchdrungen wurde, daß die juriſtiſchen und theologiſchen Einſeitigkeiten mehr und mehr verſchwanden, und Geiſt und Vielſeitigkeit ſtatt ihrer Platz ergriffen. Von dieſer Zeit an nahm die Liebe zum Studium der Geſchichte, der Eifer zu gründlicher, vielſeitiger, geiſtvollerer Behandlung ſo überhand, daß keine der europäiſchen Nationen eine ſolche Maſſe verdienſtlicher Hiſtoriker aufzuweiſen hat, als Deutſchland. Wir dürfen nur Herder und Iſelin für die Geſchichte der Menſchheit, Juſtus v. Möſer für die Geſchichte von Osnabrück, den fleißigen und gelehrten Meuſel und den geiſtvollern Spittler für die Staatengeſchichte, Heinrich, Anton und Schmidt für die Geſchichte der Deutſchen, Schröckh, Henke, Plank und Stollberg für die Kirchenhiſtorie nennen, und die Nation wird geſtehen, daß ſie ſich keines zu ſchämen brauche. Bei alle dem vermißte man noch bei den meiſten der Genannten ſchöne Darſtellung. Möſer ausgenommen, blieb ihnen die hiſtoriſche Kunſt fremd. Ihre Werke ſind gelehrt, genau, aber Nichtgelehrte, welche ſich doch keineswegs der Geſchichte zu entſchlagen geneigt ſind, werden bald durch die reiche Bändezahl, bald durch die oft nur dem Gelehrten verſtändliche Sprache, bald durch die matte Darſtellung abgeſchreckt oder gelangweilt; dagegen von einer weiblichen Menge halbhiſtoriſcher Bücher angelockt, die keinen Verdienſt, als das einer blühenden, aber eben deßhalb deſto weniger genauen, Darſtellung haben. Dieſen Mangel an Harmonie zwiſchen Stoff und Behandlung, zwiſchen Zeichnung und Kolorit, fühlte einer der edelſten Jünglinge ſeiner Zeit, Johannes Müller aus Schaffhauſen, lebhaft, der wegen ſeiner vielfältigen Verdienſte vom Kaiſer Leopold dem Zweiten in den Adelſtand erhoben ward. Wie er ſich in den alpumkränzten Hirtenthälern ſeines freien Vaterlandes, beim Anblicke fruchtbarer Matten, himmelhoher Eisgletſcher, mitten unter tapfern, friedliebenden und zufriedenen Gemeinden von altbewahrten Sitten zu ſeinem erhabenen Berufe begeiſtert fühlte, und welchen würdigen Begriff er von ſeinem Ge=

ſchäfte gehabt, das ihn bis zur letzten Stunde mit ewigfriſcher Jugend durchdrang, mag man aus den Briefen erſehen, die er an den geliebteſten ſeiner Freunde, an den edlen Viktor v. Bonſtetten, und an ſeinen väterlichen Gönner, den alten würdigen Gleim, geſchrieben. Er war es, der zuerſt wieder Geſchichtsforſchung und Geſchichtsſchreibung innig verband; der, der beſten Alten vollkommen würdig, ſie an Gelehrſamkeit noch übertraf, und in ihrem Geiſte die Geſchichten ſeines Volkes beſchrieb, Geſchichten, die, wenn nicht ein Weltbrand alle Bücher und Kunſtſammlungen wieder vernichtet, ſo lange beſtehen werden, als die Granitmauern des Landes ſelbſt. Von ſeinen übrigen zahlreichen, geiſtvollen Werken, welche bekanntlich durch ſeinen Bruder in einer vollſtändigen Sammlung erſchienen ſind, nennen wir nur das, was ein noch größeres Publikum, als die Schweizergeſchichte, gefunden hat, nämlich ſeine vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichten vom Urſprunge des menſchlichen Geſchlechts bis auf das Jahr 1783. Dieſe drei kleinen Bände, die die unentbehrlichſten Vorkenntniſſe freilich ſchon vorausſetzen, ſollten ſich in den Händen eines Jeden befinden, der auf Bildung Anſpruch macht. Es iſt durchaus kein univerſalhiſtoriſches Handbuch vorhanden, was bei dem beſchränkten Raume ſich an Genauigkeit der Forſchung, an blühender, jugendlicher Kraft in der Darſtellung, mit dem Müllerſchen nur entfernt meſſen könnte. Was die Deutſchen ſeitdem im Fache der Geſchichte geleiſtet, iſt mehr oder weniger Joh. v. Müllers Werk, ein ſo ungünſtiges Licht auch Hr. v. Woltmann auf den ihm befreundeten Vorgänger und deſſen ſchriftſtelleriſchen und politiſchen Karakter durch ſeine jakobiniſche Leichenrede, durch ſein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn, zu werfen geſucht hat. Woltmann's wohlbeleibtes Buch über Johann von Müller, welches, trotz des Giftes, ganz vortreffliche Sachen enthält, iſt eine Satyre im tragiſchen wie des Nikolai Leben von Fichte eine in der komiſchen, humoriſtiſchen Gattung war. Unter den neuern Geſchichtsforſchern und Geſchichtſchreibern, die mit Geiſt, Würde und Anmuth größere oder kleinere Abſchnitte der Geſchichte erforſcht und beſchrieben haben, verdienen von den bereits Verſtorbenen: Poſſelt, Uphagen, v. Baczko und Bredow, von den noch Lebenden genannt und gekannt zu werden, Heeren, Eichhorn, Heinrich Zſchokke, Fr. Wilken, Heinrich Luden, Pfiſter, Rühs, J. v. Hormayr, Niklas Vogt, v. Woltmann, v. Rotteck. — Vergl. Deutſche, Franzöſiſche, Engliſche, Italieniſche, Spaniſche ꝛc. Proſa.

Geſchichte (Studium der). Um nur eine, zwar nicht ganz oberflächliche, aber doch immer noch beſchränkte Kenntniß von der Geſchichte zu erhalten, foderte der gute Abt Lenglet, daß jeder Mann von Welt zehn ganzer Jahre täglich nicht mehr als! — ſechs Stunden darauf verwende. Nun, in der That, da mancher Hiſtoriker von Profeſſion nicht viel mehr Zeit dazu habhaft werden kann, ſo wäre es jedem Nichthiſtoriker zu verzeihen, wenn er gar nichts von der Geſchichte wüßte. Unſere Foderung iſt beſcheidener, und beſchränkt ſich auf folgende Bemerkungen: 1) Man gehe vom Allgemeinen, vom Ueberblick des Ganzen aus, weil ſich die Idee des Einzelnen, des Beſondern, nur aus der des Ganzen geſtalten kann. Man wähle dazu nicht den Hellhaufen der Univerſalkompendienſchreiber, ſondern Handbücher, welche mit Geiſt abgefaßt ſind, wie die von Heeren, Woltmann, Breyer und Müller, um zuförderſt nur zu einer Skizze des unermeßlichen Ganzen zu gelangen, in welche ſich nachher die Maſſe des Einzelnen leicht fügen und ordnen läßt. 2) Wer nicht auswendig lernt oder excerpirt, obſchon das Erſtere bis zu einem gewiſſen Grade unerläßlich iſt, leſe, ſo viel möglich, Quellen, Chroniken und Spezialgeſchichten, welche das Einzelne umſtändlich und genau ſchildern. Da man unter Quellen das verſteht, was unmittelbar mit

dem Ereigniſſe, der Thatſache zuſammenhängt, ſo begreift man, daß die Anſchauung irgend einer Zeit, das Kolorit ihrer Eigenthümlichkeit, ſo wie auch die Autorität und Glaubwürdigkeit eines Ereigniſſes, immer mehr verdämmern und unſicherer werden müſſe, je mehr man ſich vom Quellenſtudium entfernt. 3) Die Wahl der Werke ſelbſt hilft dem Gedächtniſſe auf. Was uns Herodot, Tacitus, Cäſar, Salluſt, Gibbon, Müller oder Vogt erzählen, wird ſchneller gefaßt, und länger behalten, als was wir aus der Legion anderer Geſchichtſchreiber herausleſen. 4) Kinder übe man im Landkartenzeichnen, im Auswendiglernen der Zahlen und Namen, und trage ihnen die Geſchichte zwar nur anekdotiſch, aber die Anekdoten ſelbſt doch in der Zeitfolge vor. Wie einzelne Blitze durch dunkle Nacht, ſo müſſen die Bilder edler, großer und herrlicher, auch ſchrecklicher Menſchen in die zarte Seele des Kindes, in ſein, allen Eindrücken noch offenes Gemüth, durch mündliches Erzählen fallen, daß ſein zartes Herz geregt werde, daß es Thränen der Rührung und des Entzückens, oder des Mitleids weine. — Bei Knaben, erwachſenen Kindern möge man auf gleiche Weiſe fortfahren; aber ſo wie mehr Verſtand und Einſicht in ihnen erwacht, auch einen zuſammenhängenderen Plan blicken laſſen, den man bei ſteigendem Alter mit mehr Vollſtändigkeit und Gründlichkeit ausführen, und durch Lektüre unterſtützen mag. So wird unſeres Erachtens die junge Welt einerſeits die Fähigkeiten, zu behalten, andererſeits die Luſt, mehr zu lernen, nicht verlieren, was ſonſt immer ſchwer zu vereinen iſt. So wird die Wiſſenſchaft, die uns vielleicht in der Kindheit durch den verkehrten Weg des Lehrers zur trockenſten unter allen wurde, einen ewigfriſchen Reiz für die Jugend behalten.

Geſchichtsforſcher heißen diejenigen wiſſenſchaftlich gebildeten Männer, die ſich, um eine gründliche, wahrhaft beglaubigte Geſchichte der Begebenheiten in der Natur und im Menſchenleben möglich zu machen, dem eben ſo ſchwierigen als mühſamen Geſchäfte des Sammelns der Thatſachen unterziehen, und mit dieſem Sammlerfleiße die hiſtoriſche Kritik (ſ. Kritik, hiſtoriſche) verbinden.

Geſchichtsmalerei; die Darſtellung merkwürdiger Gegenſtände aus der Geſchichte älterer und neuerer Zeit, inſonderheit des dabei concurrirenden Perſonals, wo das Intereſſe der Hauptfigur ſich über die ganze Darſtellung verbreitet, oder verbreiten ſoll. Im weitläufigen Sinne bekommt jedes Gemälde den Namen des hiſtoriſchen Gemäldes, wenn handelnde Perſonen den Hauptinhalt deſſelben ausmachen. Es hat alſo die Schilderungen handelnder, oder auch nur in gewiſſen beſtimmten Empfindungen begriffener Menſchen zur Abſicht. Und in ſofern werden auch die Vorſtellungen aus der Mythologie, das allegoriſche Gemälde, die Schlachten, die Geſellſchaftsgemälde, wenn ſie gleich aus Porträts beſtehen, ingleichen einzelne Bilder, wo nur eine einzige Perſon in Handlung oder in einer beſtimmten Gemüthslage vorgeſtellt wird, z. B. die bußfertige Magdalene u. d. gl., zu den hiſtoriſchen Gemälden gerechnet. Es unterſcheidet ſich dieſe Gattung vor allen andern dadurch, daß ſie denkende Weſen in Handlungen, in Leidenſchaften, und überhaupt in ſinnlichen und leidenſchaftlichen Umſtänden abbildet, in der Abſicht, ſowohl das äußere Betragen, als die Empfindungen der Seele, was hier die Hauptſache iſt, dabei lebhaft zu ſchildern. Die 4 Hauptlichter in dieſer Art der Malerei ſind: Raphael Sanzio, Michelangelo Buonarotti, Tizian Vezelio, und Antonio Allegri, genannt Antonio da Correggio. Hiernächſt Johannes Bellini, Andrea Mantegna, Leonardo da Vinci, Baccio della Porte, Andrea del Sarto (Banucchi), Giacomo Pontorme (Carracci), Doſſo Doſſi, Benvenuto Tiſi (Tiſio da Garanfalo), Pietro Buonacorſi (Pierino del Vaga), G. Franceſco Penni, Giulio Pippi (Giulio Romano), Franceſco Primaticcio, Franceſco Maz-

Digitized by Google

zola (il Parmegianino), Camillo Procaccini, Ludovico Cardi (Cigoli), Franceſco Vanni; und als Nachahmer des Michelangelo: Sebaſtiano Venéziano (del Piombi), Daniel Ricciarelli (von Volterra), Pellegrino Pellegrini (Tibaldi), Marcollo Venuſti, Giorgio Vaſari, Franceſco de Roſſi (Salviari), Batiſta Franco (Semolei), Angelo Bronzino, Aleſſandro Allori, Martin von Ween (Hemskerk), Franz Floris u. A. m.

Geſchichtsſchreiber, ſ. Hiſtoriographie.

Geſchiebe, in der Berg- und Hüttenkunde, Stücke Erz oder Geſtein, die durch Waſſer oder andere Urſachen von ihrer urſprünglichen Stätte fortgeführt, an einen andern Orte abgeſetzt worden ſind, und durch vieles Reiben die Ecken abgeſtoßen haben; 2) die in die Breite ſich ausſtreckenden Flözzen oder Schichten.

Geſchlecht (Grammatiſches), ſ. Genus.

Geſchlecht. Es giebt in der Natur zwei Hauptarten von Weſen, die unorganiſchen und die organiſchen oder belebten. Zu jenen gehören die Metalle und Mineralien, zu dieſen Pflanzen und Thiere. Dieſe beide letzteren Klaſſen von Geſchöpfen haben ein doppeltes Leben: eines nämlich, das ihnen eigenthümlich iſt, gleichſam ein ihnen verliehenes Kapital, von dem ſie aber durch ihre Exiſtenz den Nießbrauch ziehen, und ein andres, das ſie ſelber überlebt, und das ewiges Erbtheil ihrer Gattung bleibt, welches ſie dieſer durch das Geſchäft der Zeugung überliefern. Nur von dieſem zweiten Leben, dem Leben der Liebe, ſprechen wir hier. Das Individuum ſtirbt, und kein Atom verräth nach gegebener Zeit ſein allzuflüchtig dahingeſchwundenes Daſeyn; aber die Gattung beſteht in ewigem Frühling fort. Es iſt ein großer Baum, der im Tode ſeine Wurzeln, ſeine Aeſte in einem ewigen Leben hat! Dieſes Gattungsleben, um uns ſo auszudrücken, hat aber in den höheren und edleren Geſchöpfen wenigſtens nicht ſeine eigene Quelle in dem ganzen Leib des Individuums, ſondern ſein eigenthümlicher Heerd ruht in den Organen, die zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung beſtimmt ſind. Wir müſſen dies näher erläutern. Die Fortpflanzung geſchieht in den verſchieden gebildeten organiſchen Geſchöpfen auf die mannichfachſten Arten. Die einfachſte und niedrigſte iſt die, wo ein Zweig, ein Stamm ſich vom Mutterindividuum trennt, und für ſich nun lebensfähig und individuell fortbeſteht. So ſehen wir es an den ſogenannten Schnittlingen bei vielen Pflanzen, und auch die unterſten Thierklaſſen, wie z. B. die Polypen, geben davon Beiſpiele. Wenn man einen Polypen in zwanzig Theile zerſchneidet, ſo wird bald jeder Theil ein vollkommnes Polypenthier. Die zweite Art der Fortpflanzung findet in jenen belebten Geſchöpfen Statt, wo in demſelben Individuum (des Pflanzen- oder Thierreiches) beide Geſchlechter, das männliche und das weibliche Prinzip, vereinigt, oder doch einander genähert ſind; dies nennt man den Hermaphrodismus. Die dritte Gattung der Fortpflanzung endlich, die ausgebildetſte und vollkommenſte von allen, iſt dort, wo erſt eigentlich der Geſchlechts-Unterſchied eintritt, wo man durch eigenthümliche Bildung männliche und weibliche (Thier- oder Pflanzen-) Individuen unterſcheiden kann, und wo es zur Regeneration der innigen organiſchen Vermiſchung beider, des männlichen und des weiblichen Prinzipes bedarf, der eigentlichen Zeugung.

Geſchlechtsnamen werden den Eigen- oder Taufnamen als erbliches Unterſcheidungszeichen hinzugefügt. Sie waren bei den Deutſchen und andern verwandten Völkern unter dem Bürgerſtande vor dem 14ten Jahrh. wenig üblich. Jeder führte nur ſeinen Taufnamen. Die älteſte Art, verſchiedene gleichnamige Perſonen zu unterſcheiden, beſtand darin, daß man ihrem Namen den väterlichen hinzufügte; daher ſtammen viele engliſche, däniſche und ſelbſt deutſche Namen, die ſich auf ſon, ſohn, ſen endigen,

z. B. Johnſon, d. i. John's (Johanns) Sohn, **Williamſon** oder William's Soh'n, Torwaldſon oder Torwald's Sohn, Wilmſen oder Wilhelm's Sohn. Hieher gehören ohne Zweifel auch die auf i ſich endigenden Taufnamen (die lateiniſche Genitivendung), welche häufig als Geſchlechtsnamen vorkommen, als Auguſti (gleichſam Filius Augusti), Wilhelmi. Gleichen Urſprung hat die Endung ez der ſpaniſchen Namen, z. B. Fernandez, Rodriguez, d. i. Ferdinand's, Rodrigo's Sohn. Noch jetzt iſt es in Spanien Sitte, des Vaters Taufnamen mit dieſer Endung dem eigenen Taufnamen folgen zu laſſen, auch nachdem dort ſchon Geſchlechtsnamen eingeführt waren, z. B. Juan Alvarez Herrera. Den Araber nennt Niemand bei ſeinem eigenen Namen. Hat z. B. Jemand, deſſen Vater Hali hieß, den Namen Zoar, ſo wird er Ebn Hali (Hali's Sohn), und ſein Sohn Ebn Zoar genannt. — Mit dem Lehnweſen kamen neue Namen auf, die von Ortſchaften, womit ein Adeliger belehnt wurde, oder überhaupt von den Lehnverhältniſſen hergenommen waren. Der Adel hatte daher überall weit eher, als der Bürgerliche, Geſchlechtsnamen, da die Unterſcheidung des Einzelnen wegen ſeiner vielfachern Berührungen nothwendiger war. Zu ſolchen Namen gehören z. B. Sickingen, Marbach, Heinitz, Lehmann (d. i. Lehnmann, Vaſall). Eine andere Claſſe von Geſchlechtsnamen entſtand bei Bürgerlichen von Aemtern, Geburtsländern, z. B. Hauptmann, Schreiber, Schulze, Franke, Schwabe. Ferner, und beſonders bei der untern Volksklaſſe, von Gewerben, wie Schmidt, Müller, Fiſcher; von Hausſchildern, wie König, Herzog. Auch gaben zuweilen körperliche Eigenſchaften oder auffallende äußere Auszeichnungen Anlaß zu Necknamen, die ſpäter forterbten, z. B. Roth, Fuchs (von rothen Haaren), Lange, Breitkopf. In Deutſchland kamen die Geſchlechtsnamen unter den Bürgerlichen erſt im 17ten Jahrh. in allgemeinen Gebrauch. In Schweden gab es vor 1514 keine Geſchlechtsnamen, und auch hier ſind Namen auf ſon noch jetzt ſehr häufig. Unter den geringern Volksklaſſen ſind ſie dort noch heut zu Tage ſehr ſelten, wie in Irland, Polen, Böhmen. Die Bewohner von Wales fingen nicht lange vor dem 18ten Jahrh. an, Familiennamen einzuführen, indem ſie das a in ap, welches Sohn von bedeutet, unterdrückten, z. B. ſtatt Evan-ap-Howell ſprachen: Evan Powel. Die Irländer drücken das Sohn von durch das, in den irländiſchen Namen ſo häufig vorkommende Mac oder abgekürzte M' aus, wie in Mackenzie. Bei den alten Normännern wurden jene Worte durch Fitz ausgedrückt, z. B. in Fitzgerald, d. i. Gerald's Sohn. S. Wiarda über deutſche Vor- und Geſchlechtsnamen. Berl. 1800.

Geſchlechstrieb. Tief unter das Thier ſinkt der Menſch, wenn ihn ſein krankhaft geſteigerter Geſchlechtstrieb zu ſinnlichen Extremen führt. Mann und Weib zeigen dann faſt die gleichen innern Krankheitserſcheinungen, und wenn die äußern Symptome der Satyriaſis beim Manne, in der Erotomanie und der Nymphomanie beim Weibe nicht ganz dieſelben ſind, ſo liegt der Grund in der verſchiedenen äußern Bildung der hier krankhaft ergriffenen Organe. Die Satyriaſis iſt, beſonders in unſerm Klima, eine ſeltne Krankheit, und weniger häufig als die Mutterwuth oder Nymphomanie. Sehr natürlich! der Mann wird nicht ſo von ſeinen Geſchlechtstheilen beherrſcht, als das Weib, er iſt weniger reizbar überhaupt, weniger eingeſchränkt in ſeinen Handlungen, er arbeitet mehr und ſchwerere Arbeit, und lebte ein aktives Leben, während das Weib, beſonders in höhern Klaſſen, faſt nur lebt, um zu fühlen und ſich Eindrücken ruhig hinzugeben. Die weſentlichen Kennzeichen der Krankheiten ſind: andauernde Erektion, übermäßiger, nicht zu befriedigender Drang zu den Genüſſen der Sinnenliebe, und ein erotiſcher Wahnſinn. Leicht vorübergehende, häufige, bald freiwillig, bald auf den Anblick von Weibern entſtehende Erektionen,

Digitized by Google

gehen dem eigentlichen Ausbruch der Satyriaſis vorher; bald wird die Einbildungskraft unaufhörlich durch ſchlüpfrige Bilder beunruhigt, der Schlaf geſtört durch erotiſche Träume und häufige Pollutionen, die Begierden wachſen, werden bald auf alle mögliche Weiſe, ohne Wahl und Geſchmack befriedigt, ein hitziges Fieber bemächtigt ſich des Kranken, das Geſicht wird feurig geröthet, die glänzenden Augen treten weit hervor, der Mund ſchäumt, der Kranke klagt brennenden Durſt, erbricht ſich auch wohl, delirit in den ſcheußlichſten, lasciveſten Gegenſtänden, und kaum hindert ihn eine Gewalt, unaufhörlich den wüthenden Drang zu ſtillen, die Sexualorgane werden entzündet, bald brandig, und der Tod beſchließt die unendlich traurige Scene! Die vorzüglichſten Urſachen dieſer fürchterlichen Krankheit ſind ein zu hitziges Temperament, die Entwicklungsjahre, zu lange unnatürliche Enthaltſamkeit, aber auch zu großer Mißbrauch der Geſchlechtsgenüſſe, übermäßige Selbſtbefleckung, der Gebrauch der Aphrodiſiaca, ganz vorzüglich der überall gefährliche Gebrauch der ſpaniſchen Fliegen, zu häufiges Leſen ſchlüpfrig = erotiſcher Schriften, endlich Alles, was mittelbar die Senſibilität der Sexualtheile aufreizt. Dieſelben Urſachen ſind es, die auch beim Weibe ähnliche Wirkungen hervorbringen, und hier die Krankheit bilden, die man Liebeswuth, Mutterwuth, Mannstollheit nennt (Erotomanie, Nymphomanie, Andromanie). Die Erſcheinungen des im Weibe zu einem ungezügelten Extreme krankhaft aufgeregten Geſchlechtstriebes ſind furchtbar heftiger Drang zu den Geſchlechtsgenüſſen, Vergeſſen alles Gefühles von Schaam, ſo daß ſolche arme Kranke die ſchauderhafteſten, ekelerregendſten Nuditäten treiben, und ohne Rückhalt die allerobſcönſten Reden ausſtoßen, krankhafter Reiz in den Sexualorganen, partieller oder allgemeiner Wahnſinn, leuchtende hervortretende Augen u. ſ. w., alſo ein würdiges Gegenſtück zu dergleichen Erſcheinungen beim Manne. Die Entwicklungsjahre des weiblichen Geſchlechtes prädisponiren daſſelbe vorzüglich zu dieſer Krankheit, und der Konſtitution nach ſind diejenigen Weiber beſonders dazu geeignet, in denen das Nervenſyſtem vorzüglich ausgebildet und vorherrſchend erſcheint, dann ſanguiniſch = kräftige Frauen mit ſtarkem Haarwuchs, dunkel gefärbten Haaren, dunklen, lebendigen Augen, einer beweglichen, ausdrucksvollen Phyſiognomie, deren Geſchlechts = Attribute ſehr ſtark ausgedrückt ſind, alſo ein feſter, ſchön entwickelter Buſen, gut gezeichnete Hüften, ſtarke Unter = Extremitäten, ein hoher Wuchs u. ſ. w. Oft fehlen auch dieſe Karaktere und die Nymphomanie bricht dennoch aus; dann pflegt beſonders irgend ein Ausſchlag oder Würme nahe bei oder gar in den Sexualtheilen zu ſeyn. Wir wiederholen endlich, daß die ſchon bei Gelegenheit der Satyriaſis angegebenen Urſachen auch bei der Mutterwuth wirkſam ſind. Bemerkenswerth iſt es, daß wir Spuren dieſer Krankheit in der Geſchichte an manchen berühmten und berüchtigten Weibern finden. Wer kennt nicht eine Semiramis, eine Julia, eine Meſſalina, eine Agrippina, Fauſtina, Eliſabeth von Rußland und Andre? Furchtbar iſt das Geſchlechtsfeuer des nymphomanen Weibes, wenn es ſeine größte Kraft erreicht! Einer wilden Bakchantin gleich überfällt ſie jeden männlichen Gegenſtand, der ihr in den Weg tritt, und bittet und fleht und reizt ihn durch die verworfenſten Reden und Handlungen, ihre wüthenden Flammen zu löſchen. Findet ſich Niemand, den ſie an ihren lodernden Buſen preſſen kann, ſo nimmt ſie zu den ſcheußlichſten Hülfsmitteln ihre Zuflucht, um unaufhörlich und mit immer erneuter Wolluſt dem Satan in ihr neue Nahrung zu geben, bis, wenn die beklagenswerthe Kranke auf den äußerſten Krankheitsgrad gekommen iſt, auch hier der Tod das Drama beſchließt.

Geſchmack nehmen wir gewöhnlich in zweierlei Hinſicht: a) in phyſiologiſcher und b) in äſthetiſcher Bedeutung. Unter der erſtern verſtehen wir

das Vermögen, gewiſſe Eigenſchaften an den mit den Geſchmacksorganen unmittelbar in Verbindung gebrachten Gegenſtänden wahrnehmen zu können. Die Organe des Geſchmacks befinden ſich im Munde, und zwar im Schlunde, dem Gaumen und der Zunge, vorzüglich in der letztern; ſie bewachen den Eingang des Canals der Nahrung, ſo wie die Geruchsorgane den Eingang des Canals der Reſpiration. Obgleich der Körper, den wir ſchmecken ſollen, unmittelbar mit den Geſchmacksorganen in Verbindung gebracht werden muß; ſo entſteht der Eindruck nur dann erſt, wenn die ſalzigen und andere auflöslichen Theile durch die Feuchtigkeiten des Mundes aufgelöſt werden. Daß die Cultur auch auf die Verfeinerung dieſes Sinnes Einfluß hat, lehrt die Erfahrung. In äſthetiſcher Hinſicht verſtehen wir unter Geſchmack, das Urtheil über das Schöne und Erhabene, und alles mit beiden Verwandten, zum Unterſchiede vom logiſchen oder Erkenntnißurtheile. Beim letztern iſt das Urtheil von den Regeln des Verſtandes, nach welchen Begriffe erzeugt werden, abhängig; beim äſthetiſchen oder Geſchmacksurtheile aber wird nur auf den Zuſtand des Subjekts reflektirt, indem man ein gewiſſes Wohlgefallen am Objekte findet, und es um dieſes Eindrucks willen, d. h. wegen ſeiner Beziehung auf das Gefühl der Luſt oder Unluſt, für ſchön oder erhaben erklärt. Dieſes von der ſinnlichen Wahrnehmung abhängige Gefühl macht daher die Grundlage des äſthetiſchen Urtheils aus, und darum redet man auch gewöhnlich nur von einem Sinne oder Gefühle für Schönheit und Erhabenheit. Da aber das Wohlgefallen am Schönen und Erhabenen und die darauf gegründete Beurtheilung deſſelben eine höhere Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes voraus ſetzt, ſo iſt der äſthetiſche Geſchmack weit mehr, als bloßer Sinn, und eben darum auch nur dem Menſchen eigen. Denn das vernunftloſe Thier hat nur Sinn oder Gefühl für's Angenehme, aber nicht für's Schöne und noch viel weniger für's Erhabene. Der gewöhnliche Ausdruck: Ein Menſch ohne Geſchmack, oder: Ein geſchmackloſer Menſch ſeyn, läßt eine doppelte Bedeutung zu. Er kann erſtlich bedeuten, daß ein Menſch des äſthetiſchen Wohlgefallens ſchon urſprünglich nicht empfänglich ſey, in welchem Falle einem menſchlichen Individuum eine Grundbeſtimmung der Menſchheit fehlt; oder man verſteht darunter einen Menſchen, der nach ſeiner gegenwärtigen individuallen Beſchaffenheit des Wohlgefallens am Schönen oder Erhabenen, entweder überhaupt oder in Anſehung gewiſſer Arten, nicht empfänglich iſt. Im erſtern Falle läßt ſich nicht leugnen, daß es Menſchen giebt, bei denen dieſer Sinn ſich ſo ſchwach und roh äußert, daß man ihnen ſagen kann, ſie haben keinen Geſchmack; in dem letztern Sinne ſind kleine Kinder, Blöd- oder Wahnſinnige, und ganz ungebildete oder verbildete Perſonen geſchmacklos. Der Geſchmack bedarf alſo, wie Alles, was zur urſprünglichen Anlage des Menſchen gehört, der Entwicklung und Ausbildung, ſo daß der Umgang mit den Menſchen und Grazien den Sinn für das Aeſthetiſch-Wohlgefällige erſt aufſchließt. Deßhalb unterſcheidet man mit Recht verſchiedene Arten des Geſchmacks (z. B. roher, verwildeter, gebildeter, gereifter, veredelter, verfeinerter, verweichlichter, bizarrer, barocker u. ſ. w. Geſchmack), welche Unterſcheidungen aber, ſo wie die Eintheilungen des Geſchmacks nach den Völkern (z. B. griechiſcher, römiſcher, chineſiſcher, italieniſcher ꝛc. ꝛc.) ſich insgeſammt auf den europäiſchen Geſchmack beziehen. Die Stufen der Cultur (ſ. d. Art.) nämlich, auf welcher ſowohl einzelne Menſchen als ganze Völker ſtehen können, ſind unendlich verſchieden, und geben dadurch auch dem Individual- und Nationalgeſchmack unendliche Mannichfaltigkeit. Es iſt dieſes aber nicht bloß von der Cultur des Geſchmacks ſelbſt, die man daher auch die äſthetiſche nennt, ſondern von der Cultur überhaupt, alſo die intellektuale und moraliſche mit eingeſchloſſen, zu verſtehen. Denn da alle geiſtige Thätigkeit auf's Genaueſte zuſammenhängt, und ein

Digitized by Google

innig verbundenes Ganze ausmacht, ſo iſt auch die Geſchmackscultur nur ein Theil der allgemeinen Geiſtescultur, und als ſolcher durch alle übrigen bedingt. Nicht mit Unrecht unterſcheidet man, da wir ja tagtäglich an auffallenden Beiſpielen ſehen, daß um der lieben Mode willen etwas für ſchön oder häßlich erklärt wird, den wahren oder echten Geſchmack vom falſchen oder unechten, wiewohl hierbei nothwendig die Frage entſteht, welcher Geſchmack echt oder unecht ſey, d. h. durch welches Merkmal man beide unterſcheiden kann. In der That giebt es Regeln, nach welchen gegebene Geſchmacksobjekte (als Gedichte, Gemälde ꝛc. ꝛc.) kritiſirt oder in Anſehung ihres äſthetiſchen Werths beurtheilt, der Geſchmack gelenkt und geleitet, und vor Abwegen bewahrt werden kann. Denn die Kunſt hat durch diejenigen ihrer Prieſter, denen ſie gleichſam ihre heiligſte Geheimniſſe anvertraut hat, bereits eine Menge von Gegenſtänden aufgeſtellt, deren äſthetiſcher Werth allgemein anerkannt iſt, von denen daher als Muſtern des Geſchmacks Kriterien und Regeln des Aeſthetiſch-Wohlgefälligen entlehnt werden können. Die Einſtimmigkeit Vieler oder Aller iſt daher in Sachen des Geſchmacks von großem Gewicht. Jemehr Subjekte daher in dieſer Hinſicht mit unſerm Gefühl übereinſtimmen, und je gebildeter die Einſtimmungen ſind, deſto mehr Grund iſt da, anzunehmen, unſer Gefühl ſey ein allgemein menſchliches, und unſer dadurch gegründetes Geſchmacksurtheil alſo ein allgemein gültiges. (Vergleich den Art. Claſſiſch.)

Geſchnittene Steine, ein Reichthum von Werken der alten Kunſt, die ſich in unwandelbarer Schönheit erhalten haben. Die Griechen und Römer nahmen den edelſten Stoff zu dieſen Kunſtwerken, die ſie mit dem zarteſten und geiſtigſten Fleiße ausführten. Dieſer Mikrokosmus der alten Kunſt hat ſich uns am Reinſten erhalten. Man theilt die geſchnittenen Steine in **Gemmen** und **Cameen** ein; jene ſind vertieft geſchnitten, ſo daß ſie uns nur in Abdrücken wieder deutlich erſcheinen; dieſe erhaben, en hautrelief. Die Schönheit und Richtigkeit der Zeichnung, der Ausdruck der Köpfe, die Anmuth und Freiheit der Stellungen geht bei den antiken geſchnittenen Steinen über alle Beſchreibung. Wahrſcheinlich wurde dieſe Kunſt in dem an edeln Steinen ſo reichen Orient erfunden, und verbreitete ſich dann über Aegypten, Kleinaſien, Griechenland und Italien. Einer der älteſten griechiſchen Steine, worauf der ſterbende Othryades vorgeſtellt iſt, wurde ſchon zu Anakreons Zeiten verfertigt. Theodor von Samos ſoll den berühmten Stein geſchnitten haben, den Polykrates in ſeinem Petſchaftringe trug. Einige etruskiſche Steine tragen die Zeichen eines ſehr hohen Alters. Winkelmann beſchreibt einen, worauf fünf von den Helden des erſten thebaniſchen Krieges abgebildet ſind, deren Namen man in uralter, von der Rechten zur Linken fortlaufenden Schrift eingegraben lieſ't. Die Arbeiten der alten Etrusker in dieſem Fache waren in Hinſicht der Zeichnung und der Nettigkeit der Ausführung ganz vortrefflich. Bei den Griechen hat dieſe Kunſt zu den Zeiten Alexanders den höchſten Gipfel erreicht, Pyrgoteles war damals einer der berühmteſten Steinſchneider. In Rom blühte dieſe Kunſt bis zu den Zeiten des Septimius Severus. Selbſt im dunkeln Mittelalter erhielten ſich Spuren dieſer Kunſt in Italien. Man fand geſchnittene Steine mit Köpfen von Gothen und Longobarden. Vom 15ten Jahrh. an fing die Steinſchneidekunſt wieder an aufzublühen. Ein florentiniſcher Künſtler, Donatello, ahmte glücklich die griechiſchen Kunſtwerke nach. Lorenzo von Medicis brachte nicht nur eine anſehnliche Sammlung antiker geſchnittener Steine zuſammen, ſondern nahm verſchiedene geſchickte Steinſchneider zu ſich, und theilte ſelbſt die Arbeit unter ſie aus. So ſtieg dieſe Kunſt wieder empor, und hat ſich in Italien bis jetzt erhalten. In Deutſchland war Engelhart, ein Nürnberger, Alb. Dürer's Freund, ein berühmter Steinſchneider; auch Kaiſ. Rudolph II.

Digitized by Google

beſchützte dieſe Kunſt. In der neueſten Zeit ſind Pichler und Natter berühmt. Man bedient ſich aller Arten von edlen Steinen dazu, doch ganz vorzüglich des Onyx und Sardonyx, deren verſchiedenfarbige Lagen oft die Wirkung ſehr erhöhen.

Geſchütz, ſ. Artillerie und Catapulten.

Geſchwader ſagt man ſowohl für Eskadre als Eskadron; 2) beim Seeweſen eine Anzahl, beſonders von einer Flotte abgetheilter, Schiffe, welche unter einem Viceadmiral oder Flaggenoffizier ſtehen. Daher ſind bei einer zum Treffen geordneten Flotte der Vortrab, das Mitteltreffen und der Nachtrab eben ſo viele Geſchwader.

Geſchwindeſchreibekunſt, ſ. Brachygraphie.

Geſchwornen-Gericht, ſ. Jury.

Geſechster Schein, ſ. Aſpekten.

Geſellſchaft. Die Menſchen ſind Weſen, welche nur in Gemeinſchaft mit einander ſich vollkommen auszubilden vermögen. Daher haben ſie auch von Natur einen Trieb, mit einander in Verhältniſſe zu treten, und ſich auf mannichfaltige Weiſe mit einander zu vereinigen. Auch ſind die Verbindungen der Menſchen, weil deren geiſtige Ausbildung in keinem beſtimmten Zeitpunkte vollendet, ſondern eine fortdauernde Aufgabe iſt, nicht bloß augenblickliche Verhältniſſe, wie die der Thiere, zur Befriedigung des Inſtinkts, ſondern ſie werden durch das klarere Gefühl und Bewußtſeyn beſtimmter Zwecke und Bedürfniſſe, ſo wie der Unmöglichkeit, ſie getrennt von Menſchen zu erreichen, bedingt, und durch den, auf dieſe Zwecke gerichteten Willen Mehrerer befeſtigt und erhalten. In dieſen Rückſichten ſchreibt man dem Menſchen Geſelligkeit oder eine geſellige Natur zu, und redet von der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt (als der Summe aller in Vereinigung und Verkehr lebender Menſchen, — entgegengeſetzt den einzelnen, in der Einſamkeit lebenden Menſchen, und den thieriſchen Horden, — oder auch der ganzen Menſchengattung); und man nennt eine Geſellſchaft, eine Verbindung von Individuen zu einem gemeinſamen Zwecke. Im engern und vorzüglichen Sinne aber nennt man eine Geſellſchaft nur dasjenige fortdauernde Verhältniß, vermöge deſſen mehrere menſchliche Individuen zur gemeinſchaftlichen Beſtrebung eines beſtimmten Zweckes, ſich gegenſeitig äußerlich verpflichtet ſind, — oder auch ſelbſt den Inbegriff der Glieder einer ſolchen Geſellſchaft. Die weſentlichen Erfoderniſſe einer ſolchen rechtlichen Geſellſchaft (societas juridica) ſind daher mehrere (wenigſtens zwei) Individuen (Geſellſchaftsglieder, socii), ein gemeinſchaftlicher Zweck und eine rechtliche Verpflichtung, durch welche 1) ein Zweck zum allgemeinen Willen der Geſellſchaft (zum Geſetz) erhoben, 2) die Form, unter welcher dieſer Zweck erreicht werden ſoll (Verfaſſung der Geſellſchaft) beſtimmt, 3) die Geſellſchaft gleich einer einzelnen Perſon wird, und, als moraliſche Perſon, in Hinſicht auf die Behauptung des geſtifteten Verhältniſſes, Rechte erhält. Den Inbegriff dieſer Rechte der Geſellſchaft überhaupt, insbeſondere das innere Recht derſelben, die Mittel zur Erreichung des gemeinſamen Zweckes nach dem Geſetz zu beſtimmen und in Anwendung zu bringen, nennt man Geſellſchaftsgewalt. Die drei Hauptbeziehungen derſelben ſind daher 1) die geſetzgebende, verfügende Gewalt, oder das Recht, die Mittel zur Erreichung des Geſellſchaftszwecks dieſem gemäß auszuſprechen und anzuordnen, 2) die ausübende oder vollziehende Gewalt, 3) die aufſehende Gewalt, oder das Recht, ſich von dem Zuſtande der Geſellſchaft fortdauernd zu unterrichten. In Hinſicht der Verfaſſung, oder der feſtgeſetzten Art der Ausübung dieſer Geſellſchaftsgewalt, ſind die Ge-

Digitized by Google

ſellſchaften gleiche oder ungleiche, letzteres wenn ſie eine einzelne Perſon oder eine Mehrheit derſelben zum Oberherrn haben, der den allgemeinen Willen der Geſellſchaft repräſentiren ſoll Die rechtliche Verpflichtung, welche jeder Geſellſchaft zum Grunde liegt, aus welcher Rechte entſpringen ſollen, kann, wo und in wiefern der Zweck der Geſellſchaft ein willkührlicher iſt, bloß durch Vertrag (ſ. d. Art. u. d. Art. Grundverträge entſtehen; wo aber dieſer Zweck ein nothwendiger, menſchlicher Zweck iſt (wie der der Erziehung in der Familie und der Zweck des Staats) — auch ohne Vertrag durch ein Naturverhältniß oder faktiſch entſtehen; indeſſen werden die Verhältniſſe der Geſellſchaftsglieder in rechtlicher Hinſicht immer ſo betrachtet, als ob ſie durch einen zweckmäßigen Vertrag ihren Urſprung genommen hätten. So verſchiedene Arten von Zwecken es nun giebt, ſo viele Geſellſchaften. Die wichtigſten ſind die Ehe, Familie, der Staat, die Kirche. Im gemeinen Leben endlich nennt man jedes Beiſammenſeyn mehrerer Menſchen zu einem gleichen Zweck, beſonders die Verſammlungen zum Vergnügen und zur Unterhaltung, Geſellſchaften.

Geſellſchaft (engliſch-oſtindiſche), ſ. Handelsgeſellſchaft. (holländiſch-oſtindiſche), ſ. Niederlande und Handelsgeſellſchaft.

Geſellſchaften, gelehrte, vergl. die einzelnen Länder.

Geſellſchafts- (Societäts-) Inſeln, die bekannteſte Inſelgruppe in Auſtralien, meiſtens hoch, von Korallenriffen eingeſchloſſen, mit einem vortrefflichen Klima, und fruchtbar an Brotfrüchten, Zucker- und Bambusrohr (jenes iſt ſaftreicher, als das gewöhnliche, giebt auf gleichem Flächenraum ⅓ Zucker mehr, und liefert zugleich ein dickeres, holzreicheres Rohr zum Brennmaterial), Arum- und Yamswurzeln, Portulak, Kartoffeln, Bananas, Kokospalmen, Paradiesfeigen, Platanen, Papiermaulbeer- und Caſuarinabäumen, Ratten, Hunden, Schweinen, ſchönen Vögeln, Papageien, Fregatten, Sturmvögeln, Krabben, Auſtern, Fiſchen ꝛc. Die 100.000 Einwohner ſind theils weiß, theils braungelb, gutmüthig und gaſtfrei, haben Könige, Geſetze, Religion, und zum Theil europäiſche Bildung. In Otaheite, Eimeo, Tapuamanu, Huaheine, Raiatea, Tahaaa, Borabora und Maurua hat 1817 der Götzendienſt gänzlich aufgehört, die größern öffentlichen Götzenbilder ſind zerſtört worden, und der König Pomarre hat alle Familien- und Götzenbilder den Miſſionarien gegeben, und dieſe ſind nach England ins Muſeum geſchickt worden. In Otaheite ſind 60 und in Eimeo 18 Kapellen, wo ſich das Volk alle Sonntage dreimal und des Mittwochs Abends zu ſeiner Erbauung verſammelt. Die Schule iſt im blühendſten Zuſtande; 4000 Einwohner können leſen und viele auch ſchreiben. Die Miſſionarien haben bereits 400 alte Teſtamenter und noch mehr neue in Umlauf geſetzt, die begierig von Hand zu Hand gehen. Ueber 2000 Unterrichtsbücher ſind ausgegeben, und 1817 ward das Evangelium Lukas auf Taheiti ſelbſt in der Landesſprache gedruckt. Auch der Anbau des Zuckerrohrs und andre Gewerbe gedeihen erfreulich. Die Gruppe beſteht aus 13 Inſeln; die größte iſt Otaheite; die andern ſind: Ulietea, Otaha, Borabora, Huaheine, Tubai, Maurua, Maitea, Eimeo, Tehuiro, Tapuamanu, Rekreation und Scilly.

Geſellſchaftskönig oder Vogt, eine bei den Turnieren der Deutſchen eingeführte Würde. Gewöhnlich war der Adel dabei nach vier Nationen eingetheilt, in den rheiniſchen, fränkiſchen, baieriſchen und ſchwäbiſchen, welche man die vier Geſellſchaften nannte. Jede derſelben ſtand unter einem Turnierkönige; jeder dieſer Könige hatte wieder drei Geſellſchaftskönige unter ſich, welchen die Aufſicht über die Ritter und Knappen, welche Geſellſchaftsknechte hießen, oblag. Jede Geſellſchaft unterſchied ſich

durch ein beſonderes Abzeichen, das der Ritter vergoldet, der Knappe weiß am Hals oder der Kopfbedeckung trug.

Geſellſchaftsrechnung. Wenn zwei oder mehrere Perſonen zu irgend einer Handelsunternehmung zuſammentreten, gleiche oder verſchiedene Beiträge zu den Koſten hergeben, und gleichen oder verhältnißmäßigen Antheil am Gewinn und Verluſt haben, ſo gilt für ihre gegenſeitige Berechnung, d. i. für die Geſellſchaftsrechnung, folgende Regel: die Summe aller Beiträge verhält ſich zum einzelnen Beitrag, wie der ganze Gewinn oder Verluſt zum einzelnen Antheil daran; z. B. es haben A, B und C zuſammengelegt, und zwar A 240 Thlr., B 320 und C 400 Thlr. Sie gewinnen damit 120 Thlr., was wird nun der Antheil ſeyn, den A erhält?

$$240 + 320 + 400 = 960 \text{ Thlr.}$$

$$960 : 240 :: 120\ x.$$

d. i. $$\frac{240 \times 120}{960} = 30 \text{ Thlr.}$$

was A als Antheil bekommt. — Die Summe aller einzelnen Gewinnſte oder Verluſte muß am Ende gleich ſeyn dem ganzen Gewinn oder Verluſte.

Geſellſchaftsſtücke ſind Darſtellungen, die mehrentheils Scenen aus dem bürgerlichen Leben enthalten. Bei den Italienern, die mehr Sinn für das Große haben, findet man dieſe Darſtellungen ſelten, oder ſie beziehen ſich mehr auf heilige Gegenſtände, und ſelbſt die Niederländer fanden dort weniger Eingang, ihren Geſchmack zu verbreiten, wenn man die kurze Periode der Bambocciaden abrechnet; aber in ihrem Lande gedieh dies Fach um ſo mehr, und gelangte ſogar zu einer großen Vollkommenheit. Was bei den Franzoſen Claude Gillot und Nicl. Lancret leiſteten, hat bald ſeinen Werth verloren: nur Greuze hat durch ſeine einfach edlen Darſtellungen, und Watteau durch ſeine comiſchen, befriedigt. Zu den, in dieſer Gattung ſich ausgezeichneten Künſtlern gehören vorzüglich: Gerhard Terburg, Caſp. Netſcher, Gerh. Douw, Franz Mieris, Wilhelm Mieris, Peter van Slingeland, Eglan van der Neer, Gabr. Metzu, Eman. Biſet, Adrian van der Werf, Pet. v. d. Werf, Gottfr. Shalken, Matth. Neven, Jean Bapt. Greuze, Will. Hogarth. S. von Mehrern die beſondern Artikel.

Geſellſchaftsvertrag, Societätsvertrag, Societät, heißt entweder der Vertrag, der irgend einer Geſellſchaft zum Grunde liegt, oder im *engern* Sinne des römiſchen Rechts ein Vertrag, durch welchen eine Gemeinſchaft in Hinſicht gewiſſer *Güter* oder *Geſchäfte* feſtgeſetzt wird. Die Zwecke einer ſolchen Verbindung können mannichfaltig ſeyn; man kann ſich vereinigen, etwas gemeinſchaftlich zu benutzen, zu erwerben oder zu wagen. Gewöhnlich findet der zweite Zweck Statt, daher verſteht man im ſtreitigen Falle, und wo nichts näher beſtimmt iſt, unter Societät die *Erwerbs*geſellſchaft, oder den Vertrag, durch welchen man ſich verbindlich macht, den Vortheil und Schaden in Hinſicht eines beſtimmten Gegenſtandes *gemeinſchaftlich* zu tragen. Betrifft die Gemeinſchaft *Sachen*, ſo beſteht ſie bald in einem *Geſammteigenthum* derſelben (wie z. B. wenn Mehrere ein Gut kaufen), bald bloß in einem gemeinſchaftlichen *Gebrauche*, wo die Benutzung getheilt wird, und letzteres wird gewöhnlich verſtanden. Nach Verſchiedenheit des Umfangs unterſcheidet man eine *allgemeine* (aller Güter), eine *partikuläre*, welche ſich auf eine beſondere Art von Gütern oder Geſchäften bezieht, und *einzelne*. Sind die Vortheile gleich, ſo heißt die Geſellſchaft eine *gleiche*, ſind ungleiche Vortheile feſtgeſetzt, *ungleiche*. Keineswegs gilt eine ſolche Societät, durch welche ein Intereſſent von allen Vortheilen ausgeſchloſſen, und nur zur Uebernahme der Gefahren und Laſten verpflichtet wird, welches Verhältniß man nach der Fabel

Digitized by Google

des Phädrus Societas leonina, Löwengeſellſchaft zu nennen pflegt. Uebrigens beruhen die meiſten Fabrik- und Handelsunternehmungen auf einem Societätsvertrage, daher auch der Name der Compagnien.

Geſetz iſt die Vorſtellung einer objektiv gültigen, d. i. allgemeinen Regel, nach der etwas gethan werden ſoll. Wird dieſes Geſetz auf einzelne Handlungen bezogen, ſo heißt es Gebot. Der Ausdruck eines Gebots heißt Befehl. Die Vorſchrift der Form, wie etwas geſchehen ſoll, iſt Verordnung. Regeln des Handeln, die ſich Jemand vorſchreibt, die alſo nicht objektiv, ſondern ſubjektiv ſind, heißen Maximen. Das, was durch ein Geſetz beſtimmt wird, iſt die Materie des Geſetzes. Die Allgemeinheit, Nothwendigkeit, verbindende Kraft des Geſetzes iſt ſeine Form. Man theilt die Geſetze ein 1) in göttliche, worunter man a) entweder überhaupt die unveränderlichen praktiſchen Vernunftgeſetze, in ſofern ſie als übereinſtimmend mit dem Willen der Gottheit gedacht werden, oder b) die in der heil. Schrift als Gottes Wille bekannt gemachten Moralgeſetze, als allgemein verbindend, oder c) die von der Kirche geheiligten Dogmen und Anordnungen verſteht. 2) In menſchliche Geſetze, die ſich bloß auf die Geſetzmäßigkeit äußerer Handlungen beziehen, und nach den Umſtänden verändert und aufgehoben werden können. Eine philoſophiſchere Eintheilung iſt folgende: 1) Naturgeſetze, theoretiſche, in weiterm Sinne, d. i. die Regel, nach welcher Alles, was in der Welt geſchieht und geſchehen muß; eine Regel, die alles Zufällige, alles blinde Ungefähr ausſchließt. Von ihnen hängt das Daſeyn der Dinge ab. Die Naturgeſetze drükken das Verhältniß des Verſtandes und der Vernunft zu den exiſtirenden Dingen aus. Die Wiſſenſchaft derſelben iſt die Naturlehre. a) Verſtandesgeſetze, Naturgeſetze in engerm Sinne, das ſind die Regeln, nach welchen der Verſtand die Erſcheinungen in der Welt ordnet und verknüpft. Sie ſind α) rein, d. i. im Verſtande ſelbſt a priori gegründet. Die Logik lehrt ſie; β) empiriſch. Die beſondern Naturgeſetze, die durch die reinen Geſetze ihre Anwendung und Beſtimmung bekommen; a) die phyſiſchen, z. B. das Geſetz der Schwere, der Strahlenbrechungen ꝛc. b) pſychologiſche, das Geſetz der Aſſociation der Form; c) pathologiſche, die Geſetze der Sinnlichkeit. b) Vernunftgeſetze, ſpekulative, transſcendentale, d. i. nothwendige Regeln, welche auf die höchſte Vollkommenheit der Naturerkenntniß abzwecken, z. B. das Prinzip der Einheit der Natur in der Mannichfaltigkeit ihrer empiriſchen Geſetze; das Geſetz der Sparſamkeit, vermöge deſſen die Natur den kürzeſten Weg geht; das Geſetz des Zuſammenhanges. 2) Geſetze der Freiheit, praktiſche Geſetze, ſind nothwendige Beſtimmungen deſſen, was geſchehen ſoll; Geſetze, nach welchen das Daſeyn der Dinge von Erkenntniß abhängt; Geſetze, die dem freien Willen vorſchreiben, wie er handlen ſoll, und wozu die reine Vernunft einen hinreichenden Grund in ſich enthält. Sie drücken das Verhältniß der Vernunft zu dem Willen aus. Ihre Wiſſenſchaft iſt die Sittenlehre a) der empiriſchen Vernunft, materiale Geſetze, von bedingter Nothwendigkeit, weil die Vernunft ſich hier nach der gegebenen Materie des Begehrungsvermögens, nach Reizungen und Begierden richtet, z. B. die Geſetze der Klugheit; b) der reinen praktiſchen Vernunft, die allein von der Vernunft abhangen, nicht von der Sinnlichkeit. Sie haben eine unbedingte Nothwendigkeit und allgemeine Gültigkeit für alle vernünftige Weſen Sie ſind formal, weil ſie nicht von einer der Vernunft gegebenen Materie, ſondern der Vernunftform ſelbſt abhängen, in die ſich Alles, was der Menſch will, paſſen muß. Ich darf nichts Unvernünftiges wollen. Sie heißen daher Imperative, unbedingt gebietende objektive Geſetze, und unterſcheiden ſich von den Maximen, d. i. ſubjektiven (moraraliſchen oder

unmoraliſchen) Regeln, nach welchem ſich einzelne Subjekte richten. c) Alle praktiſchen Geſetze ſind nun wieder α) äußere juridiſche, die nur auf die Geſetzmäßigkeit äußerer Handlungen, nicht auf die Maximen gehn, daraus ſie fließen, a) natürliche, die den Inbegriff des Rechts der Natur ausmachen; Vorſchriften für äußere Handlungen, die auch ohne äußere Geſetzgebung ſchon a priori durch die Vernunft als verbindend erkannt werden. Du ſollſt nicht morden, nicht ſtehlen ꝛc. b) poſitive, die ohne äußere Geſetzgebung nicht verbinden, und daher veränderlich ſind, z. B. alle landesherrliche Verordnungen, Steuer-, Stempelgeſetze ꝛc. β) ethiſche, in ſofern ſie auch fodern, daß die Geſetze ſelbſt die Beſtimmungsgründe der Handlungen ſeyn ſollen. Bezahle deine Abgaben, weil du als Staatsbürger dazu verbunden biſt, und unmoraliſch handelſt, wenn du es nicht thuſt. Jedes Geſetz, das ein Gebot enthält, ſchließt auch zugleich ein Verbot in ſich. Ein Erlaubnißgeſetz würde ein ſolches ſeyn, das ein Individuum von der Verbindlichkeit eines Geſetzes losſpricht. Dergleichen Erlaubnißgeſetze können nur bei der äußern poſitiven Geſetzgebung, nie bei der ethiſchen Statt finden. Alle ethiſchen Geſetze, in ſofern ſie als der Wille eines höchſten und heiligſten Geſetzgebers, in Beziehung auf den Willen endlicher und ſinnlicher Weſen gedacht werden, ſind Imperativen, d. i. Geſetze der Pflicht. Der reinſte, mit der höchſten Vernunft immer zuſammenfließende Wille, der ſie gebietet, iſt Heiligkeit. Ein heiliges Weſen hat lauter Rechte und keine Pflichten.

Geſetzgebung. Das Recht der Geſetzgebung kommt nur der Geſellſchaft, als ſolcher, oder denjenigen Perſonen zu, welchen die Ausübung der Geſellſchaftsrechte übertragen iſt; und in ſofern beſitzt die Regierung im Staate die geſetzgebende Gewalt potestas legislativa (ſ. Geſellſchaft). Die poſitiven Staatsgeſetze ſind aber 1) bürgerliche, und zwar a) Rechtsgeſetze (Civil- und Criminalgeſetze) — und dieſe heißen im engſten Sinne Geſetze, da die Verhältniſſe, auf welche ſie ſich beziehen, dauernder als andere ſind, — b) Polizei- und c) Finanzgeſetze, welche auch nach beſondern Gattungen und Rückſichten beſondere Namen führen; 2) öffentliche oder Grundgeſetze, d. h. ſolche, welche die Grundform der Geſellſchaft, namentlich die Art der Ausübung der Staatsgewalt beſtimmen, und nach den Grundverträgen jeder Geſellſchaft beurtheilt werden (ſ. Grundverträge). Die Kunſt der Geſetzgebung (ſo nennt man auch oft den Inbegriff der Geſetze ſelbſt) iſt ſeit Plato von den größten Männern bearbeitet worden. Ihre höchſte Aufgabe iſt, die inneren oder Vernunftgeſetze unter beſtimmten Verhältniſſen auszuſprechen, und auf dieſelben anzuwenden.

Geſicht. Zu allen Zeiten war das zum Himmel ſich erhebende Geſicht des Menſchen, deſſen Würde und Majeſtät ein viel beſprochener Gegenſtand für Redner und Dichter. Cicero hat Plato's edle Gedanken darüber wiedergegeben, und Ovid ſagt:

Gott gab uns das erhabene Antlitz, daß wir den Himmel
Und die Geſtirne mit hoch erhabenem Blicke erſchauten.

Mehrere Phyſiologen haben durch Verſuche und Berechnungen die Norm herauszufinden ſich bemüht, die das Menſchen-Ideal bezeichnet, alſo einen Maaßſtab der Schönheit, in ſofern nämlich der Menſch je ſchöner wäre, deſto mehr er ſich jener Norm näherte, und umgekehrt. Dahin gehört der Camperſche Geſichtswinkel. Peter Camper zieht eine gerade Linie von dem großen Loche des Hinterhauptbeines (die Stelle, wo der Kopf auf dem Halſe befeſtigt iſt) durch die Grundfläche des Schädels hindurch bis zu der Wurzel der obern Schneidezähne, und eine zweite Linie von eben dieſer Wurzel bis zu der Stirn des Menſchen oder des zu unterſuchenden Thieres: nun fand er, daß der aus

Digitized by Google

dem Zuſammentreffen dieſer beiden Linien entſtehende Winkel je ſpitzer ſey, deſto ſtumpfſinniger und beſtialiſcher das Thier, je ſtumpfer, und je mehr dem rechten Winkel gleichkommend, deſto mehr es dem Menſchen ähnlich ſey, deſto mehr dieſer ſelbſt Adel und Intellienz beſitze. So haben die Affen einen Geſichtswinkel von fünf und vierzig bis ſechszig, der Neger bis zu ſiebenzig, der Europäer bis zu fünf und ſiebenzig, und ſogar fünf und achtzig Grad; die Götter in der Antike dagegen zeigen einen Geſichtswinkel von neunzig Grad, Jupiter, der erhabenſte aller Götter, ſogar hundert! Schon hieraus, wie aus mehrern andern Regeln, die Daubenton, Lavater u. A. entdeckt haben, geht hervor, daß die Schönheit des Geſichtes keinesweges Reſultat einer Verabredung, oder einer Laune, eines Nationalgeſchmacks ſey, wie man es wohl geglaubt hat. „Fragt," ſagt Voltaire, „einen Froſch über ſeinen Begriff von Schönheit: er wird Euch ſein Weibchen mit den Glotzaugen und der glänzenden Haut als non plus ultra hinſtellen!" Der Neger findet die Negerin, die junge Chineſin ihren Geliebten wunderſchön. Alle aber haben von ihrem Standpunkt aus ganz Recht. Es giebt eine individuelle Vollkommenheit, eine Schönheit in allen Thier- und Menſchenklaſſen, und jedes Thier, jeder Menſch aus den verſchiedenen Raſſen werden ſchön ſeyn vor ihres Gleichen, je mehr ſie ſich vor dieſem Ideale ihrer Gattung nähern. Da aber der Menſch das erſte und vollkommenſte aller Thiere iſt, ſo wird er um ſo menſchlicher und ſchöner ſeyn, je mehr er das Thieriſche in ſeinem Aeußern abgeſtreift hat, je mehr er ſich durch Form und Inneres als Muſterbild der thieriſchen Schöpfung karakteriſirt. Darauf nun beziehen ſich alle jene oben berührten Regeln, darauf vorzüglich die Schönheit des Geſichtes. Wie wahr jene Bemerkungen ſeyen, das ſehen wir auch noch, wenn wir ſie auf die verſchiedenen Menſchenraſſen anwenden, bei denen wir die phyſiſche Schönheit und den Maaßſtab ihrer Intellienz danach ſo ziemlich genau beſtimmen können. 1) Die weiße Menſchenraſſe, welche, die Lappländer ausgenommen, alle europäiſche Nationen,, die Araber, die Perſer, die Hindus umfaßt, hat einen Geſichtswinkel von fünf und achtzig bis neunzig Grad; in dieſer Raſſe finden wir die Genies, die die Welt erleuchtet haben; ſie hat ſich zum höchſten Grade der Civiliſation aufgeſchwungen, ſie iſt die geiſtreichſte, die unterrichtetſte, die unternehmenſte von Allen. 2) In der mongoliſchen Raſſe beträgt der Geſichtswinkel etwa nur achtzig Grad; die Völker derſelben nähern ſich uns am meiſten durch ihre Civiliſation, aber ſie ſind ſtationnär in ihrer Ausbildung, wie dafür ja namentlich die Chineſen und die Japaner längſt berühmt ſind. 5) Die malayiſche Raſſe (Malayen und Caraiben) zeigt faſt denſelben Geſichtswinkel als die mongoliſche; auch ihre Intellienz iſt nur wenig entwickelt. 4) Die Negerraſſe war immer gegen die andern Raſſen ſehr untergeordnet an Geiſteskräften, und iſt daher auch ſtets und überall von dieſen unterjocht worden. Es zeigt ſich auch in der That ſogar noch ein Reſt von Thierheit in ihrer Phyſiognomie, wenn wir ihren hervortretenden Kiefer und die plattgedrückte Stirn berückſichtigen; alle ihre Begierden und Triebe ſind mehr auf das Thieriſche als auf das Geiſtige gerichtet, und der Hottentotte unterſcheidet ſich nur wenig von dem Orang-Utang. Kaum hat ſein Geſichtswinkel 70, und der des Negers 75 Grad! Aber nicht allein durch den Geſichtswinkel, ſondern auch durch die übrigen, dieſen weniger bedingenden Verhältniſſe des Geſichtes unterſcheiden ſich die verſchiedenen Menſchenraſſen von einander. Die Europäer und die Aſiaten von der kaukaſiſchen Raſſe bis zum Ganges, haben eine mehr hervorſtehende Naſe, weniger ſcharf hervortretende Backenknochen, dünne Lippen und ein mehr ovales Geſicht. Die mongoliſch-chineſiſche Raſſe hat eine an der Wurzel ſehr platt gedrückte Naſe, etwas ſchief ſtehende Augen, die fein geſchlitzt ſind, ſehr ſtark hervortretende Backenknochen, ſpitzes Kinn und breite Naſenlöcher. Weniger ſcharfe Züge haben die amerikaniſchen Caraiben

und Malayen; aber ihre platte Stirn ſieht man kaum unter einer Wulſt von Haaren; ihr Geſicht iſt breit und platt, die Augen eng aneinanderſtehend, und ihre ganze Phyſiognomie zeigt etwas Wildes, Ungezügeltes. Bekannter unter uns iſt das Negergeſicht mit ſeiner dicken, platten Naſe, den großen, aufgeworfenen Lippen, dem hervortretenden Kiefer, den runden Augen, dem kleinen Schädel und dem wolligten Haar. Dieſe Raſſen-Verſchiedenheit läßt ſich noch weiter in gewiße National-Verſchiedenheiten des menſchlichen Geſichtes verfolgen. Die Juden haben in allen Ländern den ihnen eigenthümlichen phyſiognomiſchen Karakter. Die Griechen haben noch bis heute im Allgemeinen ein ſchönes, edles Geſicht unter ſich erhalten. Man erkennt den Italiener am Schnitt ſeiner Naſe, den Spanier an der hohen Stirn, den Deutſchen an ſeinem etwas viereckigt-vierſchrötigen Kopfe, den Holländer am runden, den Engländer am langen Geſicht, den Franzoſen an den leichten, beweglichen Zügen u. ſ. w. Fragt man ſich, woher dieſe Varietäten, ſo iſt allerdings die Antwort nicht ganz leicht. Vielen Einfluß freilich haben Klima, Sitten, Nahrung, Landesverfaſſung u. ſ. w. In den temporirten Ländern findet man die ſchönſten Geſichter, die angenehmſten Phyſiognomien; die brennende Zone entwickelt die Geſichtszüge zu ſehr, und macht ein altes Ausſehen: in der eiſigen Zone findet das Gegentheil Statt, und die Geſichter behalten eine kindiſche Weichheit der Formen. Die Einförmigkeit der Lebensart macht auch die Phyſiognomie, die nicht von Leidenſchaften und Tendenzen und Trieben bewegt wird, eintönig, und man hat glaubwürdig verſichert, daß aus dieſer Hinſicht, und wegen des meiſt einförmigen Klima's die Einwohner von Aegypten und mehrere wilde, amerikaniſche Völkerſchaften ſich alle ähnlich ſähen. Welchen Einfluß auf die verſchiedene Ausbildung der Phyſiognomien hat dagegen die Civiliſation und die von ihr erregten und bewegten Sitten und Gebräuche? Darum finden wir auch ſogar in großen Städten, wo ein ewig reger Strom von Leidenſchaften braußt, die Geſichter viel ausdrucksvoller, viel verſchiedenartig-bewegter und ausgebildeter, als auf dem platten Lande. Hinſichtlich auf den wohlgefälligen Ausdruck des Geſichtes unterſcheiden wir vorzüglich drei Schattirungen: das niedliche, das ſchöne u. das edle oder majeſtätiſche Geſicht. Niedlich iſt das Kindergeſicht; das Mädchen, der junge Mann nach ſeiner Blüthenzeit können ſchön ſeyn, und für den erwachſenen Mann von ausgebildetem Karakter iſt das noble, das ehrwürdig-majeſtätiſche Geſicht da. Doch ſind dieſe Schattirungen nicht ſo ſtreng nach Alter und Geſchlecht im Leben getrennt.

Geſichtskreis bedeutet den ganzen Raum, welchen man mit unverwandtem Auge auf einmal überſehen kann oder wirklich überſieht; es kömmt bei den zeichnenden Künſten ſehr vieles, ſowohl beim Künſtler als beim Beurtheiler, auf den Geſichtskreis und den Geſichtspunkt an. Dieſer Geſichtspunkt, aus welchem man ein Kunſtwerk der ſichtbaren Dinge betrachtet, bezeichnet oft den größeren oder minderen Werth deſſelben. Hierbei iſt die Lehre der Perſpektive zum Grund zu legen. Allein im figürlichen Verſtande kann man auch die Werke der redenden Künſte aus einem beſtimmten Geſichtspunkte betrachten, und ſo wie ein Gemälde, aus einem unrechten Geſichtspunkte betrachtet, eine ſchiefe Wirkung und alſo ein ſchiefes Urtheil hervorbringt, eben ſo iſt dies der Fall bei den Werken der redenden Künſte.

Geſims iſt die aus mehreren Gliedern beſtehende Bekrönung einer Wand oder Einfaſſung irgend einer Oeffnung. Es dient zur Begränzung und Vollendung der Theile, die davon ihre Einfaſſung erhalten, damit ſie als ein geregeltes Ganze erſcheinen. Sie iſt demnach durchgehends eine weſentliche Verzierung ganzer Gebäude, der Oeffnungen, der Wände in Zimmern, und freiſtehender, zu bloßer Einſchließung eines Platzes erſprießli-

Digitized by Google

cher Mauern. Man verlangt von einem Geſimſe, daß es ununterbrochen fortlaufe, und von keinem Fenſter oder einer ſonſtigen Ausſcheidung durchſchnitten ſey. Alle einzelnen Glieder deſſelben ſollen in ungezwungener Fügung ein harmoniſches Ganze bilden. Nach den Orten, welche mit Geſimſen verziert ſind, erhalten wir verſchiedene Arten und Benennungen der Geſimſe. Eine Einfaſſung, die an einem Gebäude unter dem Dache herumlauft, heißt das Haupt= oder Dachgeſims, und krönt das Gebäude zu oberſt; man unterſcheidet es von dem Gebälk, deſſen oberſten Theil oder Kranz es bildet. Seine Höhe richtet ſich verhältnißmäßig nach der Höhe des ganzen Gebäudes, und beträgt nach Beſchaffenheit der Umſtände den achten bis zwanzigſten Theil der letztern. Zu der Auslaufung der Glieder oder dem Vorſprunge des Simſes, nimmt man die ganze Höhe des Geſimſes, wenn dieſer nur aus einem Kranze beſteht; beim weniger Nehmen iſt die Vorſicht zu gebrauchen, daß das Sims kein hageres Anſehen erhalte. Iſt er aber im Gebälk (bei Säulen und Pilaſtern), oder hat er die Eintheilung eines Gebälks, ſo ertheilt man ihm, in Anſehung der Ausladung, die ihm als Gebälk gehörigen Verhältniſſe. Die Zuſammenſetzung des Hauptgeſimſes richtet ſich, hinſichtlich des Reichthums, nach dem Karakter des Gebäudes. Das zwiſchen zwei Stockwerken befindliche Sims nennt man das Gurt= oder Balkengeſims. Die Zahl ſeiner Glieder iſt gering; es kann 12 bis 18 Zoll Höhe haben. Seine Auslaufung muß wenigſtens den dritten Theil ſeiner Höhe betragen. Die Geſimſe an den Wänden der Zimmer werden, wenn die Wände mit Säulen oder Pilaſtern verziert ſind, nach den Gebälken der Säulen gebildet. Iſt dieſes nicht der Fall, ſo erhalten ſie nur einige Glieder, oder werden bei großen und hohen Zimmern oder Sälen dem Kranze eines Säulengebälks ähnlich gemacht, und können den ſechszehnten bis achtzehnten Theil der Höhe der Wand zu ihrer Höhe haben. Die Auslaufung kann ein bis zwei Drittel ihrer Höhe betragen. Gewöhnlich werden ſie ſo gemacht, daß das oberſte Glied nicht unmittelbar an die Decke anſchließt; man läßt über dem Geſims eine große Hohlkehle an die Decke anlaufen. Haben die Wände auch unten an dem Fußboden ſolche, aus mehrern Gliedern beſtehende, Einfaſſungen, ſo werden ſie Fußgeſimſe genannt. Sie beſtehen gewöhnlich aus einem Sockel, worauf einige Glieder folgen. Die obere, aus einigen Gliedern beſtehende, Bedeckung eines Geländers heißt ein Bruſtgeſims. Zu ihrer Vollendung bedürfen alle Oeffnungen an einem Gebäude, Fenſter, Thüren, Camine, eines Geſimſes. An den obern Theil dieſer Gegenſtände ſucht man noch oft, auch über der Einfaſſung, ein beſonderer Sims oder Kranz anzubringen. Die Camine werden alsdann mit einem nur nach einer geraden Linie verfertigten Kranze verſehen. Fenſter, Thüren und Niſchen können zu ihrer obern Bedeckung entweder einen geraden Kranz oder einen kleinen Giebel bekommen. Dieſe Bedeckung erhält den Namen Verdachung.

Geſinde, Dienſtboten, Dienſtgeſinde, dienſtherrliche Geſellſchaft. Eine Verbindung zweier (oder mehrerer) Menſchen, vermöge welcher der Eine verpflichtet iſt, dem Andern nach deſſen Vorſchriften gewiſſe perſönliche Dienſte zu leiſten, heißt eine dienſtherrliche Geſellſchaft, weil die eine Perſon als Herr oder Herrin, und die andere Perſon als Diener oder Dienerin erſcheint. Die Ausdrücke, Knecht und Magd (servus und serva) bezeichnen bei uns im gemeinen Leben nur ein niederes Dienſtverhältniß. Weil Diener und Dienerin umfaſſender ſind, indem man darunter auch höhere Diener (Kaufmannsdiener ꝛc.) verſtehen kann, ſo ſind ſie hier angemeſſener. Da es verſchiedene Arten und Grade perſönlicher Dienſtleiſtungen und alſo auch der Diener giebt, ſo ſollte durch den dienſtherrlichen Vertrag jedesmal beſtimmt werden, zu welchen Arten und Graden,

und auf wie lange man ſich verpflichtete. Da dies aber nicht immer geſchieht, und zuweilen gar kein förmlicher Vertrag abgeſchloſſen wird, ſo muß in Fällen, wo weder ein ſolcher Vertrag, noch auch das Herkommen oder das poſitive Geſetz entſcheidet, darauf reflektirt werden, ob ein Menſch ſich überhaupt zu gewiſſen Arten und Graden perſönlicher Dienſtleiſtungen verpflichten könne. Zu unſittlichen Dienſten kann ſich Niemand verpflichten, weil dies ein ſchändlicher Vertrag ſeyn würde. Auch kann ſich Niemand zu Dienſten verpflichten, die ſein phyſiſches Vermögen überſteigen, oder dieſes Vermögen auf eine für Leben und Geſundheit gefährliche Weiſe in Anſpruch nehmen. Auch hat der Herr kein Recht, ſeinen Diener ohne deſſen Einwilligung einem Andern abzutreten, weil der Diener dadurch zu einer Sache herabgewürdigt würde, die durch Kauf, Tauſch oder Schenkung aus einer Hand in die andre gehen könnte. Und wenn ſich nicht Jemand ausdrücklich auf Lebenszeit, ſondern nur auf unbeſtimmte Zeit zum Dienſte verpflichtet hat, ſo ſteht ihm die Aufkündigung des Dienſtes eben ſo frei, als dem Herrn die Entlaſſung des Dieners, mit Vorbehalt der geſetzlichen Friſten, wofern nicht vorhergegangene Rechtsverletzungen den Vertrag ſchon thätlich vernichtet haben. Es iſt jedoch hier wie überall zu bemerken, daß das ſtrenge Recht zur durchgängigen Beſtimmung des dienſtherrlichen Verhältniſſes nicht ausreicht, ſondern Billigkeit und guter Wille von beiden Seiten hinzukommen müſſen, wenn jenes Verhältniß nicht läſtig und unfreundlich werden, und dadurch in eine Art von Hauskrieg ſich verwandeln ſoll, den Herrſchaften und Dienerſchaften ſehr häufig theils offen, theils geheim mit einander führen. In neueren Zeiten hat man in mehreren deutſchen Städten beſondere Behörden eingeſetzt, welche die zwiſchen der Dienſtherrſchaft und dem Geſinde entſtandenen Streitigkeiten ſchlichten, über das Betragen der Dienſtboten die Aufſicht führen, und von jeder anderweitigen Vermiethung Anzeige verlangen. In einigen Städten beſchäftigt ſich dieſes Gericht ausſchließend auch mit dem Vermiethen des Geſindes, wo Privatperſonen die Geſindemäklerei verboten iſt, wogegen es anderwärts, z. B. in Berlin, verpflichtete Geſindemäkler giebt.

Geſpanſchaft, ungriſch Vármegye (von Vár, Burg oder Schloß, und Megye, Diſtrikt, alſo das zu einem Schloß, wovon die Geſpanſchaft den Namen hat, gehörige Gebiet), latein. Comitatus, iſt der Name der Provinzen des Königreichs Ungarn, die in verſchiedene Bezirke (Processus) abgetheilt werden. Jede hat ihren Obergeſpan (Comes supremus), Untergeſpan Vice-Comes), Steuereinnehmer (Perceptor), obere und untere Stuhlrichter (Supremi Judices und Vice-Judices nobilium) und Stuhlgeſchworne (Jurati assessores), nebſt einigen Notarien und Fiskalprokuratoren. Alle dieſe Beamten müſſen vom Adel und mit Gütern in ihrer Geſpanſchaft angeſeſſen ſeyn. Ihr Name kommt daher, weil die Vorſteher der Provinzen dem König, wenn er zu Felde ging, zur Seite bleiben, und ſeine Geſpane oder Begleiter ſeyn mußten. Dreizehn Obergeſpanſchaften ſind erblich; in den andern Geſpanſchaften iſt dieſe Würde mit einem hohen Reichsamte oder dem Erzbisthum Gran verbunden. Die andern Beamten der Geſpanſchaft ernennt der Adel ſelbſt aus 3 vom Obergeſpan vorgeſchlagenen Männern. Auch Siebenbürgen hat die Eintheilung in Geſpanſchaften, ſo wie den Theil von Slavonien, Syrmien und Croatien, der den Generalſtaaten, deren Verfaſſung militäriſch iſt, entgegengeſetzt wird.

Geſpenſter, ſ. Geiſt, Geſpenſt.

Geſperrt wird bei der Schifffahrt u. Handlung zur See von dem Meere geſagt, wenn ſolches nicht darf befahren werden, was in verſchiedenen europäiſchen Gewäſſern vom Nov. bis März wegen der zu dieſer Zeit gewöhnlich häufigen Stürme geſchieht. — Die Schifffahrt und der Handel auf Flüſſen oder Canälen wird durch Eis ganz geſperrt, oder wenn ſolche zugefroren ſind. Der

Digitized by Google

Handel wird durch Krieg, Verbot der Ein- und Ausfuhr gehemmt oder geſperrt.

Geſpildrecht, ſ. Näherrecht.

Geßler (Hermann). Ein in der Schweizer-Geſchichte, und beſonders in der Befreiung des Landes merkwürdiger Mann iſt Hermann Geßler, der Landvogt. Der Kaiſer hatte nämlich das Recht, in Reichsſtädten und Ortſchaften, die in ihrem Namen den Blutbann übten, Vögte zu ſetzen. Solches geſchah in der Schweiz, und beſonders im Lande Uri und Unterwalden. Die Landesbewohner beſchwerten ſich aber, daß die Landvögte aus Luzern und Rothenburg bei ihnen befehligten. Daher ſetzte der Kaiſer beſondere Vögte in dieſe Gauen, und den Hermann Geßler nach Uri. Dieſer, aus der Familie von Bruneck, hatte bisher ſchon dem Kaiſer in ſeinen Erblanden gedient, und war ein hochfahrender, trotziger Mann. Wie er nach dem Lande Uri kam, baute er ſich daſelbſt 1304 eine feſte Burg, den Twinghof genannt, und bedrückte das Volk mit unerhörter Gewaltthat. Vielleicht um ſich zu weiden an der Urier Schmach, vielleicht um zu erforſchen, wer am wenigſten geneigt ſey, das neue Joch zu tragen, ließ Geßler den herzoglichen Hut ſeines Fürſten aufrichten, damit die Vorübergehenden ihn grüßeten. Wilhelm Tell weigerte ſich deſſen, wurde ergriffen, und gezwungen, den Apfel von ſeines Kindes Haupt zu ſchießen, und von Geßler, wider des Landes Geſetze, mit über den Waldſtetten-See geſchleppt. Der Vogt entging nach ihm glücklich dem Sturme, als er aber ſicher durch die Straße bei Küßnacht zu ziehen meinte, fiel er durch einen Pfeil des Schützen, den er zu verderben gedacht hatte. Solches geſchah im Herbſt des J. 1307. Am erſten Tage des folgenden Jahres erhoben ſich die Schweizer, und der Twinghof Geßlers wurde erobert.

Geßner (Conrad), ein berühmter Polyhiſtor, geb. zu Zürich 1516. Nach Vollendung ſeiner Studien in Straßburg, Bourges und Paris, bekleidete er in ſeiner Vaterſtadt ein, mit dem ſpärlichſten Einkommen verſehenes Schulamt. Um ſeine dürftige Lage zu verbeſſern, wandte er ſich nach Baſel, erhielt eine Profeſſur der griechiſchen Sprache in Lauſanne, ward darauf Profeſſor der Philoſophie und praktiſcher Arzt in ſeiner Geburtsſtadt, wo er den 13 Dezember 1565 an der Peſt ſtarb. Mit Recht gaben ihm ſeine Zeitgenoſſen den Namen des deutſchen Plinius, den er auch in der Naturgeſchichte in einem hohen Grade verdient. Seine Historia animalium (Zürich 1587, 5 Bde Fol.) kann man als die Grundlage aller neuern Zoologie betrachten. Durch ſeine Opera botanica (Nürnberg 1754 Fol.) ſchwang er ſich über alle Botaniker ſeiner Zeit empor, er unterhielt ſelbſt einen botaniſchen Garten voll ausgeſuchter Pflanzen, beſoldete mehrere Zeichner und Maler, und legte das erſte Naturalienkabinet an. Ihn verehrt man als den Urheber der botaniſchen Methode; denn er ordnete das Pflanzenreich, nach dem Karakter des Samens und der Blumen, in Geſchlechter, Arten und Claſſen. Aeußerſt wichtig für die Literärgeſchichte iſt ſeine Bibliotheca univ. s. de differentiis linguarum (Zürich 1555, 8). Seine vollſtändige Ueberſetzung des Aelians wird geſchätzt. Ueber die Arzneikräfte der Pflanzen ſtellte er viele Verſuche an. Seine Verdienſte wurden ihm durch den Adelſtand, in den er erhoben wurde, belohnt.

Geßner (Joh. Matthias), einer der größten Philologen ſeiner Zeit, geb. zu Roth im Ansbachiſchen, ſtudirte mit dem regſten Eifer die Wiſſenſchaften zu Jena. Nach ſeinem Abgang von der Hochſchule wurde er 1715 Conrektor und Bibliothekar zu Weimar, 1728 Rektor des Gymnaſiums zu Ansbach, 1730 Rektor der Thomasſchule zu Leipzig, und 1734 der erſte Profeſſor der Beredtſamkeit auf der neu errichteten Hochſchule zu Göttingen. Später zum Aufſeher des Schulweſens im Hannövriſchen und des von ihm errichteten philologiſchen Seminars, und zum Vorſitzer und Bibliothekar der deutſchen Geſell-

ſchaft erhoben, zeigte er ſich in allen dieſen Aemtern von der höchſten Thätigkeit. Im Jahr 1751 ernannte ihn die königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Hannover zu ihrem erſten ordentlichen Mitgliede, und 1756 wurde er, als Hofrath, deren Direktor. Er ſtarb 1761 zu Göttingen. Um die Verbeſſerung des gelehrten Unterrichts in den alten Sprachen machte er ſich hochverdient, und ſeine Ausgaben der alten Schriftſteller über den Landbau, des Horaz, Plinius, Claudian, Quinctilian ꝛc. verſchafften ihm den ausgebreitetſten Ruhm; ſie veranlaßten vorzüglich eine fruchtbare Erklärungsmethode der alten Claſſiker. Um die lateiniſche Sprachforſchung erwarb er ſich beſondere Verdienſte durch ſein Werk: Novus linguae et eruditionis romanae thesauris, Lips. 1747, 4 Bde. Fol.

Geßner (Salomon) wurde den 1. April 1730 zu Zürich geboren, wo ſein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Raths war. In ſeiner früheſten Jugend erregte er aber keine großen Erwartungen von ſich, indem ſeine erſten Verhältniſſe der Entwickelung ſeines Geiſtes nicht geringe Hinderniſſe in den Weg legten. Sein häuslicher Unterricht war einem Geiſtlichen anvertraut worden, der ſelbſt wenig Kenntniſſe beſaß. Außerdem beſuchte er die öffentliche Stadtſchule, wo aber der Unterricht damals ſich bloß auf die Anfangsgründe der lateiniſchen und griechiſchen Sprache erſtreckte, und übrigens nach einer ſehr pedantiſchen Methode betrieben wurde. Der junge Geßner wußte ſich indeſſen für die Trockenheit und Langeweile des Schulunterrichts, durch die ſüßen Träumereien ſeiner regen Einbildungskraft ſchadlos zu halten. Wie ehemals Lucian, verfertigte er heimlich in den Lehrſtunden allerlei Bilder und Figuren von Menſchen, Thieren und andern Weſen aus Wachs. Zwar wurde er jedesmal bei der Entdeckung empfindlich geſtraft; aber umſonſt. Zu dieſer Beſchäftigung geſellte ſich bald noch eine zweite. Ein glücklicher Zufall hatte ihm den Robinſon Cruſoe in die Hände geſpielt, und ſogleich wurde der junge Künſtler auch Schriftſteller. Eine Robinſonade nach der andern ging aus ſeinem Kopfe hervor. Aber auch dieſe Uebung ſeiner Kräfte wurde ihm bald verkümmert, und zu Hauſe erging es ihm bei der neuen Autorſchaft nicht beſſer, als in der Schule bei ſeinem Kunſttriebe. Der Einfluß dieſer Nebenbeſchäftigungen auf ſeine Sprachſtudien wurde aber von Tage zu Tage ſichtbarer, und der Nachtheil einer völliger Verſäumniß der Sprachelemente bei ſeinem Fortrücken in eine höhere Klaſſe immer auffallender. Als ſeine Eltern ſahen, daß alle Verſuche, ihren Sohn in der Schule weiter zu bringen, fehlſchlugen, ſo übergaben ſie ihn einem Prediger auf dem Lande. Hier brachte er es unter einer milden Aufſicht ſo weit, daß er die römiſchen Dichter in der Urſprache, und die griechiſchen in der lateiniſchen Ueberſetzung leſen konnte. Hier entfaltete der Umgang mit dem Sohne ſeines Lehrers, der die beſten deutſchen Schriftſteller las, und ihn mit Brockes Gedichten bekannt machte, die ſchöne Gegend, in der er lebte, und die erwachende Liebe bei der täglichen Geſellſchaft der aufblühenden wohlerzogenen Tochter des Hauſes, ſeine natürliche Anlage zur Poeſie, und erzeugte eine Menge jugendlicher Verſuche, die bei aller Unvollkommenheit doch ſchon den künftigen Dichter ahnen ließen. Nach einer faſt zweijährigen Abweſenheit kehrte er zu den Seinigen zurück, und nutzte den Umgang mit den vorzüglichſten Gelehrten Zürichs, z. B. Steinbrüchel, Tobler, Schultheß u. A. Durch den häufigen Verkehr mit ſolchen Geſellſchaften wurde ſeine Bücherkenntniß erweitert, manche ſeiner Geſichtspunkte wurden berichtigt, und viele ſeiner dunkeln Gefühle zu deutlichen Begriffen erhoben. Die Gedichte von ihm, die in dieſen Zeitraum fielen, größtentheils erotiſche Lieder in Anakreons Versmaaße, verriethen bereits mehr Kraft und einen feſtern männlichen Ton. Da Geßners Vater Buchhändler war, ſo wünſchte er, daß ſein Sohn die Handlung fortſetzen

möchte. Er ſandte ihn daher 1749 nach Berlin, um in einer berühmten Buchhandlung daſelbſt ſich zu ſeinem künftigen Berufe zu bilden; aber dieſe Abſicht mißlang gänzlich. Geßner konnte ſich zu den niedrigen Dienſten des Bücherpackens and Verſendens, zu denen er gebraucht wurde, nicht bequemen, verließ eigenmächtig ſeinen Lehrherrn, und miethete ſich ein eignes Zimmer. Sein Vater, welcher auch dieſen raſchen Schritt ſeines Sohnes durchaus mißbilligte, glaubte ihn durch Vorenthaltung der nöthigen Wechſel zur Rückkehr in die Handlung zu zwingen; allein vergebens. Der junge Flüchtling, der ſchon längſt von der Wachsbildnerei zum Bleiſtift und zur Reißfeder übergangen war, aber bisher noch ohne Plan und Abſicht gearbeitet hatte, zog ſich jezt in die Einſamkeit zurück, zeichnete eine Menge Landſchaften, die er dem Hofmaler Hempel, deſſen Freundſchaft er ſich erworben hatte, zur Beurtheilung vorlegte, und beſchloß, da das Urtheil deſſelben günſtig für ihn ausfiel, nach Holland zu gehn, und ſich von ſeiner Kunſt zu nähren. So weit ließen es jedoch ſeine Eltern nicht kommen. Er erhielt Geld, und die Erlaubniß, ſich noch eine Zeitlang in Berlin zu verweilen, und dieſen Aufenthalt nach ſeinem Gutdünken zu nutzen. Damals erwarb er ſich Ramlers Freundſchaft, und legte demſelben nicht ohne Schüchternheit einige ſeiner poetiſchen Verſuche vor. Ramler fand einen ſolchen Anfänger aller Ermunterung würdig; aber ſeine ſtrenge Rüge der Unrichtigkeiten im Sylbenmaaße und Härten im Versbau machten den angehenden Dichter verzweifeln, je ſolche ſtrenge Foderungen befriedigen zu können. Er bequemte ſich daher, ſeine Verſe in einer wohlgefügten, harmoniſchen Proſa zu ſchreiben. Von Berlin aus ging Geßner nach Hamburg, wo ihn Hagedorn mit vieler Herzlichkeit u. Wärme empfing. Von Hamburg kehrte er darauf in ſeine Vaterſtadt zurück. Der Gewinn, den er von ſeinen Reiſen mit nach Hauſe brachte, war ein gereinigter und befeſtigter Geſchmack. Der erſte Verſuch, wodurch ſich Geßner öffentlich als Dichter ankündigte, war das Lied eines Schweizers an ſein bewaffnetes Mädchen, welches 1751 in Bodmers und Breitingers Wochenſchrift: Krito, eingerückt wurde, und der zweite, ſein Gemälde: Die Nacht, welche 1753 einzeln, doch ohne ſeinen Namen, erſchien. Sein größeres Gedicht: Daphnis, entſtand aus der Leſung des von Amiot überſetzten Longus, den er zufällig unter den Büchern ſeines Vaters fand. Es erſchien 1754, ebenfalls ohne ſeinen Namen. Im Jahre 1756 gab er Inkle und Yariko, eine Fortſetzung der Bodmerſchen Erzählung, auf einem einzelnen Blatte, und im nämlichen Jahre auch ein Bändchen Idyllen heraus. In der Folge erſchien der Tod Abels. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Bodmer hatte ſeit der Ueberſetzung des Milton, und der Erſcheinung des Meſſias und Noab eine allzuausſchließende Vorliebe für das heroiſche Gedicht gefaßt und geäußert: Geßner ſey ein ganz artiger Idyllendichter, aber an den Entwurf und die Ausführung einer Epopöe würde er ſich wohl nimmer wagen. So weit auch der Verfaſſer der Idyllen von aller Anmaſſung entfernt war, ſo fand er ſich doch durch ein ſo abſprechendes Urtheil über ſein Talent gereizt, und unternahm es, den Tod Abels zu ſchreiben, der 1758 zuerſt ans Licht trat, und wenn er gleich unter den Produkten der Geßnerſchen Muſe keine der erſten Stellen einnimmt, doch ſeinen Beruf zu mehr als einer Dichtungsart hinänglich gerechtfertigt hat. Im Jahre 1762 gab Geßner ſeine Gedichte, in einer Sammlung von vier Bänden heraus, welche außer den genannten, der erſte Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder, nebſt den beiden Schauſpielen Evander und Eraſt enthielten. Seit dieſer Zeit ſchwieg er mehrere Jahre; ſeine wechſelweis einſchlummernde und wieder erwachende Liebe für die zeichnenden Künſte war mittlerweile zum leidenſchaftlichen Hange angewachſen, und ſchien ihn der

Dichtkunſt für immer entzogen zu haben. Endlich erſchien im Jahre 1772 ein zweites Bändchen von Idyllen, nebſt dem Briefe über die Landſchaftsmalerei. Die Idyllen haben, außer dem poetiſchen Verdienſte, welches ſie mit den frühern theilen, noch den beſondern Vorzug, daß bei mehreren derſelben die individuelle Empfindung ſeiner häuslichen Glückſeligkeit, oder ein beſonderer Vorfall ſeines Lebens zum Grunde liegt. Geßner war ſeit der Herausgabe ſeiner Idyllen von ſeinen Landsleuten zwar nicht gering geachtet, aber doch auch nach ſeinem Werthe noch lange nicht genug geſchätzt, ja ſogar mitunter verkannt worden, bis ſein Ruhm auf einmal von Paris in ſein Vaterland und alle Länder Europa's ausſtrahlte, wo ihn Huber durch ſeine franzöſiſchen Ueberſetzungen bekannt gemacht hatte. Seitdem galt er in ganz Frankreich für einen klaſſiſchen Schriftſteller. Außer Frankreich ward er am häufigſten in England und Italien, aber auch ſonſt allenthalben überſetzt, und es exiſtirt wohl kaum eine nur halb kultivirte Nation in Europa, die Geßnern nicht in ihrer Sprache läſe. Geßner hatte ſich unterdeſſen mit einem jungen, obſchon nicht reichen Frauenzimmer von ſeltnen Vorzügen der Schönheit und des Geiſtes verheirathet. Um ſeinen Eltern nicht läſtig zu werden, beſchloß er jetzt ſeine Kunſt, die er bis dahin als Liebhaberei betrieben hatte, ſich zum ernſthaften Geſchäfte zu machen. Ihr waren, von jetzt an, ſeine liebſten Stunden, ſein ſtilles Nachdenken, und ſelbſt jeder Augenblick der Erholung gewidmet. Seine Stücke wurden theuer bezahlt. In ſeinen Gemälden wie in ſeinen Gedichten erſcheint er als der glückliche Maler der Natur, und als der Liebling zweier Muſen, deren Einfluß in ſeinem Werke gleich ſichtbar iſt. Sein Vaterland ehrte und liebte ihn als einen ſeiner würdigſten Söhne, und ſo wurde er, als er kaum das geſetzmäßig beſtimmte Alter erreicht hatte, in den täglichen Rath erwählt. Auch übertrug man ihm die Oberaufſicht über die Hoch- und Frohnwälder des Kantons Zürich. Still und ſanft floß ſeitdem ſein Leben dahin, bis ein apoplektiſcher Zufall den 2. März 1787 demſelben ein Ende machte. Die Grundlage ſeines ſittlichen Karakters war eine ſeltene Herzensgüte und ein froher und zufriedener Sinn, der ſich in jeder Lage gefiel. Glückliche Schilderung, ſanfte Naturſchönheiten und treffende Gemälde eines unverdorbenen Herzens karakteriſiren ſeine Idyllen; ſeine Schreibart zeichnet ſich durch eine melodiſche Sprache aus. In der Landſchaftmalerei erwarb er ſich ein ſeltnes Verdienſt. Seine Nadel iſt leicht und kräftig, ſeine Proſpekte ſind trefflich ausgeſucht, mild und romantiſch, beſonders ſchön und anſprechend aber ſeine Bäume. Zwölf radirte Landſchaften, die er 1770 herausgab, rechnet man unter die Zahl ſeiner vorzüglichſten Werke.

Geſtalt der Erde, ſ. Erde.

Geſtändniß heißt im Civilprozeſſe die Erklärung eines Prozeßtheils, wodurch er die Wahrheit einer eigenen Thathandlung, die ſeine Rechte und Verbindlichkeiten betrifft, einräumt; bei einer Criminalprozedur bezeichnet man damit die Einräumung gewiſſer Umſtände des angeſchuldigten Verbrechens. Ein vor Gericht abgelegtes Geſtändniß im Civilprozeß beweiſt voll, ein außergerichtliches aber nur halb, und läßt den Gegenbeweis zu. In dem Criminalprozeſſe muß das Geſtändniß, wenn darauf nach den Strafſtatuten erkannt werden ſoll, gerichtlich, und daneben noch der Thatbeſtand des Verbrechens bewieſen ſeyn. Auf bloßes Geſtändniß kann kein Verbrecher mit der geſetzlichen Strafe belegt werden.

Geſtikulation, ſ. Geberden.

Geſtirn, eigentlich eine Gruppe von Sternen, die ein Sternbild ausmachen. Außerdem: jeder Himmelskörper, der bei Tage oder bei der Nacht geſehen wird, und der täglichen oder gemeinen Bewegung des Himmels folgt.

Digitized by Google

Die Geſtirne zerfallen in Fixſterne, die in eigenem Lichte glänzen, und in Planeten und Kometen, die an ſich dunkle Körper ſind, und von der Sonne erleuchtet werden. (Vergl. die einzelnen Art.)

Geſundbrunnen nennt man diejenigen Quellen, deren Waſſer außer mannichfaltigen mineraliſchen Beſtandtheilen, einen großen Antheil von Luft- oder Kohlenſäure in ihrer Miſchung enthalten. Die Verſchiedenheit der Wirkſamkeit der Geſundbrunnen hängt ab: a) von der Verſchiedenheit der Beſtandtheile, welche das Waſſer enthält; b) von der Verſchiedenheit der Temperatur der Waſſer; c) von der Verſchiedenheit ihrer Anwendung, indem man ſie äußerlich als Bäder oder innerlich als Getränke anwendet.

Geſundheit. Die Idee des Lebens ſtellt ſich uns als ein abſolutes Wirken, als ein Attribut der ganzen Natur dar, welches für unſre Sinne nur Realität erhält in dem einzeln Lebendigen, wo es ſich beſonders, ſowohl in der Pflanze als im Thiere, dieſen höher geſteigerten Lebensprodukten, durch gewiſſe Funktionen äußert, die bei erſteren dem Naturzwange noch ganz unterworfen, bei letzteren dieſes wenigſtens zum Theil ſind. Nur der Menſch lebt außer dem leiblichen (ſomatiſchen) jenes höhere geiſtige Leben, deſſen Funktionen nach Geſetzen der Freiheit, durch Ideen der Vernunft bedingt, erfolgen, deren das Thier ermangelt, welches zwar durch äußern Anreiz, nicht aber durch Vernunft zum Handeln beſtimmt wird. Durch dieſen höhern Standpunkt des Menſchen fühlt ſich derſelbe, obwohl einerſeits der Naturherrſchaft gleichfalls hingegeben, andererſeits doch über die Natur, die nur blinde Unterwerfung kennt, unendlich erhaben, und in das Reich der Freiheit verſetzt, worauf ſich die Würde des Menſchen gründet. Nach einer ältern, von Galen ſich herſchreibenden, nicht ganz verwerflichen Eintheilung theilt man die phyſiſchen oder leiblichen (ſomatiſchen) Lebensfunktionen in 4 Claſſen, nämlich: 1) in Lebensverrichtungen, welche man deßhalb mit dieſem Namen vorzugsweiſe belegt hat, weil ſie anhaltend und ununterbrochen fortrücken müſſen, wenn das Leben nicht untergehen ſoll; auch ſind ſie die gewöhnlichen Anzeigen des noch beſtehenden Lebens, wenigſtens kann die Suspenſion dieſer Funktionen, unter gewiſſen Umſtänden, nicht von langer Dauer ſeyn, ohne das Leben zu gefährden. Hieher gehört der Kreislauf (bei ſchon Gebornen) und das Athemholen; 2) animaliſche Verrichtungen, wodurch, wie wir annehmen, das Thier ſich vorzüglich von den Pflanzen unterſcheidet, als das Empfindungs- und Bewegungs-Vermögen; 3) natürliche Verrichtungen, wodurch die Ernährung des Körpers zunächſt bedingt iſt; 4) Geſchlechtsverrichtungen, welche ſich auf die Fortpflanzung der Gattung beziehen. — Nach einer neuern Anſicht betrachtet man die Einheit des thieriſch-phyſiſchen Lebens als bedingt durch das wechſelſeitige Durchdringen und durch die innige Vereinigung zweier verſchiedener Sphären, nämlich der vegetativen und der animalen. Die Funktionen der vegetativen Sphäre beziehen ſich theils auf die Erhaltung des Individuums, theils die der Gattung. Zu der Claſſe der erſtern gehören dann 1) das Aſſimitationsſyſtem, durch welches die Aufnahme plaſtiſchen Stoffes bewirkt wird, wohin namentlich die Gebilde des Darmkanals zu rechnen ſind, 2) das Reſpirations- u. Sekretionsſyſtem, wodurch der ſtete, lebendige Stoffwechſel ein Organismus, durch die Haut-, Lungen-, Harn-, Galle-, Speichel-, ab- u. ausſondernden Organe unterhalten wird; 3) das Gefäßſyſtem, in welchem die entgegengeſetzten Kräfte der vorigen Syſteme ſich begegnen, und einem, wodurch der Bildungsſtoff im Körper verbreitet, Athmung und Abſonderung vermittelt, und der Stoffwechſel eben ſo in einzelnen Theilen des Körpers unterhalten wird, als in der Geſammtheit deſſelben mittelſt des Gegenſatzes der beiden vorigen Syſteme. Die neuere

Claſſe umfaßt die Funktionen des Geſchlechtsſyſtems, wodurch auf Koſten des Individuums die Gattung erhalten wird, und welche beim Manne als ausſondernd und gebend, beim Weibe als empfangend vorzugsweiſe anzuſehen ſind. Alle dieſe Funktionen ſind (wie geſagt) Funktionen des thieriſchen Leibes, als Gegenſtandes der äußern Sinne. Nicht ſo verhält es ſich mit der Seele, unſrem Ich, der in uns wohnenden Pſyche, welche den äußern Sinnen gänzlich entrückt iſt, und nur durch den innern Sinn wahrgenommen wird. Dieſe innern Wahrnehmungen unſres Ichs beſtehen theils in Gefühlen, als bloß ſubjektiven, leidenden Zuſtänden, theils in unmittelbaren Vorſtellungen (Anſchauungen), theils in thätigen Veränderungen in uns, mittelſt Bildung der Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, theils in Beſtrebungen und Begierden, von denen wir nur durch innere Empfindungen Vorſtellung erhalten. Dies ſind im Allgemeinen die Funktionen des pſychiſchen Lebens, wovon das Subſtrat ſelbſt unſer Ich, die in uns wohnende Pſyche (wie geſagt), nicht unmittelbar wahrnehmbar, ſondern nur durch ihre Einwirkung auf die innere Sinne erſchloſſen wird. In der harmoniſchen Wechſelwirkung, und daher ſämmtliche leiblichen und geiſtigen, oder mit andern Worten: phyſiſchen und pſychiſchen Funktionen, beſteht nur die leibliche und geiſtige Geſundheit des Individuums, deren Ideal indeß ſchwerlich gefunden werden dürfte, da wir vermöge des Alters, des Geſchlechts, des Temperaments, der Lebensart ꝛc. zu einem ſolchen vollkommnen Zuſtande zu gelangen, ſtets gehindert ſind, ſondern vielmehr gewöhnlich in einem ſolchen uns befinden, den einige Alten neutral genennt haben, weil er weder zum eigentlichen Krankſeyn, noch zur Geſundheit, im ſtrengſten Sinne des Worts, gerechnet werden kann.

Geſundheitslehre, ſ. Diätetik.

Getäfel (Baukunſt), eine Bekleidung von Holz, die ſowohl an Wänden, als Decken vorgenommen wird. Im erſten heißt ſie Wand-, im zweiten Deckengetäfel. Das Getäfel wird von dürren, wohl ausgetrockneten Brettern, aus Tannen-, Linden-, Eichen-, Kirſchen- und Nußbaumholz ꝛc. gemacht. Die Tafeln werden theils eingeleimt, theils eingeſetzt, und ineinander geſtemmt, dann entweder bemalt, oder in der natürlichen Holzfarbe gelaſſen, dabei aber theils mit Wachs polirt, theils mit einem Firniß überzogen.

Getränk, flüſſige Nahrung, für das thieriſche Leben nothwendig, um die feſten Nahrungsmittel zu verdünnen und den Körper anzufeuchten, und die Verdauung zu befördern, die als eine chemiſche Aktion ohne Flüſſigkeit nicht vor ſich gehen kann. Für den geſunden Menſchen iſt reines Waſſer das geſündeſte Getränk. Doch iſt nicht jeder Magen in dieſem kräftigen Naturzuſtande, daß ihm der einfache Quell genügt; vielmehr vermiſcht der civiliſirte Erdbewohner das Waſſer mit allerhand Stoffen, um deſſen Kraft und Geſchmack zu verändern. Er trinkt 1) Kaffee, der in mäßiger Stärke zum Frühſtück und, bei ſitzender Lebensart, als Verdauungsmittel nach der Mahlzeit keinem andern warmen Getränk in diätetiſcher Rückſicht nachſtehet. 2) Thee, welcher, wenn er nicht am Theetiſch ſeinen beſondern Reiz als Belebungsmittel der Geſellſchaft hätte, und mit Zwieback, Brot, Milch oder Rack genoſſen würde, wohl mit großem Rechte unter die Arzneimittel im ſtrengen Sinne zu verweiſen ſeyn dürfte. 3) Kalte, wäſſerige Getränke, Limonade und Eis, die ebenfalls viel Vorſicht verlangen. 4) Bier, als ein gelind geiſtiges und zugleich nährendes Getränk eins der geſundeſten. Es enthält alle Theile des weißen Hefenbrotes, nur in flüſſiger Form, mit einem Antheile durch die Gährung entwickelten Geiſtes. Man kann es ohne Bedenken unter allen Umſtänden genießen, ſobald es nicht, durch Zuſatz narkotiſcher Kräuter, eine für die Geſundheit nachtheilige berauſchende Kraft erhalten hat. 5) Der Genuß des Weines ſollte mediciniſcher, als es gewöhn-

lich geſchieht, geregelt werden. Kindern vor und in der Pubertät, vorzüglich Mädchen, iſt er nur als Arzneimittel zu empfehlen. Perſonen im Mittelalter können ihn ſchadlos genießen, ſie ſollten ſich jedoch damit nur Mittags begnügen, ihn keineswegs früh oder Abends trinken, denn er iſt kein gleichgültiges Getränk. Mancher hat ſich durch die Gewohnheit, in den Vormittagsſtunden ſeinen leeren Magen mit Wein anzufüllen, zeitigen und ſchmerzlichen Tod zugezogen, und wenn auch das nicht, doch Kupfer auf ſeiner Naſe. Dem Alter allein gehört der Wein, für dieſes iſt er Lebensunterhalt und Bedürfniß. 6) Was vom Weine gilt, iſt noch genauer vom Weingeiſte, den wir als Rum, Branntwein, Liqueur, Punſch kennen, zu nehmen. Aufgedunſenheit des Körpers, gleichſam die erſte Stufe zur Waſſerſucht, ſtockende Entwickelung des Seelenvermögens, Anſchwellungen und Verhärtungen der Eingeweide folgen ſeinem Mißbrauche. Selbſt Menſchen, die ihn von Jugend auf trinken, vertragen ſein Uebermaaß nicht. Nur für die Klaſſe, welche bei ſtarker Arbeit wenig gute Nahrung hat, iſt der Branntwein nothwendig; ohne dieſe wohlfeile Unterſtützung ihrer Verdauung würde ſie aus ihren groben Nahrungsmitteln kaum die gehörige Ernährung ziehen können.

Getreide. Unter dieſem Namen verſteht man im Allgemeinen alle körnigte Feldfrüchte; in engerer Bedeutung aber: Weizen, Roggen, Gerſte, Dinkel oder Spelt, Einkorn, Hafer, Hirſe, Mais und Buchweizen. Dieſe Getreidearten werden nach der Zeit ihrer Ausſaat eingetheilt in I. Wintergetreide: Winterroggen, Winterweizen, Wintergerſte, Dinkel; II. Sommergetreide: Sommerweizen, Sommerroggen, Sommergerſte, Hirſe und Buchweizen. Die allgemeinen Kennzeichen von der Güte des Getreides ſind: 1) Es muß reif, trocken und rein von Mutterkorn und Brandkörnern, weder vom Wurm noch von der Hitze angeſteckt, noch von Feuchtigkeit angegangen, dumfig, ſchimmlig oder gar ausgekeimt ſeyn; 2) es muß dünnſchälig und mehlreich ſeyn; 3) rein von Sand, Staub, Trespe und andern Sämereien und Unreinigkeiten; 4) die Körner müſſen bei dem Zerbeißen aus einander ſpringen; wenn ſie ſich zuſammendrücken oder platt werden, ſo ſind ſie feucht, entweder angefeuchtet oder nicht gehörig ausgetrocknet. Unter allen Produkten, die den Menſchen nähren, ſteht das Getreide oben an, und es iſt unglaublich, welche Menge davon jährlich in Europa konſumirt wird. Man rechnet, daß in Europa im Durchſchnitt 130 Millionen Menſchen leben; rechnen wir nun auf jeden Menſchen jährlich 500 Pfund Getreide und 165 Pfund auf einen Dresdner Scheffel, ſo braucht Europa zur Ernährung aller ſeiner Einwohner, jährlich ungefähr 390 Mill. Dresdner Scheffel Getreide, nun kann man von einem Morgen Ackerland von 40.960 rheinl. Q.F. ungefähr fünf Scheffel jährlichen Ertrag rechnen, mithin wären 78 — 80 Mill. Morgen hinreichend, um für die Einwohner Europens das nöthige Getreide hervorzubringen. Nach des Engländers Tempelmanns Angabe enthält Europa 171.834 deutſche Q. M., deren jede 3.881.535 rheinl. Q.R., oder die Ruthe zu 12 Fuß gerechnet, 558.941.040 Q.F. enthält; mithin gehen auf eine Q.M. 13.646 Morgen, und folglich beſteht Europa aus 2344.846.764 Morgen Landes. Rechnen wir nun von dieſen zwei Drittel ab, für Städte, Dörfer, Wälder, Flüſſe und Alles, was nicht urbar iſt, ſo behalten wir noch für Ackerbau und Viehzucht übrig, 1563.231.176 Morgen; nehmen wir von dieſen ferner ein Drittel für Wieſe und Weide hinweg, ſo bleiben dem Ackerbau noch 1042.134.116 Morgen Feld übrig. Aber auch von dieſen wollen wir noch zwei Drittel für Viehmaſt, Bier, Brantwein, Eſſig und andere unbeſtimmte Fälle hinweg nehmen, ſo bleiben dennoch zur Unterhaltung der Menſchen 347.384.705 Morgen. Da wir nun nur 80 Mill. Morgen zur Ernährung derſelben brauchen, ſo können wir im Durchſchnitt annehmen, daß Europa in Mitteljahren jährlich viermal mehr Getreide

bauet, als es konſumirt. Allen Getreidearten kommen gleichartige nährende Beſtandtheile zu, die aber bei verſchiedenen Arten ebenfalls wieder verſchieden ſind. Die Beſtandtheile beſtehen: 1) Kleber oder Gluten, welcher ein's der kräftigſten Nahrungsmittel für den animaliſchen Körper iſt; 2) Stärkemehl, zwar dem Kleber an Nahrungsgüte nachſtehend, aber dennoch ſehr nahrhaft, und die Verdaulichkeit des Klebers befördernd; 3) eine ſüßig ſchleimige Materie, welche zwar in geringer Menge nur vorhanden iſt, aber dem Stärkemehl an Nahrungsſaft nicht nachſteht, und die wein- und eſſigartige Gährung des Getreides fördern hilft; 4) die Hülſen, deren Beſtandtheile Faſerſtoff ausmacht und die etwas verdauliche aromatiſche Materie mit ſich führen; 5) die Feuchtigkeit, welche man bei dem Getreide antrifft, giebt keine Nahrung, und iſt bloß nach der Einſaat als Reizmittel zur erſten Entwickelung des Keims zweckdienlich; bei aufbewahrtem Getreide iſt ſie verdaulich. Für den Käufer iſt altes, gut aufbewahrtes Getreide, zur Saat aber das neue oder friſche beſſer.

Getreidehandel, ſ. Kornhandel.

Getreidemagazine, ſ. Kornmagazine.

Getreidemangel, ſ. Kornmangel.

Geuſen, Geux, d. i. Bettler, nannte man bei der Revolution unter dem König von Spanien, Philipp II., durch welche ſich ein großer Theil der Niederlande von der ſpaniſchen Herrſchaft frei machte, die verbundenen Edelleute und übrigen Mißvergnügten, weil man ſie beſchuldigte, daß ſie bloß deßhalb eine Staatsveränderung wünſchten, um ihre zerrütteten Umſtände zu verbeſſern. Sie ſelbſt ſuchten, wie in neuern Zeiten die franzöſiſchen Sansculotten, in dieſem Namen eine Ehre.

Geviertſchein, ſ. Aſpekten.

Gewähr, Angelöbniß oder Sicherſtellung wegen der Fortſetzung einer Klage; 2) eine rechtliche Handlung, vermöge welcher Jemanden etwas eigenthümlich oder pfandweiſe übergeben und beim Gegenbuche zugeſchrieben wird; dann die darüber ausgefertigte Urkunde, gewöhnlicher Gewährſchein genannt. — Gewährs-Adminiſtration, eine ſolche Adminiſtration eines Gutes, wo die jährlichen Einkünfte deſſelben berechnet und auf eine gewiſſe Summe feſtgeſetzt werden, und der Adminiſtrator oder Pachter ſich verbindlich machen muß, dieſe volle Summe zu gewähren, oder, wenn ſie der jährliche Ertrag nicht giebt, das Fehlenden aus ſeinen Mitteln zu erſetzen, wogegen er, wenn der jährliche Ertrag Ueberſchuß giebt, einen beſtimmten Antheil bekommt.

Gewäſſerte Zeuge nennt man ſolche ſeidene und leinene Zeuge, denen man durch gewiſſe Kunſtgriffe glänzende, wie Waſſerwogen ausſehende Streifen gegeben hat. Eben ſo ſehen auch gewäſſerte Bänder aus. Die leichteſte Art, Zeuge zu wäſſern, iſt, daß man ſie mit Waſſer beſprengt, und dann unter erhitzten Metallplatten preßt. Doch iſt eine ſolche Wäſſerung wenig dauerhaft. Eine beſſere Methode, gehört noch zu den Manufakturgeheimniſſen.

Gewalt, das Vermögen, Andere zu zwingen. Die phyſiſche wird der ſittlichen oder dem Rechte entgegengeſetzt. Die Macht beſteht in dem (phyſiſchen) Vermögen, zu handeln; das ſittliche Vermögen, zu handeln, iſt das Recht. Ein Staat iſt ohne die geſetzgebende, richterliche und vollziehende Macht nicht denkbar, d. h. er hat das Recht der Geſetzgebung u. ſ. w. In ſeiner moraliſchen Perſönlichkeit liegt daher auch die Staatsgewalt, oder die Befugniß, bei Ausübung ſeiner Rechte bei dem Gebrauche ſeiner Macht) jeden Widerſtand zu bezwingen. Denn keine Geſellſchaft (ſ. d. Art.) kann als ſolche vorhanden ſeyn, ohne die Befugniß, ſelbſtſtändig die Mittel zu Erreichung des gemeinſchaftlichen Zweckes zu wählen und zur Ausführung zu bringen. Die Ausübung dieſer Geſellſchaftsgewalt (potestas societatis) im Staate, heißt Regierung (regimen). In wiefern die Staatsgewalt durch die Staatsform

(Verfaſſung, Conſtitution, ſ. d. Art. u. Grundverträge) einer (moraliſchen oder phyſiſchen) Perſon zugetheilt iſt, nennt man ſie auch die höchſte Gewalt. Dieſe kann nicht getheilt werden; in der Monarchie iſt Einer, in der Ariſtokratie ſind Einige mit einander, in der Demokratie ſind Alle im Volke zuſammen im Beſitze der höchſten Gewalt. Aber die Ausübung derſelben ſollte nie in der Perſon des Regenten vereinigt ſeyn, d. h. die Regierungsform ſollte nie dem Gutdünken des Inhabers der höchſten Gewalt überlaſſen bleiben; und in ſofern ſpricht man von der Nothwendigkeit einer Trennung oder Theilung der Gewalten, weil der Staat ohne dieſelbe den Karakter der Geſellſchaftlichkeit (der Freiheit) zu verlieren in Gefahr kommen könnte. Insbeſondere kann der Geſetzgeber nicht zugleich Richter und Vollzieher ſeyn. Die richterliche Gewalt, ein Theil der vollziehenden, auf der das Palladium des Menſchen im Staate, perſönliche Freiheit und Sicherheit des Eigenthums, beruht, weil ſie das Recht der Staatsgewalt ausübt, über das Verhältniß eines Falles zum Geſetze zu entſcheiden, iſt daher in allen civiliſirten Staaten einer unabhängigen Behörde übertragen, die darum unabhängig heißt, weil ſie nur das Geſetz über ſich erkennt; ob ſie aber dem Geſetz gemäß verfährt, beurtheilt eine andere ebenfalls unabhängige Behörde, entweder die Stände oder ein ſtändiſches Collegium, ein Oberappellations-, ein Caſſationshof (vergl. d. Art. Richterliches Amt). Aus demſelben Grunde hatte das Alterthum, insbeſondere der Orient, die richterliche Gewalt mit der prieſterlichen verbunden. — Die vollziehende Gewalt im engern Sinne (ohne die richterliche) wird von dem Regenten und den von ihm ernannten und in ſeinem Namen verfahrenden Behörden und Beamten ausgeübt. Sie begreift in ſich das Recht der Aufſicht und das Recht der Aemter. Da ſie nun in der Befugniß beſteht, durch Befehle und Zwangmittel zu bewirken, daß dasjenige, was der Geſammtwille in der Geſetzgebung und durch das richterliche Urtheil verfügt hat, wirklich geſchehe, ſo folgt, daß um das Anſehen des Geſetzes, welches auf der Ueberzeugung beruht, daß es dem Geſammtwillen gemäß und unverletzlich, d. i. keiner Willkühr unterworfen ſey, zu ſichern, es der höchſten Gewalt, die nur durch das Geſetz heilig iſt, ſelbſt zur Befeſtigung ihrer Macht dienlich ſey, die geſetzgebende Gewalt mit den Stellvertretern des Volks, es ſeyen nun gewählte Abgeordnete zu den Reichstagen (wie ehemals der geſetzgebende Körper in Frankreich), oder landſtändiſche Verſammlungen (ſ. Landſtände, Landtage), oder verfaſſungsmäßig gegründete und in Wirkſamkeit geſetzte Landes- (Staats-) Collegien (Dikaſterien) zu theilen, d. h. daß Regent und Regierte gemeinſchaftlich nach einer geſetzlichen Form (Regierungsform) ſie ausüben, wo jedoch dem Regenten ausſchließlich die öffentliche Anbefehlung des geſetzlichen Beſchluſſes, als für Alle verbindlich, oder die Promulgation zukommt. Vergl. Steuergeſetz. Auch das Recht der Aufſicht, oder die auffſehende Gewalt, d. i. die Befugniß des Staatsoberhauptes zu den Mitteln, ſich eine genaue Kenntniß von demjenigen, was mit dem Staatszweck in Verbindung ſteht, zu verſchaffen, gehört vorzugsweiſe dem Regenten, weil von ihm alle öffentlichen Beamten ernannt werden. Sie wird in der durch die Polizei-Geſetzgebung (ſ. d. A.) beſtimmten Form ausgeübt, und umfaßt nicht nur das öffentliche Leben der Einzelnen, Einheimiſchen und Fremden, ſondern auch ganze Geſellſchaften, insbeſondere die kirchlichen (die weltliche Aufſicht über die Kirche) und die geheimen Geſellſchaften.

Gewand, Draperie. Mit dieſem Worte drückt man in zeichnenden Künſten überhaupt alles das aus, was zur Bekleidung ſowohl der Figuren, als auch lebloſer Dinge gebraucht wird. Schon in der Natur ſelbſt trägt das Gewand, ſowohl durch ſeine Form als durch die Farbe, vieles zum guten äußeren Anſehen der Dinge bei; aber noch weit mehr in den Werken der

Digitized by Google

Kunſt, wo auf die Gruppirung es bedeutend einwirkt; denn da der Künſtler, bis auf einen gewiſſen Grad die Form des Gewandes in ſeiner Gewalt hat, ſo kann er dadurch faſt allezeit dem Bau einer ganzen Gruppe die beſte Form geben; und in gewiſſen Fällen iſt das Gewand das Mittel, eine angenehme Form zu geſtalten. Die Mannichfaltigkeit der Gruppen in hiſtoriſchen Gemälden findet hierin ihre Vervollkommnung, und in Abſicht auf das Helle und Dunkle, welches man nicht allezeit, wo man es nöthig hat, durch die Stärke des Lichts und der Schatten erreichen kann, ſind die Gewänder das einzige Hülfsmittel. Selbſt der Ausdruck gewinnt durch ſie, indem die Draperie den Karakter des Gemäldes ſehr bezeichnen kann. Bei der Draperie kann viele Willkühr herrſchen; allein eben darum iſt auch viele Gelegenheit vorhanden, Verſtand und Sinn zu zeigen. Die abſtrakten Regeln dabei ſind kurz gefaßt. Die Draperie ſoll nichts verſtecken, ſie ſoll nicht zu ſchwer und überladen ſeyn, ſie ſoll die Natur des Stoffes ausdrükken, ſie ſoll das Coſtüm der Zeit nicht beleidigen, und ſo viel möglich iſt, das Auge ſittlich anſprechen. — Raphael iſt das Muſter in dem großen Geſchmack der Entwerfung, Paul Veroneſe in der Wahrheit des Stoffes, Tizian und van Dyk in der Behandlung der Draperie. Die Draperie der Alten war in ihrer Malerei, ſo wie in ihrer Bildhauerei eine und dieſelbe. Alles ging bei ihnen darauf hinaus, das Natürliche, Nackte wohl auszudrücken, und es durch die Gewänder ſchimmern zu laſſen. Plaſtik und Malerei haben jede hier ihr eigenes Bedürfniß, und darum muß ſich auch der Styl eines ſchönen Gewandes in beiden auf verſchiedene Weiſe ausbilden. In der Plaſtik ſind die ſogenannten naſſen Gewänder, welche ſich ſo an die Form des Körpers anſchließen, daß ſie dieſe und die Bewegungen des Nackten durchſcheinen laſſen, von großem Nutzen. Dieſen ſind die weiten, faltigen und fliegenden Gewänder entgegengeſetzt. Zu den Zeiten, als die Griechen und Römer von der urſprünglichen Einfalt abgewichen waren, wurden dünne und dabei faltenreiche Gewänder die beliebteſten. Fliegende Gewänder müſſen ganz aus der Idee des Künſtlers gemacht werden. — Einige Künſtler ſind in den Fehler gerathen, die Draperie als das Hauptwerk ihrer Gemälde zu behandeln, Zu der Verbindung der Figuren gegeneinander, und auch der ganzen Gruppe eines Gemäldes laſſen ſich ſowohl die Lokalfarben, als die verſchiedenen Formen, die man den Gewändern giebt, ſchicklich anwenden. Vergleiche Draperie.

Gewehr heißt jede tragbare Waffe. Man theilt ſie in Ober- und Untergewehre; zu den erſtern zählt man die Feuergewehre der Infanterie, die Carabiner der Dragoner und Huſaren; zu den Untergewehren gehören: Degen, Säbel, Palaſche, Bayonnette, Lanzen ꝛc. — Gewehr ſtrecken heißt als Kriegsgefangener das Gewehr ablegen. S. Degen, Flinte und Waffen.

Gewehrfabrik nennt man diejenige Anſtalt, wo die Waffen aller Art für die Truppen auf Koſten der Regierung im Großen verfertiget werden; ſo daß z. B. jedes einzelne Stück des Gewehres, des Flintenſchloſſes ꝛc. von einer beſondern Klaſſe Arbeiter verfertiget wird. Dieſe Letztern ſind: die Rohrſchmiede, welche die unter dem Prellhammer ausgeſtreckten Platinen in Flinten und Büchſenläufe verwandeln; die Bohrer und Rohrſchleifer, welche ihm ſeine Vollendung geben, damit es von den Rohrverſchraubern mit der Schwanzſchraube verſehen werden kann. Die Beſtimmung der Ladeſtockmacher, Bayonnetſchmiede und Bayonnetſchleifer erhellet ſchon aus ihrer Benennung. Die Schloßmacher und die Plattenmacher verfertigen die einzelnen Theile des Feuerſchloſſes, die Garniturmacher aber das eiſerne oder meſſingene Beſchläge des Schaftes, worauf das ganze Gewehr durch den Reparirer gehörig zuſammengeſetzt wird. Bisweilen werden die

Digitized by Google

Theile des Schloſſes von den Schloßmachern bloß ausgearbeitet, von einer beſondern Klaſſe Arbeiter aber, den Härtern, nachher erſt gehärtet. Die Graveurs und Polirer geben dem Gewehre endlich durch den Grabſtichel und durch die Politur ein gefälligeres Anſehen. Die fertigen, und mit Schwanzſchrauben verſehenen, Gewehrläufe werden vor ihrer weitern Anwendung in einem beſonders dazu beſtimmten, mit Mauern eingeſchloſſenem Raume probiret. Sie erhalten zu dem Ende eine ſtärkere Ladung von feinem oder Pürſchpulver, die ſo viel als das Gewicht der Kugel oder gegen eine Unze beträgt. Auf die Ladung kommt ein ſtarker Pfropf von grauem Papier, auf dieſen aber 2 Paßkugeln. Die ſo geladenen Läufe werden alsdann, auf 2 Balken ruhend, gegen eine vorn mit Erde beſchüttete Mauer vermittelſt eines Leitfeuers abgeſchoſſen, wo die fehlerhaft geſchweißten die Probe gewöhnlich nicht aushalten, ſondern zerſpringen. Sind einige Läufe nicht losgegangen, ſo werden die Zündlöcher von Neuem aufgeräumt, friſches Pulver aufgeſchüttet, und wie vorher, Feuer gegeben. Unmittelbar nach dem Abfeuern wird jedes Rohr insbeſondere feſt durch die hohle Hand gezogen, wodurch ſich die kleinſten, außerdem nicht zu bemerkenden Ritzen offenbaren, weil die Hand da hängen bleibt, wo das Rohr Luft hat. Um ſich gewiß zu überzeugen, daß das Rohr an einer zweifelhaften Stelle nicht geſprungen iſt, darf man nur ein wenig Speichel dahin ſtreichen, das Zündloch verſtopfen, und heftig vorn in das Rohr blaſen, oder einen mit feuchtem Werg bewickelten Putzſtock heftig hinein ſtoßen, wodurch der Speichel in die Höhe getrieben wird, ſobald das Rohr daſelbſt Luft hat. Die auf dieſe Weiſe zweimal (nämlich mit der bemerkten ſtärkeren und hierauf mit der gewöhnlichen Ladung) probirten Röhre, wenn ſich kein ſichtbarer Mangel an ihnen zeiget, werden nun inwendig rein gewiſcht, und auf das genaueſte unterſucht, ob ſie irgendwo Gruben oder Splitter, zu tiefe Bohrreifen oder nicht die gehörigen Eiſenſtärken haben. Der dazu kommandirte Offizier läßt ſie in dieſem Falle ſogleich vor ſeinen Augen zerbrechen, damit ſie nicht bei der fernern Unterſuchung wieder mit untergeſchoben werden können. In den franzöſiſchen Gewehrfabriken kommen ſie hierauf in ein niedriges, etwas feuchtes Gewölbe, wo ſie einen Monat liegen bleiben, und nach Verlauf deſſelben von Neuem unterſucht werden, weil durch den ſich anſetzenden Roſt öfters ein Fehler ſichtbar wird, den man bei der vorherigen Unterſuchung überſehen hatte. Erſt nachdem das Rohr bei dieſen Unterſuchungen tadelfrei befunden worden iſt, wird es mit einem beſonders dazu beſtimmten Stempel bezeichnet, geſchäftet, und mit dem Schloſſe verſehen. Es ſind gegenwärtig in allen Ländern Gewehrfabriken für die Armeen angelegt, die theils bloß für die letztern arbeiten, theils auch auswärtige Beſtellungen annehmen, wie die Fabriken zu Lüttich und Suhla. In Deutſchland gehöret die Suhlaer zu den älteſten und größten Fabriken, die ehemals, als noch viel Röhre ungeſchäftet ausgeführet wurden, 22 halbe Rohrſchmieden beſchäftigte, und jährlich gegen 60.000 Röhre lieferte. Seitdem jedoch mehrere Gewehrfabriken angelegt worden ſind, und Suhla auf einen verhältnißmäßiger geringen jährlichen Abſatz rechnen darf; iſt nur noch ein Drittheil der obigen Anzahl Rohrſchmieden im Gange, die mit dreißig Schloßmachern jährlich etwas über 6000 Gewehre verfertigen. Das Eiſen für dieſe Fabrik wird größtentheils zu Heinrichs gearbeitet. In den ohnweit Suhla liegenden Städten Zelle, Mehlis und Steinbach werden zwar auch Gewehre verfertiget, doch nur in unbedeutender Menge. Anſehnlicher iſt die heſſiſche Gewehrfabrik zu Schmalkalden, die bloß für die Armee arbeitet, und 327 Menſchen beſchäftiget. Die Gewehrfabrik in Spandau ward 1722 angelegt, und beſtand im Jahr 1783 aus 29 Meiſtern mit 14 Geſellen, welche die Röhre zu den Gewehren der preußiſchen Armee ſchmieden, bohren und ſchleifen

Digitized by Google

und ſo nach Potsdam liefern, wo ſie poliret, geſchäftet und mit Schlöſſern verſehen werden, welche Arbeit 173 Arbeiter beſchäftiget. Eine ſehr anſehnliche Gewehrfabrik iſt zu Ferlach in Unter-Kärnthen, bei der gegen 500 Meiſter angeſtellt ſeyn ſollen. Das Gewehr für die hannöveriſchen Truppen wird in Herzberg verfertiget; die Gewehrfabriken der ſpaniſchen Armee ſind zu Placencia, Catalonien und Silillos, die der franzöſiſchen Armeen aber zu Maubeuge, Charleville und St. Etienne. In Rußland ſind ebenfalls 4 Gewehrfabriken, unter denen die zu Tula die größte und vornehmſte iſt, denn ſie beſchäftiget gegen 4000 Arbeiter, die alle im Sold der Krone ſtehen. Sie hat 8 Stahlheerde, 2 Klingenſchmieden, die täglich 65 Säbelklingen und 50 eiſerne Ladſtöcke liefern, eine Schleifmühle, die jährlich 17.280 Seitengewehre und 25.900 Bayonnette ſchleift und poliret; eine Walzmühle zu dem Meſſingblech der Garnituren, zwei Rohrhämmer, und 2 Bohrmühlen, wo jährlich 4800 Gewehre verfertiget werden.

Gewerbe, jedes regelmäßige oder Kunſtgeſchäft, deſſen Zweck ſinnliche Befriedigung und Wohlleben durch Arbeit iſt. In wiefern ſich darnach mehrere Claſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft abſondern, zählt man zu den Gewerben: 1) die geſammte Landwirthſchaft; 2) das Bergwerks- und Hüttengeſchäft; 3) die mechaniſchen Künſte und Handwerke; 4) den Handel; 5) die ſchönen und bildende Künſte; 6) die Wiſſenſchaften; 7) die Privatbedienungen; 8) die öffentlichen Bedienungen. Insbeſondere aber verſteht man unter Gewerbskunde Oekonomie und Technologie (ſ. dieſe Art.).

Gewerbſteuer, Induſtrieſteuer, Arbeitsſteuer, iſt diejenige Auflage, womit der Arbeitslohn der Unterthanen im Staate belaſtet iſt. Um der Gewerbſteuer den Karakter weiſer Milde zu ertheilen, muß ſie 1) das nothdürftigſte Auskommen eines Individuums nicht antaſten; 2) von denen nur einen ſehr kleinen Theil nehmen, welche nur ein ſpärliches Auskommen verdienen; 3) muß ſie in kleinen Quoten, und zwar zu der Zeit erhoben werden, wenn der Arbeiter einen Ueberſchuß über ſeinen Bedarf hat; 4) muß ſie nach dem Maaßſtab der Gleichheit, und zwar ſo vertheilt ſeyn, daß der Maaßſtab in Verhältniß des wahrſcheinlichen Verdienſtes, eher zu einem zu niedrigen als zu hohem Fuße angenommen wird; 5) darf ſie nicht die ganz beſondern Anſtrengungen des Fleißes, ſondern nur den ganz gewöhnlichen Verdienſt belaſten.

Gewicht iſt ein Körper von beſtimmter Schwere, mit welchem man die Schwere anderer Körper prüft. Auf jedem Gewichte iſt gewöhnlich ſeine Schwere durch Zahlen ausgedrückt. Es muß in jedem Staate unter der Aufſicht der Polizei ſtehen, die daſſelbe genau richtet, verfertigen läßt und ſtempelt. In vielen Ländern ſind, wegen Verſchiedenheit der Gewerbe, obgleich ohne Noth, mancherlei Gewichte eingeführt worden, als: 1) bei Berg- und Hüttenwerken das gemeine große Centnergewicht, das Probier-, das Grän-, Mark- und Pfennig-Gewicht. 2) Im gewöhnlichen Leben wiegt man mit Gewichten nach Centnern, Pfunden, Lothen und Quentlein, das im gemeinen Leben am häufigſten vorkommende. 3) Das Gold-, Silber-, Juwelen-, Apotheker- und Krämergewicht (das nach ſeiner Schwere verſchieden benannt wird) und Fleiſchergewicht. Das Fleiſchergewicht iſt aller Orten, aber in verſchiedenen Verhältniſſen ſchwerer, als das Krämergewicht, gewöhnlich beträgt der Unterſchied 8—10 Prz., d. h. 108—110 Pf. Fleiſchergewicht. Gold-, Silber-, Juwelen- und Apothekergewicht kommen im gemeinen Leben nicht ſo häufig vor. Die Gewichte ſind zuweilen von Stein, ſie ſind ihrer leichten Abnutzung wegen die ſchlechteſten, insgemein aber Metall, und im letztern Falle am Beſten von Meſſing, weil die bleineren ſchlecht abſtoßen, und die eiſernen nach und nach durch den Roſt leichter werden. — Verſchieden von dem Gewicht, von dem die Rede war,

Digitized by Google

welches als Mittel dient, die Schwere eines Körpers auszufinden, oder um die Schwere eines andern Körpers nach ihm (einem Körper von beſtimmtem Gewichte) zu vergleichen; iſt die jedem Körper in größerem oder geringeren Maaße eigene Schwere, die man das eigenthümliche oder ſpecifiſche Gewicht nennt. Specifiſch ſchwerer iſt ein Körper, der bei gleichem Rauminhalte, oder Umfange mehr als ein anderer Körper wiegt; z. B. 1 Quadrat Schuh Stein iſt ſpecifiſch ſchwerer, als 1 Quadrat Schuh Holz. Nach dieſer ſpecifiſcher Schwere beurtheilt man zuweilen die Qualität eines Körpers, und bei der Unterſuchung der erſtern nimmt man eine beſtimmte Quantität reinen oder deſtillirten Waſſers an. Z. B. Eine Quantität Waſſer, die einen Kubikſchuh Raum ausfüllt, wiegt 1000, ſo wiegt derſelbe Rauminhalt an Platina 20.000. Gold 19.640. Queckſilber 14.110. Blei 11.352. Silber 10.542. Kupfer 8876. Meſſing 8395. Eiſen 7800. Zinn 7264. Stahl 7767 ꝛc. Kreide 2315. Dichter Kalkſtein 1386. Dichter Gyps 1872. Töpferthon 1800. Thonſchiefer 2670. Feuerſtein 2581. Bimsſtein 0914. Granit 2583. Sandſtein 2111. Steinkohle 1270. Braunkohle 1019. Stangenſchwefel 1800. Salpeter 1900. Kochſalz 0791. Rheinwein 0999. Moslerwein 0916. Terpentinöl 0792. Wachholderöl 0911. Rindstalg 0955. Hammeltalg 0948. Schweinsfett 0954. Gelbes Wachs 0960. Weißes Wachs 0956. Baumöl 0913. Leinöl 0932. Rüböl 0853. Butter 0942. Kampfer 0988. Krebsſteine 1890. Perlen 2750. Corallen 2698. Hühnereier 1090. Buchsbaumholz 1328. Braſilienholz 1031. Ebenholz 1209. Fernambuckholz 1014. Mahagoniholz 1013. Eichenholz 0925. Sandelholz 1120. Buttenholz 0352. Erlenholz 0800. Ahornholz 0755. Eſchenholz 0734. Tafelholz 0793. Pflaumenholz 0735. Birnholz 0661. Rußterholz 0600. Lindenholz 0604. Weidenholz 0585. Tannenholz 0550. Pappelholz 0383. Korkholz 0224. Holzkohle 0280. Eis 0916. ꝛc.

Gewißheit iſt derjenige Grad der Erkenntniß, bei welcher kein vernünftiger, auch nur ſcheinbarer Grund den Gründen des Fürwahrhaltens entgegen ſteht. Sie iſt entweder aſſertoriſch, moraliſche Gewißheit, die Gewißheit des vernünftigen Glaubens, wobei zwar das Gegentheil möglich, d. i. denkbar iſt, aber doch keine Gründe dafür vorhanden ſind; oder ſie iſt apodiktiſch, wenn das Gegentheil gar nicht möglich iſt. Die Gewißheit des Wiſſens, mathematiſche Gewißheit. ſ. d. Art. Ueberzeugung.

Gewiſſen iſt nicht das Urtheil ſelbſt, wie man es gewöhnlich erklärt, über die Moralität unſrer Handlungen, ſondern das angenehme oder unangenehme Gefühl, das dieſes Urtheil begleitet. Gewiſſen hat der Menſch, in wiefern er ein ſinnlich vernünftiges Weſen iſt. Gott, als dem rein vernünftigen Weſen, ſchreiben wir eben ſo wenig ein Gewiſſen zu, als den bloß ſinnlichen Thieren. Zur Erzeugung des Gewiſſens gehören daher zwei Stücke. 1) Fertigkeit und Urtheilskraft, Handlung und Geſinnung unter das allgemeine Sittengeſetz zu ſubſumiren, und 2) darnach ſeine Würdigkeit oder Unwürdigkeit zu erkennen und zu empfinden. Das Gewiſſen iſt demnach die vereinigte Wirkung der Urtheilskraft und des moraliſchen Gefühls, das jedesmalige Bewußtſeyn meiner beſtimmten Pflicht, das mit Selbſtachtung oder Verachtung verbunden iſt. Ein ſolches Gewiſſen, als Naturanlage, hat jeder Menſch, ungeachtet es freilich Menſchen geben kann, bei welchen ſie, wie manche andere Naturgabe, unentwickelt iſt, wenn entweder ihre Vernunft zu ſchwach iſt, die allgemeinen Geſetze der Sittlichkeit zu erkennen, wie bei Kindern, oder das ſittliche Gefühl, wie bei rohen Menſchen, keine Kraft hat; oder, wie bei den wilden Menſchenfreſſern Beides der Fall iſt. Man theilt das Gewiſſen 1) je nachdem die Gefühle ſind, die es wirkt, in das gute und in das böſe Gewiſſen; 2) unterſcheidet man ein enges und ein weites Ge-

Digitized by Google

wiſſen, je nachdem der Menſch ſich gewöhnt hat, alle ſeine Handlungen und Maximen mit dem Geſetz der Sittlichkeit zu vergleichen; ſchreibt man ihm ein enges, zartes, und wenn dieſes ſelbſt bei der geringſten Kleinigkeit geſchieht, ein ſinnliches Gewiſſen zu. Dahingegen derjenige ein weites Gewiſſen hat, der ſich von manchem Gebote der Sittlichkeit ohne Bedenken losmacht, wenn er auch andere erfüllt. Mancher würde um keinen Preis einen Andern ermorden; aber ihn zu betrügen ſcheuet er ſich nicht. 3) Je nachdem ferner das Gewiſſen vor oder während oder nach der Handlung thätig iſt, heißt es das vorhergehende, begleitende, und nachfolgende Gewiſſen, Die beiden erſten ſind das warnende, das letzte das ſtrafende Gewiſſen. Die Wirkungen der erſten ſind heilſame Zweifel und Bedenklichkeiten; des letzten, die nagende Reue. 4) Die Eintheilung in ein richtiges oder unrichtiges oder irrendes Gewiſſen iſt grundlos. Das Gewiſſen fodert nur, daß ich jedesmal nach der beſten Ueberzeugung das thue, was ich in jedem Augenblick für Pflicht erkenne. In dieſer Erkenntniß kann ich irren; das Gewiſſen aber irrt nicht. Ein Katholik z. B., der in der Faſtenzeit Fleiſch eſſen wollte, ſo lange er überzeugt iſt, daß es unrecht iſt, ein Gebot ſeiner Kirche zu übertreten, würde ſein Gewiſſen verletzen. Bei dem Proteſtanten würde dieſes der Fall nicht ſeyn. 5) Auch zweifelhaft kann das Gewiſſen nicht, ſelbſt in dem Falle nicht ſeyn, wo wir über das, was Pflicht iſt, noch nicht auf dem Reinen ſind. Denn es warnt uns in dieſem Falle wenigſtens, uns nicht zu übereilen.

Gewiſſenhaft, gewiſſenlos, iſt derjenige, welcher überall geneigt iſt, nur dem zu folgen, was er in jedem Falle mit Ueberzeugung für Pflicht erkennt. Gewiſſenhaftigkeit iſt ein hoher Grad des Tugendſinnes. Das Gegentheil iſt die Gewiſſenloſigkeit, die nicht ſowohl in der Widerſetzlichkeit gegen das Gewiſſen, oder im gänzlichen Mangel des Gewiſſens, daß bei keinem Menſchen fehlt, als in dem Mangel der Gewiſſenhaftigkeit beſteht.

Gewiſſensangſt findet in zwei Fällen Statt, 1) wenn man im Begriff iſt, etwas Böſes zu thun, mit der Ueberzeugung, daß es böſe ſey, wo denn theils das Gefühl der Selbſtverachtung, theils die Beſorgniß der Verachtung und Strafe von Seiten Anderer, im Fall der Entdeckung, dieſe Angſt hervorbringt; 2) bei dem ſtrafenden Gewiſſen, das die Sünde zu entdecken, und den Schaden allenfalls durch Unterwerfung der Strafe zu vergüten beſiehlt, und der Sinnlichkeit, die Beides ſcheuet. Dieſes iſt ein ſo furchtbarer Mittelzuſtand, der alle Zufriedenheit und anderweite Lebensfreuden ſcheucht.

Gewiſſensfall iſt ein Fall, worin es zweifelhaft zu ſeyn ſcheint, wie wir pflichtmäßig handeln müſſen; jeder Fall, bei welchem Pflichten zu collidiren ſcheinen. Solche Gewiſſensfälle fodern daher deſto ſorgfältigere Ueberlegung, und werden bei demjenigen nur ſelten eintreten, der ſich durch öfteres Nachdenken über das, was Pflicht iſt, zu ſchnellen Entſcheidungen gewöhnt hat. S. d. Art. Caſuiſtik.

Gewiſſensfreiheit, ſ. Freiheit.

Gewiſſensrichter iſt das Gewiſſen ſelbſt, in ſofern wir uns daſſelbe als eine moraliſche Perſon denken, vor deren Richterſtuhle wir Rechenſchaft von unſerm Thun und Laſſen zu geben haben. Im juridiſchen Sinne würde ein Gewiſſensrichter der ſeyn, welcher, in Ermangelung eines poſitiven Geſetzes, Recht nach dem Urtheile ſeines Gewiſſens ſpricht.

Gewiſſensſcrupel ſind Bedenklichkeiten in Anſehung deſſen, was Recht und Unrecht iſt, die uns beunruhigen, ohne daß wir uns eines Grundes der Bedenklichkeit bewußt ſind. Sie ſind Folgen eines ängſtlichen Gewiſſens, bei dem das moraliſche Gefühl mit der Erkenntniß und Beurtheilung der Fo-

Digitized by Google

derungen des Sittengeſetzes in keinem Verhältniſſe ſtehn, die erſten gegen das letzte zu ſchwach ſind. Man findet daher gemeiniglich ſolche Gewiſſensſcrupel bei gutmüthigen, aber ſchlecht unterrichteten Leuten.

Gewitter nennen wir die furchtbar-ſchöne Lufterſcheinung, welche ſich zuweilen in unſerer Atmoſphäre ereignet, wenn Wolken, die mit elektriſcher Materie angefüllt ſind, ihr elektriſches Gleichgewicht unter ſich oder mit der Erde verlieren, und ſich nun ihrer Elektricität durch einen mit Donner begleiteten Blitz zu wiederholten Malen entledigen. Im Norden ſind bekanntlich die Gewitter im Sommer häufiger als im Winter, ob es gleich in letzterer Jahreszeit eben ſo ſtarke, elektriſche Wolken giebt als im Sommer. Die wahrſcheinliche Urſache davon iſt, daß Kälte beſſer iſolirt als Wärme, und folglich in kalter Luft nicht leicht ein Blitz entſtehen kann, es müßte denn der Vorrath von elektriſcher Materie ſehr groß ſeyn. Auch lehrt die Erfahrung, daß Gewitter, die im Winter entſtehen, gemeiniglich ſehr ſchwer ſind. Aus eben dieſem Grunde erreignen ſich vielleicht, wie ſolches die allgemeine Wahrnehmung lehrt, die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigſten erwärmt zu ſeyn pflegt. Bei jedem nur einigermaßen heftigen Gewitter bemerkt man, daß die Wolken, ehe der Blitz ausbricht, gegen einander bewegt werden; die Urſache liegt in der anziehenden Kraft der ſtark elektriſirten Gewitterwolke, von welcher die im mindern Grad elektriſirte angezogen wird, ſo wie ſie ſich ſelbſt auch gegen dieſe bewegt Durch dieſe gegenſeitige Anziehung der Wolken wird der bei Gewittern immer zu bemerkende entgegengeſetzte Wind erregt. Dieſelbe anziehende Kraft iſt die Urſache, daß Gewitter in bergigten Gegenden öfter erſcheinen und länger anhalten, als auf dem ebenen Lande. Man bemerkt alſo hier eine gewiſſe Anziehung zwiſchen der Gewitterwolke und dem Gebirge, und dieſe läßt nicht eher nach, als bis die Wolke viel von ihrer Elektricität verloren hat, und der noch übrige Dunſt durch hen Wind zerſtreuet worden iſt. Aus derſelben Urſache ſieht man auf freiem Felde und an den Straßen, wenn ſich eine dicke Gewitterwolke nähert, den Staub und andere leichte Körper ſich mit kräuſelnder Bewegung in die Höhe heben. Iſt die Anziehung beſonders ſtark, ſo entſtehen reißende Wirbelwinde. Eben daher bemerket man auch, wenn eine regnende Gewitterwolke über uns ſchwebet, nach jedem in der Nähe entſtehenden Blitze, daß der Regen mit vermehrter Heftigkeit und Stärke herabſtürzt. Die bei dem fallenden Waſſer ſich entwickelnde Luft und Dämpfe tragen auch das Ihrige zu den heftigen bei den Gewittern entſtehenden Winden bei, und wohl noch mehr, als die ſchnelle Abkühlung der Luft. Das Hauptphänomen der Gewitter, nämlich der Blitz (ſ. d. Art.), hält ſich wie jeder andere elektriſche Funke und ausſtrömende elektriſche Materie an die ſogenannte elektriſche Leiter, und ſtrömet dieſer zu. Metalle ziehen ihn daher vorzüglich an. Wenn nun an einem Gebäude Metall befindlich iſt, ſo wird ein über denſelben entſtehender Blitz immer ſeine Richtung nach dieſem nehmen, und vor andern Körpern darauf fallen. Den Beweis geben die häufigen Beiſpiele, wo der Blitz auf Wetterfahnen, eiſerne Kreuze, auf die Kirchthürme, Stangen und metallene Bedeckungen auf den Gebäuden gefallen iſt. An dem fernern Zug eines ſolchen Wetterſtrahls zeigt ſich der ſtarke Zug nach dem Metalle an allen Orten deſſelben, indem er ſich in ſeinem Laufe darnach richtet, von einem Stücke zum andern Sprünge macht, andere Körper, an welchen er herabfuhr, verläßt, um Metalle zu erreichen u. ſ. w. Befindet ſich Metall auch nicht an der äußern Seite eines Gebäudes, aber doch ſo nahe unter dem Dache in dem obern Theil des Gebäudes, daß es Einfluß auf dem Durchbruch des Wetterſtrahls haben kann, ſo richtet der Blitz auch mit Zerſprengung der bedeckenden, widerſtehenden Körper ſeinen Lauf

Digitized by Google

darauf zu. Daher ſind die eiſernen Stangen, welche in einem Gebäude unter dem Dache zum Hängewerk der Balken angebracht ſind, ſehr gefährlich, weil ſie den Blitz herbeiziehen und ins Gebäude leiten. Nächſt den Metallen ſind beſonders die Bäume dem Blitze ausgeſetzt. Selbſt das Waſſer zieht den Blitz an: denn ſtehet eine Gewitterwolke niedrig, ſo ſieht man die Blitze unmittelbar in Flüſſe und Teiche ſchießen. Hieraus läßt ſich nun auf die Schädlich- oder Unſchädlichkeit des Regens bei Gewittern ſchließen. Daß der Regen überhaupt die Gewitter zertheile, iſt auf Erfahrung gegründet. Oftmals löſen ſich offenbare Gewitterwolken bloß in Regen auf. Der Regen verringert alſo überhaupt die von den Gewitterwolken gedrohte Gefahr; aber da er allenthalben durch die Luft eine Leitung verſchafft, ſo können auch eher, als ſonſt geſchehen würde, Blitze hervorgelockt werden, und Gegenſtände treffen, welche ſonſt von der Wolke nicht erreicht worden wären, ſo daß daher alle Stellen vor dem Einſchlagen deſto weniger ſicher ſind. Bei trockener Luft hingegen können die Blitze nicht ſo leicht durchbrechen, ſie entſtehen alſo ſeltner, und nur auf vorzüglichen Stellen; da aber die Kraft mehr angehäuft worden iſt, ſo ſind ſie deſto ſtärker, und da die Gebäude von außen nicht benetzt worden ſind, ſo dringt ein ſie treffender Blitz deſto mehr hier ein, da er außen keine Ableitung findet, und richtet eine größere Verwüſtung an. Denn zuweilen dient glücklicher Weiſe das an den Häuſern bei Gewitterregen herablaufende Waſſer, den Blitz abzuleiten, welcher alsdenn vollkommen oder doch größtentheils durch das Waſſer ſtrömet. Man ſiehet dieſes auch zu Zeiten auf den naſſen, gepflaſterten Straßen, wo der Blitz wegen des Waſſers nicht eindringt, ſondern über das Pflaſter hinſtrömt. Endlich gehören zu den leitenden Subſtanzen vorzüglich auch die Menſchen und Thiere, doch ſind letztere nach allen Erfahrungen dem Erſchlagenwerden noch mehr als die Menſchen ausgeſetzt. Zu den alten Sagen gehört auch die, daß das Gewitterfeuer vorzüglich ſchwer und nicht mit Waſſer zu löſchen ſey, und daß man hierzu immer Milch, Salzwaſſer, Miſtjauche, Miſt oder feuchte Erde nöthig habe. Es iſt aber dieſes ganz falſch; und hat gewiß ſchon vielen Schaden geſtiftet, weil die Menſchen dadurch verleitet, die beſten Rettungsmittel aus der Acht gelaſſen haben. So viel iſt richtig, daß ein Gewitterfeuer gleich ſehr überhand nimmt, aber bloß deßwegen, weil der Blitz Alles auf einmal gleich in Flammen ſetzt, und beſonders noch weil er gewöhnlich die Gipfel der Gebäude anzündet, wo man die im Haus vorzufindenden Hülfsmittel nicht anwenden kann, da denn das Feuer durch den Sturm, womit die Gewitter ankommen, gewöhnlich ſchon, ehe die öffentlichen Anſtalten gemacht werden können, ſehr überhand genommen hat. Um ſich gegen die Wirkungen des Gewitters in Sicherheit zu ſtellen, hat man von jeher Verſchiedenes, theils Gutes theils Schlechtes angerathen. Am ſicherſten iſt es wohl, wenn man ſich während eines Gewitters von allen Wänden, Schornſteinen, Oefen und Feuerheerden entfernt, und ſich, wo möglich, in die Mitte geräumiger Zimmer begiebt. Beſonders iſt der Aufenthalt unter dem Dache, aus den oben genannten Urſachen, gefährlich. Bei in der Nacht eintretenden Gewittern muß man nicht im Bette liegen bleiben, vorzüglich wegen der ein warmes Bette immer umgebenden Dünſte, die ſo wie jede Feuchtigkeit den Blitz herbeiziehen. Wer auf der Straße von einem Gewitter überfallen wird, der darf ſich nicht nahe an Häuſer ſtellen, und auf dem Felde und in den Wäldern die Nähe aller erhabenen Gegenſtände, der Getreidehaufen und Bäume fliehen. Sitzt man zu Pferde, ſo muß man langſam reiten, oder noch beſſer vom Pferde ſteigen, weil hier die Ausdünſtung des Reiters und Pferdes und vielleicht auch die Erhitzung der Hufeiſen in Betracht kommt. Aus denſelben Urſachen iſt es auch beim Fahren am beſten auszuſteigen, ſtill halten zu laſſen, und ſich einige Schritte vom Wagen zu entfernen. Da auch das Waſſer, wie ſchon bemerkt worden, ein ſtarker Leiter des Blitzes iſt, ſo muß man ſeine Nähe

zu vermeiden ſuchen. Manche glauben, daß naſſe Kleidungen für den Bliz ſchützen, aber die Erfahrung hat das Gegentheil gezeigt, und trockne Kleider ſind bei Gewittern vorzuziehen. Wenn der Bliz in ein Haus eingeſchlagen hat, ſo hat er entweder gezündet oder nicht. Im erſten Fall ſind alle Maßregeln, wie bei einer gewöhnlichen Feuersbrunſt, zu ergreifen. Im zweiten Fall, wenn der Bliz nicht gezündet hat, hüte man ſich, an der getroffenen Stelle zu verweilen, wenn man ſich dahin begeben hat; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß nicht ſelten ein zweiter Schlag ſeine Richtung dahin genommen hat. Wenn der Bliz einen Menſchen getroffen hat, ſo iſt ſeine Todesart, der eines von Dämpfen erſtickten Menſchen ähnlich, außer daß hier zugleich das ganze Nervenſyſtem durch den Bliz erſchüttert und geſchwächt worden iſt. Das Blut wird im Kopf ſchnell angehäuft, und das Athemholen hört auf, weil die Lungen zuſammen geſunken ſind. Aber auch ohne daß der Bliz den Menſchen ſelbſt getroffen hat, kann die Erſtickung von dem ſchwefelartigen Dampfe erfolgen, den der Bliz mit ſich führt; wenn nämlich der Menſch der Stelle nahe iſt, wo der Einſchlag geſchieht. — Ueber die Hülfleiſtung vergl. Asphyxie.

Gewohnheit iſt ſubjektive Nothwendigkeit, etwas zu denken und zu thun, aus vermeinten objektiven Gründen, der Anſtändigkeit, der Schicklichkeit, der Rechtmäßigkeit. Eine Gewohnheit im Denken z. B. iſt der Haß gegen Andersdenkende in Sachen der Religion, davon ſich ſelbſt ſonſt gutmüthige Menſchen nicht ganz frei machen können, wenn ſie von Kindheit auf vor ſelben gewarnt ſind. Der Gewohnheiten im Handel giebt es ſehr viele. Ich kannte eine Perſon, die gewohnt war, von Kindheit auf Morgens um fünf Uhr aufzuſtehen. Es würde eine Marter für ſie geweſen ſeyn, wenn man ſie auch in der letzten Krankheit davon zurückgehalten hätte. Der gute Mann ſtand um fünf Uhr auf, ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl, und verſchied. Viele Menſchen haben ſich Lieblingsausdrücke angewöhnt, die ſie überall oft lächerlich genug anwenden. Das kömmt daher, weil ſie es für unanſtändig hielten, in Erzählungen zu ſtokken. In Ermangelung der Fähigkeit, ihrer Rede einen ſchicklichen Zuſammenhang zu verſchaffen, nahmen ſie dann zu Flickwörtern ihre Zuflucht. Die Gewohnheit im Handeln geht oft in eine mechaniſche Fertigkeit über, die man anwendet, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Ein gewiſſer Menſch behielt zeitlebens einen hinkenden Gang, ungeachtet er recht gut gehen konnte, weil er in ſeiner Jugend einer Wunde am Fuße wegen lange hatte hinken müſſen. Gewohnheiten können in der That in dem Grade ſubjektive Nothwendigkeiten werden, daß es oft gefährlich iſt, ſich ganz oder auf einmal davon loszumachen, z. B. das Branntweintrinken, Tabakrauchen und Schnupfen. Gewohnheiten, wenn ſie von mehrern Familien, Geſellſchaften, Nationen angenommen ſind, heißen die Sitte. Unter den Handwerkern, Studenten, oder in großen Städten z. B, herrſcht dieſe oder jene böſe oder gute Sitte.

Gewohnheitsrecht, jus non scriptum, droit coutumier, der Inbegriff der nicht geſchriebenen (gegebenen), ſondern durch das Herkommen eingeführten Geſetze in Privatſachen. In das poſitive Staatsrecht (ſ. d. Art.) gehört das Staatsherkommen. S. Civilrecht.

Gewürze ſind ſolche, vegetabiliſche Produkte, die in ihrer Miſchung vorzüglich ätheriſches Oel enthalten, wodurch ſie die Verdauung am meiſten unterſtützen, und als Heilmittel häufig angewendet werden können. Die Blüthen und Samen mehrerer Pflanzen, vorzüglich ſolcher, die in den heißeſten Ländern wachſen, ſind am gewürzreichſten, daher wir auch vorzüglich Zimmtblüthen, Gewürznelken, Mutternelken, Kardamomen, Pfeffer, verſchiedene Arten von Zimmtrinden aus Oſtindien als Gewürze erhalten. Doch ſind auch unſere Länder an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Kümmel, Ingwer ꝛc. ꝛc. gewähren angenehme, den Magen

ſanft reizende Zuſätze zu mannichfaltigen Speiſen und Getränken. Das Salz, als ein mineraliſches Produkt, iſt wohl eine Würze, aber kein Gewürz zu nennen, da es weder dem Karakter noch dem Zwecke der Gewürze entſpricht. Den Römern wurden aus dem Oriente kaum in den letzten Zeiten ihrer Hoheit die Gewürze bekannt, in Frankreich und andern Ländern erſt ſeit den Kreuzzügen. Der Handel mit dieſen Produkten trieben am erſten Chineſen mit den Molukken; er wurde ihnen aber von den Arabern entriſſen, dieſe aber von den Portugieſen, und letztere von den Holländern verjagt, die ihn faſt 200 Jahre ausſchließend beſaßen. Endlich gelang es den Franzoſen, einige Muskat-, Nelken-, Pfeffer-, Zimmt- und andere Bäume zu bekommen, womit ſie in Isle de France, in Cayenne Pflanzungen anlegten, welche ergiebige Ernten gaben. Vergl. Gewürznelkenbaum.

Gewürzinſeln, im weiten Verſtande alle Inſeln zwiſchen Celebes und Neuguinea von Oſten nach Weſten, und von Gilolo bis Timor von Norden nach Süden, im engern die Inſeln Ternata, Tido, Motir, Maſchian, Baſchian, Martai, Gilolo, Ceram, Banda, Amboina und Buro, mit den nebenliegenden kleinen Inſeln. Sie ſcheinen durch Vulkane und Erdbeben von Neuguinea getrennt zu ſeyn, und noch findet man auf ihnen immer rauchende Vulkane. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die Schifffahrt in ihren Gewäſſern ſehr gefährlich. Der ſehr trockene und unfruchtbare Boden verſchlingt die vielen Bergbäche; die Hitze iſt im Sommer ſehr groß; in den Regenmonaten iſt die Luft ſehr ungeſund. Die Produkte ſind: Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume, Sago, Mandeln, Citronen, Pomeranzen, Kokusnüſſe, Arznei-Kräuter, Aloe, Tabak, Kakao, Kaffee, Sandelholz, Büffel, wilde Schweine, Federvieh, Papageien, Salanganen, Paradiesvögel, Fiſche, Krokodille, Schlangen, prachtvolle Schmetterlinge, Schaltthiere, etwas Kupferſtein und Margaſſit ꝛc. Die meiſten Einwohner ſehen ſchwarzgelb aus, und haben mit den Malayen Sprache, Sitten und Gebräuche gemein; außer ihnen leben hier Haraforas und Papuas. Ein Theil von ihnen iſt zum Chriſtenthum übergetreten; die übrigen ſind Muhamedaner oder Fetiſchdiener. Die Portugieſen entdeckten die Inſeln 1511 unter Antonio de Abreu und Franz Sedrao. Im Jahre 1520 kamen Spanier unter Ferdinand Magelhaens auf weſtlicher Fahrt in dieſe Inſeln, und ſuchten die Portugieſen zu vertreiben; aber der König Carl der Zweite ſchloß 1529 mit König Johann dem Dritten von Portugal zu Saragoſſa einen Vergleich, in dem Spanien gegen eine mäßige Summe ſeinen Anſprüchen auf die Inſeln entſagte. Im 17ten Jahrhundert entriſſen die Holländer dieſe Inſeln den Portugieſen, und ihre Beſitzungen ſind unter die Gouvernements Amboina, Banda und Ternata getheilt. Von ihnen hängen mehr oder weniger die Sultane dieſer Inſeln ab, namentlich der Sultan v. Ternate, dem Ternate, Motir, Maſchian, Salayer, ein Theil v. Gilolo und Celebes unterworfen ſind; der Sultan von Baſchian, dem Baſchian, Goram, Tappa und Ubi gehorchen; der Sultan von Tidor, dem Tidor, Meiſol, Piſano und ein Theil von Gilolo gehören; der Rajah von Popo mit Popo und Bo und der Raja von Salawatlei, ſ. Amboina. Die bewaffnete Macht der Niederländer auf den Molukken und in Maſcaſſar betrug im Jahre 1811 an 500 Mann.

Gewürznelkenbaum. Dieſer Baum gehört in die dreizehnte Klaſſe, erreicht eine ziemliche Höhe, und liefert die bekannten Gewürznelken, welche nichts anders, als die getrockneten noch nicht aufgeblühten Blumen dieſes Baumes ſind. Sie beſitzen eine braune Farbe, ſind etwa einen halben Zoll lang, unten etwas ſpitzig, oben vierzähnig, mit einem aufſitzenden Knöspchen, das oft abgeſtoßen wird. Ihr Geruch iſt durchdringend, angenehm, der Geſchmack ſtark, hitzig, gewürzhaft, brennend. Je dunk-

ler ihre Farbe iſt, je ſtärker iſt ihr Geruch und Geſchmack, je leichter ſie ſich zerbrechen laſſen, und je fettiger ſie werden, wenn man ſie in den Mörſer zerſtößt, um ſo beſſer ſind ſie. Durch Deſtillation erhält man aus den Gewürznelken ein ätheriſches im Waſſer zu Boden ſinkendes hellgelbes Oel, das aber durch das Alter dunkler wird, und ganz den Geruch und Geſchmack der Gewürznelken im konzentrirten Zuſtande beſitzt. Ein Pfund der beſten Gewürznelken liefert etwa 2 und eine halbe, bis 3 Unzen dieſes Oels. Die reifen Früchte des Gewürznelkenbaums kommen unter dem Namen Mutternelken im Handel vor. Sie ſind eirund länglicht, an der Spitze mit einem Nabel verſehn, feinrunzlicht, und im Geruch und Geſchmack den Gewürznelken ähnlich, doch weit ſchwächer. Als Arzneimittel ſind ſie völlig entbehrlich. Der Gewürznelkenbaum iſt vorzüglich auf den molukkiſchen Inſeln zu Hauſe, und wächſt in den heißeſten höchſt trockenſten Boden. In den ältern Zeiten war die holländiſche Compagnie ganz allein im Beſitz dieſer Droque, und um andern Nationen keinen Antheil nehmen zu laſſen, rotteten ſie den Baum faſt auf allen Inſeln aus, ſo daß er nur noch in Amboina angetroffen wurde, wo man ihn ordentlich anbauete. Den Franzoſen aber glückte es doch ſchon in den Jahren 1770 und 1772 junge Pflanzen von der molukkiſchen Inſel Garby nach den Inſeln Isle de France, Bourbon und Seichelles zu bringen, welche dort gut fortkamen, und deren Anbau gut von Statten ging, nur ſollen die Gewürznelken etwas kleiner ausfallen. Auf Amboina ſoll der Gewürznelkenbaum ein Alter von mehr als hundert Jahren erreichen, und es ſoll daſelbſt Bäume geben, die jährlich gegen tauſend Pfund (?) Nelken liefern. Alle Theile dieſes vortrefflichen Baumes ſind gewürzhaft. Die Blumenköpfe zeigen ſich in Geſtalt von Sträuchern, deren Kelche nach 4 Monaten die Geſtalt der Gewürznelken annehmen, und eine rothe Farbe erhalten. Sie werden vor dem Aufblühen erſt im Rauche, nachher aber an der Sonne getrocknet, bisweilen ſollen ſie aber auch bloß mit heißem Waſſer abgebrühet und an der Luft getrocknet werden, in welchem Falle ſie natürlich ſehr viel von ihrer Güte verlieren. (S. Gewürzinſeln.)

Gherardesca, eine adliche Familie in Toskana, welche die Herrſchaften Gherardesca, Donoratico, Montescudaio u. ſ. w. beſaß, und zu Anfange des 13ten Jahrh., durch Hülfe einer Volkspartei, große Macht zu Piſa erlangte. Sie zeigte ſich beſonders den ſchwäbiſchen Kaiſern ergeben, und die Grafen Gerard und Galvano begleiteten Conradin auf ſeinem Zuge gegen Neapel, und theilten ſein Geſchick auf dem Blutgerüſte. Beſonders zeichnen ſich aus: 1) Ugolino, ſ. d. Art. 2) Manfred, Feldherr der Piſaner in Sardinien, natürlicher Sohn des Grafen Rieri de Donoratico, der von 1320—26 Piſa beherrſchte, rühmlichſt bekannt durch Vertheidigung Cagliari's, ſtarb an den Wunden, die er bei einem Ausfalle erhalten hatte. 3) Bonifacio, Oberhaupt der Republik Piſa, von 1329—40, zeichnete ſich durch Klugheit und Milde aus, unterdrückte 1335 eine Verſchwörung des Adels, und ſtarb den 22. Dez. 1340 an der Peſt.

Ghiberti (Lorenzo), ein berühmter Bildhauer, geb. 1378 zu Florenz, erlernte bei ſeinem Stiefvater Bartoluccio, einem geſchätzten Goldſchmied, das Zeichnen, Modelliren, und die Kunſt, in Metall zu gießen. Die Peſt vertrieb ihn wahrſcheinlich aus ſeiner Vaterſtadt. 1401 malte er ein Frescogemälde zu Rimini in dem Pallaſte des Fürſten Pandolfo Malateſta. Als die Vorſteher des Handelſtandes die damaligen florentiniſchen Künſtler auffoderten, die Ausführung eines der bronzenen Thore an der Taufkapelle des heiligen Johannes zum Gegenſtande ihres künſtleriſchen Wetteifers zu machen, und die Opferung Iſaaks in vergoldeter Bronze als Arbeit aufgegeben worden war, welche mit einem Preiſe bekrönt werden ſollte, war es Ghiberti, vor dem

die übrigen beiden Zeitwerber Donatello u. Brunelleſchi in Schatten zurücktraten. Zwei u. zwanzig Jahre hatte Ghiberti auf Verfertigung des einen Thores verwandt, und faſt eben ſo lange arbeitete er an dem zweiten, über die Michel Angelo das Urtheil fällte, daß ſie werth ſeyen, den Eingang des Paradieſes zu ſchmücken. Trotz dieſer mühevollen Hauptbeſchäftigung, vollendete er doch noch mehrere andere Arbeiten, unter andern einen Johannes den Täufer für die Kirche Dr San Michele, zwei Basreliefs für die Taufkapelle des Doms von Siena, eine Statue des Matthäus und des heiligen Stephanus, gleichfalls für die Kirche Dr San Michele, und für die Kirche Santa Maria del Fiore den bronzenen Reliquienkaſten des heiligen Zenobius, Biſchofs von Florenz, von deſſen ausgezeichneten Basreliefs das Dresdner Antikenkabinet drei Nachbildungen beſitzt. In ſeinen frühern Arbeiten nimmt man noch zu ſehr den Schüler Giotto's wahr, in ſeinen ſpätern Bildungen aber prägt ſich mehr der griechiſche Styl aus. In der Glasmalerei erwarb er ſich ebenfalls durch ſeine achtbaren Arbeiten einen Namen. Er ſtarb um's Jahr 1455. Ghiberti's Thüren beſitzen wir von der Hand des Kalmuken Feodor Iwanowitſch in 12 ſchönen Umriſſen geätzt (1798).

Giannone (Pietro), ein italieniſcher Gelehrter, geb. 1676 zu Iſchitella, in der Provinz Capitanata im Königreich Neapel, erhielt ſeine Bildung faſt größtentheils in dem Hauſe des Rechtsgelehrten Gaetano Argenti in Neapel, welcher damals einen Cirkel ausgezeichneter Köpfe um ſich her zu verſammeln pflegte. Hier entwarf Giannone den Plan zu ſeinem berühmten Werke: Storia civile del Regno di Napoli (4 Bde. in 4., Neapel 1723), das ihm 20 Jahre ſeines Fleißes koſtete, und bei deſſen Ausarbeitung er auf Angelo di Conſtanzo's Werk über Neapel hinblickte. Allzugroße Freimüthigkeit, mit welcher er hier gegen das Streben des römiſchen Hofes und überhaupt gegen das Treiben der Geiſtlichkeit zu Felde zog, brachten es dahin, daß ſeine Schrift verbrannt, und gegen den Verfaſſer der Bannſtrahl geſchleudert wurde. Er verließ demnach 1723 Neapel, und wandte ſich nach Wien, wo er durch Vermittelung des Prinzen Eugen und die Verwendung des Kanzlers Zinzendorf, ſo wie des Ritters Garelli, damaligen Leibarzt des Kaiſers, nicht ſowohl Schutz, ſondern auch 400 Gulden aus der Sekretariatskaſſe der ſicilianiſchen Geſandtſchaft erhielt. Als Don Carlos 1734 den Thron von Neapel beſtieg, verlor er ſein Jahrgeld, und den Schutz in den öſterreichiſchen Landen. In Venedig, wo er jetzt ſeinen Wohnſitz aufſchlug, arbeitete er an der Fortſetzung der ſchon begonnenen Schrift: Il friregno, ossia del regno, del cielo, della terra et de papa, an deren Vollendung ihn aber ſeine fernern mißlichen Schickſale unterbrachen. In Venedig hatte man ihm die Stelle eines Anwaldes der Republik angeboten. Da er dieſe Würde ausſchlug, und durch ſeinen Umgang mit den Geſandten von Frankreich und Spanien den erregten Verdacht beſtärkte, als ſtimme er mit den Anſichten des damals noch herrſchſüchtigen Venedigs in Betreff des Seerechts nicht überein, welches die Republik über das adriatiſche Meer übte, wurde er eines Nachts (im Sept. 1735) von den Sbirren der Republik überfallen, und als ein Feind der Republik über die Gränze nach dem Ferrarenſiſchen deportirt. Seine Lage wurde noch drückender für ihn, da er eben den Ruf als Profeſſor des römiſchen Rechts an der Univerſität zu Padua ausgeſchlagen hatte. Unter dem Namen Antonio Rinaldo begab er ſich nach Genf. Als er von hier aber ſich zur Feier des Oſterfeſtes (1736) in einem zu Savoyen gehörigen Dorfe einfand, wurde er gefangen genommen, anfänglich auf das Schloß Miolan, dann ins Fort Ceve, und am Ende in die Citadelle von Turin gebracht, wo er nach einer 22jährigen Gefangenſchaft, in einem Alter von 72 Jahren, in einem bedaurungswürdigen Zuſtande ſeinen Geiſt aushauchte. Nach ſeinem Tode erſchienen noch von ihm: Opere postume in difesa della sua Storia civile etc. (Lauſanne 1760.)

Gibbon (Edward), der dritte in der Zahl der berühmteſten Geſchichtſchreiber Englands, geboren zu Putney in der Grafſchaft Surry im J. 1737, von guter und wohlhabender Familie, erhielt in dem Unterrichte von einem Hauslehrer eine liberale Erziehung. 1749 betrat er die Weſtminſterſchule, und fand ſchon hier einen ganz beſondern Geſchmack an hiſtoriſchen Studien. Frühe ſchon ſtrebte er nach der Bildung, die dem großen Geſchichtſchreiber nicht fehlen darf. Er wurde vertraut mit dem klaſſiſchen Alterthum, und ſeine kühne Phantaſie ſuchte Nahrung auch in den Werken der alten Dichter. 1752 ging er nach Oxford, wo die theologiſchen Wiſſenſchaften ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade in Anſpruch nahmen. Die Schriften des Jeſuiten Parſon wurden ſeine Lieblingslektüre, und die darin entwickelten Wahrheiten zogen ihn ſo an, daß er im Sommer 1753 zur katholiſchen Religion übertrat. Sein über dieſe Handlungsweiſe entrüſteter Vater ſandte ihn nach Lauſanne zu einem reformirten Geiſtlichen, Namens Pevillard, der ſeine Rückkehr zur proteſtantiſchen Kirche (1754) wieder beförderte. Sein Aufenthalt daſelbſt dauerte bis zum Jahre 1758, und war für ihn von den wohlthätigſten Folgen. Er wurde hier in kurzer Zeit der franzöſiſchen Sprache mächtig, gewöhnte ſich an franzöſiſche Sitten, und erwarb ſich, ungeſtört durch das Sonderbare, das die Natur in ſein Aeußeres, beſonders in ſeine Geſichtsbildung, gelegt hatte, für das geſellige Leben die Feinheit, Gewandtheit und Munterkeit eines franzöſiſchen Weltmannes. Auch die Art der Philoſophie, die damals von Frankreich ausging, wurde die ſeinige. Zugleich verſuchte auch die Liebe ihre bildende Hand an ihm. Die Tochter des Pfarrers Curchod, eine durch körperliche und geiſtige Vorzüge gleich ausgezeichnete Jungfrau, hatte Eindruck auf ihn gemacht, und ſie wäre ſeine Gattin geworden, wenn ihm nicht ſein Vater ſeine Einwilligung verſagt hätte. Seine Geliebte vermählte ſich in der Folge mit dem berühmten Necker. Bei ſeiner Rückkehr nach England wurde er mit offenen Armen empfangen. Nach dem Wunſche ſeines Vaters ſollte er ſich der Landwirthſchaft oder der Rechtsgelehrſamkeit widmen, oder ſich um eine Stelle als Legationsſekretär bei dem damals bevorſtehenden Friedenskongreß bewerben; allein des Jünglings entſchiedene Neigung blieb die zum Studium. 1759 ſchrieb er ſeinen erſten Verſuch, durch den er als Schriftſteller ſeine Talente zu zeigen wagte, eine Abhandlung über das Studium der Literatur (Essai sur l'étude de la littérature). Seinem Vaterlande konnte er nicht fremd werden, weil er abwechſelnd bald in der Schweiz, bald in England lebte, und einige Zeit als Offizier bei der engliſchen Miliz angeſtellt war. Auf einer Reiſe nach Italien, wo er 1764 im Nachdenken verſunken auf den Trümmern des Capitols ſaß, während man im ehemaligen Tempel des Jupiter die Veſper ſang, und er die vorige Herrlichkeit der weltbeherrſchenden Roma mit ihrer jetzigen Verſunkenheit betrachtete, ging der Plan zu dem hiſtoriſchen Werke, das ſeinen Namen in ganz Europa berühmt machte, mit dem Feuer der Begeiſterung aus ſeiner Seele hervor. Nachdem er die Merkwürdigkeiten Neapels geſehen, kehrte er in ſein Vaterland zurück, lag noch einige Zeit den Pflichten eines Obriſtlieutenants in der Nationalmiliz ob, und zog ſich darauf in den ſtillen Schooß der Wiſſenſchaften und Künſte zurück. Das nächſte Produkt, was ſeiner Feder entfloß, war eine Geſchichte der Schweiz. Obgleich ſie den Beifall Hume's erhielt, ſo vernichtete er ſie dennoch, weil ſie den hohen Anfoderungen, die er machte, nicht genügte. Seit 1768 beſchäftigte er ſich mit Vorbereitungen zu ſeiner römiſchen Geſchichte. Nach ſeines Vaters Tode (1770) zog er nach London, wo er ſein meiſterhaftes Werk begann. Nach ſeinem anfänglichen Plane ſollte es mit dem dritten Bande, der bis zum Untergange des weſtlichen römiſchen Reiches geht, endigen; das er aber nachher bis zum Untergange des morgenländiſchen Kaiſerthums fortſetzte. Nachdem er die Haupt-

ſtadt, weil es ihm daſelbſt zu koſtſpielig war, verlaſſen, und ſich zu einem ſeiner Freunde Deyverdun nach Lauſanne begeben hatte, vollendete er daſelbſt im Juni 1787 den ſechsten und letzten Band dieſer Geſchichte, die er kurz darauf ſelbſt in London der Preſſe übergab. Sie führt den Titel: History of the Decline and Fall of the Roman Empire (Geſchichte der Abnahme und des Unterganges des römiſchen Reiches), 6 vol. 4., und iſt mit allen Fehlern, die ihm nicht ohne Urſache vorgeworfen werden, ein hiſtoriſches Werk vom erſten Range, und zum Theil einzig in ſeiner Art. Einer ſeiner Fehler iſt die übertriebene, raffinirte, und ſelbſt mit der Miene der Simplicität ſchimmernde Cultur des Styls. Gibbon hatte einen zu feinen Geſchmack, als daß ihm ein eitler Pomp von Phraſen hätte gefallen können; aber um nie in das Gemeine zu fallen, drückt er ſich oft, ohne es ſelbſt zu wiſſen, geſucht und pretiös aus. In die gefällige Natürlichkeit, nach der er ſtrebte, miſchte ſich eine ſtudirte Nachahmung der franzöſiſchen Eleganz. So bekannt Gibbon mit der ſchönen Proſa des Alterthums war, und ſo hoch er ſie ſchätzte, hat er ſich doch offenbar weit mehr nach den Franzoſen, deren Sitten und Sprache er liebte, als nach den alten Claſſikern gebildet. Seiner ganzen Manier fehlt die anſpruchloſe Würde der hiſtoriſchen Kunſt der Alten; und in dieſer Hinſicht iſt er ungefähr eben ſo weit hinter Hume und Robertſon zurück geblieben, als er ſie durch vollendete Eleganz des Styls zu übertreffen geſucht hat. Er ſelbſt hat über ſich das Urtheil ausgeſprochen, daß der Styl in dem erſten Bande ſeines Werks etwas Geſuchtes und Gezwungenes habe, erſt in dem zweiten Bande ohne alle Hinderniſſe leicht und angenehm hingleite, und in den letzten Bänden vielleicht durch Gallicismen, deren er ſich ſelbſt nicht bewußt war, verfälſcht ſey. Aber auch in Gibbons Art, manche Begebenheiten pragmatiſch zu erzählen, zeigt ſich zuweilen der franzöſiſch gebildete Weltmann auf Koſten der hiſtoriſchen Würde. Denn dem Hiſtoriker ziemt, wo er das Tadelnswerthe berichtet, kein Ton des Spottes, am wenigſten des verſteckten und bitteren Spottes, den man Perſiflage nennt, und der mit der feinſten Selbſtbeherrſchung die Miene der ruhigſten Unbefangenheit nachahmt. Wollte Gibbon ſeine Meinung über den inneren Werth oder Unwerth des Chriſtenthums nicht gerade heraus ſagen, ſo mußte er doch, als Hiſtoriker, das Chriſtenthum ſo wenig, wie eine andere Religion, perſifliren. Wer nicht, wie Gibbon, der franzöſiſchen Philoſophie ergeben iſt, wird auch vielen der philoſophiſch ſcheinenden Reflexionen, mit denen Gibbon ſein hiſtoriſches Werk durchwebt hat, eine andere Stelle wünſchen. Aber die ſeltenen Vorzüge dieſes Werks überwiegen doch weit ſeine Fehler. Gibbon iſt einer der größten Meiſter in der ſchweren Kunſt, das Uebereinſtimmende zwiſchen den Sitten und der Denkart alter und neuer Zeiten zu benutzen, um eben darauf eine maleriſch treue Darſtellung deſſen zu gründen, was die alten Zeiten von den neueren unterſcheidet. So, wie Gibbon, hatte vor ihm kein Schriftſteller, der die Geſchichte des Alterthums bearbeitete, ſeine Leſer auf den Schauplatz der Begebenheiten verſetzt. Durch glänzende Beſchreibungen war das Ziel, nach dem er ſtrebte, nicht zu erreichen. Er fühlte das Bedürfniß, die alten Zeiten ſich ſelbſt auf das Beſtimmteſte zu vergegenwärtigen, und mit der klarſten Anſchaulichkeit ſich vorzuſtellen, was ſeine Wißbegierde reizte. Darum ſtudirte er mit unermüdetem Fleiße alle Schriftſteller aus jenen Zeiten; außer den Geſchichtſchreibern auch die Dichter, die Kirchenväter, und jedes Buch, in dem er eine Notiz, oder eine Bemerkung finden konnte, die auf die Klarheit ſeiner hiſtoriſchen Anſichten Bezug hatte. Tauſend mühſam geſammelte Kleinigkeiten, die ein Anderer überſieht, traten in Gibbon's glücklicher Phantaſie zu einem Ganzen zuſammen. Auf dieſe Art iſt ſelbſt ſein Pragmatismus maleriſch geworden. Man räſonnirt mit ihm, indem man gleichſam vor Augen ſieht, wie

Digitized by Google

Wirkungen auf Urſachen folgten. Durch dieſe Darſtellungskunſt, in der ſich eine ſeltene Beleſenheit, mit einer beſtändigen Beſchäftigung der Phantaſie und des Verſtandes vereinigt, iſt es Gibbon gelungen, uns auch für dasjenige zu intereſſiren, was durch die Natur ſeines Stoffs gewöhnlich mehr zurückſtößt, als anzieht. Hätte Gibbons Styl, bei dieſer karakteriſtiſchen Schönheit des Werks, eben ſo viel Kraft, als Anmuth, und wären ſeine Reflexionen nicht auch da, wo ſie ſich dem denkenden Leſer von ſelbſt darbieten, durch Weitſchweifigkeit in der Expoſition geſchwächt, ſo würde man dieſen großen Maler der letzten Zeiten des klaſſiſchen Alterthums, und der erſten der wiederkehrenden Barbarei, noch mehr bewundern müſſen. Nach beendigtem Drucke ſeines Werkes kehrte er wieder nach Lauſanne zurück. Als die franzöſiſche Revolution ihre Schrecknisse auch über die Schweiz auszubreiten anfing, machte er (1793) eine abermalige Reiſe nach England, und ſtarb den 16. Jan. 1794. Gibbon hat ſeine eigene Lebensgeſchichte ausführlich erzählt in den Memoirs of his life and writings, die man, nebſt dem Essai sur l'étude de la littérature und einer Sammlung von Briefen, abgedruckt findet in den Miscellaneous Works of Edw. Gibbon, herausgegeben von ſeinem Freunde Lord Sheffield, London 1796 in zwei Quartbänden. Matthiſſon entwirft uns in ſeinen Briefen folgendes Gemälde von ihm: „Sein Aeußeres hat viel Auffallendes. Er iſt groß und von ſtarkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in ſeinen Bewegungen. Sein Geſicht iſt eine der ſogenannten phyſiognomiſchen Erſcheinungen, wegen des unrichtigen Verhältniſſes der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen ſind ſo klein, daß ſie mit der hohen und prächtig gewölbten Stirn den härteſten Contraſt machen. Die etwas ſtumpfe Naſe verſchwindet faſt zwiſchen den ſtark hervorſpringenden Backen, und die weit herabhängende Unterkehle macht das an ſich ſchon ſehr längliche Oval des Geſichts noch frappanter. Ungeachtet dieſer Unregelmäßigkeit hat Gibbons Phyſiognomie einen außerordentlichen Ausdruck von Würde, und kündigt beim erſten Blick den tiefen und ſcharfſinnigen Denker an. Nichts geht über das geiſtvolle Feuer ſeiner Augen. Gibbon hat ganz den Ton und die Manier eines abgeſchliffenen Weltmannes, iſt kalt höflich, ſpricht das Franzöſiſche mit Eleganz, und hat (ein Phänomen bei einem Engländer) faſt ganz die Ausſprache eines Pariſer Gelehrten. Er hört ſich mit Wohlgefallen, und redet langſam, weil er jede Phraſe ſorgfältig zu prüfen ſcheint, ehe er ſie ausſpricht. Mit immer gleicher Miene unterhielt er ſich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragiſchen Begebenheiten, und ſein Geſicht verzog ſich, ſo lange wir beiſammen waren, ungeachtet er veranlaßt wurde, eine drollige Geſchichte zu erzählen, nicht ein einziges Mal zum Lächeln. In ſeinem Hauſe herrſcht die ſtrengſte Pünktlichkeit und Ordnung." Vergl. Engl. Proſa u. Geſchichte (Geſch. d.).

Gibellinen, ſ. Welfen.

Gibichenſtein, Dorf im preußiſchen Regierungsbezirk Merſeburg, Stadtkreis Halle, ½ Stunde von Halle, an der Saale, über die eine Fähre geht, mit 92 Häuſern, 548 Einwohnern, einem Domänenamte, das 4 Städte, 85 Dörfer und 4 ſteuerbare Marken unter ſeiner Gerichtsbarkeit hat, und 18.000 Thlr. Pacht trägt, einem Hauptzoll, der 1798 60.126 Thlr. abwarf, und einer luther. Kirche. Dabei ſind die Trümmer des Bergſchloſſes, das ſich durch ſeine maleriſche Lage auf einem einzelnen ſteilen Felſen an der Saale und die damit verbundenen alten Volksſagen, beſonders die vom Ludwig II. dem Springer, Grafen von Thüringen und Landgrafen von Heſſen, dem Stammvater der Landgrafen von Thüringen im 11ten Jahrhundert, auszeichnet, der durch einen kühnen Sprung in die Saale ſich aus der Gefangenſchaft befreit haben ſoll. Es ward bis zur Erfindung des ſchweren Geſchützes für unüberwindlich gehalten, und Jahrhunderte hindurch die ho-

Digitized by Google

hen Staatsgefangenen von den deutſchen Kaiſern zum Gefängniß angewieſen Kaiſer Otto I. ſchenkte 965 die ganze Landſchaft Neletici, mithin auch Gibichenſtein, der Kirche zu Magdeburg, und Kaiſer Heinrich II. ſoll dieſe Burg gebaut und 1003 dem damaligen Erzbiſchof Daganus mit den Worten: „Dir gef ich den Stayn" geſchenkt haben. So ward dieſes Schloß bis 1474 die Reſidenz von faſt 40 Erzbiſchöfen, die meiſtens hier und abwechſelnd in Halle oder Magdeburg ihren Hof hielten.

Gibraltar. Dieſe Feſtung, eine der merkwürdigſten der ganzen Erde, liegt auf dem ſüdlichſten, 1200 Fuß über der Meeresflächen erhabenen, Vorgebirge der pyrenäiſchen Halbinſel. Der Name kommt von der verunſtalteten arabiſchen Benennung „Gibel al Tarif" (Felſen des Tarifs). Als nämlich Tarif Abenzaca, der ſtolze Feldherr des Chalifen Walid, im Jahre 714 an dieſem Felſen ſtrandete, um ſeine Eroberungen über Hispanien auszudehnen, ſprach der aufgeblaſene Orientale, indem er den Fuß ans Land ſetzte, „Gabel al Tarif" — das iſt der Felſen Tarifs. — Gibraltar, auf den in der alten Zeit berühmten Säulen des Herkules erbaut, liegt auf einem ungeheuren Felſen, der von allen Seiten ſchroff, von der Meeresfluth umſpült und nur durch eine ſchmale, ſandige Erdenge mit dem Feſtlande verbunden iſt. Was die Natur zur Befeſtigung dieſes unüberwindlichen Punktes nicht vollendet hat, das iſt durch die Kunſt zuſammen gebracht worden. An der weſtlichen Seite des Felſens liegt die Stadt Gibraltar an einer ſicheren Bai, und ſteht mit der Feſtung in Verbindung. Gibraltar iſt für die Schifffahrt im Mittelmeer von der höchſten Wichtigkeit, und wird von den Engländern, welche im Beſitze deſſelben ſind, als ein Kleinod betrachtet und bewahrt. Die Geſchichte dieſes wichtigen Punktes iſt in Kurzem folgende: Bei den Alten hieß der Felſen Calpe, und die am Fuße deſſelben erbaute Stadt Heraklea. Im Jahre 711 wurde ſie von den Mauren erobert, nach und nach in eine mauriſche Feſtung umgewandelt, und blieb in der Gewalt dieſer Eroberer, bis Ferdinand der Zweite, König von Caſtilien, ſie denſelben abnahm (1302). Bald jedoch fiel die Feſtung wieder in des Feindes Gewalt (1333), und blieb es noch über hundert Jahre. Erſt 1462 entriß der König Heinrich der Vierte von Caſtilien den Mauren für immer dieſe Veſte, die nach mauriſcher Art mit Ringmauern umgeben, ein Meiſterſtück der Befeſtigungskunſt jener Zeit iſt, deren Ueberreſte ſich jetzt noch vorfinden, ſo weit ſie nicht durch die Bedürfniſſe der Zeit haben verändert werden müſſen. In dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg war Gibraltar ein Hauptgegenſtand der Vertheidigung und Eroberung. Obgleich gut verwahrt, wurde ſie von dem kaiſerlichen General und Vizekönig von Catalonien, dem Prinzen Georg von Darmſtadt, und dem engliſchen Admiral Rook überrumpelt, und fiel durch Capitulation, am 4. Aug. 1704 in deren Gewalt. Sogleich aber ſandte der zum König von Spanien beſtimmte Philipp von Anjou 10.000, Mann um die Feſtung wieder zu erobern. Der Marſchall Villadarias belagerte ſie mit dieſer Macht zu Land, und hatte ſtarke Hoffnung, ſich ihrer zu bemächtigen, da der Marquis de Pointe auch im Oktober mit 25 Schiffen vor Gibraltar erſchien. Der Prinz von Darmſtadt ſchlug ſich aber zu Lande vortrefflich, und der Admiral Leake eilte aus dem Tajo mit einer Eskadre herbei, nahm dem M. de Pointe etliche Schiffe, und verjagte ihn mit den übrigen. Die Vereinigten blieben im Beſitz der Feſtung, die von den Franzoſen und Spaniern nun noch blokirt wurde. In dem Utrechter Frieden (1714), welcher den blutigen Krieg endigte, wurde den Britten der Beſitz zugeſprochen, und zwei Jahre ſpäter derſelbe ihnen durch einen beſondern Vertrag geſichert. 1727 entſtand ein neuer Krieg zwiſchen England und Spanien. Alle Anſtalten des letztern gingen zuerſt auf die Eroberung von Gibraltar. Am Ende Februar waren 25.000 Mann auf der Landſeite verſammelt. Villadarias, welcher von der Unternehmung abrieth, wurde entfernt, und der Graf de las

Torres, welcher verſprach, den 1. Mai (Geburtstag des Königs) in Gibraltar zu feiern, mit der Eroberung beauftragt. Die Engländer ſahen allen Anſtalten kaltblütig zu, bis die Spanier eine Batterie gegen den Hafen anlegten. Jetzt fing der Gouverneur, Oberſt Clayton, an, die Werke zu beſchießen; und der Admiral Waer that dieſes mit ſolchem Erfolg, daß ſie in kurzer Zeit dem Erdboden gleich waren. Nach dieſer Kriegserklärung wurden die Laufgräben am 7. März geöffnet. Trotz allen Anſtrengungen richteten die Spanier nichts aus: denn das ganze Jahr über war die Witterung für ſie äußerſt ungünſtig, daß ſie zur See nichts unternehmen konnten, und endlich froh ſeyn mußten, die Belagerung mit Ehren aufheben zu können. Spanien gab, ungeachtet dieſer vergeblichen Verſuche, die Hoffnung nicht auf; es bot 200 Millionen Realen an Britannien für die Einräumung Gibraltars, aber vergebens, und mußte im Jahre 1729 aufs Neue in dem Vertrag von Sevilla ſeinen Rechten auf die Feſtung entſagen. Die Verbote, von der Landſeite nichts nach Gibraltar einzuführen, konnten aber den, von der See leicht zu verſehenden, Engländern wenig ſchaden. Dieſe wurden durch die bei Algeziras und St. Roch angelegten Werke gänzlich von Spanien getrennt. Ruhig hauſeten hier die eiferſüchtigen Nachbarn, bis 1779 von Neuem Krieg entſtand zwiſchen England und Spanien. In dieſem wurde Gibraltar abermals zu Waſſer und zu Land eingeſchloſſen. Dorten befehligte der Admiral Don Parcelo, hier die Generale Sotomayor und Abarca. Gibraltar kam durch die weſtlichen Anſtalten derſelben in einige Verlegenheit, wurde aber durch die Admirale Rodnay und Darby zweimal entſetzt und verproviantirt. In dem Fortgang der Belagerung erſchien ein franzöſiſches Hülfscorps bei den Belagerern; aber auch dieſes konnte ſie dem Ziele nicht näher führen. Man entſchloß ſich daher zu einem beſonderen Verſuch. Es wurden, auf den Vorſchlag des franzöſiſchen Ingenieurs d'Arçon, ſchwimmende Batterien errichtet, die aus alten Schiffen gebaut wurden. Ueber dieſem Bau verſtrich der ganze Sommer (1782). Als nun gegen das Ende deſſelben die vereinigte Flotte der Spanier und Franzoſen in dem Hafen von Algeziras erſchienen war, fingen die ſchwimmenden Batterien an, unter ihrem Schutz zu ſpielen (13. September). In der Feſtung befehligte der wackere Schotte, Georg Auguſt **Elliot** (ſ. d. Art.), welcher ſich von Anfang rühmlich ausgezeichnet, und dem Feinde großen Schaden zugefügt hatte. Er verlor, wie er ſich von dem furchtbaren Angriffe bedroht ſah, nicht den Muth, obgleich die Batterien mit 147 metallenen und 150 eiſernen Kanonen, jede von 37 Mann bedient, verſehen, und durch Dächer gegen Bomben geſichert waren. Ein deutſcher Schmid hatte ihm einen beſondern Roſt erfunden, um mehrere Kugeln zugleich glühend zu machen. Als ſich nun die Batterien näherten, wurden ſie in wenigen Stunden mit 4000 glühenden Kugeln beſchoſſen, ſo daß ſie zertrümmert wurden, und 1500 Mann ſammt der ganzen Artillerie verloren gingen. Die Vereinigten hoben hierauf die Belagerung auf, und blokirten die Feſtung nur. In dem Frieden zu Paris 1783 verſicherte ſich England abermals derſelben, und Spanien, das in dem Kriege ungeheure Summen verwendet hatte, ſah ſeine letzten Hoffnungen auf Gibraltar zu Nichte werden. Seit dieſer Zeit iſt Gibraltar nicht mehr belagert worden. Bei der Feſtung ſind mehrere Seeſchlachten vorgefallen, wovon die wichtigſten, 1657 a. 25. April, von Jakob von Hemskerk, dem Holländer, den Spaniern, und 1805 a. 21. Oktober, durch Lord Nelſon bei Trafalgar, den Franzoſen und Spaniern, geliefert wurden.

Gicht, eine ſchmerzhafte Krankheit, die man auch mit Reißen, Flüſſen, Rheumatismus bezeichnet, obgleich letztere Benennung einen geringern, auch wohl durch Unregelmäßigkeit ſich auszeichnenden Grad dieſer Krankheit ausdrückt. Man nennt die Gicht **Podogra**, wenn ſie den Ballen der großen Zehe, **Gonagra**, wenn ſie das Knie, **Chiragra**, wenn ſie die Hände

Digitized by Google

befällt. Ihre nächſte Urſache beſteht in einer fehlerhaften Miſchung des Blutes, wodurch eine eigne ſchmerzhafte Entzündung und Abſcheidung der ſteinartigen gichtiſchen Concremente entſteht.

Gicht (Mittel wider die). Bis in die neuere Zeit hat es nur ſelten gelingen wollen, die Gichte zu heilen. Pradier hat der franzöſiſchen Regierung ein wirkſames (ſeyn ſollendes) Gichtmittel um 24.000 Franken verkauft, und dieſe hat es bekannt gemacht. Es iſt dieſes: Mekkabalſam 6 Quentchen, rothe Chinarinde 1 Unze, Safran $1/2$ Unze, Saſſaparilla 1 Unze, Salbey 1 Unze, rektificirter Alkohol 3 Pfund. Man laſſe den Mekkabalſam in $1/3$ des Alkohol auflöſen, und die andern Subſtanzen dreimal 24 Stunden im Reſte des Alkohols einweichen; man filtrirt und ſchüttet die beiden Liqueurs zuſammen; zum Gebrauch wird die erhaltene Tinktur mit zwei- oder dreimal ſo viel Kalkwaſſer vermiſcht. Will man ſich derſelben bedienen, ſo ſchüttelt man die Flaſche, damit der Bodenſatz aufgerüttelt werde, bereitet einen Umſchlag von Leinſamenöl, den man ſehr warm; und ungefähr einen Finger dick auf die Serviette ſtreicht, um den kranken Theil damit zu umwickeln. Der Umſchlag muß ſehr klebrig ſeyn. Wenn man ihn zubereitet, um die beiden Beine und Füße bis an die Knie damit zu umwickeln, ſo müſſen 3 Littre (Kannen) Leinſamenöl dazu gebraucht werden. Iſt der Umſchlag fertig, und ſo warm, daß ihn der Kranke erleiden kann, ſo werden auf deſſen Oberfläche ungefähr 2 Unzen auf jeden Umſchlag von der zubereitenden Flüſſigkeit gegoſſen, man ſtreicht ihn auf dem ganzen Umſchlag umher, damit er, ohne eingeſogen zu werden, gleichmäßig vertheilt ſey. Der Umſchlag wird alsdann auf das Glied gelegt, daß man ſorgfältig ganz damit umwickelt, ſodann umwindet man das Ganze mit Flanell oder gummirten Taffet, um den Umſchlag, der mit Bändern befeſtigt wir, warm zu halten. Dieſer Umſchlag wird gewöhnlich alle 24, bisweilen alle 12 Stunden gewechſelt.

Gichtel (Johann Georg), ein Schwärmer, geb. zu Regensburg 1638, rühmte ſich ſchon in ſeinem 16. Jahre, Erſcheinungen zu haben. Der Weltgeiſt erſchien ihm in der Form eines Rades von allen Farben, wie er ſagte, und oft brachte er halbe Tage im Felde zu, um eine Unterredung mit Gott zu haben. Hierauf ſtudirte er die Rechte, und praktiſirte in ſeiner Vaterſtadt und in Speier, verfiel aber von Neuem in ſeine Schwärmereien, und wollte nach Indien gehen, um die Heiden zu bekehren. Im Jahr 1664 kam er, nach einem kurzen Aufenthalte in den Niederlanden, nach Regensburg zurück, um dem Freiherrn von Wels in Beförderung einer allgemeinen Kirchenbeſſerung beizuſtehen. Da ihm dies nicht gelang, zog er ſich durch underſchämte Reden auf Obrigkeit und Geiſtlichkeit dreimonatliches Gefängniß und Verweiſung aus der Stadt Regensburg zu, begab ſich nach Wien, gab ſich für einen Alchymiſten aus, und ging, da er ſeine Rechnung nicht fand, nach Zwoll, um mit Friedrich Breckling gemeinſchaftliche Sache zu machen. Allein, auch hier war, ſo wie in Amſterdam, Gefängniß und Verbannung ſein Loos, ohne daß er dadurch zur Beſinnnng gekommen wäre. Am meiſten eiferte er in ſeinen Predigten gegen die Ehe und den Müßiggang. Er ſtarb unbekannt und verachtet zu Amſterdam 1710. Johann Wilhelm Ueberfeld, Kaufmann aus Frankfurt, ſetzte ſeine Sekte fort, die jezt noch nicht ganz ausgeſtorben iſt. Man hat von Gichtel 5 Theile theoſophiſcher Sendſchreiben und Theosophia practica in 7 Theilen.

Giebel oder Fronton bezeichnet eine über die Vorlagen eines Gebäudes in ſchräger Richtung hinausgehende Mauer, die an allen drei Seiten Einfaſſungen von Geſimſen erhält, und eine, in einem kleinen niedrigen Dache mit einem Giebel beſtehende, Verzierung über einem vorſpringenden Theil eines Gebäudes, beſonders über dem Eingange deſſelben, deſſen Geſtalt entweder dreieckigt oder rund iſt. An Gebäuden, die ordentlich verziert werden,

Digitized by Google

erhält der Giebel auf allen drei Seiten ſeine Einfaſſung; das Hauptgeſims macht die Grundlinie des Dreiecks aus; die Seiten bekommen die Glieder des Kranzes zur Verzierung. Die glatte Mauer des Giebels nennt man das Giebelfeld. Die Alten verzierten die Giebelfelder in den Tempeln mit Schnitzwerk, deſſen Figuren ſich insbeſondere auf die Gottheit bezogen, welcher der Tempel gewidmet war. Thüren und Fenſter mit Giebeln zu verzieren, iſt ein Zeichen, daß der reine Geſchmack der Baukunſt durch willkührliche Zierrathen verdunkelt iſt. Laugier will die Giebel bloß auf die Dächer eingeſchränkt wiſſen, und Vitruvius iſt derſelben Meinung. Die natürlichſte Form des Giebels iſt die dreieckige; runde Dächer geſtatten auch eine runde Form, aber ausgeſchweifte, und in ihrer Form unterbrochene Giebel ſind verwerflich. In Anſehung des Verhältniſſes der Höhe und Breite, weichen die Baumeiſter ſehr von einander ab. Vitruvius ſtellt die Höhe des Giebeldaches auf den neunten Theil der ganzen Breite des Giebels. Rechnet man die Höhe des Kranzes noch hinzu, ſo beträgt die ganze Höhe des Giebels den fünften Theil ſeiner Breite. Das erſte Wohngebäude mit einem Giebel erbaute Julius Cäſar.

Gieſeke, ſ. Giſeke.

Gießen, in alten Urkunden Giezen, Gyezen genannt, 6 Meilen von Frankfurt am Main, in einer ebenen und anmuthigen Gegend an der Lahn gelegen, Hauptſtadt des großherzoglich heſſiſchen Fürſtenthums Oberheſſen, bevölkert mit ungefähr 5250 Einwohnern, iſt wegen der ſich daſelbſt befindlichen Univerſität merkwürdig. Die Stadt ſelbſt erhebt ſich da, wo früher die Dörfer Selzer, Groppach und Aſtheim ſtanden, wovon noch die Namen: das Selzerthor, das ſogenannte Groppacher Feld vor dem Steinſtädterthor, und die Straße, der Aſterweg genannt, übrig geblieben ſind. Aus dieſen 3 Dörfern bildete ſich in der Folgezeit rubricirte Stadt, welche wegen dem Zuſammenfluße mehrerer dort fließenden Gewäſſer Gießen mag genannt worden ſeyn. Im Zeitlaufe wurde ſie durch mehrere Vorſtädte vergrößert, welche Landgraf Otto 1325 mit denſelben Privilegien, deren ſich die Stadt erfreute, begabte. Im Jahr 1326 wurde ſie von dem Erzbiſchof Matthias zu Mainz mit Sturm erobert und gänzlich demolirt. Wegen ihrer trefflichen Lage ließ ſie Landgraf Philipp (1530) mit einem dauerhaften Wall und tiefen Gräben umziehen. Als dieſer (Arte nec Marte, wie eine Inſchrift auf einem alten Thore daſelbſt ſagt) in die Gefangenſchaft Carls d. Fünften fiel, wurde ſie gemäß einer kaiſerlichen Statute von Graf Reinhard zu Solms (1647) geſchleift. Doch wurden die Werke 1560 erneuert, und von Landgraf Ludwig in verjüngter Geſtalt wieder hergeſtellt. Die unter Landgrafen Georg d. Zweiten gebauten Außenwerke mußten zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, in welcher Gießen von den Franzoſen belagert, beſchoſſen und genommen wurde, geſchleift werden. Wo ehedem der hohe Wall und die tiefen Gräben den andringenden Feind ſchreckten, laden jetzt freundliche Fußgänge an der Seite von niedlich gebauten Gärten, um die Stadt rund herum fortlaufend, den Frohen und Trauernden zur Erholung ein. Das ehedem ſo prachtvolle Zeughaus hat den Landgrafen Ludwig den Aeltern (1585) zu ſeinem Stifter. Die Univerſität daſelbſt wurde 1605 vom Landgrafen Ludwig dem Fünften gegründet. Die Veranlaſſung dazu gaben ihm die Landgrafen von Heſſen-Caſſel, indem ſie die Theologen der Augsburgiſchen Confeſſion auf der gemeinſchaftlichen Univerſität zu Marburg verabſchiedeten, für welche in Gießen ein beſonderer Lehrſtuhl errichtet wurde. Am 17. Okt. 1607 erhielt ſie von Rudolph d. Zweiten die kaiſerliche Beſtätigung. Die Nähe der Univerſität Marburg und die früherhin ſehr beſchränkten Einkünfte der Hochſchule, welche die Berufung berühmter auswärtigen Gelehrten erſchwerten, mögen der Grund ſeyn, warum ſich die Zahl der dortigen Akademiker nie über

500 ausdehnte; in neuern Zeiten ſchwankt ſie von 3 bis 400. Die ſichere jährliche Einnahme der Univerſität, inſchließlich der ihr auf dem erſten Landtage des Großherzogthums Heſſen (1821) bewilligten 10.000 fl. jährlich, beläuft ſich auf 60.000 fl. Die Fonds beſtehen theils aus eigenthümlichen, nunmehr größtentheils an den Staat abgetretenen Gütern, theils aus Staatskaſſen, und zum Theil aus dem, früher der Univerſität Mainz zuſtehenden Sondervermögen. Eine Bibliothek von mehr als 20.000 Bänden, nebſt einer der Univerſität vermachten ſieben tauſend Bände ſtarken Senkenbergiſchen Büchersammlung dienen dazu, dem Unbemittelten die Entbehrung eigener wiſſenſchaftlichen Hülfsquellen weniger fühlbar zu machen. Ein kliniſches, gegenwärtig ziemlich vergrößertes Inſtitut, mit einem eben ſo ſchön gebauten als trefflich eingerichteten Gebärhaus, in Verbindung mit einer Hebammenſchule, ſorgen für Erleichterung des Studiums der Geburtshülfe. Zur Veranſchaulichung der Botanik findet man in einem gut eingerichteten Gewächshauſe, nebſt einem zweifachen mediciniſch-botaniſchen Garten, einen forſt-botaniſchen Garten, reichlichen Stoff. Für die übrigen Naturwiſſenſchaften beſteht ein chemiſches Laboratorium, mineralogiſche, chemiſche und phyſikaliſche Cabinette, und eine, wiewohl wenig beſuchte, Sternwarte. Das daſelbſt beſtehende philologiſche Seminarium trägt eben ſo wenig bei, den Ruhm der Univerſität zu erhöhen, wie die jährlich unter die Seminariſten vertheilten Prämien es verhindern können, daß ſich die Zahl der es beſuchenden philologiſchen Candidaten täglich mindert. 60 Tiſch- und beträchtliche Geldſtipendien tragen das Ihrige dazu bei, Unbemittelten das Studiren zu erleichtern. Im J. 1823 zählten die 4 Fakultäten 22 ordentliche, 5 außerordentliche Profeſſoren und 11 Privatdocenten. Schmidt, als trefflicher Kirchen-Hiſtoriker, und Kuhnöl, durch ſeinen Sammlerfleiß in der neu-teſtamentlichen Exergeſe, haben ſich in der theologiſchen, von Löhr durch ſeine Theorie der Culpa in der juridiſchen, Wilbrand in der mediciniſchen, Crome, Snell, Schmidt in der philoſophiſchen Fakultät durch ihre Werke einen rühmlichen Namen erworben. In den Annalen der juriſtiſchen Fakultät glänzen ſeit 50 Jahre Namen berühmter Männer, wie Koch, Gatzert, von Grolmann u. A. Der Neſtor unter den deutſchen Bundesfürſten, der jetzt regierende Großherzog von Heſſen, hat nach ſeiner wohlbegründeten Ueberzeugung, daß Miniſter nicht aus der Claſſe des Hofadels oder aus dem Militär, ſondern aus dem gelehrten Stande hervorgehen müſſen, zwei verdienſtvolle Staatsminiſter, von Gatzert und von Grolmann, aus der juriſtiſchen Fakultät entnommen; eine Ehre, die unter allen deutſchen Univerſitäten nur der zu Gießen wiederfuhr. Durch weiſe, als eben ſo kräftige Maßregeln des Kanzlers Arens iſt auch in der jüngſten vielbewegten Zeit der Geiſt der Ordnung und der Sittlichkeit unter den Studirenden erhalten worden. Eine eigen niedergeſetzte Commiſſion ſcheint in ihren Unterſuchungen in politiſcher Hinſicht kein entſcheidendes Reſultat gewonnen zu haben. In Folge mehrerer blutiger Händel wurde die Garniſon vor einigen Jahren von Gießen wegverlegt. Unter der gegenwärtigen Univerſitätscuratel des Staatsminiſter von Grolmann, und unter der unmittelbaren Aegide des Kanzlers Arens, welche Beide Gießens Bedürfniſſe am Beſten zu beurtheilen vermögen, iſt für die fortſchreitende Blüthe der Gießner Hochſchule noch viel zu hoffen, beſonders wenn man bei den jetzt vermehrten Einkünften vorzügliche Lehrer aus andern deutſchen Staaten beruft, eine eigene Cameral-Fakultät hergeſtellt, und ſobald als möglich eine Profeſſur der Geſchichte und eine der Forſtwiſſenſchaft beſetzt wird. Die Hauptvergnügungsorte der zerſtreuungsſüchtigen Bewohner von Gießen ſind: der ſogenannte Buſchiſche-Garten, das ſchön gelegene Wieſeck, das romantiſch-liebliche Badenburg, Schieferberg, Heuchelheimer Mühle u. a. m.

G i f t heißt jede Subſtanz, die, wenn ſie in ſehr kleinen Gaben in den thieriſchen Körper gebracht worden, entweder ſchnell tödtet, oder doch ſonſt nachtheilige, ſehr gefährliche Wirkungen äußert. Uneigentlich heißt Gift überhaupt Alles, was ſehr ſchädlich auf organiſche Körper wirkt. Denn auch wohlthätige Subſtanzen können unter gewiſſen Umſtänden Gift für den thieriſchen Körper werden, dagegen aber auch eigentliche Gifte, als: Queckſilber, Belladonna ꝛc. auf zerſtörte Geſundheit heilſam wirken. Dann wirkt auch ſelbſt eigentliches Gift nicht gleich auf alle thieriſche Körper. Schierling iſt z. B. nicht der Ziege, wohl aber dem Rindviehe ſchädlich ꝛc. — Die eigentlichen Gifte theilen ſich in mineraliſche, vegetabiliſche und animaliſche Gifte. 1. M i n e r a l i ſ ch e G i f t e: a) Queckſilber. Einige Präparate deſſelben, als der ätzende Sublimat, der weiße und rothe Präcipitat u. a. m. gehören unter die ätzendſten und ſchnell tödtendſten Gifte, und ſchon äußerlich eingerieben, haben ſie für den thieriſchen Körper die nachtheiligſten Folgen, und obgleich ſie öfters als Gegengift wirken, ſo ſind ſie doch nur mit großer Vorſicht auf Vorſchriften verſtändiger Aerzte zu gebrauchen. b) Weißer Arſenik, eben ſo höchſt ſchädlich und ſchnellwirkend, wie der weiße und rothe Präcipitat. Schon wenige Gran davon tödten den Menſchen zuverläßig. Häufig braucht man den Arſenik zur Vergiftung der Ratten und Mäuſe, aber man kann dabei nicht genug vorſichtig ſeyn, damit nichts davon in Speiſen oder in die Hände der Kinder komme. Im unglücklichen Falle iſt zur augenblicklichen Hülfe die Seife das beſte Mittel; man löſt 1 Pfund in 4 Pfund Waſſer auf, und läßt es taſſenweiſe mit Zucker trinken, worauf Erbrechen folgt. c) Kupfer verkalkt, oder der Grünſpan (erzeugt ſich, wenn Säuren zu Kupfer gebracht werden), iſt beſonders ſchädlich. Es erregt Magenkrämpfe, Convulſionen, Eingeweidentzündungen, und iſt ein langſam tödtendes Gift. Sehr ſchädlich iſt es daher, unverzinnte kupferne Gefäße zum Kochen zu gebrauchen, und noch ſchädlicher: Speiſen darin längere Zeit ſtehen zu laſſen. d) Blei, wenn es mit Eſſig oxydirt iſt, wirkt als ſchleichendes Gift, und erzeugt Verſtopfungen, Krämpfe, Lähmungen, Auszehrung und endlich den Tod. Daher ſind alle bleiernen Gefäße, die zu Aufbewahrung saurer Speiſen dienen, höchſt gefährlich; und ſelbſt beim Gebrauche zinnerner Geſchirre ꝛc. muß man ſehr vorſichtig ſeyn, da ſie faſt immer zur Hälfte mit Blei vermiſcht ſind; denn hier löſt die Säure immer etwas Blei auf, und bildet Bleizucker, und kann die heftigſten Kolikſchmerzen erregen. Eben ſo ſchädlich ſind auch verſchiedene Präparate von Blei, als Bleizucker, Bleiweiß, Mennig, Wein mit Bleiglätte oder Bleizucker verſüßt u. dergl. e) Spießglanz oder Antimonium iſt in vielen Fällen Medicin, aber unrecht angebracht, kürzt er ſchneller oder langſamer das Leben ab. Spießglanzkönig tödtet unverzüglich. f) Die Mittelſalze, und unter dieſen vorzüglich das Glauberſalz, das häufig als Laxiermittel für Menſchen gebraucht wird. Sie benehmen der innern Fläche der Eingeweide den ſo nöthigen Schleim, woraus die heftigſten Krämpfe entſtehen, und ſchwächen, beſonders im Uebermaaße gebraucht, den Körper unglaublich. g) Mineralſäuren, wenn ſie unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die concentrirte Schwefelſäure oder das ſogenannte Vitriolöl, die Salpeterſäure oder Scheidewaſſer, die Salzſäure zerſtören mit Heftigkeit den innern Bau des Körpers, verurſachen fürchterliche Schmerzen, und in größerer Quantität den Tod. Gegen dieſe mineraliſchen Gifte gebraucht man ſchleimige und fette Mittel, wie Oel, fette Milch u. dergl., um die Wände des Magens und die Gedärme gegen die zerſtörende Wirkung des Giftes zu ſchützen; nebſtdem Seifen- und Schwefelleberauflöſung, um durch die Verbindung mit dem Laugenſalze und dem Schwefel die ätzende Eigenſchaft jener Mineralgifte zu vermindern. Gegen die concentrirten Mineralſäuren dienen vorzüglich Laugenſalze und Seife ꝛc. 2. V e g e t a b i l i ſ ch e

Digitized by Google

Gifte. Hierher gehören vorzüglich Belladonna, Schierling, Bilſenkraut, Kirſchlorbeerblätter, deßgleichen bittere Mandeln in Menge genoſſen, oder concentrirtes deſtillirtes Oel davon, Taxus, Kellerhals, Wolfskirſche, wilder Paſtinak, die Zwiebeln der Kaiſerkrone, die Herbſtzeitloſe, der braunrothe Fingerhut, das Saubrot, der Hahnenfuß, die Wolfsmilch oder Nachtſchatten, der Stechapfel, Bilſenkraut (Tollkraut), der Sommerlolch (Schwindelhaber), Tabak, die Zaunrübe, die ſchwarze Nießwurz, blauer Eiſenhut (Aconitum Napellus), gelber Sturmhut, Giftſalat, das Mutterkorn, die Krähenaugen, das Linſenkraut, die blaue Cardinalsblume, die Coloquinten, der Eſelkürbis, die Küchenſchelle ꝛc., einige Arten Schwämme: als der Fliegenſchwamm, der Gifttäubling (wovon ein einziger Schwamm ein ganzes Eſſen vergiftet), der Giftbrädling, der Pfeffer-, Miſt-, blättriger-, Mord-, Löcher-, und verklebter Schwamm, dann die chineſiſche Morchel, und die Krebstrüffel. Alle dieſe Gifte wirken durch ſchnell vorübergehende Reizung der Empfindungs- und Bewegungskraft des Organismus, und bald darauf folgende gänzliche Vernichtung derſelben. Sie äußern ihre Wirkung durch Uebelheit, heftige Kopfſchmerzen, Schwindel, Dunkelheit oder Flammen vor den Augen, gewaltſame und unwillkührliche Bewegungen der Glieder und des ganzen Körpers, Verzerren der Geſichtsmuskel, Angſt, Verluſt des Bewußtſeyns u. ſ. f.; endlich kommt Schlagfluß noch dazu. Gegen dieſe vegetabiliſchen Gifte dienen vorzüglich ſchwächere vegetabiliſche Säuren, Eſſig, ſaure Weine; die Wirkung der bittern Mandeln, der Kirſchlorbeerblätter vernichtet das Laugenſalz, gegen Opium wirkt beſonders der Kaffee, der Wein, und der Kampfer u. ſ. w. 3. Animaliſche Gifte, d. h. Gifte aus dem Thierreiche: a) die Cantharиden oder ſogenannten ſpaniſchen Fliegen. Sie erregen unaufhörliches Würgen und Brechen mit den quälendſten Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, als wenn viele Meſſer darin herumſchnitten, unaufhörliches Drängen zum Urinlaſſen, wobei nur wenige Tropfen mit peinlichen, brennenden Schmerzen abgehen, Entzündung, und, wenn nicht ſchnelle Hülfe kommt, den Brand. Gegen der Cantharиden Gift wirken vorzüglich ſchleimige, ölige Mittel mit Kampfer. b) Die Berlinerblauſäure wirkt eben ſo ſchrecklich, wie Schierling, Belladonna ꝛc. Laugenſalz iſt gegen ſelbe das tauglichſte Mittel; c) das Gift ſchädlicher Thiere, durch ihren Stich oder Biß in den Körper gebracht, wie: der Biß toller Hunde, der jedesmal, wenn man nicht ſchnell vorbeugt, die Wuthkrankheit erregt, das Gift der Klapper-, Brillen- und Giftſchlange, das der Viper, der europäiſchen und ſchwediſchen Natter, der Otter, einiger Krötenarten, verſchiedener Inſekten, als der Tarantel, Maikäfer und ſpaniſche Fliegen innerlich gebraucht, die Stiche der Skorpionen, Horniſſen ꝛc. dann die thieriſchen contagiöſen Krankheitsgifte, die jedesmal die beſtimmte Krankheit hervorbringen, deren Produkte ſie ſelbſt ſind; wie das Peſtgift, das bloß die Peſtkrankheit; das veneriſche Gift, das bloß Zufälle der veneriſchen Seuche hervorbringt, u. a. m. Gegen die Wirkung giftiger Biße und Stiche rathet man Reiben mit fetten Oelen u. a. m. (ſ. d. Art. Hundswuth); gegen die vom veneriſche Gifte erregte Krankheit wirkt das Queckſilber ſpecifiſch. Endlich führen wir noch Gifte an, welche die zum Leben nöthigen Verrichtungen mancher Organe plötzlich oder allmählig unterdrücken; dazu gehören alle die ſchädlichen Luft- und Gasarten, die nicht zum Athemholen taugen, erſtickende Dämpfe, z. B. das Kohlenſtoffgas (die fixe Luft) in Kellern, worin gährendes Bier liegt; Schwefel-Kohlendämpfe, die durch das Athmen und das Ausdünſten vieler Menſchen in einem verſchloſſenen Raume verdorbene Luft, die Ausdünſtung ſtark duftender Blumen in verſchloſſenen Zimmern ꝛc. Schleichende Gifte haben ſchon die Römer gekannt, und gemißbraucht. In Rom wurden dieſe Gifte ſeit 200 v. Chr. ſehr üblich.

In neueren Zeiten iſt die Tophana (ſ. Aqua Tophana) wegen dieſer Kunſt ſehr berüchtigt worden. 1659 hat die Giftmiſcherei in Rom, und um 1670 in Frankreich viel Aufſehen erregt.

Giganten, aus den Blutstropfen des entmannten Uranos geboren, die der Schoos der Gaia (Erde) aufgefangen. Sie waren ungeheure Rieſen mit drohender Stirn und Drachenfüßen; ihre Mutter Gaia, aufgebracht über die Verſtoßung der Titanen in den Tartaros, regte ſie auf, gegen den Zeus zu kämpfen, um ihre Brüder, die Titanen, zu rächen. Eichen und Felsſtücke warfen ſie mit jugendlicher Kraft gen Himmel, und achteten Zeus Blitze nicht. Vor allen ragten Porphyrion und Alkyoneus hervor, die unſterblich und in den phlegräiſchen Gefilden geboren waren. Nach dem Ausſpruche des Orakels konnten die Götter ſie nicht anders beſiegen, als durch den Beiſtand eines Sterblichen. Athene rief den Herkules den Olympiern zu Hülfe; dieſer erlegte mit ſeinen Pfeilen zuerſt den gewaltigen Alkyoneus. Der Stärke des Porphyrion vermochte kaum die vereinigte Kraft des Herkules und der Hore zu widerſtehen; ſchon faßte er die Götterkönigin und zerriß ihr Gewand, als Zeus ſeinen Blitz auf ihn ſchleuderte, und Herkules ihn vollends mit ſeinen Geſchoſſen darniederſtreckte. Apollon und Herkules ſchoſſen dem Ephaltos die Augen aus; Eurytos erlag unter den Thyrſusſchlägen des Bakchus; Hekate und Vulkan tödteten den Klytios mit glühenden eiſernen Keulen. Poſeidon riß ein Stück von der Inſel Niſyron ab, und warf es dem Polybotes auf den Leib. Athene begrub den Enceladus unter der Inſel Sizilien; dem Pallas zog ſie das Fell ab, und bediente ſich deſſelben als eines Schildes. Merkur, mit dem Helme des Aides auf dem Haupte, erlegte den Hippolytus; Diana den Gration; und die Parzen den Agrios und Thoon, die mit eiſernen Keulen fochten. Die übrigen zerſchmetterte Zeus mit ſeinen Blitzen, doch ſtarben alle nur von Herkules Pfeilen. Nach den Sagen aus ſpäteren Zeiten wurden die Giganten durch das furchtbare Geſchrei des Eſels Silens, nach Andern durch das Blaſen der Tritonen auf Seemuſcheln in die Flucht gejagt. Ovid hat dieſen Gigantenkrieg gleich im Anfange ſeiner Verwandlungen beſungen. Der ganze Mythus iſt wahrſcheinlich ein phyſiſcher. Die Giganten ſcheinen die wilden ungebändigten Naturkräfte zu bezeichnen, die ſich im gewaltigen Aufruhr gegen die Götter, d. h. die Schöpfer und Beſchützer einer ſchönen und beglückenden Weltordnung, auflehnen. Auch können ſie vulkaniſche Ausbrüche bedeuten, wodurch die phlegräiſchen Gefilde, wohin der Dichter die Scene ihres Kampfes verlegt, vorzüglich berühmt waren, ſo wie auch die Inſeln Kos, Sizilien, die mit in das Gemälde hineingezogen ſind.

Gigantiſch, ſ. Coloß.

Gigli (Hieronymus), eigentlich **Nenci** genannt, ein verdienſtvoller italieniſcher Literator, geboren am 14. Oktober 1660, wurde von einem reichen Anverwandten, der ihn ſchon in ſeinem fünfzehnten Jahre verheirathete, adoptirt, und ſah ſich in einem Alter von 18 Jahren nicht nur im Beſitze eines bedeutenden Vermögens, ſondern auch als Gatte und Familienvater von einem zahlreichen Kreiſe von Kindern begrüßt. Seine Talente, welche er in trefflichen lyriſchen und dramatiſchen Produkten an den Tag legte, verſchafften ihm einen ſolchen Ruf, daß man ihn einem Zeno u. Metaſtaſio überordnete. Dadurch aber, daß er ſich zur Satyre und Spöttelei hinneigte, erwirkte er ſich eine große Anzahl Widerſacher. Durch eine auf die Bühne gebrachte verunſtaltete Ueberſetzung von Molière's Tartuffe zog er ſich den Haß der Geiſtlichkeit zu. Als er aber bei der Herausgabe der Werke der heil. Catharina, in einem angehängten Vocabolario delle opere di St. Catharina e della lingua sanese, die Ausſprüche der Akademie della Crusca zum Gegenſtand ſeinen Witzes machte, wurde ſein Name, auf Antrieb ſeiner Feinde,

Digitized by Google

aus der Liſte der Profeſſoren von Siena und anderer gelehrten Geſellſchaften ausgeſtrichen, und er noch dazu ſelbſt aus ſeiner Vaterſtadt verwieſen. Er wurde dadurch, da ſeine Vermögensumſtände durch Verſchwendung und Unachtſamkeit ſehr zerüttet waren, in eine ſehr dürftige Lage verſetzt. Dadurch, daß er zu Rom, ſeinem nachmaligen Aufenthaltsorte, alles Anzügliche, welches er gegen die Akademie della Crusca ausgeſprochen hatte, widerrief, erhielt er zwar die Erlaubniß zur Rückkehr nach Siena, allein ſeine pekuniäre Lage veränderte ſich dadurch nicht. Heftige Anfälle von Bruſtwaſſerſucht endeten am 4. Januar 1722 ſein Leben. Die Koſten ſeines Begräbniſſes wurden von einigen frommen Brüdern beſtritten.

Gilbert (Gabriel), franzöſiſcher Dichter des 17ten Jahrh., ein Vorläufer und Zeitgenoſſe des Racine's und Corneille's, war in ſeiner Jugend Sekretär der Herzogin von Rohan. Die Königin Chriſtine (ſ. d. Art.) von Schweden, die ihn in gleicher Eigenſchaft in ihre Dienſte nahm, gewann eine ſolche Vorliebe für ihn, daß ſie ihn „mon beau génie“ zu nennen pflegte. In der Folgezeit zum ſchwediſchen Reſidenten am franzöſiſchen Hofe ernannt, überhäufte ihn ſeine königliche Gebieterin mit Zeichen ihrer Huld. Nach deren Tod wurde er in eine ſehr beſchränkte Lage verſetzt. Man will wiſſen, daß Corneille und Racine auf die Arbeiten dieſes Dichters in ihren Erzeugniſſen Rückſicht genommen, und ſelbſt ſeine Verſe in der Rodogune und Phädra ſollen nachgebildet haben. Seine poetiſchen Produkte ſind ziemlich in Vergeſſenheit gerathen. In eins ſeiner Trauerſpiele, Telephont betitelt, nahm er mehrere Verſe des Cardinals Richelieu auf, wodurch er die Gunſt dieſes Dichters und Staatsmannes gewann. Neben ſeinen 15 Theaterſtücken kennt man noch von ihm eine dem Ovid nachgebildete „Kunſt zu lieben.“

Gilbert (Nic. Joſ. Laur.), ein junger feuriger franzöſiſcher Dichter, geb. zu Fontenoy-le-Chateau bei Nancy 1751. Ein Sturz vom Pferde machte ihn wahnſinnig, und in einem Anfalle der Krankheit verſchluckte er einen Schlüſſel, woran er 1780 im 30ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Gilbert glänzt vorzüglich als Satyriker, und nicht mit Unrecht haben ihn franzöſiſche Critiker ihren Juvenal genannt. Seine Satyre: le dix-huitième siècle, an Freron gerichtet, und zugleich eines des treffendſten und beißendſten Spottgedichte gegen die ſogenannten Philoſophen ſeiner Zeit, ſo wie Mon apologie ſind mit anziehenden Schönheiten durchwebt, und haben in der That ſolche kraftvolle und treffende Stellen, daß ſie an jenen beißenden Sittenrichter der Römer erinnern. Seine Oden über das jüngſte Gericht und die Schlacht von Queſſant verrathen Energie, und zeugen von poetiſcher Eleganz und Schönheit des Ausdrucks. Sein Werk: Le génie aux prises avec la fortune, ou le poëte malheureux, concurirte bei den Preiſen der franzöſiſchen Akademie. Eine Sammlung ſeiner Werke erſchien zu Paris 1802. 8.

Gilbert (Dr. Ludwig Wilhelm), Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, war einer der größten Phyſiker Europa's, und ſtarb als Profeſſor zu Leipzig, den 13. März 1824, im 50ſten Lebensjahre. Die 25jährige Reihe ſeiner Annalen der Phyſik hatte er, kurz vor ſeinem Tode, feierlich geſchloſſen, um eine zweite zu eröffnen.

Gilde, auch Zunft, Einung, Innung, Gaffel, Zeche, Brüderſchaftamt genannt, eine öffentlich beſtätigte Geſellſchaft von Handwerksgenoſſen, die mit einer Ordnung und Lade verſehen, und mit Ausſchließung Anderer zur Betreibung eines Handwerks berechtigt ſind. Daher Gildebrief das ſchriftliche Privilegium der Landesobrigkeit, in dem zugleich die Rechte, Freiheiten und Schranken eines Handwerks mit demjenigen enthalten iſt, was deſſen Meiſter verfertigen können. Den erſten diplomatiſch gewiſſen Gildebrief haben die Gewandſchneider und Krämer zu Hamburg 1152 vom Herzoge Heinrich dem Löwen erhalten. Die Zuſammenkünfte

Digitized by Google

der Gildemitglieder heißen Morgenſprachen, weil ſie ehedem des Morgens beim Aufgang der Sonne gehalten wurden.

Gil-Polo (Caspar), ſpaniſcher Dichter, geb. zu Valencia, lehrte daſelbſt die Rechte und ſchönen Wiſſenſchaften, und blühete in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Er verdankt ſeine Berühmtheit insbeſondere ſeinem Hirtengedichte: La Diana enamorada, Fortſetzung der Diana von Montemayor, welche zuletzt in London 1759 Peter Pineda herausgab.

Gil-Vicente, mit dem Beinamen: der portugieſiſche Plautus, geb. zu Barcellos um 1485, war Schöpfer des portug. Theaters und vielleicht auch des von ganz Europa, weil er als Vorläufer von Jodelle, Shakespeare, Lopez de Vega und Andern anzuſehen iſt. Bis zu ſeiner Zeit kannte man höchſtens nur Nachahmungen von Plautus und Terenz, oder ſinnloſe Poſſen und geſchmackloſe Faſtnachtsſpiele. Er ſtand bei Johann III. von Portugal in großer Gunſt, vor deſſen Hofe auch die meiſten ſeiner Stücke aufgeführt wurden, unter welchen man auszeichnet: den Richter von Beyra und den portugieſiſchen Edelmann. Seine Werke beſtehen aus Luſtſpielen, Autos (religiöſe Spiele), Tragikomödien, und andern Gedichten. Eine Sammlung ſeiner Werke unter dem Titel: Compiçâon (Sammlung), beſorgte ſein Sohn, Liſſabon 1562. Fol. 1586. 4. Gil-Vicente ſtarb zu Evora 1557.

Gimle, ſ. Nordiſche Mythologie.

Gimpel oder Dompfaff, hat vielleicht den letztern Namen von der Zeichnung ſeines Gefieders. Den Kopf deckt gleichſam eine ſchwarze Kappe, und Flügel und Schwanz ſind ebenfalls in ſchwarze Federn, wie in einen Mantel eingehüllt, der mit einigen weißen Strichen geſäumt iſt. Unten ſieht das Männchen roth, das Weibchen aber röthlichgrau aus. Sie überwintern gröſtentheils nur bei uns, und ziehen im Frühjahre mehr gegen Norden; doch niſten ſie auch zuweilen hier, und zwar in niedrigem ſehr dichtem Geſträuch. Der Dompfaff iſt ein ſtiller, auch in der Freiheit nicht ſehr lebhafter Vogel. Seine Stimme iſt flötend, zuweilend auch kreiſchend. Er lernt Worte nachſprechen, und es laſſen ſich mehrere ſogar zu einem kleinen Singkonzert abrichten, wozu auch die Weibchen geſchickt ſind. In der Gefangenſchaft, wo ſie ungemein zutraulich werden, kann man ſie Jahre lang mit Hanf u. dergl. erhalten.

Ginguene (Pierre Louis), ausgezeichneter Schriftſteller, geb. zu Rennes 1784, kam ſehr jung nach Paris, wo er ſich bald durch das Gedicht: Confession de Zulmé, vortheilhaft bekannt machte. Auf daſſelbe folgten mehrere andere, die ihm bald großen Ruhm verſchafften. An meheren Zeitſchriften Theil nehmend, wurde ſein Name neben den gefeiertſten der franzöſchen Nation genannt. Beim Ausbruch der Revolution gehörte er zu den Freunden der Freiheit, wurde aber, wegen ſeiner gemäßigten Grundſätze, gefangen geſetzt, und wäre, ohne die Revolution vom 9. Thermidor, gewiß hingerichtet worden. Das Direktorium ernannte ihn zum Geſandten zu Turin; die Conſularregierung zum Mitglied des Tribunals. Liebe zu Ruhe veranlaßte ihn jedoch, bald den Abſchied zu fodern, und nun beſchäftigte er ſich faſt einzig mit der Historie littéraire d'Italie, 1811 — 1819, 9 Bde. Er ſtarb den 7. November 1816, und hinterließ außerdem noch: Léopold, prince de Brunswik, poëme, Paris 1787. 8.; Eloge de Louis XII., père du peuple, ebendaſelbſt 1788. 8.; Tableaux de Revolution française u. a. m.

Ginſeng, eine in China allgemein beliebte, und Speiſe der Unſterblichkeit benannte Wurzel; ſie gilt daſelbſt als Univerſalmittel. Dieſe Kraftwurzel erhielten die Chineſer nur ſparſam aus der Tatarei; endlich ward ſie auch in Nordamerika faſt auf der ganzen Gebirgsreihe, von den

Digitized by Google

canadiſchen Seen bis nach Florida entdeckt. Auch verſteht man in Nordamerika die Kunſt, ſie zu trocknen, ſo daß auch die amerikaniſchen Wurzeln das Kennzeichen der Vorzüglichkeit, ein halb durchſichtiges Anſehen, erhalten. Das Stück davon wird in Nordamerika mit 5 Piaſtern, in China, nachdem es ſchön iſt, mit 50 bis 100 Piaſtern bezahlt.

Giocondo (Fra Giovanni), lat. Jocundus, ein gelehrter Alterthumsforſcher und geſchickter Baumeiſter, geboren zu Verona um 1435, wurde von Ludwig dem Zwölften nach Paris gerufen, und baute daſelbſt die Brücke Notre Dame und dann mehrere Gebäude in Frankreich. Nach dem Tode von Bramante wurde ihm in Rom die Fortſetzung des Baues der Peterskirche übertragen. Er ſtarb um 1530. Früher Dominikaner, hat er 1506 ſein Ordenskleid abgelegt, und lebte als Weltgeiſtlicher. Außer Bemerkungen über die Commentarien Cäſars, Venedig 1530, ſchätzt man von ihm die Ausgabe von Vitruv, und eine Sammlung alter Inſchriften in zwei Theilen, wovon der erſte die Inſchriften zu Rom, und der andere von andern Städten Italiens, und den übrigen Ländern Europens, und ſelbſt Aſiens, enthält.

Gioja (Flavio), auch Gira und Giri genannt, ein Seefahrer aus Paſitano, zu Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts lebend, wird gewöhnlich für den Erfinder des Compaſſes gehalten. Uebrigens hat man ausgemittelt, daß man ſchon im 12ten Jahrh. den Gebrauch der Magnetnadel kannte, und auf der ungemeſſenen Wogenbahn des Meeres nach einer gewiſſen Richtung ſeinen Pfad nach dieſer wichtigen Vorrichtung zu verfolgen wußte. Gioja ſcheint nur das Verdienſt der Vervollkommnung der Magnetnadel zuzukommen. Bis auf ſeine Zeit beſtand die unvollkommene Einrichtung, zufolge welcher die wegweiſende Nadel, auf ein Paar Strohhälmchen oder dünne Holzſplitter gelegt, in einem Gefäß mit Waſſer ſchwamm, und ſo durch ihre Richtung die Himmelsgegenden anzeigte. Dies konnte ſie aber nur, wenn die See ruhig, und das Schiff ohne Schwanken war. Gioja aber war es, der die Nadel dergeſtalt zu befeſtigen wußte, daß ſie in jeder Lage unverrückt nach Norden zeigte. Wie ſehr er durch dieſe Verbeſſerung auf den Dank der Nachwelt zu rechnen hat, beweißt der Einfluß ſeiner wohlthätigen Erfindung; denn die Nautik nahm ſeit dieſer Zeit einen höhern Aufſchwung, indem der ſich bis dahin nur ſelten von der Küſte weit entfernende Schiffer ſich dreiſt auf die weiteſten Straßen des Meeres wagen konnte.

Giordano (Luca), auch Jordane genannt, gehört zu den außerordentlichen Männern, die ſich durch ihr Kraftgenie, durch ihre Rieſenſtärke in der Kunſt und durch die Menge und Vortrefflichkeit ihrer Werke einen dauernden Nachruhm erworben haben. Geboren zu Neapel 1632, bildete er ſich anfangs unter ſeinem Vater, einen mittelmäßigen Maler, dann aber unter der Aufſicht Ribera's von 1641—49, wo er die bewundernswürdigſten Fortſchritte machte. 1650 ging er nach Rom, wo er ſich den prächtigen Paul Veroneſe zum Muſter wählte, und ſeinem Freunde Cortona bei der Ausführung ſeiner großen Werke hülfreichen Beiſtand leiſtete. Mit ſeinem Vater durchreiſte er jetzt Italien, der durch den reichen Ertrag, den ihm die Zeichnungen und Skizzen des Sohnes einbrachte, denſelben unaufhörlich zur Eile trieb, und ihm immer zurief: Luca, fa presto, mache geſchwind! Die Folge davon war, daß Giordano zu einer außerordentlichen Fertigkeit in der Führung des Pinſels gelangte. Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt verheirathete er ſich, und erwarb ſich durch ſeine herrlichen Werke ein ſolches unbegränztes Vertrauen, daß man ihm alle Malereien öffentlicher Gebäude übertrug, wobei er ſeinen Geiſt und ſeine Geſchicklichkeit auf das Herrlichſte zeigte. Sein Ruhm erſcholl bis nach Florenz, wohin er im Jahre 1679 berufen ward, um die Kuppel einer Kapelle in der Kirche

Digitized by Google

Del Carmini zu bemalen. Hier arbeitete er auch in den Palläſten Riccardi und Roſſi. Er genoß die beſondere Gunſt des Großherzogs, und empfing zum Beweiſe derſelben von dieſem Fürſten eine goldene Kette, woran deſſen Porträt in einem mit Diamanten beſetzten Medaillon hing. Die glänzendſte Periode ſeines Lebens begann im Jahre 1690, wo ihn Carl II., König von Spanien, an ſeinen Hof berief, und ihm den Auftrag gab, das Eskurial zu bemalen. Dieſer Monarch empfing ihn als einen inniggeliebten Freund, mit den zärtlichſten Umarmungen, reichte ihm den goldenen Schlüſſel, zum Zeichen des freien Zutritts in ſeinem Pallaſte, führte ihn zu ſeiner Gemahlin, welche ihn zum Handkuße zuließ, und zeigte ihm ſeine Gallerie in eigener hoher Perſon. In einem Alter von mehr als ſechszig Jahren arbeitete der glückliche Künſtler, ſowohl zu Madrid, als zu Toledo, noch mit dem Feuer eines Jünglings, und mit einer Emſigkeit, die Bewunderung erregte, und ſein königlicher Gönner überhäufte ihn mit Beweiſen ſeiner Zufriedenheit und ſeiner Liebe. Einſtmals ließ ihn der König zur Beſchämung ſeines erſten Hofmalers Claudio Cuoglio in ſeiner Gegenwart einen Engel Michael malen, der den Teufel unter ſeine Füße tritt, und war mit dem ſchnell vollendeten Werke ſo zufrieden, daß er ihm in Gegenwart des ganzen Hofs ſeinen Degen überreichte, und ihm noch eine beſondere monatliche Penſion von 100 Piſtolen zuſicherte. Ein andersmal malte er in Gegenwart der Königin das Bild ſeiner abweſenden Gattin in einem Gemälde, an welchem er gerade arbeitete, ſo vortreflich, daß ihm die Königin in ihrer Freude darüber ihre eigene Perlenſchnur überreichte, mit der Bitte, ſie der Abweſenden zu überſenden. Das Porträt des Königs und der Königin ſoll er in Abweſenheit derſelben aus dem Gedächtniſſe ſo vollkommen getroffen haben, daß er deßhalb zum Ritter ernannt wurde. Zwei ſeiner Söhne wurden mit anſehnlichen Bedienungen verſorgt, und zwei ſeiner Töchter, denen der König zum Heirathsgute anſehnliche Aemter für ihre künftigen Ehegenoſſen gab, wurden an Hofleute verheirathet. Carl II. ſtarb im Jahre 1700, und Philipp V. folgte ihm auf dem Throne. Lukas Giordano ſetzte die unter der vorigen Regierung angefangenen großen Werke eifrig fort, und hielt ſich noch eine geraume Zeit in Spanien auf. Auf ſeiner Rückreiſe nach Neapel genoß er in Genua, Florenz und Rom die Achtung aller Liebhaber und Kenner der Kunſt. Geſchätzt und geliebt von allen ſeinen Mitbürgern, verlebte er den Reſt ſeiner Tage in ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb im Jahre 1705, und wurde in der Kirche der heiligen Brigitte begraben. Die Reichthümer, die er ſeiner Familie hinterließ, waren ſehr beträchtlich. Giordano war unſtreitig ein Mann von außerordentlichem Genie. Er verband mit einem ſchnellfaſſenden Geiſte eine lebhafte Einbildungskraft, und ein überaus glückliches Gedächtniß. Viele Kenntniſſe beſaß er zwar nicht; aber er liebte den Umgang mit Gelehrten, die ihn zu mancher glücklichen Idee leiteten, und ihn unterrichteten, wenn ihm Unterricht nöthig war. Das Bewußtſeyn ſeiner Größe, und der Schimmer ſeines Glücks machten ihn keinesweges ſtolz. Er war und blieb ein beſcheidener Mann, der ſich niemals über freundſchaftlichen Tadel entrüſtete. Gegen ſeine Schüler, die ihm aus allen Gegenden zuſtrömten, war er überaus gütig und gefällig, retouchirte gerne ihre Arbeiten, und unterſtützte ſie mit ſeinen Zeichnungen. Seine heitere Laune, verbunden mit angenehmen Sitten, machte ihn in allen Geſellſchaften beliebt. Selbſt dann, wann er am Aufgeweckteſten war, wurde die Ehre Anderer faſt niemals das Opfer ſeines Witzes. Der Glanz, indem er mit den Seinigen lebte, und der anſtändige Aufwand, welchen er machte, war ſeinen Einkünften angemeſſen. Für Kirchen, welche ſie nicht bezahlen konnten, verfertigte er gleichwohl beträchtliche Gemälde, die ſeiner Freigebigkeit eben ſo ſehr, als ſeiner Geſchicklich-

keit, zur Ehre gereichten. In Anſehung ſeiner Manier war er ein Eklektiker, indem er von jedem großen Meiſter das nachahmte, was ihm an demſelben gefiel. Dabei beſaß er eine ſo große Stärke in der Nachahmung anderer Maler, daß oft mehr als gemeine Kunſtkenntniß nothwendig war, um ſeine Gemälde nicht für Arbeiten derſelben anzuſehen. So verkaufte er in Neapel an einen Liebhaber mehrere Gemälde, die er für Werke des Tizians, des Baſſan und Tintoret ausgab, und ſich von demſelben theuer bezahlen ließ, um die Geringſchätzung zu rächen, womit derſelbe auf ihn, als einen Anfänger in derKunſt, herabgeſehen hatte; entſchädigte ihn aber in der Folge durch mehrere Werke ſeines Pinſels. So verfertigte er für König Carl II. ein Gegenſtück zu einem Gemälde des Jakob Baſſan, welches ſo vollkommen in der Manier dieſes Künſtlers gearbeitet war, daß der König ſeine Zufriedenheit darüber durch Verſorgung zweier ſeiner Söhne zu erkennen gab. So ließ er ſich von einem Karthäuſerprior, welcher behauptet hatte, daß er nicht im Stande ſey, den Albrecht Dürer nachzuahmen, ein Gemälde mit 600 Reichsthaler bezahlen, welches derſelbe für ein Werk des deutſchen Künſtlers anſah. Die Geſchwindigkeit, mit welcher er arbeitete, war bewundernswürdig. Er konnte in einer Stunde eine Madonne mit dem Kinde in halber Figur malen. Aber dann arbeitete er auch ſo emſig, daß er, während, daß ihm ſeine Pinſel ausgewaſchen wurden, mit dem Finger fortfuhr. Die Jeſuiten zu Neapel hatten ihm auf Antrieb des Vicekönigs ein Bild des heiligen Franz Xavier beſtellt, welches am Feſte dieſes Heiligen ihren Hochalter ſchmücken ſollte. Das Feſt naht heran, und Giordano hatte noch kaum Hand an das Gemälde gelegt. Die Jeſuiten beſchwerten ſich beim Vicekönig über ihn, und dieſer ging ſelbſt zu ihm, um ihm Vorwürfe zu machen. Der Maler entwiſchte ihm aber durch eine Hinterthüre, und vollendete gleich darauf das Bild in anderthalb Tag und einer Nacht zu ſeiner völligen Zufriedenheit. Dieſe Geſchwindigkeit, verbunden mit ſeiner außerordentlichen Arbeitſamkeit, iſt die Urſache, warum von dieſem Maler vielleicht mehr Werke, als von irgend einem andern vorhanden ſind. Madrid, Neapel, Florenz, Rom, München und Dresden beſitzen die ausgeſuchteſten Stücke Giordano's.

Giornovichi, auch Giarnovik oder Jarnowich genannt, der Lieblingsſchüler des berühmten Lolli, von italieniſchen Eltern zu Paris geboren, und meiſtens daſelbſt erzogen, einer der größten Virtuoſen für die Violine. Sein Aufenthalt war ſehr unſtät. 1780 ging er auf Reiſen, kam 1782 nach Berlin, wo er als erſter Violiniſt in die Dienſte des Kronprinzen von Preußen trat, die er aber 1783 ſchon wieder verließ, weil er ſich mit dem berühmten Duport (welchen er ſogar auf den Degen herausfoderte) nicht vertragen konnte; ſodann ging er nach Petersburg, Wien ꝛc., und 1793 war er in London. Von 1798 bis 1802 lebte er in Hamburg, ging von da nach Berlin und dann wieder nach Petersburg, wo er im November 1804 als er eben Billard ſpielte, vom Schlage getroffen, ſtarb. Sein Ruhm iſt in Anſehung des ſchönen, edeln Vortrags ſowohl, als die Schwierigkeiten, die er auf ſeinem Inſtrumente überwand, allgemein anerkannt, eben ſo berühmt iſt er auch als Compoſiteur für ſein Inſtrument; und ſeine Konzerts dienten den größten Virtuoſen zum Studium. In Paris ſind ſieben Symphonien und neun Konzerto's von ihm in Stich erſchienen. Von Karakter war Giornovichi ſehr heftig und reizbar, und dem Spiel und andern Leidenſchaften ohne Gränzen ergeben.

Giotto, der Vater der italieniſchen Malerei, eines Bauern Sohn, ward zu Veſpignano im Florentiniſchen 1276 geboren. Er hütete in ſeiner Jugend die Schafe, und ſeine einzige Freude war es, dieſe auf Steine oder im Sande abzuzeichnen. Von der Natur zu einem großen Verherrlicher

Digitized by Google

der Kunſt beſtimmt, überraſchte ihn einſt der berühmte Cimabue, der Urvater aller Maler neuerer Zeit, bat ſich von ſeinem Vater den Knaben aus, und nahm ihn mit ſich nach Florenz, wo der lernbegierige Giotto bald ſeinen Meiſter, ſo wie alle Künſtler ſeine Zeit, weit übertraf. Mit gleichem Glück trieb er die Moſaik, Architektur und Bildhauerkunſt, und als Miniatur- u. Porträtmaler erwarb er ſich noch beſondere Auszeichnung. Die Kunſt verdankt ihm wegen ſeines natürlichen Faltenwurfs, des Ausdruckes, der Weichheit und Grazie in ſeinen Gemälden außerordentlich viel, vorzüglich aber, weil er ſich zuerſt an Verkürzungen wagte, deren Darſtellung nachher von Paolo Ucello durch die darauf angewandten Regeln der Perſpektive vervollkommnet wurde. Dieſer Freund und eifrige Schüler der Natur ſtarb 1336. Aus ſeiner Schule gingen eine Menge trefflicher Künſtler hervor. Seine Darſtellung: Petrus, auf dem Waſſer gehend, in muſiver Arbeit, zu Rom, und unter ſeinen Frescogemälden in Florenz, die Grablegung Mariens, welchem Stücke Michel Angelo und Raphael Mengs ihre Bewunderung zollten: dieſe beiden Werke werden allgemein als ſeine vorzüglichſten geprieſen.

Giovani (Ser), berühmt durch ſeine Novellen, lebte zu Ende des 14. Jahrhunderts und verfertigte jene Erzählungen, die ſeinen Namen tragen, und die ſich durch reine Sprache und angenehmen Styl auszeichnen, im Jahre 1378 im Schloſſe Dovadola in der Romagna. Sie erſchienen unter dem Titel: Il Pecorone nel quale si contingono cinquanta novelle, Venedig 1565, Treviſo 1601, Mailand 1727.

Giraffe, ein in Afrika einheimiſches vierfüßiges Thier, hat eine ſehr ausgezeichnete Bildung. Vom Kopfe bis auf die Füße mißt es über ſechszehn Fuß; der faſt immer aufrecht getragene Hals iſt außerordentlich lang, der Rücken nach hinten zu ſehr abhängig, ſo daß der Hintertheil des Körpers, nach dem verſchiedenen Alter ſechszehn bis zwanzig Zoll niedriger ausfällt, als der vordere, obgleich alle vier Beine von verhältnißmäßig gleicher Länge ſind. Die kleinen Hörner ſind mit der Hirnſchale verwachſen, überall mit kurzen rauen Haaren bedeckt, und fallen nicht ab. Zur Vertheidigung braucht das Thier nicht dieſe kurzen Hörner, ſondern die Hufe, womit es ſelbſt Löwen ermüden kann. Vom Nacken bis auf die Schultern läuft eine kurze Mähne hinab. Die Knie ſind kahl, weil der Giraffe knieend ſchläft. Das röthliche, anfangs hellere, ſchön gefleckte Fell wird zuletzt bei dem Weibchen rothfahl, bei dem Männchen faſt ſchwarzbraun; auch iſt dieſes dunkler gefleckt, als jenes. Der Gang der Giraffen iſt nicht, wie man ſonſt glaubte, ſo, daß ſie beide Schenkel der einen Seite zugleich aufheben. Nur ihr Trab iſt ſonderbar, indem dabei der Kopf nebſt dem langen Halſe vor- und rückwärts ſchwankt, und letztere ſich, wie in einem Gewinde hin und her zu bewegen ſcheint. Sie traben dabei ſo ſchnell, daß man ſie kaum zu Pferde im Gallopp einhohlen kann. Ihre Nahrung iſt das Laub der Bäume. Nach den Ausſagen der Wilden trägt das Weibchen ein Jahr, und wirft ein Junges. Das Fleiſch iſt eßbar. Die Giraffe heißt auch Kameelparder, theils wegen des langen Halſes, theils des parderartig gefleckten Felles wegen.

Giraldi (Lilio Gregorio), berühmt als Kunſtrichter und vielſeitig gebildeter Gelehrter des 16ten Jahrh. in Italien, geb. zu Ferrara, genoß anfangs des Unterrichts eines Riva und B. Guarini, beſuchte dann Neapel, wo er ſich die Freundſchaft der gelehrteſten Männer zu erwerben wußte. Hierauf ging er nach Mailand, wo er unter der Leitung des großen Helleniſten Dem. Chalkondylas ſich dem Studium der griechiſchen Sprache widmete. Von hier folgte er dem Rufe der Gräfin Bianka Rangone als Erzieher ihres Sohnes nach Modena, und als dieſe vom Papſt Leo X. eine freundſchaftliche

Einladung nach Rom erhielt, der dort ihr und ihren Söhnen eine gute Verſorgung ausgemacht hatte, folgte Giraldi ſeiner Gebieterin, und erhielt im vatikaniſchen Pallaſte ſeine Wohnung. Hier ſetzte er die Erziehung ſeines Zöglings fort, den der Papſt nachher zum Cardinal erhob, und gab auch Privatunterricht. Die vorzügliche Gunſt, in welcher er bei den Päpſten Leo X., Adrian VI. und Clemens VII. ſtand, hätte ihn zu der Erwartung hoher Würden verleiten können; allein er brachte es nie weiter, als zum apoſtoliſchen Notarius. Bei der Plünderung Roms kam auch er um Alles, ſogar um ſeine Bibliothek. In demſelben Jahre raubte ihm ein frühzeitiger Tod ſeinen vorzüglichſten Gönner, den Cardinal Herkules Rangone, und dieſer neue Unfall bewog ihn, ſich nach Mirandola zu begeben, deſſen Beſitzer, Johann Franz Pikus, ihn äußerſt liebreich aufnahm. Durch den verrätheriſchen Meuchelmord, welcher dieſen gelehrten Mann im Jahre 1533 der Welt raubte, verlor Giraldi auch die Unterſtützung dieſes gütigen Gönners, und beinahe wäre er ſelbſt mit um's Leben gekommen. Indeſſen gelang es ihm noch, nach Ferrara zu entwiſchen, wo ihm endlich die Freundſchaft Johann Manardi's und Caelius Calcagnini's, ſo wie die Gewogenheit der Herzogin Renata, der Tochter Ludwigs XII., einen ſichern Zufluchtsort gewährte. Mit den beſſern Tagen, die er nun erlebte, kehrte aber auch ſeine Krankheit, das Podagra, woran er ſchon früher viel litt, zurück, und nahm ſo zu, daß er zuletzt beſtändig das Bette hüten mußte, in welchem er jedoch nicht aufhörte zu arbeiten, und mehrere gelehrte Werke ausfertigte, die ſeinen Namen auf die Nachwelt fortgepflanzt haben. Er ſtarb im J. 1552, nachdem er ſich während ſeines Aufenthalts in Ferrara eine anſehnliche Summe Geldes erworben hatte, die er in ſeinem Vermächtniß dem Herzog übergab, um ſie unter die Armen zu theilen. Von ſeinen zahlreichen Schriften aus dem Fache der Geſchichte, Kritik, Sittenlehre und andern hat man eine Sammlung, die zu Leyden 1696 in zwei Folianten erſchienen iſt. Sie enthält auch ſeine lateiniſchen Gedichte, durch welche er ſich den Ruf eines der fehlerfreieſten und gelehrteſten Dichter ſeiner Zeit erworben hat. Merkwürdig iſt noch von Giraldi anzuführen, daß er die 30 Ehepakten nebſt der Verbeſſerung des Kalenders erfunden hat, denen Gregor XIII. gefolgt iſt.

Girardon (François), ein berühmter Bildhauer u. Baumeiſter, geb. zu Troyes in Champagne 1630, bildete ſich in Italien, und zierte Paris nachher mit ſeinen Bildſäulen. Zu den vorzüglichſten Werken ſeiner Kunſt gehören: das Grabmal des Cardinals Richelieu und Ludwigs XIV. Statue zu Pferde. Er ſtarb den 1. Sept. 1715 als Kanzler der Malerakademie. Seine Gattin Catherine du Chemin iſt als Blumenmalerin berühmt.

Giro, d. i. Kreis, Kreislauf; eine mehrmals geſchehene Uebertragung (Indoſſirung) eines Wechſelbriefs; daher ein ſolcher von einem Inhaber auf einen andern indoſſirter Wechſel ein **girirter Wechſelbrief**, und die Handlung der Uebertragung **giriren** heißt, ſo wie die Perſon, die einen girirten Wechſelbrief an eine andere indoſſirt hat, der **Girant**, und der, an den das Indoſſement gerichtet iſt, der **Girat** genannt wird. Ein **ausgefülltes** Giro wird dadurch bewirkt, daß der Girat in dem Giro mit Beifügung des Data benannt iſt, und der Traſſat (Bezogene) mit der Bezahlung an ihn oder deſſen Ordre angewieſen wird. Bei einem **Giro in blanco** oder einem **unausgefüllten Giro** iſt über dem Namen des Giranten ein leerer Raum gelaſſen, damit der Girat das Giro ſelbſt ausfüllen kann. Wegen der dabei möglichen Unterſchleife, iſt er aber in vielen Wechſelordnungen verboten.

Girobank, ſ. **Bank**.

Gironde iſt der Name einer Partei, welche in der franzöſiſchen Revolution anfänglich eine ſehr glänzende Rolle ſpielte, zuletzt aber ihre Häupter

durch die Jakobinerrotte auf der Guillotine verlor. In der zweiten ſehr übel organiſirten Nationalverſammmlung zeichneten ſich unter einer Menge von ganz untauglichen oder unmoraliſchen Mitgliedern die Deputirten des Departements der Gironde ſehr vortheilhaft aus, und gewannen bald durch gründliche Kenntniſſe und einnehmende Beredtſamkeit, welche man an ihnen bewunderte, ein bedeutendes Uebergewicht in der Verſammlung. Genſonne, Guadet und Vergniaud waren unter dieſen Männern die berühmteſten. Da ſie die wahre Lage der Dinge in Paris als Fremde nicht ganz kennen konnten, ſo ſchloſſen ſie ſich bald an Briſſot und ſeine Anhänger an, und gewannen ein Jahr ſpäter (1792) durch die Partei des Miniſters Roland einen neuen Zuwachs. Der geſammte Anhang dieſer Männer machte nun die Majorität in der Verſammlung und dem nachherigen Convente aus, und hatte die Zügel der Regierung in den Händen, die er einem Robespierre, Danton, Marat und Andern nie hätte überlaſſen ſollen, und auch wohl nie überlaſſen haben würde, wenn man voraus geſehen hätte, daß bei einer ſo gewaltſamen Revolution, wie die franzöſiſche, mit gewöhnlicher Klugheit nichts ausgerichtet werden könne. Die Girondiſten traten zu einer Zeit auf den Schauplatz, da die Hofpartei immer noch mächtig genug war, einen entſcheidenden Streich gegen das Volk auszuführen. Sie wollten das Glück des letztern, und machten daher im Anfange gemeine Sache mit den Jakobinern, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen, welche eine Verbindung mit dieſem loſen Geſindel unausbleiblich nach ſich ziehen mußte. Briſſot und Vergniaud nebſt den übrigen Anhängern dieſer Partei beſuchten häufig den Jakobinerklub, und glänzten daſelbſt mit ihren Rednertalenten. Den Häuptern der Jakobiner mußte, ehe ſie ſich ſelbſt ſtark genug fühlten, allein zu handeln, die Gemeinſchaft mit dieſen Männern, die wegen ihrer Gelehrſamkeit und Kenntniſſe aller Art hoch über ſie erhaben waren, äußerſt willkommen ſeyn. Man vertrug ſich alſo brüderlich, und proklamirte nach dem Umſturze der Monarchie (den 10. Aug. 1792) mit ſchwärmeriſchem Enthuſiasmus die Republik (den 21. Sept.). Alle Parteien ſchienen nun auf einmal befriedigt; aber zum Unglück gab dieſer Zeitpunkt das Signal zu gefährlichen Spaltungen, welche nur ein bürgerlicher Krieg zu endigen drohte. Beide Parteien, Girondiſten und Jakobiner, ſtanden gegen einander, und würden gewiß gleich damals hart an einander gekommen ſeyn, wenn ſie nicht das gemeinſchaftliche Intereſſe an dem noch unbeſtimmten Schickſal des unglücklichen Königs einigermaßen zuſammen gehalten hätte. Die Girondiſten wollten die Regierung der Republik auf einen feſten Punkt bringen, und die Verwaltung wo möglich ſelbſt übernehmen; die Jakobiner hingegen wünſchten Alles erſt recht zu verwirren, um ſich anſehnlich zu bereichern, und dann dem Volke ein Schattenbild einer reinen Demokratie aufzudringen. Das Miniſterium war zwar nach dem Sturze des Königthums meiſtentheils mit Girondiſten beſetzt; allein ſie waren damals ſchon ſo ohnmächtig, daß Roland, der Miniſter des Innern, die empörenden Mordthaten in den erſten Tagen des Septembers 1792 nicht zu mißbilligen, noch weniger zu verhindern wagte. Am 3. Sept. ſprach er die merkwürdigen Worte im Convent: „hier fut un jour sur les evenemens duquel il faut peut-être laisser un voile“ (es iſt rathſam, die Unthaten des geſtrigen Tages hinter einem Schleier zu verbergen), und legte damit ein aufrichtiges Geſtändniß der Schwäche ſeiner Partei ab, welche nicht einmal Macht genug hatte, einen Haufen Mörder zu bändigen, und doch Frankreich regieren wollte. Ungeachtet der Menge von Broſchüren, womit eben dieſer Roland den Gemeingeiſt der Pariſer zu verbeſſern und zu bilden hoffte, und ungeachtet der politiſchen Vorleſungen, welche ſeine ſchöne Frau (die Dumouriez le point central du parti de la Gironde nannte) den Freunden ihres Mannes bei freundſchaftlichen Gaſtmälern zu halten pflegte,

Digitized by Google

wollte dennoch das Anſehen der Girondiſten nicht ſteigen. Man verlor die Zeit mit Deliberationen, wo es darauf ankam, einen raſchen Entſchluß zu faſſen, und legte gewöhnlich erſt dann Hand an das Werk, wenn die Jakobiner den Streich ſchon ausgeführt hatten. Bei dem Prozeſſe des Königs ſuchten die Girondiſten, bei der Unmöglichkeit ihn völlig zu retten, es wenigſtens ſo weit zu bringen, daß der Ausſpruch ans Volk gebracht würde, und erhielten deßwegen den Namen der Appellanten. Allein ſie richteten bekanntlich damit nichts aus, ſondern erbitterten ihre Feinde, die Jakobiner, dadurch nur noch mehr. Ein Aufſtand ſollte ſie am 10. März 1793 ſchon völlig verdrängen; allein er mißglückte, und die Jakobiner mußten den Triumph über ihre unglücklichen Gegner bis zum 31. Mai verſchieben. Dieſer Tag bereitete der Gironde den völligen Sturz. Die meiſten ihrer Mitglieder wurden eingekerkert, Andere kamen auf der Flucht ums Leben, und nur Wenigen glückte es, in verſchiedenen Schlupfwinkeln den ſpähenden Augen ihrer Feinde zu entgehen. Einige hofften Hülfe von ihren Departements; allein ſie blieb aus, und Niemand wollte die Geächteten unterſtützen. Robespierre und ſeine Genoſſen ſäumten nicht, die Eingekerkerten auf's Blutgerüſte zu bringen. Man beſchuldigte ſie gefährlicher Einverſtändniſſe mit den Feinden der Republik und geheimer Verſchwörungen zur Wiederherſtellung der Monarchie. Am 31. Okt. 1793 mußten Briſſot und zwanzig andere ſeiner Anhänger die Guillotine beſteigen. Sie opferten Alle ihr Leben mit der größten Standhaftigkeit auf, und zeigten durch die Ruhe und Heiterkeit, mit der ſie ſtarben, daß ſie dies harte Schickſal nicht verdient hatten. Mit den Jakobinern verglichen, erſcheinen ſie immer in einem ſchönen Lichte; allein Helden einer ſtrengen Tugend, Männer von völlig bewährter Rechtſchaffenheit und aufrichtiger Freiheitsliebe waren ſie wenigſtens nicht alle. Zur Führung der Staatsgeſchäfte taugten die wenigſten, weil die größte Anzahl unter ihnen aus Advokaten, Gelehrten und Kaufleuten beſtand, welche über Staatsverfaſſung viel raiſonnirten, und auch wohl blendende politiſche Syſteme auf ihren Studirzimmern ausbildeten, aber allemal in Verlegenheit geriethen, wenn es aufs wirkliche Handeln ankam. — Wir wollen noch kürzlich die merkwürdigſten Anhänger der Gironde der Ueberſicht wegen namentlich aufführen. Es waren: Briſſot, Barbaroux, Büzot, Carra, Condorcet, Dücos, Doulcet, Fonfrede, Fauchet, Genſonné, Guadet, Jsnard, Louvet, Lanjuinais, Lepaut, Leſage, Petion, Rabaut St. Etienne, Sillery, Vergniaud und Valazé. Unter ihnen ſind Doulcet, Jsnard, Louvet, Lepaut, Leſage und Lanjuinais die einzigen, welche durch ein Dekret vom 9. März 1795 in den Schooß des Convents zurück gerufen wurden, nachdem vorher die nicht geringe Anzahl der Deputirten, welche gegen den Sturz der Girondiſten am 31. Mai 1793 proteſtirt hatten, wieder aufgenommen war. Auch bekamen ſie bei der Einführung der neuen Conſtitution in den beiden Räthen Stellen als Geſetzgeber. Den meiſten haben wir einzelne Artikel gewidmet.

Gis iſt die Sylbe, womit die neunte Saite der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter bezeichnet wird, wenn ſie die große Terz zu e, oder die reine Quinte zu cis u. ſ. w. vorſtellt.

Gis moll iſt diejenige unſerer vier und zwanzig Tonarten, in welcher der um einen halben Ton erhöhete Ton g als Grundton angenomen wird.

Giſeke (Nikolas Dietrich), ein ausgezeichneter deutſcher Dichter ſeiner Zeit, war 1724 zu Günz in Niederungarn geboren. Sein Vater, den er ſehr frühe verlor, hieß eigentlich Koszchi. Er ward in Hamburg von vortrefflichen Lehrern erzogen, und erwarb ſich dort ſchon durch ſeine liebenswürdigen Sitten die Gunſt von Brockes und Hagedorn. Hierauf bezog er im J. 1745 die Univerſität zu Leipzig, wo er ſich mit Eifer auf das Studium

der Theologie legte, ſeine Nebenſtunden aber der Dichtkunſt weihte, die er ſchon früher mit Liebe geübt hatte. Er trat auch in den ſchönen Dichterbund, den damals die Verfaſſer der Bremiſchen Beiträge geſtiftet hatten, um die Morgenröthe eines beſſern Geſchmackes in Deutſchland heraufzuführen. Nachdem er ſein Trienium vollendet, übernahm er die Erziehung einiger vornehmer Jünglinge in Hannover und Braunſchweig. Im J. 1753 erhielt er eine Predigerſtelle in Trautenſtein im Fürſtenthum Blankenburg; nach dem Tode Joh. Andr. Cramers wurde er als Oberhofprediger nach Quedlinburg berufen. Zuletzt war er Superintendent und Conſiſtorialaſſeſſor in Sondershauſen, wo er am 23. Februar 1765 in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb. Giſeke gehört in die Reihe derjenigen Schriftſteller, die eine wohlthätige Wirkung auf die damals aufblühende deutſche Literatur ausgeübt haben. Seinen poetiſchen Karakter zeichnet Klopſtock, der ihm in ſeinem Wiegolf ein freundſchaftliches Denkmal geſetzt hat, als einen zarten und empfindſamen. In ſeinen Gedichten lodert keine Flamme der Begeiſterung, ſprüht kein Funke des Witzes; nur die ſanften Gefühle der Religion, Liebe und Freundſchaft ſprechen ſich in ihnen aus, Natürlichkeit, edle Einfalt und kunſtloſe Leichtigkeit im Ausdrucke ſind ihr Gepräge. Wohlklang, reine, fließende Verſifikation und ein ungezwungener Reim erhöhen die Anmuth ſeiner Poeſien. Er hat ſich in mehreren Dichtungsarten verſucht, doch in allen nur wenig geſchrieben. Am glücklichſten war er in der Erzählung und im Lehrgedichte, obwohl er in jener oft durch eine gewiſſe Redſeligkeit ermüdet. Unter ſeinen lyriſchen Gedichten gelang ihm das Lied am beſten, in dem oft ſehr liebliche elegiſche Klänge ertönen, wenn er an ſeine Freunde und ſeine Schickſale zurückdenkt. Er ſelbſt hat nie eine Sammlung ſeiner poetiſchen Hervorbringungen veranſtaltet; er hat ſie einzeln in den Bremiſchen Beiträgen abdrucken laſſen. Nach ſeinem Tode gab Carl Chriſtian Gärtner ſeine geſammelten „poetiſchen Werke,“ nebſt einer Lebensbeſchreibung von Giſeke, zu Braunſchweig 1767 heraus.

Giulini (J. Graf), Hiſtoriograph und geheimer Archivar zu Mailand, geb. daſelbſt 1714, widmete ſich mit Glück dem Studium der Geſchichte, Dichtkunſt und Muſik. Seine muſikaliſchen Compoſitionen erwarben ihm einen ausgebreiteten Ruf; ſein Alcmeon (Trauerſpiel) ſchuf ihm einen Platz unter Italiens erſten Tragikern, und ſeine Memorie spetanti alla storia, al governo, et alla descrizione della cità e della compagna di Milano (1760—66, V. XI. 4.), von der Ankunft Carls d. Großen in Italien bis 1311, ein Werk voll Gelehrſamkeit, ausgezeichnetem Scharfſinn, für die Geſchichts-Aufklärung der ganzen Lombardei faſt unentbehrlich, eine Stelle unter den beſten Hiſtorikern, eine Penſion der Kaiſerin Maria Thereſia, und die Gunſt des Fürſten Kaunitz, der ihn dringend zur Fortſetzung dieſes claſſiſchen Werks auffoderte. Die bis 1447 von ihm herausgegebene Fortſetzung aber kam der vorgehenden an Trefflichkeit nicht gleich. — Giulini ſtarb 1780 den 25. Dezember.

Giulio Romano, ſ. Julius Romanus.

Giuſtinianiſche Gemäldeſammlung befindet ſich dermalen zu Berlin. Der König von Preußen kaufte ſie 1815 zu Paris. Das fürſtliche Haus Giuſtiniani in Rom leitet ſeinen Urſprung von einem berühmten Hauſe in Genua ab. Der Sammler dieſer denkwürdigen Kunſtwerke lebte am Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrh. In einem Pallaſte, den der kunſtliebende Sammler auf einem Theil der Ruinen von dem berühmten Thermen des Nero erbaute, war ſie eine der ſchönſten Zierden von Rom. Die Gemälde, welche dieſe Sammlung umſchließt, fallen meiſt in die Zeit, wo ihr Sammler lebte, und ſind daher für die Kunſtgeſchichte des damaligen Zeitalters äußerſt merkwürdig. Die Zahl der Gemälde giebt man auf 170 an.

Digitized by Google

Seit 1807, wo dieſe Sammlung nach Paris kam, wurde mitunter manches Meiſterſtück einzeln verkauft, ehe ſie der Prinz in der Folgezeit im Ganzen an Bonnemaiſon abtrat. Aus der früheſten Periode heben wir ein Gemälde des Domenico Corradi Ghirlandajo aus. Die Wahrheit wird hier als eine nur mit einem zarten Flor bekleidete Geſtalt dargeſtellt, mit einem ſpiegelblanken Schild und einem Palmzweig in den Händen. Eine Landſchaft, worin mit kleinen Figuren Paradies und Hölle angedeutet iſt, und die Hauptfigur auf einem Wagen, von vier weißen Einhörnern gezogen, bildet den Hintergrund. Das Ganze trägt das Gepräge des Phantaſtiſch-Bedeutungsvollen jener Zeit. Wenn man den Pinſel wegen ſeiner Trockenheit tadelt, ſo iſt die Behandlung des Nackten reizend, der Blick friſch und entſprechend. Ferner erwähnen wir aus jener naiven Kunſtepoche: drei Madonnen von Francesco Francia, eine Judith von Mantegna, der beweinte Chriſtus von Luca Signorelli, ein jugendlicher Chriſtuskopf aus der Schule Perugino's, und zwei Madonnen des Innocentius von Imola, in denen man jene Einfalt und Anſpruchsloſigkeit der alten Zeit in lieblicher Miſchung findet. Aus der florentiniſchen Schule ſind bemerkenswerth: eine heilige Familie von Fra Bartolomeo della Porta, ein mit kühner und feuriger Einbildungskraft vollendetes Bild; der Raub des Ganymed von Michel Angelo Buonarotti in verjüngtem Maaßſtabe. Die Ausführung des Gemäldes zeigt von einer ſolchen Sorgfalt und Vorliebe des Meiſters, daß Manche behaupten, es ſei nach der Zeichnung des Meiſters von Marcellio Venuſti gemalt; Venus und Amor van Daniel di Volterra. Aus der römiſch-raphaeliſchen Schule finden wir noch ein treffliches Gemälde von Raphaels ſpäterer Zeit hier. Johannes den Evangeliſten, auf einem Throne von Wolken, im Begriffe, die göttliche Offenbarung mit dem Griffel auf ein Tafel zu ſchreiben, die er mit der Linken hält; der Adler ruht zu ſeinen Füßen. Ein Gegenſtück deſſelben Gegenſtandes von Dominichino befindet ſich nicht mehr bei der Sammlung. Ferner beſitzt ſie aus dieſer Schule eine Vermählung der heil. Catharina von Giulio Romano, ein Muſterbild von heiterem Colorit und vollendeten Köpfen; ebenfalls die herrliche Copie der Porträts Julius II. nach Raphael. Aus der lombardiſchen Schule erwähnen wir: einen Chriſtuskopf von Correggio, zwei Gemälde ſeines Schülers Rondani, eine Magdalena und eine Ruhe der heil. Familie. Nächſtdem nehmen zwei heilige Familien von Camillo Procaccini, ein Beſuch der heiligen Eliſabeth bei der Jungfrau, von Pellegrini Tibaldi, und ein Hieronymus von Doſſi, das unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Aus der venetianiſchen Schule ſchmücken dieſe Sammlung die Herodias von Giorgione; die Ehebrecherin vor Chriſto, von Sebaſtiano del Piombo, nach Einigen von Pordenone, eins der größten Zierden der Sammlung. Der Kopf des Erlöſers und Verſöhners mit Gott iſt mit einer ſtrahlenden Hoheit rein menſchlicher Größe, Anmuth und Milde umringt. Ferner: eine Venus und eine Badende von Tizian, eine heilige Agnes von Paul Veroneſe, mehrere ſchöne Bilder von Tintoretto, eine Carita von Turchi, und eine Kreuzabnahme von Paolo Veroneſe. Jedoch die ausgeſuchteſten Schätze dieſer Sammlung beſtehen aus Werken der Eklektiker und Naturaliſten. Unter allen erwähnen wir Lodovico Carracci's Speiſung der 5000 Mann mit 5 Broten und 2 Fiſchen. Venetianiſche Farbenglut, mit großen und richtigen Formen der Florentiner vermählt, haucht dieſes Gemälde. In dem Augenblicke, wo das geſpannte Volk Wunder von Jeſu erwartet, ſtehet hier der Gottmenſch unter der zahlreichen Menge, und ſegnet die Fiſche, welche ihm ein Knabe darreicht. Noch befinden ſich von demſelben Meiſter zwei kleinere Gemälde, eine Madonna und eine Venus mit dem Amor hier. Von Agoſtino Carracci's Meiſterhand ziert ein Chriſtus mit dem Zinsgroſchen und ein todter Chriſtus zwiſchen zwei Engeln die Sammlung. Von Anni-

bal Carracci ſtaunen wir das ſeltene Meiſterwerk: Jeſus am Kreuze, und eine große Landſchaft aus der Gegend von Neapel bei Sonnenuntergang, an. Auch iſt noch ein Gemälde aus dieſer Schule des Guido Reni (ſ. d. Art.) merkwürdig. Von Albani finden wir ſehr merkwürdige Gemälde allhier, als er die Schule Carracci's verließ. Ein Abendmahl, nach einer Zeichnung von Carracci, und andere treffliche Gemälde, in halben Figuren: Chriſtus, Maria, Johannes der Täufer, und die Apoſtel Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Judas Thadäus. Von Annibal Carracci ſind die Apoſtel Philippus, Matthäus, Jakobus d. Kleinere und Paulus. Von dem Coriphäus unter den Naturaliſten, Michel Angelo Amerigi da Caravaggio, bewundert man hier ſein Altarblatt, die Ungläubigkeit des heiligen Thomas; zwei allegoriſche Gemälde, wo auf dem einen die ſinnliche Liebe unter dem Bilde eines fünfzehnjährigen Jünglings dargeſtellt iſt, und das Seitenſtück und den Sieg der himmliſchen Liebe über die irdiſche vor Augen hält. Noch beſitzt die Sammlung von dieſem Meiſter ein ausnehmend ſchönes weibliches Bruſtbild, ſo wie einige Gemälde des Guercino und Lanfranco, und ein treffliches Stück des Gherardo della Notte, die Befreiung Petrus aus dem Gefängniß. Von Meiſtern anderer Schulen iſt die Kunſtſammlung dürftig verſehen. Fünf ſchöne Gemälde von Pouſſin, eine ausgedehnte Landſchaft von Claude Lorrain, eine Fußwaſchung von Carl van Mander, eine Carita von Lambiaſi, und eine gefällige Landſchaft von Swanevelt ziehen unter dieſen die Augen des Kunſtkenners auf ſich. Verſchiedenen hier angeführten Meiſtern haben wir eigene Artikel gewidmet.

Glacis, in der Befeſtigungskunſt, die äußerſte, ſehr flache Feldabdachung einer Feſtung jenſeit des Grabens nach dem Felde zu. Das Glacis gewährt durch ſeine Lage den Vortheil, daß der angreifende Feind beim Vorrücken daſelbſt einem raſirenden Feuer aus allen Werken der Feſtung ausgeſetzt wird. S. Fortifikation.

Gladiatoren, Fechter, welche mit einander zum Vergnügen des römiſchen Volks auf Leben und Tod kämpfen mußten. Anfänglich beſtanden ſie aus Gefangenen oder Sklaven, oder aus verurtheilten Verbrechern; in der Folge aber fochten auch freigeborne Leute auf dem Kampfplatze, entweder um Lohn, oder aus Neigung, ſogar auch Perſonen von vornehmer Geburt. Nach ihren verſchiedenen Waffen und ihrer Art zu fechten, hatten ſie verſchiedene Namen. Die eigentlichen Gladiatoren, welche aus den geringſten und ſchlechteſten Leuten beſtanden, wurden von den Laniſtis im Fechten eine geraume Zeit unterrichtet, und zwar in beſondern Schulen. Bei den Uebungen fochten die Gladiatoren mit hölzernen Schwertern. Zuerſt übten ſie ſich im Fechten gegen einen feſtſtehenden Pfahl; nachher kämpften ſie mit einander ſelbſt. Wenn die Lehrjahre vorüber waren, ſo mußten die vollendeten Lehrlinge dem Laniſta ſchwören, daß ſie ſtets ſeinen Befehlen folgen, und tapfer bis auf den Tod fechten wollten. Wenn nun Jemand dem Volke ein Gladiatorſpiel geben wollte, ſo ging er zu dem Laniſta, und behandelte die Gladiatoren paarweiſe, wobei denn der Laniſta ſorgen mußte, daß er die Fechter ſo paarte, wie ſie ſich am beſten zuſammenſchickten. Am Tage des Gefechts wurden die Gladiatoren auf der Arena des Schauplatzes in Proceſſion aufgeführt. Alsdann wurden ſie Paar und Paar zuſammengeſtellt, und ihre Schwerter wurden von dem, der das Schauſpiel gab, unterſucht. Zuerſt hielten die Gladiatoren eine Art Vorſpiel zum Kampfe (Spielgefecht, woraus das verdorben deutſche Spiegelgefecht entſtand, indem ſie mit hölzernen Schwertern oder dergleichen fochten, wobei ſie ihre Arme mit großer Geſchicklichkeit ſchwangen. Darauf legten ſie dieſelbe auf ein gegebenes Zeichen mit der Trompete bei Seite, und nahmen ihre ordentlichen Waffen. Sie machten ſich ſodann mit großer Sorgfalt zum Streite fertig, und nahmen die ge-

Digitized by Google

hörige Stellung. Jeder ſuchte den Andern aus ſeinem Standpunkte zu treiben und zum Weichen zu bringen. Alsdann attaquirten ſie einander zu wiederholten Malen, und zwar nicht nur mit der Spitze, ſondern auch mit der Schärfe des Schwertes. Gerade Stöße waren leichter abzutreiben oder auszupariren, als Stöße von hinten, oder von der Seite. Vorzüglich ſuchten ſie ihre Seite zu decken. Manche Gladiatoren beſaßen die Geſchicklichkeit, während des Gefechts mit den Augen nicht zu blinken. Hatte ein Gladiator eine Wunde bekommen, ſo ließ der Verwundete zum Zeichen, daß er überwunden ſey, ſeine Waffen ſinken. Dadurch aber war er nicht etwa gerettet, ſondern ſein Schickſal hing von dem Willen des Volks ab, welches, wenn es ihn gerettet haben wollte, den Daumen niederdrückte; wollte es aber ſeinen Tod, den Daumen in die Höhe ſtreckte, und ihm befahl, ſein Schwert wieder zu nehmen. Gewöhnlich unterwarfen ſich die Gladiatoren dieſem Befehl mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Oft bot ſich auch der Ueberwundene von freien Stücken dem letzten Stoße dar; wollte er aber ſein Leben retten, ſo reckte er ſeine Hand in die Höhe, zum Zeichen, daß er an das Volk appellire. Nach Einigen zeigte das Volk den Tod, oder die Rettung des Gladiators auf die entgegengeſetzte Art durch die Bewegung des Daumens an. Die beſiegten Gladiatoren bemüheten ſich auch im Todeskampfe noch um den Beifall des Volks, und ſuchten ſterbend eine anſtändige Stellung zu behalten, worin ſie auch bei ihren Uebungen unterrichtet wurden. Ein Muſter davon giebt die ſchöne Statue, die unter dem Namen des *ſterbenden Fechters* bekannt iſt. Oft geſchahe es, daß ein Gladiator, den man ſchon für verloren hielt, ganz unverſehens ſeinem Gegner das Leben nahm, weil er, wenn er ſchon auf der Erde lag, eine Blöße ſeines Gegners zu Nutzen machte, ihm einen tödlichen Streich verſetzte. Wenn ein Gladiator todt war, und ſich verblutet hatte, ſo eilten beſonders dazu beſtellte Knechte mit eiſernen Haken herbei, ſchlugen ihm dieſe in den Leib, und ſchleppten ihn ſogleich aus dem Theater durch die Todtenpforte fort in die Todtenkammer. Die Sieger in den gladiatoriſchen Spielen bekamen eine Palme zur Belohnung. Solche, die einigemal geſiegt hatten, wurden für die Zukunft vom Fechten befreit, und bekamen zum Zeichen dieſer Freiheit einen Stab, oder ein hölzernes Schwert.

Glätte, Glette oder Bleiglette, ein zu Schlacken gebranntes Blei, das durch das Feuer, worin man Gold und Silber durch Hülfe des Blei's reinigt, bereitet wird. Wird die Glätte durch ſtarkes Feuer goldgelb und röthlich, ſo heißt ſie *Goldglätte*; wird ſie aber bleichgelb oder weiß: *Silberglette*, und iſt minder gut als jene. Die polniſche Glätte iſt die vorzüglichſte, dann folgen die aus Goslar, die engliſche und andere Sorten. Töpfer brauchen am meiſten Glätte; in der Medicin braucht man ſie äußerlich zum Abheilen und Kühlen; zuweilen bedienen ſich ihr betrügeriſche Weinhändler, um damit ſauergewordenen Wein zu verſüßen, aber dies iſt ein ſtrafwürdiger Mißbrauch, da Bleiglette, innerlich genommen, ein langſam tödtendes Gift, und ſehr ſchmerzhafte Zufälle, Drüſenverhärtungen ꝛc. beſonders die Bleikolik verurſacht.

Glarus, einer der kleinſten Kantone der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, der Rangordnung nach der ſiebente, von den Kantonen St. Gallen, Graubündten, Uri und Schwyz umgränzt, hat an 21 □ M. Flächeninhalt, iſt von allen Seiten, ausgenommen gegen Norden, mit Schnee und Gletſchern bedeckten Bergen ummauert, und wird von der Linth durchſtrömt. Die Glarner (24.000, worunter 4000 dem katholiſchen, und die Uebrigen dem reformirten Ritus folgen), ſeit 1352 im Bunde der Eidsgenoſſen, zeichnen ſich durch ihre Betriebſamkeit vortheilhaft aus. Die Verfaſſung iſt rein demokratiſch. Der Hauptort des Kantons, *Glarus*, mit 4000 Einw., liegt

Digitized by Google

an der Linth, am Fuße des 8000 Fuß hohen Glärniſchberges. Sie hat eine ſchöne gothiſche Kirche, mehrere Schulen, ein Spital, bedeutende Fabriken, beſonders in Baumwolle, gute Bleichen, und in mehreren Mühlen wird der berühmte grüne Käſe, Schabzieher, gemacht. Glarus hat viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht. Eine Meile unterhalb der Stadt an der Linth liegt der bekannte Ort Näfels, wo die Glarner zwei Mal (1352 und 1388) mit geringer Macht die überlegenen Oeſterreicher ſchlugen.

Glas, ein durch Schmelzung entſtandener glänzender, harter, ſpröder, auf dem Bruche ſchneidender idioelektriſcher, und mehr oder weniger durchſichtiger Körper, der der Einwirkung der Luft, des Waſſers und der Säuren widerſteht, und ſich bei hinlänglicher Hitze wieder in Fluß bringen läßt. Seinem Urſprunge nach iſt das Glas entweder als ein vulkaniſches Produkt in der Natur vorhanden, oder es iſt durch Kunſt erzeugt; ſeiner Miſchung nach iſt es entweder einfach oder zuſammengeſetzt; die einfachen Gläſer ſind ſalzig, z. B. das Boraxglas; oder metalliſch, wie das Glas vom Spiesglaſe. Die zuſammengeſetzten bereitet man aus verſchiedenen erdigen Stoffen, oder aus Salzen und Erden, oder aus Metallkalken, Salzen und Erden. Der Durchſichtigkeit nach iſt das Glas entweder vollkommen oder unvollkommen durchſichtig, jenes entſteht durch eine völlige Auflöſung und Schmelzung aller Theile, aus denen es zuſammengeſetzt iſt; dieſes durch Einmiſchung ſolcher Theile, die (wie beim Email und einigen Porcellanarten) des zu gering angewendeten Hitzgrades, oder ihrer Strengflüſſigkeit wegen nicht völlig aufgelöſet, und daher nicht innig mit der ganzen Maſſe vermiſcht werden können. Die erdigen Gläſer ſind die ſchwerflüſſigſten, die ſalzigen dagegen ſogar im Waſſer, und verſchiedene metalliſche in Säuren auflösbar. Das gemeine Glas, das aus Kiesſand und Holzaſche bereitet wird, löſet ſich bloß in der Flußſpathſäure auf. Wann, wo und wie die Kunſt, Glas zu machen, erfunden wurde, iſt nicht mit Gewißheit zu ſagen. Phöniciſche Kaufleute, ſagt Plinius, die Salpeter geladen hatten, wollten in der Gegend von Sidon am ſandigen Ufer eines Fluſſes ſich ein Mittagseſſen bereiten, und da ſie keine Steine fanden, um den Keſſel über das Feuer zu ſetzen, nahmen ſie dazu einige große Stücke Salpeter. Der Salpeter gerieth in Brand, vermiſchte ſich mit dem feinen Sande, und zeigte, als die Flamme erloſch, eine durchſichtige Maſſe, welche auf die Bereitung des Glaſes führte. Gewiß iſt es, daß die Kunſt, Glas zu machen, in das hohe Alterthum reicht, und daß Sidonien und Aegypten frühe Glas bereiteten. Als die Römer Aegypten eroberten, kam dieſe Kunſt nach Italien, von wo ſie ſich weiter verbreitete; doch zeigen die in Herkulanum gefundenen Ueberbleibſel, daß man es hier zu keiner Vollkommenheit gebracht hatte; und auch heut zu Tage zeichnet ſich Italien in dieſer Kunſt nicht beſonders aus, und muß ſich eine erſtaunliche Menge Glas aus Deutſchland und Frankreich zuführen laſſen. Noch mehr gilt dieſes für Portugal und Spanien; hingegen macht man das meiſte und beſte Glas jetzt in England (das dieſe Kunſt erſt ſeit einigen Jahrhunderten recht zu treiben angefangen), Frankreich, Dänemark, Böhmen und einigen deutſchen Staaten, vorzüglich in Sachſen und im Brandenburgiſchen. Es giebt 4 Hauptgattungen des Glaſes: 1) das gemeine grüne und ſchwarze, 2) das ſogenannte Kreide- oder weißes Glas, 3) das Kryſtall- und 4) das Spiegelglas. Der vornehmſte Stoff des gemeinen Glaſes iſt die Kieſelerde, welche die Natur in Bergkryſtall als das vollkommenſte Glas darſtellt. Um aber dieſe ſtrengflüſſige Erde ſchmelzbarer zu machen, ſetzt man Lauge hinzu, und zwar beſonders Laugenſalze. Die übrigen Zuſätze ſind nicht weſentlich, und dienen nur zur Erleichterung der Arbeit und zur Verbeſſerung des Glaſes. Von der Reinheit der Kieſelerde und der Güte und gehörigen Miſchung der übrigen Theile, welche die Compoſi-

Digitized by Google

tion zum Glaſe ausmachen, hängen die Eigenſchaften deſſelben ab. Das Kreideglas iſt beſſer, als das gemeine grüne, und wird aus Kiesſand, Pottaſche, Kreide, die die weiße Farbe des Glaſes erhöhet, und Braunſtein (der die fremdartigen Dinge aus der Glasmaſſe abführt), zuweilen mit einem Zuſatze von Hüttenrauch (der das Schmelzen befördert), verfertigt. In Ermanglung des Sandes nimmt man Feuerſtein und Sandkieſel zu Pulver gemahlen; die Engländer gebrauchen Töpferthon, und nehmen ſtatt der Holzaſche eine andere vorzüglichere aus Seepflanzen bereitete Aſche. Aus faſt eben dieſen Materien, d. i. aus Kiesſand, Pottaſche, Salz, Weinſtein, Salpeter, Hüttenrauch und Braunſtein fabricirt man das Kryſtallglas, aus dem Tafelgläſer, Trinkgeſchirre, Häng- und Wandleuchter, Aufſätze auf Tiſche, optiſche, phyſikaliſche, mathematiſche Inſtrumente, und ſo viele andere Dinge verfertigt werden. Die Werkſtatt, wo Glas verfertigt wird, heißt Glashütte. Das Verfahren dabei beruht auf folgenden Punkten: Das Gemiſch von Sand oder Kieſelerde und Aſche, die das nöthige Laugenſalz enthalten muß, wird in einem beſonders dazu eingerichteten Ofen kalzinirt, um beide Beſtandtheile deſto inniger mit einander zu verbinden. Aus dem Kalcinirofen bringt man es, noch glühend, in thönernen Gefäßen, die dem Feuer widerſtehen, in den Schmelzofen. Beſtand die Kieſelerde nicht aus feinem Sande, ſondern aus Quarzſtücken oder Bergkryſtallen, ſo wird ſie vor dem Einbringen in den Schmelzofen in ſteinernen Mörſern zerſtoßen. Nach 24—36 Stunden iſt gewöhnlich die Maſſe geſchmolzen, und heißt in dieſem Zuſtande Fritte. Iſt mit einem Schaumlöffel die Glasgalle, d. i. der auf der Fritte ſchwimmende Schaum abgenommen worden, ſo fängt der Glasbläſer ſeine Arbeit an. Zu dem Ende ſind in dem Schmelzofen fenſterähnliche Oeffnungen, durch die man zu den mit Fritte angefüllten Schmelzgefäßen kommen kann. Der Glasbläſer hat ein eiſernes Rohr, Pfeife genannt, das unten einen hohlen Knopf, und oben ein hölzernes Mundſtück hat; durch jene Oeffnung nimmt er mit dem Knopf ſo viel Fritte auf, als zu ſeinem Zwecke nöthig iſt, und bläſt daraus eine hohle Kugel, aus der er durch Schwänken in der Luft mittelſt einer Scheere und anderer Werkzeuge, allerlei Gefäße von beliebiger Form verfertigt. Zum Umbilden der Kugel bleibt Zeit genug, da die Maſſe nicht gleich erkaltet; ſollte dieſes aber auch geſchehen, ſo bringt ſie der Arbeiter mit der Pfeife wieder in den Ofen, wo ſie bald wieder ſo weich wird, daß er ſie nach Gefallen formen kann. Auf dieſe Art werden alle gläſernen Gefäße verfertigt. Selbſt die Glastafeln, die zu Fenſterſcheiben gebraucht werden, bläſt man in Cylindern, breitet ſie dann auf den Boden eines beſondern Ofens, der Streckofen heißt, platt aus, und läßt ſie erkalten. Es werden aber auch Scheiben in Formen gebildet. Da aber die geformten Glasgefäße, wenn ſie auf einmal erkalten, zu ſpröde und folglich noch zerbrechlicher werden würden, ſo bringt man ſie in thönerne Formen, die in den Kühlofen geſetzt werden. Hier erkalten ſie bei einem mäßigen, nach und nach abnehmenden Grade der Hitze. (Wie Spiegel verfertigt werden ſ. d. Art. Spiegel.) — Glaselektricität, poſitive oder Plus-Elektricität, iſt diejenige, welche das platte Glas durch Reiben mit der Hand oder mit andern Subſtanzen erhält. Sie iſt der Elektricität, die das Harz oder Spiegellack durch Reiben an den meiſten Subſtanzen erhält, entgegengeſetzt, ſo daß ein elektriſcher Körper, den das geriebene Glas anzieht, in eben dem Zuſtande von dem geriebenen Siegellack abgeſtoßen wird. Franklin und Alle, die nur eine einzige elektriſche Materie annehmen, erklären die Glaselektricität aus dem Ueberfluſſe dieſer Materie, und nennen ſie daher poſitive oder Plus-Elektricität. — Glasgalle iſt eine auf der Fritte oder der flüſſigen Glasmaſſe, wie ein Fett oder Schaum ſchwimmende Materie. Sie wird Axungia oder Sal vitri (franz. Sel de verre) genannt, und

beſonders zum Silberlöthen gebraucht, da ſie einen ſtarken Grad von Feuer annimmt, ſchwer flüſſige Subſtanzen leicht in Fluß bringt, und ſie auch lange in dieſem Zuſtande erhält. Die Töpfer bedienen ſich ihrer auch zur Glaſur. — Glasthränen oder Glastropfen, Springgläſer. Läßt man einen flüſſigen Glastropfen in kaltes Waſſer fallen, ſo nimmt er die Geſtalt eines ovalrunden Körpers an, der ſich in einen langen dünnen Schwanz endet, und in ſeinem feſten Zuſtande Glasthräne heißt. Dieſe feſten Glastropfen haben die merkwürdige Eigenſchaft, daß ſich der ovalrunde Theil mit dem Hammer ſchlagen und abſchleifen läßt, ohne zu zerbrechen, da hingegen, wenn man den dünnen Schweif abbricht, der ganze Tropfen augenblicklich in einen feinen Staub zerſpringt. Eine gleiche Wirkung zeigen die Glaswürmer, die ebenfalls in Staub zerſpringen, ſobald man ein Stück davon abbricht. Man bereitet ſie, wenn man einen noch flüſſigen Glasfaden in kaltes Waſſer gehen läßt, der nun von ſelbſt eine ſpiralförmige Windung annimmt, und Glaswurm genannt wird. — Glasporcellan, auch nach dem Erfinder: Reaumur'ſches Porcellan, iſt Glas, am beſten gemeines grünes Glas, das man in einer irdenen Kapſel, ganz und gar mit einer Miſchung von feinem Sande und zart zerriebenem Gipſe, oder auch nur mit einem von beiden, ſelbſt auch nur mit Kalk oder Kreide umgeben, dem Feuer des Töpferofens ſo lange, als gemeine Töpfergefäße brennen müſſen, ausgeſetzt, und dadurch in eine milchweiße, mehr oder weniger in's Bläuliche fallende, porcellanartige Maſſe verwandelt hat. — Glasflüſſe ſind bekanntlich eine Nachahmung der Edelſteine, die man in verſchiedenen Farben durch Zuſetzung metalliſcher Kalke erhält. Dieſe Flüſſe müſſen ſo hart, durchſichtig und glänzend als möglich ſeyn, eine lebhafte, durchaus gleiche Farbe und keine Blaſen haben. Sie unterſcheiden ſich (beſonders die böhmiſchen) von den Edelſteinen durch nichts ſonſt, als durch die geringere Härte, und dadurch, daß ſie beim Gebrauch blind (granirt) werden. Uebrigens geben ſie an Farbe und Feuer Edelſteinen gar nichts nach. Schnallen mit weißen Compoſitionsſteinen ſpielen täuſchend wie Brillanten, beſonders bei Nachtlichtern. Bei der Sonne fällt die Compoſition zu ſehr in das Regenbogenfarbige, woran ſie Kenner ſchon bei'm bloßen Anblicke unterſcheiden. Härte, Schwere und Kälte unterſcheidet Edelſteine von Compoſition. Vorzüglich Böhmen, auch Venedig und Holland, zeichnen ſich in der Kunſt, ſehr täuſchende Glasflüſſe aller Art zu fabriciren, aus. — Glasſchleifen. Dieſe Operation geſchieht, indem man durch Hülfe gewiſſer, nach verſchiedenen Modellen wohl gerundeten meſſingenen oder kupfernen Schüſſeln, und mittelſt des Sandes, Tripels und feingeriebenen Schmirgels, den man auf die Schärfe eines an einer Spille befeſtigten kupfernen Rädchens ſtreicht, allerhand Figuren, Wappen, Schriften u. dergl. ins Glas ſchneidet, und was durchſcheinen oder glänzen ſoll, mit einem bleiernen Rade polirt. Man vermuthet, das Glasſchleifen ſey im 12ten und 13ten Jahrh. aufgekommen, als man anfing, Brillen zu machen, zu denen geſchliffene Gläſer nöthig waren.

Glasfenſter. Nachdem ſchon die Bereitung des Glaſes erfunden war, war der Gebrauch der Glasfenſter noch nicht üblich. Die Häuſer der Morgenländer hatten in der Regel auf der Vorderſeite gar keine Fenſter; auf der Seite nach dem Hofe zu, waren ſie entweder mit Vorhängen, oder einem beweglichen Gitterwerke verſehen; im Winter wurden ſie mit geöltem Papier überzogen. Die Chineſer verſahen ihre Fenſteröffnungen mit feinen, mit einem glänzenden Lack überzogenen Stoffen, oder auch mit geſchliffenen Auſterſchalen. Der Römer lapis specularis, welcher die Stelle der Fenſter vertrat, war nichts anders, als das blättrige Marien- oder Frauenglas. Die eigentlichen Glasfenſter kommen im 3ten Jahrh. vor. Sie waren anfänglich von gefärbtem Glaſe. Inzwiſchen meint man doch im Schutte von

Digitized by Google

Pompeji Glasfenſter gefunden zu haben. Im ſechszehnten Jahrhundert waren ſie in in Frankreich bereits in allen Kirchen aber noch in ſehr wenigen Wohnhäuſern. In Italien gab man ſie erſt den Kirchen im achten Jahrhundert, und zwar auch von gefärbtem Glaſe. Ums Jahr 1180 fing man in England an, die Wohnhäuſer der Vornehmen mit Glasfenſtern zu verſehen. Ums Jahre 1453 rechnete Aeneas Sylvius es noch zur größten Pracht, daß er in Wien fand, daß die meiſten Häuſer Glasfenſter hatten. Aelter als in Frankreich, iſt dieſe mühſame Kunſt in Deutſchland und in den Niederlanden, wo ſie zu derjenigen Vollkommenheit geſtiegen iſt, bei welcher ſie ſtehen geblieben iſt. Fenſter aus ungefärbtem oder weißem Glaſe, wurden in Frankreich erſt im 14ten Jahrh. gebräuchlich.

Glasgow, eine große Handelsſtadt und berühmte Univerſität in Schottland, am Clyde, mit 120.000 Einw., iſt eine der älteſten Städte Großbritanniens, und war ſchon im Anfange des 6ten Jahrh. der Sitz eines Biſchofs. Sie hat ein ſchönes Schloß, eine alte, 1123 erbaute Cathedrale, 22 andere Kirchen, worunter viele ſich durch einen erhabenen Styl auszeichnen; andere prächtige, ſehenswerthe Gebäude ſind: die Börſe, das Theater, die Sternwarte, die Reitſchule, das Magdalenen-Hoſpital, das Irrenhaus, das öffentliche Gefängniß (letzteres iſt mit einer dem Parthenion Athens ähnlichen Säulenhalle verziert) ꝛc., welche alle von dem berühmten Architekten Stark ſeit den letzten 18 Jahren nach großen Muſtern der Antike aufgeführt worden ſind. Andere Denkmäler der Kunſt ſind: eine bronzene Statue König Wilhelms III. zu Pferde; die des großen Pitt von Marmor; und die eines bei Corunna in Spanien gefallenen Glasgowers, Namens John Moore, von Bronze. Dem Helden Nelſon zu Ehren iſt ein 142 F. hoher Obelisk errichtet worden. Unter den wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten zeichnen ſich vor allen aus: die 1450 von Jakob II. geſtiftete Univerſität (welche 1818 über 1600 Studenten, worunter an 400 Mediziner, zählte) mit dem herrlichen Hunterſchen Muſeum, welches naturhiſtoriſche, anatomiſche u. andere Sammlungen, vortreffliche Gemälde, und eine bedeutende Bibliothek enthält (es iſt nebſt dem prächtigen Gebäude die Schenkung eines Privatmanns, William Hunter, und wird an Werth über 150.000 Pf. Sterl. geſchätzt); das große Seminar mit 600 Schülern; die Kupferſtecher- und Malerakademie; mehrere gemeinnützliche Geſellſchaften, worunter eine zur Beförderung des Unterrichts der Katholiken, die hier eine Kirche haben. Unter den Manufakturen ſind die in Baumwolle die überwiegendſten. In der Stadt und der Umgegend ſind allein über 52 Baumwollenmühlen, hierzu kommen noch mehrere große Spinnereien und Manufakturen für Baumwollengewebe, welche alle durch Dampfmaſchinen bewegt werden; auch hat Glasgow einige Eiſengießereien, ſo wie eine Menge anderer Manufakturen und Fabriken. Der Handel der Stadt iſt in der neuern Zeit außerordentlich geſtiegen; auch iſt ihre Lage dazu beſonders günſtig, da ſie durch einen Canal, der den Clyde mit dem Fort verbindet, mit dem atlantiſchen und deutſchen Meere in Berührung ſteht. Jährlich kommen nach Glasgow über 40.000 Oxthofte Rohzucker, 200 Oxthofte Rum, 54.000 Säcke Kaffee, und 30.000 Säcke Baumwolle, welche von hier, zum Theil verarbeitet, ausgeführt werden. Um die Mitte des vorigen Jahrh. war die Stadt der erſte Stapelort für die amerikaniſche Tabake, die dann von hier durch ganz Europa verſendet wurden. Auch iſt Glasgow noch merkwürdig, weil hier 1811 durch Heinr. Bell das erſte Dampfboot erbaut wurde. In der Nähe der Stadt wurden die Britten unter ihrem König Galgakus von den Römern unter Agrippa (81 n. Chr.) geſchlagen.

Glasmalerei (Geſchichte der) in den Grundzügen ihres älteſten Urſprunges und der weiteren Ausbildung durch Erfindung der Glasſchmelzmalerei bis zu ihrer höchſten Blüthe; dann ihrer darauf ge-

Digitized by Google

folgten Vernachläſſigung, die man fälſchlich bisher für den gänzlichen Verluſt und Untergang derſelben gehalten hat, und endlich ihres Wiederauflebens in unſeren Tagen. Zuerſt unterſcheiden wir die eigentliche Glasmalerei (Glasſchmelzmalerei) von zwei andern Arten, der einen auf, oder beſſer hinter Glas, die mehr oder weniger durchſichtig; und der anderen, die zwar durchſichtig, aber ſich dazu nur kolorirter Firniſſe z. B., des Lacks, Grünſpans ꝛc. bedient, die gegen Feuchtigkeiten und Hitze nicht aushalten. Von dieſen kann hier die Rede nicht ſeyn. Die Glasmalerei verdankt ihren Urſprung zunächſt den alten Vorbildern der Muſivarbeiten. Man ſah aus verſchiedenfärbigen Marmorſtücken zuſammengeſetzte Fußboden, und bemühte ſich jetzt, aus mehreren Abtheilungen verſchieden gefärbten Glaſes, durch Gips oder feinen Mörtel zuſammengefügt, Fenſter zunächſt für Kirchen zu verfertigen. Dieſes iſt der roheſte Urſprung der Glasmalerei, der mit dem Gebrauche der Kirchenfenſter von Glas in den Schluß des dritten Jahrhunderts fällt. Dies bezeugt der heil. Hieronymus: Fenestrae, quae Vitro in tenues liminas fuso obductae erant. Eben ſo Fortunatus und Gregorius von Tours. Daß aber zu dieſem Gebrauche zunächſt farbiges Glas genommen wurde, das ſchließen wir aus Fortunatus hoher Beſchreibung des Tempels der heil. Sophia zu Conſtantinopel, worin er den bewunderungswürdigen Effekt der Morgenröthe durch die Kirchenfenſter ſchildert, der doch wohl nur dem färbigen und nicht dem weißen Glaſe zuzuſchreiben iſt. Uebrigens erhellet aus anderen Zeugniſſen der beiden letzt genannten Schriftſteller, daß in Gallien das gefärbte Glas frühzeitig und häufig zu den Muſivgemälden an Mauern und Gewölben der Kirchen gebraucht worden. Was nun zuvörderſt die weitere Verbreitung der Kenntniß ſowohl als des Gebrauches vom gefärbten Glaſe betrifft; ſo iſt ſie zuerſt von Frankreich nach England und Deutſchland gegangen. Gegen das Ende des ſiebenten Jahrhunderts kannten die Engländer das Glasmachen noch nicht. Der heil. Wilfrid ließ Glas und Glaſer aus Frankreich kommen zur Verfertigung der Kirchenfenſter des heil. Paulin zu York, und fünf Jahre nachher ſelbſt Glasmacher, die daſelbſt das erſte Glas verfertigten. Von hier aus kam nun dieſe praktiſche Wiſſenſchaft durch die Miſſionarien Willebord, Winfrid und Willehade im achten Jahrhunderte nach Deutſchland und Flandern, und endlich im neunten Jahrhunderte nach dem Norden. Der gemalten Glasfenſter zu Tegernſee in Baiern wird als einer der neueſten Erfindungen in dem Zeitraume zwiſchen 983—1001 gedacht. Die Italiener kannten zwar das gefärbte Glas ſchon, da ſie es zu ihren Muſivarbeiten häufig brauchten. Doch ſcheint es nicht, daß ſie daſſelbe vor dem achten Jahrhunderte zu Kirchenfenſtern verwendet haben. Der Bibliothekar Anaſtaſius ſagt: Leo III. habe die Fenſter der lateraniſchen Kirche aus gefärbtem Glaſe verfertigen laſſen, wozu der gelehrte Abt Fleury die Bemerkung macht: dies ſey ſeines Wiſſens das erſte Mal, daß von dieſem Gebrauche des Glaſes (ſo deutlich) geredet werde. Dieſe Gewohnheit, Kirchenfenſter aus gefärbtem Glaſe zu verfertigen, dauerte nun bis zum elften Jahrhunderte, wo man anfing, nach beſſeren Vorbildern der Muſivgemälde, die eigentliche Malerei auf Glas zu treiben. Aber auch hier waren die erſten Anfänge noch roh, und beſtanden darin, daß man ſich einer ſchwarzen Farbe bediente, mit ihr die zur Bildung des Geſichtes und Umfanges der Glieder nöthigen Umriſſe auf blaßrothes Glas, dann aber die Falten der Gewänder auf Gläſer verſchiedener Farben zu zeichnen. Jetzt nahmen zwar die Darſtellungen ſchon einen mehr hiſtoriſchen Karakter an; aber die Theile der Figuren und Gewänder waren immer noch aus mannichfärbigen Glasſtücken, nur feiner jetzt und in Blei, zuſammengefügt. Was die ſchwarze Farbe betrifft, ſo war ſie von eigener Art, und ſchon der Verglaſung (Einſchmelzung) fähig ge-

Digitized by Google

weſen, die nach le Vieil's Vermuthung durch das Glühen des damit bemalten Glaſes auf einer oder mehreren Lagen gepulverten Kalkes oder fein gebrannten Gypſes bewirkt worden. Dies ſind die echten Kennzeichen der älteſten Malerei auf Glas, vorzüglich im zwölften Jahrhundert. Von dieſer Art waren die gemalten Fenſter der Abtei St. Denis von 1140. So ging es nun fort durch das dreizehnte Jahrhundert, worin ſich die Einfaſſungen um die Figuren durch mannichfaltige Zeichnung und übereinſtimmende glückliche Miſchung allerlei glänzender Farben in genauer Fügung noch beſonders auszeichnen. Ehe wir zu den Fortſchritten der Glasmalerei in den folgenden Jahrhunderten übergehen, ſcheint es uns bemerkenswerth, daß ſchon im zwölften Jahrhundert die Deutſchen es in der Verfertigung des beſten durch und durch gefärbten Glaſes von allen Farben, am weiteſten gebracht, und es den Franzoſen, Niederländern und Engländern in vorzüglicher Menge geliefert hatten. Nur das rothe anfänglich ausgenommen, zu deſſen Vervollkommnung — wie le Vieil bemerken will — „die Deutſchen mehr die Koſten, als die Unnützlichkeit (das Mißlingen) der Verſuche ſcheuten.“ Auch die Engländer blieben nicht zurück. Sie erhielten im ſiebenten Jahrhundert von den Franzoſen Glasmacher und Glasarbeiter, und dieſe dagegen von ihnen im zwölften Jahrhundert geſchickte Glasmaler. Der Abt Süger berief deren Mehrere nach Frankreich, die unter andern die Hauptglasfenſter der Kirche einer von der Gräfin von Braine geſtifteten Abtei gemalt. Das vierzehnte Jahrhundert trug anfänglich durch eine der Vergleichung nach beſſere Zeichnung als vorhin, zur Vervollkommnung der Glasmalerei bei; doch dieſer Vortheil bezog ſich eigentlich nur auf eine beſſere Darſtellung der Gegenſtände, wozu jetzt noch Schilderungen von Portraiten und Wappen in Aufnahme kamen. Die Figuren, Gewänder, Laubwerke und Zierrathen, die vorhin mittelſt der ſchwarzen Farbe nur mit Linien und Schraffierungen angedeutet waren, gewannen nach und nach durch richtigere Vertheilung von Schatten und Licht mehr Hervortritt, Kraft und Ründung. Doch den größten Vortheil, hinſichtlich des mechaniſchen Verfahrens, erhielt ſie erſt gegen das Ende dieſes Jahrhunderts durch die wichtige Erfindung der Schmelzmalerei, oder der zu Glas werdenden Metallfarben, und zwar durch Johann van Eyk. Nach le Vieil mag das Verfahren dabei im Weſentlichen darin beſtanden ſeyn, daß er die fein geriebenen Schmelze in Gummiwaſſer aufgelöſt, etwa in der Dicke von zwei Papierblättern auf die Fläche einer weißen Glastafel trug, und dann dieſen Auftrag mit der Glastafel ſelbſt durch die Glut des Ofens zu einer Oberfläche verſchmolz, wenn auch nicht ſo glatt, doch, gegen das Licht gehalten, ſo durchſichtig, wie die farbigen Gläſer, die auf der Hütte in ihrer durch und durch gefärbten Maſſe geſchmolzen wurden. Doch nimmt le Vieil von dieſer Erfindung der Schmelzmalerei die Färbung des rothen Glaſes aus, als welches, nach ſeinen gemachten Erfahrungen, ſchon bei den älteſten gemalten Fenſtern (im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert) nicht in ſeiner ganzen Maſſe, ſondern nur auf ſeiner Oberfläche gefärbt, vorkömmt. Es mag aber die Verfertigung wohl dadurch zu Stande gekommen ſeyn, daß man die eine Oberfläche eines weißen Glaſes, zuvor matt und durchaus eben geſchliffen, nach Bedarf eines dunkleren oder helleren Tones, mehr oder minder, zuerſt vermittelſt eines breiten Borſt- und dann feineren Haarpinſels, mit einer rothen Tinktur (oder Firniß, wie es Kunkel nennt) überſtrichen hat. Durch die darauf im Feuer bewirkte durchaus glatte und ebene Verſchmelzung wurde dann die Oberfläche des Glaſes ſo durchſichtig, klar und kräftig gefärbt, als wäre die ganze Dicke des Glaſes davon durchdrungen. Die Alten nannten dieſe Art Glaſes Ueberfangglas, zum Unterſchiede des durch und durch gefärbten. Es wurde ſchon auf den Glashütten ſo bereitet, und war immer von allen

Digitized by Google

das theuerſte. Man erzeugte es in verſchiedenen Abſtufungen: Granat- oder Feuerroth, dunkel- oder mehr durchſichtig Hochroth, und endlich Rubin- oder Purpurroth. Von dieſer letzteren giebt Grummer allein zehnerlei ihm gelungene Verſuche an, ohne der übrigen Arten von Erzeugungen und Vorſchriften anderer Chemiker, eines Kunkels, Neri's, Merret's, Blancourt u. ſ. w. zu gedenken. Es mag nun wohl ſeyn, daß van Eyk hierdurch zuerſt veranlaßt worden, gleich der rothen, die anderen Farben, wie Blau, Grün, Gelb ꝛc. auf eine weiße Glasoberfläche durchſichtig einzuſchmelzen. So viel aber iſt gewiß, daß durch dieſe Erfindung der Schmelze, die wir ihm zu verdanken haben, die Glasmalerei eigentlich erſt ihre höchſt mögliche Vervollkommnung, und daher ihren Werth und Namen erhalten hat. Auf dieſe Höhe der Ausbildung im vierzehnten Jahrhundert geſtellt, ſehen wir die Glasmalerei im fünfzehnten und vor Allem im ſechszehnten Jahrhundert auf ihren höchſten, wohl nie zu übertreffenden Glanz geſtiegen. Abgeſehen von Fleiß, Feinheit und Niedlichkeit in Ausführung der Züge, ſelbſt bis zu den Haaren, die ſchon mit zum fünfzehnten Jahrhundert gehört; abgeſehen von aller Reinheit der Zeichnung und dem beſſeren Geſchmacke der Anordnung und Ausführung, die im ſechszehnten Jahrhundert von Italien ausgehend, ſich in Frankreich und Deutſchland verbreitete, und nun überall beſſere Cartone und Vorbilder, ſelbſt eines Leonardo, Raphael, Dürer, Lukas v. Leyden u. A. an die Hand gab; ſo lag doch die Möglichkeit einer weit ſchnelleren und zierlicheren Ausführung aller dieſer verbeſſerten Weiſen zunächſt in der nun einmal erfundenen Schmelzmalerei. Dadurch verſchwand zuerſt jene Alte, nach muſiviſcher Art, durch plumpe Zuſammenfügung vieler einzelner in Blei gefaßter Stücke, eingelegte Arbeit; jetzt erſt konnte ſich zunehmende Freiheit und wachſender Schwung in den Figuren, Laubwerken und den übrigen Verzierungen entfalten, da man anfing, Alles auf ein Stück weißer Glas mit kolorirter Schmelz zu malen, und mit den der Natur des Gegenſtandes entſprechenden Schattierungen zu verſehen. War aber vom Maler ſchon ein herrſchender Farbenton auf die eine Oberfläche des Glaſes durchaus eingeſchmolzen, oder bediente man ſich des auf der Hütte bereiteten Ueberfangglaſes; ſo ſchliff man vermittelſt eines feinen, die Farbe zerſtörenden Schmergels dieſe an jenen Stellen wieder hinweg, wo eine andere zu ſtehen kommen ſollte. Wir geben hier, wo wir den Gipfel dieſer Kunſt erreicht haben, eine kurze Ueberſicht ihrer ausgezeichneteſten Meiſter, und deren vornehmſten Werke. Im 15ten Jahrhundert blühete in Frankreich Arnold Desmoles, der ſich durch ſeine Geſchicklichkeit in der Glasmalerei viel Ruhm erwarb, und ſehr viel Sachen in den vorzüglichſten Städten Gascogne's hinterlaſſen hat. Im 16ten Jahrhundert zeichneten ſich Claude und Israel Henriet, Vater und Sohn, Heron, Linard und Mabrain, und einige Andere vorzüglich aus. In Spanien blühte um dieſe Zeit die Glasmalerei vorzüglich. Die Künſtler, die die Glasmalereien in der Hauptkirche zu Toledo ausgeführt haben, waren Dolfin, Luis, Pedro Bonifacio, Criſtobal, Pablo, und zwei Pedro. Die Meiſter Pablo und Criſtobal waren beide Deutſche. Der erſte bemalte einige Glasſcheiben in der Cathedralkirche von Toledo, im J. 1459. Ein anderer Meiſter Pedro war ein Franzoſe, ließ ſich aber zu Toledo nieder, und bemalte ebenfalls daſelbſt verſchiedene Glasſcheiben in demſelben Jahre. In der Cathedralkirche zu Sevilla, die im J. 1401 zu erbauen angefangen worden, ſind die Fenſter, deren Zahl ſich auf 90 beläuft, alle mit prächtigen Glasmalereien, nach den Werken v. Raphael, M. Angelo, Pellegrino, Tibaldo und Albrecht Dürer, geſchmückt, und zwar durch einen gewiſſen Arnao, der für jedes Fenſter eine Belohnung von 1000 Dukaten, im Ganzen alſo die Summe von 90.000 Dukaten, erhielt. Spanien hat überhaupt einen gro-

Digitized by Google

ßen Reichthum an geſchickten Glasmalern gehabt. Zu den berühmteſten Meiſtern gehört vor Andern Juan de Ortega, der 1534 einige Glasmalereien in der Cathedralkirche von Toledo verfertigte. Die Glasmalereien in der Cathedrale von Polengia ſind Werke des Jorge de Borgna, die nach deſſen Tode, 1541, Diego de Salcedo ausführte. Carles Bruxes, ein Flamänder, zierte um's J. 1558 die Cathedrale zu Sevilla mit einer ſchönen Glasmalerei, welche die Auferſtehung des Heilandes darſtellt, und beſſerte auch einige alte Glasſcheiben daſelbſt aus. Unglücklicher Weiſe gerieth dieſelbe 1562 in die Hände der Inquiſition. Um's Jahr 1579 ſchmückte Octavio Valerio die Fenſter der Cathedralkirche zu Malaga mit einigen geſchmackvollen Gemälden aus; und Franciſco Herranz, der zu Segovia blühete, kann als der letzte berühmte ſpaniſche Glasmaler angeſehen werden. England hatte ebenfalls große Meiſter. Das von John Thornton in dem großen Fenſter der Cathedrale zu York gegen Abend, aus dem 15ten Jahrhundert, iſt eines der bewundernswürdigſten Meiſterſtücke der Glasmalerei. Heinrich VII. ſchätzte die Glasmalereien ſehr, und ließ daher die Fenſter der Kirche von Malvern mit überaus koſtbaren Bildern dieſer Art ſchmücken. Unter andern wird das jüngſte Gericht dem unſterblichen Meiſterwerke Michel Angelo's gleichgeſtellt. Aber dieſe, und viele andere prächtige Malereien der Art, hier, und an andern Orten, ſind größtentheils ein Raub der Zerſtörung geworden. Am Ende des fünfzehnten und zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts wurde die Glasmalerei in England nicht mehr mit dem Eifer, wie in frühern Zeiten, betrieben; die wichtigſten Arbeiten dieſer Art kamen aus den Niederlanden, und waren vielleicht die einzigen Muſter der brittiſchen Künſtler. In Deutſchland feierte die Kunſt ebenfalls ihre ſchönſte Blüthe. Zu Köln hatte die Glasmalerei in dieſem Zeitraume es vorzüglich im Gange der Farben und in der Compoſition der Gemälde zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. In 3 Fenſtern von ungeheuerer Größe der äußern umherlaufenden Mauer des Doms daſelbſt, ſtrahlt die ganze Geſchicht Chriſti im ſchönſten Lichte, daneben erſcheinen Wappen und Ritter in der brennendſten Farbenpracht. Einige der berühmteſten Glasmaler in Nürnberg, die aber ihrem Vorgänger Albrecht Dürer (ſ. d. Art.) weit nachſtanden, waren Johann Brechtel († 1521), Sebald Hirſchvogel († 1589), Georg Wiedmann (um 1589), Hans Eß (um 1594) u. A. m. — Ob nun aber gleich die Glasmalerei in dieſem Zeitraum, was die Schönheit und Lebhaftigkeit der Farben betrifft, den höchſten Grad der Vollkommenheit erreichte, der jemals in dieſer Kunſt erreicht wurde, ſo ſind doch diejenigen Glasmalereien, die ſich noch bis auf unſre Zeiten in Gouda erhalten haben, diejenigen, die Alles übertreffen, was man in dieſer Art Schönes ſehen kann. Unter der Zahl dieſer bemalten Glasfenſter ſind einige von Joachim Bytenwael (Wienwail) erfunden, und von Adrian G. de Vrye gemalt. Verſchiedene andere ſind erfunden und gemalt von Wilhelm Tibaut oder Thibaut 1599. Alle Andern übertrafen aber in dieſer Arbeit die beiden Brüder Dirck und Wouter Crabet. — Daß in Niederſachſen die Glasmalerei ſchon ſehr früh bekannt geweſen ſey, beweiſen mehrere daſelbſt vorgefundene Denkmäler. In den Fenſtern des Chors zu Goslar haben ſich Malereien mit Jahrszahlen aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert gefunden. Malereien aus dem 15ten Jahrhundert finden ſich in dem zum Stift Gandersheim gehörenden, ehemaligen, 1124 geſtiftet ſeyn ſollenden Kloſter Klus, und hinter dem Altar der Kirche zu Lelm, ohnweit Königslutter. — Das die Glasmalerei auch in der Schweiz nicht vernachläſſigt worden ſey, beweiſen mehrere noch vorhandene Glasgemälde. Unter andern befindet ſich in einem Fenſter des Chors der Pfarrkirche zu Wald, im Züricher Gebiete, der Ritter und Stifter der Kirche,

Ulrich von Freundſcherz, knieend gemalt, mit der Jahrszahl 1308. J. C. Geiger (geb. zu Zürich 1597, † 1674) (ſ. d. Art.) erfand eine beſondere Art der Glasmalerei, wo man mit Oelfarben unter das Glas malt, da denn dasjenige, was in andern Gemälden zuletzt geſtrichen wird, hier zuerſt aufgetragen werden muß. Zuweilen bedient man ſich auch auf ſolche Art der Leim- und Gummifarben dazu. — Beſonders ſchön iſt aber die Glasmalerei an den Kirchenfenſtern in den Niederlanden, wo die van Dyke und Lukas van Leyden, Golzius u. A. blühten, und mehrere Reiſende haben die, in der Hauptkirche zu Ypern, die dem heil. Martin geweiht iſt, für die ſchönſten in Europa gehalten; doch mögen ſie die in Gouda wohl ſchwerlich übertreffen. Zu dieſer Höhe gebracht, ging endlich auch die Glasmalerei den Weg alles Vergänglichen. Schon gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts fing ſie an, mehr und mehr in Abnahme zu kommen. Der herrſchende Geſchmack daran war verſchwunden. Die Reformation und beſonders die Religionsſtreitigkeiten in Frankreich und Flandern, waren den meiſten Gegenſtänden ihrer Darſtellung nicht mehr hold, man ſpottete wohl des Malers, der ſich damit beſchäftigte. Andere träumten überall Finſterniß, und in den Kirchen war ihnen der Tag nicht mehr hell genug. Es mußte Licht herbeigeſchafft werden. — Licht von Außen, durch kaltes, weißes Glas, das nun ſtatt des glühendfärbigen, in dem der Tag ſich wunderbar gebrochen und gemildert hat, zu Fenſtern eingeſetzt wurde. War eine jener farbigen Wundergeſtalten in Trümmer gegangen, fehlte das Stück eines Gliedes daran oder Mantels; ſo ward es höchſtens durch ein anderes von weißem Glaſe erſetzt, es mochte paſſen oder nicht, wenn es dadurch nur wieder um ſo viel heller geworden war. Was hätte da den Maler, deſſen mühſame Arbeit immer weniger Beifall gefunden, noch bewegen können, ſich ferner zur Ausübung eines Zweiges der Malerei zu verſtehen, die nebenbei noch vielen Gefahren unterworfen war. Immer kleiner wurde darum die Anzahl der ausübenden Glasmaler, und was ſelbſt dieſe noch in den ſpäteren Zeiten der Abnahme ihrer Kunſt hervorgebracht, wie matt und arm ſtehet es nicht der farbenreichen Kraft der früheren Werke gegenüber! Es waren auch die früheren, mächtigen Tafeln immer mehr, wenn wir ſo ſagen dürfen, zu winzigen Staffelei-Gemälden herabgeſchmolzen. Die kräftigeren Schmelze wurden nach und nach zu Halbſchatten fähig gemacht, deren man ſich zuletzt nur noch zu flachen, monotonen Gemäldchen bediente, an welchen endlich aller Gebrauch der in den Hütten kolorirten Glastafeln ganz und gar verſchwunden iſt. Der auf dieſe Weiſe immer ſeltener gewordene Verbrauch des färbigen Glaſes und vor allem des rothen, deſſen man ſich in den früheren Jahrhunderten ſo häufig bediente, war jetzt natürlich auch Urſache, daß es der Mühe und Koſtſpieligkeit wegen auf den Hütten immer ſeltener, ja wenigſtens in der erſten Hälfte des 18ten Jahrh., wohl nirgends mehr, weder in Frankreich noch Deutſchland verfertiget wurde. Le Vieil ſelbſt geſteht, daß er in den böhmiſchen Glashütten Beſtellung auf rothes Glas gegeben, aber ungeachtet er es um zwei Drittheile theuerer bezahlen wollte, auch nicht eine einzige Lieferung habe erhalten können. Was das übrige färbige Glas aus dem letzten Jahrhundert betrifft, das blaue unter andern; ſo hat man oft Gelegenheit zu bemerken, daß es, in Vergleichung zu den Aelteren, bei weitem nicht immer ſo dunkel und geſättiget vorkömmt, auch nicht mehr in dem glühenden Ultramarin- und Saphier-Tone, wie bei den Aelteren und Aelteſten, wozu ſie ſich, wie Abt Süger berichtet, ſelbſt des Saphiers bedient haben ſollen. Wie aber auch im 17ten und 18ten Jahrhunderte die Glasmalerei immermehr herabgekommen ſeyn mag, ſo zählten ſie dennoch über 42 mit Namen bekannte Maler; darunter mehrere Mönche, 19 Ober- und Niederdeutſche, wie

Bronkhorſt unter andern, und Diepenbeck, Spielberg, Gerh. Dov u. A.; die übrigen aber Franzoſen. Unter den Letztern zeichnet ſich die Familie le Vieil beſonders aus. Sabattier, in ſeiner Lobrede auf Peter le Vieil, berichtet, daß dieſe aus der Normandie ſtammende Familie ſich daſelbſt mehr, als zwei Jahrhunderte hindurch mit Glasmalen berühmt gemacht. Peter ward zwar durch die Arbeiten ſeines Vaters, der 1731 ſtarb, und ſeines Bruders Johann, denen er mit zugeſehen, und beiden ſelbſt dazu die nöthigen Schmelze bereitet und zu Pulver gerieben hat, in die Geheimniſſe dieſer Malerei völlig eingeweiht; allein durch ihren ſchon mehr überhand genommenen Verfall abgeſchreckt, fand er keinen weiteren Beruf mehr, ſich derſelben zu widmen. Er beſchloß vielmehr, von der praktiſchen Ausübung völlig abzuſtehen; dagegen aber ſeiner folgenden Zeit, den ganzen Mechanismus des Verfahrens, die kolorirte Email (Schmelz) zu bereiten, die Art damit zu malen, und die gemalten Gläſer zu ſchmelzen, in ſeinem Werke: L'art de peindre sur verre, ſchriftlich zu hinterlaſſen. — Die Materialien hierzu übermachte er ſeinen Verwandten dem Ludwig und Johann le Vieil, beide Glasmaler, welcher Letztere die Herausgabe nach ſeines Vetters Tode (1772), durch den Druck beſorgte. Gleichzeitig mit Peter le Vieil lebte in Paris 1768 nur noch ein einziger Glasmaler, der auch ſeinen zwanzigjährigen Sohn in dieſem Zweige unterrichtete; woraus klar zu entnehmen, daß durch den Letzteren, ſo wie durch die beiden le Vieil, Ludwig und Johann, die Ausübung der Glasmalerei in Frankreich ſich wenigſtens bis zum Schluſſe des 18ten Jahrhunderts erhalten hat. Im 17ten Jahrhundert fängt in der Geſchichte der engliſchen Glasmalerei eine neue Epoche an, und es traten, beſonders von 1630 an, mehrere Künſtler auf, deren Arbeiten von verſchiedenem Gehalt, Kirchen und andere Gebäude zieren. Indeſſen ward die Kunſt auch von Zeit zu Zeit wieder vernachläſſigt, ſo daß man gegen das 17ten Jahrhundert kaum Jemand finden konnte, der im Stande geweſen wäre, die zerbrochenen Fenſterſcheiben wieder zu ergänzen. Der erſte, der ſich wieder hervorthat, war Henry Giles von York; ſein beſter Zögling und Nachfolger Wilh. Price der ältere, der ſich zuerſt einen Namen durch die Geburt des Heilandes, nach einem Bilde von Thornhill, machte, welches im J. 1696 vollendet wurde. Er ſtarb 1622. Juſua und William Price, Wilhelm Peckitt, Jarvis, Forreſt, Pearſon u. A., ſind Künſtler des 18ten Jahrhunderts, wovon die beiden Letztern vorzüglich berühmt ſind. Der größte neuere Glasmaler war aber Francis Eginton, der 1805 auf ſeinem Landſitz Handsworth bei Birmingham ſtarb, und ſeine, in England wieder aufgeblühete Kunſt in einer Vollkommenheit ausübte, die kein Künſtler vor ihm in dem hohen Grade erreicht hatte. Noch nennen wir den berühmteſten engliſchen Maler neueſter Zeit, Benjamin Weſt, von dem ſeit 1764 eine ungeheure Anzahl von Arbeiten erſchienen ſind, von denen die beſten durch die vielen Kupferſtiche, die darnach verfertigt wurden, rühmlichſt bekannt geworden ſind. Dieſer lieferte im J. 1799 zur Schauſtellung der Akademie mehrere Cartons für Glasſcheiben-Gemälde zu der Collegiatkirche in Windſor, zu einem Fenſter in der Paulskirche zu Birmingham ꝛc., welche Jarvis oder ſeine Schüler, die überhaupt die bedeutendſten Kirchen in England mit ihren Produkten ſchmücken, ausgeführt haben. Nur aus den deutſchen Ländern iſt die Ausübung dieſer Malerei mit Anfang der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts völlig verſchwunden; wenigſtens dürfte unſers Wiſſens ſich kaum mehr der Name eines einzigen Malers finden, der in jener Zeit noch als Glasmaler ſich beſonders hervorgethan hätte. J. W. Baumgärtner ſtarb ſchon 1761, nachdem er nur anfangs Landſchaften und Proſpekte auf Glas gemalt, dann aber ſich der Oel- und Fresco-Malerei gewidmet hat. Werfen wir jetzt noch, ehe

Digitized by Google

wir zur Fortſetzung der Glasmalerei im 19ten Jahrhundert übergehen, einen Blick auf die angeführten Grundzüge ihrer früheren Geſchichte; ſo ergiebt ſich von ſelbſt, wie durchaus irrig man bisher behauptet hat, das Geheimniß der Glasmalerei der Alten ſey völlig verloren gegangen. Endlich feierte die Glasmalerei im 19ten Jahrhundert ihre Wiedergeburt, wenigſtens für Deutſchland, woraus ſie, wie wir ſchon oben geſagt, früher als aus Frankreich und England, verſchwunden war. M. S. Frank aus Nürnberg war bisher der Einzige, der in Deutſchland der Glasmalerkunſt wieder auf die Bahn half. 1800 begann er ſeine erſten Verſuche; ſeine Bemühungen waren nicht vergebens, und 1804 machte er ſchon mit der Schmelzmalerei den Anfang. Seitdem verfertigte er für mehrere deutſche Höfe verſchiedene Schmelzgemälde, und viele ſeiner Arbeiten gingen nach England. Ihre Vortrefflichkeit wird mit Einer Stimme anerkannt. Seit 1818 wohnt Frank in München. An Glanz und Durchſichtigkeit, ſo wie an glühender Pracht ſeiner Einſchmelzungen hat es ihm wohl bis jetzt noch Keiner zu vor gethan. Seine gelbe Farbe iſt in jeder Hinſicht ganz die der Alten; ſein Blau giebt an Sättigung und Klarheit den ältern Flüſſen wenig nach. Zugleich widerſtehen ſeine Einſchmelzungen vollkommen der Salzſäure. In der rothen Farbe, beſonders im Tone des Purpurs, die ſchwierigſte von allen, brachte es Frank ſchon zu einem bedeutenden Grade; und ſo iſt, bei ſeinem unabläſſigen Streben nach höchſt möglichſter Vollkommenheit, ſeine Kunſt noch immer im Steigen. Als eins ſeiner beſten Stücke bewundert man die Geburt Chriſti und das Abendmahl im königl. Kunſtkabinet zu München. Während Frank die Glasſchmelzmalerei bis zu dieſem bewundernswürdigen Grade aus ihren Schlummer zum Leben wieder geweckt hat, haben ſich auch in Wien, Berlin u. a. O. Glasmaler gezeigt, deren Werke aber keine Glasſchmelzgemälde im Sinne der Alten ſind; es fehlt ihnen Glanz und Durchſichtigkeit: die Hauptſache bei den Alten, und ſie ſind ſtets weſentliche Anfoderungen an die neuern Glasgemälde, wollen ſie ſich den Verdienſten der Alten nähern. In Köln am Rhein trat Reiner Birrenbach, nach 20jährigem Studium und vielen Verſuchen (ſeit 1817) als Glasmaler auf. Ueber eine ſeiner Leiſtungen (die Madonna mit dem Kinde, der vor ihm knienden Catharina einen Kranz aufſetzend, in der Porzellanfabrik zu München) ſprach ſich unlängſt ein berühmter Kunſtrichter im Weſentlichen ſo aus: Abgeſehen von der Zeichnung, die unter aller Würdigung iſt, zeigt dieſes Produkt zuerſt eine auffallende Armuth an mannichfaltigen Farben die ins Monotone geht. An eine rothe Farbe, viel weniger an Purpur, iſt gar nicht zu denken. Alle übrigen Farben ermangeln mehr oder weniger der Klarheit, Durchſichtigkeit und jenes ſtrahlenden Glanzes, worin ſich die Farben der Alten ſo einzig auszeichnen. Nur die blaue Farbe zeigt einen ſchönen, kräftigen Ton von Azur. Das Hauptgebrechen aber ſcheint wohl in dem Schmelzen ſelbſt zu liegen; denn die Farben zeigen ſich völlig dürr und trocken, und darum ſcheint die Schmelze ſelbſt nicht von echter Art zu ſeyn. Indeſſen verdient doch ſein Bemühen einer dankbaren Anerkennung, obſchon ſeine Werke mit denen das Frank keine Vergleichung aushalten können. Wir ſchließen mit der Bemerkung, daß die Glasmalerei in unſern Tagen noch gar mancher Verſuche bedarf, wäre es auch allein der gefärbten Gläſer überhaupt und des Purpurs insbeſondere wegen, der als Ueberfangglas vom größten Vortheile für die Glasmalerei iſt, um ſie auf einen den Alten gleich ſtehenden Grad der Vollkommenheit zu bringen. Dieſe Verſuche aber können größtentheils nicht anders als koſtſpielig ſeyn, einmal ſchon wegen der dazu nöthigen Ingredienzen, und dann wegen ihres öfteren Mißlingens. Denn daß auch hierin die Erfahrung Vieles leiſten müſſe, lehrt uns ſchon der ältere viel erfahrene le Vieil. Zu ſolchen

Digitized by Google

Verſuchen gehören große, vollſtändige Apparate, Oefen von der zweckmäßigſten Conſtruktion und dem nöthigen Umfange; ja bis auf die Glashütten ſelbſt dehnt ſich die nothwendige Mitwirkung aus, ſoll auch nur in Hinſicht der Technik Großes und Herrliches wieder, wie ehemals, aus dieſem Zweige der Malerei hervor gehen. Der hierzu erfoderliche Aufwand von Zeit und Koſten liegt keineswegs in den Mitteln eines Privat-Mannes, der ſchon damit genug geleiſtet hat, wenn ſeine Bemühungen im Kleinen ihn zum Gelingen fernerer Verſuche im Großen berechtigen. Erſt dann, wenn ein Staat dieſe Angelegenheit zu der Seinigen macht, und der neuen Anregung dieſer Malerei, die nun ſchon einmal in ſo erfreulichen Reſultaten vor uns liegt, und ehemals von Frankreichs Königen mit beſonderen Freiheiten und Privilegien begünſtiget worden, mit aller Sorgfalt pfleget, und ſie unterſtützt durch Mittel aller Art, erſt dann läßt ſich erwarten, die Glasmalerei werde zu ihrem älteſten Glanze ſich wieder erheben, und groß wie einſt auch Großes wieder geſtalten.

Glasgalle, ſ. Glas.

Glasporcellan, ſ. Glas.

Glasſchleifen, ſ. Glas.

Glastropfen oder Glasthränen, ſ. Glas.

Glaſur, ſ. Töpfer.

Glatteis beſteht in einer dünnen glatten Eisrinde, welche das Steinpflaſter und überhaupt jeden Weg überzieht. Es entſteht, wenn nach heftigem Froſte Thauwetter mit einem gelinden Regen eintritt. Vergl. Eis u. Froſt.

Glaube, das lebendige Gefühl der Ueberzeugung von der Wahrheit einer Sache. Es giebt einen hiſtoriſchen, philoſophiſchen und moraliſchen Glauben. Der religiöſe Glaube (in der Religion) iſt das vernünftige Bewußtſeyn des Gemüths vom Daſeyn des Göttlichen, ſo in ihm wie außer ihm; — Unglaube alſo: das Bewußtſeyn des Verſtandes von der Leerheit ſeines Gemüths, das Gott in ſich ſo wenig als außer ſich wahrnimmt; — Aberglaube: das vernunftloſe Bewußtſeyn des Gemüths vom überſinnlichen Daſeyn des Unſinnlichen, oder: die irrige Anſchauung des Göttlichen im Irdiſchen. Den Myſtikern iſt der religiöſe Glaube ein vom göttlichen Einfluſſe unmittelbar gewirktes Leben. Andere nennen ihn eine Gabe Gottes, eine Tugend, oder: das beſondere Vermögen im Menſchen der Beſitzergreifung des Ewigen in der Anſchauung. — Der religiöſe Glaube beruht auf der Ergebung (Hingebung) und auf der Begeiſterung. Er reinigt das Herz und den Geiſt. Einfach kindlich, wie er iſt, lenkt er die Seele ab vom Irdiſchen zu dem Unendlichen. Er führt zur Liebe; die Liebe aber führt zur Demuth, die Demuth zur Geduld. Das thätige begeiſterte Leben führt entweder zum Glauben, oder zum Aberglauben; das bloß kluge Leben ohne Begeiſterung (Ergebung oder Erhebung) zum Unglauben. Aber auch der Aberglaube hat zum Unglauben geführt.

Glaubenseid nennt man das feierliche Bekenntniß, welches alle Geiſtliche der chriſt-katholiſchen Kirche bei der Uebernahme ihrer Aemter, und auch weltliche Perſonen, welche von andern Confeſſionen zu dieſer Kirche übertreten, zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit an das Glaubensbekenntniß ablegen müſſen. Die Form dieſes Eides iſt dieſelbe, wie ſie von Papſt Pius IV. nach den Beſchlüſſen des Conciliums zu Trient feſtgeſetzt wurde. Daß die Kirche ein Recht habe, einen ſolchen Eid von den Pflegern und Erhaltern ihres Heiligthums zu fodern, wird Niemand in Abrede ſtellen. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, wo die Nationalverſammlung mittelſt der berüchtigten constitution civile du clergé, die franzöſiſche Geiſtlichkeit vom centrum unitatis der Kirche abzog, wanderten viele Geiſtliche entweder aus, oder entzogen ſich durch freiwillige Niederlegung ihrer Aemter

der Leiſtung des von ihnen gefoderten Bürgereides, welcher mit ihrem geleiſteten Glaubenseide in offenbarem Widerſpruche ſtand. Da nur wenige aus Rückſicht zeitlicher Vortheile den Conſtitutionseid geleiſtet hatten, ſo erklärte Pius VI. in einer Bulle vom 13. April 1791 alle neue Prieſterwahlen für ungültig, und alle Geiſtliche, welche den Bürgereid abgelegt hatten, ihrer Aemter für verluſtig.

Glauber (Johann Rudolph), ein deutſcher Alchymiſt, geboren zu Anfang des 17. Jahrh., ließ ſich nach großen Reiſen zu Amſterdam als praktiſcher Arzt nieder, wo er 1668 ſtarb. Ueber ſeine Entdeckungen in der Chemie ſ. d. folg. Art. Seine Schriften erſchienen geſammelt unter dem Titel: Opera chimica, Frankf. 1658, 2 Bde. 4. — 2) Johann, Maler, aus Utrecht, geb. 1646, † zu Amſt. 1726, malte, wie ſein Lehrer Berghem, vorzüglich Landſchaften, u. radirte auch einige Blätter. — 3) Joh. Gottl., des Vorigen Bruder, geb. zu Utrecht 1657, ſt. zu Breslau 1703, ein großer Landſchaftsmaler, deſſen Figuren und Thiere, ſich durch richtige Zeichnung und treffliches Colorit auszeichnen.

Glauberiſches Wunderſalz (ſchwefelſaure Soda) hat dieſen Namen von ſeinem Entdecker J. R. Glauber († 1668), eines um die Chemie verdienten deutſchen Arztes, dem man außer dieſer Entdeckung noch die beſſere Einrichtung der Oefen, die Abkürzung mehrerer chemiſchen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetergeiſtes durch Vitriolöl verdankt. Glauber erfand dieſes Salz zufällig, als er Kochſalz vermittels der Vitriolſäure zerſetzte, um die rauchende Salzſäure zu deſtilliren. Natürlich findet man es theils aufgelöſt in mineraliſchen Waſſern, theils trocken. Es beſteht aus Schwefelſäure mit $\frac{1}{3}$ Soda (feuerbeſtändigem mineral. Laugenſalze) verbunden. Es muß gereinigt und kryſtalliſirt werden, ehe man es brauchen kann. Das Meiſte aber wird durch die Kunſt verfertigt. Es iſt eines der gbeſten elinde abführenden, auflöſenden und zugleich kühlenden Mittel, von bitterſalzigem kühlenden Geſchmack.

Glaukus: 1) ein Sohn des Minos und der Paſifä. Als Kind verfolgte er eine Maus, fiel darüber, in ein Faß voll Honig, und erſtickte darin. Als man ihn lange vergebens geſucht hatte, befragte Minos das Orakel und erhielt zur Antwort: dir iſt ein dreifarbiges Kalb in deinen Heerden geboren, und derjenige, der am beſten errathen wird, wem es gleicht, wird dir auch deinen Sohn lebendig wieder geben können. Polyidos fand das Räthſel, und entdeckte auch darauf den Knaben im Honigfaſſe. Da er auch ihn nicht wieder lebendig machen konnte, verſchloß ihn Minos mit dem Todten in ein Grabmal. Hier ſah Polyidos einen Drachen auf den todten Knaben zueilen; er erſchlug den Drachen; da kam ein zweiter hervor, trug ein Kraut im Maul, und legte es auf den Erſchlagenen hin, der darauf wieder zum Leben erwachte. Polyidos nahm daſſelbe Kraut, legte es auf den entſeelten Glaukus, und der Todte ward lebendig. Nach Andern hat ihn Aeskulap in das Leben zurückgerufen. 2) Glaukus, der Sohn des Hippolochus, führte die Lykier von Xanthos nach Troja dem Priamus zu Hülfe. In der Schlacht traf er einſt auf den Diomedes. Als ſie beide ſich einander Geſchlecht und Namen kund gemacht hatten, erkannten ſie ſich als Gaſtfreunde, gaben ſich traulich die Hände, tauſchten ihre Rüſtungen, und gingen im Frieden auseinander. Mit Sarpedon und Aſteropäus half er die griechiſche Verſchanzung beſtürmen, und focht ſchon auf der erſtiegenen Mauer; hier wurde er aber von Teukro verwundet. Dann ſchützte er den, vom Ajas niedergeworfenen Hektor, kämpfte für den Leichnam des Sarpedons, und ſtritt gegen Ajas um den todten Patroklus. — 3) Glaukus, ein Fiſcher aus Anthedon in Böotien, der nicht lange vor Aeſchylus unter die Volksgötter aufgenommen

Digitized by Google

wurde. Er wurde vorgeſtellt mit dunkelgrünem Barte, und mit einem blauſchuppigen Leibe, der unten in den Schweif eines Fiſches überging. Als ein Meergott hatte er auch die Gabe der Weiſſagung, und Apollonius läßt ihn ſchon den Argonauten am myſiſchen Geſtade prophezeien.

Glaz, Grafſchaft (ehemal.) zwiſchen Böhmen, Schleſien und Mähren, im preuß. Regbz. Breslau, enthält 30 □ M., 93.200 Einw., und iſt mit den angenehmſten Abwechſelungen von Bergen und Thälern, Wäldern und Wieſen, Feldern und Bächen verſehen. Friedrich II., König von Preußen, eroberte ſie 1742, und ſie iſt ihm und ſeinen Nachkommen, in dem darauf erfolgten Berliner Frieden, auf ewig abgetreten worden. Die Hauptſtadt gleichen Namens an der Neiſe, zwiſchen zwei hohen befeſtigten Bergen, der alten und neuen Feſtung, hat 651 Häuſer, 5480 Einwohner, 15 kathol. und evangel. Kirchen, kathol. Gymnaſium, Waſſerkunſt und Handel mit Leinwand und Leder. Die Stadt wird im Winter erleuchtet.

Gleichen (Ernſt oder auch Ludwig d. Sechste, Graf v.), von den Romanziers vielfach beſungen, ſtammte aus einem ehedem ſehr berühmten, nunmehr erloſchenen deutſchen Geſchlechte. Bei dem Kaiſer Friedrich dem Erſten ſtand er in hohem Anſehen. Mit ihm, und dem Landgr. Ludwig v. Thüringen zog er in das gelobte Land. Bei Ptolemais gerieth er aber in Gefangenſchaft, und mußte niedrige Sklavendienſte verrichten. Hier erblickte ihn eines Tages, wie die Sage berichtet, die Tochter des Sultans, als er an einem Wege arbeitete. Die fürſtliche Prinzeſſin gewann ihn lieb, und verhieß ihm ſeine Freiheit, wenn er ſie zur Gattin nehmen, und mit ihr entfliehen wolle. Seine Einrede, daß er gegen Weib und Kinder daheim ſchon die Pflichten eines Gatten und Vaters zu erfüllen habe, hinderte die, an die Sitte der Vielweiberei in ihrem Lande ſchon gewohnte, Prinzeſſin nicht, auf ihrem Antrage zu beharren. Der bedauerenswürdige Gefangene entſchließt ſich, da er keinen Ausweg zu ſeiner Befreiung ſieht, zur Polygamie. Er entflieht mit ſeiner Retterin, und erreicht glücklich die Küſte von Venedig. In Rom erhält er vom Papſte die Erlaubniß, beide Gemahlinnen, nachdem die Türkin die Taufe erhalten, behalten zu dürfen. Auch ſeine erſte, in Deutſchland noch lebende, Gemahlin willigt ein, ſeinen Beſitz mit ſeiner Retterin zu theilen, und lebte mit ihr in traulichem Vereine. Galetti's thüringiſche Geſchichte und eine Schrift des Prälaten Placidus Muth, haben dieſe Sage beleuchtet. Das Grabmal des Grafen, auf welchen man ihn mit beiden Gemahlinnen abgebildet erblickt, befindet ſich zu Gotha.

Gleichen (Friedrich Wilhelm von), genannt Ruſſworm, nach dem Namen der Familie ſeiner Mutter, ein berühmter Naturforſcher, geb. zu Baireuth den 14 Jan. 1717, trat in baireuthiſche Kriegsdienſte und brachte es bis zum Major. Im Jahre 1756 nahm er ſeinen Abſchied, erhielt einige Zeit darauf den Titel geheimer Rath, und beſchäftigte ſich auf ſeinem Gute Greifenſtein mit naturhiſtoriſchen Forſchungen. Er ſtarb den 16 Juni 1783. Man hat von ihm: Geſchichte der gemeinen Stubenfliege, Nürnberg 1764, 4.; Geſchichte der Blattläuſe und Blattlausfreſſer, des Ulmbaums, ebd. 1764, 8.; Abhandlung über die Samen- und Infuſionsthierchen, ebd. 1778, 4.,; Neueſtes aus dem Reiche der Pflanzen, ebd. 1764, Fol., und mehrere Abhandlungen in den Schriften der naturforſchenden Freunde zu Berlin und andern Zeitſchriften.

Gleicher, ſ. Aequator.

Gleichgewicht, der Ruheſtand, welcher erfolgt, wenn zwei oder mehrere Kräfte ſo gegen einander wirken, daß keine überwogen wird, ſondern ſich alle Bewegung aufhebt. Die Lehre vom Gleichgewicht feſter Körper heißt Statik, die der Flüſſigkeiten Hydroſtatik. Wenn zwei gleich groẞe

Digitized by Google

Kräfte zu gleicher Zeit auf einen Körper in entgegengeſetzter Richtung wirken, ſo ruht der Körper, oder die Kräfte befinden ſich im Gleichgewicht.

Gleichgewichtsſyſtem, politiſches, das Beſtreben der Staaten, dem Schwanken und der Ungewißheit ihrer äußern Verhältniſſe abzuhelfen, indem ſie einem rechtlichen Zuſtande ſich nähern. Die Vernichtung dieſes Gleichgewichts führt die Univerſalherrſchaft eines Mächtigen herbei. Das Gleichgewichtsſyſtem der neuern Zeit entſtand im 15ten Jahrh. in Italien; es verbreitete ſich im 16ten allmählig über die ſüdeuropäiſchen Staaten, fand ſeit den 17ten in Deutſchland ſeinen Mittelpunkt, und umfaßte ſeit dem 18ten ganz Europa. Die Aufgabe deſſelben war, das gegenſeitige Verhältniß der Staaten ſo zu ordnen, daß keine vorherrſchende Macht ſich bildete, welche dadurch der Unabhängigkeit aller übrigen gefährlich würde. Man irrte ſich aber, wenn man die Bedingungen dieſes Gleichgewichts in einer vollkommnen Machtgleichheit unter den verſchiedenen Staaten, alſo in einer ſtrengen, gleichmäßigen Abrundung derſelben in Hinſicht auf Größe, Reichthum, Volksmenge u. ſ. w. zu finden glaubte. Denn die *innere* Kraftentwickelung, beſonders die moraliſche, bringt, oft entſcheidender als äußere Vergrößerung, Ungleichheit der Macht hervor. Dagegen iſt eine *Gleichheit im Rechte*, ſo wie dieſe unter den Bürgern jedes gut eingerichteten Staates ſich findet, die einzig haltbare Grundidee des politiſchen Gleichgewichts, nach welcher jeder Staat, auch der ſchwächſte, mit gleicher Sicherheit ſeines wohlerworbenen Rechts genießt, als der mächtigſte. Man bezweckte daher durch Bündniſſe Vertheidigung und Schutz gegen die Anmaßungen drohender Uebermacht. Seitdem ſind Unterjochungskriege ſeltner geworden, und der Grundſatz des Staats*rechts*, daß der wohlerworbene Beſitzſtand heilig und unverletzlich ſey, Krieg aber nur zur Vertheidigung geführt werden dürfe, iſt auch in die Staats*kunſt* übergangen. Indeß haben Leidenſchaften, beſonders Eiferſucht und Argwohn, nicht ſelten jenen Bündniſſen eine falſche Richtung gegeben, oder ſie unwirkſam gemacht, wo nicht ganz aufgelöſt. Auch wurde das Gleichgewicht oft nur vorgeſchützt, um andere Entwürfe einer eiferſüchtigen Cabinetspolitik zu verbergen. Deſſen ungeachtet hat die Vorſtellung von einem *rechtlichen* Zuſtande aller Staaten unter einander ſich immer mehr in der öffentlichen Meinung befeſtigt, unter den Staaten ſelbſt aber eine thätigere Aufmerkſamkeit auf einander, und, wie unter den Völkern, ein regeres Gefühl des Werths politiſcher Unabhängigkeit hervorgebracht. Um ſo auffallender war es, wenn ſelbſt in einigen der neueſten Beſtimmungen der europäiſchen Staatenordnung mehr das Gleichgewicht des Machtverhältniſſes vorgewaltet zu haben ſchien, als das der Gleichheit vor dem Rechte. Dagegen hat das *heilige Bündniß* Europa die große Hoffnung gegeben, daß die Mächte vom erſtem Range den rechtlichen Zuſtand, in welchen ſie dadurch unter ſich gegen die übrigen Staaten getreten ſind, durch den Geiſt des Chriſtenthums befeſtigen und die praktiſche Staatskunſt über jede Anklage der Geſchichte fortan erheben werden. — Die *Geſchichte* des politiſchen Gleichgewichts haben *Eichhorn*, *Ancillon* und *Heeren* erzählt. Vergl. insbeſondre *Saalfeld*'s Allgem. Geſch. d. neueſten Zeit. I. Abth. S. 30—56. S. d. A. *Staatsvertrag*.

Gleichheit (rechtliche) findet unter Menſchen nur in Hinſicht ihrer *angebornen* Rechte Statt; man nennt ſie daher die *urſprüngliche* Gleichheit. Die angebornen Rechte beziehen ſich aber auf Leben und Freiheit der Perſon, welche zu ſchützen die Pflicht des Staates iſt; die Gleichheit im Staate beſteht alſo darin, 1) daß *jede* Perſon, als ſolche, mit ihrem Leben und ihren Gütern unter dem Schutze des Geſetzes ſteht, und nach dem allgemeinen Geſetze beurtheilt wird; mithin keineswegs eines Andern Willkühr unterworfen, oder *außer dem Rechte* iſt; 2) daß *jede* Perſon erwerb-

Digitized by Google

liche Rechte im Staate erwerben kann, und ein Stand nicht durch einen andern davon ausgeſchloſſen iſt. Dieſe rechtliche Gleichheit beruht auf der *Perſönlichkeit*, als der Eigenſchaft des Menſchen, als freies ſelbſtſtändiges Weſen unter ſeines Gleichen zu beſtehen. Wenn nun zwar alle Perſonen Rechte haben, ſo können doch nicht alle dieſelbe haben, und eine materiale Gleichheit des Rechts hebt ſich ſelbſt auf, da jede Perſon auch von der andern verſchieden iſt, verſchiedene Kräfte, Zwecke und Bedürfniſſe hat, unter verſchiedenen Verhältniſſen in der Natur erſcheint und wirkt, und zur Erwerbung von Rechten ſeine Kräfte verſchieden anwendet; — mithin die Menſchen ſelbſt, folglich auch ihre *erworbenen* Rechte, ſowohl in Hinſicht ihres Umfangs, als in Hinſicht ihrer Beſchaffenheit, in der Wirklichkeit immer ungleich ſeyn müſſen. Daher ſich auch der Wahn jener revolutionären *Gleichheit*, welche in Frankreich durch Aufhebung der Monarchie und der Stände, ſo wie der Ungleichheit des Eigenthums bewirkt werden ſollte, durch den ſchrecklichſten Pöbeldespotismus und die Verwirrung aller bürgerlichen Verhältniſſe beſtrafte, nach welcher die härteſte Militärregierung noch eine Wohlthat ſchien.

Gleichniß in der Redekunſt heißt ein *Gleichniß* die ausführliche Vergleichung eines ausgemalten Bildes mit dem daneben geſtellten Gegenbilde. Die bloße Zuſammenſtellung, die nur aufmerkſam auf das Bild macht, ohne es ausführlich zu vergleichen, führt bloß den Namen der *Vergleichung*, und verhält ſich gegen das Gleichgewicht wie die Metapher zur Allegorie. Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben, iſt eine bloße Vergleichung. Hingegen Matth. 11, 16 — 19 ein ſchönes Gleichniß. Von dem Gleichniſſe könnte man auch noch die *Parabel* unterſcheiden. Sie beſteht in der Darſtellung einer vergangenen Begebenheit, ſo wie ſie in der wirklichen Welt zu geſchehen pflegt (wodurch ſie ſich von der Fabel unterſcheidet), durch deren Vorſtellung man auf die Vorſtellung deſſen, was in der Gegenwart iſt, oder geſchehen müßte, durch Vergleichung geleitet wird. Von der Art iſt die ſchöne Parabel Lukas 8, 4—8. Vergl. *Figuren*.

Gleichung nennen Aſtronomen die Reduktion der Zeit der ſcheinbaren oder mittlern und der wahren Bewegung der Sonne. Dieſer Unterſchied entſteht aus der Excentricität der Erdbahn u. der Schiefe der Ekliptik.— *Gleichung* bezeichnet in der Algebra, daß einerlei Größen auf verſchiedene Art ausgedrückt werden. Dieſe Ausdrücke heißen die *Glieder* der Gleichung. Das allgemein angenommene Zeichen der Gleichung iſt = oder aequal, z. B. 3 Thlr. = 72 Gr. oder 3 a = 72 b. Die Vergleichung zweier Zahlen von gleicher Art in Abſicht ihrer Größe heißt ein *Verhältniß*. Die Zahlen, die man vergleicht, heißen auch *Glieder*, z. B.:

$$3 - 1 = 5 - 3. \text{ oder}$$
$$6 : 2 = 15 : 5.$$

Zwei gleiche Verhältniſſe bilden eine *Proportion*, z. B. 2 : 3 :: 4 : 5. oder 2 : 4 :: 8 : 16. Eine fortgehende Reihe ſolche Verhältniſſe erzeugt eine *Progreſſion*, z. B. 1 : 2 : 3 : 4 oder 1 : 2 : 4 : 8 u. ſ. w.

Gleim (Johann Wilhelm Ludwig) wurde den 2. April 1719 zu Ermsleben, einem Städtchen in dem Fürſtenthum Halberſtadt, geboren. Um das Jahr 1738 bis 1740 ſtudirte er auf der Univerſität zu Halle die Rechtswiſſenſchaften. Ein glückliches Ungefähr brachte ihn hier in die Bekanntſchaft Uzens, der ebenfalls ſich der Rechtsgelehrſamkeit widmete. Beide liebten, neben ihrem Hauptſtudium, die ſchönen Wiſſenſchaften, laſen gemeinſchaftlich die vortrefflichſten Schriften der Alten und Neuern, theilten ſich ihre Bemerkungen mit, und übten ſich in eigenen poetiſchen Arbeiten. Ihr akademiſcher Aufenthalt fiel gerade in den, für die deutſche Literatur unvergeßli-

Digitized by Google

chen, Zeitpunkt, wo eine geſundere Kritik ſich von Zürich aus durch Bodmer und Breitinger über Deutſchland verbreitete, und man anfing, die Poeſie mit beſſern Verſuchen zu bereichern. Der liebliche Dichter Götz, welcher damals ebenfalls in Halle Theologie ſtudirte, ſchloß ſich an ſie an. Auch hatten ſie noch an einem früh verſtorbenen Freunde, Namens Rudnick aus Danzig, einen Geſellſchafter, der großen Scharfſinn im Studium der Philoſophie und ſchönen Literatur zeigte. Und ſo widmete ſich hier ein kleiner Zirkel fein fühlender Jünglinge der Muſenkunſt, während daß zu gleicher Zeit, nur einige Meilen von ihnen, in Leipzig, die Gärtuer, Schlegel, Cramer, Klopſtock, Rabener und Andere daſſelbe thaten. Was hat Deutſchland dieſem glücklichen Zuſammentreffen edler Jünglinge nicht zu danken gehabt! Als Gleim ſeine juriſtiſchen Studien in Halle geendigt hatte, ging er nach Berlin, als Staabsſekretär des Prinzen Wilhelm von Schwedt, eines Sohnes des Markgrafen Albrecht. Als dieſer beim Rekognosciren der Feſtungswerke von Prag durch eine Kanonenkugel ſein Leben verloren hatte, kam Gleim als Privatſekretär in die Dienſte des Fürſten Leopold von Deſſau, der unter dem Namen des alten Deſſauers bekannt iſt. Ein glücklicher Umſtand brachte ihn nach Magdeburg. Von hier kehrte er nach Berlin zurück, um eine, ihm zugeſicherte, Poſtinſpektorsſtelle anzutreten, welche er aber gleichwohl nicht erhielt. Doch wurde er 1747 Sekretär des Domkapitels zu Halberſtadt, und in der Folge auch Kanonikus des, nicht weit von dieſer Stadt gelegenen, Stifts Walbeck. Eine lange Reihe von einigen fünfzig Jahren bekleidete er dieſe Stelle die ihm noch Muße genug übrig ließ, ſeinem Hange zur Dichtkunſt ungeſtört zu folgen, bis er, nachdem in der letzten Zeit dem Greiſe das Licht der Augen erloſchen war, den 18. Februar 1803, in einem Alter von beinahe vier und achtzig Jahren, ſanft verſchied. Frühe fing Gleim an zu dichten, und nur erſt kurz vor ſeinem Tode legte er die Leier nieder. Er half im Anfange der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Morgenröthe des beſſern Geſchmacks für unſere Sprache und Literatur mit Andern herauf führen. So entſchieden aber auch der Werth ſeiner meiſten Produkte aus dieſem frühern Zeitraume iſt, ſo würden ſie doch ihre Klaſſicität noch länger behaupten, wenn ſie durch die letzte Feile gegangen wären, und derſelben ihre höhere Vollendung zu verdanken gehabt hätten. Die Arbeiten ſeines ſpätern Alters verrathen die Schwäche deſſelben. Man nannte ihn unſern Anakreon, und in vieler Rückſicht war er es. Glücklich erlauſchte er die Naivetät und Anmuth des Griechen; er ſang den Genuß der Lebensfreuden mit derſelben Heiterkeit, wie jener. Oft ahmt er den Griechen nach; aber er gefällt mehr, wenn er Orginal iſt, und dem eignen Geſange ſeines Geiſtes folgt. Seine ſcherzhaften Lieder unterſcheiden ſich alsdann durch den Ausdruck inniger Fröhlichkeit, einen leichten Fluß der Gedanken und jene ſcheinbare Nachläßigkeit, die dieſer Dichtungsart ſo wohl anſteht. Die frühern, in welchen überhaupt eine reichere Ader ſtrömt, ſind witzig, voll munterer, ſchalkhafter Einfälle, doch ſo, daß ſie die Sittſamkeit mit keiner Sylbe beleidigen. Wein, Roſen und Mädchenkuß ſind die Gegenſtände ſeines ungekünſtelten Geſanges. In einigen ſinkt jedoch das Sanfte und Einfältige ins Matte, das Natürliche ins Tändelhafte herab. In den ſpätern verkennt man öfters den Liebling der Muſen und Grazien gänzlich. Durch den Beifall, den ſich Gleims Lieder erwarben, ließen ſich eine Menge Dichterlinge verführen, uns mit einer Sündfluth unzähliger kleiner nettgedruckter Sammlungen, die nichts als ein unwitziges Gewäſch von Wein und Liebe enthielten, zu überſchwemmen. Das war jene liederreiche Zeit, wo es in Deutſchland von anakreontiſchen Verſen wimmelte, wo jedes fade Geſchwätz in kurzem Sylbenmaaße ein anakreontiſches Lied hieß. Gleims Nachäffer wurden ausgeziſcht und vergeſſen; aber auch er hat vielleicht zu un-

Digitized by Google

billig, für fremde Sünden gebüßt. Am ſicherſten rechnet Gleim durch ſeine Kriegslieder auf die Unſterblichkeit ſeines Namens. Außer dem Inhalte, wodurch ſie zu einer Art hiſtoriſcher Denkmäler geworden ſind, wird die kraftvolle und kunſtloſe Sprache, untermiſcht mit einigen Härten, die zu dem angenommenen Karakter des gemeinen Kriegers nicht übel paſſen, die Kühnheit in Wendungen und Ausdruck, das ungeſtüme Feuer der Begeiſterung, das in vielen Strophen lodert, vornehmlich aber die Verbindung des kriegeriſchen Geiſtes mit den edlern Geſinnungen der Menſchlichkeit, die allenthalben ſichtbar iſt, auch von der unparteiiſchen ſpätern Nachwelt geachtet und bewundert werden. Gleims Fabeln empfehlen ſich durch eine eigene gedankenvolle Kürze, und ungezwungene, fließende, treuherzige Erzählungsart. Sie unterſcheiden ſich vornehmlich durch die Kunſt, die Moral an den Faden der allegoriſchen Handlung ſelbſt zu knüpfen. Gleim war es, der die Romanze, die bis dahin hauptſächlich nur von den Spaniern und Engländern bearbeitet worden war, zuerſt auf deutſchen Boden verpflanzte, und dem man daher den Anlaß zu den nachherigen vielfältigen und zum Theil ſehr glücklichen Bearbeitungen derſelben unter uns zu verdanken hat. Mit morgenländiſchem Schwunge, kühn, als ein Seher Gottes, und in hoher phantaſiereicher Einfalt rührt und lehrt er in ſeinem Halladat, einem Werke von tiefem Sinne und eigenthümlichem Gepräge, das aber in unſern Volksſchulen kaum zu gebrauchen ſeyn dürfte. Nicht zufrieden indeß, durch eigne poetiſchen Arbeiten von mannichfaltiger Art, den Ruhm des deutſchen Parnaſſes befördert zu haben, war Gleim auch der treue Pfleger jedes aufkeimenden Talents. Zu denen Dichtern, welchen er theils Ermunterer, theils kritiſcher Freund, theils Unterſtützer und Gönner wurde, gehören Kleiſt, die Karſchin, Jacobi, Michaelis, Klamer Schmidt u. ſ. w. Aber auch manchen Andern erzeigte er ſich gefällig und nützlich. Durch weiſe Zurathehaltung ſeines Vermögens war er im Stande, viel Gutes zu ſtiften. Nur gegen ſich ſelbſt ſtrenge, war er der erſte, mit Rath und That, wenn etwas Gutes auszuführen war, und er konnte in den heftigſten Unwillen gerathen, wenn man ihm die Gelegenheit dazu verſchwiegen. Er beſchämte ſelbſt Fürſten durch ſanfte und immer wiederkehrende Erquickung des Genies. Das war das größte Wohlleben für den Gatten- und Kinderloſen, dem aber durch edle Nichten und Neffen auch alle Familienfreuden reichlich zu Theile wurden. Undank und Vereitelung ſeiner Abſichten, konnten ſein Wohlthun nicht hemmen. Er genoß das ſeltene Glück, die erſten Männer der Nation, insbeſondere Klopſtock, Uz, Leſſing, Ramler, (mit dem er doch in der Folge zerfiel), Spalding, Herder, Johannes Müller u. A. zu Freunden zu haben. Von jeher unterhielt er einen lebhaften Briefwechſel mit den denkwürdigſten Gelehrten, und beſaß einen Schatz von Briefen vielfacher Erheblichkeit, aus dem ſich insbeſondere die Geſchichte unſerer ſchönen Literatur anſehnlich bereichern läßt, und wovon ſein Neffe W. Körte Vieles durch den Druck bekannt gemacht hat. Mit den Bildniſſen ſeiner Freunde hatte er ein anſehnliches Zimmer ſeiner Wohnung ausgeſchmückt, — in der That eine Gallerie von lauter ausgezeichneten Männern, zum Theil das Werk großer Künſtler. Seinem Kleiſt ließ er durch Bernhard Rode ein Ehrengemälde verfertigen, welches er mit öffentlicher Bewilligung in die Berliner Garniſonkirche weihte. Im traulichen Umgange mit ſeinen nähern Freunden, Streithorſt, Nathanael Fiſcher, Köpken, Klamer Schmidt, Joh. Heinrich Voß, Göckingk; beſonders aber der trefflichen Familie des edlen Grafen von Stollberg-Werningrode u. ſ. w. verlebte der jugendliche Greis ein glückliches Alter, bis ihm das allmählige Abſterben ſeiner Freunde, die eintretend Schwäche ſeiner Augen, und die mancherlei Kritiken über ſeine Gedichte noch in den letzten Jahren Kummer verurſachten. Gleim konnte

Digitized by Google

nämlich auch da noch nicht aufhören, zu reimen, als längſtens das Dichterfeuer bei ihm erloſchen war; mehrere ſeiner letzten Arbeiten ſind des Dichters ganz unwürdig, den man in ſeinen Jünglingsjahren mit Anakreons Lorbeer bekränzte. Lauten Unwillen äußerte er wider geiſtliche oder weltliche Tyrannei. Durch Erziehung und Ueberzeugung für die monarchiſche Staatsverfaſſung eingenommen, donnerte er gegen die Greuel der franzöſiſchen Revolution. Doch unterſchied er auch hier in kühlern Augenblicken gern die Sache von den Menſchen, und beſang Buonaparte, wenn er Frieden ſchloß, und ein menſchliches Wort ſprach. Gleims ſämmtliche Werke beſorgte Wilhelm Körte, Halberſtadt 1811 — 13, 7 Bde.

Gletſcher, ſehr uneigentlich zuweilen Eisberg genannt, iſt ein mit Schnee angefülltes Thal. Dieſer Schnee wird zwar im Sommer zum Theil geſchmolzen und das Waſſer durchrieſelt die ganze Maſſe; aber überwinden kann die Wärme ſie nicht; der nächſte Winter verwandelt den halb aufgelöſten Schnee in Eis, und führt neue Maſſen hinzu. Daher die beſondere Beſchaffenheit des meiſten Gletſcher-Eiſes; nur äußerſt ſelten iſt es dicht und feſt, wie das unſrer gefrornen Flüſſe, ſondern beinahe immer beſteht es aus Eiskörnern und Stücken, mehrere Zoll lang und dick, von ſonderbar gekrümmter Form, nur an den Rändern, Spitzen und Spalten; wo im Sommer die Schmelzung am ſtärkſten, iſt auch das Gletſcher-Eis dem unſrigen gleich, und dann gewöhnlich ſchön hellgrün und höchſt durchſichtig. An der Oberfläche, an den Seiten und im Grunde, wo das Eis die Luft und den Erdboden berührt, ſchmilzt es am ſtärkſten; daher ſtrömen aus jedem Gletſcher mächtige Bäche hervor; dieſe unterfreſſen die ganze Maſſe, und bilden zuweilen, in ſehr heißen Sommern, da, wo der Bach ihnen entſtrömt, die herrlichſten Eisgewölbe. Eben dieſes beſtändige Untergrabenwerden der Gletſcher iſt auch Schuld, daß ſie häufig zuſammenbrechen; mit einem donnerähnlichen Getöſe entſtehen tiefe Spalten und Schlünde, die in wenigen Stunden ſich bilden und wieder zuſammengedrückt werden, und dem Wanderer beſonders dann höchſt gefährlich werden, wenn friſch gefallener Schnee ſie bedeckt, und eine trügeriſche Brücke über ſie wirft. Dieſe Zertrümmerung verändert beſtändig die Oberfläche der Gletſcher, wovon nur wenige eine glatte zuſammenhängende Ebene bilden; die meiſten hingegen zeigen ein wunderbares Gemiſch von Eisklippen, Pyramiden und Vertiefungen, zuweilen nicht unähnlich den aufgeregten und plötzlich erſtarrten Wellen des Meers. Aus den Eisſpalten brechen, bei plötzlicher Luftveränderung, häufig eiskalte Luftſtröme hervor, welche feine Eiskörner mit ſich führen, und wie Schneegeſtöber um ſich her verbreiten: dies nennt man das Gletſchergebläſe. Die Gletſcher ſind, im Ganzen genommen, in einer beſtändigen Zunahme begriffen, ja es ſind in der neueſten Zeit noch erſt welche entſtanden, und viele ehemals gangbare Päſſe im Hochgebirge ſind dadurch verſchloſſen, manche herrliche Alpe davon bedeckt worden. Die Vermehrung der Kälte durch die ſchon vorhandenen Gletſcher und der ſtete Zuwachs an Schnee erklären dies auch vollkommen. Sie nehmen zu, ſowohl an Dicke oder Höhe, als an Ausdehnung, indem ſie weiter in die Thäler ſich hinabſenken; an manchen Orten beträgt dies 14 bis 25 Fuß jährlich, bis einmal wieder ſehr heiße Sommer ſie auf einige Zeit zurückdrängen. Man bemerkt das Vorrücken am deutlichſten an den Felſenmaſſen, womit die Ränder der Gletſcher oft gleich 100 Fuß hohen Mauern umgeben ſind, und welche das Eis im Vorrücken immer vor ſich herſchiebt. Im Sommer, wo das Eis ſchmilzt, ſind dieſe Steinwälle oft weit vom Rande entfernt, und ſtürzen oft zuſammen, wenn ihnen die Unterſtützung des Eiſes fehlt. Dieſe Steindämme heißen in verſchiedenen Gegenden Gandeken. Noch ein ſonderbares, nicht leicht zu erklärendes Phänomen bieten die Gletſcher dar: dies ſind runde, meiſt nur einen Fuß weite,

aber oft ſehr tiefe und ganz mit Waſſer angefüllte Löcher. Die Gletſcher bedecken alle milden Bergabhänge und Thäler der höheren Alpen von den Gränzen Tyrols bis zum Mont Blanc; man zählt ihrer über 400, manche einzelne darunter ſind 6 bis 7 Stunden lang und ½ bis ¾ St. breit; alle zuſammen mögen leicht mehr als 50 □Meilen bedecken, und dies ſind die unerſchöpflichen Quellen der größten Flüſſe Europa's, indem mittelbar oder unmittelbar der Rhein, die Donau, der Po und die Rhone daraus geſpeiſt werden. Einer der berühmteſten iſt das Mer de Glace im Chamounythal, etwa 5700 Schuh über der Meeresfläche. In Frankreich bei Beaune, und in den Karpathen bei Oſelitz giebt es unterirdiſche Gletſcher, die in großen Höhlen gebildet ſind und niemals aufthauen, weil die Sonne nicht auf ſie wirken kann. In der großen Andeskette in Amerika können keine Gletſcher vorkommen, weil zwiſchen den Wendekreiſen die Temperatur das ganze Jahr ſich nicht verändert. Die Gletſcher werden nur den unvorſichtigen Reiſenden oder dem allzukühnen Jäger gefährlich.

Glette, ſ. Glätte.

Gleukometer, oder Moſtmeſſer, ein Inſtrument, mittelſt welchem der Winzer den Zuckergehalt des Moſtes ausmitteln, um nöthigen Falls ſo viel Zucker hinzuthun zu können, als erfoderlich iſt, um einen geiſtigen guten Wein zu bekommen.

Gliedermann, Gliederpuppe, eine mit beweglichen Gliedmaſſen verſehene Puppe, zum Gebrauche des bildenden Künſtlers als eines Modells, um darnach das Gewand richtig anordnen und falten zu können (ſ. Gewand). Die Kunſtgeſchichte bewahrt uns den Namen des Baccio della Porta (ſ. d. A.), in dem Orden der Dominikaner unter dem Namen Bartolomeo di San Marco bekannt, als des Erfinders dieſer Vorrichtung, auf. Savignano (1486, ſt. 1517) war ſein Geburtsort. Er unterrichtete Raphael in der Farbenmiſchung, und erhielt dagegen von ihm Anweiſung in der Perſpektive.

Glimmer, ein taubes, thonartiges Mineral, welches aus glänzenden glatten Blättchen zuſammengeſetzt iſt. Hat es die Geſtalt eines Steines, ſo heißt es, nachdem es gelb oder weiß iſt, Katzen-Gold, oder Katzen-Silber, hingegen Glimmer-Erde, wenn es die Geſtalt einer Erde hat.

Gliſſicato bedeutet in der Muſik einen ſanft hingleitenden Vortrag. Dieſer wird durch mehr gebundene und gleichartige, als punktirte und ſtakkirte Noten, oder Sforzato's und weitläufige Sprünge, befördert. Bei geigenartigen Inſtrumenten, die vor andern, im Allgemeinen wie auch hier, viel voraus haben, drückt ſich glissicato eben ſo leicht als ſchön durch eine kleine Entfernung des Bogens vom Stege aus.

Globus, eine künſtliche Kugel von Metall, Gyps, Papier oder Holzteich, auf deren Oberfläche eine Karte von der Erde oder von dem Himmel mit allen zur mathematiſchen Geographie oder Sternkunde erfoderlichen Linien und Kreiſen verzeichnet iſt. Es giebt daher Erd- und Himmel-Globen. Jene ſtellen ziemlich genau die Erdoberfläche dar, denn die höchſten Gebirge, wie z. B. der Chimboraſſo in den Cordilleren, würden bei einer Kugel von zwei Fuß im Durchmeſſer höchſtens die Größe eines kleinen Schrotes erhalten können, weil die Höhe dieſes Berges ſich zum Erdhalbmeſſer noch nicht ganz verhält, wie 1 : 1000. — Befände ſich Jemand irgendwo in dem gränzenloſen Raume, wo nichts ſeinen Blick beſchränkte, ſo würden ihm alle Gegenſtände gleichweit entfernt, in einer unermeßlich großen Kugel angeheftet, erſcheinen, der Beobachter aber ſich ſelbſt im Mittelpunkte derſelben zu befinden glauben. Zwar iſt den Bewohnern der Erde der Mond näher als die Sonne, auch ſind einige Planeten bald näher, bald entfernter als die

Digitized by Google

Sonne, wieder andere kommen uns nie ſo nahe als die Sonne, und der entfernteſte Planet unſers Sonnenſyſtems iſt ohne allen Vergleich näher, als irgend ein Fixſtern; dennoch erſcheinen alle dieſe Himmelskörper gleichweit entfernt. Stellen wir uns nun eine große hohle Glaskugel vor, an deren innern Seite ſo viele glänzende Pünktchen befindlich wären, als Sterne am Himmel ſichtbar ſind, und zwar von eben ſo verſchiedener Größe und ähnlichen Abſtänden von einander wie dieſe, ſo würde eine ſolche Kugel die treueſte Vorſtellung vom Anblick des Himmels geben. Wäre nun eine kleine Erdkugel an einer Axe im Mittelpunkte dieſer Sternkugel befeſtigt, ſo dürfte letztere nur um jene Weltaxe ſich drehen, um die ſcheinbare Bewegung des Himmels um die Erde vorzuſtellen. Wird ein großer Kreis um dieſe Kugel ſo gezogen, daß er ſie in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln theilt, und daß ſeine Fläche ſenkrecht auf der vorgenannten Axe zu ſtehen kommt, ſo ſtellt er den Aequator vor, der die nördliche und ſüdliche Halbkugel trennt, und jeder Punkt dieſes Kreiſes wird gleichweit von den Endpunkten der Axe oder von den Polen entfernt ſeyn. Ein anderer Kreis um die Kugel ſo gezogen, daß er den Aequator, unter einem Winkel von $23\frac{1}{2}^0$, an zwei einander entgegengeſetzten Punkten ſcheidet, wird die Ekliptik oder die ſcheinbare jährliche Bahn der Sonne, deren eine Hälfte in die nördl., die andere in die ſüdl. Halbkugel fällt, vorſtellen. Bewegte ſich nun ein großer glänzender Punkt in dieſem Kreiſe öſtlich fort, während daß die Kugel ſich 365 Mal weſtlich um ihre Axe dreht, ſo ſtellt er die Sonne dar, wie ſich für jeden der 365 Theile der Ekliptik ihre Stelle ändert. Während der einen Hälfte dieſer Veränderungen befindet ſich die Sonne auf der Nordſeite des Aequinoktialkreiſes, während der andern auf der Südſeite, und am Ende jeder Hälfte in den Aequinoktialpunkten. Hätte der Erdglobus dieſer Maſchine etwa einen Zoll im Durchmeſſer, und die Sternkugel 5 bis 6 Fuß, ſo würde ein Inſekt auf der Kugel nur einen ſehr kleinen Theil von der Oberfläche derſelben ſehen, weil ihre Rundung das übrige deckt, während der Blick dennoch die ganze eine Hälfte der Himmelskugel umfaſſen kann. Würde nun die Kugel weſtlich gegen den Globus gedreht, ſo ſähe das Inſekt Sterne auf der öſtlichen Seite der Halbkugel auf- und andere an der weſtlichen untergehen. Da nun alle Sterne am Globus angeheftet ſind, ſo werden dieſelben Sterne immer an denſelben Punkten der Oſtſeite aufgehen, und an denſelben Punkten der Weſtſeite wieder untergehen, die Sonne ausgenommen, die nicht befeſtigt iſt, und ſich langſam im Kreiſe fortbewegt. Sähe nun das Inſekt gegen Süden hin, und der Punkt am Globus, wo der Aequinoktialkreis die Ekliptik linker Hand zu durchſchneiden ſcheint, würde der Oſtpunkt, und den, wo er die Ekliptik rechter Hand durchſchneidet, der Weſtpunkt genannt, ſo müßte das Inſekt die Sonne nördlich vom Oſtpunkte auf- und nördlich vom Weſtpunkte untergehen ſehen, nach $182\frac{1}{2}$ Veränderungen oder Auf- und Untergängen aber würde die Sonne eben ſo oft ſüdlich vom Oſtpunkte auf- und ſüdlich vom Weſtpunkt untergehen. Während aller dieſer Veränderungen würde jedoch der Aufgang nur 2 Mal im Oſt- und der Untergang nur 2 Mal im Weſtpunkte erfolgen. Ganz daſſelbe würde Statt finden, wenn die Himmelskugel ſtill ſtünde, das heißt nur die Sonne ſich in der Ekliptik fortbewegte, die kleine Erdkugel aber oſtwärts um die Axe gedreht würde, denn da das Inſekt mit dieſer Kugel herumgeführt wird, — eine Bewegung, die den Sinnen des Thieres unmerklich ſeyn muß, — ſo ſieht es Sonne und Sterne ſich weſtlich bewegen. — Dies angewandt auf die dem Menſchen vorkommenden Erſcheinungen, verſinnlicht durch Verſuche am Globus, und noch mehr durch die Ringkugel, oder Armillarſphäre (ſ. d. Art.), die Lehre von der Bewegung der Erde mittelſt der vier größten Kreiſe: Aequator, Ekliptik, Meridian und Horizont.

Digitized by Google

Glocken ſind muſikaliſche Inſtrumente, die durch Erſchütterung tönen. Die Hauptbeſtandtheile einer Glocke ſind das Gehäuſe, der Schwängel innerlich, und der Ring, wodurch ſie an einem großen hölzernen Balken aufgehängt iſt. Glocken werden aus einer Miſchung von Metallen, drei Theile Kupfer und ein Theil Zinn, gegoſſen, die man Glockenſpeiſe nennt. Die Dicke des Randes einer Glocke beträgt gewöhnlich 1/15 ihres Durchmeſſers, und ihre Höhe 12mal dieſe Dicke. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Klang einer Glocke aus der vibrirenden Bewegung derſelben entſtehe, gleich dem einer geſpannten Saite. Der Schlag des Schwängels verwandelt nämlich die Geſtalt der Glocke aus einer Ründung in ein Oval, da aber die Glockenſpeiſe ſehr elaſtiſch iſt, ſo wird die Stelle, welche durch den Schlag am weiteſten von dem Mittelpunkt weggetrieben wurde, ſogleich zurückkehren, und ſogar, vermöge der Schwingung, dem Mittelpunkte etwas näher treten, als zuvor. Die Stelle, die daher erſt den längſten Diameter bildete, wird nun ſich in den kürzeſten verwandeln; auf dieſe Weiſe wird die äußere Oberfläche der Glocke immerwährend durch die Schwingungen ihre Geſtalt verändern, und dadurch der Luft die zitternde, wellenartige Bewegung mittheilen, die den Schall hervorbringt. Bereits im alten Teſtament finden wir, daß kleine Glocken beim Gottesdienſt gebraucht worden, die zur Erfindung unſerer größeren und ſogenannten Kirchenglocken Gelegenheit gegeben haben können. Wir finden aber eine dreifache Spur von Glocken in der alten jüdiſchen Kirche. 1) Die Talmudiſten nennen uns ein Klingwerk von großen kupfernen Kugeln. Es ſtand unter einem der gewölbten Bogen am Tempelberge, und da wurde es auch gerührt, ſobald der Prieſter mit dem Räuchern fertig war, damit ſich der Laut unter ſolchen Schwibbogen verſtärkte. Die Gemariſten ſagen, daß man den Schall dieſes großen Beckens bis nach Jericho habe hören können. Kircher muthmaßet, daß es unſern Glocken einigermaßen ähnlich geweſen. Wenn es aber hiermit noch ſehr ungewiß ſeyn ſollte, ſo iſt doch gewiſſer, 2) daß an der Kleidung des Hohenprieſters am Verſöhnungstage kleine Glocken befindlich geweſen. Dieſe goldene Glocken waren an dem Saume des bis auf die Füße hängenden ſeidenen Oberrockes befindlich. 3) Das nahe bei dem Tempel Salomonis angebrachte Geläute, hatte zwar einen andern Zweck, als den, welchen unſere jetzigen Glocken haben. Denn es wurde dadurch dem Volke kein Zeichen gegeben, ſich in dem Tempel zu verſammeln, ſondern es war eine Erfindung des Salomo, welche dazu diente, daß die Schwalben nicht, nach ihrer Gewohnheit, in der offenen Halle niſteten, und den Tempel verunreinigten. Indeſſen war es doch eine Art von Glockenwerk. In den erſten drei Jahrhunderten nach Chr. Geb. ſind keine Glocken zum Gottesdienſt gebraucht worden. Denn vor der Zerſtörung Jeruſalems hielten ſich die Chriſten an dem Orte, wo die chriſtliche Kirche zuerſt gepflanzt, und 12 Jahr lang durch die gegenwärtigen Apoſtel in Ordnung gebracht worden, nämlich zu Jeruſalem, noch zu dem jüdiſchen Tempel zu Jeruſalem. Die Stunden aber, in welchen man ſich zum Gebet einzufinden pflegte, waren ohnedies bekannt, und an den Feſten konnten ſich die Chriſten nach dem gewöhnlichen jüdiſchen Blaſen richten. Die Apoſtel feierten den jüdiſchen Sabbath noch mit, und gaben alſo denen, die noch über das Geſetz eiferten, hierin etwas nach; ob ſie gleich auch am Sonntage abſonderlich ihre gottesdienſtliche Verſammlungen hielten. — Nach der Zerſtörung Jeruſalems, da die Chriſten ihre abgeſonderte Zuſammenkünfte hielten, würde es auch gar nicht rathſam geweſen ſeyn, die Zeit ihrer Verſammlung durch ein Läuten, Klopfen, oder anderes öffentliches Zeichen kund zu machen. Denn nachdem ſie bis in das 70ſte Jahr nur Privatnachſtellungen unterworfen geweſen, ſo fing nun die römiſche Obrigkeit unter dem Nero an, ſie zu verfolgen. Sie mußten alſo heimlich, und oft nur des Nachts, in Privathäuſern,

Digitized by Google

und an unbequemen Orten in Höhlen unter der Erde, auf dem freien Felde in Wäldern und Gebüſchen verſammeln, und dahin ſehen, daß die Zeiten und Orte ihrer gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte verborgen blieben; daher ſie Lucifugae (Lichtſcheue) hießen. Im 4ten Jahrh. bekam zwar der Gottesdienſt völlige Freiheit, da Conſtantin der Große ſich ſelbſt öffentlich zur chriſtlichen Religion bekannte, welches ſein Vater Philippus nur heimlich gethan hatte. Allein von Tempelglocken findet man in dieſen Zeiten nichts, ſo wenig bei den Heiden, als bei den Chriſten. Von kleinen Handglocken findet man zwar. Im 5ten und 6ten Jahrh. zeigt ſich auch noch keine Spur von Kirchenglocken. Vielmehr findet man, daß die chriſtlichen Mönche in Aegypten noch im ſiebenten Jahrh., nach der vormaligen Weiſe der Juden, durch Blaſen auf Trompeten, den Gottesdienſt angekündigt haben. In einigen Klöſtern war der Gebrauch, daß ein Mönch, beſonders zu Nachtzeiten mit einem Hammer herumgehen, und an die Thüre jeder Zelle anklopfen mußte. Anderer Orten, den öffentlichen Gottesdienſt vor Erfindung der Glocken nicht zu gedenken. Was den Erfinder der Glocken, und den Ort, wo zuerſt große Glocken gegoſſen worden, betrifft, ſo iſt es lange eine gemeine Meinung geweſen, daß Merop. Pont. Anic. Paulinus, aus Bordeaux gebürtig (mit dem Beinamen Nolanus, weil er zu Nola in Campagna Romana Biſchof geweſen), die Glocken erfunden habe. Wie man ihm die Erfindung der Kunſt, große Glocken zu gießen, zuſchreibt, ſo hält man ihn auch zugleich für denjenigen, der die Glocken zuerſt auf dazu erbauete Thürme gehängt, und ſie zum Gottesdienſt zuerſt gebraucht habe. Gemeine Meinungen ſind aber auch oftmals gemeine Irrthümer. Paulinus hat zwar eine Kirche zu Nola erbauet; allein, es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß er der Erfinder der Glocken, oder derjenige, der ſie zuerſt zum Dienſt der Kirche gebraucht hat, ſey, weil er in ſeinem Briefe an den Severus hiervon nicht das Geringſte erwähnet, da er doch alle Gebäude ſeiner erbaueten Kirche, ja Kleinigkeiten darin beſchreibt. Italien iſt ohne Zweifel das Vaterland der Glocken, ſo wie das Morgenland der Schellen und kleinen Handglocken. Alle alte Geſchichtſchreiber, welche der Glocken Erwähnung thun, ſtimmen darin überein, daß man von jeher die Gegend Campanien, und in derſelben, die jetzt faſt wüſte Stadt Nola, für den Geburtsort der größern Glocken gehalten habe. Man hat auch, hieran zu zweifeln, keine Urſache, denn das campaniſche, ſchwarzröthliche Erdreich, und das Erz war von beſonderer Güte, das letztere wird wegen ſeiner edeln Art und Vortrefflichkeit ſehr gerühmt. Als man alſo darauf bedacht war, die Cymbeln und Schellen zu vergrößern, ſo verſuchte man es zu Nola, in Campagna di Roma, wo die Natur ein geſchicktes und beſonderes hellklingendes Erz darbot. Der Verſuch gelang glücklich, man machte darauf die Glocken immer größer, und von allerlei Gattung. Die Glocken haben alſo freilich den Namen Campagna und Nola, von Nola in Campanien, als dem Orte ihrer Erfindung. Wenn aber das campaniſche Erz auch nach andern Orten hingeholet ward, und Glocken daraus gegoſſen wurden, ſo hießen ſie doch von der Materie Campagna. Bei der Frage: wenn die Kirchenglocken aufgenommen ſeyn? hat man zuvörderſt die occidentaliſche und oriental. Kirche zu unterſcheiden. Die oriental. bekam die Glocken erſt im 9. Jahrh. von den Lateinern, und zwar von den Venetianern. Urſus Patriciakus, der Herzog zu Venedig, hatte in ſeinem Seekriege mit den Saracenen an dem griechiſchen Kaiſer Michael einen treuen Beiſtand gehabt, und im J. 865 geſieget. Daher ſchickte er ihm in dieſem Jahre zur Erkenntlichkeit 12 große Glocken zum Geſchenk, welche denn nach 7 Jahren ſein Nachfolger Baſilius I., welcher 867 zur Regierung kam, im J. 872 zum erſten Mal brauchen ließ, nachdem er ſie in den Thurm der von Juſtinian gebaueten, oder nur erneuerten Sophienkirche aufhängen laſſen, welche noch

jeʒt die groſze Moſchee des Sultans abgiebt. Dieſes ſind die erſten Kirchenglocken in Griechenland. Als hernach Mahomed II. im J. 1453 Conſtantinopel eroberte, und das orientaliſche Kaiſerthum den Türken unterwarf, wurden die Glocken zerbrochen und verſchmolzen. Auch noch bis jeʒt leiden die Türken keine Glocken; ſowie die unter ihrer Botmäßigkeit lebenden Griechen auch keine gebrauchen dürfen. Was aber den Gebrauch der Glocken bei Kirchenſachen in der abendländiſchen Kirche betrifft, ſo muß man unter Kloſterglocken und Thurmglocken einen Unterſchied machen. Jene ſind älter, als dieſe. Der Gebrauch der Glocken zum Gottesdienſt fing im 6ten Jahrh. zuerſt in einigen Klöſtern an, wo man, anſtatt des ſonſt gewöhnlichen Blaſens, das Zeichen durch Läuten gab. Die Kloſterglocken hingen anfangs nicht in Thürmen, ſondern waren nur auf den Dächern der Kirchen auf ein darauf erhöhetes Geſtell aufgehangen; welches auch füglich anging, da die Glocken, welche man um dieſe Zeit hatte, noch nicht gar groß und ſchwer, ſondern etwa von 1, 2 oder 3 Centner waren. Nach und nach wurden die Glocken auch bei andern Kirchen üblich. Zuerſt bei ſolchen Gemeinden, die etwas von der Kirche entfernt wohnten. Da rieth es die Bequemlichkeit, ein öffentliches Zeichen mit Glocken zu geben, damit hierdurch die Entlegenen die Zeit des Gottesdienſtes wüßten, oder doch daran erinnert würden. Allein ſchon gegen das Ende des 6ten Jahrh., ſcheinen auch bei anſehnlichen Stadtgemeinden häufig Glocken geweſen zu ſeyn; und bald darauf hat man einen Aufwand damit zu machen geſucht, ſo daß die vornehmſten Kirchſpiele, als die Domkirchen, auch die größten Glocken haben mußten. Bisher hatte man die Glocken nur an den Sonn- und Feſttagen zu Andeutungen des öffentlichen Gottesdienſtes gebraucht. Allein der Papſt Sabinian erweiterte den Gebrauch derſelben. Das Daſeyn der Kirchenglocken im 7ten Jahrh., erhellet aus der Erzählung der fröhlichen Wirkung der Glocke zu Orleans. Als im J. 659 Clotharius, König in Frankreich, die Stadt Orleans belagerte, Lupus aber, der Biſchof daſelbſt, die Glocken der St. Stephanskirche läuten laſſen, ſoll des Königs Kriegsvolk vor dieſem Ton, als einer unerhörten Sache, dermaßen erſchrocken geweſen ſeyn, daß ſie die Belagerung aufgehoben, und ſich in die Flucht begeben. Was die Materie der Glocken betrifft, ſo findet man hin und wieder hölzerne, wie auch eine ſolche in der Stiftskirche St. Blaſii zu Braunſchweig unter den übrigen Alterthümern aufbehalten, und die Charfreitags-Glocke genannt wird. Allein dergleichen Glocken von Holz ſind nicht die ordentlichen Kirchenglocken geweſen. Es ſcheint, man habe eine beſondere Ehre darein geſeʒt, große Glocken zu haben. In Moskau war ehedem eine Glocke, Jwan Welike genannt, deren Höhe verſchiedentlich auf 18, 19, auch 23 Schuh, die Dicke auf 2, und der Umfang auf 64 Schuh angegeben wird. Der Klöppel wog 10.000 Pfund, und dieſe ganze Glocke 4400 Centner. Ein Brand im Jahre 1701 vernichtete die Glocke; eine andere aber, die W. Coxe im J. 1787 ſah und maß, ſchäʒte derſelbe auf 4320 Ctnr. Noch eine andere Glocke in Moskau wiegt 356 Centner. Jeʒiger Zeit hält man für die größte Glocke in Deutſchland, die zu Wien auf dem Stephansthurm. Dieſe Glocke iſt über 10 Schuh hoch, und hat im Umkreiſe 32 Schuh und 2 Zoll. Sie wiegt ohne Klöppel 354 Centner, der Klöppel aber iſt 13 Centner und 28 Pfund ſchwer. Der Helm, an welchem ſie hängt, hat an Gewicht 64 Centner; das Eiſenwerk, womit ſie befeſtigt worden, wiegt 82 Centner, von 12 Männern muß ſie gezogen werden, und die ganze Laſt erſtreckt ſich auf 514 Centner. Hierauf folgt die zu Berlin auf der Domkirche. Nächſtdem kommt die zu Erfurt bei der Marien- und Domkirche. Ihr Gewicht iſt 276 Centner. Nicht die Inſchrift daran, ſondern das Sprichwort davon iſt: Die große Suſanna treibet die Teufel von danna. Sie muß von 16 Mannsperſonen gezogen werden. Man verſichert, daß man ſie 4 Mei-

Digitized by Google

len weit hören kann. Die größte Glocke an dem Dom zu Köln a. R. wiegt 225 Centner, der Klöppel 4 Centner, die zweite wiegt 115 Centner, beide 1447 gegoſſen. Darauf kommt die große Glocke zu Breslau an der Kirche St. Eliſabeth, welche noch im J. 1508 gegoſſen worden. Sie wiegt 224 Centner, und hat im Umkreiſe 14 Breslauer Ellen, und der Dicke faſt ½ Elle. Eine andere daſelbſt an der Domkirche zu St. Johannis, welche 1721 gegoſſen worden, iſt 113 Centner ſchwer; der Klöppel wiegt 3 Centner, 24 Pfund. Sie hat unter andern die Inſchrift: Zu Gottes Ehren bin ich durch Feuersgluth gefloſſen, Johann Jakob Krumpfer in Breslau hat mich gegoſſen. Die große Glocke im Münſter zu Straßburg iſt 204 Centner ſchwer.

Glockenſpeiſe, ſ. Glocken.

Glockenſpiel, eine Anzahl Glocken von verſchiedener Größe, die gehörig geordnet und eingeſtimmt ſind, und entweder vermittelſt einer Claviatur oder einer Walze, die durch Gewicht getrieben wird, durch Hämmer zum Klange gebracht werden. Dieſe Walze muß ſich ſo lange herumdrehen, bis das Tonſtück aus iſt, welches geſpielt wird. Sie muß aus Brettchen zuſammengeſetzt werden mit ſorgfältig eingebohrten Löchern, in welchen die Stifte befeſtigt werden, welche die Hämmer bewegen ſollen; dadurch kann mittelſt einer veränderten Stellung der Stifte mit dem Tonſtück abgewechſelt werden, ohne eine andere Walze zu brauchen. Das erſte dieſer Art ſoll 1481 zu Aloſt, Alſt oder Aelſt in Flandern, am Fluße Dender verfertigt worden ſeyn. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts war der Künſtler zu Zütphen in Holland, Franz Hemony aus Lothringen, in Verfertigung der Glockenſpiel ſehr berühmt, und verfertigte dergleichen für mehrere anſehnliche Städte. Im Jahre 1645 machte er eine Uhr mit einem Glockenſpiel für Zütphen, wobei der Durchmeſſer der größten Glocke 5 Fuß hielt, und die ungefähr 4000 Pfund wog. Das ganze Glockenſpiel beſtand aus 26 Glocken, welche insgeſammt ein Gewicht von 14.000 Pfund hatten. Im Jahr 1648 verfertigte er eine für die Stadt Deventer in den Niederlanden, die 25 Glocken enthielt, welche insgeſammt auch 14.000 Pfund wogen. Im Jahre 1649 macht er eine andere für Enkhuſen, von 26 Glocken, 16.000 Pfund ſchwer; 1650 wieder eine für Herzogenbuſch aufs Rathhaus, mit 15 Glocken, die ein Gewicht von 17.000 Pfund hatten; 1651 eine andere für Utrecht in die Jakobikirche, mit 25 Glocken, welche 11.000 Pfund wogen, und endlich 1653 eine für Amſterdam auf die Börſe, mit 20 Glocken, die 25.000 Pfund an Gewicht hielten. Von einem zu Bononien, in der biſchöflichen Hauptkirche befindlichen ſilbernen Glockenſpiele, welches mit zur Kirchenmuſik gebraucht wird, finden ſich ſchon Nachrichten von 1564. Brüſſel, Löwen, und andere brabäntiſche und flanderiſche Städte, haben Glockenſpiele. Zu Darmſtadt, Hauptſtadt des Großherzogthums Heſſen, iſt ein Glockenſpiel, welches 1671 von Peter von Call verfertigt iſt, und jedesmal, wenn die Uhr ſchlägt, eine Partie geiſtlicher Lieder ſpielt. Ein ähnliches Glockenſpiel wurde in der Peterskirche zu Hamburg, und in der Marienkirche zu Lübeck aufgeſtellt. Das Glockenſpiel auf dem St. Petersthurm zu Genf iſt ſehr alt, und in keinem ſonderlichen Zuſtande, weil man die Koſten der Reparatur ſcheuet. S. Poppe Uhrmacherk. 280 ff. Das Berliner Glockenſpiel, welches ſich auf dem Thurme der reform. Parochialkirche daſelbſt befindet, iſt zu Amſterdam gegoſſen, 1714, den 1. December zu Stande gebracht, und den 1. Januar 1715 zum erſtenmal gehört. Das in dem Thurme der Garniſonkirche zu Potsdam befindliche Glockenſpiel, iſt zu Berlin im Gießhauſe gegoſſen. Es iſt beſſer, als das in Berlin, und überhaupt eins der ſchönſten in Europa. Die Walze allein hat 12.000 Thlr. gekoſtet.

Glogau, eine preußiſche Hauptfeſtung in Schleſien, im Regierungsbezirke Liegnitz, ohnweit der Oder, iſt mit ungefähr 10.000 Einwohnern, wor-

Digitized by Google

unter 2000 Juden, bevölkert. Es beſitzt ein Schloß, auf dem ſonſt die Herzoge von Glogau aus dem Königsgeſchlecht der Piaſten wohnten. Die durch einen Arm der Oder gebildete Thum- oder Dominſel iſt ziemlich befeſtigt, und hat den Namen von dem darauf befindlichen Dom, der von den Domherren wegen angemaßter Herrſchaft ſchon 1260 aus der Stadt hierher verſetzt wurde. Nachdem die Linie der Herzoge von Glogau (1476) ausgeſtorben war, kam die Stadt unter einen öſterreichiſchen Commandanten, der zugleich den Oberbefehl über Schleſien führte. Friedrich der Zweite eroberte ſie im Jahre 1741, der Friedensſchluß von 1742 beſtätigte ſie ihm als Eigenthum. Nach der Schlacht bei Jena hatte ſie einen Sturm von den Truppen unter Vandamme und Seckendorf auszuhalten, worauf ohne einen bedeutenden Widerſtand, der damalige Commandant Reinhard, dem Feinde die Thore öffnete. Nach einem ſiebenjährigen Beſitze ward ſie den 17. April 1814 von den Franzoſen den Preußen wieder übergeben. Glogau iſt der Geburtsort des Dichters Andreas Gryphius († 1664).

Gloſſe (Glossa), Anmerkung, Erklärung, Auslegung einer Stelle oder eines Wortes, auch Randſchrift. Der Erklärer ſelbſt heißt Gloſſator, die Thätigkeit des Auslegers gloſſiren. Daher Gloſſarium, eine Art von Wörterbuch, welches aus einer alphabetiſch geordneten Erklärung dunkler Wörter einer Sprache, oder dunkler Stellen in Schriftſtellern, die in derſelben geſchrieben haben, beſteht. In der Poeſie bezeichnet man hiermit eine beſondere Gattung von Gedichten, die aus der ſpaniſchen oder portugieſiſchen Poeſie in die unſrige übergegangen ſind. Das poetiſche Erzeugniß fängt mit einem Thema in zwei, drei, vier oder mehreren Verſen an, welche in ebenſoviel Strophen weiter ausgeführt werden, und von denen am Schluß jeder folgenden Strophe der Reihe nach eine wieder erſcheint. A. W. u. Fr. Schlegel, welche den Ton in dieſer Gattung bei uns angaben, nennen ſie Variationen. Beiſpiele davon findet man in Raßmanns heſperiſchen Nachklängen. Köln 1824.

Glover (Richard), ein ausgezeichneter engliſcher Dichter, geb. zu London 1712, zeigte ſchon früh Anlagen zur Poeſie, und ſeine Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften verließ ihn nicht mitten unter den Handelsgeſchäften, denen er ſich widmete. Schon mit 25 Jahren (1737) gab er ſeinen Leonidas, und 1770 die Umarbeitung davon heraus; ein Gedicht, das ihn unvergeßlich machte, und dem Range nach das zweite Heldengedicht der Engländer wurde. Zwei Jahre darauf erſchien ſein Gedicht London or the progress of commerce, das nebſt ſeiner Ballade Admiral Hossier's ghost nicht geringen Einfluß auf die Handelsbegebenheiten damaliger Zeit hatte, indem darin der Nation das Unrecht fühlbar gemacht wurde, das Spanien dem engliſchen Commerz zugefügt. 1753 erſchien von ihm Boadicea, ein Trauerſpiel, und 1761 Medea, ein nach Art griechiſcher Dramen von Chören begleitetes Trauerſpiel. Nach Georgs III. Regierungsantritt ward Glover Parlamentsglied für die Stadt Weymouth, zeigte als ſolcher öfters den Fluß ſeiner kraftvollen und überzeugenden Beredtſamkeit, und ließ ſich häufig in Geſchäften der Londner Kaufmannſchaft, die ein unbedingtes Zutrauen zu ſeiner Redlichkeit hatte, gebrauchen. In den letzten Jahren arbeitete er an einem neuen epiſchen Gedichte: Atheniad, das gewiſſermaßen als Fortſetzung des Leonidas angeſehen werden kann, und 1788 von ſeiner Tochter Mrs. Halſat herausgegeben worden iſt. Glover ſtarb am 25. Nov. 1785. Aus ſeinem 1814 erſchienenen Tagebuch hat man beweiſen wollen, daß er der Verfaſſer der ſo vieles Aufſehen erregten Junius-Briefe ſey, welches jedoch mit Grund bezweifelt wird.

Glück nennt man den Inbegriff äußern Gutes, das der Menſch nicht der Anwendung ſeiner Kräfte zuſchreiben kann, das alſo mit ſeiner moraliſchen

Digitized by Google

Würdigkeit in keiner Verbindung ſteht. Ein ſchlechter Menſch, der unerwartet zu Reichthum und unverdienter Ehre kommt, heißt daher ein Glückspilz. Glück, als Ereigniß, das mit andern Weltbegebenheiten, die nach Naturgeſetzen geſchehen, in keinem Zuſammenhang ſteht, iſt, ſo wie der Zufall, ein leerer Begriff. Wenn Glück den äußerſten Wohlſtand bezeichnet; ſo ſcheint Heil mehr den innern, Geſundheit, Zufriedenheit, Gemüthsruhe ꝛc. zu bezeichnen.

Glückſeligkeit iſt der Zuſtand, der von dem äußern Glück, d. i. von der Menge der Mittel abhängt, die uns zu Gebote ſtehen, alle unſere Wünſche zu befriedigen. Seligkeit hingegen hängt von der Sittlichkeit ab, und iſt der Zuſtand der Selbſtgenügſamkeit und Selbſtzufriedenheit. In dem gegenwärtigen Leben iſt keine vollkommene Seligkeit zu erwarten, weil ſie immer mit dem Gefühl der Einſchränkung verbunden bleibt, und von der äußern Glückſeligkeit nicht ganz zu trennen iſt. Reine Seligkeit iſt das Loos der beſſern Welt.

Glückſeligkeitslehre iſt mit der Klugheitslehre, d. i. mit der Wiſſenſchaft der Mittel, ſeine Wünſche und Neigungen zu befriedigen, einerlei, wenn ſie ſich auf unſern phyſiſchen Zuſtand, auf die Sinnlichkeit beſchränkt, und das, was davon abhängt. Sie beruht auf Grundſätzen, die nur comparativ allgemein ſind, weil wir das Verhältniß der Dinge zu unſerm Begehrungsvermögen nur aus der Erfahrung kennen. Sie würde nach dem oben angegebenen Unterſchiede von Glückſeligkeit und Seligkeit von der Seligkeitslehre ſo unterſchieden ſeyn, daß dieſe die Wiſſenſchaft der Mittel ſey, einer dauerhaften Glückſeligkeit würdig zu werden. Dieſe beruhet auf allgemeinen objektiv nothwendigen Grundſätzen der praktiſchen Vernunft, und iſt das Fundament, auf welches jene Klugheitslehre gebauet werden muß, wenn ſie haltbar ſeyn ſoll. Dieſe Seligkeitslehre iſt Moral mit Religion verbunden. S. Eudämoniſten.

Glühe, eine Art von Heerd, worauf verſchiedene Metallarbeiter die Metalle, welche bearbeitet werden ſollen, glühen.

Glühen, einen Körper ſo ſtark erhitzen, daß er leuchtet, und Lichtſtrahlen von ihm aufgehen. Sind dieſe roth oder gelb, ſo heißt es Rothglühen, welches keine ſo große Hitze erfodert, als das Weißglühen, wobei die Strahlen alle Arten von Farben ſpielen.

Glühende Kugeln, eiſerne Kugeln, die auf Kohlen glühend gemacht, und aus 3 und 6pfünd. Kanonen in Bogen auf brennbare Gegenſtände geſchupt (geſchoſſen) werden. Auf die Patrone wird ein Vorſchlag von thonigter Erde geſetzt, die plötzliche Entzündung zu verhüten. Die Kugel läßt man in die erhöhete Kanone hinablaufen, worauf ſogleich auf dem Zündloche Feuer gegeben wird.

Glühwurm, Scheinkäfer (Lampyris). Schein- oder Leuchtkäfer heißt ein Geſchlecht von 44 Gattungen kleiner Käfer mit fadenförmigen Fühlhörnern, plattem, halbrundem Bruſtſchilde, welches meiſt den Kopf bedeckt, der an den Seiten warzigt und runzlicht iſt. Einige Gattungen enthalten im Innern ihres Körpers eine phoſphoriſche Materie, vermöge welcher ſie im Finſtern leuchten. Zu dieſer gehört nun der unter dem Namen Johanniswürmchen bekannte einheimiſche gemeine Scheinkäfer (L. noctiluca), welcher in den letzten Tagen des Juni und Anfangs des Juli in feuchten Gebüſchen und Grasgärten des Abends ſo häufig als ein prächtig glänzender Feuerfunke mit grünlichem Lichte herumfliegt, und unſern Augen eins der entzückendſten Schauſpiele in der Natur gewährt. Das Männchen iſt ungefähr $^1/_3$ Zoll lang, braunſchwarz, und hat an den beiden letztern Bauchringen 2 weiße Flecke, die des Abends den ſtarken Schein verbreiten. Das Weibchen iſt etwas größer, weißlichbraun, ganz weich und ohne Flügeldecken,

Digitized by Google

und ganz einer Käferlarve ähnlich. Es leuchtet unter Sträuchern im Graſe liegend des Abends an ſeinem ganzen Körper, doch am ſtärkſten an den letzten Bauchringen. Dieſe Inſekten ſcheinen nach Willkühr ihren Glanz ſtärken und vermindern zu können. Wenn man ſie nur kurze Zeit einſperrt, ſo ermatten ſie, und zugleich der Glanz, welcher mit dem Tode ganz aufhört. Nach der Paarung legt das Weibchen ſeine gelben, den Rübſaatkörnern an Größe gleichenden Eiern ins feuchte Gras oder Moos. Sie leuchten des Abends, und eben ſo die Larven, welche daraus entſtehen. Letztere ſehen dem Weibchen ſehr ähnlich, nähren ſich von Wurzeln und andern Gewächstheilen, überwintern und erſcheinen um Johannis als Käfer. In Italien findet man einen Scheinkäfer, ſo groß, als eine Stubenfliege, die römiſche Lampe (L. italica) genannt, welcher im Gebüſch und auf Wieſen durch ſeinen noch ſtärkern Glanz ein noch ſchöneres Schauſpiel verurſacht. Noch größere giebt es in Weſtindien. Dort bedient man ſich ihrer auf Reiſen als Laternen, lieſt auch wohl dabei, und die Weiber machen davon leuchtende Halsbänder. Im Fluge bilden dieſe Käfer einen ſtarken leuchtenden Strahl, und gewähren des Nachts einen herrlichen Anblick.

Gluck (Joh. Chriſtoph, Ritter v.), ein berühmter dramatiſcher Tondichter, geb. 1714 zu Weidenwagen, war der Sohn eines Jägermeiſters, welcher in Dienſten des Fürſten Lobkowitz ſtand. Von Natur mit überaus herrlichen Talenten zur Muſik begabt, erhielt ſein Name doch erſt in der Hälfte ſeines Lebens den Grad von Ruhm, der ihm die Unſterblichkeit ſicherte. Gleich dem Philoſophen von Genf trat er erſt im männlich-reifſten Alter mit ſeinen Muſterwerken in den Annalen der Muſik auf, um darin ewig als ein Fixſtern erſter Größe zu glänzen. Seinen erſten muſikaliſchen Unterricht genoß er in Prag. Als er dieſen Ort ſeiner erſten Bildung verließ, ſetzte er ſeinen Wanderſtab auf die Gefilde Italiens. In Mailand erhielt er in dem Hauſe des Prinzen Malzi, wahrſcheinlich bei deſſen Capelle, als Tonkünſtler eine ſeinen Talenten angemeſſene Verſorgung. Hier ward ihm der erſte Auftrag, eine große Oper zu ſchreiben, den er auf der Stelle realiſirte. In dieſem Tonſtücke zeichnete er ſich ſchon durch kühnen Gedankenflug, Originalität der Ideen, noch mehr durch äußerſt ſtrenge, dem Texte durchaus conforme, Deklamation in ſeinen Recitativen aus. Da dieſes Tonwerk in einer der veranſtalteten Hauptproben der Geſammt-Erwartung wenig entſprach, indem die Italiener den groben Sinngenuß ihrer leeren Verzierungen vermißten, ſo entſchloß ſich der angehende Componiſt, eine Arie in der Manier des damals ſehr beliebten Sanmartini einzulegen. Nach Vernehmung derſelben in einer anderweitigen Probe bekannten Alle, dieſe Arie, welche von Glucks Manier ſo entfernt ſey, könne nur Sanmartini's Schöpfung ſeyn. Bei der Aufführung aber wirkte dieſe Arie ſo ſtörend auf die Italiener, daß Alle nur mit Einer Stimme riefen, die Arie entſtelle die ganze Oper. Gluck verwarf in der Folgezeit dieſe Arie, ließ aber dem Publikum den Wahn, als ob ſie das Produkt Sanmartini's ſey. Durch dieſes ſein erſtes Erzeugniß, deſſen Autor in Deutſchland unbekannt blieb, und wahrſcheinlich dieſelben Unfälle erlitten haben würde, wie ſo manche italieniſche Oper von Mozart, nämlich daß ſie in Italien gehört, und in's Meer der Vergeſſenheit verſenkt worden ſind, ſtieg ſeine Celebrität ſchon zu einem ſolchen Grade, daß er von allen Seiten Italiens ehrenvolle Aufträge zu neuen Compoſitionen erhielt. So finden wir ihn 1742 in Venedig, wo ſein Demetrio gegeben wurde. Im J. 1745, das fruchtbarſte in Anſehung der Quantität ſeiner Produktionen ging er nach London, und ſetzte dort die Oper: la Caduta de Giganti. Ueber die Aufnahme dieſer Oper in England mangeln uns authentiſche Nachrichten. Es ſcheint, als wäre die, doch mehr nach dem italieniſchen als engliſchen Karakter ausgeprägte Muſik den Britten damals noch zu verziert ge-

Digitized by Google

weſen. Dieſes muthmaßliche Urtheil ſcheint ſich faſt zu vergewiſſern, wenn man die Opern des Dr. Arne mit ſpäteren Werken von Gluck, z. B. Orfeo Alceste, auf eine Parallel-Linie ſtellt. Es geht zur Genüge hervor, daß Gluck ſich Vieles von Arne's ſimplificirten Chören und Arien aneignete, und daher denn auch nach ſeiner Zurückkunft aus England ein durchaus neu geſtalteter Geiſt uns aus ſeinen muſikaliſchen Schöpfungen mit einer kräftigen Farbenfriſche anweht. Durch jene, nur Germaniens Söhnen eigene, unverdorbene Kraft gelang ihm in ſpätern Jahren, jene berühmte Revolution der Oper in Paris, in Folge deren er den Sturz Lulli's und Rameau's, damals als claſſiſch anerkannten Nationalwerken, von der franzöſiſchen Bühne herbeiführte. Auf ſeiner Rückreiſe nach Italien berührte er Stockholm, wo ſpäterhin der berühmte Abt Vogler Glucks Meiſterwerke auf die Bühne brachte. Als er nach Wien (1764) kam, arbeitete er in der neubegonnenen Art und Weiſe ſeine Opern: Orfeo, Alceſte, Elena und Paride u. a. Der berühmte franzöſ. Dichter Bailly du Rollet, welcher ſich 1772 zu Wien aufhielt, ließ ſich Gluck vorſtellen, und erbot ſich, ihm einen Operntext für das Pariſer Theater zu ſchreiben. Unſerm Componiſten war dieſer Antrag um ſo erwünſchter, da ihm die loſen Gewebe der bisherigen Dichtungen, welche er ſeinen Tongemälden zur Unterlage gab, ſehr an der Vollendung eines dramatiſchen Ganzen hinderten. Bei der Wahl des Stoffes fiel man auf eine Tragödie von Racine, Iphigenie en Aulide. Gluck reiſte 1774 mit ſeiner Oper nach Paris, wo ſie allen Kabalen zum Trotz mit ungeheuerm Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Obſchon ſich gleich eine Gegenpartei bildete, ſo ſtürzte dieſe Oper doch die der größten franzöſiſch dramatiſchen Componiſten. Den 17. Mai 1782 wurde Iphigenie zum 175ſten Male gegeben, und doch betrug die Einnahme dieſes Tages 6560 Franken. Die Gegenpartei Gluck's, obſchon ſchwach, bekam wieder eine neue Stütze durch die Ankunft Picinni's. Merkwürdig bleibt in dieſer Hinſicht ein Werk, worin alle Critiken und Aufſätze bei den Parteien geſammelt wurde: Revolution de L'opera en France, Paris 1781. Hierin befinden ſich auch viele Briefe und Vertheidigungen Glucks. Es folgten nun in Paris nach und nach die Opern: Orphée, nach dem Italieniſchen; Alceste, aus dem Italieniſchen (1776); Cythere assiegée 1775; Armide 1777; Iphigenie en Tauride 1779; und Echo et Narcisse 1779, ſeine letzte Arbeit. Seine Oper: les Danaides, wurde von Salieri vollendet, und 1784 in Paris aufgeführt. Er ſtarb in Wien den 15. November 1787 am Schlage, und hinterließ ein Vermögen von 300.000 Gulden. Man kann wohl mit Gewißheit behaupten, daß mit jeder Oper ſich auch ſein Ruhm erhöhte. Eben ſo vermehrten ſich auch ſeine äußeren Glückszuſtände. Er erhielt durch die Protektion der Königin eine jährliche Penſion von 6000 Franken auf Lebenszeit. Seine Büſte wurde auf Koſten der Nation neben die des Lulli, Rameau und Quinault geſetzt. In Deutſchland (außer Wien) wollte man aber ſeiner Claſſicität nicht ſogleich Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ein merkwürdiges Aktenſtück bleibt immer die Beurtheilung Forkels über Glucks Iphigenie in Aulis, und ſeine Alceſte, welche in deſſen critiſchen Bibliothek zu finden iſt. Selbſt Händel ſagte mit einem, nach ſeiner Art leicht geſchnalzten Fluche: „Gluck verſtehe eben ſo viel vom Contrapunkt, als ſein Koch." Mozart hingegen ſtellte ſeine Verdienſte ſo hoch, als ſein hoher Werth es erfoderte. So ſetzte er auch ganz in Gluck'ſcher Manier einen Schluß zur Ouvertüre der Iphigenie in Aulis. Glucks Streben ging einzig dahin, die zum Grunde gelegte Dichtung mit dem Tonſatz in ein Ganzes eng zu verſchmelzen. Kein Geſangſtück ſollte darin einem andern vorgehoben werden, ſondern das Recitativ, die Arie, die Enſembles und Chöre in einander geſchlungen, zur Einheit eines Ganzen verbunden ſeyn. Durch die Handlung ſoll Schönheit und Intereſſe des einen vor

dem andern Tonſtück, ſo wie ihr gegenſeitiger Contraſt aus den verſchiedenen Situationen hervorgehen, und alſo hier durch fröhliche Gemüthsſtimmung, dort durch ernſteren Ausdruck bald einer größern Gewalt der Leidenſchaft, bald durch ergreifendere Rührung ſanfterer Gefühle bewirkt werden. Nicht durch äußeren Prunk in den Verzierungen der Singſtimmen, nicht durch Künſteleien in der Form der Muſikſtücke, ſondern durch die eine Empfindung, welche Text und Muſik ausdrücken. Von welchem tiefen Ausdrucke treffender Deklamation und Gewalt der Darſtellung ſeine Recitative ſind, davon zeugen ſeine Alceſte und ſeine beiden Iphigenien. Wie nur in Gluck's Opern Alles auf Einheit eines Ganzen hinwirkt, ſo auch ſeine Inſtrumentalbegleitung. Man braucht nur ſeine Partituren durchzuſehen, ſo findet man, wie treffend und ganz neu er die Blasinſtrumente anwandte. Clarinetten, Oboeen und Poſaunen unterſtützten und verſtärkten ihm am Beſten die wehmüthigen Gefühle. (Man vergl. Gluck's Alceſte. Akt. III. Scene 6 u. 7.) Von welch wahrhaft tragiſcher Wirkung iſt dagegen wieder ſeine Begleitung der Arie in ſeiner Iphigenie auf Tauris (Akt. II., dritter Auftritt), wo Oreſt ſagt: Die Ruhe kehret mir zurück, wo im Geſange ganz das Gefühl, welches der Text erfodert, ausgedrückt, hingegen die Begleitung der Bratſchen düſter und bewegt iſt. Erſtaunt über dieſen Contraſt, wollten die Muſiker bei der Aufführung in Paris dieſe Begleitung mäßigen; aber Gluck rief ihnen zu: „Kehrt euch nicht an den Oreſt; er ſagt zwar, er ſey ruhig, aber er lügt." — Merkwürdig iſt eine Stelle, welche Leclerc in ſeinem Essai sur la propagation de la Musique en France etc. über die Wirkung der Gluck'ſchen Muſik und ihren Einfluß auf die franzöſiſche Revolution macht, obſchon wohl ſchwerlich Jeder dieſes Urtheil unterſchreiben würde: „Nicht ohne Grund kann man behaupten, daß die durch Gluck bewirkte Revolution die Regierung hätte zittern machen ſollen; ſeine kräftigen Akkorde erweckten die franzöſiſche Großmuth; die Seelen gewannen wieder Feſtigkeit, und zeigten eine Energie, die bald nachher in Thaten ausbrach. Der Thron wurde erſchüttert. Jetzt bedienten ſich auch die Freunde der Freiheit der Muſik; ſie ließ die mächtigen Töne hören, an die der deutſche Componiſt ſie gewöhnt hatte. Das Marsfeld wurde beim Schall der Trompeten erbaut; die Bürgergeſänge lehrten das Volk, daß es ein Vaterland habe; und Freiheitsliebe ward Geſinnung."

Glykoniſche Verſe beſtehen aus einem Spondäus, einem Choriambus, und einem Jambus oder Pyrrhichius (— — | — ᴗ ᴗ — | ᴗ —) Horaz bediente ſich derſelben nie allein, ſondern immer mit Verſen gemiſcht, die in der Mitte 2 Choriamben haben, und zwar entweder abwechſelnd mit dieſen, oder jedesmal zum Schluß einer 4zeiligen Strophe, deren drei erſte Verſe doppelte Choriamben haben.

Gmelin, der Name dreier um die Naturlehre hochverdienter Männer. 1) Johann Georg, geb. 1709 zu Tübingen, wo er 1755 ſtarb, machte eine Reiſe nach Petersburg, leiſtete dort geraume Zeit Dienſte der Akademie der Wiſſenſchaften, ward 1731 ordentlicher Profeſſor der Chemie und Naturgeſchichte, und unternahm auf kaiſerl. Befehl eine Reiſe nach Sibirien, um das Land zu unterſuchen. Dieſe 10jährige für Gmelin ſehr beſchwerliche Reiſe war für die Wiſſenſchaften ſehr nützlich. Auf erhaltene Erlaubniß reiſte er in ſein Vaterland zurück, verlangte ſeine Entlaſſung, und betrat in Tübingen 1749 den Lehrſtuhl der Botanik und Chemie, welche Wiſſenſchaften er bis an ſeinen Tod rühmlich vortrug, und ſich den Ruhm eines ſehr geſchickten Chemiker, und einer der größten Kräuterkenner ſeiner Zeit erwarb. Seine Flora Sibirica und ſeine Reiſebeſchreibung ſind ſeine Hauptwerke. — 2) Sein Bruder Philipp Friedrich, geb. 1721, geſt. 1768, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Tübingen die Medicin, beſuchte dann mehrere deutſche,

Digitized by Google

holländiſche und engliſche Akademien, hielt ſeit 1744 in Tübingen Privatvorleſungen, und war zugleich Stadtphyſikus. Seit 1750 war er außerordentlicher Profeſſor der Medicin, und nach ſeines Bruders Tode lehrte er die Botanik und Chemie, in denen er ausgezeichnete Kenntniſſe beſaß. Er ſchrieb mehrere botaniſche und mediciniſche Werke. — 3) Samuel Gottlieb Gmelin, ein Neffe der Vorigen, geb. 1744 zu Tübingen, ſtudirte daſelbſt die Medicin, und wurde Doktor, darauf reiſte er nach Holland und Frankreich, und erhielt 1767 den Ruf als Profeſſor an die Akademie zu Petersburg. Er folgte ihm, und ſchon 1 Jahr darauf unternahm er auf kaiſerl. Befehl mit Pallas, Güldenſtedt und Lepechin eine naturhiſtoriſche Reiſe nach Rußland. Vorzüglich bereiſte er 1769 die weſtliche Seite des Don, überwinterte zu Aſtrachan, unterſuchte 1770 und 71 die perſiſchen Provinzen an der ſüdlichen und ſüdweſtlichen Seite des kaspiſchen Meeres, und kam 1772 wieder in Aſtrachan an. Darauf bereiſte er die Gegenden an der Wolga, und 1773 die gefährliche Oſtſeite des kaspiſchen Meeres, ward aber auf der Rückreiſe 1774 von dem Chan der Chaitaken in Verhaft genommen, wo er auch am 27. Juli an der Ruhr ſtarb. Seine Wittwe erhielt von der ruſſiſchen Kaiſerin 2000 Rubel. Seine wichtigſten Schriften ſind ſeine Historia fucorum, und ſeine Reiſen durch Rußland zur Unterſuchung der drei Reiche der Natur.

Gnade, in der Domatik: der Inbegriff alles deſſen, was Gott thut, um uns zur chriſtlichen Beſſerung zu führen. Denn da die Menſchen durch den Fall des erſten Menſchenpaares des göttlichen Ebenbildes verluſtig worden ſind, und die Erbſünde ſie verhindert, aus freier Thätigkeit des Geiſtes an Gott zu glauben, ihn zu lieben und das Gute zu thun, ſo iſt, nach der Behauptung der Gottesgelehrten, eine beſondre Wirkſamkeit Gottes nöthig, um den Menſchen auf den Weg der chriſtlichen Tugend zu leiten. Man nennt auch dieſe beſondre Fürſorge Gottes für das Heil der Menſchen Gnadenwirkung, und behauptet von derſelben, daß durch ſie die Beſſerung des Menſchen vorbereitet, zur Wirklichkeit gebracht und befeſtiget wird.

Gneiſenau (Graf Neidhart von), königlich preußiſcher General der Infanterie, geb. 1760 zu Schilda bei der Durchreiſe ſeiner Mutter, einer Offiziersfrau, wurde nach dem frühen Tode ſeiner Eltern in Würzburg erzogen. In frühеſter Jugend zeigte er ſchon eine beſondere Vorliebe für den Militärſtand. Um dereinſt als ein würdiger Sohn des Krieges die militäriſche Laufbahn mit Auszeichnung betreten zu können, legte er ſich mit Eifer auf die Kriegswiſſenſchaften. Zwanzig Jahre alt, trat er in anſpachiſche Kriegsdienſte, ging mit anſpach. Truppen nach Amerika, und als Anſpach preußiſch wurde, in preußiſche Dienſte. Die Muße, welche ihm bei dem Garniſonsdienſte blieb, ſuchte er auf Erweiterung ſeiner Kenntniſſe in den Kriegswiſſenſchaften zu verwenden. Sein Talent vervollkommnete er durch Studium und Lektüre in einem ſolchen Grade, daß er für den gelehrteſten Offizier bei ſeinem Regimente gehalten wurde. Aber auf welcher Bildungsſtufe ſich eben ſeine Commilitonen befunden haben müſſen, können wir am beſten aus Gneiſenau's ſcherzhafter Aeußerung entnehmen, nämlich, daß er der Einzige unter ihnen geweſen, welcher den Pythagoräiſchen Lehrſatz hätten beweiſen können. 1796 verheirathete er ſich. 1802 war er Hauptmann unter der ſchleſ. Füſelier-Brigade. Beim Ausbruche des Krieges v. 1806 ſtand ſein Bataillon unter Prinz Louis, und da nach dem unglückl. Gefechte bei Saalfeld die Oberoffiziere geblieben, ſo wurde ihm die Zurückführung deſſelben zu Theil. Dieſe hatte große Schwierigkeiten, da unterdeſſen auch die Schlacht von Jena verloren worden, und der Feind von allen Seiten im Vordringen war. Aber alle wurden überwunden, und das kleine Häuflein glücklich nach Preußen ge-

Digitized by Google

führt. Alle Feſtungen waren unrühmlich gefallen. Auch Colberg wollte fallen. Da ſandte man den Hauptmann, welcher, nicht unähnlich dem Xenophon auf ſeinem Rückzuge, das kleine Häuflein glücklich zurückgeführt, und ernannte ihn zum Major. Wie Colbert vertheidigt wurde, iſt aus der Geſchichte bekannt. Aber auch hier entwickelte ſich der Feldherr. Wenn Buonaparte von ſich erzählt, daß ihm in einer kleinen Affaire mit den Piemonteſern auf einmal der ganze Krieg und ſein Geheimniß deutlich geworden, ſo ſcheint ſich auch Gneiſenau auf dem Rückzuge von Saalfeld und bei der Vertheidigung von Colberg das Geheimniß des Krieges entfaltet zu haben. In Colberg betrieb er die Vertheidigung wie ein praktiſches Kriegsſpiel. Die Franzoſen wunderten ſich ſehr über dieſe neue Kriegskunſt, und über den neuen Commandanten, der gar nicht ernſthafter Natur ſey. Der Friede von Tilſit machte dem Kriege überhaupt und der Belagerung ein Ende. In den Jahren 1808, 9, 10 und 11 arbeitete Gneiſenau mit Scharnhorſt an den Vorbereitungen zu einem großen Kriege, in welchem alle Kräfte aufgeboten werden ſollten, um entweder zu ſiegen oder ehrenvoll zu fallen. Als aber im J. 1812 die Verhältniſſe ſo wurden, daß Preußen ſich mit Napoleon verbinden mußte, ſo ging Gneiſenau nach England. Als in Rußland Buonaparte's Stern anfing zu ſinken, als die Flamme von Moskau verkündet, daß er ſeinen Scheitelpunkt durchlaufen, da trat Gneiſenau in Unterhandlungen mit dem engliſchen Miniſterium, große Anerbietungen an Geſchütz, an Waffen, an Kleidung wurden ihm gemacht, und er kehrte nun ſchnell zur Heimath zurück. Da es nicht mehr räthlich war, auf dem geraden Wege zu gehen, ſo brachte ihn ein Schiff nach Gothenburg, und den Befehl an die dortige Station, ihn nach dem nächſten preußiſchen Hafen zu bringen. Indeß waren keine Nachrichten von dem vorhanden, was ſich im Dezember (1812) begeben, noch wie weit die Sachen im Januar (1813) bereits gediehen ſeyen. Auch der engliſche Commandant der Station hatte keine Nachricht. Ein Schiff, was aus Preußen gekommen, war geſcheitert. Unter den aufgefiſchten Papieren befanden ſich auch die Berliner Zeitungen. Hierdurch aufgeklärt über die Lage der Dinge, ging Gneiſenau nach Colberg, der Wiege ſeines Ruhmes, dann nach Schleſien. Hier war Alles in Bewegung, und der Volkskrieg bereitete ſich vor. Man hatte mit Frankreich gebrochen. Man wünſchte nun ſchnell mit England abzuſchließen, und wollte Gneiſenau hinſchicken. Dieſer aber fühlte, daß ſeine Beſtimmung jetzt nicht mehr nach jener Inſel hinliege, und nachdem er es zweimal abgelehnt, wurde ein Anderer hingeſendet. Seine erſte Beſtimmung war, ein Armeecorps zu commandiren. Da aber dies noch nicht das Rechte für ihn war, ging er in's Hauptquartier, wo Blücher den Oberbefehl übernommen. Die Landwehren wurden errichtet. Es zeigten ſich bei ihrer Bildung ungemeine Schwierigkeiten. Gneiſenau bat um die Landwehren. Er wurde zum Generalgouverneur von Schleſien ernannt. Ueber 100.000 Mann ſandte die Provinz unter die Fahnen, mit deren Organiſation er ſich während des Waffenſtillſtandes beſchäftigte. Mit Wiedereröffnung des Feldzugs trat Gneiſenau an des verſtorbenen Scharnhorſt's Stelle als Generalquartiermeiſter der ſchleſiſchen Armee. Die Vernichtung des Macdonald'ſchen Corps an der Katzbach, welche bei Napoleon (Sire! Votre Armée du Bover n'existe plus!) ein heftiges Erbrechen zur Folge hatte, der Uebergang bei Wartenburg über die Elbe, und der glückliche Erfolg der Schlacht bei Möckern (Leipzig) den 16. Oktober waren größtentheils das Reſultat ſeiner Rathſchläge. „Wenn wir die Franzoſen ſchlagen wollten," ſo erzählte der Feldmarſchall Blücher, „dann ritt ich mit Gneiſenau heraus, und beſah mir, wo die Kerls ſtanden, und dann fragte ich ihn: Was meinen Sie, wenn wir es ſo u. ſo machten? und in Zeit von einer Stunde waren denn auch die Befehle ſchon gegeben." An den Siegen bei Brienne u. Paris, ſo wie

Digitized by Google

ſo wie an dem Treffen bei Montmirail nahm er thätigen Antheil, und in dem Kriegsrathe ging ſein Vorſchlag über das plötzliche Vordringen nach Paris durch. Nach dem Frieden von 1814, wo Gneiſenau die Würde eines Generals der Infanterie bekleidete, von der Huld ſeines dankbaren Königs in den Grafenſtand erhoben, und ihm ein Domäne von 10,000 Thaler jährlicher Einkünfte verliehen wurde, ging er in die Bäder, dann nach Berlin, und ſah von hier aus den Verhandlungen in Wien zu. Im März 1815 änderte ſich auf einmal die Lage von Europa. Der Mann des Verderbens kam von Elba zurück, und die Völker rüſteten ſich von Neuem zum Kampfe. Den 16. Juni ſtand die Schlacht auf den Höhen von Ligniß, und Gneiſenau bewies daſelbſt eine bewundernswürdige Bravour. Durch ſeine Geiſtesgegenwart wurde das preußiſche Heer in den Stand geſetzt, wieder eine Schlacht liefern zu können. Er erhielt hier ein ſchönes Pfand vom Glück und ſeinem Sterne. Eine Kanonenkugel ſchlug quer durch's Pferd, von dem linken Beine herein, hinter dem rechten heraus. Als den 18. die Schlacht auf den Höhen von Belle-Alliance ſtand, wurde ihm eine zweite Bürgſchaft des Glücks gegönnt. Eine Kanonenkugel ging der Länge nach durch's Pferd. Als der Sieg den Tag gekrönt, ſo wurde er vollſtändig und entſcheidend durch die Verfolgung des Feindes. Mit einem Bataillon Infanterie und zwei Dragoner-Regimentern trieb Gneiſenau die geſchlagene Armee die ganze Nacht hindurch über Genappe und Quatre-Bras vor ſich her, und ſtellte ſich den Morgen, als der Tag kam, bei Frasne auf, damit der Feind die Kleinheit des Häufleins nicht gewahre, ſo ihn verfolgte. Er zog mit ſeinem Heere ſchnell nach der Hauptſtadt des Feindes, und dort nahm er als Miniſter am Friedensſchluſſe Theil. Als der Friede geſchloſſen war, ging er nach Colberg als commandirender General der Rheinprovinzen. 1816 foderte er wegen geſchwächter Geſundheit ſeinen Abſchied, und ging in die Bäder von Carlsbad und Töpliß, dann in den Schooß ſeiner Familie nach Schleſien, wo er in ländlicher Ruhe im Kreiſe ſeiner Freunde lebte. Nach Kalkreuths Tode (1818) wurde er als Gouverneur von Berlin angeſtellt, und ſtarb 1822.

Gneſen, poln. Gniezno, Kreisſtadt im preußiſchen Regierungsbezirk Bromberg, zwiſchen Seen und Hügeln, mit Mauern, 451 Häuſern, 3034 Einwohnern (2157 Katholiken, 285 Lutheranern, 592 Juden), 1 Kathedralkirche (mit dem Leichnam des heil. Adalbert), 4 Pfarrkirchen, 3 Klöſtern; Sitz eines Erzbiſchofs (der aber in Skierniewice in Polen wohnt), Domkapitels (mit 36 Prälaten und Canonicis), Seminars für Geiſtliche, eines Generaloffizialats, Metropolitan- und Proſynodalgerichts. Die Erzbiſchöfe von Gneſen führten ſeit der Regierung des Königs Caſimir des Großen von Polen 1360 den Titel Fürſten, wurden ſeit der Regierung Sigismunds I. vom Papſt Leo X. auf dem Lateraner Concil im 15 Jahrhundert zu legati nati ernannt, die in der Abweſenheit der päpſtlichen Geſandten die Gerichtsbarkeit des päpſtlichen Stuhls in Polen verwalteten, und waren zugleich Primas im Königreiche, die zur Zeit eines Zwiſchenreichs in Polen die königliche Gewalt bis zur Erwählung eines Königs führten. Die Stadt, ſonſt die Hauptſtadt von Großpolen, hat Tuch- und Leinwebereien, Gerbereien, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, die Woyciech- oder Adalbertsmeſſe und im Mai einen wichtigen Pferde- und Viehmarkt

Gnidus oder Knidos eine von den Hauptſtädten des alten Cariens. Sie lag an der Spitze der ſüdlich von Gallinaſſus (jetzt Budron, oder Bodru) gelegenen Halbinſel, hatte zwei Häfen, und war durch ihren Handel berühmt. Man verehrte hier die Venus in der berühmten, vom Praxiteles verfertigten Statue. Sie ſtand mitten in einem kleinen Tempel, in welchen das Tageslicht durch zwei entgegengeſetzte Oeffnungen hineinfiel, um die Bildſäule durch ein ſanftes Licht von allen Seiten zu erleuchten. Praxiteles hatte ſie nach der

Digitized by Google

berühmten Buhlerin Phryne gearbeitet, ſo daß man alle Züge und den bezaubernden Blick jenes reizenden Mädchens darin wieder erkennen konnte. In der Folge wurde ſie nach Conſtantinopel geſchafft, wo ſie im lauſiſchen Pallaſte ſtand, der im J. Chr. 461 abbrannte, bei welchem Brande die Statue mit verloren ging. — In Gnidus war der Geſchichtſchreiber Kteſias und der Aſtronom Eudoxus geboren. Auch war in dieſer Stadt ein berühmter Apollo= und Neptunstempel. Jetzt iſt nichts mehr von ihr vorhanden.

Gnomen, Erd=, Haus= und Burggeiſter, wie ſie in den alten Sagen, vorzüglich der nordeuropäiſchen Völker, häufig vorkommen. Neben ihnen kennt die Volksſage noch Wald= und Feldgeiſter, Waſſer=, Luft= und Feuergeiſter. Von allen dieſen ſ. Des deutſchen Mittelalters Volksglauben, v. Dobeneck, mit Vorr. von Jean Paul. 2 B. Berl. 1815.

Gnomen (in d. Poetik), kurze poetiſche Denk= und Sittenſprüche, Sätze der Tugend und Lebensweisheit enthaltend. Sie waren von jeher die Erſtlinge der erwachten Denkkraft unter den Völkern; in ihnen legten dieſe nieder, was ſie an neuen Erfahrungen und Einſichten erworben hatten, und ſie geben uns jetzt noch Zeugniß von der alten Weisheit der Völker, wie ſie bei Feſten und Freudenmahlen und im Kreiſe ſinniger Freunde ſich ausſprach. Von der reichen gnomiſchen Poeſie der Hebräer zeugen die Sprüche Salomo's und Jeſus Sirach's; in den ſpätern Sammlungen der Araber mag hie und da manch goldnes Wort aus uralter Zeit — aus Lockmans Tagen — herübertönen; die Perſer haben ihren Scheich Attar, und in Sadi's reichem Dichtergarten duften viele ſchöne Blumen gnomiſcher Poeſie; Indier und Sineſen ſtehen nicht nach, und die Sämundiſche Edda ſtellt uns in Odins Sittenſprüchen Beiſpiele gnomiſcher Weisheit des hohen Nordens auf; die griechiſchen Weiſen lehrten zum Theil in Gnomen, und auch die Völker ſpäterer Zeit bedienten und bedienen ſich noch gern einer Form, die zur Aufnahme kurzer Lebens= und Weisheitsregeln ſo geſchickt iſt. Als Beiſpiel diene folgende Gnome nach dem Türkiſchen von Vermehren:

Was du auch immer verlangſt und ſucheſt, ſuch' es im Innern;
In dir findeſt du rein, was du verlangt und geſucht.

Gnoſtiker, chriſtliche Irrlehrer in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung, ſo genannt von dem griech. Worte Gnoſis, Erkenntniß, weil ſie ſich einer tiefern Erkenntniß und Einſicht in das Weſen der Dinge rühmten. Sie nahmen einen Gott, ein ewiges, höchſt vollkommenes Weſen, als erſte Urſache aller Dinge an, ſetzten demſelben aber, nach einem durch den ganzen Orient herrſchenden dualiſtiſchen Princip, eine gleich ewige, aber unvollkommene Materie entgegen. Gott hat, ſo behaupteten ſie ferner, andere mehr oder weniger vollkommene Weſen (Aeonen) hervorgebracht, die jedoch in der Zeit von ihm abgefallen ſind, und von denen einer, der Demiurg (Weltſchöpfer), Welt und Menſchen erſchaffen hat. Alles Uebel in der Welt hat von dieſem Demiurg ſeinen Urſprung, ſo auch die ſinnliche Seele in uns, durch welche wir empfinden und leben, neben welcher aber eine vernünftige, aus dem göttlichen Lichte entſprungene Seele uns beiwohnt. So lange der Menſch den ſinnlichen Antrieben folgt, ſteht er unter der Gewalt des Demiurg; die Tugend allein erhebt ihn zu Gott. Um dem Weltübel zu ſteuern und die Menſchen von dem Demiurg zur Verehrung des höchſten und einzig wahren Gottes zurückzuführen, hat ein Aeon, Chriſtus, einen menſchlichen Körper angenommen. Dieſer Körper iſt jedoch kein wahrer; man kann daher nicht ſagen, daß Chriſtus alles das gelitten, was ſeine Lebensbeſchreiber von ihm erzählen (daher der Sektenname: Doketen). — Das göttliche Anſehn der Schrif-

Digitized by Google

ten des A. T. leugneten ſie, in dem N. T. aber erlaubten ſie ſich weſentliche Veränderungen. Cerinthus, ein ägyptiſcher Jude des 1ſten Jahrh., war der Urheber dieſer Irrlehre, die von Credo und Marcion im 2ten Jahrh. n. Chr. weiter ausgebildet ward. Saturnin, der im 2ten Jahrh. in Antiochien lebte, gehörte unter die Zahl derer, welche den Gnoſticismus mehr zu erweitern ſuchten. Er nahm einen Satan, ſieben höchſte Engel, welche unter der Gottheit ſtehen ſollten, zwei urſprünglich verſchiedene Gattungen von Menſchen, eine gute und eine böſe, an. Er leitete das Uebel zum Theil vom Satan, zum Theil aber auch von den urſprünglichen Mängeln der Weltſchöpfung ab. Die Welt ſollte nämlich nicht von Gott, ſondern von jenen ſieben Engeln geſchaffen worden ſeyn. Den Gott der Juden hielt er für einen derſelben. Hiernach geſtaltete ſich auch ſeine Lehre von der Beſtimmung Chriſti. Chriſtus ſollte, nach Saturnin's Annahme, beſonders auch um deswillen erſchienen ſeyn, um der Verehrung des Judengottes, als eines bloſen Engels, Einhalt zu thun. Hieraus floß denn weiter ſeine Vorſtellung von der Natur Chriſti. Da derſelbe jenem Engel, den die Juden verehrten, ſein Anſehen entziehen ſollte, ſo mußte er ein noch höheres Weſen ſeyn; und da die ganze Welt nur ein Werk der Engel war, ſo durfte Chriſtus auch keinen Körper, der zu dieſer Welt gehörte, annehmen. Saturnin betrachtete daher Chriſtum als ein, ſelbſt noch über jene Engel erhabenes Weſen, welches in der Scheingeſtalt eines Menſchen auf die Erde gekommen ſey. Sein Zeitgenoſſe Baſilides, ein Aegyptier, welcher unter Hadrians Regierung auftrat und bis in die Zeiten der Antonine lebte, bekannte ſich, nach den Berichten des Irenäus, zu folgenden Behauptungen. Gott zeugte aus ſich ein anderes geringeres Weſen, dieſes wieder ein anderes, und ſo ferner, bis endlich Erzengel und Engel gezeugt wurden. Durch die verſchiedenen Claſſen dieſer Weſen, wurden auch verſchiedene Himmel unter einander geſchaffen, deren 365 ſind. Die unterſten Engel ſchufen die Erde; der geringſte von dieſen war der Gott der Juden. Chriſtus, das erſtgezeugte jener höhern Weſen, kam auf die Erde hauptſächlich, um das Anſehen des Judengottes zu ſtürzen. Er trug nur die Scheingeſtalt eines Menſchen. Als er gekreuzigt werden ſollte, vertauſchte er ſeine Geſtalt mit einem gewiſſen Simon von Cyrene; dieſer ward an's Kreuz geſchlagen, Chriſtus ſtand dabei, ſah zu und lachte. Durch das dunkle Gewand, in welches er ſeine Ketzereien hüllte, gewannen ſeine Lehren einen großen Anhang, bis er ſich im 4ten Jahrhundert verlor. Das Syſtem der Karpokrates und Epiphanes, Vater und Sohn, gleichfalls philoſophirende Alexandriner, war ſchon weniger ketzeriſch. Sie waren Philoſophen, die Anhang fanden. Sie zeichneten ſich durch ihre Sittenlehre aus; behaupteten, die Befriedigung eines Naturtriebes könne nie unerlaubt ſeyn, und die Weiber ſeyen von Natur zur Gemeinſchaft beſtimmt. Der Fortſetzer von Tertulians Buch gegen die Ketzer legt ihnen die Behauptung bei, daß Jeſus ein auf dem Wege der Natur erzeugter Menſch, aber ein Menſch von einer vorzüglichen Seele, geweſen ſey. In Aegypten und Italien fand ihr Syſtem zahlreichen Anhang; ihre Sekte verlor ſich jedoch ſchon im Anfange des 3. Jahrh. Das Syſtem Valentins aber iſt eins der berühmteſten in der ältern Ketzergeſchichte. Wahrſcheinlich lebte auch er zu Hadrians Zeiten, und war ein Aegyptier. Er betrachtete den höchſten Gott als den Welturheber, und wußte es nun mit den Eigenſchaften deſſelben nicht zu vereinigen, daß derſelbe auch das Böſe ſollte geſchaffen haben. Seine Annahme war daher folgende. Von jeher war ſchon die Materie der Welt vorhanden. Gott mußte, wenn er ſchaffen wollte, dieſe als Stoff gebrauchen. Der Stoff war aber nicht immer ſo beſchaffen, daß ſich aus demſelben gerade dasjenige bilden ließ, was Gott ſich zu bilden vorgenommen hatte. Die Geſchöpfe entſprachen alſo nicht ganz den Abſichten des Urhebers.

Digitized by Google

Und dies iſt das Uebel, was wir in der Welt bemerken. Er ſchrieb Chriſto zwar einen wirklichen, allein aus höherer Materie gebildeten Körper zu. Chriſtus ſollte dieſen aus höhern Regionen mit in den Schooß der Mutter gebracht haben. Auch ſollte ſich dieſer Körper auf eine eigene Weiſe genährt haben. Ferner nahm er zwei Gattungen von Menſchen an. Die eine nannte er Phyſiſche (Thieriſche), die andere Pneumatiſche (Geiſtige); jene ſollten von Natur unfähig zum Guten ſeyn. Zudem legte man ihm ein Aeonenſyſtem bei, welches an Seltſamkeit kaum ſeines Gleichen haben dürfte. Unter ſeinen Anhängern zeichnet Irenäus die Colarbaſianer, den Sekundus, und den Markus nebſt ſeinen Anhängern aus. Sie dauerte bis in's 4 Jahrh. fort. Cerdon und Marcion, Letzterer der Sohn eines Biſchofs in Pontus, bildeten ein wohlgeordnetes Lehrgebäude der gnoſtiſchen Träumereien. Marcions wichtigſte Lehre war folgende: Nicht der höchſte Gott hat die Welt geſchaffen, und den Juden ihr Geſetz gegeben, ſondern ein anderes, minder vollkommnes Weſen, welches man ebenfalls mit dem Namen Gott belegen kann. Den höchſten Gott nannte er den *guten*, jenes andere Weſen den *gerechten Gott*. Außerdem nahm er noch einen Satan als den Urheber des Böſen an. Chriſtus hatte, nach ſeiner Lehre, die Beſtimmung, die Menſchen theils von dem Böſen, welches der Satan geſtiftet hatte, theils aber auch von dem moſaiſchen Geſetz, welches der unvollkommene Gott gegeben hatte, zu befreien, und ſie überhaupt mit dem vollkommenen Gott bekannt zu machen. In Anſehung Chriſti, dachte er als ein entſchiedener *Dokete*. Zugleich leugnete Marcion die Auferſtehung des Körpers. Von ſeiner Sittenlehre iſt nur wenig bekannt, nur das, daß er von der Ehe und der Erzeugung des Menſchen überhaupt geringſchätzig dachte. Seine Sekte behauptete ſich bis in's 5te Jahrhundert. Von den übrigen Gnoſtikern, welche beſondere Sekten ſtifteten, nennen wir noch Bardeſanes, Tatian, Severus, ꝛc. ꝛc. Seit dem 5ten Jahrh. treten die Gnoſtiker allmählich von dem Schauplatze der Kirchengeſchichte ab. Von den Grundzügen ihrer Emanationslehre finden wir in ſpäteren philoſophiſchen Syſtemen noch Spuren. S. *Abraxas*, *Baſilidesſteine*, *Enkratiten*.

Goa, portugieſiſches Gouvernement in Oſtindien, welches die Inſel und Stadt Goa, Städte Daman und Diu in Oſtindien, Dilhi auf der Inſel Timor und Macco im Meerbuſen von Canton umfaßt, und auf 51 Quadratmeilen 109.000 Einwohner enthält. Die meiſten Bewohner ſind Katholiken; allein in der Provinz Goa ſind 200 Kirchen mit 2000 Prieſtern. Doch koſten dieſe Beſitzungen mehr, als ſie einbringen. Der Handel ward bis 1812 bloß mit 6 — 8 Schiffen unterhalten; jetzt ſind 24 große Schiffe damit beſchäftigt. Der Generalgouverneur, die Civilobergerichte, ein Erzbiſchof (und bis zum Jahr 1815 das Inquiſitionsgericht), haben ihren Sitz in der feſten Stadt *Goa*, auf einer durch 2 Arme des Meeres und den Mondonafluß gebildeten und an Reis, Magnos, Ananas und Kokosbäumen fruchtbaren Inſel, in der oſtindiſchen Provinz Bejapur. Sie beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, hat 2 Kaſtelle, mehrere ſchöne Kirchen und Palläſte, 11 Mönchs- und 2 Nonnenklöſter und an 30.000 Einwohner worunter 2000 europäiſche und 5000 indiſche Soldaten. Die alte Stadt Goa liegt 8 engliche Meilen von Neu-Goa aufwärts des Fluſſes; in jener wohnen der Erzbiſchof, der Primas von Indien iſt, und viele Geiſtlichen; in Neu-Goa an der Mündung des Fluſſes innerhalb der Verſchanzungen des Hafens wohnen der Vicekönig und die vornehmſten portug. Einw., die ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, wegen der Ungeſundheit des Orts, Alt-Goa verlaſſen haben. Kein Muhamedaner und Hindu wird in der Nähe geduldet. Die Stadt hat Mangel an ſüßem Waſſer, das daher vom feſten Lande gebracht wird. Der Hafen iſt der beſte und geräumigſte in ganz Indien, ſteht aber nua den Portugieſen offen. Handel mit Kattun, baum-

Digitized by Google

wollnen und ſeidnen Waaren, Pfeffer und Bora, Opium und Arak. Hier liegt der heil. Franz v. Xavier (ſ. d. Art.) begraben.

Gobelin (Gilles oder Aegidius), ein berühmter Färber unter König Franz I., erfand zu Paris das ſchöne Scharlach, welches ſeinen Namen trägt. Von ihm haben auch die Gobelinstapeten den Namen erhalten.

Godeau (Antoine), einer der gelehrteſten und verdienſtvollſten franz. Prälaten des 17. Jahrh., geboren zu Dreux bei Chartres 1605, zeigte frühe eine große Neigung zur Poeſie, ſtudirte die Wiſſenſchaften zu Chartres, und kam 1621 nach Paris zu ſeinem Oheim, dem berühmten Conrart, deſſen Haus ein Sammelplatz gelehrter Perſonen war, wo man Gedichte vorlas und beurtheilte, und ſo der Jüngling Gelegenheit fand, ſein Talent in der Dichtkunſt zu vervollkommnen. Er widmete ſich ſpäter dem geiſtlichen Stande, ſeine Lyra nur zu heiligen Hymnen ſtimmend, und erhielt durch Richelieus Freundſchaft 1636 das Bisthum Vence. Während ſeiner 36 jährigen Amtsführung ſuchte er Religioſität und Kirchenzucht in ſeinem Sprengel auf alle Weiſe zu befördern, beſchäftigte ſich nebſtdem mit dem Studium der Kirchengeſchichte, und ſtarb 1672, mehrere exegetiſche, moraliſche und hiſtoriſche Schriften hinterlaſſend, unter denen das vornehmſte ſeine Histoire de l'Eglise, die erſte franzöſiſch geſchriebene und zugleich ausgeführte Kirchengeſchichte, welche bis an das Ende des 9. Jahrhunderts reichte Sie war eigentlich nicht für Gelehrte, ſondern für das größere Publikum beſtimmt. Uebrigens iſt ſie mit eben ſo viel Kritik und Forſchung, als Anmuth, Klarheit und Leichtigkeit geſchrieben. Gelehrte Streitigkeiten werden ganz vermieden, die gelehrten Unterſuchungen werden ſchon vorausgeſetzt. Man findet viele freie gründliche Urtheile, namentlich über Geſchichte der Dogmen, Kirchen-Verſammlungen, Kirchenväter, Legenden von Märtyrern und Heiligen. In der Vorrede ſind auch die früheren allgemeinen Kirchenhiſtoriker von Euſebius bis Baronius ſehr freimüthig kritiſirt. Die Kirchengeſchichte zur Belehrung und Ueberzeugung vom echten chriſtlichen Glauben und zur moraliſchen Erhebung und Bildung ſeiner Leſer zu erzählen, iſt die Hauptabſicht des Verfaſſers. Das Ganze iſt auch von demſelben edlen ſittlichen Geiſte beſeelt, welchen man auch ſonſt an dieſem würdigen Biſchofe kennt.

Godesberg, im preuß. Reg.-Bezirk Köln, Kreis Bonn. Seinen Namen hat der Berg wohl ſchwerlich von einem ehemaligen Wodans- oder Merkur-Tempel, ſondern vielmehr von dem Goding oder Gaugericht, welches im Mittelalter daſelbſt gehalten worden. Die Ruinen ſind, zum Theil ſichtbar genug, die Ueberreſte eines römiſchen, wahrſcheinlich vom Kaiſer Julian erbauten Kaſtells. 1210 erbaute der Erzbiſchof Theodorich von Köln auf den Ruinen des römiſchen Kaſtells ein feſtes Schloß. In dem Krieg, den der Uebertritt des Erzbiſchofs Gebhard von Köln zum Proteſtantismus und ſeine Heirath mit der ſchönen Gräfin von Mansfeld veranlaßte, legte derſelbe eine aus Holländern beſtehende Beſatzung hinein. Die Truppen des neuen Erzbiſchofs Ernſt, aus dem baieriſchen Hauſe, ſprengten die Veſte durch Pulver 1593. — Die Ausſicht von dem Godesberg iſt eine der ſchönſten, mannichfaltigſten und ausgebreiteſten, beſonders von dem Thurme, auf deſſen Höhe eine Treppe führt. Am Fuße des Schloßbergs liegt das Dorf Godesberg, von ungefähr 1800 Einwohnern. Der Ort wird häufig beſucht wegen ſeines, unter dem Namen Draitſcher Quelle bekannten, Geſundbrunnens. Die Anlagen ſind ſchön und bequem, die Gaſthöfe gut, und ringsum iſt eine herrliche Natur.

God save the King! (Gott erhalte den König!) der Refrain (Wiederholungsvers) und die gewöhnliche Bezeichnung eines engliſchen Volksliedes, dem unſere deutſche Lieder: Heil unſerm Bunde Heil! Sauſe du Freiheitsſang! u. ſ. w. nachgebildet ſind, iſt ein's der berühmteſten Volks-

liedet. In Anſehung des Verfaſſers und Urhebers der Melodie ſind die Stimmen getheilt. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß Heinrich Carey, der um die Mitte des 18ten Jahrh. lebte, Dichter und Componiſt dieſes Volksgeſanges iſt. Bei ſeinen vorzüglichen Anlagen zur Tonkunſt ſoll Carey die Regeln des Satzes ſo wenig gekannt haben, daß er ſich, nach Einigen, an Dr. Harrington in Bath, nach Andern aber an Chriſtoph Smith, Händels Schreiber, wandte, um ſeinen rohen Entwurf einer ſorgfältigen Durchſicht zu unterwerfen, und den Baß hinzu zu fügen. Dieſem Vorfalle haben wir es wahrſcheinlich zuzuſchreiben, daß man Händel als den Setzer der Weiſe dieſes Liedes bezeichnet hat. Wie es ſcheint, ward es zum erſtenmal in Gentlemans Magaz. 1745 bei einer drohenden Landung des jungen Stuart mit der Melodie bekannt gemacht. Da es Dr. Arne (der Setzer des andern Volksliedes: Rule Britannia) auf die Bühne brachte, ging es bald in den Mund des Volkes über. Verſchiedenen Künſtlern verdanken wir die Verbeſſerung ſeiner Weiſe. Burney, der Verfaſſer der Geſchichte der Muſik, ſoll einſt behauptet haben, daß es nicht auf den König Georg gedichtet worden ſeyn ſoll, ſondern daß es in der urſprünglichen Lesart gelautet habe: God save great, James our King (Gott ſegne unſern großen König Jakob)! und Burney fügt hinzu, es ſey urſprünglich für Jakobs II. katholiſche Kapelle gedichtet und geſetzt worden.

Göllheim, freundliches Städtchen in einer ſchönen offenen Gegend am Ende eines Thales gelegen, iſt der Hauptort eines Cantons in Rheinbaiern, und hat 1140 Einw. In der Nähe iſt das Schlachtfeld, auf dem Kaiſer Adolph von Naſſau 1298 von Albrecht von Oeſterreich (ſ. beide Art.) tödtlich verwundet wurde. Ein Monument mit einer einfachen Inſchrift, und von einer Linde beſchattet, bezeichnet die Stelle, wo er fiel. Unweit davon ſieht man auch noch die Ruinen des Kloſters Roſenthal, in welchem der König ſtarb, und die Leiche 15 Jahre lang lag, bis ſie in die Kaiſergruft nach Speier gebracht wurde.

Görlitz, Kreisſtadt im preußiſchen Regierungsbezirke Liegnitz, an der Neiße, mit 10.000 Einw. Die Leinwand- und Tuchfabriken, ſo wie der Handel mit beiden Gegenſtänden, ſind bedeutend. Die Peterskirche aus dem 15ten Jahrh. iſt ein ausgezeichnetes, weites Gebäude. Hier zeigt man das Grab Jakob Böhme's. Auch iſt hier der Sitz der Oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, mit einer Bibliothek und wichtigen Sammlungen. Eine Stunde von der Stadt erhebt ſich ein hoher Granit- und Baſaltberg, die Landeskrone.

Görz (Georg Heinrich, Freiherr von Schlitz, genannt von), Staatsminiſter Carls des Zwölften, lenkte die Augen dieſes großen Königs durch ſeine große Eigenſchaften auf ſich, und war in der That das im Kabinet, was Carl der Zwölfte im Felde war. Von ſeinem Herrn wurde er zu verſchiedenen wichtigen Unterhandlungen gebraucht, wurde in Sachſen u. Holland arretirt, entwiſchte aber im erſtern Lande und erhielt im zweiten die Freiheit bald wieder. Von ihm rührte der Plan her, England zu Gunſten des Prätendenten in Revolutionszuſtand zu verſetzen, und dadurch in ganz Europa einen allgemeinen Krieg zu erregen. So klug aber auch dieſes ausgedacht war, ſo ſcheiterte doch der Plan. Um Carl dem Zwölften die Mittel zu einem Kriege zu verſchaffen, führte er Kupfermünzen ein, bewirkte aber eben dadurch die Verarmung Schwedens, die noch jetzt ſo drückend auf dem Lande ruht. Nach dem Tode Carls des Zwölften wurde Görz gefangen genommen, und den 2. März 1719 enthauptet.

Goes (Jan Antonides van der), ein klaſſiſcher holländiſcher Dichter, der ohne wiſſenſchaftliche Erziehung ſich ſelbſt die Bahn brach, geb. 1647 zu Goes in Seeland, reiſte in ſeiner Kindheit mit ſeinen Eltern nach Amſterdam,

Digitized by Google

wo er zum Apotheker beſtimmt, auf die dortige lateiniſche Schule geſandt wurde, ſich aber, ſtatt mit pharmazeutiſchen Kunſtwörtern, mit dem Geiſte der beſten römiſchen Dichter bekannt machte. Seine poetiſche Laufbahn eröffnete er mit Trazil, einem chineſiſchen Trauerſpiel, welches ihm den Umgang und die Freundſchaft Vondels (ſ. d. Art.) verſchaffte. Eine männliche, und doch ſehr melodiſche Verſifikation, einer raſcher Dialog und treffende Scenen karakteriſiren dieſe Tragödie. Das zweite große Werk des van der Goes, die gebundene Bellona (die Geſchichte des Krieges von 1665 zwiſchen England und Holland, im Heldenſtyl), zeugte noch mehr von den großen Anlagen dieſes jungen Dichters. Hier zeigte ſich vaterl. Enthuſiasmus, vereint mit der glücklichſten Darſtellung, und der blühendſten Einbildungskraft, die aus ihrer eigenen Fülle und dem hohen Gegenſtand ſelbſt reiche Hülfsquellen zieht. In ſeiner vollen Größe erſcheint van der Goes in ſeinem Yſtroom (1671), einem Lehrgedichte in 4 Büchern, worin Amſterdams damalige Größe, auf ſeinen Welthandel gebaut, treffend und wahr, in den kühnſten Bildern, den reichſten Epiſoden, und einer ungemein herrlichen Sprache, die ſchon durch ihren Wohllaut hinreißt, vorgetragen wird. Der allgemeine Ruhm, den dieſes Gedicht dem 24jährigen Jünglinge verſchaffte, beſchränkte ſich nicht auf ſchale Lobeserhebungen. Von Buyſero, ein Liebhaber der Poeſie, befreite ihn aus dem knechtiſchen Zuſtande eines Apotheker-Bedienten, und verſchaffte ihm Muße, zu Utrecht Medizin zu ſtudiren. Nach erlangter Doktorwürde erhob ihn ſein Wohlthäter 1674 zum Sekretär der Admiralität an der Maas, welches Amt er bis zu ſeinem 1684 erfolgten Tode bekleidete. Seine ſämmtlichen Gedichte erſchienen zu Amſterdam in mehreren Auflagen, worunter die vorzüglichſte die von 1714 in 4to.

Götterlehre, ſ. Mythen, Mythologie.

Götterſpeiſe, ſ. Ambroſia.

Göttingen, eine Stadt von 9500 Einwohnern in dem Königreich Hannover, liegt in einem fruchtbaren Thale am Fuße des Hainberges, und an der neuen Leine, welche die Stadt durchſchneidet, iſt mit einem zu Spaziergängen angelegten Wall verſehen, und hat wohlgebaute Straßen. Die Univerſität, eine der erſten in der Welt, wurde im Jahre 1734 von dem Churfürſten von Braunſchweig und dem Könige von England, Georg II., geſtiftet, und nach ihm Georgia Auguſta genannt. Die zur Stiftung nöthigen Privilegien ertheilte Kaiſer Carl der Siebente 1733 am 13. Januar, und im folgenden Jahre würden ſchon Collegia daſelbſt geleſen. Erſt zwei Jahre ſpäter ertheilte der König die ausführlichen Privilegien, 7. Dezember 1736, und dann am 17. September 1737 erfolgte die feierliche Einweihung. Der König ſelbſt iſt Rektor. Die Oberaufſicht iſt beſondern Curatoren anvertraut. Unter dieſen zeichnen ſich vorzüglich aus der Obercurator von Münchhauſen von 1733 — 1770, welcher den Grund zu dem Flor und dem Rufe Göttingens gelegt hat. Von Anfang bis jetzt verwendet die Regierung ungeheure Summen zum Beſten dieſer Hochſchule. Unter allen wiſſenſchaftlichen Anſtalten derſelben zeichnet ſich die Bibliothek rühmlich aus. Dieſe zählt 200.000 Bände, und das Collegiengebäude, welches ſie enthält, nimmt einen großen Raum ein. Die zweckmäßige Vermehrung derſelben iſt fortwährend ein Gegenſtand höherer Aufmerkſamkeit. Man findet hier, außer den Schätzen der früheren Zeit, jedes beachtungswerthe Werk der jetzigen, ſowohl aus England, Frankreich und dem übrigen Europa, als aus Deutſchland. Neben dieſer ausgezeichneten Anſtalt nimmt die königliche Sozietät der Wiſſenſchaften eine ehrenvolle Stelle ein. Schon am 23. Februar 1751 wurde ſie geſtiftet, erhielt aber 1770 eine andere Einrichtung. Sie theilt ſich in drei Claſſen, die mathematiſche, phyſikaliſche und hiſtoriſche, mit ordentlichen und Ehren-Mitgliedern. Jede dieſer Claſſen ſetzt abwechſelnd eine Haupt-Preisfrage und

Digitized by Google

für dieſelbe 50 Dukaten aus. Neben dieſer werden noch zwei Preiſe von 12 Dukaten für zwei ökonomiſche Abhandlungen gegeben. Die Haupt-Preis-Vertheilung geſchieht am 10. November, wo die Geſellſchaft ihren Stiftungstag feiert. Jedes Mitglied erhält für die gelieferte Abhandlung ein angemeſſenes Honorar. Auch die Fakultäten geben jährlich Preisfragen auf. Der Preis iſt eine goldene Medaille, 25 Dukaten werth. Das königliche Muſeum wurde 1773 errichtet, und verdankt ſeine Entſtehung der Hofrath Büttneriſchen Sammlung aus Pflanzen, Hölzern, Thieren, Mineralien und edeln Steinen. Auch zur Vermehrung dieſes Inſtitutes wird viel gethan. Das theologiſche Repetenten-Collegium, das Prediger-Seminar, das Paſtoral-Inſtitut, das Obſervatorium, das philologiſche Seminar, und alle andern bei einer Univerſität nöthigen Inſtitute verdienen rühmliche Erwähnung. Während der Regierung des Hieronymus Napoleon wurde Göttingen nicht vernachläßigt, und ſeit 1814 hat die hannöveriſche Regierung viel gethan, beſonders hat man die Stipendien für arme Studirende vermehrt. Vor einigen Jahren hat der Herzog von Naſſau Göttingen zur Landes-Univerſität für ſeine Unterthanen erklärt. Die Zahl der Studirenden beträgt 1500. — In Göttingen wird vortreffliche Wurſt gemacht, die weit verfahren wird, und Mettwurſt heißt.

Götz (Joh. Nikolaus), geb. 1721 zu Worms, erhielt an dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung, ging 1739, um Theologie zu ſtudiren, nach Halle, wo er mit Uz und Gleim in freundſchaftliche Verbindung trat, und ſich beſonders mit dem Letztern in poetiſchen Arbeiten übte. Im J. 1742 wurde er Hauslehrer bei dem preuß. Oberſten und Commandanten zu Emden, Freiherrn von Kalkreuter, und zwei Jahre ſpäter Schloßprediger bei der verwittweten Gräfin von Strahlenheim in Forbach an der Moſel, die ihm zugleich die Erziehung ihrer Enkel anvertraute. 1747 wurde er Feldprediger beim Regiment Royal-Allemand, dann Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückiſchen, wo er ſich mit einer jungen Wittwe verheirathete. 1754 erhielt er die Oberpfarrer- und Inſpektorſtelle zu Meiſenheim, 1761 den Ruf als Pfarrer und Conſiſtorial-Aſſeſſor nach Winterburg, und endlich 1766 als baden-durlachiſcher Superintendent der evangeliſch-lutheriſchen Kirchen und Schulen des Oberamts Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen, in welchem Amte er 1781 ſtarb. Götz gehört zu den angenehmſten und gefälligſten Dichtern des 18ten Jahrhunderts. Vorzüglich hat das ſcherzhafte und empfindungsvolle Lied, das ſinnliche Freuden und Leiden ſchildert, aber auch die Ode, die Elegie und Idylle, die poetiſche Erzählung, und ſelbſt das Sinngedicht in unſerer Sprache ihm viel zu verdanken. Eine glückliche Imagination in Ideen und Bildern, feine und naive Scherze, Natur, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit, liebliche und rührende Beſchreibungen, Harmonien des Verſes u. ſ. w. machen die meiſten ſeiner Gedichte zu Meiſterſtücken. Viele ſind anmuthige Spielereien, voller Naivetät, Feinheit und Süßigkeit, einige lehrend und rührend, andere ſcherzhaft bis zum Komiſchen, voll loſer Schalkheit und Witzes. In allen athmet ſanftes Gefühl und die lauterſte Fröhlichkeit, griechiſcher Geiſt und griechiſche Weichheit; alle ſcheinen Wort für Wort flüchtig hingeworfen, und doch ſind ſie ſorgfältig vollendet und ausgebildet, von fließender Verſifikation und der wohlklingendſten Sprache; voll gewählter, oft neuer, immer mannichfaltiger, niemals gezwungener Ausdrücke. Nur einige derſelben ſind ſich gleich, nicht korrekt genug, oder tragen Spuren des frühen Zeitalters, in dem ſie verfertigt wurden. Götzens meiſte Gedichte ſind Originale; doch findet man auch Ueberſetzungen und Nachahmungen aus verſchiedenen Sprachen. Was er indeſſen von Alten oder Neueren entlehnt hat, daß hat er faſt allemal verſchönert, und es ſo vollkommen mit ſeinen eigenen Gedanken verwebt, daß es

ihm eigenthümlicher anzugehören ſcheint, als dem Eigenthümer ſelbſt. Nach des Dichters Tode übergab deſſen Sohn und Erbe, Chriſtian Gottlieb Götz. Buchhändler zu Mannheim, dem ausdrücklichen Willen ſeines Vaters zu Folge, Ramlern ſämmtlichen poetiſchen Nachlaß zur Auswahl, Durchſicht und Verbeſſerung, und ſo erſchienen: Vermiſchte Gedichte, von J. N. Götz, in drei Theilen. Zu bedauern iſt es allerdings, daß wegen der bekannten Neigung des Herausgebers zu Veränderungen der Gedichte ſeiner Freunde, jetzt unſer Urtheil über Götz im Beſonderen nicht anders als unſicher ausfallen kann, indem wir immer in Ungewißheit ſind, ob wir des Dichters eigene Worte, oder Ramlers Zuſätze und Veränderungen leſen.

Götz von Berlichingen, ſ. Berlichingen.

Götz (Johann Auguſt Ephraim), Naturforſcher, geboren zu Aſchersleben den 28. Mai 1731, kam 1756 als Prediger nach Quedlinburg, und ſtarb daſelbſt als erſter Hofdiakonus, den 27. Juni 1793. Wichtig ſind folgende Schriften von ihm: Entomologiſche Beiträge zu des Ritters Linné zwölften Ausgabe des Naturſyſtens, Leipzig 1777, 9 Th. 8.; Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer thieriſcher Körper, Deſſau 1782 4., mit 44 K. Erſter Nachtrag dazu von ihm ſelbſt, mit Zuſätzen von J. G. H. Zeder, Leipzig 1804, mit 6 K.; Harzreiſen für Kinder; nützliches Allerlei und deſſen Fortſetzung unter dem Titel: Natur und Menſchenleben und Vorſehung; europäiſche Fauna, fortgeſetzt von Donndorf, Cornelius, Leipzig 1789, 3 Th. 8. — 2) Johann Melchior, Bruder des Vorigen, geboren zu Halberſtadt den 16. Oktober 1717, bekleidete Predigerſtellen zu Aſchersleben, Magdeburg und Hamburg, und ſtarb den 19. Mai 1786. Wegen ſeiner Intoleranz und ſeines wüthenden Eifer für die Orthodoxie, nannten ihn Viele den Inquiſitor von Hamburg. Er hinterließ ſehr viele polemiſche Schriften, eine Geſchichte der Bibel in Niederſachſen von 1621 — 1740, Halle 1775, 4. u. a. m.

Götze, Abgott. Götze iſt das Bild eines falſchen Gottes, in ſofern es verehrt wird. Götze und Abgott ſcheinen übrigens ſo unterſchieden zu ſeyn, daß das erſte mehr eine ſinnlich dargeſtellte phantaſtiſche Idee, z. B. den Janus mit zwei Geſichtern, das letzte jedes zum Gott erhobene und verehrte Naturweſen bezeichnet, z. B. die Krokodille der Aegyptier. Daher man im figürlichen Sinne wohl ſagen kann: ſein Mädchen iſt ſein Abgott, aber nicht ſein Götze.

Götzen (Johann, Graf von), kaiſerlicher Feldmarſchall, geboren 1599, nahm 1615 Kriegsdienſte, und diente anfänglich den böhmiſchen Ständen, dann aber unter Graf Ernſt von Mansfeld als Obriſt-Lieutenant. Nach dieſes Parteigängers Tode ging er 1625 zu den Kaiſerlichen über, ward Obriſter über ein Regiment zu Fuß, unter dem Befehl des Herzogs von Friedland, der ihn zum Statthalter der Inſel Rügen machte. Durch die grauſame Verheerung Paſewalks, welches Schweden eingenommen hatte, ſchändete er ſeinen Ruhm, richtete dann 1631 in der Nähe von Cotbus ein detaſchirtes ſchwediſches Corps zu Grunde, zeichnete ſich auch bei andern Gelegenheiten aus, und erhielt deßhalb vom Kaiſer 1633 den Freiherrn-Titel. Im Jahre 1634 befehligte er die Kaiſerlichen in Schleſien mit vielem Glück, und in der Schlacht bei Nördlingen den rechten Flügel, der den Sieg herbeiführte. Hierauf in den Reichsgrafenſtand erhoben (1635), trieb er die Schweden aus Würzburg, focht 1636 gegen den Landgrafen Wilhelm von Heſſen am Rhein und in Weſtphalen, und trieb, darauf nach Sachſen eilend, den General Banner nach Pommern. Kurz nachher erhielt er Befehl, nach Heſſen zurück zu kehren, ward 1637 Feldmarſchall, und verſuchte, Breiſach zu entſetzen, verlor aber darüber ſeine ganze Armee. Seine Feinde beſchuldigten

Digitized by Google

ihn des Hochverraths; er wurde in Ingolſtadt vor ein Kriegsgericht geſtellt, erhielt 1641, unſchuldig befunden, ſeine Freiheit wieder, und 1643 den Oberbefehl über die ſchleſiſche Armee, den er bis 1644 rühmlich führte. Der Einfall des Fürſten Ragotzi aus Siebenbürgen in Ungarn rief ihn nach Ungarn, ſo wie von dort Torſtenſons Einbruch in Böhmen in letzteres Land. Er blieb den 24. Februar 1645 in einem unglücklichen Treffen bei Jankow.

Gold. Das Gold iſt unter allen Metallen an Glanz und Farbe das ſchönſte, und ſteht auch unter allen andern im höchſten Preiſe. Man nennt es ein edles Metall, weil es weder im Feuer noch in der feuchten Luft oxydirt wird, und weil ſich das durch Säuren oxydirte Gold im Glühfeuer leicht wieder herſtellen läßt. Es kömmt theils gediegen und rein in der Natur vor, theils findet man es in Verbindung mit andern Metallen. Die Farbe des Goldes iſt ein reines Gelb, ſeine Dichtigkeit ſehr groß, denn ſein ſpecifiſches Gewicht gegen deſtillirtes Waſſer iſt gleich 19.25, und bei geſchlagenem ſehr reinen Gold 19.60, allein die Härte dieſes Metalles iſt ſehr geringe, und es läßt ſich leicht beugen. Deßhalb verſetzt man es auch bei dem Verarbeiten mit andern Metallen, mit Kupfer, oder mit Silber, oder mit beiden zugleich. Da die Federkraft des Goldes ſehr geringe iſt, ſo beſitzt es auch wenig Klang. Deſto bedeutender iſt die Zähigkeit, oder abſolute Feſtigkeit des Goldes, denn nach Sickingens Verſuchen zerriß ein Goldfaden von 0.3 Linien Pariſer Dicke und zwei Fuß Länge erſt von einem Gewicht von 11 Pfund 9 Unzen 4 Quent. und 60 Gran franz. Gewicht, und nach andern Verſuchen von 16 Pf. 6 Unz. 43.4 Gran. Die Dehnbarkeit des Goldes iſt zum Erſtaunen groß, und kein anderes Metall übertrifft das Gold in dieſer Rückſicht. Nach Wallerius, Reaumur's u. A. Verſuche und Berechnung kann ein Gran Gold zu einem 500 Fuß langen Faden ausgedehnt werden, oder mit einer Unze Gold kann man einen Silberfaden vergolden, der 444 franzöſiſche Meilen lang iſt. Durch fortgeſetztes Hämmern und Strecken wird das Gold zwar ſpröde und brüchig, allein durch das Ausglühen oder Anlaſſen erlangt es ſeine vorige Dehnbarkeit völlig wieder. Das Gold fließt im Feuer erſt nach dem Glühen, und erfodert eine anfangende Weißglühhitze, es fließt mit einer ſchönen Aquamarinfarbe, und iſt bei dem langſamen Erkalten fähig, zu kryſtalliſiren; nach Monge, Tillet und Mouſſin Puſchkin bildet es kurze vierſeitige Pyramiden oder auch regelmäßige Oktaëder. Es erleidet dabei keine Veränderung, und verliert weder am Gewicht, noch nimmt es zu. Kunkel erhielt es in einem Glasofen einen, und Bayle zwei Monat lang im Fluſſe, ohne daß es die geringſte Veränderung erlitt, daher es den feuerbeſtändigſten Subſtanzen beigezählt wird. Allein dieſe Feuerbeſtändigkeit bezieht ſich bloß auf unſere Ofenhitze, denn in dem Brennpunkte ſehr großer Brennſpiegel und Brenngläſer, auch ſelbſt vor dem Gebläſe mit Sauerſtoffgas bemerkt man, daß es ſich verflüchtiget. Schon Homberg bemerkte, daß das Gold in dem Brennpunkte einer Tſchirnhauſiſchen Linſe zu dampfen anfing, und Macquer fand, daß der aufſteigende Rauch eine darüber gehaltene Silberplatte merklich vergoldete, und daß ſich auf der Unterlage, welche von Porzellanerde war, ein purpurrother, glasartiger Fleck zeigte, ſo daß es ſcheint, daß außer der Verflüchtigung des Goldes ſich vielleicht auch ein kleiner Theil deſſelben oxydirt habe. Vor dem Gebläſe mit Sauerſtoffgas hat Ehrmann die Verflüchtigung des Goldes wahrgenommen. Im J. 1773 bemerkte Cosmus zuerſt, daß ſich das Gold durch die Einwirkung der Elektrizität verbrennen, oder oxydiren laſſe; er legte ein Goldblättchen zwiſchen Kartenpapier, und ließ einen ſtarken Funken durchſchlagen, und fand das Gold in einen violetten Staub verwandelt. Van Marum beſtätigte dieſen Verſuch durch mehrere, und zeigte, daß ein Golddraht durch eine ſtarke Entladung einer elektriſchen Batterie von 125 Quadratfuß Belege in einen purpurfarbenen Staub

verwandelt wurde. Der Sauerſtoff ſcheint übrigens äußerſt ſchwach in dieſem Goldoxyde gebunden, und darinne nur in geringer Menge vorhanden zu ſeyn. Noch leichter läßt ſich die Oxydirbarkeit des Goldes mit der Volta'ſchen Säule darthun; wenn man an das eine Ende einer Zink-Kupferſäule ein Goldblättchen befeſtiget, und dann vermittelſt eines Drahtes von dem andern Ende der Säule berührt, ſo verbrennt das Gold ebenfalls mit einem lebhaften Lichte und kniſternden Geräuſche, und verbreitet einen purpurfarbenen Staub in die Luft. An der Luft bleibt das Gold unverändert, und wird auf ſeiner Oberfläche nicht oxydirt, es läuft zwar von brennbaren Dünſten etwas an, ohne aber zu roſten, auch wird das Waſſer nicht zerſetzt, wenn man es über glühendes Gold treibt, wie Hr. v. Hauch gezeigt hat. Das metalliſche Gold widerſteht der Auflöſung faſt aller Säuren, und wird nur von der oxydirten Salzſäure, oder einem Gemiſch von Salpeterſäure und Salzſäure, das man ſonſt Königswaſſer, jetzt aber Salpeterſalzſäure nennt, aufgelöſt. Nicht bloß ein Gemiſche von Salpeterſäure und Salzſäure löſet das metalliſche Gold auf, ſondern auch eine Miſchung aus ſalzſauren Salzen. Das Gold geht mit den meiſten Metallen eine Verbindung ein. Durch die Verbindung mit Silber wird die Farbe des Goldes bleicher. Blei und Queckſilber amalgamiren ſich leicht mit demſelben. Das in verſchiedenen Flüſſen unter den Sand gemengte, aus ſehr kleinen Theilen beſtehende Gold nennt man Flußgold, und wird durch Waſchen gewonnen. Auf der Goldküſte von Guinea ſammeln die Inſulaner Goldſtaub, d. h. feine Goldtheilchen, und verkaufen es an die Europäer. Das Gold, welches man in Steinen und Erzen gediegen, aber doch verſteckt findet, und welches durch künſtliche Operationen geſchieden werden kann, heißt verlarvtes Gold. Lohnt der Gewinn dieſe Arbeit, ſo erhalten dergleichen Mineralien die Benennung Golderze. Südamerika, insbeſondere aber Braſilien, Mexiko und Peru, ſind beſonders reich an Gold. Die Gruben von Potoſi liefern binnen 20 Jahren 100 Millionen reines Gold an Ausbeute. Auch Afrika ſcheint reichlich mit Gold verſehen zu ſeyn, da die Flüſſe, welche es in ihrem Laufe über die Gebirge aufſpüren, vieles mit ſich führen. Aſien iſt reich an Gold. Arabien, Perſien, China, Japan, Indien, fördern beträchtliche Maſſen Goldes aus ihren Gebirgen an Tag. Auch Europa iſt in dieſer Hinſicht von der Natur bedacht. Ungarn bietet einen reichen Ueberfluß an dieſem Metalle dar. In Deutſchland findet man es im Salzburgiſchen, in Tyrol, auf dem Harze, in Böhmen, Sachſen u. ſ. w.; die Eder im Heſſen-Caſſelſchen führt Gold mit ſich. Die ungeheuere Gebirgskette Mittelaſiens und der fünfte Welttheil ſind in dieſer Hinſicht noch nicht unterſucht. Das reinſte Gold, welches von jedem andern Metalle befreit iſt, heißt 24karatig. Um es zu verarbeiten, miſcht man mehr oder weniger Kupfer oder Silber bei.

Goldmacherkunſt, ſ. Alchymie.

Goldene Zahl, ſ. Calender.

Goldenes Vließ, ſ. Jaſon, Argonauten und Vließ.

Goldfiſch. Es iſt faſt überflüſſig, zu bemerken, daß wir aus China die ſchönen vielfarbigen Gold- und Silberkarpfen erhielten; ſie zierten ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten dort die Luſthäuſer der Großen. Dieſes herrliche Geſchöpf wird hauptſächlich aus einem Teiche der Provinz Tſchekiang, am Fuße des Berges Tſyenking, gefangen, man nennt es dort Kiugpu, den goldenen Fiſch. Er wächſt aber bei uns in dem milden Italien zu der Größe eines gewöhnlichen Karpfen. Am auffallendſten ſcheint er ſtets in den holländiſchen und engliſchen Vogelbauern mit Glasbehältern über dem Canarienvogel oder dem Stieglitz. Die geſchmückteſten Bewohner der Atmoſphäre von Europa und Afrika tragen hier gleichſam den goldenen Fremdling von China's fernen Gewäſſern auf ihrem Rücken; und während jene die

Digitized by Google

Luft mit ihrem Geſange erheitern, ſtrahlet der Cryſtall und ſein klarer Inhalt von dem vielfarbigen Spiele des goldenen Fiſches.

Goldoni (Carlo), der berühmteſte italieniſche Luſtſpieldichter des 18. Jahrh., war 1707 in Venedig geboren. Sein Großvater, welcher eine Art Generalpächter und Verwalter der ſämmtlichen, im venetianiſchen Gebiete liegenden Güter des Herzogs von Maſſa und Carrara war, pflegte in ſeinem Hauſe die berühmteſten Künſtler ſeiner Zeit um ſich her zu verſammeln. Der Geſchmack des jungen Goldonis erhielt daher ſchon frühe in der Geſellſchaft ſolch wiſſenſchaftlich gebildeter Männer eine äſthetiſche Bildung. Durch ein kleines Puppentheater, welches ſein Vater zum Vergnügen ſeiner Kinder gebaut und geleitet, erhielt ſein dramatiſches Talent in frühester Jugend eine entſchiedene Richtung zur Bühne. Die Lektüre von Bühnenſtücken feſſelte ihn beſonders; Ciccognini's, des damalig beliebteſten Comödiendichters Werke, zogen ihn am meiſten an. Schon in ſeinem 8. Lebensjahre entſtrömte ſeiner Feder ein dramatiſches Produkt. Auf Veranlaſſung ſeiner Verwandten, welche das Talent Carlo's nicht genug bewundern konnten, wurde ſeinem Vater, welcher indeß Mediziner geworden, und ſich in Perugia niedergelaſſen hatte, eine Abſchrift davon mitgetheilt. Dieſer ließ ihn darauf zu ſich kommen, und vereinigte ſich mit ihm zur Errichtung eines kleinen Theaters. In jenen Zeiten durften in dem Kirchenſtaate kein Frauenzimmer in weiblichen Rollen auftreten. Der junge Goldoni trat in dieſen Rollen auf, und erfüllte in dieſer Hinſicht ſo ſehr ſeine Beſtimmung, daß ihm der lauteſte Beifall zu Theil ward, als er in Gigli's (ſ. d. Art.) beliebter Sorellina di don Pilone auftrat. Sein gefälliges und einnehmendes Aeußere kam ihm in dieſer Hinſicht trefflich zu Statten. Bei dieſen Beſchäftigungen ließ er ſeine wiſſenſchaftliche Vervollkommnung keineswegs aus den Augen. In den Jeſuitenkollegien wurde er mit der Literatur des Alterthums vertraut. In Rimini entſchlug er ſich ſeinem humaniſtiſchen Curſus, und ſchloß ſich dem Gefolge einer wandernden Truppe Schauſpieler an. Seine Neigung zu den ſich darunter befindlichen Frauenzimmern, läßt ihn heimlich von da entweichen und ihnen nach Chiozza folgen, wo ſich zu dieſer Zeit ſeine Eltern befanden. Sein jugendlicher Streich wird ihm daſelbſt liebevoll verziehen, und nach dem Willen ſeines Vaters entſchließt er ſich von jetzt an, Mediziner zu werden. Auch dieſer Beſtimmung ſucht er ſich bald zu entwinden, geht nach Venedig, und legt ſich allda auf das Studium der Rechtswiſſenſchaften. Kaum wird ſein Aufenthalt hier bekannt, als ſich ein entfernter Anverwandter ſeiner thätigſt annimmt, und ihm ein Freiſtelle im päpſtlichen Collegio auf der Univerſität Pavia zuwendet. Abermals in eine andere Laufbahn geworfen, wird er hier mit jungen Leuten bekannt, die den Zweck ihres Aufenthaltes aus dem Auge verlierend, mehr die Stutzer figuriren, als ihren Studien obliegen. Goldoni wurde in dieſes unregelte Treiben mit hineingezogen, und bei Ausübung gymnaſtiſcher Künſte, Reiten, Fechten u. ſ. w. die Jurisprudenz faſt ganz vergeſſen. In dieſem Strudel jugendlicher Vergnügungen ſuchte er dennoch in den wenigen Stunden, die ihm ſeine Zerſtreuungsſucht übrig ließ, ſeinen Geiſt mit mancherlei Kenntniſſen zu kultiviren. Seine hervorſtechenden Anlagen zur Dicht- und Redekunſt vermehrten die Zahl ſeiner Freunde, die ſich eng an ihn anſchloſſen. Die Gabe des Witzes, welche ihm die Natur in reichlichem Maaße verliehen, benutzte er nicht ſelten, um damit mehrere ihm Uebelgeſinnte zu züchtigen. Als er nun, auf Antrieb mehrere Freunde, die Schale ſeines ſarkaſtiſchen Witzes in einer ſatyriſchen Attelane (eine Art ungeregelter Comödien bei den Römern) über mehrere angeſehenen Perſonen in Pavia ausgoß, und ſein Name von einigen ſeiner Commilitonen verrathen wurde, wurde er aus dem

Collegium und der Stadt exilirt. Aus Furcht vor ſeinen Eltern wegen dieſes begangenen Fehltritts, wandte er ſich, entblößt von Allem, nach Rom, um dort ſein Glück zu verſuchen. Durch einen reiſenden Mönchen aber, deſſen Bekanntſchaft er unterwegs machte, wurde er bewogen, in den Schooß ſeiner bekümmerten Eltern nach Chiozza zurückzukehren, und ſich reumüthig ihre Verzeihung auszuwirken. In Udine (in Friaul) wo ihn ſein Vater jetzt mit ſich nahm, legte er ſich mit mehr Beſtand auf das Studium der Wiſſenſchaften, als früher in Pavia von ihm geſchehen. Wegen mancher jugendlicher Exceſſe, mußte er noch mehrmalen ſeinen Aufenthalt wechſeln, bis ihm ein feſter Punkt im Staate in der Stelle eines Sekretärs beim Vicekanzler des Criminalgerichts in Chiozza zu Theil wurde. Mit dieſem zog er in der Folge nach Feltre. Ein Poſten, welchem auch hier der 22jährige Jüngling vorgeſetzt ward, gab ihm Gelegenheit, eine beſondere Gewandtheit in ſeinen Geſchäften, Fleiß und Ausdauer an den Tag zu legen. Sein dramatiſches Talent ließ ihn in der Bühne ſeine einzige Erholung finden. Eine wandernde Truppe in Feltre zog ſeine Aufmerkſamkeit beſonders an; und als ſich ein Liebhabertheater im Pallaſt des Gouverneurs bildete, bei welchem er mit vorzüglicher Auszeichnung auftrat, bewarb er ſich um deſſen Direktorſtelle, in welcher Eigenſchaft er nicht nur mehrere Opern Metaſtaſio's zum Behufe der Aufführung ohne Muſik einrichtete, ſondern auch ſelbſt zwei Luſtſpiele (der gute Vater und die Sängerin) niederſchrieb, welche ſich eines hohen Beifalls erfreuten. Nicht lange blieb er in der ruhigen Verwaltung dieſes Poſtens. Sein Vater, welcher als Arzt zu Bagnacarollo in der Legation Ravenna mittlerweile angeſtellt worden war, berief ihn zu ſich. Nicht lange nach ſeiner Ankunft im elterlichen Hauſe, ſetzte der Tod ſeines Vaters die Familie Goldoni's in eine äußerſt beſchränkte Lage. Auf einen ſichern Erwerb bedacht, kehrte Carlo wieder zum Studium der Jurisprudenz zurück, disputirte in Padua, und ſchlug ſeinen Wohnſitz in Venedig auf, wo er ſeine Rechtspraxis begann. Sein eingeſchränkter Geſchäftskreis verſchaffte ihm aber die Mittel nicht, nie mit Anſtand leben zu können. Als einen einträglicheren Erwerbszweig, wählte er nun die Schriftſtellerei im Fache der ſchönen Literatur. Einige kleine Almanache, welche ſeine Feder entwarf, fanden Beifall, und ermunterten ihn zur Abfaſſung einer Oper, unter dem Titel: Amalaſunte. Daß er ſich in dem Gebiete der Rechtswiſſenſchaften ſchöne Kenntniſſe erworben, bewies er in einem Prozeſſe, den er gegen einen der angeſehendſten Advokaten in Venedig gewann. Sein Name erhielt dadurch Celebrität, und eine ſorgenfreie Exiſtenz wäre gewiß das Reſultat ſeiner juriſtiſchen Thätigkeit geweſen, wenn ihn nicht die Liebe in verderbliche Stricke verwickelt hätte. Drükkende Verhältniſſe in ökonomiſcher Hinſicht, in welche ihn ein übereilt gegebenes Eheverſprechen geſtürzt, nöthigten ihn, nach Mailand zu wandern. Seine Oper Amalaſunte war damals ſeine einzige Habe und Hoffnung. Als er ſich in der Erwartung, durch dieſes Produkt ſein Glück zu machen, durch den abſtoßenden Stolz des berühmten Sängers Caffarelli, und die Erklärung des Operndirektors, daß ſich ſein Text zu einer Compoſition nicht eigene, betrogen ſieht, übergiebt er ſein Manuſkript den Flammen, und überläßt ſich mit Trauern ſeinem verhängnißvollen Schickſale. Ein glücklicherer Stern ſchien ihm zu leuchten, als ihn der Reſident der Republik Venedig unter ſeine Aegide nahm. Jetzt verwendet er ſeine Zeit auf die Ausarbeitung des muſikaliſchen Intermezzo's, „der venetianiſche Gondoline" betitelt. Durch dieſe Probeſchrift wird ſein Name in der literäriſchen Welt zum erſtenmal bekannt. Die Kriegsereigniſſe, welche die Gefilden Italiens um dieſe Zeit (1733) verheeren, unterbrechen unſern Dichter in ſeinen Arbeiten. Von einer Stadt zur andern, wie ein heimathloſer Flücht-

ling umherirrend, ſchließt er ſich endlich einer wandernden Comödianten-Truppe an, und erreicht Venedig. Das Publikum beſchenkte er mit ſeinem, während dieſer Zeit ausgearbeiteten, Trauerſpiel Beliſar. Der Beifall, den dieſe Tragödie erhielt, ſchmälerte ihm ein ferneres Trauerſpiel Roſamunde, welches die Gunſt des Publikums nicht erlangen konnte. Seinen Aufenthalt zu Padua, wohin er ſich nun wandte, vertauſchte er bald wieder mit andern. 1736 trieb ihn der Zufall nach Padua, wo ihn ein junges Mädchen, die Tochter eines Notars, feſſelte, die er zu ſeiner Gattin nahm, und mit welcher er nach Venedig zieht. Seine Reform, welche er damals mit dem herrſchenden Modegeſchmack an den Maskenſtücken und der extemporirten Comödie vornehmen wollte, ſcheiterte an dem Beifalle, welchen das Publikum dem berühmten Arlequin Sachi und ſeiner Geſellſchaft in Venedig zollte. 1739 ſah er ſich als genueſiſcher Conſul in Venedig begrüßt; eine Würde, der er zwar mit Ehre vorſtand, die ihm aber dabei in pekuniärer Hinſicht keinen Vortheil brachte, und die nicht vermögend war, zu verhindern, daß (1741) er Venedig nicht hätte zu verlaſſen brauchen. Von Bologna aus wollte er ſich mit ſeiner Familie nach Genua begeben, allein die Kriegsunruhen hemmten ſeine Reiſe. Er wandte ſich nun nach Modena und Rimini, wo er für die dortigen Schauſpielergeſellſchaften Arbeiten lieferte. Auf einer Reiſe nach Peſaro trifft ihn ein neuer Unfall. Er fiel hier den öſterreichiſchen Huſaren in die Hände, die ihn ausplündern, worauf ihn der Poſtillion nebſt ſeiner Gattin auf freiem Felde ſitzen läßt und davon eilt. Der verlaſſene Dichter ſieht ſich genöthigt, ſeine Gattin auf den Rücken zu nehmen, und ſie eine geraume Zeit ſo fort zu tragen, bis er nach Bekämpfung mancherlei Hinderniſſe im Lager der Oeſterreicher anlangt, und hier ſein geraubtes Eigenthum wieder zurückerhält. In Rimini, wohin er ſeinen Wanderſtab ſetzt, wurde ihm das Glück zu Theil, mit dem General en Chef der Oeſterreicher, Fürſt Lobkowitz, in nähere Bekanntſchaft zu treten, auf deſſen Veranlaſſung er die Leitung eines Theaters übernimmt. Seine Vermögenslage ließ ihm in dieſer Eigenſchaft Nichts zu wünſchen übrig. Mit dem Aufbruche des öſterreichiſchen Heeres zieht er nach Toskana. Von Florenz und Siena langt er in Piſa an, wo ihn die Arkadier, deren Sitzungen er beiwohnte, beredeten, dem Theaterweſen zu entſagen, und zur Rechtspraxis zurückzukehren. Bei ſeinem Wiederauftreten als Advokat vermehrt ſich mit jedem Tage die Zahl ſeiner Clienten, indeß ihn Sachi dringendſt um neue Bühnenſtücke erſucht. Goldoni iſt daher bei Tage Rechtsanwald und in der Nacht dramatiſcher Dichter. Seine Produkte, die er Sachi ſendet, erhalten Beifall, und es werden immer neuere begehrt. In die Geſellſchaft der Arkadier wird er als Mitglied unter dem Namen Poliſſeno Fegeio aufgenommen. Eine Zurückſetzung in Piſa giebt ſeiner Laufbahn abermals eine andere Wendung. Den Rechtswiſſenſchaften von Neuem untreu, nimmt er den Ruf einer guten Schauſpielergeſellſchaft an, die ihn zu ihrem Theaterdichter creirt. In Mantua verweilt er einige Zeit, und wendet ſich dann nach Venedig, das ihn in 5 Jahren nicht geſehen, um das Theater San-Angelo mit ſeinen Arbeiten zu unterſtützen. Nirgends erwachte die Idee lebhafter in ihm, der Reformator des italieniſchen Theaters zu werden, als hier. Die Geſellſchaft, mit welcher er gekommen, ſollte ſich mit ihm das Verdienſt der Umbildung des Luſtſpiels der Italiener erwerben. Natur und Popularität ſollten die Seele ihrer komiſchen Darſtellungen ſeyn, wobei die moraliſche Nutzanwendung aus jedem ihrer Stücke deutlicher, als aus denen hervorleuchten ſollte, die das italieniſche Publikum bis dahin am liebſten ſah. Luſtſpiele in Verſen ſollten zur Abwechſelung, der Regel nach aber Luſtſpiele in Proſa gegeben werden, was auch der Abate Chiari dazu ſagen möchte. Endlich ſollte durch die vereinigten Kräfte der Schauſpielergeſell-

Digitized by Google

ſchaft und ihres Theaterdichters vor allen Dingen die alte Kunſt- oder Karakter-Comödie mit allem Zubehör unvermerkt abgeſchafft, deßhalb fürs Erſte den Schauſpielern das Improviſiren in ſolchen Stücken durchaus unterſagt, und dadurch die Ehre des italieniſchen Theaters vor dem Spotte der Franzoſen gerettet werden. Nach dieſen Grundſätzen machte ſich Goldoni an die Arbeit. In Venedig ſelbſt, wo er das Publikum am beſten kannte, ſollte die Theaterrevolution bewirkt werden, wenn gleich eben damals der Abate Chiari in Venedig für den erſten Luſtſpieldichter galt. Goldoni, ein Geſchwindarbeiter, wie es wenige gab, war bald mit ſeiner Frau, wie ſie ſeyn muß (La donna di garbo), dem erſten Stücke nach ſeinen neuen Ideen, fertig. Es wurde im J. 1746 zu Venedig aufgeführt, und fand Beifall. Jetzt glaubte er um ſo raſcher arbeiten zu müſſen, damit ihm das Glück nicht untreu würde. Aber jetzt erhob auch der Abate Chiari ſeine Stimme gegen ihn. Dieſer nahm ſich dafür die Freiheit, den Abate auf ſeinem Theater dafür zu necken. Chiari rächte ſich, ſo gut er konnte, durch Repartieen gegen Goldoni. Dieſe Feindſeligkeiten nutzten Beiden. Im Publikum zu Venedig bildeten ſich zwei Parteien. Ohne die eine wäre Goldoni nicht ſo ſchnell geſtiegen, und ohne die andere Chiari früher geſunken. Ueber zehn Jahre ſchwankten Beide auf der Wage der öffentlichen Gunſt des venezianiſchen Publikums. Goldoni ſchrieb auch ein Paar Stücke in Alexandrinern, damit man nicht glauben ſollte, daß er aus Mangel an Verſifikations- und Reimtalent nicht alle ſeine Luſtſpiele verſifizirte und reimte. Wohlbedächtig ließ er immer noch zur Abwechſelung einen Pantalone und Brighella auftreten, damit man ſehe, daß er auch dieſe Karaktere gar wohl zu behandlen wiſſe, ſobald er nur wolle. Sein Ruhm verbreitete ſich außer Italien, beſonders in Frankreich. Voltaire ſchrieb ihm die ſchmeichelhafteſte Briefe, und verkündigte ſein Lob in Proſa und in Verſen. Man müſſe, ſagt Voltaire, Goldoni's Luſtſpiele, wie die Epopöe Triſſin's, die Befreiung Italiens von den Gothen, nennen; denn durch ihn ſey zuerſt das italieniſche Theater der gothiſchen Barbarei entriſſen. Gleichwohl konnte Goldoni ſeinen reimenden Antagoniſten Chiari nie ganz aus der Mode bringen. Aber immer näher rückte er ſeinem Ziele. Durch die Erfahrung, daß der Direktor des Theaters durch ſeinen unſäglichen Fleiß immer reicher wird, indeß er arm bleibt, werfen ihn Sorgen und Aerger aufs Krankenlager. Als eine Vergütung ſeiner angeſtrengten Thätigkeit kann er nichts, als die Erlaubniß erlangen, alle Jahre einen Band ſeiner Werke herausgeben zu dürfen. Doch folgt er in Gemäßheit ſeines Contrakts der Geſellſchaft nach Turin, und nach erfüllten Verbindlichkeiten erſt zum Theater St. Lua über, wo er zugleich eine neue Ausgabe ſeiner Werke auf Subſkription beſorgt, die ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe verbeſſerte. 1758 folgte er einen Rufe nach Parma an den Hof von Don Philipp; er erhielt daſelbſt den Titel eines Hofpoeten, und dichtete in dieſer Eigenſchaft einige Opern, die von Duni und Piccini in Muſik geſetzt wurden. In Paris, wohin er ſich 1761 wendete, war ihm ſchon der Ruf eines berühmten Luſtſpieldichters vorangeeilt, und als er ſich nach Ablauf ſeines Urlaubs zur Rückreiſe in ſein Vaterland anſchickte, erhielt er durch die Dauphine die Stelle eines Lektors und Lehrers der italieniſchen Sprache bei den Töchtern Ludwigs XV. Seine Lage war jetzt äußerſt angenehm; allein ſie erlitt bald durch den Tod des Dauphins, der Dauphine und des Königs von Polen eine Veränderung. Durch die eintretende Hoftrauer wurde ſein Gehalt ſuspendirt. Einen Ruf nach London und Liſſabon ſchlug er deßhalb aus, weil ihm auf Verwendung ſeiner königlichen Schülerinnen ein Jahrgehalt von 3600 Livres ausgezahlt wurde. Die franzöſiſche Revolution entriß ihm auch dieſe Gunſtbezeugung, indem er die auf der Civilliſte des

Digitized by Google

Königs ihm angewieſene Penſion verlor. Ein Dekret des Nationalconvents vom 7. Januar 1793, welches ihm ſeinen entzogenen Gehalt ſicherte, konnte ihn nicht mehr erfreuen, da er Tags darauf (8. Jan. 1793) im beinahe vollendeten 86. Jahre ſeines Lebens verſchied. Seine 76jährige Wittwe wurde mit einer Penſion von 1200 Franken bis an das Ende ihrer Tage bedacht. Goldoni hatte das Talent der natürlichen Darſtellung in einem Grade, wie wenig Luſtſpieldichter vor und nach ihm. Mit hellem Blicke ergriff er die Oberfläche der Sitten der Menſchen, die ihn umgaben, und zeichnete ſie in den beſtimmteſten Umriſſen mit aller Leichtigkeit des komiſchen Dialogs. Was ſich bei dieſer pünktlichen Nachahmung der Natur Komiſches von ſelbſt ergab, theilte ſeinen Theaterſtücken ſo viel vom Karakter des wahren Luſtſpiels mit, als zur Beluſtigung eines genügſamen Publikums hinreichte. Die Raſchheit des Dialogs, auf die ſich Goldoni vortrefflich verſtand, mußte die Zuſchauer, wenn das Stück mit italieniſcher Lebhaftigkeit geſpielt wurde, in beſtändiger Aufmerkſamkeit erhalten. Soll das Theater zunächſt als eine Sittenſchule geſchätzt werden, ſo nehmen die Luſtſpiele Goldoni's auch keinen der unterſten Plätze ein. Denn Tugenden zu empfehlen und den Nachtheil der Laſter und Thorheiten anſchaulich zu machen, ließ er ſich ſo ernſtlich, als irgend ein Luſtſpieldichter, angelegen ſeyn. Aber mit allen dieſen Vorzügen ſind Goldoni's Theaterſtücke doch nichts weniger als vortreffliche Luſtſpiele. Man ſollte von ihnen auch nicht ſagen, daß ſie in der Geſchichte des italieniſchen Theaters Epoche machten. Dieſelbe Wahrheit und Natur der Darſtellung, und dieſelbe Behendigkeit des Dialogs findet man ſchon in den Luſtſpielen Peters des Aretiners und anderer ſonſt nicht muſterhaften Luſtſpieldichter des 16ten Jahrhunderts; und dieſe zu Goldoni's Zeit faſt ganz vergeſſenen Luſtſpiele ſind, bei aller ihrer Inkorrektheit und Unſauberkeit, reich an komiſcher Kraft. Komiſche Kraft, und mit ihr die Seele des wahren Luſtſpiels, iſt es, was Goldoni's munteren Schauſpielen faſt überall fehlt, und was er durch treue Darſtellung der Thorheiten des wirklichen Lebens nicht erſetzen konnte. Selten oder nie ſpricht aus ſeinen Stücken der wahre Witz, der in das Innere eines Gegenſtandes dringt, oder der wenigſtens durch kühne Combination des Oberflächlichen ergötzt. Triviale Converſations-Witzelei, getreu nach dem gemeinſten Leben kopirt, war es, was er für wahren Witz hielt. Das geiſtloſeſte Geſchwätz galt ihm für komiſche Natur, wenn nur etwas Närriſches im Betragen der Perſonen lag, die er ein ſolches Geſchwätz führen ließ. Er bewies durch die Leichtigkeit ſeiner Darſtellungen nur, daß es auch eine geiſtloſe Leichtigkeit giebt. Er wußte nicht, oder er vergaß, daß auch ein Luſtſpiel ein Gedicht ſeyn ſoll, und daß man ohne den poetiſchen Blick, der aus der Fülle der Natur nur das Merkwürdige hervorhebt, das unmittelbar intereſſirt, kein Luſtſpieldichter werden kann, weil man dann überhaupt kein Dichter iſt. Wenn die Kritik, die Goldoni's Theaterſtücken faſt alles poetiſche Verdienſt abſprechen muß, ihnen als proſaiſch natürlichen Converſationsgemälden einen Werth einräumt, iſt ſie nachſichtig genug. Denn es bleibt noch immer die Frage, ob der proſaiſche Nutzen ſolcher Gemälde den Schaden wieder gut macht, den ſie im Gebiete des guten Geſchmacks ſtiften, oder es müßte nicht wahr ſeyn, daß ſie den Sinn für wahre Schönheit abſtumpfen, indem ſie ihn zu bilden verſprechen. Unter den vielen Ausgaben ſeiner Werke iſt die 1809 in Lukka in 26 Bänden erſchienene die vollſtändigſte. Ueberſetzungen ſeiner Werke beſitzen die meiſten Sprachen des gebildeteren Europa's. Seine von ihm ſelbſt verfaßten Memoiren zur Geſchichte ſeines Lebens und des Theaters ſeiner Zeit, die für den aufmerkſamen Forſcher ſehr viel Werth haben, hat John Black in's Engliſche überſetzt (1813), und die in neueren Zeiten zu Paris

Digitized by Google

herausgekommene Collection des Mémoires sur l'art dramatique hat ſie, wiewohl etwas verkürzt, aufgenommen. Wie ſehr er der franzöſiſchen Sprache mächtig war, legte er durch einige franzöſiſche Luſtſpiele an den Tag, von welchen ſich das eine: Le Bourru bienfaisant, auf dem Repertoire gehalten hat. Zu ſeinen heftigſten Gegnern in Italien gehörte Gozzi (ſ. d. Art.).

Goldhähnchen, der kleinſte europäiſche Vogel, etwas über 3 Zoll lang und Ein Quentchen ſchwer; oben olivengrün, unten bräunlichweiß, mit einer goldgelben und ſchwarz eingefaßten Federkrone auf dem Kopfe, die er niederlegen kann. Sie niſten in Fichtengebüſchen, und legen fünf bis ſieben rothgefleckte Eier. Viele überwintern hier, und kommen wie die Zaunkönige — mit denen ſie auch Lebensart und die lebhafte Stimme gemein haben — in die Gärten.

Goldſchläger, ein Künſtler, der das Gold zu dünnen Blättern ſchlägt, welche zur Ueberziehung der Oberfläche anderer Dinge dienen. Er verarbeitet vornehmlich Dukatengold, deſſen natürliche Farbe er durch einen Zuſatz von Kupfer erhöhet, oder durch einen Zuſatz von Silber bläſſer macht. Das Gold reinigt er durch das Verblaſen, d. h., indem er es durch Spießglas gießt, welches die dem Golde beigemiſchten Metalle in ſich aufnimmt. Nach dieſer Reinigung wird das Gold von Neuem geſchmolzen, und in eiſerne Formen zu Zainen gegoſſen, welche hernach unter mehrmaligem Glühen auf dem Amboße ausgedehnt werden. Darauf werden ſie auf dem Ziehwerk, zwiſchen zwei ſtählernen Walzen, mehrere Mal durchgepreßt, bis ſie dünn und biegſam geworden ſind. Nun werden ſie wieder geglühet, und mit dem Hammer geſchlagen, bis ſie einen Zoll breit ſind, worauf man ſie in Platten, welche einen Quadratzoll halten, zerſchneidet. Dieſe legt man zwiſchen Pergamentblätter (Quetſchformen), und wenn ſie hier bis zur Feinheit des Poſtpapiers geſchlagen ſind, kommen ſie in die Hautform, deren dünne Blätter aus der obern Haut des Maſtdarms der Rinder bereitet werden; worin man ſie auf Marmorſteinen ſo lange ſchlägt, bis ſie ſo dünn ſind, daß ſie dem Hauch des Odems nicht widerſtehen, und daß aus einem Dukaten ein Blatt (wenn es unzertheilt bliebe) von 2700 Quadratzoll entſtehen würde. (Aus dem feinſten Golde gemacht, und etwas über 2 ½ Zoll in Quadrat, beträgt die Dicke eines ſolchen Blättchens den 24.000ſten Theil einer Linie, und es wiegt den 21.000ſten Theil eines Loths.) Zuletzt werden die Blätter zu Quadraten geſchnitten, u. zum Verkauf zwiſchen roth gefärbtes Papier gelegt.

Goldſmith (Oliver), geb. 1728 zu Pallas in der irländiſchen Grafſchaft Longford, ſollte nach dem Willen ſeines Vaters, eines armen Landgeiſtlichen von der biſchöflichen Kirche, die Handlung erlernen. Sein entſchiedenes Talent für die Poeſie zog die Aufmerkſamkeit ſeines Oheims auf ſich, der ſich bewogen fand, ihn dem Unterrichte des Schulhalters zu Elphim zu übergeben. Seine Talente offenbarte hier folgender ſeltſame Vorfall: Als er einſt tanzte, verglich ihn der Spieler mit dem Aeſop; und als die Anweſenden in ein lautes Gelächter ausbrachen, hielt Oliver in ſeinem Tanze inne, und goß die Schale ſeines Witzes auf den Spötter, in den aus dem Stegreife gemachten Verſen, in den Worten aus:

„O höret an, was dort mein Herold ſingt:
Der Affe ſpielet und Aeſopus ſpringt!"

Einige ſeiner Verwandte, angeſehene Geiſtliche, welche gegenwärtig waren, beſchloſſen, ihn auf gemeinſchaftliche Koſten auf die Univerſität zu ſenden. Nach vollendetem Curſus auf der Schule zu Athlone und Edgeworthtown, beſuchte er 1744 Dublin. Die Härte ſeiner Lehrer bewog ihn aber hier zu einer Entweichung. Nur Einen Schilling Geldes in der Taſche, wandte er ſich nach Cork. Der Hunger nöthigte ihn aber bald wieder zur Rückkehr,

Digitized by Google

nach welcher ihn ſein älteſter Bruder mit ſeinem aufgebrachten Lehrer wieder ausſöhnte. Nach dem Tode ſeines Vaters ſuchten ihm ſeine Anverwandten eine Stelle in der biſchöflichen Kirche zuzuwenden. Allein ſeine leichtſinnigen Jugendſtreiche ſtanden der Realiſirung dieſes Vorhabens entgegen. Auch bezeigte er keine Liebe zum geiſtlichen Stande. Seiner Neigung zum Reiſen opferte er eine Hofmeiſterſtelle auf, die er ein Jahr lang in einem benachbarten Hauſe bekleidet hatte. Sein Plan, von Cork nach Amerika überzuſchiffen, ſcheiterte, und entblößt von allen Subſiſtenzmitteln kehrte er nach 6 Wochen in die Arme ſeiner unwilligen Mutter zurück, die ihm ſeinen Fehltritt bald verzieh. 1752 bezog er Edinburg, ſtudirte daſelbſt Medizin, konnte aber die Geſchäfte eines Arztes nie mit der beſondern Richtung ſeines Geiſtes in Uebereinſtimmung bringen. Kränklichkeit und noch öfter Geldmangel lähmten hier häufig die Springfedern ſeines Geiſtes. In Leyden, wohin er ſich nach einiger Zeit ſtudirenshalber begab, legte er ſich vorzüglich auf die Chemie. Verderbliche Geſellſchaften, welche ihn in den Strudel heimlicher Vergnügungen hinabzogen, weckten in ihm die Leidenſchaft zum Spiel. Nach dem Verluſte einer nicht unbedeutenden Summe Geldes, entſchloß er ſich zur Rückkehr nach Irland. Ein Freund lieh ihm das Reiſegeld, welches Oliver auf den Ankauf von Blumenzwiebeln verwandte, die er ſeinem Oheim mitzubringen Willens war. Jetzt blieb nichts anders übrig, als Europa zu Fuß zu durchwandern. Durch ſeine Kunſt, die Flöte zu ſpielen, ſoll er ſich unter den Landleuten durchgeholfen haben. Nachdem er Flandern, einen Theil von Frankreich und Deutſchland auf dieſe Weiſe durchzogen, nahm ihn die Schweiz auf, wo die Schönheiten der Natur ſeine dichteriſchen Anlagen hervorlockten, und er einen Theil ſeines „Wanderers" niederſchrieb. In Verbindung mit einem Engländer, den das Glück beſſer bedacht hatte, ging er nach Genf, und wurde daſelbſt Hofmeiſter bei einem andern jungen Engländer. Bald verließ er ſeinen Zögling, und wandte ſich nach Padua. Während der ſechs Wochen, welche er hier verweilte, erwarb er ſich die Würde eines Doktors in der Arzneikunde. Mit dem Tode ſeines Oheims kehrte er in ſein Vaterland zurück. Dover ſah ihn (1751) in der dürftigſten Lage. Als Pſeudonym verſchaffte er ſich mit vieler Mühe die Stelle eines Gehülfen bei einer kleinen Schule. Ein Apotheker oder Chemiker nahm ihn darauf als Gehülfe an. Er nährte ſich jetzt theils als Arzt, theils als Schriftſteller, bis er durch Vermittelung eines ſeiner Freunde als Arzt (1758) bei einer oſtindiſchen Faktorei angeſtellt wurde. Seine Liebe zu einer unregelmäßigen Lebensweiſe, welche ihm durch die Feſſeln eines beſtimmten Dienſtes zu beengt ſchien, ließ ihn dieſer glänzenden Stelle bald entſagen. Durch die Bekanntſchaft mit Griffith, dem Herausgeber des Monthly Review, wurde er Mitarbeiter an dieſer Zeitſchrift, wogegen er Wohnung, Tiſch und einem guten Gehalt bezog. Nach acht Monaten trennte er ſich von Griffith, und ſein Enquiry of the present state of taste and literature in Europe erſchien 1759. Seine Lage blieb indeß immer ſehr dürftig. Ein armſeliges Stübchen im dritten Stockwerke war die Werkſtätte ſeiner literariſchen Thätigkeit. Sein Vicar of Wakefield ſchrieb er (1766) jedoch in einer anſtändigeren Wohnung. Als Mittel zu ſeiner Subſiſtenz betrachtete er die Herausgabe der: Letters on english History und den Citizen of the world, der anfangs in dem Lodger erſchien. Eine Auswahl der beſten Stücke aus ſeinem früherhin erſchienenen Lady's Magazine und ſeinem Wochenblatte The Bee lieferten uns die 1765 erſchienenen Essays. Auch das Theater bereicherte er mit The good-natured man und andern Stücken, die ſich eines hohen Beifalls erfreuten. 1769 erſchien ſein beſchreibendes Gedicht: The deserted village (das verlaſſene Dörfchen); es wurde veranlaßt durch Betrachtungen über die Folgen der Habſucht eini-

Digitized by Google

ger reicher Pächter, welche die Aermeren verdrängten, viele kleine Pachtungen, die vorher glückliche Familien ernährten, zuſammenzogen, und dadurch eine der achtungswertheſten Klaſſen der Einwohner von Großbritannien zu Grunde richteten. Das Gedicht hat eine politiſche Tendenz; aber das poetiſche und moraliſche Intereſſe iſt ſo meiſterhaft in einander verſchmolzen, daß wir die kälteren Berechnungen der Politik ganz vergeſſen. Wärme und Innigkeit des Gefühls herrſchen in dem ſchönen elegiſchen Gemälde; alle Partien ſind mit der zarteſten Natürlichkeit ausgeführt; und ſelbſt die reine Eleganz der Sprache und des Styls ſcheint nur eine natürliche Folge des Ausdrucks einer humanen Seele zu ſeyn. (Man findet es in ſeinem Poetical and dramatik Works, London 1782, 2 Bände, 8.) Seine History of England und ſeine Roman History ſind Produkte dieſer Zeit. Seine Freunde verſchafften ihm in der Folge eine Profeſſur der alten Geſchichte bei der engliſchen Malerakademie. 1770 machte er eine Reiſe nach Paris. 1774 erſchien ſeine History of the earth and animated nature, und nächſtdem ſeine ſcherzhaften Gedichte The Haunch of Venison und Retaliation. Sein Plan zu einem allgemeinen Wörterbuche der Künſte und Wiſſenſchaften, wurde durch ſeinen frühzeitigen Tod vereitelt, den ein Nervenfieber im Jahr 1774 herbeiführte. Goldſmith's Luſtſpiele ſind kaum mittelmäßig; denn zur dramatiſchen Darſtellung hatte er nicht mehr Talent, als jeder gute Kopf, der Karaktere zeichnen und einen Stoff aus dem gemeinen Leben ein wenig dramatiſiren kann. Seine *hiſtoriſchen Werke* beweiſen, wie weit es ein Mann von Geiſt und feinem Gefühl in einem Fache bringen kann, für das er nicht geboren iſt. Seine Biographie des Dichters Parnell gehört zu den ſchätzbarſten Beiträgen zur Geſchichte der engliſchen Literatur. Seine Gedichte und noch mehr ſein Roman ſind die Zeugen ſeines Genies. Durch die Form, die er dieſem Romane gab, erſchwerte er ſich die Ausführung; denn er mußte ſich auf eine Manier beſchränken, die der Phantaſie wenig Spielraum gab, da er den Landprediger ſelbſt, der weniger durch ſeinen Karakter, als durch ſeine Schickſale intereſſirt, ſeine eigene Geſchichte erzählen läßt. Aber die Wahrheit, Beſtimmtheit und Feinheit der Karaktergemälde in dieſem Familienroman, die hohe Cultur der Simplicität des Styls, das Intereſſe der Erfindung, und die lebendige und gefühlvolle Darſtellung, ſind Vorzüge, in denen Goldſmith als Meiſter erſcheint. In ſeinem Leben zeigte er eine große Gleichgültigkeit gegen äußere Auszeichnung; die liebenswürdigſten Züge eines thätigen Wohlwollens, und ein Herz voll Liebe für die Freundſchaft und dem Vaterland. Mangel an Grundſätzen ſtürzten ihn in ein Treiben, das ſeine vielen Verlegenheiten und ſeinen frühen Tod zur Folge hatte. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der Weſtminſterabtei, zwiſchen Gay und dem Herzoge von Argyle, in dem ſogenannten Poets-Corner mit einer von Johnſon verfaßten Inſchrift.

Golgatha, ſ. Calvarienberg.

Golkonda, ein Reich in Hindoſtan, liegt auf der Halbinſel dieſſeit des Ganges, angenommen zu 5419 Q. Meilen, mit 6½ Millionen Einw. und 24 Millionen Gulden Einkünften, ſteht zwar noch unter ſeinem muhamedaniſchen Erbfürſten oder *Nizam*, der ſich auch noch, von den alten Zeiten des Mogul'ſchen Reichs her, *Subah* (d. i. Statthalter) von *Decan* nennen läßt, iſt aber von den Britten abhängig. Das Land iſt ſehr gebirgig und waldig, ſonderlich in Oſten, wo noch ſehr große unbewohnte Gegenden ſind, und vorzüglich durch ſeine Diamantgruben berühmt, welche die edelſten Steine der Erde liefern. Ehedem ſollen der Gruben 23 geweſen ſeyn, und 60.000 Arbeiter beſchäftigt haben. Uebrigens wiſſen wir von dem Lande wenig weiter, als die Namen einiger Ortſchaften anzugeben, unter welchen Hydera-

Digitized by Google

dabad die Hauptſtadt und des Nizams Reſidenz iſt, und die Felſen-Pagoden (Tempel) zu Ellore berühmt ſind. Sie ſind höchſt alt, und mit vielen Bildniſſen und Obelisken verſehen, und beſtehen eigentlich aus einem Inbegriff mehrerer in Felſen gehauenen Pagoden.

Golzius (Hubert), ein als gelehrter Archäolog, Maler und Holzſchneider berühmter Niederländer, geb. 1526 zu Venlo, erhielt in der Kunſt ſeinen erſten Unterricht von ſeinem Vater Rüdiger, einem Würzburger, und bildete ſein herrliches Talent unter Lomb. Lambart vollends aus. Bei Letzterem kopirte er ſehr viele Antiken, und dies erweckte in ihm die Luſt, ſich dieſem Fache zu widmen. Er hielt ſich längere Zeit zu Antwerpen und Brügge auf, durchreiſte dann Frankreich, Deutſchland, Italien, beſah die ſchönſten Antiquitätenſammlungen, und erhielt zu Rom das Bürgerrecht. Nach ſeiner Rückkunft beſchäftigte er ſich zu Brügge mit Herausgabe antiquariſcher Werke, und ſtarb daſelbſt 1583. Durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe der Inſkriptionen, Gemälde, Münzen, und anderer Alterthümer, gelangte er zu einer tiefen Einſicht in das Studium der Geſchichte. Er wendete in ſeinen Werken bei den Bildniſſen der Kaiſer in Medaillenform den Holzſchnitt in Helldunkel an; ſoviel uns bekannt iſt, war er der Erſte, welcher den Holzſchnitt und Kupferſtich in dieſer Manier mit einander verband. Seine Werke erſchienen, geſammelt in einer ſchönen Ausgabe, zu Antwerpen 1708, in 5 Folianten.

Golzius (Heinrich), ein ausgezeichneter niederländiſcher Künſtler, als Maler, Kupferſtecher und Formſchneider gleich berühmt, ſtammte aus einer in den Annalen der Kunſt gefeierten Familie, und wurde 1558 zu Mühlbrecht im Herzogthum Jülich geboren. Sein Großvater und Oheim waren geſchickte Bildhauer und Maler. Unter der Leitung ſeines Vaters Johann, und ſpäter des Malers Jakob Leonhard zu Harlem und Theodor Coornhaert, entwickelten ſich des jungen Golzius ſeltene Anlagen auf das Glücklichſte. Er durchreiſte Deutſchland und Italien, und ließ ſich nach ſeiner Zurückkunft in Harlem nieder, wo er 1617 ſtarb. Als Kupferſtecher erwarb er ſich den größten Ruhm ſeiner Zeit. Er war der Erſte in den Niederlanden, welcher dem Grabſtichel mehr Leichtigkeit und Freiheit gab, und ſeine Manier hatte ſo viel Kühnheit, daß die größten Künſtler, welche ihm nachfolgten, ſich nicht ſchämten, zu ihrem Unterricht ſeine Blätter zu kopiren. Er hatte auch die Geſchicklichkeit, daß er ſich mehrere Manieren eigen zu machen ſuchte, und im Geſchmacke Dürers einige Blätter fertigte, welche den geübteſten Kenner täuſchen können. Golzius hat auch das Verdienſt, eine vorzügliche Schule gebildet zu haben, unter welche man die Mattham, Saenredam, Johann Müller, J. v. Gleyn u. A. rechnet. So ſchwang ſich durch dieſes genialen Künſtlers Bemühungen die Kupferſtecherkunſt bei den Niederländern zu einem ſolchen hohen Grade, der von keiner andern Nation damals erreicht ward. Golzius trug ſeine große Manier auch auf die Holzplatten über, welche vorzüglich Effekt machen, und ſich noch beſonders durch ihr ſchönes Helldunkel auszeichnen. Die Zahl ſeiner Gemälde, Kupferſtiche u. Holzſchnitte iſt über 500.

Gomarus (Franz), reformirter Theolog, geb. zu Brügge 1563, wurde Profeſſor der Theologie zu Leyden 1594, und gerieth mit Jakob Arminius in große Streitigkeiten wegen der Gnadenwahl. Da er nicht verhindern konnte, daß Vorſtius an Arminius Stelle kam, verließ er Leyden, und lehrte nun nach und nach zu Middelburg, Saumur und Gröningen, wo er den 11. Jan. 1641 ſtarb. Er hatte großen Antheil an der Dortrechter Kirchenverſammlung, und war Stifter einer eignen Sekte, der ſtrengen Reformirten, welche nach ihm Gomariſten genannt werden. Seine Schriften ſind zwar zu Amſterdam 1745 geſammelt worden, aber von weniger Bedeutung.

Gondel, ein beſonderes in Venedig übliches Fahrzeug ohne Segel, daß vorn oder hinten ſehr ſpitzig zuläuft, und an beiden Enden hoch aufge-

Digitized by Google

worfen iſt, in der Mitte mit einem Kaſten mit Thüren verſehen, gleich einem Kutſchkaſten, worin man ſitzt; 2) ein Trinkgeſchirr ohne Fuß und Henkel, in Geſtalt einer Gondel — Gondelier.

Gonfaloniere, welches auf deutſch Bannerherr heißt, wurde das Oberhaupt der Republik Lucca genannt. Man wählte ihn aus dem Adel, und ſein nur 2 Monat dauerndes Amt brachte ihm nichts als Ehre und freie Tafel ein. Er bekam den Titel Excellenz, und hatte 60 Schweizer zu ſeiner Leibwache. Wer ſchon einmal Gonfaloniere geweſen, konnte nur nach Verlauf von 6 Jahren wieder dazu gewählt werden. Der Vorſteher des Senats zu Bologna führte ebenfalls dieſen Titel, und der Herzog von Parma hieß Gonfaloniere des päpſtlichen Stuhls.

Gonſalva (Hernandez y Aquilar) von Cordova, unter dem Beinamen der große Feldherr (el gran Capitan), geboren zu Montilla bei Cordova 1443, zeigte ſchon als 15jähriger Jüngling, unter den Fahnen ſeines Vaters, Don Diego, gegen die Mauren von Granada, eine kriegeriſche Bravour, die einen kühnen Heldenmuth verrieth. In Anerkennung ſeines rühmlichen Verdienſtes ſetzte ihn Heinrich der Vierte von Caſtilien an die Spitze einer auserleſenen Schaar Bewaffneter. Mit ihnen verbreitete er bis vor die Thore Malaga's den Schrecken ſeiner furchtbaren Waffen. Nach dem Siege bei Las Yeguas (1640), an dem ſeine Tapferkeit den meiſten Antheil hatte, umgürtete ihn der König mitten auf dem Felde ſeine Trophäen mit dem Ritterſchwerte. Die Geſchichtannalen von 1458—1467 erwähnen ſeiner Thaten gegen die Mauren bei der Einnahme von Gibraltar und ſeiner Unerſchrockenheit im Kriege von Catalonien mit Auszeichnung. Treu ſtand er Heinrich dem Vierten gegen ſeinen aufrühreriſchen Bruder, Don Alfons, zur Seite. Mit der Thronbeſteigung Ferdinand's und Iſabellens (1474) erkaufte er gegen den König von Portugal, welcher Anſprüche auf dieſe Krone machte, den Sieg bei Tors (1476). Hierfür wurden ihm beſondere Zeichen der königlichen Huld zu Theil, und als die Mauren mit der Gewalt der Waffen aus Granada vertrieben werden ſollten, befehligte er den rechten Flügel des ſpaniſchen Heeres. In dieſem achtjährigen Kriege erreichte ſein kriegeriſcher Ruhm durch die glorreichſten Heldenthaten die höchſte Stufe des Glanzes. Setenil, Conil, Caſtama u. a. feſte Städte, nahm er mit ſtürmender Hand; die tapferſten Mauren fielen, im Zweikampfe mit ihm, unter ſeinem verheerenden Schwerte, und Velez-Malaga, Malaga, Baeza ſahen die Wunder ſeiner Tapferkeit. Nach dem Capitulationsvertrage, den er mit Granada abgeſchloſſen hatte, zog er im Triumphzuge, die Fahne Caſtiliens in der Rechten ſchwenkend, in die Stadt ein. Die Kriegsunruhen in Neapel, wohin ihn Ferdinand mit 5600 Mann ſeinem Vetter gegen die Franzoſen zu Hülfe ſandte, boten ihm ein neues Feld kriegeriſchen Ruhmes dar. Seine Siege und Großthaten, faſt die eines Cid's (ſ. d. Art.), erwarben ihm hier den ehrenvollen Beinamen il gran Capitano. Nachdem er den Thron Friedrichs geſichert, und das von den Franzoſen eroberte Oſtia dem Papſte Alexander dem Sechsten wieder verſchafft hatte, kehrte er endlich in ſein Vaterland zurück, und ruhte einige Zeit auf ſeinem Lorbeer, bis ihn der, durch die Thronbeſteigung Ludwigs des Zwölften in Frankreich um den Beſitz Neapels ausgebrochene Krieg von Neuem unter die Waffen rief. Im Jahre 1500 ging er mit einer Mannſchaft dahin ab, entriß den Ungläubigen Zante und Cephalonien, und gab ſie den Venetianern wieder zurück, die ihm dafür den Titel eines venetianiſchen Nobile zulegten. Von hieraus ſchiffte er nach Sizilien, und erklärte dem König von Neapel, daß der Zweck ſeiner Sendung dahin gehe, den Theil des Königreichs Namens ſeines Hofes in Beſitz zu nehmen, der vermöge des mit Ludwig dem Zwölften geſchloſſenen Vertrage der Krone Spanien anheim fallen ſolle. König Friedrich entging den Händen zwei

Digitized by Google

ihn bedrängenden Feinden plötzlich durch die Flucht. Der Herzog von Nemours nahm nun mit den Franzoſen von Neapel Beſitz, während Gonſalva zu Tropea landete, Calabrien beſetzte, und an ſie die Auffoderung ergehen ließ, vertragsmäßig die Provinzen Baſilicata und Capitanata zu räumen. Die Franzoſen veranlaßten durch Nichtherausgabe dieſer Landſchaften einen Krieg, der mit wechſelndem Glücke geführt wurde, bis Gonſalva die Franzoſen in der berühmten Schlacht bei Semiana (1502) aufs Haupt ſchlug, und ſich den Weg in das Herz von beiden Calabrien bahnte. Einen ruhmvollen Lorbeer erkämpfte er (1503) bei Cerignola. Abruzzo und Apulien mußten dem Sieger ſich unterwerfen, worauf unſer glorreiche Held ſeinen Einzug in Neapel hielt. Um das ganze Reich dem Scepter ſeines Gebieters zu unterwerfen, belagerte er Gaeta, übertrug jedoch den Oberbefehl über die dort aufgeſtellte Mannſchaft an den Piedro Navarro, und zog dem Feinde im offenen Felde entgegen. Dem Marquis von Mantua brachte er eine förmliche Niederlage bei. Als die Franzoſen am linken Ufer des Garigliano ſich in einer feſten Stellung aufgepflanzt, zog Gonſalva auf dem rechten Ufer dorthin. Mehrere Tage machten ſich beide ſchlachtfertige Heere den Uebergang über den Fluß ſtreitig, bis Gonſalva, durch die Verhältniſſe ſeiner Lage genöthigt, eine Schlacht annahm, deren ſiegreiches Reſultat den Fall von Gaeta herbeiführte. Die Rechte auf Neapel hatte er jetzt jenem Fürſten geſichert, der ſeinem würdigen Feldherrn das Herzogthum Seſa verlieh, und ihn zum Vizekönig mit unumſchränkter Gewalt creirte. Seine vortrefflichen Eigenſchaften als Menſch erwarben ihm die Achtung und Liebe des Volkes. Die Höhe, worauf ihm ſein Ruhm geſtellt, hatte ihm indeß mächtige Feinde erweckt, denen anfangs die Beſchränkung ſeiner Macht und endlich eine förmliche Abrufung von ſeinem Poſten gelang. Ferdinand ſelbſt nahm ihn bei ſeiner Reiſe nach Neapel in ſein Vaterland mit zurück. Gleich nach ſeiner Ankunft in Spanien erwählte ihn der König zum Großmeiſter des Ordens des heil. Jakobs. Zu Savona hatte Ferdinand eine Zuſammenkunft mit König Ludwig dem Zwölften von Frankreich. Bei dieſer Gelegenheit wetteiferten beide Monarchen mit einander in Beweiſen der Achtung für den großen Gonſalva. Ludwig konnte nicht Mittel genug ausfindig machen, dem Manne, der ihn um ein Königreich gebracht hatte, ſeine Bewunderung zu erkennen zu geben, und auf ſein Geſuch ſpeiſete Gonſalva mit beiden Königen an einer Tafel. An dieſem Tage hatte er, nach dem Urtheile des Publikums, den Gipfel ſeiner Größe erſtiegen; allein es war auch der letzte, an welchem er in ſeinem Glanze erſchien. Entrüſtet über ſein geſunkenes Anſehen, vereinigte er ſich mit dem Connetabel in Caſtilien gegen den König, der einem Aufſtand jedoch durch weisliche Maßregeln zuvorkam. Die Mißverhältniſſe zwiſchen ihm und dem Könige, wobei ſein Fürſt die höchſte Schonung gegen ihn ausübte, wurden endlich durch Beide vorſichtig beſeitigt, und als Gonſalva wieder den Feldherrnſtab ergreifen ſollte, endete der Tod (1515) zu Granada ſein Leben. Die ganze Belohnung, die ihm zu Theil ward, beſtand darin, daß ihn der König auf ſeine Koſten prächtig beerdigen ließ.

Gonzaga, eine berühmte fürſtliche Familie Italiens, welche über Mantua, Caſtiglione, Solferino und Montferrat, in den drei erſten Orten beſondere Linien bildete, und deren Urſprung ſich in dem grauen Alterthume verliert. Berühmte Krieger und Cardinäle, eine Reihe von Regenten, welche als Beförderer der Wiſſenſchafte und Künſte glänzten, gingen aus dieſer Familie hervor, die Deutſchland zwei Kaiſerinnen und Polen eine Königin gab, und von der jetzt nur noch zwei Abkömmlinge aus einer Seitenlinie zu Mantua im Privatſtande leben. Die vorzüglichſten Glieder derſelben waren: **Ludwig I.**, der 1323 Poteſta oder Capitano von Mantua wurde, und ſich durch Kriegsthaten auszeichnete. Er ſtarb den 28. Jan. 1361 nach

Digitized by Google

32jähriger Regierung im 93. Lebensjahre. Ein Bewunderer des berühmten Petrarca, ſandte er ihm mehrmalen Briefe und anſehnliche Geſchenke nach Frankreich, um den Dichter zu bewegen, ſich an ſeinem Hofe niederzulaſſen. Auf Ludwig folgte in der Regierung Guido, ſein zweiter Sohn, da der ältere, Philippino, noch vor dem Vater geſtorben war. Guido regierte von 1361 — 69, hatte aber das Unglück, daß ſein älteſter Sohn, Ugolino, von dem zweiten, Ludwig, aus Eiferſucht ermordet wurde; daher folgte ihm auch Ludwig II., der auch ſeinen zweiten Bruder Franz, und, bei einer Verſchwörung gegen ihn, mehrere ſeiner Verwandten hinrichten ließ. Dennoch liebten ihn ſeine Unterthanen wegen ſeiner großen Eigenſchaften. Er ſtarb 1382, ſeinem Sohne Franz II. die Herrſchaft über Mantua hinterlaſſend. Dieſer regierte bis 1407, und war mit einer Visconti verheirathet, die er ungerechter Weiſe aus Eiferſucht hinrichten ließ. Dieſem folgte Johann Franz I., der bei des Vaters Tode erſt 13 Jahre alt war, und daher unter Vormundſchaft ſeines mütterlichen Oheims, Carl Maladeſta, unter dem Schutze der Venetianer ſtand. Nach angetretener Regierung wurde er vorzüglich durch Kriegsthaten berühmt, die er theils im Dienſte des Papſtes Johann XXIII., theils in der von den Venetianern und andern ital. Fürſten geſchloſſenen Ligue gegen den Herzog Philipp Marie von Mailand und bei andern Gelegenheiten verrichtete. Kaiſer Sigismund ernannte den 22ſten Septbr. 1433 ihn zum Markgrafen und immerwährenden Vikarius des Reichs. Er ſtarb den 23. September 1444, und hinterließ vier Söhne, von denen jedoch nur der älteſte, Ludwig III., der Türke genannt, weil er zuerſt einen Stutzbart trug, ihm folgte. Bei ſeinem Tode, den 12. Juni 1483, folgte ihm von 5 Söhnen der älteſte, Friedrich I., der aber nur bis 1484 regierte. Johann Franz II., Sohn Friedrichs I., trat 1484 die Regierung an, entwickelte große Talente als Feldherr, als König Carl VII. in Italien eindrang, und zwar im Dienſte der Venetianer. Jedoch, von ihnen übel behandelt, diente er hierauf bald dem Kaiſer, bald dem Herzog von Mailand und ſelbſt den Franzoſen. Ungeachtet manchen gefahrvollen Unternehmungen, die er gewagt, vieler Schlachten, in welchen er den Oberbefehl geführt, und verſchiedene Unfälle, die er von Zeit zu Zeit erlebt hatte, war ihm noch Zeit übrig geblieben, ſich auf die ſchönen Wiſſenſchaften zu legen. Man hält ihn nicht ohne Grund für den Verfaſſer mancher Sonette und kleiner Gedichte, die in den Sammlungen des folgenden Jahrhunderts aufgenommen worden ſind. Seine Gemahlin, Iſabella von Eſte, zeichnete ſich ebenfalls durch Bildung und feinen Geſchmack aus, und wird öfters von den Dichtern ihrer Zeit als geſchickte Sammlerin alter Steine, Cameen, Münzen und anderer Kunſtwerke gerühmt. Nach ſeinem Tode 1519 folgte ihm in Mantua Friedrich II., und Ferdinand I. in Guaſtella als Herzog. Friedrich II. erhielt die Herzogswürde den 85. März 1530 von dem Kaiſer Carl V. Seine beiden Söhne, Franz III. und Wilhelm, folgten ihm nach einander, indem erſterer von 1540 — 1550 regierte, und der zweite von 1550 bis 1587. Nach Herzog Wilhelm erhielt die Regierung Vincenz, der in den Jahrbüchern Mantua's, wegen ſeiner Gerechtigkeitsliebe und Frömmigkeit einen ehrenvollen Platz einnimmt. Seine drei Söhne, Franz IV. (ſt. den 22. Dez. 1612), Ferdinand IV. (ſt. den 29. Okt. 1626) und Vincenz II. (ſt. 1627), ohne Nachkommen zu hinterlaſſen, und es folgte nun im Herzogthum Mantua der Enkel Friedrichs II., Carl I., Herzog von Nevers und Rethel, obwohl ihm Cäſar von Gonzaga, Herzog von Guaſtalla, das Herzogthum ſtreitig machte. Auch Kaiſer Ferdinand II. begehrte, Mantua als eröffnetes Reichslehn einzuziehn; allein durch franz. Hülfe gelang es ihm, ſich zu behaupten, und vom Kaiſer 1631 die Beſtätigung als Herzog zu erhalten. Aus Dankbarkeit bewies er ſich faſt immer

Digitized by Google

treu gegen die franz. Könige, bemächtigte ſich 1635 des Fürſtenthums Correggio, und ſtarb den 25. Sept. 1637. Ihm folgte ſein Enkel Carl II., der 1653 die Beſitzungen ſeines Hauſes in Frankreich an den Cardinal Mazarin verkaufte, und den 15. Sept. 1665 ſtarb, einen einzigen Sohn, Carl Ferdinand, hinterlaſſend, der ihm in Mantua und Montferrat folgte. Dies war der letzte Herzog von Mantua, der, weil er im ſpan. Succeſſionskriege den Franzoſen Beſatzung in ſeine Städte zu legen bewilligt hatte, von Kaiſer Joſeph I. ſeines Herzogthums entſetzt wurde, und darauf den 5. Jun. 1708 zu Padua ſtarb. — Die Linie der Grafen von Sablonetta und Bozzolo war ſchon 1703 erloſchen; die Grafen von Novellara ſtarben 1728 aus; die Herzoge von Guaſtalla 1746. Die Markgrafen, ſpäter Fürſten von Caſtiglione, wurden, des Hochverraths wegen, 1723 ihrer Staaten beraubt, und ihr Fürſtenthum eingezogen. — Mehrere Prinzeſſinnen von Gonzaga hatten großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Unter dieſen zeichneten ſich aus: Barbara, Tochter Ludwigs III., verheirathete an Eberhard I. von Würtemberg 1474, bewog ihren Gemahl, 1477 die Univerſität Tübingen zu ſtiften, und ſtarb 1505; Louiſe Marie Gonzaga, Tochter Herzogs Carl von Mantua, war die Gemahlin der Könige von Polen, Uladislaus und Johann Caſimir, und ſtarb 1667; ferner ihre Schweſter Anna Gonzaga, Gemahlin des Pfalzgrafen Eduard, Sohn Friedrichs V. von der Pfalz, vermählte ſich zum zweitenmal mit Heinrich Julius von Bourbon, Prinzen von Condé, ſpielte eine bedeutende Rolle in den Unruhen der Fronde, und ſtarb zu Paris 1684, und Eleonore Hippolyte, Tochter Herzog Franz I., vermählt zuerſt mit Herzog Anton von Montalto und dann 1509 mit Franz Maria von Urbino, ſtarb 1570, allgemein als Muſter der ſtrengſten Tugend geehrt. Als kunſt- und wiſſenſchaftliebende Frauen haben ſich beſonders noch hervorgethan: Eliſabeth Gonzaga, Gemahlin des Herzogs von Urbino; Bembo und Balth. Caſtiglione preiſen ſie mit Bewunderung in ihren Schriften, und Sanſovino beehrte ſie mit dem Namen: Mutter der Wiſſenſchaften. Ihre Tugend, hoher Seelenadel und Frömmigkeit wird nicht weniger gerühmt. Lucretia Gonzaga war eine der gefeiertſten Frauen ihrer Zeit, die Gattin des unglücklichen Paolo Manfrone. Sie hinterließ eine Sammlung Briefe (Venedig 1552. 8.), die aber von Einigen ihrem Bewunderer Hort. Landi zugeſchrieben werden.

Gordianus, der Name von drei römiſchen Kaiſern: Marcus Antonius Gordianus, der Aeltere genannt, Sohn von Metius Marcellus, ſtammte von Trajan ab von mütterlicher Seite, wurde, ungeachtet ſeines Alters, 237 von den Soldaten zum Kaiſer ausgerufen, und nahm ſeinen Sohn Marcus Antonius Gordianus zum Mitregenten an. Der Proconſul in Mauritanien, Capellianus, lieferte Beiden ein blutiges Treffen, in welchem der Sohn im 46. Lebensjahre das Leben verlor. Der Vater tödtete ſich aus Verzweiflung, weil er Alles verloren ſah. — Marcus Antonius der Fromme, Neffe Gordians des Aeltern, wurde 238 zum Kaiſer gewählt, beſiegte die Gothen und Perſer 242, wurde aber auf Anſtiften des Präfectus Prätorio Philipp 244 ermordet, als er eben im Begriff ſtand, die Perſer vollends aus Syrien zu vertreiben.

Gordiſcher Knoten. ſ. Alexander und Gordius.

Gordius, ein König von Phrygien, der aus dem Stande eines gemeinen Landmanns auf den Thron erhoben wurde. Als Gordius einſt auf dem Felde pflügte, ſetzte ſich ein Adler auf das Joch, und blieb den ganzen Tag darauf ſitzen. Der durch dieſes Wunderzeichen erſchrockene Gordius beſchloß, die Wahrſager von Telmiſſus, einer Stadt in Lycien, deswegen zu befragen. Als er in die Stadt eintrat, begegnete ihm ein ſehr ſchönes Mädchen, bei der er ſich nach den Wahrſagern erkundigte, und ihr zugleich

Digitized by Google

die Urſache ſeiner Ankunft meldete. Dieſe war gerade ſelbſt in der Wahrſagerkunſt erfahren, und gab ihm die erfreuliche Deutung, daß das Wunderzeichen ſeine Erhebung auf den Thron bedeute. Zugleich bot ſie ſich ihm ſelbſt zu ſeiner künftigen Gemahlin an, und wie konnte er ein Anerbieten aus einem ſo reizenden Munde wohl ausſchlagen? — Nicht lange hernach brach unter den Phrygiern eine Empörung aus, und das Orakel rieth ihnen, einem Könige die Regierung anzuvertrauen. Sie fragten hierauf nochmals, wen ſie denn mit der königlichen Würde bekleiden ſollten? worauf das Orakel zur Antwort gab: derjenige ſey von den Göttern zum Könige beſtimmt, der nach ihrer Rückkehr auf einem Wagen ihnen begegnen würde, um den Tempel Jupiters zu beſuchen. Dies war nun Gordius, der ſogleich mit lautem Freudengeſchrei zum König von Phrygien ausgerufen wurde. Weil Gordius die erhaltene Krone dem Jupiter zu danken zu haben glaubte, ſo weihete er ihm den Wagen, worauf er gefahren war, und ſtellte ihn in Jupiters Tempel. An der Deichſel des Wagens befeſtigte er einen ſo künſtlich geſchürzten Knoten, daß das Orakel demjenigen die Herrſchaft der Welt verſprach, welcher ihn auflöſen würde. Als Alexander nach der Stadt Gordium kam, welche vom Gordius gebauet und nach ihm benannt wurde, und die ſowohl ſeine als aller Fürſten aus dem gordiſchen Geſchlechte Reſidenzſtadt war: ſo ließ er ſich den Wagen mit dem berühmten Knoten zeigen. Der Strick, worin derſelbe geſchlungen war, beſtand aus der innern Rinde eines Kornelbaums, und kein Menſch konnte mit dem ſchärfſten Auge gewahr werden, wo die Schlingen anfingen oder ſich endigten. Mit demſelben war eigentlich das Joch des Wagens an die Deichſel befeſtigt. Als man dem Alexander die dabei ausgeſprochene Weiſſagung ſagte, und er kein Mittel ſah, den Knoten aufzulöſen, ſo hieb er ihn mit ſeinem Schwerte entzwei, um das Vertrauen oder den Muth ſeiner Soldaten nicht zu ſchwächen. Ariſtobulus aber, ein Augenzeuge, behauptet, er habe einen hölzernen Nagel aus der Deichſel des Wagens herausgetrieben, welcher den Knoten feſthielt, und ſo habe er glücklich das Joch von der Deichſel abgezogen.

Gordon (Alexander), ein berühmter Alterthumsforſcher, diente anfangs in der franzöſiſchen Armee, dann im Heere Peters des Großen, kehrte 1711 nach Schottland zurück, wurde 1715 in eine Verſchwörung verwickelt, und ſtarb in Carolina als Friedensrichter in einem hohen Alter. Unter ſeinen vielen Schriften zeichnen ſich aus: Itinerarium septentrionale, or a Journey thro' most of the Counties of Scotland; History of Peter the Great, deutſch von C. A. Wichmann, Leipzig 1765, 2 Bde. 8.

Gordon (Lord George), geb. 1750, ein Sohn des Herzogs von Gordon, und ein höchſt abenteuerlicher Mann. Er zeigte ſchon in ſeiner frühern Jugend einen ungewöhnlichen Hang zu Sonderbarkeiten und gewagten Unternehmungen. Er repräſentirte in der Folge den Flecken Ludgershall in verſchiedenen Sitzungen des Parlaments, und ſprach mit großer Freiheit gegen die Maßregeln beider Häuſer. Da das Volk in England und Schottland im Jahre 1780 ſehr unzufrieden mit den Freiheiten war, welche man den Katholiken eingeräumt hatte; ſo fing Gordon, der jetzt ohne beſtimmte Bedienung lebte, an, den Andächtigen zu ſpielen, brachte eine von einer zahlloſen Menge Menſchen unterſchriebene Bittſchrift zuſammen, und wollte damit das Parlament zur Unterdrückung der katholiſchen Religion zwingen. Allein es blieb nicht bloß bei einem ſchriftlichen Geſuche; der Pöbel ward unruhig, beging in London und andern Städten des Reichs die größten Ausſchweifungen, wüthete beſonders gegen die Beſitzungen der Katholiken, und konnte nur mit der größten Mühe von der königl. Leibwache zur Ruhe gebracht werden. Gordon wurde als Hauptanſtifter dieſer Unruhen gefänglich

Digitized by Google

eingezogen, aber deſſen ungeachtet im J. 1781 wieder frei gelaſſen. Der Arreſt hatte ihn jedoch nicht klüger gemacht; er verfiel in neue Träumereien und Albernheiten, wurde deßwegen vom Hofe entfernt, und ließ ſich, nachdem es ihm bei keiner chriſtlichen Partei mehr glücken wollte, 1787 zu Birmingham unter die Juden aufnehmen. Wegen eines Criminalprozeſſes, in welchen er verwickelt war, wurde er bald darauf nach London zur Haft gebracht, und bezeigte darin vor ſeinen ehemaligen chriſtlichen Mitbrüdern den lebhafteſten Widerwillen. Das Gericht erkannte ihm eine fünfjährige Gefangenſchaft und noch überdies eine anſehnliche Geldbuße zu. Gordon ertrug Alles mit der größten Gelaſſenheit, ſchrieb Pasquille auf die Königin von Frankreich, den König von England ꝛc. (er war nicht ohne Witz), und kehrte nach überſtandenen Leiden zu ſeinen neuen Glaubensgenoſſen zurück, nachdem er vergebens verſucht hatte, durch eine 1789 dem franzöſiſchen Nationalconvent, dem er zur errungenen Freiheit Glück wünſchte, übergebene Bittſchrift, ſich für ihn zu verwenden, ſeiner Gefangenſchaft früher entledigt zu werden. Hätte man weniger Rückſicht auf ſeine angeſehene Familie genommen, ſo würde er wahrſcheinlich nie wieder in Freiheit geſetzt worden ſeyn. Er ſtarb den 1. Nov. 1793.

Gorgias, von ſeiner Vaterſtadt Leontium in Sicilien **Leontius** genannt, blühte um 425 v. Chr., und war einer größten Sophiſten und Redner des Alterthums. **Empedokles** (ſ. d. Art.) war ſein Lehrer. In Athen entzückte er durch ſeine Reden, und errichtete eine Schule daſelbſt, in der er für Geld Unterricht ertheilte. Er trat oft ohne Vorbereitung auf, und redete mit ſolcher Anmuth, daß man die Tage, an welchen er ſeine Reden hielt, **Feſttage**, und ſeine Reden ſelbſt **leuchtende Fackeln** nannte. Ja bei den pythiſchen Spielen beſchloß man, ihm eine goldene Bildſäule im Tempel des Apollo zu Delphi zu errichten, welches in ſeiner Gegenwart vollzogen wurde. Er ſtarb in einem ſehr hohen Alter. Man hat noch zwei Reden von ihm (De Helenae laudibus et Pro Palameda apologia), welche ſich im 8. Bande der Reiske'ſchen Sammlung der griech. Redner befinden.

Gorgonen, die drei Töchter des Phorkys oder Gorgo und der Keto, die unſterbliche Stheno und Euryale und die unſterbliche Meduſa. Statt Haare umgaben Schlangen ihre Häupter, ihre Zähne glichen den Hauern der Eber, ihre Hände waren ehern, und ihre Flügel aus Gold, mit denen ſie ſich in die Lüfte ſchwangen. Der Sterbliche, der das Unglück hatte, ſie zu erblicken, wurde zu Stein. Ihre Wohnung befand ſich im äußerſten Weſten am Ozean, in der Nähe der Nacht und der Hesperiden; nach Andern wohnten ſie auf den gorgadiſchen Inſeln im äthiopiſchen Meere. Meduſa war ehemals ſo ſchön, daß Poſeidon ſie liebte. Er genoß ihre Reize in einem Tempel der Pallas, worüber dieſe Göttin ſo aufgebracht wurde, daß ſie die Haare des Mädchens in Hydern verwandelte. Doch blieb noch das ſchöne Geſicht, von dem man noch ſehr reizende Vorſtellungen auf den Kunſtwerken der Alten findet. Perſeus, durch ein kraftvolles Verſprechen gebunden, die Meduſa zu enthaupten, ſuchte ſie unter der Leitung des Hermes u. der Athene in der Gegend des Atlas in Libyen auf. Er fand ſie ſchlafend, und mit abgewandtem Geſichte in den ehernen Schild ſehend, in welchem ſich die Gorgo abſpiegelte, trennte er ihr das Haupt vom Körper, das nun auf dem Schilde der Athene die Feinde ſchrecket.

Gorhan (Joſeph Ant.), ein verdienſtvoller deutſcher Pädagog, geboren zu Altusried in Baiern, ſtudirte am Gymnaſium zu Ottobeuern, in welcher Laufbahn er ſich durch unermüdeten Fleiß vorzüglich auszeichnete, und mit den aufblühenden Geiſtesgaben die ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft verſprach. Entſchloſſen, ſich in das Stift Ottobeuern aufnehmen zu laſſen,

Digitized by Google

widmete er ſich, da dieſes Stift indeſſen aufgehoben wurde, der Pädagogik. Ausgerüſtet mit den diesfallſigen Kenntniſſen, und trefflich erfahren in der Muſik, ward er Lehrer zu Grönenbach, wo er ſowohl durch ſeinen gründlichen Unterricht in der Schule und in der Tonkunſt, als durch ſein ſanftes, einnehmendes, ſittlich-frommes Betragen, ſich die allgemeine Achtung erwarb. 1812 wurde er Oberlehrer und Muſikdirektor an der Normalſchule zu Feldkirch im Vorarlbergiſchen. Hier war er ganz in ſeinem Element; unermüdet ſtrebte er vorwärts, und würde einer der erſten und ausgezeichneteſten Lehrer geworden ſeyn, hätte ihn nicht der Tod in Mitten dieſer ſeiner ſchönſten Ausbildung gehemmt. Von einer Abnehmungskrankheit ergriffen, ſtarb er in der ſchönſten Blüthe ſeines Lebens, den 3. Januar 1818. Seine Verdienſte um die Pädagogik und um die Muſik werden unvergeßlich bleiben, und ſein ins Grab getragener Ruhm eines ausgezeichneten geſchickten Lehrers, mit dem edelſten Karakter gepaart, wird ihn noch lang überleben.

Goslar, im hannöveriſchen Fürſtenthum Hildesheim, hart am Fuße des nordweſtlichen Harzes, an der Goſe, 751 Fuß über dem Meere, mit 5600 Einwohnern, iſt eine der älteren Städte in Deutſchland, und war gewiß ſchon im 10ten Jahrh. vorhanden; bis 1803 war ſie eine freie Reichsſtadt, wo ſie an Preußen kam, welches aber die Stadt im Tilſiter Frieden 1807 an das neue Königreich Weſtphalen abtrat, wo es zum Okerdepartement bis 1814 gehörte, in welchem Jahre es wieder an Preußen fiel, das es ſpäter an Hannover übergab. Zu ihren Merkwürdigkeiten gehören der 1050 eingeweihete Dom, welcher aber jetzt ſehr verfällt, und deſſen Alterthümer, beſonders ein räthſelhaftes Geräth, gewöhnlich der Altar des Krodo genannt, jetzt in der Stephanskirche aufbewahrt werden; einige Ueberreſte eines alten Kaiſerpallaſtes (wo deutſche Könige und Kaiſer oftmals ihr Hoflager hatten, und mehrere Reichsverſammlungen gehalten wurden); und das ſchöne Rathhaus. Goslar iſt eng und altväterlich gebaut, und hat ſehr von ſeinem ehemaligen Wohlſtande verloren. Sie iſt der Sitz des gemeinſchaftlichen hannöveriſchen und braunſchweigiſchen Bergamtes, hat mehrere Vitriolfabriken, Bleifabriken für Schrot und Bleirollen, Fabriken für Silberglätte, Meſſing, Tabak, Liqueure, Potaſchſiederei, Weineſſigſiederei, ſtarke Bierbrauerei (das berühmte Weizenbier, Goſe, welches weit verſendet wird), und Handel mit Korn, Wolle 2c. Dicht neben der Stadt liegt der merkwürdige Rammelsberg, deſſen unerſchöpfliche Erzlager ſeit der Zeit der Ottonen ausgebaut werden. Schon ſind ungeheure Räume ausgeleert, welche nun herrliche Gewölbe bilden, zu welchen man ohne Mühe durch einen ſchönen Stollen von Tage aus gelangen kann. Der Berg liefert etwas Gold, Silber und viel Blei und Kupfer.

Gotha (Sachſen-), ein deutſches Herzogthum, beſteht aus den beiden getrennten Fürſtenthümern Gotha und Altenburg (ſ. d. Art.), wovon das erſtere weſtlich liegt, und den größern Theil des Thüringer Waldes umfaßt. Hier liegen die höchſten Berge deſſelben, der Beerberg 2985, der Schneekopf 2975, und der Inſelsberg 2791 F. hoch. Das Fürſtenthum Gotha iſt nicht ausgezeichnet fruchtbar, und im Gebirge ſind Holz, Eiſen, vortreffliche Mühlenſteine bei Krahwinkel, Steinkohlen und viele Forellen die Hauptprodukte; die Einwohner ſind ſehr betriebſam, und beſchäftigen ſich vorzüglich mit Linnen- und Eiſenarbeiten, letztere ausgezeichnet zu Mehlis und Zella am ſüdlichen Abhange des Gebirges. Die Einwohner, meiſt wendiſcher Abſtammung, ſind als einſichtsvolle, fleißige und wohlhabende Landleute bekannt. Neben dem Ackerbau und der Viehzucht wird hier auch viel in Wolle gearbeitet. Die Saale und Pleiße berühren das Altenburgiſche; die Leine, ſpäter Neſſa genannt, das Gothaiſche. Sämmtliche Landestheile zählen auf $54\frac{3}{4}$ Quadratmeilen 185.000 Einwohner, meiſt alle lutheriſch. Die Linie, aus der das Geſammthaus Gotha entſproſſen, wurde

Digitized by Google

erſt 1640 gebildet. Nachdem Churfürſt Johann Friedrich aus der erneſtiniſchen Linie in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg von Kaiſer Carl V. gefangen, der Churwürde beraubt, und ſelbe der albertiniſchen Linie zugetheilt worden, erhielt dieſer Fürſt, vermöge der Würtemberger Capitulation von 1547, und des Vertrags von Naumburg von 1554, mehrere Aemter, Schlöſſer und Städte, größtentheils im ſüdlichen Thüringen, zum Erbtheil. Er hinterließ 3 Söhne, von denen der mittlere ebenfalls, Johann Friedrich der Erſte, ſeinen Sitz in Gotha nahm. Hier auf dem Schloſſe Grimmenſtein entwarf er gemeinſchaftlich mit Grumbach (ſ. dieſen Art.) die auf Wiedererlangung der Churwürde gerichteten Plane, welche die Vollziehung der Reichsexekution gegen den Herzog, deſſen Gefangenſchaft in den öſterreichiſchen Staaten, die Hinrichtung Grumbachs und anderer Theilnehmer, die Zerſtörung des Schloſſes Grimmenſtein zur Folge hatten. Dieſes unglücklichen Fürſten Söhne, und die ſeines Bruders Johann Wilhelm, der ſeinem Hauſe in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern durch Erbverbrüderung in die gräflich hennebergiſchen Lande die Nachfolge eröffnet hatte, bildeten durch Theilungen 4 Linien, welche in Coburg, Eiſenach, Altenburg und Weimar reſidirten. Die beiden erſten Linien erloſchen mit ihrem Stifter, und ihre Länder fielen 1638 an die andern. Damals theilten die 3 von der zahlreichen Nachkommenſchaft des Herzogs Johann von der weimariſchen Linie noch übrigen Prinzen, Wilhelm, Albrecht und Ernſt, ihre ſämmtlichen Länder, und Ernſt erhielt den Theil mit Gotha, den er im Jahr 1612 nach Ausſterben der altenburgiſchen Linie in der Perſon des Herzogs Friedrich Wilhelms III. noch beträchtlich, als nächſter Agnat, vermehrte. Dieſer Stifter des gothaiſchen Geſammthauſes beſaß die alten Fürſtenthümer Altenburg und Gotha, die Aemter, die das heutige Fürſtenthum Gotha ausmachen, und die er zuerſt zu einem auf dem Reichstage ſtimmfähigen Fürſtenthum erhob, und aus einem großen Theil der Grafſchaft Henneberg, kurz aus den Landen, welche jetzt die Linien Meiningen, Hildburghauſen, Coburg-Saalfeld beſitzen. Nach ſeinem letzten Willen ſollten ſeine Lande ungetheilt bleiben, und von ſeinen Söhnen regiert werden. Aber die Unbequemlichkeiten einer ſolchen gemeinſchaftlichen Regierung veranlaßten nach des Vaters Tode, der 1675 erfolgte, die 7 Herzoge zur Theilung, und ſo entſtanden 1691 — 97 ſieben beſondere Linien des gothaiſchen Geſammthauſes: Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eiſenberg, Hildburghauſen und Saalfeld, von denen aber Coburg, Eiſenach, und Römhild in ihren Stiftern wieder ausſtarben. Der älteſte Sohn Friedrich I. erhielt Gotha und den größten Theil von Altenburg, und iſt alſo der Stifter des Partikularhauſes Gotha. Um fernere Theilungen zu verhüten, führte er 1683 das Recht der Erſtgeburt unter ſeinen Nachkommen ein; er ſtarb 1691. Sein Sohn Friedrich II. regierte bis 1732. Deſſen Sohn Friedrich III. wußte auch unter den Drangſalen des 7jahrigen Krieges den Wohlſtand ſeines Landes zu erhalten. Ihm folgte 1772 ſein Sohn Ernſt II., der eifrige Beförderer der mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften und der Erbauer der Sternwarte auf dem Seeberge. Unter ihm ward der wichtige Erbfolgerezeß zwiſchen den 4 Gothaer Speciallinien geſchloſſen. Nach ſeinem 1804 erfolgten Tode regierte ſein Sohn Auguſt, der ſich zwar mit den übrigen Fürſten ſeines Hauſes 1806 an den Rheinbund ſchloß, aber gleich nach der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übertrat, und mit den übrigen ſächſiſchen Häuſern in den deutſchen Bund eingeführt ward, bis 1822. Ihm folgte in der Regierung der Herzog Friedrich, der zweite Sohn des Herzogs Ernſt II. (geb. 1774), mit welchem 1825 das Haus Gotha ausſtarb, und zu Folge des erwähnten Erbfolgerezeſſes nahmen die Herzoge von Hildburghauſen, Meiningen und Coburg die gothaiſchen Lande in Beſitz. Die Landſchaft des Fürſtenthums Gotha beſteht aus Herren, Rittern und den Städten Gotha und

Digitized by Google

Waltershauſen; zur erſten Claſſe gehören auch der Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen, als Beſitzer der Untergrafſchaft Gleichen, und die Fürſten von Hohenlohe-Langenburg und Kirchberg, wegen der Obergrafſchaft Gleichen. Der Landtag wird gewöhnlich alle 4 Jahre gehalten. Die landſchaftliche Deputation, welche der Herzog in jedem Jahre beruft, umfaßt die 3 Abgeordneten des Grafenſtandes (die Fürſten von Schwarzburg und Hohenlohe), 9 ritterſchäftliche und 3 ſtädtiſche Abgeordnete (2 von Gotha, 1 von Waltershauſen). In der Ritterſtube ſitzen alle zum Ritterſtande des Landes gehörende oder ein ſolches Gut beſitzende Adeliche, auf dem nach dem Herkommen eine Stimme beim Landtag beruht. Die nicht unter den ritterſchaftlichen Deputirten ſich befindenden bürgerlichen Beſitzer von dergleichen Gütern können nicht in der Ritterſtube erſcheinen, und geben für ihre Stimmen einem adelichen Mitſtand Vollmacht. Mit ihnen wird von Seiten der landſchaftlichen Deputation in allen Angelegenheiten communicirt, und die ſämmtlichen Stimmen ſowohl der ritterſchaftlichen gewöhnlichen Deputirten, als auch der in der ſogenannten Ritterſtube ſitzenden ritterſchaftlichen Mitglieder machen eine Curiatſtimme aus. Die Beſchlüſſe der ganzen Verſammlung nach 3 Geſamtſtimmen der Grafen, Ritter und Städte gefaßt, gehen allein durch die ſtändiſche Deputation an den Herzog. Der zum geſammten Ritterſtand im Lande Gehörigen waren beim Landtage 1817 einige 50, obgleich das ſtändiſche Stimmrecht auf 60 Beſitzthümern ruht, von denen jedoch mehrere bei einer Perſon vereinigt, andere unter mehrere getheilt ſind. — Das höchſte Staatskollegium iſt das geheime Miniſterium oder Geheimrathscollegium zu Gotha, deſſen Glieder dem Herzog mündlichen Vortrag über alle Sachen erſtatten, die von der oberſten Landesbehörde, in auswärtigen Angelegenheiten und von Supplicanten bei dem Herzog eingehen, und den Vereinigungspunkt für die ganze Verwaltung in allen ihren Zweigen bilden. Landescollegien und untergeordnete Behörden ſind für das Fürſtenthum Gotha und das gemeinſchaftliche Amt Römhild: die Landesregierung, das Oberconſiſtorium, das Kammercollegium und das Oberſteuercollegium in Gotha. Für das Fürſtenthum Altenburg beſtehen dieſelben Collegien in Altenburg. Das Kriegscollegium zu Gotha beſorgt alle in die Militäröconomie und die übrigen Militärzweige eingreifenden Gegenſtände, und unter Concurenz der Civilbehörden die Conſcription, Recrutenaushebung ꝛc. in beiden Fürſtenthümern. — Die Einkünfte berechnet man zu 1½ Million Gulden. Das Militär beſteht 2500 Mann. — Die Hauptſtadt Gotha, an der durch die Stadt fließenden Leine und am Fuß einer Anhöhe, auf der das Reſidenzſchloß des Herzogs, Friedenſtein, ſteht, mit ſchönen Spaziergängen umgeben. Sie hat 1340 Häuſer mit nächtlicher Beleuchtung, 12.400 Einwohner, herzogl. Schloß mit der herzogl. Bibliothek von 60.000 Bänden und vielen Handſchriften, der herzogl. Handbibliothek mit 20.000 Bänden, dem Archiv mit 3500 Urkunden, dem Münzcabinet mit einer numismatiſchen Bibliothek, der Kunſt- und Naturalienſammlung, dem phyſikaliſchen Cabinet, orientaliſchen Muſeum, und Zeughaus; 7 Kirchen, 3 Hoſpitäler, Kranken- und Armen-Arbeitshäuſer, Fräuleinſtift; Sitz der höchſten Landesbehörden; Gymnaſium mit einer Bibliothek von 5000 Bänden, einem phyſikaliſchen Cabinet, und einem trefflichen Schulmeiſterſeminar (dem älteſten in Deutſchland), Frei- und Erwerbſchule; mehrere Fabriken, Färberei, Bierbrauerei; Handel; 4 Buchhandlungen, 1 Buchdruckerei. Vor dem Siebleber Thore iſt das fürſtl. Luſthaus Friedrichsthal mit einem ſchönen Park, und im Oſten auf dem Seeberge die herzogl. Sternwarte.

Gothen (Guttones nach Plinius, Gythones und Gutae nach Ptolem.), ein mächtiges deutſches Volk, das zu dem alten Hauptſtamme der Hermionen, nach Plinius (H. N. IV, 28.) aber zu dem Stamme der Vindiler gehörte, und das auch oft Getä, Sarmatä, Scythä genannt wird. Nach den alten

Digitized by Google

Schriftſtellern waren die Gegenden an der Weichſel ihre erſten Wohnſitze. Schon der alte Pytheas fand ſie nach Plinius (37, 2) an der Mündung der Weichſel längs der Küſte der Oſtſee. Plinius und Tacitus ſetzen ſie auch an die Weichſel, aber nicht mehr an das Meer. Ptolemäus ſetzt die Gutä in Schonen und die Gythones an der Oſtſeite der Weichſel. Die Weichſel trennte ſie von den Aeſtyern und Venedern, und ſüdlich gränzten ſie an die Burgunder und Lygier. Wahrſcheinlich wanderten die an der Mündung der Weichſel wohnenden Gothen nach Schweden aus, indem ſie von den Venedern verdrängt wurden, und ſo entſtanden Gothen in Schweden und Gothen in Deutſchland. Nach dem gothiſchen Schriftſteller Jornandes war es gerade umgekehrt. Er ſagt nämlich, daß die Gothen aus Schonen nach der Weichſel eingewandert wären; allein die Behauptung widerſpricht allen übrigen Schriftſtellern, und wir können gewiß annehmen, daß ſie irrig iſt. Mannert ſucht dieſelbe mit andern Autoren ſo zu vereinigen, daß er die ſchwediſchen Gothen wieder zurück in die ſüdlichen Gegenden wandern läßt; allein ſie fanden ſich immer nachher als ein großes Volk in den Nordländern. Folgt man aber Mannert, ſo wanderten die Gothen an der Weichſel erſt nach Norden, und bald darauf wieder nach Süden, vielleicht weil ſie von dem nämlichen Volke, den Venedern, aufs Neue bedrängt wurden. Dies geſchah nach dem Anfang des dritten Jahrhunderts. Weit früher erwähnt ihrer ſchon die Geſchichte beim markomanniſchen Bunde. Um die erwähnte Zeit aber drangen die Gothen durch das heutige Polen nach Ungarn und dem Pontus Euxinus vor, beſiegten verſchiedene Völker, und fielen dann nach Weſten zu, in Dazien ein, deſſen ſie ſich endlich gänzlich bemächtigten, als der Kaiſer Aurelian auch die Beſitzungen auf der Südſeite der Donau räumte, und die römiſchen Unterthanen abführte. Jetzt fingen die Gothen an, ſich in zwei Haupttheile abzuſondern, nämlich in die Auſtro- Oſtro- oder Oſtgothen am Pontus Euxinus, und in die Weſt- Viſi- oder Veſegothen in Dazien. Weil man die Dazier auch Getä nannte, und die Römer am Pontus Euxinus nur Scythen zu finden gewohnt waren: ſo bekamen die Gothen auch den Namen: Getä und Scythä. Als Attila mit ſeinen Hunnen in die Länder am Pontus Euxinus einbrach, da wurden die Oſtrogothen beſiegt; doch behielten ſie unter hunniſcher Oberherrſchaft eigene Könige. Um dieſem Schickſale zu entgehen, wanderten die Weſtgothen in das römiſche Gebiet aus, und erhielten unter der Bedingung der Annahme des Chriſtenthums Wohnſitze in Thrazien und Möſien. Allein gemißhandelt von den römiſchen Beamten fielen ſie die Römer feindlich an. Theodoſius erhielt ſie in Ruhe; unter ſeinen Söhnen aber erwählten ſie ſich einen gewiſſen Alarich zum Könige, verheerten Griechenlaud, und eroberten Noricum und Pannonien. Im J. Chr. 409 ward ihnen ganz Italien zur Beute, und Rom mußte die Befreiung von Plünderung theuer erkaufen. Nach Alarichs Tode führte ſein Bruder Ataulph die Gothen nach Spanien, wo ſie die Vandalen aus Bätica, die Alanen aus Luſitanien vertrieben, und die Sueven zwangen, ſich mit ihnen zu vereinigen. Nun errichteten ſie ein blühendes Königreich, das endlich wieder von den Sarazenen zerſtört wurde. Die Oſtgothen ſchüttelten das Joch der Hunnen nach Attila's Tode wieder ab, und wanderten über Dazien nach der Südſeite der Donau, von wo aus ſie die benachbarten Gegenden oft ausplünderten, ohne daß die griechiſchen Kaiſer es zu hindern ſuchten. Ihr am Hofe zu Conſtantinopel erzogener König Theodorich plünderte Mazedonien und Theſſalien aus, bis ihn der griechiſche Kaiſer zu bewegen wußte, lieber in Italien ſeine Eroberungen zu verſuchen. Hier tödtete er den General der Heruler, Odoacer, der ſich auf den Kaiſerthron geſchwungen hatte, und ward im Jahre Chriſti 487 Herr von Italien, ſo daß ihm auch Sizilien und einen Theil von Gallien unterworfen war. Nach ſeinem Tode erſchütterten innere Zwiſtigkeiten ſein Reich, und Beliſar und Narſes machten demſelben ein Ende. Außer dieſen gab es noch verſchiedene Zweige der Gothen.

Digitized by Google

An der Mündung der Donau ſaßen die Möſogothen, deren Biſchof Ulphilas die Buchſtabenſchrift gab. Auf den Bergen der krimiſchen Halbinſel blieben die tetraxitiſchen Gothen zurück. Die Greuthunger waren einen Zweig der Oſtgothen; die Taifali und Thervingi Zweige der Weſtgothen. Andere Zweige der Gothen waren noch die Viktofali und Gepidä. Auch der Stamm der ſchwediſchen Gothen blieb ſehr mächtig. Die Juten (die Einwohner des heutigen Jütland) waren unſtreitig eine Kolonie derſelben. Sie verurſachten das Vordringen der Normannen zur See, die vor den Franken, Slaven und Gothen auf keinem andern Ausweg ſich zu retten wußten. Nach Tacitus war die Staatsverfaſſung der Gothen, als ſie noch an der Weichſel wohnten, ſchon monarchiſch (Tac. Germ. 43.), und die Macht der Könige unumſchränkter, als bei den übrigen Germanen. Doch hatte in den ſpäern Zeiten wenigſtens jeder Stamm ſeinen eigenen Herzog oder Heerführer. Mit dem Bernſtein, der an ihren Küſte in ſo großer Menge ſich fand, daß man ihn zum Theil ſtatt des Holzes ſoll verbrannt haben, trieben ſie mit den Teutonen einen ſtarken Handel. Mehr als andere barbariſche Völker liebten und beförderten ſie die Weltweisheit, und wählten ſogar oft Männer, die ſich darauf gelegt hatten, zu Königen. Vielweiberei war bei ihnen geſetzlich, und je mehr Weiber Einer hatte, deſto mehr ſtand er in Anſehen. Ehebruch wurde mit dem Tode beſtraft. Von den erzeugten Kindern behielten ſie nur eins zu Hauſe; die übrigen ſchickten ſie im mannbaren Alter fort, um ſich neue Wohnplätze zu ſuchen. Ihre Röcke gingen nur bis an die Knie, und waren bundfarbig; Beine und Arme trugen ſie bloß, doch hatten ſie Schuhe, die bis an die Knöchel gingen. Die Ohren waren von geflochtenen Locken bedeckt. Ihre Waffen beſtanden aus Spießen mit Wiederhaken. S. Völkerwanderung.

Gothenburg, Göthaborg, die Hauptſtadt der ſchwediſchen Landeshauptmannſchaft gleiches Namens in Weſtgothland, die zweite Stadt des Reichs, liegt von Felſen umgeben am linken Ufer der Götha-Elf, etwa ½ Meile von ihrer Mündung, der Inſel Hiſinge gegenüber, und zählt an 20.000 Einwohner. Sie wird von mehreren auf Felſen liegenden Werken beſchützt; öſtlich und weſtlich von den Citadellen Götha Lejon und Kronan, im Fluſſe ſelbſt auf einer Inſel liegt die bedeutende Citadelle Elfsborg. Der kleine Fluß Mölndal oder Mindal, welcher hier in die Götha-Elf fließt, iſt zu mehreren Kanälen benutzt, welche die Stadt durchſchneiden, mit vielen ſchönen Brücken verſehen und kleineren Fahrzeugen zugänglich ſind; der eigentliche Hafen aber liegt, nebſt den Schiffswerften unterhalb der Stadt, und eine lange, an ſchroffe Felſen ſich lehnende Gaſſe oder Vorſtadt führt dahin. Die Stadt iſt, nachdem ſie oftmals von großen Feuersbrünſten gelitten, jetzt größtentheils maſſiv wieder auferbaut, mit ſchönen breiten Straßen; doch haben die Vorſtädte noch meiſt hölzerne Häuſer. Sie gleicht im Ganzen einer deutſchen oder niederländiſchen Stadt, und ihre ſtarke Handelsverbindung mit England hat hier engliſche Sitte, Tracht und bei den Gebildeten ſelbſt die Sprache zur herrſchenden gemacht. Gothenburg iſt nächſt Stockholm die bedeutendſte Handelsſtadt Schwedens, ja ſie verdankt dem Handel ihren Urſprung, und iſt erſt im Anfang des 17ten Jahrhunderts unter Carl IX. entſtanden. Der Kanal von Trollhätta, 8 M. von hier, erleichtert ſehr die Verbindung mit dem Innern des Landes: Eiſen, Holz, Bretter, Nägel, Theer und Pech, Alaun, und Fiſche, vorzüglich Heringe, machen die Hauptgegenſtände der Ausfuhr, ſo wie Salz, Getreide, Wein und Tabak der Einfuhr aus. Gothenburgs Schiffe gehen nach Oſt- und Weſtindien. Die 1731 geſtiftete oſtindiſche Compagnie gewährt bedeutende Vortheile. Seit vielen Jahren klagt man indeß ſehr über die Abnahme der Fiſcherei an der benachbarten Küſte, beſonders iſt der Heringsfang von ſehr unſicherm Ertrage, und der Mangel des Salzes vermehrt noch die Schwierigkeiten. Gothenburg hat

Digitized by Google

einen Biſchof, eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, ein Gymnaſium, und mehrere treffliche Wohlthätigkeitsanſtalten, ferner einen Landeshauptmann und Oberkommandanten, eine Admiralität, Manufaktur- und Hallgericht ꝛc. Die Fabriken in Eiſen, Stahl, Glas, Leder, Papier, Tuch, Tabak und Zucker ſind bedeutend. Die Umgebungen der Stadt ſind ſehr kahl, weil die Seeluft dem Baumwuchſe feindlich iſt.

Gothiſche Bauart, richtiger altdeutſche Baukunſt, wird der griechiſchen und neuern entgegengeſetzt. Von der Mitte des 12ten Jahrh. an bis zum Anfang des 16ten Jahrh. blühte ſie in England, wie faſt im ganzen Abendlande. Sir James Hall (ſ. B. IV. der Edinburgh Transaktions) erklärt ihre Entſtehung ſo: Er nimmt eine Reihe runder Pfähle an, welche in zwei einander gegenüber ſtehenden Reihen feſt in den Boden gerammelt ſind; die Räume zwiſchen den einzelnen Pfählen ſind den Räumen zwiſchen beiden Reihen gleich, und die Höhe eines jeden Pfahles beträgt ſo viel als drei ſolche Räume. Lange, biegſame Weidenruthen werden dann rund um jeden Pfahl herum in den Grund geſteckt, und zweimal an den Pfahl gebunden, einmal nahe dem Boden, das anderemal zwei Drittel von des Pfahles Höhe; von dieſem Band an bleiben die Ruthen frei, ſo daß man ſie nach jeder Richtung biegen kann. Drei Ruthen werden mit jedem äußern Eckpfahl verbunden, und fünf mit jedem der übrigen. Ihre Richtung muß ſo ſeyn, daß ſie den Haupt- und Mittelpfahl bedecken, damit, wenn man durch die Reihen blickt, der untere Theil eines jeden Pfahls verborgen ſey, und einem Ruthenbündel gleiche. Aus den ungebundenen Enden dieſer Ruthen läßt ſich leicht das Gerippe eines Rohrdaches bilden. Wenn eine Ruthe von einem der Pfähle ſo gebogen wird, daß ſie gerade in der Mitte des Zwiſchenraumes einer gleichen Ruthe des gegenüber ſtehenden Pfahles begegnet, und man da, wo beide Ruthen ſich kreuzen, ſolche zuſammenbindet, ſo erhält man die völlige Geſtalt eines gothiſchen, ſpitzigen Bogengewölbes. Wenn man annimmt, daß die griechiſche Baukunſt von der Form einer Hütte ausging, und die arabiſche oder mauriſche von der eines Zeltes, ſo iſt die gothiſche unſtreitig dem Pflanzenreiche entſproſſen, und ein hochgewölbter, dichter Tannenwald gab wohl die erſte Idee zu einem gothiſchen Dom mit ſeinen ſchlankaufſtrebenden Säulen, ſeinen vielfachen Knospenthürmchen, und ſeinem vielen zierlichen Schnitz- und Laubwerk. In die ſpitzgewölbten Fenſter gehören buntgemalte Glasſcheiben. Man findet faſt kein gothiſches Gebäude, welches völlig ausgebaut und vollendet wäre. Der Dom zu Köln, das Münſter zu Straßburg und die Stephanskirche in Wien, ſind die größten gothiſchen Gebäude in Deutſchland. Moller's Denkmäler der deutſchen Baukunſt (Darmſtadt, 1815 — 24 ff.) enthalten treffliche Abbildungen von mehreren verfallenen Gebäuden, in denen man die alte Kunſt würdigen kann. Dahin gehört auch Frick's Darſtellung des Marienburger Schloſſes; und vorzüglich Boiſſerée's Werk vom Kölner Dom. — Dieſe und andere Reſte merkwürdiger Gebäude vom 9ten bis zum 12ten Jahrh. beurkunden die Kunſtfertigkeit der Deutſchen in den ältern Zeiten. Der deutſche Kirchenbauſtyl wurde vom 13ten bis in das erſte Viertel des 16ten Jahrh. allgemein befolgt. Schon Aeneas Sylvius ſagte: „daß die Gebäude der Deutſchen ſich nur bewundern, nicht beſchreiben laſſen. Die Deutſchen ſind treffliche Mathematiker, und übertreffen in der Baukunſt alle Völker.“ Er rühmt den Bau der Kirchen zu Mainz, Speyer, Aachen, Regensburg, Lübeck, Frankfurt, Bamberg, Nürnberg, die Kirchen zu Köln, zu Wien und vorzüglich die Stephanskirche mit ihrem künſtlichen Thurm. Das kühnſte Werk des deutſchen romantiſchen Bauſtyls iſt das Münſter zu Straßburg. Die großen Maſſen werden leicht und gefällig durch den Reichthum an Verzierungen, welche mit dem Geiſte des Wunderbaren, des Romanti-

Digitized by Google

ſchen, die Hauptform durchdringen. Poeſie und Wiſſenſchaft verſchmolzen hier in einander. Jeder altdeutſche Baukünſtler mußte den Euklid und Vitruv verſtehn. Die Brüderſchaft der Bauleute und freien Maurer erachteten Weisheit, Stärke und Schönheit als die Grundpfeiler, um ein Bauwerk vollkommen auszuführen. Die Hauptregeln der Kunſt aber wurden als etwas Heiliges geheim gehalten. Das Maaß aller Verhältniſſe hatte ſymboliſchen Sinn: es bezog ſich auf die Glaubenslehren und den Wandel Chriſti auf Erden; daher entſprang aus kindlicher Religioſität des Baumeiſters das Dichteriſche und Erhabene ſeines Werkes, deſſen Form der romantiſche Geiſt des Zeitalters beſtimmte. Alles ſtrebt in die Höhe, und zieht ſich allmählig empor. Ungezwungen wachſen die einzelnen Theile aus einander hervor, verringern ſich bei zunehmender Höhe an Stärke, und enden in einer mit Blumen bedeckten Spitze. Die Conſtruktion des Spitzbogens iſt noch nicht befriedigend erklärt. Man wünſcht, daß Dr. Stieglitz Werk über altdeutſche Baukunſt bald erſcheinen möge. Vergl. den Art. Baukunſt.

Gott, der moraliſche Urheber des Weltalls. Die Annahme einer moraliſchen Weltordnung, und mit ihr eines Gleichgewichts zwiſchen Sittlichkeit und Glückſeligkeit, Freiheit und Naturnothwendigkeit nöthigt uns, an einen Urheber derſelben, an eine Gottheit zu glauben. Indem wir derſelben gewiſſe Eigenſchaften beilegen, bezeichnen wir nicht ſowohl das Weſen der Gottheit an und für ſich ſelbſt, welches für uns ſchlechterdings nicht erkennbar iſt, als vielmehr das Verhältniß derſelben zur Welt. In dieſer Hinſicht denken wir uns Gott als Schöpfer und Erhalter, als Geſetzgeber, Regent und Richter, und legen ihm folgende Eigenſchaften bei: höchſte Weisheit, worunter wir theils die reinſte Einſicht in das Weſen aller Dinge, theils die vollkommenſte Unabhängigkeit des göttlichen Willens von ſinnlichen Antrieben verſtehen. In der erſtern (theoret.) Bedeutung umfaßt der Begriff der göttlichen Weisheit zugleich jenen der Allwiſſenheit, in der zweiten (praktiſchen) aber die Eigenſchaften der Freiheit, Heiligkeit, Güte und Gerechtigkeit, in denen jede andere moraliſche Eigenſchaft, als Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit, Langmuth ꝛc. ſchon enthalten iſt. 2) Unendliche Seligkeit, als Folge und Bedingung der unendlichen Weisheit. — Sofern wir Eigenſchaften des Menſchen auf Gott übertragen, iſt unſere Anſicht anthropomorphiſtiſch. Es giebt einen ſinnlichen und einen vernünftigen Anthropomorphismus; nur der letztere iſt des Begriffs der Gottheit würdig. Außer den genannten moraliſchen Eigenſchaften giebt es noch gewiſſe metaphyſiſche, die wir Gott als Bedingungen ſeines Daſeyns beilegen, indem wir die Begriffe, unter denen wir uns jeden möglichen Gegenſtand denken, in höchſter Bedeutung auf ihn übertragen. Wir denken uns folglich Gott als das allerreelſte Weſen, als ein Weſen, in welchem Alles, was iſt, in der vollkommenſten Einheit beiſammen iſt, als einfache, abſolute Subſtanz; wir denken ferner von ihm alle Schranken endlicher Weſen hinweg, und zwar zuförderſt die Schranken des Raumes, und nennen ihn allgegenwärtig, dann die Schranken der Zeit, und heißen ihn ewig und unveränderlich. — Man hat für das Daſeyn der Gottheit vorzüglich folgende 4 Beweiſe aufgeſtellt: 1) Der ontologiſche ſchließt aus dem Begriff des allervollkommenſten Weſens auf das Daſeyn deſſelben. „Wem alle mögliche Vollkommenheiten zukommen, heißt es, dem kömmt auch das Seyn zu; das vollkommenſte Weſen muß folglich ſeyn.“ 2) Der kosmologiſche ſchließt aus der Zufälligkeit deſſen, was iſt, auf ein Abſolut-Nothwendiges, das den Grund ſeines Daſeyns in ſich hat, und ſelbſt letzter Grund aller Möglichkeit iſt. 3) Der

Digitized by Google

phyſikotheologiſche, der ſich durch ſeine Faßlichkeit und rührende Kraft vorzüglich dem Volkslehrer empfiehlt, ſucht aus der Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Natur die Nothwendigkeit eines vernünftigen Urhebers derſelben darzuthun. Der Urheber der kritiſchen Philoſophie erklärte dieſe drei Beweisarten ſämmtlich für unzureichend; dagegen ſollte ſein 4) moraliſcher Beweis der Religion eine unerſchütterliche Stütze geben, und die Lehre vom Daſeyn Gottes über alle Einwürfe und Zweifel erheben. Die praktiſche Vernunft, ſagt er, fodert vollkommene Angemeſſenheit unſerer Geſinnungen zum Sittengeſetz, als Bedingung zur Verwirklichung des höchſten Guts. Letzteres (das höchſte Gut) beſteht in der Uebereinſtimmung der Tugend mit einer ihr angemeſſenen Glückſeligkeit. Dieſe aber beruht wieder auf der Uebereinſtimmung der Natur zum ganzen Zwecke eines Weſens. Nun iſt aber das handelnde vernünftige Weſen in der Welt nicht zugleich Urſache der Welt und der Natur, und kann folglich dieſelbe nicht aus eigner Kraft mit ſeinen ſittlichen Grundſätzen durchaus einſtimmig machen. Gleichwohl ſollen wir das höchſte Gut zu befördern ſuchen. So wird die Annahme einer von der Natur verſchiedenen Urſache der Natur, welche den Grund jener Uebereinſtimmung von Sittlichkeit und Glückſeligkeit in ſich enthält, aus Vernunftbedürfniß nothwendig, die Gottheit iſt ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft. S. Kant's Kritik der prakt. Vern. S. 256. ff. Vergl. d. Art. Atheiſt, Deiſt.

Gotter (Friedrich Wilhelm), geboren 1746 zu Gotha, genoß eine treffliche Bildung, und trat ſchon beim Anfange des akademiſchen Lebens als Dichter auf; aber noch viel früher zeigten ſich die Keime dazu, und er wagte vorher kleine dramatiſche Verſuche in franzöſiſcher Sprache. Das Studium dieſer Sprache erhielt ſehr bald großen Reiz für ihn, und bildete ſich durch das Leſen der beſten Schriftſteller der Franzoſen. Dabei blieb er kein Fremdling in der römiſchen Literatur. Vorzugsweiſe war es jedoch die franzöſiſche, und überhaupt die neuere Literatur, an der ſich ſein Geſchmack und ſein Sinn für das Schöne übte und bildete, und dadurch ſeine Richtung erhielt. 1763 betrat er ſeine akademiſche Laufbahn zu Göttingen, und widmete ſich den Rechten. Aber er wurde den Muſen darüber nicht ungetreu; er verſuchte ſich im Stillen in poetiſchen Arbeiten mancherlei Art. Die Ackermann'ſche Schauſpielergeſellſchaft befand ſich damals in Göttingen, wo er Bekanntſchaft mit Eckhof machte. Nach dem Weggange dieſer Truppe errichtete er ſelbſt ein kleines geſellſchaftliches Theater, und entwickelte ſo ſeine Anlagen für die praktiſche Uebung der dramatiſchen Kunſt, für welche er ein bewundernswürdiges Talent beſaß. Daß er im letzten Jahre ſeines akademiſchen Lebens einem jungen Lord Unterricht in der deutſchen Sprache ertheilte, trug unſtreitig auch viel zu der ſeltenen Ausbildung bei, die er ſich im deutſchen Style verſchaffte, und worin es ihm, beſonders zu jener Zeit, nur ſehr Wenige gleich thaten. 1766 verließ er Göttingen, ging in ſeine Vaterſtadt zurück, und kam daſelbſt als zweiter geheimer Archivar in herzogliche Dienſte. Er zeigte ſich bald als brauchbarer Geſchäftsmann, und wurde 1767 dem Freih. v. Gemmingen als Legationsſekretär nach Wetzlar mitgegeben. Auch hier fuhr er fort, ſich mit der ſchönen Literatur und mit dem Theater zu beſchäftigen. 1768 erhielt er unter ſehr vortheilhaften Bedingungen den Antrag, zwei junge Edelleute auf die Univerſität nach Göttingen zu begleiten, und nahm denſelben an. Auch dieſen zweiten Aufenthalt zu Göttingen benutzte er aufs Thätigſte zu ſeiner weiteren wiſſenſchaftlichen Ausbildung, und ſchon wurden ſeine Zeitgenoſſen aufmerkſam auf die vorzüglichen Talente, die in ihm lagen. Der eben damals, beſonders durch ſeinen Freund Boje und ihn eingerichtete göttingiſche Muſenalmanach eröffnete den deutſchen Dichtern ein neues und eben darum lockendes Feld, ihre Talente zum Wettſtreit aufzubieten. Gotter nahm den thätigſten Antheil an dieſer

Digitized by Google

Unternehmung, und die in Ausdruck und Erfindung klaſſiſchen lyriſchen Stücke, mit denen er auftrat, erwarben ihm einen allgemeinen und verdienten Ruhm. Seine Kenntniſſe, ſeine vielſeitige Ausbildung und die große Annehmlichkeit ſeines Umgangs verſchafften ihm die perſönliche Bekanntſchaft und Freundſchaft einiger der vorzüglichſten Gelehrten in Göttingen, z. B. Heyne's, Käſtner's u. A. Im Jahre 1769 kehrte er wieder in ſeine Vaterſtadt zurück, und betrat ſeine ehemalige Laufbahn in Dienſten des gothaiſchen Hofes. 1770 ging er zum zweitenmale auf ſeinen vorigen Poſten nach Wetzlar, blieb daſelbſt zwei Jahre, und wurde nach ſeiner Zurückkunft in Gotha bei der herzoglichen geheimen Kanzlei angeſtellt. Der Aufenthalt in Wetzlar war für die Fortbildung ſeines Geiſtes ſehr vortheilhaft. Die Ackermann'ſche Truppe ſpielte jetzt hier, und überdies fand er einen Zirkel junger Männer, welche mit ihm an Talent und Kultur wetteiferten; Göthe und der junge Jeruſalem waren darunter. Von gleichem Geſchmacke, von gleichem Eifer beſeelt, arbeiteten ſie gemeinſchaftlich in dem Felde der ſchönen Literatur. Seit Gotters Geburt bis auf dieſen Zeitpunkt hatte die deutſche Literatur durch Gellert, Klopſtock, Gleim, Ramler, Kleiſt, Weiße, Leſſing, Wieland, und noch einige Andere, Rieſenſchritte in ihrer Ausbildung gemacht, und Gotter zeigte ſich würdig, an einer ſchönen Periode Theil zu nehmen, und ſie durch klaſſiſche, vollendete, auf immer gefallende Arbeiten zu verherrlichen. Studium der Alten und Neuern, der Franzoſen, Italiener und Engländer, Umgang und Briefwechſel mit den beſten Köpfen ſeines Vaterlandes, und die ſchöne Begeiſterung für die Ehre unſerer Sprache, die jenen Zeitraum ſo ſichtbar karakteriſirt, machte ihn zu dem, was er wirklich wurde. Er gründete früh ſeinen Ruhm durch manches ſchöne Geiſtesprodukt. Immer wird die Elegie: der Dorfkirchhof nach Gray (vom Jahre 1771), als ein Muſter einer geſchmackvollen Nachahmung bewundert werden; am meiſten war es die (im 1773 ausgearbeitete) Epiſtel über die Starkgeiſterei, die Aller Augen auf ihn zog. Während indeſſen ſein Geiſt ſo ſchöne Blüthen trug, wurde ſein Körper immer ſchwächer. Er unternahm daher, ſeine Geſundheit zu ſtärken, 1774 eine Reiſe nach Lyon in Frankreich. Hier hatte er Gelegenheit, ſich mit der franzöſiſchen Bühne, die ihn von jeher intereſſirt hatte, vertrauter zu machen. Die Rückreiſe machte er über die Schweiz, wo er ſich unter andern Geßners und Lavaters Bekanntſchaft erwarb. Um dieſe Zeit wurde er immer thätiger fürs Theater, und es ſind ungefähr die nächſten 12 Jahre von hier an, in welchen ſeine vorzüglichſten dramatiſchen Arbeiten entſtanden. Die glückliche Umbildung, die Leſſing, Weiße und einige Andere der deutſchen Schaubühne gegeben hatten, befeuerte den Enthuſiasmus, mit dem er immer für ſie beſeelt geweſen war. Gotha hatte jetzt eins der vortrefflichſten Theater, die Deutſchland jemals geſehen. Für Gottern war dies eine ſehr glückliche Zeit, und die damalige Schauſpielergeſellſchaft, zu denen Eckhof, Böck, Iffland, Beil, Beck, Großmann, Madam Seyler, Starke, Koch, Mecour und Brandes gehörten, hatte ſeiner Leitung und ſeinem richtigen Geſchmacke viel zu verdanken. In Gotters Lebenszeit fiel die Periode, wo der Geſchmack an Shakespearescher Natur das Wohlgefallen an franzöſiſcher Kunſt und Regelmäßigkeit ſo weit verdrängte, daß man ganz offenbar in das andere Extrem verfiel. Gottern mußte das wehe thun, aber er ließ ſich dadurch nicht abhalten, allen Fleiß auf die metriſchen Nachbildungen der Franzoſen zu wenden. Treu auf Leſſings Fußſtapfen wandelnd, war er nicht ungerecht gegen die wahrere Natur, gegen die kräftigere Darſtellung einiger ausgezeichneten Dichter in unſerer dramatiſchen Literatur. Aber er reklamirte die Achtung für die kunſtvollere, und eben deßwegen nur ſanfter wirkende, Klaſſe des Trauerſpiels, das freilich von Seiten des Akteurs ein ungleich größeres Studium und Mühe, und von Seiten der Zuſchauer einen viel höheren Grad von

Digitized by Google

Bildung erfodert, als jene ſcharfe, eckigte Darſtellung wahrer, ſtarker Naturen. Gotter beſaß außerdem das Talent zu improviſiren in einem ſehr vorzüglichen Grade. Wenn ihn die geſellſchaftliche Unterhaltung bei einem fröhlichen Mahle beſeelte, folgten die Impromtü's Schlag auf Schlag, und nie waren ſie ganz leer, oft voll witziger, treffender Beziehungen. In kleinen extemporiſirten Schauſpielen ſprach er bisweilen mit einer unbeſchreiblichen Leichtigkeit in Verſen, die zum Theil vortrefflich und vollkommen geründet aus ſeinem Munde kamen. Selbſt ſolche poetiſche Scherze, als eine Reihe Zeilen auf einen oder zwei Reime ausgehen zu laſſen, und alſo alle ähnliche Klänge aus der ganzen Sprache hieher zu verſammeln, oder auch andere dergleichen zwangvolle Formen, gelangen ihm mit leichter Mühe. Im Jahre 1780 verheirathete er ſich, da ſein Körper ihm von Jahre zu Jahre geſtärkter ſchien. Seit dieſer Verheirathung lebte er, kleine Reiſen abgerechnet, beſtändig in ſeiner Vaterſtadt, und widmete ſich den Dienſtgeſchäften (er wurde 1782 geheimer Sekretär), deßgleichen der Erziehung ſeiner Kinder und ſeinen Lieblingsarbeiten. Seine Geſundheit und Kräfte nahmen aber in der Folge mit ſchnellen Schritten ab. Er ſtarb den 18. März 1797, im drei und fünfzigſten Jahre ſeines Lebens. Die Stoffe und einzelnen Blüthen ſeiner Poeſien ſammelte er auf fremdem Boden; namentlich ſind ſeine meiſten dramatiſchen Verſuche aus dem Auslande verpflanzt, aber mit dem Erfolge, den genievolle Bearbeitung des Fremden vor der ſklaviſchen Nachahmuug voraus hat. Er verſuchte ſich in jeder Gattung der dram. Dichtkunſt, im Trauerſpiel, Luſtſpiel, Singſpiel und der Poſſe. Seine übrigen Poeſien im Fache der Epiſtel, des Liedes, der Erzählung und Elegie zeichnen ſich durch den reinen gebildeten Ausdruck edler und zarter Gefühle, ſchalkhafter Laune, und durch eine ſanfte, gefällige, von den Grazien der Dichtkunſt begleitete, Philoſophie des Lebens aus. Mit unglaublicher Sorgfalt überarbeitete und feilte er ſeine Gedichte. Tagelang konnte er ſich mit der Verbeſſerung einer noch nicht korrekten oder holperichten Stelle tragen, und ermüdete nicht, bis ſeine Freunde und er ſelbſt befriedigt waren. Er entwarf mit vieler Leichtigkeit, führte aber nicht mit derſelben Leichtigkeit aus. Auch ſeine Proſa war ein Werk mühſamen und kritiſchen Fleißes und trägt den Stempel der Vollendung in ſeiner Art. Seine Gedichte erſchienen zu Gotha 1787 — 1802, 3 Bde. 8.

Gottesdienſt, die Verehrung Gottes, insbeſondere die äußere, welche entweder öffentlich oder häuslich iſt. Der Ausdruck iſt unſchicklich, weil durch denſelben mehr eine Verrichtung, als die innere, mit dem höchſten Aufſchwung des Geiſtes und der freieſten Selbſtthätigkeit des Willens verbundene Anbetung Gottes, worin die wahre Verehrung des höchſten Weſens beſteht, angedeutet wird. Der Gottesdienſt kann wahr oder falſch, vernünftig oder unvernünftig ſeyn. Wahr iſt er, wenn er der höchſten Idee Gottes entſpricht, und alſo theils in tiefer Bewunderung der Erhabenheit des Weſens aller Weſen, theils im tugendhaften Handeln beſteht. Falſch iſt er, wenn er auf unrichtigen Vorſtellungen von Gott beruht, und in Handlungen ſich äußert, durch welche das höchſte Weſen nicht geehrt wird. Der innere Gottesdienſt beſteht in den Geſinnungen, Empfindungen und Grundſatzen, welche aus der Betrachtung der nothwendigen Eigenſchaften Gottes entſpringen. Der äußere begreift alle aus jener Stimmung der Seele hervorgehenden Handlungen. Oeffentlich iſt er, wenn wir uns mit Andern zur gemeinſchaftlichen Verehrung Gottes durch Geſang, Gebet, Anhörung des göttlichen Wortes und Gebrauch der Sakramente vereinigen. Der häusliche beſteht in frommen Selbſtbetrachtungen, in Singen und Beten, in Leſung der heiliger Schrift. Bei den Katholiken iſt der Mittelpunkt des Gottesdienſtes das Abendmahl, woran ſich Gebet und Belehrung reiht. S. Ceremonien.

Digitized by Google

Gottesfriede, auch Treuga Dei genannt, hieß in den Zeiten des Mittelalters ein Friedensvertrag, welchen die Kirche, als Stellvertreterin der göttlichen Polizeigewalt, geboten hatte. Solche Gottesfrieden traten einige Tage in jeder Woche, die Advents- und Faſtenzeit, und die hohen Feſttage mit Inbegriff der Oktaven und Vigilien, in Wirkſamkeit, wo alle Fehden mußten eingeſtellt werden. Sie wurden an- und ausgeläutet, und wer vor deſſen Ende, oder nach ihrem Anfange in der Fehde fortfuhr, kam in den Bann der Kirche und in die Acht des Reichs. Es war eine ſehr wohlthätige Einwirkung der Kirche auf den Raub- und Fehdegeiſt damaliger Zeiten. Zuerſt wurden ſie 1033 in Aquitanien errichtet, wo ein Biſchof vorgab, den Befehl dazu vom Himmel erhalten zu haben. 1038 kamen ſie ſchon in Deutſchland in Aufnahme.

Gottes Gericht, ſ. Ordalien.

Gottfried v. Bouillon ſ. Bouillon (Gottfried von).

Gotthard (Schlacht bei Sanct) am 1ſten Auguſt 1664. Jahrhunderte lang waren die Türken der Schrecken des öſtlichen Europa's, wo ſie in den Ebenen Niederungarns eindrangen und an dem unruhigen Volke alle Zeit willfährige Verbündete fanden. Ein großer Theil dieſes Landes war in ihren Händen, und Ofen, von ihnen Buda genannt, der Haupt-Waffenplatz. So wie die Kaiſer Deutſchlands es für ihre Pflicht hielten, die Eroberer wieder von den Gränzen des Reichs zu entfernen, ſo trachteten dieſe, ſich gegen Deutſchland weiter auszudehnen. Das ganze Jahr 1662 rüſteten ſie ſich zu einem neuen Feldzuge, und rückten im Anfang 1663 gegen die Donau. Der Kaiſer, damals dem Kriege abgeneigt, ließ ſich mit dem Paſcha von Buda in Unterhandlungen ein. Als aber die Türken ſich völlig gerüſtet hatten, brachen ſie dieſe ab. Lange ſchwankte die Waage, bis ſie endlich auf der Seite der Deutſchen ſank. Nach mehreren blutigen Gefechten ſandte der Groß-Vezier, auf deſſen Seite die Uebermacht war, am 1 Auguſt 1664 die Hälfte ſeines Heeres über die Raab, wo bei dem Kloſter St. Gotthard das kaiſerliche Heer unter dem Generalfeldmarſchall Grafen Montecuculi ſtand; er ſelbſt wollte am folgenden Tage die andere Hälfte nachführen, und hoffte, die vorausgeſandten Truppen ſollten ſchon dem Feinde die Spitze bieten können. Allein er hatte ſich betrogen. Montecuculi, durch Franzoſen unter Coligny verſtärkt, ließ den Vorrückenden nicht Zeit, ſich auszudehnen oder zu verſchanzen, ſondern griff ſie gleich frühe Morgens an, und unterhielt ein unentſchiedenes Treffen bis nach 4 Uhr Nachmittags. Um dieſe Zeit gelang es den Saphis, an mehreren Orten durch den angeſchwellten Fluß zu ſetzen und den linken Flügel der Kaiſerlichen anzugreifen. Montecuculi, hierdurch in ſeinem Operationsplan geſtört, wollte die Schlacht aufgeben, und ſich vorſichtig zurückziehen. Gegen dieſen Vorſchlag aber erklärten ſich viele Generale, und am ernſtlichſten der General-Lieutenant Graf Hohenlohe, welcher, obgleich krank, auf einen allgemeinen Angriff drang. Sein Rath wurde angenommen, das Heer halb-mond-förmig geſtellt, und mit den beiden Flügeln die, in der Biegung des Fluſſes eingeſchloſſenen Feinde beſtürmt. Es war nach 5 Uhr Abends, als die allgemeine Loſung gegeben wurde. Stracks ſtürzten ſich die deutſchen Reiter auf die Saphis, hieben ihrer viele zuſammen, und jagten die übrigen in den Fluß. Die Janitſcharen aber im Mitteltreffen hielten ſich wacker, bis ein unerwartetes Ereigniß ihre Wuth niederſchlug. Plötzlich nämlich erſcholl das Gerücht, der Graf Zriny habe ſie überflügelt und das Lager angefallen. Jetzt dachten die Türken, für ihre Rettung beſorgt, nur auf die Flucht. Da half kein Befehl und kein Machtgebot, ſie ſtürmten nach der Brücke, warfen ſich in den Fluß, und in wilder Unordnung floh Alles dem Lager zu. Ein gräßliches Würgen folgte den Fliehenden, über 8000 Todte ließen ſie auf dem Schlachtfelde, 16.000 kamen in

Digitized by Google

dem angeſchwollenen Fluß um; ſie verloren 16 Kanonen, 126 Fahnen, nebſt der des Groß-Veziers; 5000 Säbel, eine Menge Pferde und ungeheure Beute fielen in die Hände der Sieger, die nur 3000 Mann verloren hatten. Der Mangel an Brot und Pulver hinderte die Deutſchen, ihren Sieg vollſtändig zu benutzen, und die grundloſen Wege hielten ſie von weiterer Verfolgung ab. Darum konnten die Türken ihr Lager auf dem rechten Ufer der Raab faſt ungeſtört aufbrechen, und ſich über die Gränze zurückziehen. Sie geſtanden aber ſelbſt ein, daß ſie ſeit der weiten Ausdehnung ihres Reichs keine ſo große und ſchimpfliche Niederlage erlitten hatten. Die Schlacht bei St. Gotthard brach zuerſt die Macht der Türken in Ungarn, bald auch folgte der Friede, und nicht lange nachher die Befreiung des Landes von den Eroberern.

Gotthard (Sanct), der Mittelpunkt der Alpen, liegt an der Südgränze des Kantons Uri, eine Gebirgsmaſſe, mit vielen zackigen Felſenſpitzen, von denen unzählige Trümmer herabgeſtürzt ſind, mehreren Gletſchern und Seen, und den Quellen der Flüſſe Rhein, Rhone, Teſſin und Reuß. Ueber dieſes Gebirge (deſſen höchſte Spitzen der Fibia [10.308 F.] und die Urnerſpitze [10.270 F.] ſind) geht eine Hauptſtraße aus der Schweiz nach Italien; ſie windet ſich durch die grauſenhafteſten Felſengänge zwiſchen hohen nackten Wänden, furchtbaren Abgründen, und vielen kleinen Seen. Auf dem höchſten Punkte im Gotthardsthale ſteht das Hospitium oder Kapuziner-Spital, 6825 F. hoch. Man findet auf dem Berge ſehr ſchöne Kryſtalle. Jährlich gehen über den St. Gotthard an 15.000 Menſchen und eben ſo viele Pferde. Im Winter wird der Schnee durch Ochſen weggeſchafft, aber doch iſt die Straße oft mehrere Tage lang geſperrt, und beſonders im Frühjahr durch Lawinenſturz gefährlich. Vom Dorfe Amſtäg in Uri bis Giornico im Liviner Thale iſt die Straße nicht fahrbar, und nur im Winter werden die Laſten von Ochſen auf Schlitten gezogen, übrigens von Saumroſſen getragen. Seit 1319 wird dieſer Bergpaß ſchon bewandert. — 1799 fochten Franzoſen und Oeſterreicher, und Ruſſen und Franzoſen miteinander in den fürchterlich wilden Gegenden. Am merkwürdigſten iſt Suwarows Zug über dieſes Gebirge.

Gottlos, Gottloſigkeit. Dieſe Wörter bezeichnen eine ſolche Art zu denken und zu handeln, die zu erkennen giebt, daß man ſich von Gott losſagen, und ſeine Oberherrſchaft und Geſetze nicht anerkennen wolle. Sie umfaſſen Alles, was man ſich unter der unvernünftigſten Laſterhaftigkeit und Bösartigkeit des Willens denken kann.

Gottorp, ſ. Holſtein.

Gottſched (Johann Chriſtoph), geb. den 2. Februar 1700 zu Juditenkirch unweit Königsberg in Preußen, widmete ſich der Theologie, und begab ſich zu dem Ende 1714 nach Königsberg, verwendete aber ſeinen Fleiß mehr auf Sprachen, Philoſophie und die ſchönen Wiſſenſchaften, als auf die theologiſche Gelehrſamkeit. Die erſten öffentlichen Proben, welche er hier von ſeinem Fleiße gab, beſtanden in einigen akademiſchen Abhandlungen philoſophiſchen Inhalts, welche er drucken ließ, und Gedichten. Im Jahre 1723 wurde er Magiſter. Da er indeſſen von großem und ſchönem Körperwuchſe war, ſo lief er Gefahr, zum Militärdienſte gezwungen zu werden, und flüchtete deßwegen im Jahr 1724 nach Leipzig, wo ihn der Königsberger Rath durch ein Stipendium unterſtützte. Er fing jetzt auch an, Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften zu halten, die um ſo viel mehr Beifall fanden und verdienten, da er dem damaligen verderbten Geſchmacke und dem Lohenſteiniſchen und Hofmannswaldauiſchen Schwulſte entgegen arbeitete, und den Geſchmack der Alten und ihrer damaligen Nachfolger, der Franzoſen, anpries. Im Jahre 1726 erwählte ihn die damalige poetiſche Geſellſchaft in Leipzig zu ihrem Senior. Schon im folgenden Jahre

Digitized by Google

1727 bildete er dieſelbe in die Leipziger deutſche Geſellſchaft um, und brachte ſie in der Folge durch ſeine Bemühungen zu einem blühenden Zuſtande. Es iſt unſtreitig wahr, daß wir dieſer Geſellſchaft und Gottſcheden es zu verdanken haben, daß die Liebe zur deutſchen Sprache wieder auflebte. In der Folge entſagte Gottſched aber dieſer Geſellſchaft, und ſtiftete eine neue, welche ſich die Geſellſchaft der freien Künſte nannte. Im Jahr 1728 gab er den erſten Entwurf ſeiner nachher weiter ausgeführten Redekunſt, und 1729 zum erſten Male ſeine kritiſche Dichtkunſt heraus, welche ſich von den herrſchenden Lehrbüchern jener Zeit ſehr vortheilhaft unterſchieden, auf Sprachreinigkeit, Korrektheit, Entfernung vom Schwulſt drangen, ſo wie ſie überhaupt auf die nöthige Reform der ſchönen Literatur aufmerkſam machten, und von dem Publikum deßwegen ſo günſtig aufgenommen wurden, daß ſein Name dadurch jetzt ſchon bedeutender zu werden anfing. Im Jahre 1729 machte er eine Reiſe über Wittenberg, Berlin und Stargard nach ſeinem Vaterlande, wo er die Bekanntſchaft ſeiner nachherigen Gattin, Luiſe Adelgunde Viktorie Kulmus (ſ. den folgend. Art.), machte, ging von da über die Oſtſee nach Roſtock, und von hier über Lübeck, Hamburg und andere große Städte zurück. Im Jahre 1730 wurde er außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt, und unternahm die Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredtſamkeit; ein Werk, welches ſchätzbare Materialien zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Dichtkunſt enthält. 1734 wurde er ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik. Aus den Vorleſungen, welche er jetzt über die Philoſophie hielt, entſtanden ſeine erſten Gründen der Weltweisheit, die mehrmals aufgelegt wurden. Das Verdienſt indeſſen, welches er ſich als Philoſoph erwarb, war unbedeutend, ob er gleich viel dazu beitrug, die Wolfiſche Philoſophie zu verbreiten und allgemein verſtändlich zu machen. Er wurde darauf Decemvir der Univerſität, der philoſophiſchen Fakultät und des großen Fürſtenkollegiums Senior, ſo wie er auch zum Mitgliede verſchiedener gelehrten Geſellſchaften, unter andern der königlich preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften zu Berlin ernannt worden war. Er ſtarb 1766 im 67ſten Jahre ſeines Lebens. Selten hat ein Schriftſteller ſo viele Verdienſte und ſo viele Gebrechen in ſich vereinigt, ſelten zugleich ſo viele Bewundrer und ſo viele Verächter gefunden, als Gottſched. Im Grunde hat er der Literatur ſeines Vaterlandes doch mehr genützt als geſchadet, und nur für ſeinen eigenen Ruhm am ſchlechteſten geſorgt. Als er zu ſchreiben anfing, war die deutſche Sprache wirklich der äußerſten Verdorbenheit nahe, und bedurfte einen Mann, der mit herkuliſcher Arbeit von den größten Schlacken ſie reinigte. Das iſt ſchon viel, daß er die tolle Sprachmiſcherei, die vor ihm unſere Proſa befleckte, ſo wie den Lohenſteiniſchen Schwulſt in der Poeſie glücklich beſtritt; daß er der deutſchen Bühne wenigſtens zur franzöſiſchen Regelmäßigkeit half; daß er vielen trefflichen Geiſtern das Studium der Mutterſprache wichtig und angenehm machte, und die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften und der deutſchen Poeſie mit fruchtbarem Eifer ausbreitete. Zu einer Zeit, da Hübners poetiſches Handbuch, Uhſens wohlinformirter Redner und Weiſens Reden Alles galten, waren ſeine Lehrbücher eine Erſcheinung von großem Einfluſſe. Auch ſeine Achtung für die beſſern Werke der Vorfahren, und die Mühe, mit der er allerlei Materialien zur Geſchichte der deutſchen Poeſie und Sprache zuſammentrug und bekannt machte, waren unleugbar löblich und nützlich. Hätte er mehr ſolche Sammlungen, als ſeinen Vorrath zur Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt, geliefert, oder mehr alte Dichter mit dem kritiſchen Fleiße bearbeitet, mit welchem er den Reinecke Fuchs wieder erweckte, ſo wäre doch wenigſtens ſein Verdienſt als deutſcher Philolog unangetaſtet geblieben. Aber er wollte durchaus einen Dichter vom Range vorſtellen, ohne daß er wahre Dichtertalente

Digitized by Google

beſaß, er wollte ſeine Regeln immer mit eigenen Muſtern belegen, ſeinen halbwichtigen Geſchmack allein geltend machen, und Allen Alles ſeyn. Er blieb aus Eigenſinn oder Schwäche bei den Einſichten ſeiner Jugend ſtehen; er reimte fort, ohne ſehen zu wollen, daß feinere Köpfe ſchon weit vor ihm voraus waren; er nahm einen gewiſſen ſchalen Diktatorton an, der nicht Furcht erweckte, ſondern beleidigte; er verfolgte heimlich die ſchönſten Geiſter neben ſich, um nicht übertroffen zu werden. So gerieth er am Ende, durch Krieg und Fehden getheilt, in die Hände ſeiner muthwilligen Gegner, und erlebte ſonach alle die Schmach, die ſeinen Namen noch jetzt drückt. Man ſieht an ihm, wie tief ein Schriftſteller von allzugroßer und hartnäckiger Eigenliebe geblendet herunterſinkt, ſich vergeſſen und ſelbſt verunehren könne. Seine wichtigſten Schriften ſind: Kritiſche Dichtkunſt, Leipzig (4te Ausg.) 1751, 8.; Redekunſt, ebd. 1739, 8.; Deutſche Sprachkunſt, 6te Ausg., ebd. 1726, 8.; Erſte Gründe der geſammten Weltweisheit, 7te Ausg., ebd. 1777, 8; Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredtſamkeit, ebd. 1732 — 44 8, Bde. 8.; Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, ebd. 1757.

Gottſched (Luiſe Adelgunde Viktorie) wurde den 11. April 1713 zu Danzig geboren, wo ihr Vater, Johann Georg Kulmus, Doktor der Arzneikunſt und königl. polniſcher Leibmedikus war. Nach dem Tode deſſelben übernahm ihr Vetter, Johann Adam Kulmus, Doktor der Medicin und Profeſſor am Gymnaſium zu Danzig, die Vorſorge für ihre Erziehung. Beſonders aber trug ihre Mutter, eine kenntnißreiche und beleſene Frau, viel zur Bildung ihrer ſich auszeichnenden natürlichen Fähigkeiten bei. Sie wurde von derſelben nicht nur zu einer guten deutſchen Schreibart angeleitet, ſondern auch in der franzöſiſchen Sprache, wiewohl mehr durch Uebung, als nach den Regeln der Grammatik, unterrichtet. Zufälligerweiſe erhielt ſie auch Gelegenheit, die engliſche Sprache zu erlernen, und durch die Lektüre des engliſchen Zuſchauers frühzeitig ihren Witz und Geſchmack zu verfeinern. Auch in der Geographie und Geſchichte, ſo wie im Zeichnen und der Tonkunſt, erwarb ſie ſich bewundernswürdige Fertigkeiten. Ihre erſte und herrſchende Neigung war indeſſen auf die Dichtkunſt und Muſik gerichtet. Ihr poetiſches Talent entwickelte ſich immer mehr und mehr, doch nicht ſowohl auf äußere Veranlaſſung, als durch einen innern Trieb. Die erſten Gedichte, welche ihr zu Geſichte kamen, waren die des Hofrath Pietſch. Nach und nach fing ſie an, die beſten Werke der Beredtſamkeit und Dichtkunſt in der deutſchen ſowohl, als in ausländiſchen Sprachen zu leſen und zu ſtudiren. Aber auch ſelbſt die ernſthafteſten philoſophiſchen Werke ſchreckten ſie nicht ab. Im Jahre 1729 gerieth ſie in Bekanntſchaft mit dem Leipziger Profeſſor Gottſched, als derſelbe ſeine Vaterſtadt auf einige Zeit beſuchte, und erweiterte in der Folge durch einen ununterbrochenen Briefwechſel mit demſelben ihre bis dahin ſchon erworbenen mannichfaltigen Kenntniſſe. Im J. 1735 trat ſie endlich mit dieſem ihrem Lehrer und Freunde in eheliche Verbindung, wo ſie nun um deſtomehr Gelegenheit hatte, ſich die Kenntniſſe und den Ruhm einer gelehrten Frau zu erwerben. Sie erlernte jetzt die lateiniſche Sprache, und auch die griechiſche blieb ihr nicht ganz fremd. Bei alle dem verſäumte ſie nie die geringſte Pflicht ihrer häuslichen Wirthſchaft, und ſo unermüdet ihr Fleiß in gelehrten Beſchäftigungen war, ſo hielt ſie doch ihr Hausweſen ſtets in ſo guter Ordnung, als wenn dies ihr einziges Geſchäft geweſen wäre. Durch die unaufhörlichen Anſtrengungen ihres Geiſtes wurde aber gleichwohl ihr Körper immer mehr und mehr geſchwächt. Sie ſtarb zu Leipzig den 26. Juni 1762, im neun und vierzigſten Jahre ihres Alters. Mad. Gottſched beſaß einen ſehr liebenswürdigen Karakter. Es befand ſich bei ihr eine glückliche Miſchung von dem Ernſte, der Standhaftigkeit und

Entſchloſſenheit des männlichen Geſchlechts mit der Sanftmuth, Zurückhaltung und Beſcheidenheit, welche die Zierde des weiblichen Geſchlechts ausmachen. Sie konnte auf Kenntniſſe ſtolz ſeyn, die bei Frauenzimmern ſelten angetroffen, und deren einige faſt niemals bei denſelben vermuthet, geſchweige von ihnen verlangt werden. Gleichwohl ſuchte ſie ihre Kenntniſſe lieber zu verbergen, als ſich durch unzeitige Beweiſe davon eine neidiſche und unfruchtbare Bewunderung der Geſellſchaft zuzuziehen. Sie trieb dieſe Beſcheidenheit oft bis zur Unzufriedenheit ihrer wißbegierigen Freunde oder ihrer Verehrer. Allgemeine Menſchenliebe, das ſtärkſte Gefühl der Freundſchaft, ein unnachahmlicher Eifer im Dienſte ihrer Freunde, Güte und Mitleiden unterſchieden ihr Herz von jenen alltäglichen ſogenannten guten Herzen, deren größter Lobſpruch oft nur der iſt, daß ſie nicht böſe ſind. In der Wahl ihrer Freunde war ſie vorſichtig und langſam: ſobald ſie aber Freundin ſeyn wollte, das heißt, ſobald ſie mit Ueberlegung und Ueberzeugung es ſeyn konnte, opferte ſie der Freundſchaft Alles auf, Ruhe, Geſundheit, eigene Zufriedenheit. Höflich, aber zurückhaltend war ſie gegen die, die ihr gleichgültig waren, und ſie wendete nicht die geringſte Mühe an, ſich gegen die Großen der Erde zu verſtellen. Als Gelehrte und als Schriftſtellerin erwarb ſie ſich die Hochſchätzung nicht nur des ganzen Deutſchlandes, ſondern auch des Auslandes, und ihre Verdienſte ſind um deſto höher anzuſchlagen, wenn man an die Zeiten zurückdenkt, in welchen ſie lebte. Sie beſaß eine ausgebreitete Beleſenheit, vorzüglichen Witz und viel Talent zur ſcherzhaften und drolligten Schreibart. Ihre meiſten Arbeiten beſtehen zwar nur in Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, aber einige ihrer eigenen Werke bezeugen hinlänglich die nicht gemeine Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, welcher ſich vielleicht noch weit vortheilhafter gezeigt haben würde, wenn er nicht durch die pedantiſche Geſchmackloſigkeit ihres Gatten zurückgehalten worden wäre. Immer war ſie die eifrigſte Gehülfin deſſelben bei ſeinen gelehrten Arbeiten. An Witz und Verſtand übertraf ſie ihn merklich, ſo wie ſie ihre Mutterſprache um vieles beſſer, als er, ſchrieb. Sie wußte ihre Gedanken nicht allein richtig, ſondern auch lebhaft und zierlich auszudrücken, wie das beſonders ihre, durch die Frau von Runkel geſammelten Briefe bezeugen.

Gouda, gewöhnlich Ter Gouw, Stadt in der niederl. Provinz Südholland, am Einfluß des Rheinkanals Gueye in die Yſſel, mit koſtbaren Schleuſen, wodurch das umliegende Land in wenig Stunden unter Waſſer geſetzt werden kann, zählt an 12.000 Einwohner. Die gemalten Fenſter der daſigen Johanniskirche (vergl. Glasmalerei), ſo wie die große Orgel ſind berühmt. Gouda iſt der Hauptſitz der Backſtein- und Pfeifenbrennereien. Zu jenen nimmt man den Schlamm aus der Yſſel, zu dieſen muß der Pfeifenthon weit her, meiſtens aus der Gegend von Namur geholt werden. Die Pfeifen werden in einer meſſingenen Form gepreßt, der Kopf ausgehöhlt und dann, die ſchwierigſte Operation von allen, das Rohr aus freier Hand mit einem Drahte gebohrt, welcher aber unten gerade abgeſchnitten, nicht ſpitz, ſeyn muß. Dann werden ſie polirt, bezeichnet und zu mehreren Hunderten in einem Topf pyramidaliſch ſehr künſtlich aufgeſtellt und ſo gebrannt. Der Abſatz iſt ungeheuer, da nicht allein in Holland Alles, ſelbſt die Weiber des gemeinen Volks rauchen, ſondern auch viel verſendet wird. Man rechnet in und um Gouda an 6000 Menſchen, die ſich mit dieſer Fabrikation beſchäftigen, und jährlich für 1 ½ Mill. Gulden Pfeifen liefern. Nebſtdem hat die Stadt noch Reperbahnen, Boy-, Serge- und Wollzeugfabriken. Der Handel war einſt ſehr lebhaft.

Goudinel (Claude), einer der vortrefflichſten Tonkünſtler des 16. Jahrhunderts aus der Franche-Comté. Noch jetzt werden ſeine Melodien, die er zu den Pſalmen Davids verfertigte, ſehr geſchätzt und geſungen. Auch in

Digitized by Google

andern Künſten und Wiſſenſchaften war er bewandert. Außer ſeinen Pſalmmelodien hinterließ er mehrere Werke, als: Chansons spirituelles de Muret; Flores cantionum etc. — Dieſer große Meiſter fiel als Hugenote in der ſchauderhaften Bluthochzeit zu Lyon am Bartholomäustage (1572 24. Auguſt).

Gozzi (Graf Carlo), ein berühmter italieniſcher Luſtſpieldichter, geb. 1718 zu Venedig, machte ſchon in früher Jugend die toskaniſche Sprache zum Gegenſtande ſeines anhaltenden Studiums, deren eigenthümlicher Geiſt ſich ihm bald in reinſter Klarheit geſtaltete. Sein anfangs ernſter Karakter gewann bald eine heitere Seite, und er bediente ſich dieſer Sprache, um ſeine Witzfunken in burlesken Gedichten auszuſprechen. Das Vermögen ſeiner Familie, welches in Verfall gerieth, ließ ihm anfangs keine andere Wahl übrig, als Soldat zu werden. In ſeinem 16ten Jahre trat er daher unters Heer, wo er unter den Waffenübungen das Studium der Wiſſenſchaften faſt ganz vergaß. Seine Liebe zu denſelben erwachte aber wieder bei ſeiner Rückkehr nach Venedig. Als Mitglied der bizarren Akademie der Granelleſchi machte er die Sitzungen dieſer Geſellſchaft durch das Salz ſeines Witzes intereſſant. Ein heftiger Gegner des damals überhand nehmenden ſchlechten Geſchmacks auf dem Gebiete der ſchönen Literatur, trat er als Widerſacher von Chiari (ſ. Goldoni) auf, deſſen dramatiſche Erzeugniſſe bei dem Publikum in großem Anſehen ſtanden. Ein nicht geringerer Feind war er von Goldoni, welcher das italieniſche Luſtſpiel zu reformiren, und dafür eine andere den Franzoſen abgeborgte Schauſpielgattung auf das Repertoire zu bringen ſuchte. Wenn ſich auch die früher unter einander ſelbſt entzweiten Gegner, Chiari und Goldoni, gegen Gozzi vereinigten, ſo mußten ſie doch am Ende in ihrer literäriſchen Fehde den ſcharfen Pfeilen ihres gewandten Gegners unterliegen. Ein ungemeines Aufſehen erregte ſeine Tartana degli influssi per l'anno obisestile (1757), die er in einer Sizzung der Granelleſchi, gleichſam als Generalprokurator der Sprachreinigkeit und des verbeſſerten Geſchmacks, vorgeleſen und ſeinem Freunde Farſetti dedizirt hatte. Als ſie dieſer unerwartet in Paris drucken ließ und in Venedig verbreitete, perſiflirte ſie Goldoni in einem großen Gedicht in Terzinen, wodurch er die Galle Gozzi's anregte, und worauf ihn dieſer mit beißendem Spotte züchtigte. Dieſe Streitigkeiten nahmen aber einen ernſtern Karakter an, und waren von wichtigern Folgen, als man anfangs dachte. Gozzi faßte den Entſchluß, eine neue Gattung von Luſtſpielen auf die Bühne zu bringen, die nach Willkühr rein phantaſtiſch ſeyn ſollten, und hierzu bot ſich ihm folgende Gelegenheit dar. Damals (1761) war eine Geſellſchaft von Improviſatoren der italieniſchen Kunſtkomödie unter der Direktion eines gewiſſen Sachi aus Portugal zurück gekommen. Den Grafen Gozzi rührten die hülfsbedürftigen Umſtände dieſer Leute, deren Talente ihn anzogen. Ihnen wo möglich zu helfen, und zugleich dem verwöhnten Goldoni ſelbſt nicht weniger als dem Publikum, das ihn verwöhnt hatte, einen Streich zu ſpielen, deſſen Möglichkeit man nicht einmal ahnete, dramatiſirte er das venezianiſche Ammenmährchen von den drei Pomeranzen (Fiaba dell' Amore delle tre melarance). Die Schauſpielergeſellſchaft Sachi's ſollte ſich durch dieſes Stück nur eine gute Einnahme verſchaffen und eben dadurch beweiſen, daß es, um das venezianiſche Publikum zu feſſeln, keiner Luſtſpiele in der Manier Goldoni's oder Chiari's bedürfe. Aber einen ſolchen Beifall, wie der, mit dem das Mährchen von den drei Pomeranzen aufgenommen wurde, ſchien ſich Gozzi ſelbſt nicht verſprochen zu haben. Durch den Spott über die Manier Goldoni's und Chiari's, den er in ſein Mährchen verwebt hatte, wurde das Intereſſe dieſes Stücks noch erhöht. Das Publikum verlangte es einmal über das

Digitized by Google

andere zu ſehen. Er, der ſonſt vielleicht nie einen dramatiſchen Einfall dieſer Art ausgearbeitet hätte, ſtand nun gegen Goldoni und Chiari in den Schranken. Er mußte fortfahren, oder, nach einer vorübergehenden Neckerei, der Gegenpartei das Feld räumen. Das Schickſal der Truppe Sachi's lag ihm am Herzen. Er fing alſo an, Mährchen zu tragikomiſchen Schauſpielen im Styl der Kunſtkomödie auszubilden, bis er ſelbſt glaubte, daß es des Scherzes dieſer Art genug ſey. Auf die dramatiſirten Mährchen ließ Gozzi regelmäßige Stücke folgen. Alle waren im Geiſte der Kunſtkomödie für die Truppe Sachi's entworfen und ausgeführt. Er benutzte dabei beſonders die noch immer nicht genug benutzten Luſtſpiele der Spanier. Das Mährchen vom Raben (il Corvo) heißt mit Recht tragikomiſch; denn die komiſchen Szenen wechſeln mit rührenden und erſchütternden in einer ſo kecken Mannichfaltigkeit ab, und dieſe Abwechſelung iſt ſo natürlich, daß man kaum begreift, wie etwas Humoriſtiſches mit ſolcher Kraft in der Phantaſie eines Italieners erwachſen konnte. Ein beſonderes philoſophiſches Intereſſe hat unter dieſen Tragikomödien das grüne Vögelein (l'Augellino belvende), das die kräftigſte Verſpottung der Moral oder Antimoral, die Helvetius in ſeinem Buche vom Menſchen entwickelt, enthält. Turandot, Prinzeſſin von China, wurde durch die Bearbeitung Schillers in Deutſchland bekannt. 1762 ging ſein König Hirſch über die Bühne, und erfüllte alle Anfoderungen, die man an dieſe Schauſpielgattung machte. In dieſem und dem nächſten Jahre folgten noch 6 Feenmährchen (Fiable): die Frau Schlange, Zobeis (Tragedia fiabesca von ihm genannt), das dunkelblaue Ungeheuer, die glücklichen Bettler (Fiaba tragicomica), das ſchöngrüne Vögelchen (das kühnſte unter ſeinen Luſtſpielen) und der König der Geiſter ꝛc., worüber ſich A. W. Schlegel folgendermaßen äußerte: „Es ſind Stücke auf den Effekt, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr phantaſtiſch als romantiſch, wiewohl Gozzi zuerſt unter den italieniſchen Luſtſpieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Ausführung iſt keinesweges ſorgfältig und künſtleriſch ausgebildet, ſondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er iſt bei aller grillenhaften Kühnheit ſehr volksmäßig, und folgt dem Geſchmack ſeiner Landsleute in robuſten Situationen. Die ſo ſtark aufgetragene Wunderlichkeit der Maskenrollen diente dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmährchen vortrefflich zum Gegenſatz. Die Willkühr der Darſtellung ging in dem ernſthaften Theile, wie im beigeſellten Scherz, gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hierin erſt zufällig einen Fund gethan, deſſen tiefere Bedeutung er vielleicht ſelbſt nicht einſah; die proſaiſchen aus dem Stegreif ſpielenden Masken bilden einen trefflichen Gegenſatz des poetiſchen Theils, und ſind gleichſam ein in die Darſtellung ſelbſt hineingelegtes, mehr oder weniger leiſe angedeutetes Einverſtändniß der übertreibenden Einſeitigkeit deſſelben in dem Antheil der Phantaſie und Empfindung, wodurch das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird. Aber aller dieſer großen Vorzüge ungeachtet, haben Gozzi's Mährchen doch nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht, und keine bleibende Spuren hinterlaſſen.“ Als in Folge mehrerer Uneinigkeiten unter der Geſellſchaft Sachi's, eine gewiſſe Signora Ricci, als neue erſte Schauſpielerin 1771 in die Truppe eintrat, befaßte ſich Gozzi mit Abfaſſung neuer Arbeiten, weil die tragiſchen Rollen der neuen Theatrice am meiſten zuſagten. Dieſem Bemühen verdankt das italieniſche Theater die Ueberſetzungen des Fayel von Arnaud, des Eſſex von Thomas Corneille, des Guſtav Waſa von Piron, und andere nach ſpaniſchen Muſtern bearbeitete dramatiſche Produkte, in welche er meiſt italieniſche Masken einwebte, ihre Szenen aber unausgeführt ließ. Noch im J. 1778 wurde ein neues Stück von ihm, der Metaphyſiker (il Metafisico), zum erſten Male

Digitized by Google

geſpielt. Andere poetiſche Arbeiten von ihm, z. B. ſeine Marfiſe, eine komiſche Epopöe in 12 Geſängen, und mehrere ſatyriſche Gedichte, verdienen auch nicht ganz vergeſſen zu werden. Auch Boileau's Satyren überſetzte er in's Italieniſche. Unter andern Geſchäften war er nun beinahe zwanzig Jahre für das Theater thätig; und nie hat ein Dichter von dieſem Genie, außer Shakespeare, mit weniger Aengſtlichkeit und mit mehr Glück ſeinen Autorruhm dem Zufalle überlaſſen, als Carlo Gozzi. Er, der ſich keines größern Vorhabens rühmte, als einer heruntergekommenen Schauſpielergeſellſchaft aufzuhelfen, und ein Publikum, das nur zu leicht zu befriedigen war, lachen und weinen zu machen, brachte die dramatiſche Poeſie weiter, als irgend ein älterer oder neuerer italieniſcher Dichter. Er ſtarb in den erſten Jahren des 19. Jahrhunderts. Gozzi war ein Dichter in denſelben Verhältniſſen, wie Goldoni keiner war. Er faßte ſeinen Gegenſtand mit poetiſchem Blicke auf; und wenn er auch nur eine Poſſe hinwarf, hatte ſie Kraft und Intereſſe. Dieſes innern Lebens (forza intrinseca, wie er ſelbſt es nennt) ſeiner Stücke war er ſich ſehr gut bewußt. Aber er wußte auch, daß die Quelle dieſes innern Lebens von keiner wilden Phantaſie getrübt werden durfte, wenn ſie nicht austrocknen ſollte. Aus den abenteuerlichſten Erfindungen, die er ſich mit Luſt und Liebe geſtattete, ſpricht eine helle Vernunft und eine kräftige Humanität voll Sinn und Würde. Sein Ausdruck iſt immer einfach, und doch ſelten oder nie trivial. Aber der pſychologiſche Tiefblick Shakespeare's fehlte ihm. Dies ſcheinen einige Literatoren vergeſſen zu haben, die beide Dichter mit einander vergleichen. Gozzi's Karakterzeichnungen ſind natürlich und beſtimmt, und nie ohne Intereſſe; aber in das Innere des Geiſtes dringen ſie nicht ein. Schon 1772 beſorgte er ſelbſt eine Ausgabe ſeiner Werke in 8 Bänden, wozu 1789 noch ein 9ter kam. Nachrichten aus ſeinem Leben gab er uns ſelbſt in ſeinen Memoire inutile della vita di Carlo Gozzi.

Gozzi (Gasparo), ein berühmter italieniſcher Graf, und Bruder des Vorhergehenden, war 1713 zu Venedig geboren. Petrarka's Dichtungen waren in ſeiner Jugend ſeine Lieblingslektüre. Sein Umgang mit einer gebildeten Frau, Luiſe Bergalli, die gleichfalls Dichterin war, und die er in der Folge zu ſeiner Gattin nahm, regte ſeine Talente in ihm auf, ſo daß er ſich in Nachbildungen von Petrarka's Dichtungen verſuchte. Durch Familienverhältniſſe wurde er in viele unangenehme Situationen verſetzt. Auf den Antrieb ſeiner Gattin übernahm er in der Folgezeit das Theater St. Angelo, deſſen Direktion ſeine Gattin eigentlich führte. Doch die Beſchwerden, die hier Gasparo zu Laſt fielen, beſtimmten ihn, ſich in die Einſamkeit, in eine kleine abgelegene Wohnung zurückzuziehen, und hier dem Studium der Wiſſenſchaften obzuliegen. Seine dramatiſchen Verſuche, ſowohl in der Tragödie, als Komödie fanden Beifall, noch mehr aber ſeine moraliſchen und kritiſchen Abhandlungen. Wie ſein Bruder kämpfte er wider den damals herrſchenden Modegeſchmack an. Er ſtarb 1786. Sein Giudizio degli artichi poeti sopra la moderna censura di Dante (Venedig 1758, 4.) iſt ein Meiſterſtück ſeiner ſcharfſinnigen Kritik. Seine Schriften erſchienen in einer Sammlung zu Venedig 1794 in 12 Bde. 8.

Grabmal, ſ. Denkmal.

Grachen (Unruhen der). Nachdem Rom ſich die Oberherrſchaft über Italien errungen, und ſeine einzige Nebenbuhlerin um die Herrſchaft der Welt, Carthago, vernichtet hatte, bietet es ein ganz anderes Gemälde dar; das Gemälde eines mächtigen Staats, der zwar von Außen keinen Feind mehr zu fürchten hatte, in ſeinem Innern aber durch bürgerliche Spaltungen ſeiner Auflöſung unter dem Despotismus eines Einzigen entgegengeführet ward. Die alte Sitteneinfalt, Nüchternheit, Rechtlichkeit

Digitized by Google

und Vaterlandsliebe, geriethen täglich mehr in Verfall; an ihre Stelle waren Ueppigkeit, Habſucht und unbändige Herrſchbegierde getreten. Das Volk ſchmachtete unter dem Drucke der Patrizier, die alle Macht in Händen hatten und alle Vortheile der auswärtigen Siege und Eroberungen hauptſächlich auf ſich zu beſchränken wußten. Lange gährte es ſchon zwiſchen den Reichen und Armen, zwiſchen den Plebejern und Patriziern; es bedurfte nur eines kühnen Mannes, der das öffentliche Zeichen zum gegenſeitigen Kampfe gab. Dieſer erſtand im Tiberius Sempronius Grachus, der durch ſeine Popularität die große Menge gewonnen, und der 133 v. Chr. durch die Erneuerung des alten Liziniſchen Geſetzes, welches keinem Bürger im Staate mehr als 500 Morgen Acker zu beſitzen erlaubte, die erſte Anregung zum großen und abwechſelnden Kampfe zwiſchen der ariſtokratiſchen und Volkspartei gab, der bis zum Sturze der Republik fortdauerte. Tiberius Grachus ſtammte von väterlicher Seite aus einem plebejiſchen Geſchlechte, das in ſeinem Vater, den er frühe verlor, zum Conſulate gelangt war; von mütterlicher Seite aber aus der Familie des älteren Scipio. Seine Mutter Cornelia, eine Tochter des großen älteren Scipio, eine der edelſten Römerinnen, gab ihm, ſo wie ſeinem 9 Jahre jüngern Bruder, Cajus Grachus, eine vortreffliche Erziehung; in ſpäteren Jahren erhielt ihr Geiſt durch die griechiſche Philoſophie eine feine und edle Bildung. Schon früher hatte er ſich im letzten puniſchen Kriege ausgezeichnet; er war unter der Anführung des jüngern Scipio mit bei der Belagerung Carthago's, und war einer der erſten, die die Mauern der brennenden Stadt erſtiegen. Als Jüngling ward ihm ſchon die Ehre zu Theil, in das Collegium der Auguren aufgenommen zu werden. Im Kriege gegen die Numantiner in Spanien, ſtand er unter dem Conſul Mancinus als Quäſtor, und rettete durch ſein hohes Anſehen, in dem er ſogar bei dem Feinde ſtand, das ganze römiſche Heer, das die Numantiner in die bedrängteſte Lage gebracht hatten; denn da dieſe von den Römern ſchon ſo oft hintergangen worden waren, ſo konnte Grachus nur durch den allgemein verbreiteten Ruf ſeiner Rechtſchaffenheit, einen Vertrag mit ihnen zu Stande bringen, worin ſie bloß ihre Unabhängigkeit verlangten. Daß der Senat dieſen Vertrag in der Folge brach, mochte ſeinen Haß gegen ihn noch vermehren. Auch bewarb er ſich nun um die Würde eines Volkstribun, die ihm ſogleich unter dem lauteſten Jubel des Volks zu Theil ward, und die ihn in den Stand ſetzte, ſeine großen Entwürfe zum Beſten des Volks auszuführen. Er war es, der nun mit aller Gewalt auf die Erneuerung des Lizin. Geſetzes drang, kraft deſſen Niemand mehr, als 500 Morgen Acker beſitzen ſollte. Damit die Großen dies Geſetz in Zukunft nicht, wie bisher, zu ihrem Vortheil mißbrauchen möchten, fügte er ihm die Klauſel bei, daß die eine Hälfte des unerlaubten Ueberſchuſſes den Kindern des Uebertreters gegeben werden, die andere aber unter die Armen vertheilt werden ſollte; und damit auch Niemand durch Ankaufungen ſeine Beſitzthümer ungebührlich vergrößern möchte, ſollten drei Staatsbeamten unter dem Namen der Triumvire ernannt werden, um die Menge der Ländereien eines Jeden aufs Genaueſte zu unterſuchen. Die Reichen, durch dieſe Geſetzvorſchläge empört, wendeten alle ihre Kräfte auf, den Grachus bei dem Volke verdächtig zu machen; aber ſo wenig ihnen dieſes gelang, ſo erweckten ſie doch in ſeinem eigenen Collegen, dem begüterten Tribunen Oktavius, eine Gegenpartei. Endlich ging das Geſetz dennoch durch, und Oktavius wurde theils durch Liſt, theils durch Gewalt zur Niederlegung ſeines Amtes genöthigt, während Mummius, ein Rädelsführer der Volkspartei, an ſeine Stelle gewählt wurde. Der Tod Attalus, des Königs von Pergamus, gewährte dem Grachus neue Gelegenheit, dem niedrigern Theile des Volkes auf Koſten der Großen zu willfahren. Grachus

Digitized by Google

machte nämlich den Vorſchlag, die Länder und Reichthümer, welche dieſer König dem römiſchen Volke vermacht hatte, unter die Armen zu vertheilen. Dies veranlaßte noch größere Unruhen, als vorher. Indeſſen war die Zeit ſeines Tribunats abgelaufen, und Grachus wünſchte aufs Neue zum Tribunen erwählt zu werden. Der Senat bot Alles auf, dies zu verhindern. Grachus ſprach mit einer feurigen Beredtſamkeit für ſeine und des Volkes Sache auf dem Capitol. Die Gährung ſtieg auf's Höchſte; ein gewaltiger Lärm entſtand. Tiberius bat vergebens den tobenden Volkshaufen, daß man ihm Gehör geben möge, legte endlich die Hand an den Kopf, um anzudeuten, daß ſein Leben in Gefahr ſey; und ſogleich ſchrien ſeine Gegner, daß er ein Diadem verlange. Nun verbreitete ſich der Aufſtand durch alle Stände des Volkes. Der Senat foderte den Conſul auf, die Republik durch die Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Als dieſer, ein beſonnener Mann, eine ſo gewaltthätige Maßregel ablehnte, ſtand Scipio Naſika, ein Verwandter des Grachus, auf, und verließ in ſtürmiſcher Eile mit den Worten die Curie: „Wer die Republik liebt, folge mir nach!" Umringt von einer ſtarken Schaar mit Knütteln bewaffneter Senatoren und Klienten, ging er gerades Weges auf's Capitol, und ſchlug Alles zu Boden, was ſich ihm zu widerſetzen wagte. Tiberius, der ſein Leben in Gefahr ſah, beſchloß zu entfliehen; er warf ſein Gewand hinweg, miſchte ſich in's Gedränge, und hoffte, unerkannt zu entſchlüpfen. Da er aber über einen zu Boden geworfenen Menſchen ſtolperte, erſchlug ihn Saturnius, einer ſeiner Amtsgenoſſen von der entgegengeſetzten Partei. Dreihundert ſeiner Anhänger theilten ſein Schickſal. Sein Leichnam ward in die Tiber geworfen. Grachus war ein Mann von dem ausgezeichnetſten Geiſte und dem edelſten Herzen. Sein Mitleid mit dem bedrängten Volke glich ſeiner Erbitterung gegen die Dränger; aber unglücklicher Weiſe ſtanden auch ſeine tugendhaften Beeiferungen weniger unter der Herrſchaft ſeines Verſtandes, als ſeiner Leidenſchaften, und dieſe drängten ihn oft über die Gränzlinie der Klugheit hinaus. Auch ward die urſprüngliche Rechtlichkeit ſeiner Abſichten in der Folge durch den Widerſtand getrübt; erbittert durch die Selbſtſucht der Gegner, bedrängt und verwirrt durch ihre Ränke, verlor er die Sache, um derentwillen er aufgeſtanden war, allmählig aus den Augen, und am Ende blieben nur noch Haß und Rachgier die Triebfedern ſeines Handelns. Sein Tod konnte unmöglich die einmal erregte Gährung ſtillen; ſie wurde nur noch heftiger. Grauſam verfuhren die Ariſtokraten gegen die Anhänger der Volkspartei, von denen eine Menge theils hingerichtet, theils verbrannt wurde. Dagegen begann ſich auch wieder eine mächtige Faktion gegen den Senat zu bilden; die Tribunen führten kühn das Wort für die Sache des Volks, und beunruhigten durch neue Geſetzvorſchläge den Staat. Scipio Naſika mußte, unter dem Titel einer Geſandtſchaft nach Aſien, ſich der Wuth des Pöbels entziehen. Selbſt der aus Spanien zurückkehrende Scipio Afrikanus (132 v. Chr.), der ſeinen Einfluß für die Partei der Ariſtokraten geltend machte, konnte die Sache des Senats nur auf kurze Zeit bis zu ſeinem Tode heben (129), der wahrſcheinlich gewaltſam von der auf's Aeußerſte gebrachten Volkspartei herbeigeführt wurde. So bekämpften ſich fortwährend die beiden Parteien mit abwechſelndem Erfolge, als endlich Cajus Grachus 10 Jahre nach ſeines älteren Bruders Tode auftrat, und mit den größten Erwartungen des Volks zum Tribunen erwählt wurde (im J. Roms 630). Lange hatte er ſich auf ſeine politiſche Rolle vorbereitet, und ſich mit allen Waffen der Beredtſamkeit ausgerüſtet. Ein innerer Drang trieb ihn, die Bahn ſeines Bruders zu beſchreiten; auch hatte ihn der Senat beleidigt, als er noch Quäſtor in Sardinien war. Sein erſter öffentlicher Antrag, den er als Tribun durch die ganze Kraft ſeiner Beredtſamkeit

geltend machte, war die Erneuerung des von ſeinem Bruder vorgeſchlagenen Ackergeſetzes, mit welchem mehrere andere Vorſchläge in Verbindung ſtanden, die ſich alle auf den Vortheil des Volkes bezogen. Er ſetzte den Werth des Korns zu einem mäßigen Preiſe, und verordnete eine monatliche Vertheilung deſſelben unter das Volk. Um dem Senat in der Ritterſchaft eine politiſche Oppoſition zu bilden, entriß er dem erſtern das Recht: die Geſchwornen in den Gerichten aus ſeiner Mitte zu wählen, und übertrug es den Rittern, die dadurch eine von dem Senate geſchiedene Kaſte wurden. Mehr noch erbitterte er den Senat durch ein Edikt, wodurch den Einwohnern Latiums, und bald darauf noch durch ein anderes, wodurch allen Völkern diesſeit der Alpen die Bürgerfreiheit zugeſichert wurde. Auch traf er noch manche andere heilſame Anſtalten für das gemeine Weſen. Er ließ mehrere Landſtraßen durch Italien ziehen und andere ausbeſſern; er befahl, öffentliche Vorrathshäuſer anzulegen, und ſie gegen die Zeiten der Dürftigkeit mit Korn zu verſehen. Hierdurch machte er ſich beim Volke ſo beliebt, daß es ihm leicht ward, im folgenden Jahre zum zweiten Male das Tribunat zu erlangen, und alle Anſchläge des Senats gegen ihn zu vereiteln. Der Senat griff jetzt zu einem neuen, aber ſichern Mittel, ihn zu ſtürzen; und ſein perſönlicher Haß gegen Grachus ging ſo weit, daß er ſein eigenes Intereſſe darüber vergaß. Er begünſtigte nämlich im Geheimen den Collegen des Grachus, den Tribunen Liv. Druſus, der liſtiger Weiſe noch weit vortheilhaftere Vorſchläge für das Volk that, als Grachus, und dadurch die große Menge für ſich gewann. Er ſchlug nicht nur vor, mehrere auswärtige Colonien durch Perſonen aus den ärmern Volksklaſſen zu ſtiften; er bewirkte auch die Aufhebung des vom Grachus eingeführten Grundzinſes, welchen die ärmern Bürger von ihren erhaltenen Staatsländereien entrichten ſollten. Zugleich brachte Druſus in Anregung, Carthago wieder aufzubauen und als römiſche Colonie zu organiſiren; ein Geſchäft, das dem Grachus in der Abſicht übertragen wurde, ihn dadurch den Augen des Volkes auf einige Zeit zu entziehen. Seine Feinde ſuchten während ſeiner Abweſenheit ſeinen Karakter auf alle mögliche Weiſe anzuſchwärzen; und er ſah ſich bald zur Rückkehr nach Rom genöthigt, um den ſinkenden Muth ſeiner Partei wieder zu heben. Aber da fand er nun, welch ein treuloſes und unbeſtändiges Ding es um die Gunſt des Pöbels ſey. Alles Zutrauen, das man ihm bisher erwieſen hatte, ward ihm allmählig entzogen. Umſonſt entwarf er neue Geſetze zum Vortheile des Volks; er ſetzte ſich nur dadurch noch mehr in ein nachtheiliges Licht beim ſouveränen Volke in Rom, daß er die Latiner und italieniſchen Bundesgenoſſen auf alle Weiſe zu begünſtigen ſuchte. Als er ſich zum dritten Male um das Tribunat bewarb, wurde er verworfen (doch, wie man allgemein glaubte, durch Verfälſchung der Stimmen). Kaum ſah der Senat den Grachus vom Volke verlaſſen, ſo beſchloß er ſeinen Fall, und wählte Grachus tödtlichen Feind, den reichen und leidenſchaftlichen Conſul Opimius, zum Werkzeuge ſeiner Rache. Grachus, ſeine Schwäche fühlend, vermied alle Reibung; jedoch eine große Anzahl ſeiner Freunde und Anhänger bildete ſeine unmittelbare Umgebung. Zufällig und gegen den Willen des Grachus, ward bei einer Volksverſammlung von einem ſeiner Anhänger ein Liktor getödtet. Ueber dieſen Mord entſtand ein gewaltiger Lärm; der Senat ergriff jedes Mittel, die Stadt in Aufruhr zu rütteln, und Beſorgniß drohender Gefahr unter den Einwohnern zu verbreiten. Dem Conſul ward aufgetragen, dahin zu ſehen, daß der Staat keinen Schaden nehme. Opimius bezog mit den bewaffneten Senatoren und dem Theile der Bürger, der mit ihnen zuſammenhielt, den Berg Aventinus, den ebenfalls Grachus und ſein Freund Flakkus mit ihren Anhängern beſetzten. Der Conſul bot für

die Köpfe der beiden Anführer ſo viel Gold, als ſie wiegen würden. Grachus verſicherte allen Sklaven, die ſich mit ihm verbinden würden, die Freiheit; doch bald ſah Grachus, daß er der Erbitterung der Menge ſeiner Feinde nicht gewachſen ſey; er floh aus dem Dianentempel in einen heiligen Hain jenſeit der Tiber, wo er als das Opfer einer guten Sache fiel. Sein Kopf, dem man das Gehirn ausgenommen, und ſtatt deſſen Blei eingegoſſen hatte, wurde vom Opimius für 17 Pfund Goldes bezahlt; mehr als 3000 ſeiner Anhänger wurden erſchlagen, und ihre Körper in die Tiber geworfen. So war denn für den Augenblick die demokratiſche Partei oder die der Armen in Rom niedergedrückt. Jetzt, nach dem Tode des Cajus Grachus, der mit der Macht der Ueberzeugung und der Beredtſamkeit gegen den Ariſtokratismus des römiſchen Adels und der Reichen angeſtrebt hatte, ward das Ackergeſetz des Grachus aufgehoben, und zwar zuerſt durch die den Reichen ertheilte Erlaubniß, die vertheilten Ländereien wieder durch Rückkauf an ſich bringen zu können; in der Folge durch Aufhebung aller weiteren Ländervertheilungen gegen einen Grundzins, den man dem Volke bewilligte, der aber auch bald darauf aufhörte. Jedoch waren die Verſuche der beiden Grachen zur Reorganiſation der Republik nicht ohne die wichtigſten Folgen. In dem Pöbel war einmal der Geiſt der Widerſetzlichkeit erregt; ſelbſt die italieniſchen Bundesgenoſſen, bisher ſo ſtrenge beherrſcht, wollten nun durchaus Mitherrſcher ſeyn; die Volkstribunen hatten nun ihre Macht ganz kennen gelernt, auch ſchon Stimme und Sitz im Senat erhalten, und jedem künftigen Herrſchergeiſte war nun der Weg vorgezeichnet, durch Hülfe des Pöbels dem Senat und den Grundgeſetzen der alten Verfaſſung Trotz zu bieten.

Graciosa heißt auf der ſpaniſchen und portugieſiſchen Bühne diejenige komiſche Perſon, welche auf den andern Harlekin (ſ. d. A.) genannt wird.

Grad, der 360ſte Theil jedes Zirkels. Er wird wieder in 60 Minuten und dieſe in 60 Sekunden getheilt, welche Benennungen man durch folgende Zeichen ausdrückt, z. B. 51° 19′ 47″, d. i. 51 Grad, 19 Minuten, 47 Sekunden; 2) die kleinern Abtheilungen, in welche die Skale eines Thermometers getheilt iſt, um die Hitze und Kälte abmeſſen zu können; überhaupt bei Dingen, die in kleinere Theile von gleicher Größe getheilt worden ſind, jeder ſolcher Theil; 3) die ſtufenweiſe Entfernung bei Verwandtſchaften, wo jeder Grad für eine Perſon gilt; 4) bei dem Kanefasweber das, was andere Weber Grund nennen; 5) ſ. auch Breite und Länge.

Gradation, ſ. Aufſteigung.

Gradiren, dem Silber oder Golde durch Zuſatz von Roth und Weiß den gehörigen Gehalt und die gehörige Farbe geben; 2) der Salzſohle und Abdampfung des wilden Waſſers, indem man ſie etlichemal durch Reißer von Dornen in Pfannen abträufeln läßt, mehr Gehalt ertheilen. Der Arbeiter, welcher dieſes Geſchäft verrichtet, heißt Gradirer.

Grävius (Johann Georg, eigentlich Gräfe), ein berühmter Philolog und Kritiker, geb. 1632 zu Naumburg an der Saale, bezog die Univerſität Leipzig, um die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren, entſchied ſich aber mehr für das Studium der Alterthumswiſſenſchaften. Auf einer Reiſe nach Oſtfriesland machte er die Bekanntſchaft mit dem berühmten Salmaſius, Heinſius und Friedrich Gronovius. Der Eindruck, welchen die Bekanntſchaft mit dieſen geiſtreichen Männern bei ihm zurückließ, feſſelte ihn an Holland. Die beſſere Latinität war damals ſehr geſunken. Statt Cicero hatte man ſich den Ennius, Plautus und andere Lateiner zu Gewährsmännern genommen. Grävius, von ſolchen Lehrern gebildet, welche die lateiniſche Sprache in zerhackten Perioden herabwürdigten, lernte bei Gronovius die Foderungen der beſſern Latinität kennen. Er verließ daher das Studium

der Jurisprudenz, und legte ſich in Deventer auf die Philologie. Unter David Blondel und Alexander Morus ſetzte er in Amſterdam ſeine Studien fort. Er legte hier auf Antrieb ſeiner Lehrer das reformirte Glaubensbekenntniß ab. 1656 nahm er den Ruf eines Profeſſors nach Duisburg an. Nach einem zweijährigen Aufenthalte daſelbſt übernahm er die Stelle eines Direktors am Gymnaſium zu Deventer. Drei Jahre darauf ging er als Profeſſor der Geſchichte nach Utrecht ab. Die glänzendſten Anerbietungen mehrerer Höfe Europa's, welche ſich um ſeinen Beſitz bewarben, ſchlug er aus, und hatte bis ans Ende ſeiner Tage (11. Jan. 1703) das Vergnügen, ſich von den höchſten Monarchen beſonders geehrt zu ſehen. Seine Ausgaben des Heſiod, Tibull, Catull, Properz, Juſtin, Sueton, Florus, Cäſar u. A. ſichern ihm das Verdienſt eines tiefſinnigen und eleganten Sprachforſchers. Nicht minder rühmlich war das Reſultat ſeiner wiſſenſchaftl. Beſtrebungen, welche er in dem Thesaurus antiquitatum romanorum, ſowie in dem von Burmann beendeten Thesaur. antiquit. et histor. Italiae etc. an den Tag förderte. Sein hoffnungsvoller Sohn, Theodor Georg, 1691 zum Magiſter Legens der Beredtſamkeit ernannt, ſtarb zu frühe, um die ſchönen Hoffnungen zu verwirklichen, zu denen er berechtigte.

Grätz, die Hauptſtadt des öſterr. Herzogthums Steiermark, auf beiden Ufern der Mur, die eigentliche Stadt auf dem linken, die Vorſtadt Grieß, durch 2 Brücken mit jener verbunden, auf dem rechten Ufer, mit 32.000 Einw. und vielen anſehnlichen Gebäuden, worunter das auf einem ſteilen Berge liegende Schloß, deſſen Befeſtigung 1809 von den Franzoſen geſprengt worden; die Catharinenkirche mit einem Denkmal Ferdinands II., und das ſchöne von Joſeph II. 1787 erbaute Spital. Grätz iſt der Sitz des Gubernium, des Generalcommando's, und ſeit 1787 des Biſchofs zu Seckau (Seggau), deſſen Domkapitel und Cathedrale zu Seggau ſind; hat ein vom Erzherzog Johann geſtiftetes Muſeum der Naturgeſchichte und des öffentlichen Unterrichts, mit einer Bibliothek, wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Sammlungen und einem botaniſchen Garten, ein Lyceum mit einer Sternwarte, Naturalienſammlung und einer Bibliothek von 100.000 Bänden, Gymnaſium, Hauptnormalſchule ꝛc., 15 öffentliche und 7 trefflich eingerichteten Privatanſtalten zum Unterricht, eine öffentliche Bibliothek mit 70.000 Bänden und 3500 Handſchriften; ferner ein Theater, mehrere Fabriken in Catun, Seide, Tuch, Fayance, Leder ꝛc., Glockengießerei, beträchtlicher Handel und 2 jährliche Meſſen, welche von Griechen und Armeniern beſucht werden.

Graf, eine Perſon des hohen Adels, welche im Range unmittelbar auf den Fürſten folgt. In den älteſten Zeiten waren die Grafen in Deutſchland Unter-Richter, die in den Gauen oder Bezirken, in welche daſſelbe abgetheilt war, die Juſtiz verwalteten, im Kriege die Heere anführten, und ſpäterhin auch gewiſſe Regierungsrechte im Namen des Königs ausübten; Sachen von Wichtigkeit aber wurden auf den öffentlichen Volksverſammlungen entſchieden. Man wählte zu dieſem Amte erfahrne, in Geſchäften grau gewordene Männer, und nannte ſie daher Graue, Grawe, woraus das ſpätere Graf entſtanden iſt. Die Römer nannten ſie in den eroberten deutſchen Provinzen comites, weil die Begleiter und Hofbedienten der römiſchen und griechiſchen Kaiſer auch nach ihrer Anſtellung als Statthalter der Provinzen und Städte jenen Namen beibehielten. Nach den Zeiten der Carolinger entſtanden beſondere Claſſen der Grafen: Pfalzgrafen, d. h. Hofgrafen (comites palatii), welche ſich am Hofe aufhielten, und Streitigkeiten, beſonders die Rechtshändel der höhern Geiſtlichkeit und der Grafen unter einander, entſchieden; Markgrafen, d. h. Gränzgrafen; Landgrafen oder Landrichter im Innern; Burggrafen, Vor-

geſetzte über eine Burg und deren Gebiet; Dinggrafen, Gerichtsbeamte; Cent-, Teich-, Holz-, Lehngrafen u. ſ. w., deren Name erloſchen iſt, oder eine bloße Bedienung bezeichnet, wie Salzgräfe. Als die Grafen in ſpätern Zeiten für ihre Dienſte liegende Güter (Beneficia, in der Folge Lehen genannt) eigenthümlich und erblich erhielten, wurde dadurch der Grund zu ihrer Macht und Unabhängigkeit oder Unmittelbarkeit gelegt, beſonders da im 12ten Jahrh. die Eintheilung Deutſchlands in Gaue abkam. Sie nannten ſich nunmehr nach ihren Beſitzungen, und aus dem Amtstitel wurde ein Ehrentitel. Endlich erlangten mehrere von ihnen die Landeshoheit, wurden regierende Herren, und hießen in Deutſchland Reichsgrafen, welche Sitz und Stimme auf dem Reichstage im Grafencollegium hatten, ſeit 1806 aber unter die Landeshoheit der größeren Fürſten kamen, jedoch als Standesherren betrachtet und zum hohen Adel gerechnet werden. Die meiſten regierenden Häuſer ſtammen von gräflichen Geſchlechtern ab.

Graff (Anton), königl. ſächſ. Hofmaler, geb. zu Winterthur 1736, kam 1766 nach Dresden, machte ſich dort vorzüglich als Portraitmaler berühmt, und ſtarb daſelbſt 1813.

Graffigni (Francoiſe d'Iſembourg d'Apponcourt, Dame de), eine geiſtreiche Schriftſtellerin Frankreichs, geb. zu Nancy 1694, verheirathete ſich mit Francois Hugot de Graffigni, Kammerherrn des Herzogs von Lothringen, der ſie ſehr übel behandelte, ging, da ihr Gemahl, wegen ſchlechter Aufführung, in's Gefängniß geſetzt wurde, nach Paris, und zog dort bald, wegen ihrer Talente, die Augen geiſtreicher Männer auf ſich, von denen ſie ermuntert wurde, ſich der Schriftſtellerei zu widmen. Sie lieferte Mehreres, worunter jedoch die Lettres péruviennes (Paris 1774, 2 Bde. 12.; Lyon 1787. 12.) und zwei Luſtſpiele, Cénie und Ziman et Zénise, den meiſten Beifall erhielten. Eine vollſtändige Sammlung ihrer Schriften erſchien zu Paris 1788, 4 Bde. 12. und 1798, 2 Bde. 18. Sie ſtarb zu Paris 1785.

Grafton (Auguſt Heinrich Fitzroy, Herzog von), geb. 1735 oder 36, ſtudirte zu Cambridge, wurde 1765 Staatsſekretär und im folgenden Jahre erſter Lord-Schatzmeiſter. Von Wilkes aber heftig angegriffen, legte er dieſe Stelle 1770 nieder, wurde darauf Kleinſiegelbewahrer, bis ihn 1775 Lord North, gegen deſſen Projekte er ſich heftig auflehnte, ebenfalls zwang, ſich aus dem Staatsdienſte zu entfernen. Während des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges war er ein eifriger Anhänger der Oppoſition, und erhielt daher, da dieſe über ihre Gegner den Sieg davon trug, die zuletzt beſeſſene Stelle wieder. Er ſtarb den 14. März 1811, nachdem er zuvor ſich in den Schooß ſeiner Familie zurück gezogen hatte.

Gral (heiliger), ein berühmtes romantiſches Epos, aus dem frühern Sagenkreiſe des Mittelalters hervorgegangen. Dieſer Kreis, zwar die bibliſche Geſchichte berührend, aber urſprünglich ſchon die Gränzen geſchichtlicher Wirklichkeit überſchreitend, fortgezogen durch fromm ſchwärmeriſche Sehnſucht nach Unbekanntem in das Gebiet der willkührlichſten Dichtung; er ermangelt faſt aller epiſchen Wahrheit und ſinnlicher Anſchaulichkeit, feſſelt aber das Gemüth durch zauberiſche Farben und Töne; die aufgeregte Einbildungskraft wähnet bald, in dieſer Welt der Wunder und Zeichen einheimiſch zu ſeyn. Ein Wiederſchein morgenländiſcher Gefühle, Anſichten und Erfahrungen iſt darin nicht wohl zu verkennen. Unter dem heiligen Gral (Sang real, Sanguis realis) wird die aus Einem Edelſteine verfertigte Schüſſel verſtanden, von welcher Jeſus Chriſtus mit den Jüngern bei Einſetzung des Abendmahles geſpeiſt und in welche Joſeph von Arimathia das aus den Wunden des Gekreuzigten fließende Blut aufgenommen hatte; ſie wurde für ein Geſchenk der Königin von Saba an

König Salomo gehalten, ſoll zur Zeit des Weltheilandes ein Beſitzthum des Nikodemus geweſen, und ſpäterhin nach Cäſarea und von da, während der Kreuzzüge, nach Genua gekommen ſeyn; Franzoſen brachten ſie (den 26. Nov. 1806) nach Paris. Das heilige Kleinod hatte große Wunderkräfte; ſein Tempel war im dichteriſchen Schloſſe Montſalvatſch (Mons Salvatoris; Heilandsberg), und die in alle Weltgegenden, auch nach Indien und Perſien fahrenden Ritter aus der Nachkommenſchaft und großen Geheimſchulen der Tafelrunde (ſ. d. A.) ſtrebten nach deſſen Beſitz; es war verſchwunden im Oriente; ſeine Hüter und Verehrer lebten im Abendlande. Die herrlichſten und thatenreichſten Ritter müheten ſich darum; unter ihnen glänzen Lanzelot, Parcifal, Titurel, Lohengrin hervor. Alles, was von dieſen geſchieht und geſehen wird, iſt ſo ungeheuer, daß der letzte Schimmer der Wahrſcheinlichkeit darin erliſcht; Menſchen, Thiere, Pflanzen, Länder, Gebäude und Gärten ſind freie, wunderſame Gebilde einer rieſenhaft ſchöpferiſchen Einbildungskraft. Chretien von Troyes hat ſich zuerſt in die Höhen dieſer Wunderwelt aufgeſchwungen. Wenige Dichter haben indeß die Geſammtheit dieſes Sagenkreiſes zu umfaſſen geſucht; die meiſten wählten ſich einzelne Theile deſſelben zur Bearbeitung.

Grammatik, ein Theil der Philologie, lehrt die Natur und Eigenheiten der Worte einer Sprache und ihre Verbindung kennen; wenn ſie zugleich die Gründe entwickelt, welche überzeugen, daß es nur ſo und nicht anders ſeyn könne, und nach welchen alle Sprachen ſich ausbilden: ſo bekommt ſie den Namen *philoſophiſche Grammatik*; begnügt ſie ſich aber bloß mit Aufſtellung der Regeln, ſo heißt ſie *gemeine Grammatik*. Dergleichen ſind unzählige geſchrieben worden. Den erſten Verſuch einer *philoſophiſchen Grammatik* machte Caspar Schupp (Scioppius), welche durch Tobias Gutberleth 1704 zu Franecker in 8. und 1712 deßgleichen zu Augsburg von Joh. Chr. Herzog aufs Neue herausgegeben worden iſt. Dahin gehört auch Gerhard Joann. Vossii Aristarchus s. de arte grammatica libri VII; ed. 2da. Amst. 1662. 4. und Buffier Grammaire raisonnée à Bruxelles 1711. Beattie's Theorie der Sprache, im 3ten Theile ſeiner moraliſchen und kritiſchen Abhandl., a. d. Engl. mit Zuſätzen. Gött. 1790. 8. u. a. m. Die Grammatik zerfällt natürlich in folgende Theile: 1) *Orthoëpie* oder *Orthophonie*, welche die rechte Ausſprache der Sylben und Worte, nach dem herrſchenden Gebrauche, lehrt. Denn nirgends gilt das usus est tyrannus mehr, als in den Sprachen. So vieles auch ehemals über die wahre Ausſprache der alten Sprachen, namentlich der griechiſchen und lateiniſchen, geſtritten und geſchrieben worden iſt, und zum Theil noch geſchrieben wird; ſo iſt doch Alles vergebens. Man thut daher wohl am beſten, wenn man ſich nach dem Gebrauche füget. Indeſſen dürfte doch wohl in Rückſicht der griechiſchen Sprache zu wünſchen ſeyn, daß man ſich nicht bloß auf Ideale beſchränken möchte, beſonders da die neuern Zeiten Hoffnung machen, daß die Neugriechen ſich unter einer gemäßigtern Regierung wieder heben und als gebildetes Volk geltend machen werden, wo es dann einem Gelehrten, der der Reuchliniſchen Ausſprache mächtig iſt, leichter werden muß, eine Unterhaltung mit jenen anzuknüpfen und fortzuſetzen. So ſchätzenswerth in mancher andern Beziehung Unterſuchungen über die Sprache ſeyn mögen, die von Idealen ausgehen; ſo wenig nützen ſie doch gewöhnlich dem täglichen Leben, und ſollten daher nie als Geſetze aufgedrungen werden, wo ſchon der Gebrauch dergleichen feſtgeſetzt hat, weil das Vertauſchen der einen Form mit der andern mit zu viel Zeitverluſt erkauft werden muß, und doch den herrſchenden Gebrauch nicht aufhebt, da nicht der Gelehrte, ſondern das Volk die Sprache macht und feſt hält. Von jeher ſind daher auch

alle Verſuche, welche in dieſer Rückſicht gemacht worden ſind, ſogar neuere, noch lebende Sprachen, idealiſch auszubilden und zu vervollkommnen, bloß Verſuche für die Schule geblieben, und beweiſen höchſtens die Perfektibilität auch dieſer menſchlichen Fertigkeit. 2) Die Proſodie, lehrt die Quantität, den Ton und Accent der Sylben. Sie iſt nicht nur dem Dichter unentbehrlich, auch der Redner bedarf ihrer. Dieſe beiden Theile der Grammatik betrachtet man gewöhnlich als untergeordnete: 3) der Etymologie. Dieſe macht aufmerkſam auf die Abſtammung der Wörter, ihre urſprüngliche Bedeutung und die daraus abgeleiteten. Sie iſt ſehr viel umfaſſend, und ſollte durchaus nicht compendiariſch, noch weniger wegwerfend behandelt werden. In ihrem Dienſte ſtehen hauptſächlich Wörterbücher (Lexica, Glossaria, Idiotica, Onomastica) aller Art. S. Wörterbuch. Gewöhnlich hängt der Theil der Grammatik, welcher von der 4) Motion der Wörter handelt, mit der Etymologie zuſammen; der Erſte, der ihn mit Recht davon trennte, ſcheint Adelung (Kurzer Begriff aller menſchlichen Fertigkeiten und Kenntniſſe. Th. 4. S. 225). Die Motion theilt nämlich die Wörter einer Sprache in verſchiedenen Claſſen, je nachdem ſie durch die Deklination, Comparation und Conjugation einer Veränderung fähig ſind, oder unverändert bleiben. 5) Syntax, lehrt, wie man die Wörter richtig mit einander verbinden müſſe, um deutlich, treffend und ſchicklich zu reden oder zu ſchreiben. Einige theilen ihn in den einfachen, der allein in die Grammatik gehört, figürlichen und zierlichen, von welchen beiden nur in der Rhetorik die Rede ſeyn kann. 6) Dialektologie, welche die Verſchiedenheit der Ausſprache verſchiedener Stämme eines und des nämlichen Volkes kennen lehrt. Dergleichen Verſchiedenheit findet ſich in allen Sprachen, und der Philolog kann ihre Kenntniß nicht entbehren. Vergl. Sprache und Sprachregellehre.

Gramme, die Einheit des neufranzöſiſchen Gewichts, das 18⅚ der ehem. Pariſer Grain enthält, und etwas über 1 1/32 Pfennig Frankfurter Silbergewicht beträgt, oder 20⅘ holländiſche As. Es hat folgende Ober- und Unterabtheilungen: 1 Myriagramm zu 10 Kilogramm à 10 Hektogramm, à 10 Dekagr. à 10 Gramm, 1 Gramm zu 10 Decigrammà, 10 Centigramm, à 10 Milligramm.

Gramont (Antoine, Herzog von), ein berühmter franz. Feldherr, zeichnete ſich in der Belagerung von Mantua 1630 aus, wobei er eine tödtliche Wunde erhielt, heirathete dann eine Nichte des Cardinals Richelieu, diente 1635 mit Auszeichnung in Deutſchland, und die beiden folgenden Jahre in Flandern und Elſaß, und befehligte 1638 die franz. Armee in Piemont. Seine Heldenthaten bei den Belagerungen von Arras, Bapaume und La Baſſée verſchafften ihm 1641 den franz. Marſchallsſtab. Wahrſcheinlich auf Befehl des Cardinals Richelieu, ließ er ſich 1642 in Flandern, bei der Abtei Honnecourt, ſchlagen, verbeſſerte aber dieſen Unfall durch die Wegnahme von Philippsburg 1644, und die Schlacht von Lens 1648. Nach beendigtem Kriege ging er 1657 als franz. Geſandter nach Frankfurt zur Kaiſerwahl, und kurz darauf nach Madrid, um für Ludwig XIV. eine ſpaniſche Prinzeſſin zur Gemahlin zu begehren. Aus Dankbarkeit verlieh ihm der König 1663 den Herzogstitel, und erhob ihn zum Pair. Er ſtarb zu Bayonne 1678, und hinterließ Memoiren, die ſich auf ſeine Geſandtſchaftspoſten beziehen.

Gran, ein Gold- und Silbergewicht, welches 3 Grän wiegt; 2) ein Apothekergewicht, deren 20 auf 1 Skrupel oder 60 auf 1 Quentchen gehen. Bei dem franzöſiſchen Gewichte machen 72 Gran oder Grains 1 Quentchen; 3) eine Rechnungsmünze zu Gallipoli in Oſtindien, nach unſerm Gelde ungefähr 3 Pfennig.

Gran, eine königl. Freiſtadt, iſt der Hauptort der gleichnamigen Geſpanſchaft, am Einfluß der Gran in die Donau, mit 5400 unadlichen Einw.,

Digitized by Google

einem feſten Bergſchloß, an deſſen Fuß die erzbiſchöfliche Waſſerſtadt, bei der eine fliegende Brücke iſt. Sie hat 5 Kirchen, ein Hoſpital, iſt der Sitz des Erzbiſchofs von Gran, der Primas regni, oberſter geheimer Rath, Legat des päpſtlichen Stuhls und ſeit 1714 Reichsfürſt iſt, und das Recht hat, den König zu krönen, und den Adelſtand zu ertheilen; die Reſidenz iſt Tyrnau (gewöhnlicher Preßburg), wohin auch das Domkapitel mit 24 Domherren verlegt wurde, als die Feſtung Gran 1543 in die Gewalt der Türken kam, denen ſie erſt 1693 entriſſen ward. Gran hat ein katholiſches Gymnaſium, eine Hauptſchule, Tuchweberei, Färberei, warme Bäder, und iſt der Geburtsort des heiligen Stephan, Stifters des daſigen Erzbisthums.

Granada, Oberandaluſien, Königreich in Spanien, im Norden an Cordova und Jaen, im Oſten an Murcia, im Süden an das mittelländiſche Meer, im Weſten an Sevilla gränzend, enthält auf 477 □ Meil. 693.000 Einwohner (Produkte, Gebirge, Flüſſe, ſ. Spanien). Granada war im 13. Jahrhundert ein beſonderes Königreich der Araber, die erſt 1491 darin beſiegt wurden. Es hat caſtiliſches Recht; der Generalcapitän wohnt zu Malaga, die königliche Kanzlei iſt zu Granada. Zur Sicherheit der Seeküſten dienen die Wartthürme und Strandreiter. Die Hauptſtadt gleiches Namens liegt am Fuße der Sierra nevada und an den Ufern des Xenil und Darro, mit 70.000 Einw.; zu Zeiten der Mauren ſoll ſie 400.000 gehabt haben. Sie beſteht aus 4 Theilen: das eigentliche Granada, der ſchönſte und volkreichſte Theil, mit vielen ſchönen Gebäuden, Plätzen und Springbrunnen; Alhambra iſt die auf einem Hügel gelegene Feſtung; Albayzim und Antequerula ſind Vorſtädte, meiſt von Seidenarbeitern und andern Handwerkern bewohnt. Die meiſten guten Häuſer haben nach mauriſcher Art Springbrunnen auf den Höfen; die Höfe ſelbſt werden mit Leinwand überzogen, und gewähren ſo einen kühlen Aufenthalt im Sommer. Granada hat zwar viele ſchöne Gebäude, eine Univerſität, gelehrte Geſellſchaften u. ſ. w., bei weitem das Intereſſanteſte aber iſt der Hügel Alhambra. Er enthält erſtlich einem von Carl dem Fünften erbauten, jetzt aber ſchon ſehr verfallenen Pallaſt, dann das eigentliche Alhambra, den Pallaſt der mauriſchen Könige (jetzt Magazine u. Pferdeſtälle). Obwohl ein Theil deſſelben beim Bau jenes Pallaſtes abgebrochen wurde, ſo zeigt doch das noch Vorhandene Spuren der größten Schönheit. Das Aeußere iſt nicht auffallend, und mit feſten Mauern und Thürmen umgeben; im Innern aber findet man zwei mit Marmor gepflaſterte und mit Säulengängen umgebene Höfe, in deren Mitte herrliche Waſſerbecken ſich befinden. Die Zimmer ſind zum Theil noch wohl erhalten, und in vielen befinden ſich Springbrunnen, eben ſo lieblich für den Anblick als erfriſchend durch die Kühlung, welche ſie verbreiten. Auf dem Gipfel des Hügels befindet ſich noch ein altes mauriſches Luſtſchloß, das Generalife, von herrlichen Gärten mit vielen Springbrunnen umgeben. Außerdem iſt noch merkwürdig: die prächtige Domkirche 425 Fuß lang, 249 breit; der Hochaltar unter einer von 22 Säulen getragenen Kuppel, mit einer Kapelle, in der Ferdinand der Katholiſche und ſeine Gemahlin Iſabella und ihr Schwiegerſohn Philipp der Erſte mit ſeiner Gemahlin Johanna begraben liegen, die Soto de Roma, mehrere Springbrunnen, und außerhalb der Stadt zu St. Hieronymus das koſtbare Grabmal des großen Feldherrn Hernandez y Aquilar Gonſalva de Cordova (ſ. d. Art.). Sitz der k. Kanzlei, einer Intendanz, des Erzbiſchofs und Inquiſitionsgerichtes. Dieſe Stadt war die letzte Beſitzung der Mauren in Spanien, und wurde ihnen erſt unter Ferdinand und Iſabella 1492 entriſſen. Die Belagerung gab zur Gründung einer kleinen Stadt in der Nähe, Santa Fe (der heilige Glaube), Gelegenheit, welche die Spanier deßhalb anlegten, um den Mauren jede Hoffnung zu benehmen, daß die Belagerung könne aufgehoben werden.

Digitized by Google

Die Ebene, die ſich von Granada aus Xenil entlang erſtreckt, la Vega de Granada, gleicht einem großen Garten, und gehört zu den reizendſten Punkten in Spanien. Neugranada oder das goldene Caſtilien, ſ. Südamerika.

Granade, Grenade, ein hohle Kugel von Eiſen, auch wohl von Glas, die mit Pulver gefüllt und mittelſt einer Brandröhre, welche ins Zünd- oder Füllloch eingeſetzt iſt, gewöhnlich in dem Augenblicke, wenn ſie niederfällt, entzündet wird, worauf ſie platzt, oder ſpringt. In alten Zeiten warf man die Granaden mit der Hand dahin, wo der Feind am dichteſten ſtand, beſonders unter Reiterei und in Schanzen. Wegen der Gefahr und Ungewißheit des Werfens mit der Hand, wirft man ſie jetzt aus Haubitzen, wo ſie insbeſondere gebraucht werden, um Gebäude anzuzünden. Dieſes Zerſtörungsmittel wurde 1558 oder 1594 erfunden. Vergl. Grenadiere.

Granat, eine zum Kieſelgeſchlecht gehörige Steinart, hat ihren Namen vom lat. Granum, weil ſie am meiſten in rundlicher Geſtalt vorkommt, und iſt von mannichfaltiger rother, auch ſchwarzbrauner und olivengrüner Farbe. Nach den Hauptfarben unterſcheidet man drei Arten, wovon die erſtere edler, die anderen gemeiner Granat genannt werden. 1) Rother (orientaliſcher) Granat; 2) brauner (Eiſen-) Granat; beſonders ſchön am St. Gotthard; 3) grüner Granat (grüner Eiſenſtein), deſſen gemeine Abarten häufig in Thüringen und Meißen, auch nebſt dem braunen Granat am Harzer Spitzenberge. Der böhmiſche Granat (Pyrop) iſt roth, größtentheils durchſichtig, glasglänzend, findet ſich am öfterſten in Körnern, loſe oder eingewachſen in Serpentin, Glimmer ꝛc., doch auch kryſtalliſirt, in den meiſten europäiſchen Ländern, am ſchönſten in Böhmen (ſ. d. A.), wo die größern durchſichtigen wie andere Edelſteine geſchnitten und gefaßt; die kleinern aber auf Mühlen geſchliffen und zu Halsſchnuren durchbohrt werden, welches letztere mit Diamanten geſchieht. Sie übertreffen ſogar die orientaliſchen an Feuer und Schönheit der Farbe. Die ganz kleinen Granaten werden als Ausſchuß theils in die Apotheken zum Tariren, theils zu Gartenverzierungen, theils geſtoßen anſtatt des Schmirgels zum Schleifen weicherer Steine pfundweiſe verkauft. Granatſchalen, große Granaten, welche ausgehölt (geſchlägelt, geſchliffen) worden ſind, damit ſie mehr Glanz erhalten, und den Rubinen ähnlich werden.

Granatbaum, ein in beiden Indien, im Morgenland, in Nordafika und in Südeuropa wachſender Fruchtbaum, trägt rundliche Aepfel (Granatäpfel) von der Größe einer Orange, äußerlich von dunkelrother, inwendig von gelbbrauner Farbe mit vielen röthlichen Kernen. Es giebt deren von ſüßem, ſauerm und weinſauerm Geſchmacke, und ſie werden zur Arznei und Labung gebraucht. In unſerm nördlichen Klima zieht man den Baum nur wegen ſeinen ſchönen hochrothen Blüthen (die aus dem Süden kommenden, welche man in feine und gemeine theilt, dienen als Zahnpulver und zur Arznei). Die Schale der Frucht wird als Heilmittel und zum Gerben, wie auch zum Schwarzfärben gebraucht.

Grand, eine Würde des ſpaniſchen hohen Adels, nämlich der Herzoge und einiger Marqueſen und Grafen. Schon in den frühern Zeiten bildeten die Ricos Hombres (d. i. reiche Männer) den hohen, und die Ritter (Cavalleros) und Edelbürtigen (Hidalgos) den niedern Adel. Die erſtern, Abkömmlinge der Männer, die zuerſt zur Befreiung des Vaterlandes ſich verbunden hatten, erhielten einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten; ſie ſtanden dem König als geborne Rathgeber zur Seite, und hatten die erſten Anſprüche auf die höchſten Staatsämter. Schon im 13ten Jahrhundert ward dieſer Anſpruch denjenigen Adelsgeſchlechtern, die ſich durch Reichthum und alten Beſitz der Fürſten-

Digitized by Google

gunſt vor Andern die Achtung des Volkes erworben hatten, geſetzlich zuerkannt, und Grandes hießen theils die Verwandten des königlichen Hauſes, theils diejenigen, durch Güter-Reichthum ausgezeichnete Männer aus dem hohen Lehnadel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Söldner zu werben, und dies gab ihnen einen Vorrang vor den Ricos Hombres, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte. Sie theilten, als Ricos Hombres, alle Vorrechte des hohen Adels; ſie beſaßen, wie dieſer, gewiſſe Soldgüter (Königs-Lehne, Herren-Lehne genannt), für deren Einkünfte ſie dem Könige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Lanzen (deren jede aus einem Ritter mit vier bis fünf gerüſteten Leuten beſtand) dienen mußten, und konnten dieſe Lehne nur in gewiſſen, geſetzlich beſtimmten, Fällen verlieren. Sie waren, da ſie dem König im Kriege mit Hab und Leben dienten, frei von Steuern; ſie durften, ohne beſondern Auftrag des Königs, vor keinen bürgerlichen oder peinlichen Richter gefodert werden, und konnten während der Anarchie des Mittelalters ſammt ihren Vaſallen ungehindert das Reich verlaſſen, dem vaterländiſchen Geſetz und der Lehnpflicht ſich entziehen, um einem andern Fürſten, ſelbſt gegen ihren vorigen Gebieter, zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer dieſen allgemeinen Vorrechten des Adels und den Anſpruch auf die erſten Staats-Würden, ſtanden den Grandes noch einige Auszeichnungen zu, worunter beſonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs das Haupt zu bedecken; ein altes Vorrecht in Spanien, das aus dem Geiſte einer beſchränkten Feudal-Monarchie hervorging; aber auch den Adelswürden, den ſogenannten Titulos (Betitelten, d. i. Herzogen, Grafen) zuſtand. Der König nannte ſie: mein Vetter (my primo), während er die übrigen Beſitzer hoher Adelswürden nur: mein Verwandter (my pariente) nannte. Auf den Reichstagen ſaßen ſie unmittelbar nach den Prälaten vor den Titulos. Sie hatten freien Zutritt in den Pallaſt und die Gemächer des Königs, und bei feierlichen Handlungen in der königlichen Kapelle ſaßen ſie zunächſt am Altare. Ihre Gemahlinnen theilten die äußern Vorzüge der männlichen Würde, die Königin ſtand vor ihnen von ihrem Sitz auf, ſie zu empfangen, und es wurden Kiſſen für ſie auf den erhöhten Polſterſitz (estrado) gelegt. Seit Ferdinand und Iſabella, durch den kraftvollen Ximenez geleitet und unterſtützt, die Macht des Lehnadels gebrochen hatten, wurden die alten Vorrechte des hohen Adels geſchmälert, und am Ende des 15. Jahrh. verlor ſich der Name Ricos Hombres mit ihren Vorrechten. So wenig Ferdinands Nachfolger, Carl V. (in Spanien I.), im Allgemeinen die Regierungsgrundſätze ſeines Vorgängers verließ, und das Streben nach unbeſchränkter Königsgewalt aufgab, ſo fand er doch während ſeiner Regierung manche Veranlaſſungen, die ihn vermochten, einige von den Großen des Reichs zu verbinden, und Andere für die wichtigen Dienſte, welche ſie ihm bei der Unterdrückung des Aufſtandes der Städte geleiſtet hatten, zu belohnen. Was alter Gebrauch ſchon eingeführt, und in der Achtung des Volkes ſich befeſtigt hatte, ward von ihm unter dem Namen Grandeza ausgezeichnet, und zu einer beſondern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte beſtimmt wurden, aber meiſt nur in äußern Auszeichnungen beſtanden. Denn die Macht, welche der Lehnadel in frühern Zeiten beſeſſen, ſollte er freilich nicht wieder erhalten, und was unter Ferdinand und Iſabella ſchlau begonnen war, ſollte ſtandhaft durchgeführt werden, aus dem unabhängigen Lehnadel einen abhängigen Hofadel zu machen. Zu jenen Auszeichnungen gehörte vorzüglich das alte Recht, ſich vor dem Könige zu bedecken, das auch diejenigen beſaßen, welche die Grandeza nicht erblich, ſondern nur auf Lebzeit erhielten.

Digitized by Google

Nicht eher aber durfte der Grande ſich bedecken, bis der König es ihm geheißen, obgleich es kein Beiſpiel gab, daß einem Grande, deſſen Geſchlecht im Beſitze dieſes Vorrechts war, nicht wäre befohlen worden, es auszuüben. Die Art, wie der König dieſen Befehl ertheilte, bezeichnete einen dreifachen Rangunterſchied der Grandes, welcher auf den Beſitzſtand und den Umfang der Verdienſte ihrer Geſchlechter gegründet war. Einigen befahl der König, ſich zu bedecken, ehe ſie ihn angeredet hatten, dies waren die Grandes der erſten Klaſſe. Andere erhielten den Befehl, ſobald ſie geredet hatten, und ſie hörten ſeine Antwort mit bedecktem Haupte, dieſe waren die Grandes der zweiten Klaſſe. Und wieder Andere empfingen des Königs Befehl erſt nach ſeiner Antwort, als Grandes der dritten Klaſſe. In neuern Zeiten war dieſer Rangunterſchied zwar veraltet; aber es gab doch noch drei Klaſſen von Grandes, welche freilich nur ſehr unweſentlich unterſchieden waren. Alle Grandes, von welcher Klaſſe ſie auch ſeyn mochten, genoſſen bis auf die neueſte Staatsveränderung, außer den angegebenen Vorrechten noch die Vorzüge, daß ſie den Excellenz-Titel führten, und daß, wenn ſie durch den Saal der Garden im königlichen Pallaſte gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präſentiren. Andere Auszeichnungen hatten ſie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen beſondern Verein, wie ehedem die Herzoge und Pairs in Frankreich, und keine hohe Würde war ihnen ausſchließend beſtimmt, ausgenommen höchſtens die Würde eines Oberſtallmeiſters, eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der Hellebardirer-Garde. Aber ſelbſt bei der Ernennung zu dieſen Hofämtern war des Königs Wille im Grunde gar nicht beſchränkt. Selten wurden Grandes von ſpaniſcher Abkunft zur Verwaltung öffentlicher Aemter außerhalb des Reichs berufen, und es ſchien Grundſatz der Regierung geworden zu ſeyn, den Grandes nie Aemter, mit großer Macht verbunden, zu verleihen. Es iſt faſt ohne Beiſpiel, daß ein Grande eine von den Vicekönigswürden in den amerikaniſchen Beſitzungen erhalten hätte: Würden, die in Rückſicht auf Prachtaufwand, auf Ehrenbezeugungen, und auf die Leichtigkeit, ſich durch rechtliche und unrechtliche Mittel zu bereichern, wenigſtens mit einer vorübergehenden Herrſcherhoheit umgeben waren. Nur diejenigen Grandes, welche ein Hofamt beſaßen, oder eine der höchſten Staatswürden bekleideten, waren um den König. Die übrigen lebten meiſt in Madrid, und entfernten ſich nur ſelten, um ihre Güter zu beſuchen. Einige wohnten in den Hauptſtädten der Provinzen, aber es gab unter ihnen keine, die für immer auf ihren Gütern lebten; was überhaupt unter dem reichen ſpaniſchen Adel, zum Nachtheil der Landeskultur, nicht Sitte iſt. Bald nach der Thronbeſteigung der neuen Buonapartiſchen Dynaſtie, ward die alte Grandes-Würde aufgehoben, und keine Adelswürde war gültig, die ſich nicht auf eine Verleihung oder Beſtätigung des neuen Herrſchers gründete. Nach der Wiederherſtellung der Bourbons auf Spaniens Thron wurde in dieſer Beziehung — bis zum Vollzuge der Verfaſſung vom 19. März 1812 — Alles wieder auf den alten Fuß geſetzt.

Granit, eine harte Gebirgsart, deren verſchiedenartige Theile ohne allen fremden Bindeſtoff (Cäment) in und miteinander verwachſen ſind. Aus ihr beſtehen die Urgebirge, und überhaupt die größten und höchſten Bergketten, und ſie macht eine Hauptmaſſe unſerer Erdoberfläche aus. An der Luft verwittert der Granit mit der Zeit, und löſt ſich zu einem Sande auf, aus welchem vermittelſt bindender Feuchtigkeit ſich wieder neuer Granit bilden kann. Seine Farbe iſt verſchieden. Man unterſcheidet folgende Hauptarten: der eigentliche Granit (Syenit) beſteht bloß aus Feldſpath, Quarz und Glimmer. Dies iſt die Steinart, aus welcher die alten Aegyptier ihre

Digitized by Google

Obelisken ausgehauen; auch der ungeheuere, drei Millionen Pfund ſchwere Block, der in einem Sumpf am finniſchen Meerbuſen gefunden, und etwa anderthalb deutſche Meilen weit, nach Petersburg gebracht wurde, um der Statue Peters des Großen zur Baſis zu dienen, iſt von dieſer Art. Das berühmte Pe=tun=tſe in China, ein Hauptbeſtandtheil des dortigen Porzellans, iſt ebenfalls ein eigentlicher Granit mit verwitterndem Feldſpath. Halbgranit iſt bloß aus Hornblende und Feldſpath zuſammengemiſcht. Aftergranit enthält ſtatt des Glimmers Hornblende. Uebermengter Granit heißt derjenige, welcher außer Feldſpath, Quarz und Glimmer, noch manche andere Foſſilien enthält.

Granſon (Schlacht bei), am 2. März 1476. Grandſon oder Grandſee, ein Städtchen im Canton Waadt, am ſüdweſtl. Ufer des Neuenburger See's. Gegen Morgen liegt das alte Schloß mit einer herrlichen Fernſicht; im Hafen ſteht ein Fels, ehemals dem Dienſte des Neptun geweiht; die Hauptkirche iſt ihres Alterthums wegen merkwürdig. Hier wurde Carl der Kühne von Burgund von den Schweizern geſchlagen. Dieſer Fürſt, ſonſt auch der Verwegene genannt, grollte ſchon lange gegen das benachbarte freie Land, das er unter ſeine Botmäßigkeit zu zwingen hoffte. Sein Reichsmarſchall, der Graf Ramont von Savoyen, beſtärkte ihn in ſeinem Vorhaben, weil er ſelbſt in Fehde war mit Bern und Freiburg. Der König von Frankreich nahm ſich der bedrohten Eidsgenoſſen an; allein ſein Wort war vergebens bei dem ſtolzen Burgunder. Auch die Anerbietungen der Schweizer, Alles zurück zu geben, was ſie ihrem Gegner abgenommen hätten, blieben erfolglos. Mit ſtarker Heeresmacht brach der Feind zu Anfang des J. 1476 durch die Gebirgspäſſe des Jura in das friedliche Land ein, überſchwemmte es mit ſeinen Schaaren, eroberte mehrere Städte, und erſchien ſiegreich vor den Thoren von Grandſon. Die Beſatzung der Stadt, 450 Mann, wahrte ihre Pflicht, und ſchlug ſich heldenmüthig. Darüber entbrannte des Herzogs Zorn, er nahm am 21. Febr. Grandſon mit Sturm, und was nicht erlag unter dem Schwerte der Sieger, wurde zur Hälfte aufgehängt, zur Hälfte in den See geſtürzt. Ueber dieſe Unthat wuchs den verzagten Schweizern ein Rieſenmuth, ſich an den Barbaren zu rächen; ſie riefen zuſammen 18.000 Männer, nach Landesart bewaffnet, rückten gegen Grandſon, und trafen am 2. März mit dem 50.000 M. ſtarken Heere der Burgunder unfern der Stadt zuſammen. Der Herzog war den Schweizern ein Kleines entgegen gezogen, und hatte ſich, die Eidsgenoſſen verachtend, unvorſichtig in einen tiefen und engen Gebirgsweg gewagt, als er plötzlich angegriffen wurde. Ein grimmiger Kampf erhob ſich; hier focht gerechter Verzweiflungsmuth für des Landes Errettung, dort gewaltiger Streitmuth um Ehre und Glück. Aber den Burgundern half hier nicht die fertige Waffenübung, nicht des kriegserfahrnen Herzogs Todesverachtung, nicht ihrer Mannſchaft Ueberzahl, nicht der früheren Siege Gedächtniß. Die Schweizer ſchlugen den Widerſtand mit gräßlicher Erbitterung nieder, würgten, was nicht fliehen konnte, nahmen des Herzogs Kriegskaſſe und Edelſteine und all ſein Geſchütz und Gepäck. Da floh der Burgunder in wilder Haſt aus dem befreiten Lande, und ſchwur der Bauern Uebermuth ſchrecklich zu demüthigen (vergl. Murten). Die Sieger erſchienen vor Grandſon und da ſich die burgundiſche Beſatzung nicht ergeben wollte, nahmen ſie die Feſtung mit Gewalt. Sie vergalten Gleiches mit Gleichem, und rächten ſich grauſam; die Hälfte der Beſatzung hängten ſie auf, die andere Hälfte ſtürzten ſie in den See.

Granvella (Nicolaus Perrenot de), Kanzler Kaiſer Carls V., geb. zu Ornans 1486, ward anfänglich königl. franz. Advokat zu Ornans, und dann 1518 Parlamentsrath zu Dôle. Im folgenden Jahre trat er in

Digitized by Google

Dienſte des Kaiſers Carl V., der ihn auch 1530, an Gattinara's Stelle, zum Kanzler ernannte. Er führte 1540 den Vorſitz auf den Reichstagen zu Worms und Regensburg, wohnte 1545 der Eröffnung der Tridentiner Kirchenverſammlung bei, und ſtarb zu Augsburg während des daſelbſt gehaltenen Reichstags, den 15. Aug. 1550. 2) Anton Perrenot, bekannter unter dem Namen des Cardinals von Granvella, Sohn des Vorigen, geb. zu Ornans, war Rath bei Kaiſer Carl V. und König Philipp II., und unſtreitig einer der größten Staatsmänner des 16ten Jahrh. Nach wohlverbrachten Studien zu Padua und Löwen trat er in den geiſtlichen Stand, wurde aber bald darauf von Kaiſer Carl, der ſeine großen Eigenſchaften bemerkte, zu verſchiedenen Geſandtſchaften gebraucht, die er mit großem Glücke beendigte. Im 25. Jahre ſeines Alters wurde er Biſchof von Arras, war dann mit auf dem Concilium zu Trident, und behauptete daſelbſt mit Nachdruck die Rechte des Kaiſers. Nach Abdankung Carls V. empfahl er ſeinem Sohne Philipp dieſen thätigen Mann, deſſen Beredtſamkeit und große Eigenſchaften ihm ſo manchen Vortheil verſchafft hatten, und er ſetzte ſich ſo ſehr in die Gunſt Philipps II., daß er bald darauf, kurz nach einander, Erzbiſchof von Mecheln, Kanzler und Cardinal wurde. Sein hartes Verfahren gegen die Proteſtanten in den Niederlanden bewog ihn jedoch, da er, nicht mit Unrecht, ihre Nachſtellungen befürchtete, Philipp II. zu erſuchen, ihm die Erlaubniß zu geben, Beſançon zum Aufenthaltsorte zu wählen. Da der Erzbiſchof dieſer Stadt ſo eben geſtorben war, erhielt Granvella dieſe Stelle. Unterhandlungen wegen eines Bündniſſes gegen die Türken entriſſen ihn jedoch bald darauf der müßigen Ruhe, und führten ihn in's Geſchäftsleben zurück. Er wurde kurz nachher Vicekönig von Neapel, brachte die Heirath Herzog Carls Philibert von Savoyen mit der ſpaniſchen Prinzeſſin Catharina glücklich zu Stande, und ſtarb darauf zu Madrid den 21. September 1586. Seine Briefe und Memoiren ſammelte der Abbe Boiſot.

Gras (gramen), eine von den großen Familien, in welche Linné die ſämmtlichen Gewächſe vertheilt hat. Die Gräſer haben einfache, ſchmale Blätter, einen gegliederten Halm, einen Kelch, den man Balg nennt, und jede Blüthe trägt nur einen Samen. Die Getreide-Pflanzen gehören zu den Gräſern. Eine meiſterhafte Beſchreibung der Gräſer findet man in Schrader's Flora Germaniae, I.

Graſſe (Graf von), geb. 1723, erwarb ſich durch den Verluſt der großen Seeſchlacht, die er 1781 gegen den englichen Admiral Rodney verlor, einen berühmten Namen in der Geſchichte. In früher Jugend trat er unter's Heer, und wußte ſich durch ſeine perſönliche Tapferkeit bald bis zum Feldherrn emporzuſchwingen. 1779 lief er mit einer Eskadre von 4 Linienſchiffen aus dem Hafen von Breſt aus, um ſich mit dem zu Martinique ſtationirten Marquis d'Eſtaing zu vereinigen, gewann gegen den Admiral Biron ein heißes Treffen auf der Höhe von Neugranada, und wohnte 1780 den Seeſchlachten bei, welche der franzöſiſche Feldherr Guichen mit dem Admiral Rodney (17. April, 15. u. 19. Mai) in denſelben Breitengraden ſchlug. 1781 verließ er abermals Breſt mit 20 Linienſchiffen, beförderte die Einnahme von Tabago, focht gegen die Engländer mit Auszeichnung, und unterſtützte durch die Blokade von Cheaſapeak die Unternehmungen des Generals Waſhington, Rochambeau und Lafayette in einem ſolchen Grade, daß der in Yorkstown bedrängte engliſche General Cornwallis die Waffen ſtrecken mußte. Bis auf die Einäſcherung der Feſtung Briſtonchill auf St. Chriſtoph und die Hinwegnahme der Inſeln Neris und Montſerrat waren die Waffen Graſſe's immer von einem glücklichen Erfolge begleitet geweſen; allein

als er von Martinique unter Segel ging, um ſeine Vereinigung mit den Spaniern zu bezwecken, und Jamaika zu nehmen, ging ein finſterer Unſtern über ſeinem Haupte auf. Unterwegs traf er auf die weit ſtärkere engliſche Flotte unter Rodney. Die Seeſchlacht auf welche er ſich einließ, um ein einzelnes Schiff ſeiner Eskadre zu retten, fiel ſo unglücklich für ihn aus, daß er ſammt ſeinem Admiralſchiffe „la Ville de Paris“ den Engländern in die Hände fiel, und von da nach England gebracht, wo er bis zum Abſchluſſe des Friedens blieb, nach welchem er in ſein Vaterland zurückkehrte, und allda den 11. Januar 1788 ſtarb. Seine Memoiren, welche er ſchrieb, um ſich über den Verluſt der Schlacht zu rechtfertigen, hatten wenig Einfluß auf die öffentliche Meinung.

Gratian, ein berühmter Benediktiner des 12ten Jahrhunderts, gebürtig aus Chiuſi in Toskana, brachte in dem Kloſter St. Felix zu Bologna bei 24 Jahre mit der Sammlung der Kirchengeſetze zu, welches Werk, unter dem Namen Decretum Gratiani bekannt, er 1151 den Lehrern an der Hochſchule zu Bologna übergab. Gratian ging die Gegenſtände des canoniſchen Rechts nach einer ſelbſtgewählten Ordnung durch, und ſchickte bei jedem Gegenſtande Rechtsprincipien voraus, die er durch Stellen aus den Quellen bewies, und theils aus dieſen, theils durch eigene Zuſätze weiter entwickelte, wobei zugleich die Stellen, welche mit einander zu ſtreiten ſchienen, entweder vereinigt oder einer vor der andern der Vorzug gegeben wurde, daher auch den Titel concordantia discordantium canonum. Das Ganze theilte er in drei Theile; im erſten ſchickt er einen allgemeinen Theil über die Geſetze, insbeſondere die Kirchengeſetze voraus, und handelt dann von den kirchlichen Perſonen, ihren Eigenſchaften, Rechten, Pflichten, ihrer Weihe und dem ihnen zuſtehenden Antheil am Kirchenregiment; im zweiten folgt die Lehre von der Kirchengewalt, hauptſächlich von der kirchlichen Gerichtsbarkeit und dem gerichtlichen Verfahren; im dritten endlich die Lehre von den Religionshandlungen und deren Liturgie, insbeſondere der Sakramente. Dieſe neue Sammlung der Kirchengeſetze machte ſehr ſchnell ihr Glück, innerhalb eines Jahrzehends nach ihrem Erſcheinen hatte das canoniſche Recht, nicht nur zu Bologna, ſondern auch zu Paris ſeinen eignen Lehrer, der es nach ihr vortrug, und in Kurzem verdrängte ſie auch als Handbuch der älteren chronologiſchen und ſyſtematiſchen Sammlungen, und eben ſo, wie das römiſche Recht dadurch, daß die Univerſitäten es docirten, zur Reception gelangte, ward auch bald das ſogenannte Decretum Gratiani Geſetzbuch und mit größerem Rechte, da es das wirklich geltende Recht darſtellte, und das, was Gratian aus ſeinem eignen hinzugeſetzt hatte, gewiſſermaßen als Gloſſe galt. Ein unmittelbare Mitwirkung der Päpſte bei dieſer Erhebung des Decretum Gratiani zum Geſetzbuch iſt nicht erwieſen. Dieſes Decretum Gratiani iſt der erſte Theil des Corpus juris canonici.

Gratianus, römiſcher Kaiſer, Sohn Valentinian I., geboren zu Sirmium den 18. April 359, erhielt ſchon 367 von ſeinem Vater den Titel Auguſtus, und folgte ihm 375 in der Regierung über das röm. Reich. Er war nicht ohne Talente, beſiegte die Germanen bei Straßburg, nahm den Theodoſius zum Reichsgehülfen an, wurde aber von Maximus, der ſich zum Kaiſer aufgeworfen hatte, bei Paris geſchlagen, und auf der Flucht zu Lyon im J. 383 ermordet.

Gratius, mit dem Beinamen Faliscus, aus Falerii in Etrurien, ein Schriftſteller des auguſteiſchen Zeitalters und Freund des Ovid, der ſeiner rühmlichſt gedenkt. Er hinterließ ein Lehrgedicht über die Jagd unter dem Titel: Cynegeticon, welches jedoch nicht ganz auf uns gekommen iſt.

Digitized by Google

Ausgaben: Leipzig 1659, 4.; mit Bemerk. von Janus Ulitius, Lond 1699, 8.; cum not. var. Mietau 1775, und in Burmanns Sammlung der Poet. lat. min. Leyden 1731, 2 Bde. 4. Die erſte Entdeckung dieſes Gedichts wird gewöhnlich dem Sanazar zugeſchrieben.

Grau in Grau, Cameyeu genannt, ſind eigentlich Malereien von einerlei Farbe, dieſe mag ſeyn, welche ſie will, wobei bloß Licht und Schatten beobachtet, und in ihren gehörigen Verſchließungen und Abſtufungen nachgeahmt werden. Cameyeu nennt man auch wohl Darſtellungen von 2 oder 3 Farben, wobei keine genauere Nachbildung der Farben der Natur gedenkbar iſt. Man verfiel auf die Manier grau in grau, als man den Mangel der Basreliefs durch Malerei erſetzen wollte.

Graubündten, in ältern Zeiten hohen Rhätien genannt, einer der merkwürdigſten Cantone der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, in der Rangordnung der fünfzehnte, liegt in der öſtlichen Schweiz, wird von den Cantonen Glarus, St. Gallen, Teſſin und Ury, Tyrol und dem öſterr. Italien umgränzt, und zählt auf 140 □ Meilen etwas über 73.000 Einw. Dieſer von den höchſten Gebirgen umgebene und durchſchnittene Canton iſt bis jetzt von Fremden am wenigſten beſucht, und überhaupt noch wenig bekannt. Die Einwohner von 3 verſchiedenen Völkerſtämmen reden auch 3 verſchiedene Sprachen; zur deutſchen Sprache gehören etwa 26.000, zur romaniſchen oder ladiniſchen 36.000, und zur italieniſchen 10.000. In religiöſer Hinſicht ſind etwa 28.000 katholiſch, die übrigen reformirt. Die Landſchulen bedürfen noch vieler Verbeſſerungen. Für angenehme und nützliche Unterhaltungen ſorgen viele Leſegeſellſchaften, und die Cantonsſchule zu Chur verdient den beſſern ähnlichen Anſtalten in der Schweiz gleichgeſtellt zu werden. Die Verfaſſung iſt rein demokratiſch. Das Land zerfällt in 3 Theile: der Obere oder Graue Bund; er entſtand 1424, als die Jahrhunderte lang von Adel und Geiſtlichkeit gedrückten Einwohner des nordweſtlichen Theils dieſes Joch abſchüttelten; der Gotteshausbund, welcher die mittlern und ſüdöſtlichen Gegenden umfaßt, entſtand eben ſo bald nachher, und 1436 der Bund der 10 Gerichte oder der nordöſtliche Theil; 1471 traten alle drei zuſammen in einen allgemeinen und ewigen Bund, und ſeitdem erhielt Rhätien ſeinen jetzigen Namen. Graubündten gehörte bis 1798 zu den zugewandten Orten. Im ganzen Lande kennt man außer der Alpenwirthſchaft und wenigem Ackerbau beinahe keine andere Betriebſamkeit, ausgenommen, daß die Einwohner des Ober-Engadin, eines großen ſüdöſtlichen Thales, ſich in ganz Europa als Kuchenbäcker oder ſogenannte Schweizerbäcker zerſtreuen, mit dem erworbenen Gelde aber gern wieder in die Heimath zurückkehren. Im grauen Bunde liegen die Oerter: Diſentis, am Vorder-Rhein, ein Dorf und Kloſter, welche von den Franzoſen 1799 eingeäſchert wurden, wobei einige unerſetzliche Handſchriften geſchichtlichen Inhalts zerſtört wurden. Ilanz, Hauptort dieſes Theils, ein elender Ort am Vorder-Rhein; der ehemalige Hauptort war Truns, ebenfalls am Vorder-Rhein, wo man noch den Stamm eines Ahorn zeigt, 52 Fuß im Umfange, unter welchem 1424 der Bund zum erſtenmal beſchworen wurde. Tuſis, am Hinter-Rhein, am Fuß des mit Kaſtanien und Wein lieblich bewachſenen Heinzenberges, iſt einer der beſten Oerter in Bündten. Von hier führt die große Straße über den Bernhardin nach Italien; der Theil derſelben, welcher 2 Stunden lang, oberhalb Tuſis von dem Dorfe Rongella nach dem Dorfe Zilis im Schamſerthal führt, heißt die via mala (böſe Straße). Der Hinter-Rhein durchſtrömt hier pfeilſchnell eine ſchreckliche Felſenſchlucht, und der Weg, jetzt durch Sprengen und Anlegen dreier Brücken minder gefährlich gemacht, aber doch nur 6 bis 8 F. breit, geht immer am Rande

Digitized by Google

des Abgrundes, oft 480 F. über dem Fluſſe; die mit Tannen bewachſenen Felſenwände ſind 2000 bis 2500 Fuß hoch, ſo daß in dem Dorfe Rongella, am Eingange dieſer Schlucht, die Sonne nur 6 Monate ſichtbar iſt. — Im Gotteshausbunde liegt die Hauptſtadt des ganzen Cantons, Chur (ſ. d. A.). Das große und ſchöne Thal Engadin, ital. Agnadina, vom Inn durchſtrömt, wo in einer Höhe von 4800 F., alſo in einer rauhen Gegend, der ſtärkſte Sauerbrunnen der Schweiz beim Dorfe St. Moriz ſich befindet; es iſt aber nicht die geringſte Anſtalt zur Bequemlichkeit der Badegäſte vorhanden. Der Hauptort des Bundes der 10 Gerichte iſt Davos, in einem ſo geſchloſſenen Thale, daß es erſt im 14ten Jahrh. entdeckt ward. Bei Mayenfeld am Rhein fängt der Weinbau wieder an; nicht weit davon iſt der Luzienſteig, ein vom Rhein durchſtrömter enger Paß, welcher 1799 befeſtigt war, und das Land auf der nördlichen Seite gegen Deutſchland verſchloß.

Graudenz, poln. Grudziadz, Kreisſtadt im preuß. Regierungsbezirke Marienwerder, am öſtlichen Ufer der Weichſel, in die ſich unterhalb der Stadt ein kleiner gegrabener Fluß, die Thienke oder Mühlenfließ, ergießt, welcher durch ein der Sage nach von Nikol. Copernikus angelegtes Kunſtwerk, in dem das Waſſer durch ein Druckwerk 75 Fuß hoch getrieben wird, die Stadt mit Waſſer verſorgt, mit 5118 meiſtens lutheriſchen Einwohnern, 5 kathol. und 1 luth. Kirche, kathol. Gymnaſium, luth. Schule, 2 Hoſpitälern, Correktionshaus, Tuchweberei, Wagenfabrik, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Tuch-, Getreide-, Tabakshandel. Eine Viertelmeile von der Stadt liegt auf einem hohen Berge, an deſſen Fuß die Weichſel fließt, die ſeit 1776 angelegte Feſtung gleiches Namens, mit 276 Einw., die 1807 vom Marſchall Courbiere (ſ. d. A.) tapfer vertheidigt wurde; das ſchöne, vom König ihm geſetzte Ehrendenkmal ſteht auf dem Glacis der Feſtung.

Graun (Heinrich Carl), königlich preußiſcher Capellmeiſter am Hofe Friedrichs II., geb. 1701 zu Wahrenbrück in Sachſen, kam 1713 auf die Kreuzſchule nach Dresden, wo er wegen ſeiner ſchönen Diskant-Stimme beliebt wurde, und ſich die Stelle eines Rathscantors erwarb. In der Vokalmuſik fand er an dem Cantor Grundig und in dem Clavierſpielen an dem Organiſten Pezold würdige Lehrer. Sein Privatſtudium beſtand in Uebungen, welche er mit den Cantaten von Kaiſer: die muſikaliſche Landluſt betitelt, vornahm. Da ſie ſich faſt alle ſeinem Gedächtniß einprägten, ſo finden wir in ſeinen Compoſitionen die Spuren von dieſen muſikaliſchen Produkten wieder. In der Folge ſtudirte er die Compoſition unter der Leitung des Capellmeiſters Schmidt in Dresden. Um ſeiner Einbildungskraft Stoff zuzuführen und ſeinen Geſchmack als Sänger zu bilden, wählte er die Opern von Lotti und Heinrichen. Seit ſeinem Weggange von der Kreuzſchule (1720) lieferte er mehrere Kirchencompoſitionen. Durch ſeine Bekanntſchaft mit Piſendel, dem berühmten Lautenſpieler Weiß, Doktor Löſcher, dem Architekten Karger und andern wohlwollenden Freunden, wurde er 1725 nach Braunſchweig an die Stelle des berühmten Haſſe als Tenoriſt empfohlen. Hier zeichnete er ſich durch ſeine Compoſitionen ſo wie durch ſeine ſchöne Stimme, beſonders im Vortrag des Adagio, aus, wurde dann 1735 von dem damaligen Kronprinzen von Preußen nach Rheinsberg erbeten, bis er endlich 1740 bei der Thronbeſteigung des Prinzen zum Capellmeiſter ernannt wurde. Als er von hier aus zu Errichtung der Oper eine Reiſe nach Italien vornehmen mußte, erntete er ſelbſt auch hier noch als Sänger ungetheilten Beifall ein. Nach ſeiner Zurückkunft componirte er ununterbrochen fürs Operntheater zu Berlin: nichts aber hat ihm wohl den Ruhm eines Meiſters in ſeiner Kunſt mehr erworben,

Digitized by Google

als das ſo berühmte Ramleriſche Oratorium, der Tod Jeſu; ein Meiſterwerk, das wohl unſtreitig eine der erſten Kirchencompoſitionen bleiben wird, worauf die Deutſchen ſtolz ſeyn können. Die Nachricht von Grauns Tode, welcher den 8. Auguſt 1759 erfolgte, entlockte dem Könige von Preußen, damals zu Dresden, Thränen und den Ausruf: einen ſolchen Sänger werden wir nie wieder hören!

Grave, ein kleiner Landſtrich im franz. Departement der Gironde, berühmt durch ſeinen Weinbau (Graveswein, der, weil er ſich ſehr gut auf langen Seereiſen hält, faſt nach allen Ländern verſandt wird). Es giebt weißen und rothen, der auf einem mehr oder weniger ſteinigen Boden wächſt, wenig oder keinen Göhr, aber viel Blume (bouquet) hat. Man theilt ſie in 4 Sorten ein, deren Preiſe zwiſchen 350 und 150 Livres wechſeln; der vorzüglichſte iſt der Haut-Brion. Auch rechnet man zu dem Graves den ſchönen St. Emillion an der Dordogne, bei Libourne, der größtentheils nach dem Norden verſendet wird.

Graveſande (Wilhelm Jakob), geb. 1688 zu Herzogenbuſch in Holland, und aus einer Patricier-Familie zu Delft ſtammend, welche unter ihrem vollen Namen: Storm van's Graveſande, durch ihre treue Anhänglichkeit an den Prinzen von Oranien, berühmt iſt, ſtudirte zu Leyden anfangs die Rechte, wandte ſich jedoch bald zu den Naturwiſſenſchaften und gab als Ergebniß ſeiner Forſchung ſeinen „Verſuch über die Perſpektive" heraus, welchem nicht ſowohl die Theilnahme des Publikums, ſondern auch der Beifall Bernouilli's in hohem Grade zu Theil ward. Nachdem er ſich die juriſtiſche Doktorwürde erworben, gab er von 1713 bis 1722 in Verbindung mit mehreren jungen vaterländiſchen Gelehrten das Journal littéraire heraus. Seine naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze gaben der Zeitſchrift das meiſte Intereſſe. Bei ſeiner Reiſe nach London (1715), als damaliger Geſandtſchaftsſekretär, ward er Mitglied der königlichen Societät der Wiſſenſchaften. Damals machte er auch die Bekanntſchaft mit dem Biſchofe von Salisbury, Burnet, u. A. 1717 ertheilte man ihm in ſeinem Vaterlande die Stelle eines Profeſſors der Aſtronomie und Mathematik zu Leyden, und ſpäter die eines Profeſſors der Philoſophie, welche Plätze er würdevoll ausfüllte. Wie ſehr ſich ſein Ruhm ausbreitete, davon finden wir darin einen Beleg, daß ihn der Landgraf von Heſſenkaſſel zweimal (1721 und 1722) zu ſich berief, um ſein Urtheil über das von Orfireus damals aufgeſtellte Perpetuum mobile zu vernehmen. Durch den Verluſt zweier hoffnungsvoller Söhne wurde er ſo ſehr gebeugt, daß er am 28. Februar 1742 in ein Alter von 55 Jahren ſtarb. Er beſaß einen penetrirenden und umfaſſenden Geiſt; während dem Gerede mehrerer Menſchen konnte er wichtige Probleme löſen. Aus Anhänglichkeit an ſein Vaterland ſchlug er mehrere Anerbietungen von auswärtigen Höfen aus. Wie ſehr er ſich um die Ausbildung der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften verdient machte, davon zeugen ſeine Physices elementa mathematica, experimentis confirmata (Haag 1742); Matheseos universalis elementa etc. (Leyden 1727); Introductio ad Philosophiam, Metaphysicam et Logicam (ebend. 1756); Arithmetica universalis, de Newton (Haag 1732).

Gravina (Carl, Herzog von), ſpaniſcher Admiral, geboren zu Neapel im April 1747, war, vorgeblich, ein natürlicher Sohn König Carls des Dritten, der ihm den Herzogstitel verlieh, nahm Seedienſte, und bewies bei ſeiner erſten Unternehmung gegen Algier, unter dem berüchtigten Barcello, großen Muth. In der Folge ſicherte er mit 2 Fregatten die ſpaniſchen Küſten gegen die Anfälle der Barbaresken. Im franzöſiſchen Revolutionskriege erhielt er, nach der Befreiung des Schloſſes Roſes, den Titel Contreadmiral, und befehligte die vereinigte franzöſiſch-ſpaniſche Flotte in der

Digitized by Google

Schlacht bei Trafalgar, die wider ſeinen Rath unternommen worden war. Er ſtarb an den Wunden, die er in derſelben erhalten hatte, zu Anfang des Januar 1806.

Graviren, die Kunſt, auf Metalle oder edle Steine Zeichnungen zu ſtechen und einzugraben; ein Zweig der Bildhauerkunſt, der wiederum nach dem Stoffe und der Manier ſich verſchieden theilt. Urſprünglich gravirte man auf Holz, hieraus entſtand der Holzſchnitt; dann auf Metalle mit Scheidewaſſer, dies nannte man Aetzkunſt; ſchwarze Kunſt heißt es, wenn man mit dem Schabmeſſer, dem Polirer oder Wolfszahn, und dem Punzen arbeitet. Gravirt man auf Stein, ſo, daß es Handzeichnungen nachahmt, ſo nennt man dies Lithographie. Steinſchneidekunſt aber, wenn man in edle Steine Bildwerke gräbt; entweder ſind dies Cameen, in erhobener Arbeit, oder Gemmen, in vertiefter Arbeit, Intaglio's, von welchen auch Abdrücke oder Paſten in Wachs, Siegellack oder einer Art von Schwefelmaſſe gemacht werden. Noch gehört hierher das Graviren der Petſchafte, das Stempelſchneiden bei Münzen. S. Geſchnittene Steine u. Münzen. Der berühmteſte Steinſchneider des Alterthums war Pyrgoteles. Nur er durfte den Alexander in Stein ſchneiden, ſo wie nur Apelles ihn malen, nur Lyſippus ſeine Statue bilden durfte.

Gravis, ſ. Accent.

Gravitation, Schwerkraft, der Druck eines Körpers gegen einen andern vermittelſt ſeiner Schwere, oder das Phänomen der Körperwelt, da entfernte Körper ſich einander nähern oder zu nähern ſtreben, ohne daß man eine äußere Urſache davon gewahr wird. So fällt z. B. ein frei gelaſſener Körper lothrecht gegen die Erdfläche. Das Waſſer der Erdkugel gravitirt oder erhebt ſich gegen den Mond, der Mond gravitirt gegen die Erde oder iſt gegen ſich ſchwer, und bei genauerer Betrachtung des Laufs der Planeten findet man, daß ſie alle gegen die Sonne und gegen einander ſelbſt graviti ren oder ſchwer ſind.

Gray (Johanna), Herzog Heinrichs v. Suffolk und Heinrichs des Achten Schweſter, Franciska, Tochter, geb. 1537, vermählte ſich im 17. Jahre mit Guilford Dudley, des Herzogs von Northumberland viertem Sohne, und wurde durch Eduards des Sechsten Teſtament 1553, mit Uebergehung ſeiner katholiſchen Schweſter zu ſeiner Nachfolgerin ernannt. Sie wurde auch wirklich nach deſſen Tode in London als Königin ausgerufen; allein Mariens Anhang beraubte Johannen nach 8 Tagen der königlichen Würde. Hierauf wurde ſie in den Tower gefangen geſetzt, und am 12. Februar 1554, nebſt ihrem Gemahl und Vater, dem Herzoge von Suffolk, enthauptet.

Gray (Thomas), der brittiſche Pindar, und durch einige ſeiner Gedichte, beſonders aber durch ſeine berühmte Elegie auf einem Dorfkirchhofe (Elegy written on a Country-churchyard) durch Gotter, Koſegarten und Seume in Deutſchland bekannt, geb. 1716 zu London, vollendete ſeine Studien zu Cambridge, und zog von da nach London, um daſelbſt die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren. Hier knüpfte er mit Gilbert Weſt, dem nachher bekannt gewordenen Dichter, ein vertrautes Freundſchaftsverhältniß an. Durch die Verbindung mit der Familie Walpole, die vom Glück beſſer bedacht war, als er, erhielt er Gelegenheit, ins Ausland zu reiſen, und ſich einige Zeit in Italien aufzuhalten. Seine Briefe, welche er über Italien ſchrieb, gehören zu den geiſtreichſten und eleganteſten Reiſebeſchreibungen. 1741 betrat er wieder ſein Vaterland, wo er Cambridge zu ſeinem Aufenthaltsorte wählte. Er war ſchon über 40 Jahre alt, als er zum Lehrer der Geſchichte und der neuern Sprache an der Univerſität daſelbſt ernannt wurde. In den letzten 10 Jahren ſeines Lebens be-

Digitized by Google

ſchäftigte er ſich noch fleißig mit der Naturgeſchichte. Er ſtarb 1771. Gray iſt unſtreitig einer der vorzüglichſten Dichter aus der letzten Periode der engliſchen Literatur. Sein poetiſcher Nachlaß iſt nicht groß, und mehrere Gedichte, die er angefangen, ſowohl in engliſcher, als in lateiniſcher Sprache, ſind unvollendet geblieben. In allen denen, die er ſelbſt dem Publikum mitgetheilt hat, iſt poetiſches Feuer und Würde des Gefühls vereinigt mit kräftigen Gedanken und einer klaſſiſchen Eleganz der Sprache und des Styls. Was ſie außerdem noch auszeichnet, iſt eine philoſophiſche Tendenz, die ſich in Betrachtungen über das Ganze des menſchlichen Lebens mit melancholiſchem Ernſte verbreitet. Gray's Oden übertreffen faſt alle früheren und ſpäteren in der engliſchen Literatur, die mit unzähligen mißlungenen Oden überladen iſt. Etwas ganz Neues in dieſem Theile der Literatur waren die nordiſchen und altbrittiſchen oder waliſchen Sagen und Mythen, die Gray mit wahrhaft lyriſcher Begeiſterung und ohne Künſtelei in das Gebiet der engliſchen Odenpoeſie herübergezogen hat. Gegen den Karakter der Ode, im ſtrengeren Sinne, fehlt aber auch Gray, wie die meiſten engliſchen Odendichter, bald durch ein übertriebenes Pindariſiren, bald durch eine zu üppige Fülle von Worten und Bildern. Auch die Gedanken in ſeinen Oden ſind mehr treffend und feierlich, als neu und hinreißend. Einige dieſer Oden können füglich auch Lieder genannt werden. Seine Elegie auf einem Dorfkirchhofe iſt einzig in ihrer Art; ein melancholiſches Gemälde der höchſten und edelſten Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes im Contraſte mit den zufälligen Beſchränkungen des Genies und der Seelengröße. Tadeln könnte man an dieſem trefflichen Gedichte, daß es für die ungeſchmückte Sprache des Gefühls faſt zu ſorgfältig geglättet und gefeilt iſt. Die beſte Ausgabe der Poems of Gray iſt die von Gilbert Wakefield, London 1786, in Oktav. Man hat auch eine Ausgabe von Will. Maſon, 1778 mit biographiſchen Notizen.

Grazie iſt das Schöne in Bewegung und Ausdruck, erzeugt durch den Einklang des Gemüths mit der Natur. Sie findet ſich daher nur in der lebenden, nicht in der lebloſen Natur. Was hier als Anmuth erſcheint, iſt nur ein Geg.nbild menſchlichen Liebreizes. Winkelmann hat vollkommen Recht, wenn er ſagt: „die ſchönſte Bildung würde ohne Grazie unbelebt ſeyn und ohne Reizung bleiben." Daher Platons Zuru an den rauhen Xenokrates: Opfere den Grazien!" Unter den Alten war es Praxiteles, der in ſeiner knidiſchen Venus und in ſeinen idealiſchen Anadyomenebildern und Niobegruppen ſich zur Grazie erhob, und mit ihm begann die Zeit des ſchönen Styls in der griechiſchen Kunſt. Den höchſten Zauber der Anmuth unter den Neuern erreichte Correggio in ſeinen Bilbern. Von ihm ſagt Mengs: „Seinen Sinn hatten die Grazien erſchaffen; das Traurige iſt in ihm, wie das Weinen der Kinder, ſo gleich wieder zum Lachen wird, ſein Grauſames wie der Zorn eines verliebten Mädchens." Winkelmann unterſcheidet eine hohe und eine gefällige Grazie; jene herrſchte nach ihm in den Werken des Phidias und Polyklet, dieſe in denen des Parrhaſius, Apelles und Praxiteles. — Wo die urſprüngliche Keuſchheit des Sinnes untergegangen, da entſtehet die künſtliche Grazie, die, wenn Verſchönerung ihr Zweck iſt, Zierlichkeit heißt, und in ihrer völligen Entartung zur Affektion wird.

Grazien, ſ. Charitinnen.

Grecourt (Jean Baptiſte Joſeph Villart de), Dichter und einer der witzigſten Köpfe ſeiner Zeit, geb. zu Tours 1684, trat in den geiſtlichen Stand, wurde Canonikus in ſeiner Vaterſtadt, entſagte aber bald dem geiſtlichen Stande, und lebte in Paris und auf dem Schloſſe Veret in Bretagne, im Hauſe des Marſchalls d'Eſtrées, ſinnlichen Genüſſen. Dieſen

Karakter tragen auch ſeine Gedichte, die aus Fabeln, Sinngedichten, Erzählungen und einem größern Gedichte, Philotanus, beſtehen, und Paris 1747, 2 Bände und 1762, 3 Bände, erſchienen. Er ſtarb zu Tours 1743.

Green (Nathanael), Generalmajor der vereinigten Staaten Nordamerika's, geb. zu Warwick in der Provinz Rhode-Island um 1740, nahm, gleich zu Anfange der Revolution, Kriegsdienſte, ob er gleich Quäker war, und trug viel zu dem Siege bei Trenton, Prinztown 1777, Germantown und Monmouth bei, befehligte dann eine Zeitlang die Armee in Südcarolina, bewerkſtelligte auch 1781 den meiſterhaften Rückzug vor den überlegenen Streitkräften des engliſchen Generals Cornwallis, und, obwohl er in Nordcarolina die Schlacht von Guilford verlor, machte er doch durch vorſichtige Maßregeln den Engländern das weitere Vordringen unmöglich. Auf gleiche Weiſe verfuhr er nach der Schlacht von Camden. Dieſe großen Dienſte bewogen daher auch den nordamerikaniſchen Congreß, ihm nach dem Siege von Eutaw-Springs, als Beweis der Zufriedenheit, eine eroberte Fahne und eine goldene Medaille zu verehren. Nach geſchloſſenem Frieden kehrte er nach Rhode-Island zurück, trug daſelbſt viel zur Beruhigung der Gemüther bei, und begab ſich dann auf ſeine Güter in Georgien, wo er 1796 ſtarb. Das dankbare Vaterland ließ ihm ein Denkmal ſetzen.

Greenwich, ein Marktflecken in der Grafſchaft Kent, am ſüdlichen Ufer der Themſe, deſſen Park einen lieblichen Spaziergang darbietet, und deſſen prachtvolles Hospital für Seeleute und die königl. Sternwarte bekannt genug ſind, zählt über 17.000 Bewohner. Das Hospital für drittehalb tauſend invalide Matroſen iſt eins der ſchönſten Gebäude in England; die Reinlichkeit im Innern, die vortreffliche Verpflegung und Bekleidung der Invaliden, die jeder ein eignes kleines Kabinet bewohnen, und außer der ſehr guten Koſt noch ein kleines Taſchengeld erhalten, haben wohl ihres Gleichen nicht in der Welt. Außerdem erhalten 2500 Expektanten jeder jährlich 7 Pf. St. bis zu ihrer Aufnahme. Auch Ausländer haben Anſprüche auf dieſe Wohlthat, wenn ſie zwei Jahre in brittiſchem Sold geſtanden. Die 150 Aufwärterinnen müſſen ſämmtlich Wittwen von Seeleuten ſeyn. Davon bekommt jede jährlich 8 Pfd. Lohn, nebſt völlig freiem Unterhalt. Ueber dieſe treffliche Anſtalt führen die erſten Staatsbeamten von England, die Erzbiſchöfe, der Lord Kanzler und der Lord Mayor von London die Oberaufſicht. Die Einkünfte der Anſtalt werden theils aus wohlthätigen Stiftungen, theils aus Strafgeldern, theils aus den Beiträgen genommen, die jeder Matroſe zu 6 Penny monatlich entrichten muß. Die Koſten des Unterhalts eines jeden Invaliden ſchätzt man auf 27. Pf. 10 Sh. jährlich. Mit dieſer Anſtalt iſt eine Schule für verwaiſete Kinder von Seeleuten verbunden, wo ſie zum Seedienſt vorbereitet werden. Auf einem Hügel im Park ſteht die große Sternwarte, von welcher man eine herrliche Ausſicht über die Themſe hat. Sie wurde 1675 von Carl II. erbaut; durch ſie ziehn die engliſchen Geographen und Seefahrer den erſten Meridian (17° 40′ von Ferro). Hier haben zum Theil ſehr berühmte Aſtronomen gelebt. Auf Flamſtead, den erſten, folgte Halley, auf dieſen Bradley, dann Bliß und Maskelyne; der jetzige heißt Pond.

Gregor d. Große, ſ. Päpſte.

Gregor VII. (Papſt) hieß früher Hildebrand, und war der Sohn eines Zimmermanns zu Soano im Toskaniſchen. Er wurde zu Rom erzogen, wo er unter dem Abte Odilo Mönch zu Clugny wurde. Nachdem er die Priorwürde dieſes Ordens erhalten hatte und Abt zu St. Paul extra muros zu Rom wurde, genoß er vorzügliche Hochachtung von Seiten des Papſtes Leo IX., zu deſſen Wahl er Vieles beigetragen hatte. Dieſer Papſt

Digitized by Google

ertheilte ihm ausgezeichnete hohe Würden, in deren Beſitze er auch unter dem folgenden Papſte Alexander II. blieb. Nach dem Tode dieſes Papſtes im J. 1073 nannte ihn die öffentliche Meinung als den Nachfolger auf dem apoſtoliſchen Stuhle zu Rom. Er wurde auch wirklich dazu erwählt; die förmliche Einweihung ging aber erſt zwei Monate ſpäter vor ſich, weil er die Einwilligung Kaiſer Heinrichs IV. erſt abwarten wollte. Dem gelehrten Pagi zufolge iſt dieſer Papſt der letzte, deſſen Wahl durch den Kaiſer beſtätiget wurde. Der neue Papſt, von furchtloſem Eifer angetrieben, ließ es ſich zunächſt angelegen ſeyn, zweckdienliche Anordnungen zu treffen, eine Umgeſtaltung des äußeren Kirchenweſens vorzunehmen, beſonders aber der Simonie (geiſtliche Würden durch Geld kaufen zu können) Einhalt zu thun, da dieſe ſich damals auf des Kaiſers Auktorität ſtützte. Selbſt Voltaire ſagt hierüber in ſeinen Annales de L'Empire. Ann. 1076: „Die Gewalt des Kaiſers hatte Alles an ſich geriſſen. Die Kaiſer ernannten zu den Biſthümern, und Heinrich IV. verkaufte ſie ohne Scheu." Um dieſen Mißbrauch von Grund aus zu tilgen, verfuhr Gregor nach der Rechtsweiſe, die in jener Zeit herrſchend geworden war. Er glaubte nicht bloß der Oberherr der geiſtlichen, ſondern auch der weltlichen Macht in ſofern zu ſeyn, in wiefern dieſe letztere dem Geiſtlichen Nutzen oder Schaden bringen könnte. Es dauerte nicht lange, ſo begann der Streit zwiſchen ihm und Heinrich IV. (ſ. d. Art.). Sie verſtanden ſich wieder, aber kurz darauf begann der Streit von Neuem (1075). Der Papſt foderte den Kaiſer durch Legaten auf einen beſtimmten Tag nach Rom. Der Kaiſer, von Natur wild und heftig, ſandte die Abgeordneten auf eine ſchimpfliche Weiſe zurück, und rächte ſich an dieſem Zumuthen des Papſtes, indem er einen Räuber, Namens Cencius, Sohn des damaligen Präfekten von Rom, gegen den Papſt aufhetzte. Cencius bemächtigte ſich Gregor VII. in der Kirche St. Maria Major, eben als dieſer im Begriffe war, Meſſe zu leſen. Er wurde in einen Thurm geſperrt, von wo ihn Cencius an den Kaiſer nach Deutſchland ſchicken ſollte. Die Römer aber, durch eine ſolche Gewaltthat aufgebracht, erſtiegen den Thurm, und befreiten den Papſt. Heinrich IV. berief um dieſelbe Zeit (1076) ein Concilium nach Worms, welches den Papſt abſetzte auf den Vorwand des allerſchändlichſten Lebenswandels, belaſtet mit unerhörten und unglaublichen Gräuelthaten. Gregor hielt ſeiner Seits eine Synode in Rom. Hier wurde Heinrich in den Kirchenbann gethan, und, was in damaliger Zeit die nächſte Folge hiervon war, als Kaiſer abgeſetzt. Dieſer Ausſpruch hätte indeſſen keine Wirkſamkeit gehabt, wenn Heinrich IV. ſich Deutſchlands und Italiens hätte verſichern können; aber ſein ſchlechtes Betragen, ſeine Ungerechtigkeiten und ſeine halsſtörrige Verachtung gegen alle Rechte der Religion und der Kirche hatten ihm unzählige Feinde zugezogen. Die Fürſten Deutſchlands waren bereit, an ſeiner Statt ſich ein neues Reichs-Oberhaupt zu wählen, und Heinrich, dem dieſes nicht entging, ſuchte ihnen zuvorzukommen und ſich mit dem Papſte auszuſöhnen. Als er in Canoſſa, wohin ſich der Papſt zurückgezogen hatte, angekommen war, mußte er drei Tage lang, mit bloßen Füßen und mit einem Bußrocke angethan, auf dem Burghofe dieſes feſten Schloſſes verweilen; denn ſein unbeſtändiger Geiſt, der ſo oft ſchon Proben der Falſchheit und Verſtellung gegeben hatte, ließ an ſeiner wahren Bekehrung zweifeln, und befürchten, daß er ſich nur aus Furcht, die Krone zu verlieren, zu dieſem Schritte entſchloſſen habe, und daß er ſein altes Weſen wieder treiben werde, wenn er ſich derſelben verſichert halten könnte. Am vierten Tage erlaubte ihm der Papſt endlich, vorkommen zu dürfen. Nachdem er ihm mit eben ſo viel Ernſt als Liebe ſein Unrecht vorgehalten hatte, ertheilte er ihm die Losſprechung, indem er ihm das Verſprechen abnahm, daß er von nun an ſich der Kirche und ihrem Oberhaupte unterwerfen, und in Augsburg die fernere Entſcheidung des Papſtes

Digitized by Google

abwarten wolle. Die Lombarden ab, welche nun den ſtolzen Heinrich, der ſich ſo verdemüthigt hatte, verſchmäheten, faßten den Entſchluß, den Sohn Heinrichs IV., der damals noch ein Kind war, als Kaiſer anzuerkennen. Dieſe Verſchwörung bewog ihn, den Vertrag, den er mit dem Papſte eingegangen war, vierzehn Tage nach der Uebereinkunft, zu brechen. Hierauf wurde er wiederholt aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen, und Rudolph, Herzog von Schwaben, zum Kaiſer erwählt (1077). Der neue Kaiſer aber hatte das Unglück, in der berüchtigten Schlacht von Merſeburg gefangen und tödlich verwundet zu werden. Nach dieſem Siege eilte Heinrich auf Rom zu, begleitet von Guibert, Erzbiſchof von Ravenna, den er unter dem Namen Clemens III. zum Papſte hatte wählen laſſen. Gregor wurde in der Engelsburg belagert und endlich gefangen genommen, als eben Robert Guiſchard, Fürſt von Apulien, zu ſeiner Hülfe herbeigeeilt war. Heinrich eilte hierauf nach Deutſchland zurück, und ließ Italien in Verwirrung hinter ſich. Die Satelliten, welche er in Rom zurückließ, verſuchten alles Mögliche, dem hartbedrängten Gregor das Leben bitter zu machen. Er zog ſich nach Salerno zurück, wo wo er (1085) gottſelig ſtarb, ſich durch die Reinheit ſeines Vorhabens und die gerechte Sache ſeines Eifers über ſeine Leiden tröſtend, indem er ſcheidend dieſe Worte zu den Umſtehenden ſagte: „Die Gerechtigkeit habe ich geliebt; darum ſterbe ich in der Verbannung.“ — Was man auch immer über ſein Betragen gegen den Kaiſer Heinrich ſagen mag, ſo iſt gewiß, daß ſeine Verfahrungsweiſe die in ſeinem Zeitalter allgemein anerkannte war; es mußte doch wohl an dem ſeyn, daß man allgemein glaubte, die Kirche habe einiges Recht über die chriſtlichen Könige (in ſofern ſie durch dieſelben konnte gehindert oder unterſtützt werden), weil Gregor ſich in allen Briefen darauf bezieht, und Heinrich ſelbſt ihm dieſe Worte in einem Briefe ſchreibt: „Ein Fürſt hat Gott allein zum Richter, und kann um keines Verbrechens willen, es ſey denn, daß er vom Glauben abfalle, abgeſetzt werden.“ Mit einem großartigen Muthe von Jugend an ausgerüſtet, und im ſtrengen Kloſterleben auferzogen, wünſchte Gregor nichts ſehnlicher, als die Kirche von allen jenen ſchreienden Mängeln zu befreien, woran ſie damals krank lag; er verlangte, daß ſie von den Tugenden beſeelt ſeyn möchte, die ihn zierten. Hätte er's mit einem anderen Fürſten, als mit Heinrich IV. zu thun gehabt, ſo hätte er Europa alle jene traurigen Auftritte erſparen können, die das Uebel nur noch vergrößerten, das er in der Wurzel zu tilgen wünſchte. Im J. 1580 wurde ſein Name ins römiſche Martyrologium aufgenommen. Man hat von ihm neun Bücher Briefe, voller Kraft und unerſchütterlicher Feſtigkeit, die ein Hauptkarakterzug dieſes Vorſtehers der Kirche Chriſti war, und unumgänglich nothwendig zunächſt in jenen Zeiten. Vergl. Hildebrand, als Papſt Gregorius VII. und ſein Zeitalter von J. Voigt, 1815. 8.

Gregorius von Nazianz, ein ſehr berühmter Lehrer der griech. Kirche, geb. um 318 zu Arianzo bei Nazianz, war anfangs Presbyter, dann Biſchof zu Nazianz in Kapadocien und vertrauter Freund von Baſilius, ſo wie heftiger Gegner der Arianer. Unter ſeinen Schülern in der Beredtſamkeit zeichnete ſich vorzüglich Hieronymus aus. Er ſtarb um 390, und hinterließ viele Schriften, die geſammelt griech. und lat. Paris 1630, 2 Bände Fol. und 1778 erſchienen ſind.

Gregorius von Neocäſarea, wo er von heidniſchen Eltern geboren war, führt wegen ſeiner vielen Wunder den Namen Thaumaturgus (Wunderthäter), war ſehr beredt, und ein Schüler des Origines. Er ſtarb nach 270. Seine Schriften gab griech. und lat. mit Erklärungen G. Voſſius, Mainz 1604, 4. heraus.

Gregorius von Nyſſa, geb. zu Nyſſa in Kapadocien, jüngerer Bruder von Baſilius dem Großen, iſt bekannt als eifriger Vertheidiger

des nicäiſchen Glaubensbekenntniſſes, ſo wie als großer Redner, und ſtarb als Biſchof in ſeiner Vaterſtadt nach 394. Außer Briefen hinterließ er noch mehrere Abhandlungen, die geſammelt zu Paris 1579 und 1605 und von Morelli 1615 und 38, 3 Bände Fol. erſchienen.

Gregorius von Tours, oder eigentlich **Gregorius Florentius Gregorius**, aus Auvergne gebürtig (544), wurde 573 Biſchof von Tours, zeigte in den ſchwierigen Zeiten der Regierung Chilperichs und Fredegundens große Feſtigkeit, und ſtarb den 27. Novbr. 593. Außer 8 Büchern über die Tugenden und Wunder der Heiligen hinterließ er eine Hist. eccles. Francorum libri X., welche bis 595 reicht, und, ungeachtet der darin herrſchenden Unordnung und Mährchen, doch, als das einzige Geſchichtswerk aus dieſer Zeit, nicht ohne Intereſſe iſt.

Gregorianiſcher Calender, ſ. Calender.

Greif, ein bekanntes Wunderthier des Alterthums, von dem die Sage ſich ſogar noch über die Zeiten des Mittelalters hinaus erhalten hat. Nach der gewöhnlichen Beſchreibung hatte es den Leib, die Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Pferdeohren, und ſtatt der Mähne einen Kamm von Fiſchfloſſen; der Rücken war beſiedert. Aelian beſetzt den Rücken mit ſchwarzen, die Bruſt mit rothen und die Flügel mit weißen Federn; Kteſias giebt ihm blaue, glänzende Nackenfedern, einen Adlerſchnabel und feurige Augen. Spätere Schriftſteller ſetzen noch Manches hinzu. Nach dem Verfaſſer des Buchs: De rerum natura, iſt er größer als ein Adler, hat hat an den Vorderfüßen große Adlersklauen, an den Hinterfüßen Löwenklauen, und legt in ſein Neſt einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er iſt ſo ſtark, ſagt Kteſias, daß er im Kampfe mit allen Thieren Sieger bleibt, den Löwen und Elephanten ausgenommen. Die griechiſchen Tragiker bedienten ſich unter andern der Greifen als ſchwebenden Zugeſpans vor dem Wagen der Götter, wahrſcheinlich, um dem Maſchinenmeiſter der griechiſchen Schaubühne die Luftfahrten der Götter zu erleichtern. So läßt Aeſchylus im Prometheus die Töchter des Oceans auf einem mit Greifen beſpannten Wagen durch die Luft fahren. Die alten griechiſchen Dichter ſetzten die Greifen nach dem Weſtlande, wo ſie auf den rhipäiſchen Gebirgen (den Pyrenäen, Alpen, und andern Bergketten des weſtlichen Europa, welche man damals in Ein Gebirge zuſammendrängte) das Gold bewachen; eine Sage, die durch Erzählungen der Phokäer und des Samiers Koläus von ihren Schiffsreiſen im weſtlichen Europa eben ſo entſtand, wie die Fabeln des mittlern Zeitalters von den Wundern der neu entdeckten, oder noch unbereiſten Länder. Mit den Arimaſpen, welche das Gold, das die Greifen hüteten, holen wollten, und dabei auf ſchnellen Roſſen ritten, lebten die Greifen in Feindſchaft, ſo wie auch mit den Pferden ſelbſt. Indien machte man zu ſeinem Vaterlande. Er niſtet, ſagt Kteſias, auf den Bergen, kann jung, aber nicht erwachſen gefangen werden. Die Baktrer, Nachbarn der Indier, halten ihn für den Hüter des Goldes, welches er ſelbſt ausgräbt, und ſein Neſt davon macht. Er fürchtet diejenigen, welche das Gold ſuchen, und vertheidigt ſeine Jungen gegen ſie. Man geht daher nur des Nachts aus, um Gold zu ſuchen, und allemal in großer Geſellſchaft und bewaffnet. Ueber die Entſtehung der Idee von dieſem fabelhaften Vogel iſt viel gemuthmaßt worden. Namentlich hat der Graf von Veltheim in ſeiner Abhandlung von den goldgrabenden Ameiſen und Greifen der Alten, und Böttiger in ſeinen Vaſengemälden ſehr viel Sinnreiches darüber geſagt. Letzterer ſtellt in verſchiedenen Stellen ſeiner Vaſengemälde ſehr fruchtbare, und ganz das Gepräge der Wahrheit tragende Ideen auf, um die Entſtehung der Greifen und ähnlicher Wunderthiere zu erklären. Die Greifen, Chimären, und andere Ungeheuer ſind auf keine andere Art, als durch die indiſche Tapetenwirkerei entſtanden. Die Indier ergötzten ſich ſchon von den älteſten Zeiten

Digitized by Google

her an der ſeltſamſten Zuſammenſetzung ihrer heiligen Thiere mit Pflanzen und andern Thieren, und webten ſie in ihre Teppiche und buntfarbenen Stoffe. Als daher die Griechen an dem Hofe des perſiſchen Königs, z. B. Kteſias, und im Heerzuge Alexanders, z. B. Kalliſthenes, ſolche Teppiche erblickten, ſo glaubten ſie, es müſſe in dem wunderbaren Indien wirklich dergleichen Geſchöpfe geben, und nahmen daher keinen Anſtand, die Naturgeſchichte damit zu bereichern. Aus jenen indiſchen Zeichnungen auf Teppichen entſtanden überhaupt die nachherigen Arabesken und Grotesken, und ſo wären alſo die Greifen, Chimären u. ſ. w. nichts anders als Arabesken. In einer andern Stelle ſcheint der gelehrte Alterthumsforſcher anzudeuten, daß dem Greifen und der Chimäre, überhaupt die Figur des Straußen zum Grunde liege, den ſchon Diodor als ein von der Natur ſelbſt gemiſchtes Wunderthier nennt. Das Wort Γρύφ (Greif) erklärt er für aſiatiſchen Urſprungs. Urſprünglich kam alſo wohl die ganze Idee von Greifen aus Indien, und die Griechen erhielten ſie zuerſt durch die Abbildungen auf Teppichen, welche ſie aus Aſien bekamen.

Greifenfeld (Peter, Graf von), hieß eigentlich **Schuhmacher**, und war der Sohn eines Weinhändlers zu Kopenhagen. Durch vorzügliche Talente ſtieg er unter König Friedrich III. von Dänemark bis zum Kabinetsſekretär, und regierte unter Chriſtian V. von Dänemark als Premierminiſter. Eine Menge guter Einrichtungen, worunter beſonders Verminderung der See- und Landzölle, die Stiftung einer weſtindiſchen Compagnie und die beſſere Einrichtung des Heeres, machten ihn in und außer Landes berühmt, ſo daß ihn Kaiſer Leopold I. 1674 zum Reichsgrafen ernannte, und Friedrich Wilhelm I. von Preußen ihm die Inſel Rügen als Reichsfürſtenthum anbot. Ungeachtet ſeiner großen Verdienſte aber entging er der Verleumdung nicht; er wurde im März 1676 verhaftet, und ſtarb den 12. März 1699 zu Drontheim im Gefängniß.

Greifswalde, Kreisſtadt im preuß. Reg.-Bezirk Stralſund an der Ryck, die ſich 1 Stunde unterhalb im Dorfe Wiek in den Bodden ergießt, wo die Stadt ihren Hafen hat, mit Mauern, 3 Thoren, 700 Häuſern, 6900 Einw.; Oberappellationsgericht für den Regierungsbezirk; Univerſität, am 18. Okt. 1406 von Wratislav, Herzog von Wolgaſt in Pommern, geſtiftet, mit 35.000 Thaler jährlicher Einkünften, einer zahlreichen Bibliothek, beſonders an Handſchriften in der pommeriſchen Geſchichte, einer Stadtſchule, Landſchullehrerſeminar, Poſtamt, Oehlſchlägerei, Tabaksfabrik, Branntweinbrennerei, Salzwerk, Schiffswerfte, und beträchlicher Seehandel. Der Kreis hat 29.485 Einwohner.

Grenadiers, Granadiers. Um die Granaden zu werfen, mußte man eine Anzahl beherzter Krieger auswählen, welche kühn genug waren, dem Feinde bis auf eine geringe Weite entgegen zu rücken. Dieſe Truppen wurden daher vielfach ausgezeichnet; ſie hatten den Vorzug, bei Angriffen voranzugehn, und bei ſchwierigen Unternehmungen, ſo wie überall, die Ehrenpoſten zu erhalten. Ob nun wohl die erſte Beſtimmung der Grenadiere ganz aufgehört hat, ſo iſt den Nachkommen doch immer noch der Vorzug der Erſtern geblieben. Indeſſen werden ſie jetzt mehr nach äußerm als innerm Werthe gewählt, d. h. nach Größe und gutem Anſehen.

Grenoble, wohlgebaute Hauptſtadt des franz. Dep. Iſere, ſonſt der Dauphine, an der Iſere, welche die Stadt in zwei ungleiche Theile theilt; die eigentliche Stadt liegt am linken Ufer. Sie iſt befeſtigt, und hat eine ſtarke Citadelle. Es werden hier gute Handſchuhe gemacht. Von Bergen umgeben, an einem reißenden Strome, kann die Stadt nur wenig Handel führen. Man zählt etwa 25.000 Einw. Grenoble iſt der Sitz eines Bi-

Digitized by Google

ſchofs, hat 22 Kirchen, worunter die Kathedrale ſich auszeichnet, königl. Gerichtshof, Handelsgericht, Akademie, mehrere höhere Bildungsanſtalten, öffentliche Bibliothek von 60.000 Bänden, Muſeum, gelehrte Geſellſchaften, Kunſtſammlungen. Grenoble iſt der Geburtsort mehrerer berühmter Männer. — Etwa 4 Stunden nördlich von Grenoble liegt in einer äußerſt rau- und wilden Gegend die große Karthauſe, la grande Chartreuse; ehemals der Hauptort des durch ſeine ſtrengen Büßungen und ſein Schweigen bekannten Karthäuſerordens; der heil. Bruno ſtiftete ihn im 11ten Jahrh.

Greſſet, ein beliebter franzöſiſcher Dichter, geb. 1709 zu Amiens, befand ſich ſeit ſeinem 16ten Jahre im Jeſuiten-Orden, aus welchem er in Folge ſeines Gedichts Vert-Vert heraustrat. Bald in der literäriſchen Welt bekannt, ward er 1748 Mitglied der franzoſiſchen Akademie. In Amiens, wo er ſich mit einer reichen Frau verheirathete, verwaltete er eine ziemliche einträgliche Finanzſtelle. Die Schönheiten der Natur entfalteten ihm die Blüthe der Dichtkunſt in mannichfaltigen Reizen. Gleich dem Horaz beſang er ein genügſames Leben, im Schooße der geräuſchloſen Ruhe. Er ſtarb kinderlos im Jahre 1777. Bei Hof ſtand er in hohem Anſehen. Ludwig XVI. ertheilte ihm 1775 das Adelsdiplom. Sein Gedicht Vert-Vert zeichnet ſich durch fließenden Witz, Anmuth und Leichtigkeit aus. Es würde, wie d'Alembert ſagt, unter den Händen eines Andern eine fade und abgeſchmackte Poſſe geworden ſeyn, und in dem Bezirke des Kloſters, wo es erzeugt wurde, ſein Grab gefunden haben. Er beſaß aber die Kunſt, das rechte Maaß des Scherzes zu treffen, das einen ſo unbedeutenden Gegenſtand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte. Die Epiſtel La Chartreuse enthält eine milde Philoſophie und eine reizende Sprache. Sein Verſuch, als Tragödiendichter in Eduard III., der 1740 über die Bühnen ging, zu glänzen, mißlang. Sidney, gegeben 1745, und Le Méchant (1747), erfreuten ſich ſchon einer größeren Theilnahme. Weniger Werth haben ſeine Oden, ſeine Ueberſetzungen der Eklogen Virgil's, und ſein Discours sur l'Harmonie. Ausgab. ſ. Werke: Paris 1811, 3 Bde. 8.

Gretna (eigentlich Graitney-) Green, ein Pfarrdorf in der ſchottiſchen Grafſchaft Dumfries, an der Straße nach England gelegen, iſt wegen vieler Liebes-Abenteuer berühmt. Da es in Schottland keines Aufgebotes, keiner Einwilligung der Eltern und keines Prieſters zur Trauung bedurfte, ſondern nur die Erklärung des liebenden Paares vor einem Friedensrichter, ledig und nicht in verbotenem Grade verwandt zu ſeyn, um ſich ehelich zu verbinden, ſo nahmen bedrängte Liebende, um den Hinderniſſen ihrer Wünſche auszuweichen, hierher ihre Zuflucht, um getraut zu werden. Der Ausſpruch des Friedensrichters war hinlänglich, der abgeſchloſſenen Ehe den Stempel der Rechtsgültigkeit aufzudrücken. Jährlich reiſten bei 70 Perſonen, welche in England das Ziel ihrer Wünſche nicht erreichen konnten, nach Gretna-Green, und ließen ihre Trauung von einem Grobſchmidt, der zugleich Friedensrichter war, vollziehen. Der gewöhnliche Preis betrug 15 Guineen. Mit Recht hofft man in neuern Zeiten die Abſtellung dieſes Unfuges von Seiten des Staates.

Grétry (André Emil Modeſte), ein berühmter franzöſiſcher Tonkünſtler, war zu Lüttich am 11. Febr. 1741 geboren. Seine Liebe zur Muſik entwickelte ſich ſchon in zarter Kindheit. Kaum 4 Jahre alt, hätte ihn ſeine Neigung zu den Tönen bald ſein Leben gekoſtet. „Ich war allein," erzählt er, „das Brauſen eines eiſernen Topfes zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich; ich tanzte nach dieſen Tönen. Bald aber ward ich neugierig, zu ſehen, wie dieſes periodiſche Rollen im Topfe entſtehe. Er fiel um, und zwar in ein heftiges Feuer von Steinkohlen; die Exploſion war ſo heftig, daß ich, faſt am ganzen Leibe verbrannt, erſtickt hinſank." Dieſes Unfalls Folge war

Digitized by Google

eine auszehrende Krankheit für ihn, und eine Augenſchwäche auf Lebenszeit. An Leclere erhielt er einen vortrefflichen Muſiklehrer. Noch folgereicher für ihn war aber der Zutritt, den ihm ſein Vater bei dem Orcheſter einer Truppe italieniſcher Operiſten verſchaffte, die ſich in Lüttich aufhielten, und Opern von Pergoleſi, Buranello und andern tüchtigen Meiſtern aufführten. Dieſes war die Quelle, aus welcher Grétry ſeine Leidenſchaft für die Muſik, und beſonders für die italieniſche ſchöpfte. Ein Unfall nöthigte ihn, dem Geſange, den er bisher mit Auszeichnung betrieben, zu entſagen, und ſich ausſchließend auf die Compoſition zu legen. Eines gewiſſen Renekin's oder Reinikin's lichtvoller Unterweiſung nach Rameau's Grundſätzen verdankte er die ausgezeichneten Fortſchritte, die er in der Setzkunſt machte. Im März 1759 trat er mit mehreren Commilitonen eine Bildungsreiſe nach Italien an. In Rom genoß er zwei Jahre lang den Unterricht des Caſali. In Anwendung des Contrapunkts ward Pergoleſi ſein Vorbild. Bald trat er hier mit ſeinen erſten Verſuchen hervor. Einige Symphonien und Opernſcenen machten ihn ſo vortheilhaft bekannt, daß ihm von den Direktoren des Theaters Aliberti die Compoſition zweier Intermezzo's, le Vendemiatrici betitelt, aufgetragen wurde. Seine Arbeiten wurden mit großem Beifall aufgenommen. Wenn auch die Ehrenbezeugungen, die er einerntete, den Neid der jungen röm. Artiſten erregten, ſo wurde Grétry durch das erfreuliche Urtheil Nic. Piccini's für die Ausbrüche dieſer Eiferſucht hinlänglich entſchädigt. Durch einen Künſtler, Namens Melon, aufgemuntert, entſchloß er ſich zu einer Reiſe nach Paris. 1767 verließ er Rom und langte zu Genf an. Hier ſetzte er, in Ermangelung eines andern Textes, die Operette Isabelle et Gertrude von Favart in Muſik, welche ſich einige Zeit mit Beifall hielt. In Paris hatte er zwei Jahre lang mit den Talenten ſeiner Nebenbuhler zu kämpfen. Vergeblich ſuchte er noch immer nach einem Texte, bis er einen jungen Dichter fand, der ihm die Samnitiſche Hochzeit zur Grundlage eines Tonſtückes lieferte. Das Stück mißfiel jedoch. Entſchloſſen, abzureiſen, gelang es ſeinen Freunden endlich, Marmontel zu bewegen, für ihn eine Dichtung auszuarbeiten. Es war Le Huron, der 1768 die Bühne betrat. Das Stück gefiel ungemein, und ſchon am nächſten Morgen ſtanden ihm mehrere Dichter mit ihren Anträgen zu Gebote. Seine Muſe war ſeit dieſer Zeit unerſchöpflich, und ſeine Regſamkeit kannte keine Gränzen. Schon 1799 belief ſich die Zahl ſeiner componirten Singſpiele auf 73. 1795 hatte man ihn zum Mitgliede des Institut des sciences et arts, und zuletzt zum Mitdirektor des Conservatoire de la musique ernannt. Seine Mémoires ou Essai sur la musique erſchienen 1790 im Drucke. Unter ſeinen Tonſtücken ſind die vorzüglicheren: Zémire et Azor, le Tableau parlant, l'Ami de la maison, la fausse Magie, le Jugement de Midas, l'Amant jaloux, les Evénemens imprévus, Colinette à la cour, la Carevane, Richard Coeur-de-Lion, Anacréon chez Policrate u. a. Er ſtarb 1813 zu Ermenonville in Rouſſeau's Einſiedelei.

Greuze, ein geiſtreicher franz. Maler, geb. zu Tournus bei Mâcon 1726, bildete ſich in Italien zum großen Meiſter, und ſtarb zu Paris 1805. An ſeinen Gemälden bewundert man vorzüglich das Colorit; doch wirft man ihm vor, immer nur dieſelben Geſichtszüge dargeſtellt zu haben. Seine Gemälde haben immer einen moraliſchen Zweck, und ſtellen am meiſten Familienſcenen dar. Vergl. Franzöſiſche Malerkunſt.

Gribeauval (Jean Baptiſte Vaguette de), ein vortrefflicher Kriegsmann ſeiner Zeit, geb. 1715 zu Amiens, nahm bei dem Regimente Royal-Artillerie Dienſte, und ſchwang ſich bald zur Würde eines Offiziers bei der Minir-Compagnie empor, und erhielt nicht lange darauf (1752) von dem Kriegsminiſter d'Argenſon den ehrenvollen Auftrag, in Berlin die von

Digitized by Google

Friedrich II. eingeführte leichte Regiments = Artillerie zu beſichtigen. Bei ſeiner Zurückkunft ſtattete er nicht nur einen ausführlichen Bericht über den Zweck ſeiner Sendung ab, ſondern lieferte auch gediegene Beobachtungen über die Gränzen und Feſtungen der Länder, die er bereiſet, in mehreren Abhandlungen. Die Dienſte ſeines Vaterlandes vertauſchte er bald, mit Bewilligung ſeines königlichen Gebieters, mit öſterreichiſchen; zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, als Maria Thereſia geſchickte Artillerie-Offiziere ſuchte. Ihm vorzüglich verdankt es Oeſterreich, daß bei der Belagerung von Glatz, dieſer wichtige Punkt nicht in die Hände Preußen fiel. Auch ſelbſt dem großen Friedrich bot er rühmlichſt die Spitze. Bei der Belagerung von Schweidnitz, welches Unternehmen Friedrich II. ſelbſt leitete, und wo Gribeauval unter dem Marſchall Guasco befehligte, hielt ſich Gibeauval lange durch treffliche Gegenanſtalten, in Betreff des Syſtems, welches der große Preußenkönig bei den Minen befolgte. Er mußte aber am Ende unterliegen, und gerieth in Gefangenſchaft. Sein hoher Feind behandelte ihn mit achtungsvoller Auszeichnung, und zog ihn ſogar an ſeine Tafel. 1762 von der Kaiſerin zum Feldmarſchall-Lieutenant und Großkreuz des Marien-Thereſien-Ordens creirt, kehrte er auf Antrieb Choiſeuls mit dem Frieden in ſein Vaterland zurück, wo er als Marechal de Camp und Generalinſpektor der Artillerie angeſtellt wurde, und ſich hier vielfaches Verdienſt um das Genie-, Fortifikations- und Artilleriewеſen erwarb. Noch vor dem Ende ſeiner Tage fiel er durch Choiſeul und Bellegrade in der Gunſt des Königs, wurde aber mit der Thronbeſteigung Ludwigs XVI. zum Oberaufſeher des großen Arſenals ernannte, und ſtarb 1789, als Menſch und Krieger gleich geachtet. Vergl. den Art. Artillerie in Europa, deren Geſchütze und Geſchichte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Verzeichniß

der

im fünften Bande enthaltenen Artikel.

	Seite
F	1
Fa	—
Fabel	—
Faber (Tanaq.)	—
Fabianus	2
Fabius	—
Fabius Piktor	3
Fabliers	—
Fabre d'Eglantine	—
Fabretti (Raph.)	4
Fabricius (Cajus)	5
Fabricius (Georg)	—
Fabricius (J. Chr.)	7
Fabrik	—
Fabroni (Angelo)	—
Fabrot (Charl. An.)	—
Façade	8
Facit	—
Facciolato (G.)	—
Fachingen	—
Fackeln der Sonne	9
Fackeltanz	—
Facſimile	—
Factor	10
Factur	—
Factum	11
Faden	—
Faes (Peter v. d.)	—
Faeſch	12
Fage (Raym. la)	—
Fagel	—
Faggi (Angelo)	13
Fagott	—
Faggot (Jakob)	14
Faginoli (G. B.)	—
Fagnani (Prosper)	—
Fahne	—
Fahneneid ꝛc.	15
Fahrbahn	15
Fahren	—
Fahrende Habe	—
Fahrenheit (Gab. d.)	—
Fajum	16
Fairfax (Th. Lord)	—
Fakir	—
Falkonet (Et. M.)	17
Falcci (Hieron.)	—
Falieri (Marino)	—
Falk	—
Falk (Joh. Peter)	18
Falken	—
Falkenſtein (J. H. v.)	19
Falkiren	—
Falkner (Thomas)	—
Fall der Körper	20
Fallgut	—
Falliment	21
Falſch	—
Fallſchirm	22
Falſet	—
Falsiloquium	—
Faltenwurf	—
Falter	—
Falun	—
Fama	23
Fanal	—
Fanatismus	—
Fandango	—
Fanfare	24
Fannius (Cajus)	—
Fang	—
Farao	—
Fare (Marq. de la)	—
Färbekunſt	—
Färben	25
Farbengebung	26
Farbenlehre	26
Färberröthe	29
Färbeſtoffe	30
Farçe	—
Faria (Ant. de)	—
Faria y Suſa	—
Farin	31
Farinelli (C. Br.)	—
Farnaby (Thom.)	—
Farneſe	32
Farneſiſch	34
Farnsworth	—
Farquhar (Georg)	35
Fas	—
Faſanerie	—
Fasces	—
Faſch (C. Fr. Chr.)	—
Fäſch	37
Faſchinen	—
Faſching	38
Faßmann (David)	—
Faſti	—
Faſtnacht	—
Fatalismus	39
Fata Morgana	—
Fatum	40
Faujas de St. Fond	—
Faulbaum	41
Faulhaber (Joh.)	—
Faulheit	—
Fäulniß	—
Faun	42
Fauna	—
Faunen	—
Faußebraye	44
Fauſt (Joh.)	—
Fauſt oder Fuſt (J.)	—
Fauſta	45

Seite
Fauſtina 45
Fauſtrecht —
Favart (Ch. S.) 46
Favart (M. J. B.) —
Favier 47
Favaite —
Favre (Pierre) —
Faxardo (Diego) —
Fayance 48
Fayette —
Febronius —
Februar —
Febvre —
Fecialen —
Fechtkunſt 49
Fedele (Caſſandra) —
Federſen (J. Fr.) 50
Federbuſch —
Federharz —
Federici (Camillo) —
Federkraft —
Federmoſaik —
Federn 51
Feen 52
Fegfeuer —
Fehde —
Fehmgericht 53
Fehrbellin —
Feigen —
Feinheit 54
Fekenham (John v.) —
Felbiger (J. Ign. v.) —
Feldärzte —
Feldbatterien 55
Feldgeſchrei —
Feldgeſchütz —
Feldlazarethe —
Feldmarſchall, Zeichen —Zeugmeiſter —
Feldmeſſen 56
Feldmühlen 57
Feldprediger —
Feldſchmiede —
Feldſtücke —
Feldwacht 58
Feleki (A. N. M.) —
Felicitas —
Felix (Ant.) —
Felix (Päpſte) —
Feller (Franz v.) 59
Felonie —
Fenelon (François de Sal. de la Motte) —

Seite
Fenelon (J. B. S. de) 61
Fenton (Eduard) —
Feodoſia 62
Ferber (Joh. Jak.) —
Ferdinand (Kaiſer) —
Ferdinand (Don) 64
Ferdinand L. (Prinz von Preußen) —
Ferdinand v. Caſtilien —
Ferdinand v. Portug. 65
Ferdinand v. Neapel —
Ferdinand (C. A. J.) Erzh. v. Oeſterreich 66
Ferdinand (Infant) —
Ferdinand v. Cordova 67
Ferduſi (J. B. S.) —
Fere Champenoiſe 68
Ferguſon (Jak.) —
Ferien —
Fermat (P. de) —
Fermate —
Fermor (Graf v.) —
Fernandez (Juan) 69
Ferne —
Ferney —
Fernow (C. L.) —
Fernrohr 70
Feronia 72
Ferrand d. l. Cauſade —
Ferrara —
Ferrara v. Eſte 74
Ferreira (Antonio) —
Ferreras (J. de) 76
Ferri (Ciro) 77
Ferro —
Ferrol —
Ferrucci (Franc.) —
Ferſen (Axel, Graf v.) —
Feryd-Eddyn-Atthar 78
Fes —
Fescenniniſche Verſe —
Feſch (Joh. Rud.) —
Feß —
Feſele (Martin) —
Feſte 79
Feſtigkeit —
Feſton —
Feſtſpiele —
Feſtung 80
Feſtus (Porcius) 82
Fetfa 83
Fetiſchismus —
Fett —

Seite
Fettleibigkeit 84
Feudalrecht —
Feuer —
Feuer (Griechiſches) 85
Feuerdienſt —
Feuererzeugung —
Feuerkugeln —
Feuerland 86
Feuerlein (J. W.) 87
Feuerprobe —
Feuerſchwamm —
Feuerſpeiende Berge —
Feuerſtein —
Feuervergoldung —
Feuerverſicherung —
Feuerwerkerkunſt —
Feuerzeugung 88
Feyerabend 89
Fez 90
Fibel —
Fibern —
Fichte (J. Gottl.) —
Fichte 92
Fichtelgebirge —
Fidalgo —
Fideikommiß —
Fides 93
Fieber —
Fieberkuchen 95
Fielding (Henry) —
Fiesco (Graf) 97
Fieſole (Fr. Giov.) 100
Figur 101
Filangieri (Gaet.) 103
Filicaja (Vic. da) 104
Filigran-Arbeit —
Filtriren —
Filz 105
Finale —
Finanzſyſtem —
Findling —
Finé (Oronce) 106
Fingal —
Fingalsgrotte 107
Finger 108
Fingerſetzung 109
Finiguerra (T.) —
Finisterrae —
Fink (Fr. Aug. v.) —
Finkenſtein (Graf) 110
Finnen —
Finnland 111
Finſtere Kammer —

Digitized by Google

	Seite
Firenzuola	111
Firma	—
Firmament	—
Firman	112
Firmelung	—
Firmian (Graf)	—
Firmont (Edgew. de)	—
Firniß	113
Firnißbäume	114
Fis	—
Fiscal	—
Fiſchart (Joh.)	115
Fiſchbein	116
Fiſche	—
Fiſcher	117
Fiſcherei	118
Fiſcherring	122
Fiſchhandel	—
Fiscus	—
Fisher (John)	123
Fiſtel (Falſet)	—
Fiſtel	—
Fitz	—
Fiume	—
Fix	—
Fixmillner (Plac.)	124
Fixſterne	—
Flaccus (C. V.)	126
Fläche	—
Flachs	—
Flacius Illyricus	—
Flagellanten	127
Flageolet	—
Flagge	—
Flamändiſche Maler-ſchule	—
Flamen	128
Flaminius (T. C.)	—
Flaminius (M. A.)	—
Flämiſch	130
Flamme	—
Flamſteed (John)	—
Flanke	—
Flaſche	131
Flaſchenzug	—
Flau	—
Flavianus	—
Fléchier (Esprit)	—
Flechſe	132
Flechten	—
Fleck (J. Fr. Ferd.)	—
Fleiſch	134
Fleiſchfarbe	—
Flemming (Paul)	—

	Seite
Flemming (Graf v.)	135
Fleſche	136
Fletcher	—
Fleurieu (Graf)	—
Fleurus	—
Fleury (Cardinal)	137
Fleury (Abbé)	138
Fleury (Betr.)	—
Flibuſtier	—
Fliege	139
Fließen	140
Flinders (Math.)	141
Flinte	—
Flintenſtein	—
Flintglas	—
Flittergold	—
Flokko	142
Flögel (C. Fr.)	—
Flörken (Fr. Jak.)	—
Flor	—
Flora	143
Florence	—
Florentiner-Arbeit	—
Florentinerlack	—
Florentiniſche Schule	—
Florenz	144
Florett	146
Florian (Claris de)	—
Florida	147
Florida-Blanka	148
Floris (Franz)	—
Florus (Luc. An.)	—
Flöße	—
Flöte	150
Flott	—
Flötzgebirge	—
Flüchtig	—
Flüe (Nikl. v. d.)	151
Flügel	152
Flur	—
Fluß	—
Flußgebiet	—
Flußſpath	—
Flüßigkeit	—
Fluth	153
Flynz	—
Fo	—
Focus	155
Foe (Daniel)	—
Föderativſtaat	—
Föderativſyſtem	156
Fötus	—
Foix (R. St. Gr. v.)	157
Folard (Charles de)	—

	Seite
Folengo (Theoph.)	158
Folie	—
Foligno	—
Folter	—
Folz (Hans)	—
Fondmine	159
Fonds (öffentliche)	—
Fontaine (J. la)	—
Fontainebleau	—
Fontana (Publ.)	160
Fontanes (Marq. de)	161
Fontanges (Herzogin v.)	—
Fontenai	—
Fontenelle (B. le Bovier de)	—
Fontevraud	163
Fontinalien	164
Foote (Samuel)	—
Force (Duc de la)	165
Forcellini (Egidio)	—
Forelle	—
Forkel (Joh. Nik.)	—
Form	166
Form	167
Formen	168
Formey (J. S.)	—
Formſchneidekunſt	169
Forskål (Peter)	172
Forſt	—
Forſtbotanik	174
Forſter (Joh. R.)	—
Forſtvermeſſung	175
Forſtweſen	—
Fort	176
Fort (Fr. le)	—
Forte	—
Forteguerra (S.)	—
Fortepiano	177
Fortifikation	—
Fortinguerra (N.)	178
Fortuna	—
Forum	179
Foſſilien	180
Fothergill (John)	—
Fouché (Joſeph)	—
Foulis (R. u. A.)	161
Fouque (Fr. Freih. de la Motte)	182
Fouquier-Tinville	183
Fourcroy (A. Fr. de)	—
Fox (George)	184
Fox (James)	—
Fracaſtoro (Hieron.)	191

Digitized by Google

Seite

Fracht 192
Fra=Diavolo 193
Frage —
Fragmente 194
Fraiß —
Fraktur —
Franc —
Franche=Comté —
Franche=Comté=Wein —
Francia (Franc.) —
Franciscaner 195
Franciscus —
Franco v. Köln —
Franco (N.) 196
François de Paule —
Frank (Sebaſtian) —
Franke (Aug. Herm.) —
Franken 199
Franken —
Franken 200
Frankenberg (Freih. v.) —
Frankenhauſen 201
Frankenſtein —
Frankenthal —
Frankenweine —
Frankfurt a. M. 202
Frankfurt a. O. 207
Franklin (Benj.) —
Frankreich (Geſch. v.) 211
Frankreich in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht 228
Frankreichs gelehrte Geſellſchaften 236
Frankreichs literäriſche Zeitſchriften —
Franz v. Aſſiſi 237
Franz v. Paula 238
Franz v. Sales —
Franz v. Xavier 239
Franz I., K. v. Fr. 242
Franz II., K. v. Fr. 245
Franz I., d. Kaiſer —
Franz I., Herzog v. Bretagne —
Franz v. Erthal, Fürſtbiſchof v. Bamberg u. Würzburg 246
Franzbranntwein —
Franzensbrunnen —
Franzöſiſche Bank —
Franz. Bibliotheken —

Seite

Franz. Bildhauerkunſt —
Franz. Bühne —
Franz. Dezimalſyſtem 252
Franz. Geſetzgebung —
Franz. Geſchichtſchreiber —
Franz. Malerkunſt —
Franz. Medicin 258
Franz. Muſik —
Franz. Nationalliteratur 263
Franz. Philoſophie 266
Franz. Poeſie 267
Franz. Proſa 277
Franz. Romanenliteratur 288
Franz. Schule —
Franz. Singſpiel 289
Franz. Sprache 290
Franz. Staatskunſt 291
Franz. Theorie und Kritik 293
Franz. Unterrichtsanſtalten 294
Franz. Weine —
Frascati 295
Frauen —
Frauenburg 301
Frauenglas —
Frauenlob (Heinr.) 302
Frauenſommer —
Frauenthal —
Frauenverein —
Frechen —
Frédégonde —
Fregatte 303
Fregatten —
Freiberg —
Freibeuter —
Freibrief —
Freiburg in der Schweiz 304
Freiburg im Breisgau —
Freicorps 305
Freidank —
Freie Künſte 306
Freie Städte —
Freienwalde —
Freigedinge 307
Freigeiſt —
Freigelaſſene 308

Seite

Freigrafſchaft 309
Freihafen —
Freiheit —
Freiheitsbaum 313
Freiherr 314
Freimaurerorden —
Freinsheim (Joh.) 315
Freiſaſſe 316
Freiſingen —
Freiſtaaten —
Freitag 317
Frejuls —
Freiwilligen —
Fremdenbill 320
Freret (Nik.) —
Freron (E. C.) —
Frescomalerei 321
Freſenius (J. Ph.) 322
Freude —
Freudenpferd —
Freudenſtadt —
Freundſchaft 323
Freundſchaftsinſeln —
Freya 324
Freyre d'Andrade —
Friaul —
Frickthal 325
Friedberg —
Friede —
Friede (ewiger) 326
Friedensconferenzen 327
Friedensgerichte —
Friedenspfeife —
Friedensſchluß 328
Friedensſchlüſſe —
Friedland 340
Friedland —
Friedland (Schl. bei) —
Friederike (Sophie Wilh.), Markgräfin v. Baireuth 342
Friedrich I. —
Friedrich II. 344
Friedrich III. 345
Friedrich IV. 347
Friedrich d. Gebiſſene 348
Friedrich, König von Dänemark 349
Friedrich Wilhelm, Churfürſt 350
Friedrich I., König v. Preußen 354

Digitized by Google

Seite

Friedrich Wilhelm I., König v. Preußen 357
Friedrich II. 360
Friedrich Wilh. II. 371
Friedrich Heinrich Louis, oder Prinz Heinr. v. Preußen 373
Friedrich II., König v. Würtemberg 374
Friedrich, König v. Schweden 382
Friedrich, König v. Sicilien —
Friedrich, König v. Neapel 383
Friedrich, Churfürſt v. d. Pfalz —
Friedrich, Churfürſt v. Sachſen 384
Friedrichsd'or —
Friedrichshall 385
Friedrichsham —
Fries —
Frieſel —
Frieſen —
Frigga 386
Friſches Haff —
Friſchling (Nikod.) —
Friſt 388
Fritſch (Th. v.) —
Frobisher (Sir M.) —
Frohndienſte 389
Frohnleichnam —

Seite

Froiſſart (Jean) 389
Fronde 390
Frondsberg (G. v.) —
Front 391
Frontalſchlacht —
Frontignan —
Frontinus (S. J.) —
Fronto (M. C.) 392
Fronton —
Froſchmäusler —
Froſt —
Froſtableiter —
Frucht 393
Fruchtmalerei —
Fruchtbarkeit —
Fruchtbringende Geſellſchaft 394
Fruchtwein —
Frugoni (C. J.) —
Frühling 395
Fualdes (Mord des) 396
Fuchs 400
Fuchsinſeln 401
Füger (Fr. H.) —
Fühlhörner 402
Fühl- oder Sinnpflanze 403
Fülleborn (G. G.) —
Füllhorn 404
Fuentes (Graf v.) —
Fuentes d'Onor 405
Für 406

Seite

Fürſt 406
Fürſten —
Fürſtenberg —
Fürſtenberg (Freiherr von) 407
Fürſtenbund 408
Fürſtenrecht —
Fürſtenſchulen —
Fürth 409
Füßelier —
Füßen —
Füßli —
Fuge 410
Fugger (Geſchlecht) 411
Fulda 414
Fulda (Fr. C.) 415
Fulgerit —
Fulton (Rob.) 416
Fulvia —
Fundamentalartikel —
Fundamentalbaß —
Fundirte Schuld —
Furca —
Furcht —
Furien 417
Furioſo —
Fuß —
Fußkuß 418
Fußwaſchen —
Fuſt —
Fuſti —
Fyruzabi. —

G

Seite

G 419
Gabalis —
Gabel —
Gabriel 420
Gabrieli (Triphon) —

Seite

Gaea 420
Gaeta 421
Gährung —
Gärberei 423
Gärtner (Carl Chriſt.) —
Gaill (Andreas) —

Seite

Gaillard 424
Galaktit —
Galantismus —
Galatea —
Galatien —
Galba —

Digitized by Google

Seite
Galeaſſe 425
Galeere —
Galen 426
Galen (Chriſt. Bernhard von) —
Galenus (Claud.) —
Galeniſten 428
Galeone —
Galiani (Fernando) —
Galicien —
Galiläa 429
Galilei (Galileo) 430
Galion 432
Galizien —
Gall (Joh. Joſeph, Biſchof v. Linz) 433
Galläpfel 434
Gallas (M. Graf v.) —
Galle —
Gallen (St.) 435
Gallerie 436
Gallerte —
Gallicaniſche Kirche 437
Gallicismus —
Gallicomanie —
Galliczin —
Gallien 438
Gallienus (Kaiſer) 440
Gallier —
Gallimatthias 443
Gallizien —
Gallois (Jean) —
Gallus (Corn.) —
Galmei 444
Galuppi (Bald.) —
Galvani (Aloiſio) —
Galvanismus (mediz. Anwendung des) 452
Gama (Vasquez da) —
Gambacorti (Andr.) 455
Gambara (Veron.) 456
Gambe —
Gandersheim —
Ganerben 457
Gang —
Ganganelli —
Ganges —
Ganggebirge 458
Gangliensyſtem —
Gangrän —
Gant —
Ganymedes —

Seite
Gap 459
Gara (Nikolaus) —
Garamantit —
Garay (Juan de) —
Garcias de Mascarenhas —
Garcias de Paredes 460
Garcilaſo de la Vega —
Garda-See —
Gardon —
Garrick (David) —
Gartenbau 462
Gartenkunſt —
Garve (Chriſt.) 468
Gas 470
Gasarten —
Gasarten (mediz. Anwendung der) 476
Gasarten (Verdichtung der) —
Gasbeleuchtung 477
Gascogne 478
Gaſometer 479
Gasparini (Franc.) —
Gaſſendi (Pierre) —
Gaſſenerleuchtung 480
Gaſſion (Juan de) —
Gaßmann (Fl. L.) —
Gaßner (Joh. Joſ.) 481
Gaſtfreiheit —
Gaſtmähler d. Alten 483
Gaſton de Foix 485
Gaſtriſch —
Gaſtromantie —
Gatterer (Johann Chriſtoph) —
Gau 486
Gaudi (F. W. E. v.) —
Gauſſin (J. E.) —
Gaveaux 488
Gavinies (P.) —
Gavotte —
Gay (John) —
Gaza 489
Gazette —
Gazometer —
Gazopyrion —
Gebälk 490
Gebärden —
Geberden —
Gebern 491
Gebet —

Seite
Gebirge 491
Gebirgsarten —
Gebirgshöhe —
Gebläſe —
Gebler (Freih. v.) 493
Gebrochen —
Geburt —
Geburtshülfe 494
Gedächtniß —
Gedächtnißübungen 496
Gedackt 497
Gedanke —
Gedärm —
Gedicht —
Gediegen —
Gedike (Friedr.) —
Gedritter Schein 499
Geeſt-Geeſt-Land —
Gefährte —
Gefälle 500
Gefäße —
Gefolg —
Gefrieren 501
Gefühl —
Gefühlsmenſchen 502
Gefühlsvermögen 503
Gegenbewegung —
Gegenbeweis —
Gegenfüßler —
Gegenſatz —
Gegenſchein —
Gegenwirkung —
Geheime Geſellſchaft 504
Geheimrathsverordnungen 505
Geheime Wiſſenſchaften —
Gehirn —
Gehör 506
Gehorſam 507
Gehörwerkzeuge —
Gehrung —
Geilnau —
Geige 508
Geiger (Joh. Conr.) —
Geiler v. Kaiſersberg —
Geiſer —
Geiſt —
Geiſt, Geſpenſt —
Geiſt (der heilige) 509
Geiſt der Zeit —
Geiſtererſcheinungen —

Digitized by Google

	Seite
Geiſteskrankheiten	509
Geiſtesorden	—
Geïſtik	510
Geiſtliche Lieder	511
Geiſtliche Sachen	—
Geiſtliche Strafen	—
Geiſtlicher	—
Geiſtl. Ritterorden	512
Geiſtl. Vorbehalt	—
Geiſtliches Gericht	—
Geiſtlichkeit	—
Geiz	—
Gekuppelte Säulen	513
Gelbſucht	—
Geld	—
Geldern	514
Geldumlauf	—
Geleckt	515
Gelée	—
Gelée (Claude)	—
Gelegenheit	—
Gelehrſamkeit	—
Geleit	516
Gelenius (Joh.)	—
Gellert (Chriſtian Fürchtegott)	517
Gellius (Aulus)	521
Gelnhauſen	—
Gelon	522
Geltung	523
Gelübde	524
Gemälde	—
Gemappe	525
Gemarke	526
Gemein	—
Gemeinde	—
Gemeinegüter	—
Gemeineweide	527
Gemeingefühl	528
Gemeingeiſt	—
Gemeinheit	—
Gemeinheitstheilung	529
Gemenge	530
Gemmen	—
Gemmingen (Otto Heinr. Freih. von)	—
Gemſe	531
Gemüth	533
Gemüthsbewegungen	—
Gemüthskrankheiten	—
Genealogie	—
General — Generaliſſimus — Generalſtab	535
Generalbaß	—
Generalſtaaten	536
Generation	—
Geneſis	—
Geneſung	—
Genethliakon	—
Genetiſch	—
Genf	—
Genfer-See	537
Gengis-Chan	—
Genie	—
Genien	540
Geneveva	542
Gens'darmes	543
Genſerich	544
Gent	545
Gentleman	—
Gentry	—
Genua	—
Genus	548
Geoblaſten	—
Geocentriſch	—
Geocykliſche Maſchine	—
Geodäſie	—
Geoffrin (M.)	—
Geoffroy (J. L.)	549
Geogenie	550
Geognoſie	—
Geographie	—
Geographie (Militär-)	552
Geographie (Geſchichte der)	553
Geologie	557
Geomantie	—
Geometrie	—
Georg (Sanct)	558
Georg I.	559
Georg II.	—
Georg III.	—
Georg der Reiche	560
Georgel (J. Fr.)	561
Georges Cadoudal	—
Geórgica	562
Georgicon	—
Georgien	—
Georg-Nobel	563
Gera	564
Gerade	—
Gerber (Ernſt Ludw.)	—
Gerben	564
Gerbert	567
Gerbeſtoff	—
Gerechtigkeit	—
Gereag	568
Gerhard (Paul)	569
Gerhard Thom	570
Gerichte	—
Gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft	—
Gerichtshöfe d. Liebe	—
Gerichtsordnung	574
Gerichtsſtand	—
Germain (Graf St.)	—
Germanikus	575
Germanien	576
Germanismen	580
Germersheim	—
Gerona	—
Geronten	—
Gerſau	—
Gerſon	581
Gerſtenberg (H. W. v.)	—
Gerſtenkorn	582
Geruch	—
Geryon	583
Ges	—
Geſammte Hand	—
Geſandter	—
Geſandtſchaftsrang	586
Geſang	587
Geſangbücher	588
Geſangſchulen	590
Geſchäftsgang	—
Geſchäftsſtyl	—
Geſchäftsträger	591
Geſchenkte Handwerke	—
Geſchichte	—
Geſchichte (Geſchichte der)	594
Geſchichte (Studium der)	613
Geſchichtsforſcher	614
Geſchichtsmalerei	—
Geſchichtsſchreiber	615
Geſchiebe	—
Geſchlecht (grammat.)	—
Geſchlecht	—
Geſchlechtsnamen	—
Geſchlechtstrieb	616
Geſchmack	617

Digitized by Google

	Seite
Geſchnittene Steine	619
Geſchütz	620
Geſchwader	—
Geſchwindeſchreibekunſt	—
Geſchworn. Gerichte	—
Geſechster Schein	—
Geſellſchaft	—
Geſellſchaft (engl. oſtindiſche)	621
Geſellſchaften (geleh.)	—
Geſellſchaftsinſeln	—
Geſellſchaftskönig	—
Geſellſchaftsrechn.	622
Geſellſchaftsſtücke	—
Geſellſchaftsvertrag	—
Geſetz	623
Geſetzgebung	624
Geſicht	—
Geſichtskreis	626
Geſims	—
Geſinde	627
Geſpanſchaft	628
Geſpenſter	—
Geſperrt	—
Geſpilderecht	629
Geßler (Herm.)	—
Geßner (Conr.)	—
Geßner (Matthias)	—
Geßner (Salom.)	630
Geſtalt der Erde	632
Geſtändniß	—
Geſtikulation	—
Geſtirn	—
Geſundbrunnen	633
Geſundheit	—
Geſundheitslehre	634
Getäfel	—
Getränk	—
Getreide	635
Getreidehandel	636
Getreidemagazine	—
Getreidemangel	—
Geuſen	—
Geviertſchein	—
Gewähr	—
Gewäſſerte Zeuge	—
Gewalt	—
Gewand	637
Gewehr	638
Gewehrfabrik	—

	Seite
Gewerbe	640
Gewerbſteuer	—
Gewicht	—
Gewißheit	641
Gewiſſen	—
Gewiſſenhaft	642
Gewiſſensangſt	—
Gewiſſensfall	—
Gewiſſensfreiheit	—
Gewiſſensrichter	—
Gewiſſensſcrupel	—
Gewitter	643
Gewohnheit	645
Gewohnheitsrecht	—
Gewürze	—
Gewürzinſeln	646
Gewürznelkenbaum	—
Gherardesca	647
Ghiberti (Lorenzo)	—
Giannone (Pietro)	648
Gibbon (Edward)	649
Gibellinen	651
Gibichenſtein	—
Gibraltar	652
Gicht	653
Gicht (Mittel wider)	654
Gichtel (Joh. G.)	—
Giebel	—
Gieſeke	655
Gießen	—
Gift	657
Giganten	659
Gigantiſch	—
Gigli (Hieron.)	—
Gilbert (Gabr.)	660
Gilbert (N. J. L.)	—
Gilbert (L. W.)	—
Gilde	—
Gil-Polo	661
Gil-Vicente	—
Gimle	—
Gimpel	—
Ginguene (P. L.)	—
Ginſeng	—
Giocondo (Fra G.)	662
Gioja (Flavio)	—
Giordano (Luca)	—
Giornovichi	664
Giotto	—
Giovani (Ser)	665
Giraffe	—

	Seite
Giraldi	665
Girardon (Franç.)	666
Giro	—
Girobank	—
Gironde	—
Gis	668
Gis moll	—
Giſeke (N. D.)	—
Giulini (J. Graf)	669
Giulio Romano	—
Giuſtinianiſche Gemäldeſammlung	—
Glacis	671
Gladiatoren	—
Glätte	672
Glarus	—
Glas	673
Glasfenſter	675
Glasgalle	676
Glasgow	—
Glasmalerei	—
Glasporcellan	684
Glasſchleifen	—
Glastropfen	—
Glaſur	—
Glatteis	—
Glaube	
Glaubenseid	—
Glauber (J. R.)	685
Glauberſalz	—
Glaukus	—
Glaz	686
Gleichen (Graf von)	—
Gleichen (F. W. v.)	—
Gleicher	—
Gleichgewicht	—
Gleichgewichtsſyſtem	687
Gleichheit	—
Gleichniß	688
Gleichung	—
Gleim (J. W. L. v.)	—
Gletſcher	—
Glette	692
Gleukometer	—
Gliedermann	—
Glimmer	—
Gliſſicato	—
Globus	—
Glocken	694
Glockenſpeiſe	697
Glockenſpiel	—

Digitized by Google

	Seite
Glogau	697
Gloſſe	698
Glover (Richard)	—
Glückſeligkeit	699
Glückſeligkeitslehre	—
Glühe	—
Glühen	—
Glühende Kugeln	—
Glühwurm	—
Gluck (Ritter von)	700
Glykoniſche Verſe	702
Gmelin	—
Gnade	703
Gneiſenau (Graf v.)	—
Gneſen	705
Gnidus	—
Gnomen	706
Gnomen (i.d.Poetik)	—
Gnoſtiker	—
Goa	708
Gobellin (Gilles)	709
Godeau (Antoine)	—
Godesberg	—
God save the King	—
Göllheim	710
Görlitz	—
Görz (Frhr. v.)	—
Goes (Jean A. v. d.)	—
Götterlehre	711
Götterſpeiſe	—
Göttingen	—
Götz (Joh. Nikol.)	712
Götz v. Berlichingen	713
Götz (J. A. Eph.)	—
Götze	—
Götzen (J. Graf v.)	—
Gold	714
Goldmacherkunſt	715
Goldene Zahl	—
Goldenes Vließ	—
Goldfiſch	—
Goldoni (Carlo)	716
Goldhähnchen	721
Goldſchläger	—
Goldſmith (Oliver)	—
Golgatha	723
Golkonda	—
Golzius (Hub.)	724
Golzius (Heinr.)	—
Gomarus (Fr.)	—
Gondel	—
Gonfaloniere	725

	Seite
Gonſalva (H. y Aq.)	725
Gonzaga	726
Gordianus	728
Gordiſcher Knoten	—
Gordius	—
Gordon (A.)	729
Gordon (Lord G.)	—
Gorgias	—
Gorgonen	—
Gorhan	—
Goslar	731
Gotha (Sachſen-)	—
Gothen	733
Gothenburg	735
Gothiſche Bauart	736
Gott	737
Gotter (Fr. W.)	738
Gottesdienſt	740
Gottesfriede	741
Gottesgericht	—
Gottfried v. Bouillon	—
Gotthard (Sanct)	—
Gotthard (Schlacht bei St.)	742
Gottlos	—
Gottorp	—
Gottſched (J. Chr.)	—
Gottſched (L. A. V.)	744
Gouda	745
Goudinel (Cl.)	—
Gozzi (Graf Carlo)	746
Gozzi (Gasparo)	748
Grabmal	—
Grachen (Unruhen d.)	—
Gracioſa	752
Grad	—
Gradation	—
Gradiren	—
Grävius (J. G.)	—
Grätz	753
Graf	—
Graff (Ant.)	754
Graffigni (Fr. v.)	—
Grafton	—
Gral (heiliger)	—
Grammatik	755
Gramme	756
Gramont (Anton, Herzog von)	—
Gran	—
Gran (Stadt)	—
Granada	757

	Seite
Granade	758
Granat	—
Granatbaum	—
Grand	—
Granit	760
Granſon (Schl. b.)	761
Granvella (N.P.de)	762
Gras	—
Graſſe (Graf v.)	—
Gratian	763
Gratianus	—
Grau in Grau	764
Graubündten	—
Graudenz	765
Graun (H. Carl)	—
Grave	766
Graveſande (W. J.)	—
Gravina (Carl, Herzog von)	—
Graviren	767
Gravis	—
Gravitation	—
Gray (Johanna)	—
Gray (Thom.)	—
Grazie	768
Grazien	—
Grecourt (J. B. J. B. de)	—
Green (Nath.)	769
Greenwich	—
Gregor d. Gr.	—
Gregor VII.	—
Gregorius von Nazianz	771
Gregorius v. Neocäſarea	—
Gregorius v. Nyſſa	772
Gregorius v. Tours	—
Gregorianiſcher Calender	—
Greif	—
Greifenfeld (Peter, Graf von)	773
Greifswalde	—
Grenadiers	—
Grenoble	—
Greſſet	774
Gretna	—
Grétry (A. E. M.)	—
Greuze	775
Gribeauval (J. B. Vag. de)	—

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

H. Heinrich